
Princeton University Library
32101 064299140



Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München



V. Jahrgang

1908

Inhaltsverzeichnis.

I. Weltrundschau

in fortlaufender Reihenfolge.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

II. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

III. Religiöse und konfessionelle Fragen.

IV. Allgemeine Kulturfragen, Kunst und Wissenschaft, Literatur.

Seite

V. Feuilletonistisches, Skizzen, Reisebilder, Sprüche.

VI. Poesie.

VII. Bühnen- und Musikrundschau.

VIII. Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Von M. Weber, München.

IX. Aus ungedruckten Witzblättern.

X. Echo aus dem Leserkreis.

Einladung zum Abonnement für das I. Quartal 1908.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 1

4. Januar
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

V. Feuilletonistisches, Skizzen, Reisebilder, Sprüche.

VI. Poesie.

VII. Bühnen- und Musikrundschau.

VIII. Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Von M. Weber, München.

IX. Aus ungedruckten Witzblätter[n]

X. Echo aus dem Leserkreis

Einladung zum Abonnement für das I. Quartal 1908.

5 I

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 1

4. Januar
1908



Inhaltangabe:

[illegible] Ei[illegible]er

Dritte Auflage
Reich illustriert

Herders Konversations-Lexikon

Acht Bände
M 100.— Kr 120

Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen — Teilzahlungen

Dem hochwürdigen Klerus
empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.
Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 3.
Lieferant des Georgianums.

Unionsbrauerei Aktiengesellschaft
Schülein & Cie., München
empfiehlt ihre vorzüglichen **Flaschenbiere**
in täglich frischer Füllung zum Preise von
28 Pfg. per 1/1 Flasche und
14 Pfg. per 1/2 Flasche für
dunkles und helles Bier bei Lieferung frei ins Haus.
Telephon-Ruf: 363, 364, 4634 und 4635.
Regelmässig beziehende Kunden erhalten auf Wunsch leihweise 1 Eiskasten zur kostenfreien Benützung, sowie das dem Bierkonsum entsprechende Eis gratis geliefert.

Die
Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz - München



übernimmt die Herstellung von Zeitschriften sowie Werken jeder Art / Dissertationen / Festschriften und Diplomen und hält sich zur Übernahme sämtlicher Buchdruckaufträge bestens empfohlen.

Aktienbrauerei zum Löwenbräu

in München.

Aktiva. **Bilanz vom 30. September 1907.** Passiva.

Aktiva	M	₰	Passiva	M	₰
Grunderwerb	3,278,107	53	Aktien-Kapital	9,300,000	—
Gebäude	5,370,104	28	4% Schuldverschreibungen	4,800,000	—
Maschinen	407,385	09	Hypotheken auf der Mathäserbrauerei	1,856,011	49
Inventar	806,518	11	Hypotheken auf Wirtschaftsanwesen	5,762,599	10
Neubauten	106,653	74	Gesetzlicher Reservefonds	4,831,393	27
Vorräte	2,287,756	09	Special-Reservefonds	1,906,071	95
Aussenstände	1,205,575	80	Delcredere-Reserve	700,000	—
Cassa	404,348	24	Reserve für Gebühren-Aequivalente	74,964	50
Wechsel	82,479	28	Reserve für Arbeiterwohnungen	100,000	—
Effekten	2,085,386	70	Reserve für Neubauten	200,000	—
Bankguthaben	2,282,721	90	Reserve für Beamten-Pensionsversich.	43,867	20
Hauptzollamt und Magistrat	167,809	61	Arbeiter-Pensions und Unterstützungs-Kasse	1,003,675	41
Realitäten	9,319,269	04	Desgl. der Mathäserbrauerei	29,002	21
Auswärtige Ausschank-Einrichtungen	236,206	35	Kautionen und Einlagen	1,758,443	81
Hyp.-Darlehen und sonstige Debitoren	8,954,504	68	Malzaufschlag und diverse Creditoren	1,116,692	65
			Nicht erhobene Dividenden	1,825	—
			Schuldverschreibungs-Zinsen	64,360	—
			Nicht eingelöste Schuldverschreibungen der Mathäserbrauerei	4,000	—
			Gewinn- und Verlust-Conto: Bruttogewinn M. 3,246,303.61; Uebertrag a.d. Vorjahre „ 493,101.94; M. 3,739,405.55; ab: statut. Abschreibg. „ 297,185.70	3,442,219	85
	36,995,126	44		36,995,126	44

In der heute stattgehabten General-Versammlung ist auf Grund des Rechnungsabschlusses vom 30. September 1907 die Verteilung einer Gesamt-Dividende von 20% beschlossen und deren sofortige Auszahlung genehmigt worden.

Es wird demgemäss von heute an

der Dividende-Coupon Nr. 35 unserer Aktien I. Emission mit M 60.—
„ „ „ „ 20 „ „ II. „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 13 „ „ III. „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 8 „ „ IV. „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 7 „ „ V. „ „ „ 240.—
und „ „ „ „ 1 „ „ VI. „ „ „ 240.—

bei der **Bayerischen Vereinsbank in München**
und dem **Bankhause Anton Kohn in Nürnberg**
zur Einlösung gelangen.

München, 23. Dezember 1907.

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.
Mildner. Düll.

Richard Wagners Werke
in grosser, schöner Ausgabe für Klavier. Preis des 63 Seiten starken Bandes **2 Mark.**
Inhalt:
Parsifal
Nibelungenring
Tannhäuser
Lohengrin
Tristan
Meistersinger
Fl. Holländer
Rienzi.
Prompteste Lieferung aller weltlichen und kathol. kirchl. Musikalien, auch zur Auswahl.
Buch- u. Musikalienhandlung „Zum Schwarzwald“, Schramberg.

J. Frohnsbeck
Hofkunstschlosser - Bronceschmied
München, Amalienstrasse 2?
Telephon 5997
empfiehlt sich zur
Herstellung aller kirchl. Kunstschlosserarbeiten.
Zeichnungen auf Wunsch. Erste Referenzen.

Bevor Sie Möbel kaufen, besuchen Sie gef. mein
reichassortiertes
Möbel - Fabrik - Lager.
Kaufzwang gänzlich ausgeschlossen :: Besichtigung der 14 Schaufenster empfohlen.
HEINRICH GEORG
Möbelfabrik
München, Lindwurmstr. 5
am Sendlingertorplatz.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3880.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung, Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 1. München, 4. Januar 1908 V. Jahrgang.

An die Freunde der Allgemeinen Rundschau.

Der Herausgeber ist allen, welche ihm bei der Werbung neuer Abonnenten auf irgend eine Weise, sei es durch persönliche Empfehlung, sei es durch Einsendung von Adressen, hilfreich zur Seite stehen, zu herzlichstem Danke verpflichtet und bringt diesen Dank um so lieber zu öffentlichem Ausdruck, als der neue Jahrgang nach allen bisherigen Anzeichen den Abonnentenstand der „Allgemeinen Rundschau" wieder um einen kräftigen Ruck vorwärts bringt. Infolge einer Anregung aus dem Leserkreise wurden jedem ersten Hefte des neuen Jahrganges je zwei Exemplare der Abonnementseinladung (nebst Bestellschein) beigefügt. Wer diese losen Blätter an geeignete Personen aus seinem Freundes- und Bekanntenkreise verteilt, macht sich um die weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" sehr verdient. Kein Baum fällt auf den ersten Streich. Wer heute noch nicht abonniert, kommt vielleicht später um so sicherer. Für Bestellungen auf dem **Buchhandelswege** möge der Bestellzettel handschriftlich **abgeändert** werden.



Grelle Schlaglichter

aus dem „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte".

Von einem preußischen Pfarrer.

Wie der Reichskanzler unlängst im Reichstag versicherte, soll es mit der **Sittlichkeit bei Zivil und Militär ganz gut** stehen — mit wenigen Ausnahmen. Fürst Bülow mag vielleicht, aber nur vielleicht, recht haben, wenn nur das verboten ist, was in dem neuerdings zu so trauriger Berühmtheit gelangten „§ 175" steht. Aber es gibt **noch ein anderes Gesetz**, das sechste Gebot des Dekalogs. Danach gibt's noch andere und schwere Sünden und Laster, und ist auch das verboten, was man „Verkehr mit Weibern" heißt.

Ein Offizier sagte mir vor nicht sehr langer Zeit, es gebe nach seiner Ueberzeugung unter manchem Offizierskorps kaum **einen, der darin intakt sei**. Das glaube ich nun gerade nicht. Ich kenne mehr als einen, bei dem das nicht zutrifft, aber ich glaube auch, daß es nicht zu viele sind. Ich getrau mir nicht zu sagen: unter hundert zehn. Selten hat ein Offizier so viel Charakterstärke wie jener Protestant, der sich dem Rennsport vollständig widmete, um nie Zeit zu haben für „Saufgelage" und „Weiber". Wenn von absolut zuverlässigen Gewährsleuten (genauere Angaben stehen zu Diensten) erzählt wird, daß die Kriegsschüler einer Stadt, also angehende Offiziere, in der kurzen freien Zeit am Abend jeweils truppweise bei einer gewissen Person eilig verkehrten, und ein junger Leutnant seinen Untergebenen anriet, sich ein Dienstmädel zu halten und nicht zu den sog. Weibern zu gehen wegen der Ansteckung, so darf man sich nicht wundern, daß in einer kleinen Garnisonstadt einmal am zweiten Weihnachtstage (!) die Bude eines Bordellhalters geschlossen werden mußte, nicht weil keine (gemeinen) Soldaten mehr kamen, sondern weil die Weiber erschöpft waren. Daß Stubenälteste ihre jungen Rekruten vielfach in gewisse Animierkneipen führen, ist bekannt. Es ist zwar, wie manches andere auch, verboten, aber eine Anzeige riskiert nicht leicht einer; denn wer solche Dinge zur Bestrafung meldet, gilt als bigotter, prüder Heuchler und Stänker. Was liegt auch daran?

Daß manche Soldaten tapfer brav bleiben, dafür ein Beispiel. Ein Herr in Berlin ging vor einiger Zeit nachts 1/2 1 Uhr von einer Vereinssitzung nach Hause. In der Nähe der Kaserne sah er, wie ein Soldat einem älteren Herrn eine Mords-Ohrfeige gab, daß der Alte über die ganze Straße torkelte. Er fragte, was denn los sei, und erfuhr von dem Soldaten, daß er dem alten Sünder Antwort gegeben habe auf eine unverschämte Anfrage. Bravo! kann man da nur sagen.

Im allgemeinen halten die jungen Offiziere namentlich diesen Verkehr für eine ganz **natürliche, selbstverständliche, notwendige Sache, für ihr gutes Recht**, und sprechen darüber als über ganz gleichgültige Dinge, ohne im mindesten zu erröten oder sich zu schämen. Von einem süddeutschen Kadettenkorps wird berichtet, daß bei den älteren Jahrgängen der Dienst der Venus in Wort und Tat so sehr zum „guten Ton" gehört, daß jeder Versuch einer Gegenströmung boykottiert werden würde. Völlig unverdorben bleibe kaum ein einziger.

Und von dem einen Verbotenen geht's zum anderen, bis schließlich die übersättigte Leidenschaft manchmal zu jenen Perversitäten führt, von denen die Welt in letzter Zeit so Skandalöses erfahren hat. Ist der sechste Paragraph des Dekalogs in seiner Gesamtheit nicht mehr gültig, sollte er es dann sein, wenn ein Teil davon in § 175 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches verboten ist? Mit welchem Rechte verbietet das irdische Gesetz etwas, wenn das göttliche dazu kein Recht hat? Ich glaube aber, daß es beim Militär nicht viel schlimmer steht als in vielen sogenannten **gebildeten** — denn daher kommt das Uebel — **Zivilkreisen**, besonders akademisch gebildeten Zirkeln.

Wer **liest** denn hauptsächlich „**Simplicissimus**" und „**Jugend**" und „**La beauté de la femme**" usw.? Aus welchen **Lesezimmern** sind entschieden christlich gefärbte **Zeitschriften und Zeitungen absolut exkommuniziert**, mehr selbst als der „Vorwärts"? In **welchen Stadtgegenden** sind in den Schaufenstern schamlos die nacktesten, verführerischsten Bilder, Statuen, Ansichtskarten usw. ausgestellt? Es sind jene Leute und jene Stadtteile, wo man die gemeinen Hofwohnungen Gartenhaus und den 1. Stock Hochparterre nennt, in W., **in vornehmen Vierteln**. Mein Freund pflegt deshalb öfters zu sagen, indem er als Beispiel die „Stadt der Gottesfurcht und frommen Sitte" nimmt: „In N. (dem ärmeren Norden) wohnt das staatlich verfolgte Verbrechen, in W. das staatlich konzessionierte Laster". Etwas Uebertreibung, aber viel, sehr viel Wahrheit.

In der „Allgemeinen Rundschau" ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob Se. Majestät der Kaiser über deutsche Sittlichkeitszustände, welche weithin im Auslande großes Aergernis erregen (zum Teil gewiß pharisäisches), **hinreichend informiert** ist. Wer die Verhältnisse am Berliner Hofe und in der Umgebung des Kaisers näher kennt, muß diese Frage unbedingt **verneinen**. Nur so ist es auch zu erklären, daß Worte und Taten bezw. Unterlassungen sich so sehr **widersprechen**. Wenn der Kaiser alles rechtzeitig erführe, würde manchmal ein Donnerkeil niedergehen.

Ein Jahr vorüber.

Bayerischer Rückblick und Ausblick.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Die Zeit geht ins Land; gestern, heute, morgen, immer neu, immer alt. Kleines und Großes vergeht, ist vergessen. Eine Zeitlang steht einzelnes als Markstein. Immer nur eine Zeitlang. Aber für diese Zeit ist es von Bedeutung. Solch ein Markstein trägt die Zahl 1907. Fast scheint es, als ob es für das Vaterland verhängnisvoll werden sollte; denn dieses Jahr stand unter dem Zeichen der Verhetzung des protestantischen gegen den katholischen Volksteil, und in steigendem Maße schreitet sie fort. Gott sei's gedankt, im Bayerland hat trotz „Wartburg" der gesunde Sinn des gläubig-protestantischen Volkes den Frieden mit uns gehalten. Wir fühlen miteinander als Christen und Bayern und Deutsche. Anders im Reich. Den Riß durchs deutsche Volk zu reißen, blieb dem vorbehalten, der sein Einiger sein sollte, dem Kanzler von Bülow. Nicht Parteimann gegen Parteimann steht heute im politischen Feld, sondern seit Dezember 1906 der Protestant gegen den Katholiken. Just gegen Weihnachten tönt es aus dem antiultramontanen Reichsverband vom Munde eines evangelischen Geistlichen: „Wir müssen uns sammeln und kämpfen, daß die vaterlandslosen Gesellen, die Zentrumsanhänger und Verräter zerschmettert und aus dem Vaterlande gejagt werden, daß, wenn diese Nachricht nach Rom gelangt, ihr heiligster Vater mit dem Schädel gegen die Wand rennt und ausruft: Roeren und Erzberger, gebt mir meine Legionen wieder."

Unter diesem Zeichen entstand der neue Reichstag, der ein Schulbeispiel dafür ist, wie man eine parlamentarische Nebenregierung trotz Verfassung einführen kann. Unverhüllter ist das do ut des und die Hintertreppenpolitik noch nie in Deutschland getrieben worden, und noch nie waren Grundsätze so feil wie heute. Aber: Man kann nur eine Zeitlang 20 Millionen Katholiken politisch ausschalten. Vielleicht allmählich vernichten kann man sie, d. h. ihren Glauben. Doch nur, indem man den Christusglauben überhaupt zerstört. Dann hat Deutschland mit seinen Fürsten einmal bestanden. Es war einmal. Was übrigens der Liberalismus im Reich ohne Scheu mit dem Reichskanzler treibt, macht er in Bayern dem Zentrum und der Regierung zum Vorwurf, wenn letztere verfassungsgemäß regiert. Mit offenen Augen sehen die Uebelwollenden und Mißleiteten nicht. Gerade aus Preußen klingen die häßlichsten Töne gegen den Katholizismus und natürlich gegen das Bayerland.

Und doch: Nicht nur keine Analphabeten haben wir. Das freieste Volk im Reich sind wir Bayern. Wo ist ein besseres Wahlrecht in einem deutschen Staate als das von uns im Jahre 1907 geschaffene? Eben jetzt ist das Reich daran, uns das freie Versammlungsrecht zu Wahlzeiten — zu nehmen. Wo ist das vorwiegend katholische Land, das seine protestantischen Mitbürger nicht nur gleich, sondern z. B. in Gehaltsfragen der Geistlichen besser behandelt als Bayern? Wo sind die Katholiken am Berliner Hof und wieviele Protestanten nehmen dagegen in Bayern zahlreiche Hofämter ein? In Glaubenssachen treu der Kirche, ultramontan, politisch aber frei und duldsamer als andere — das ist das bayerische Volk. Daß es dabei an seinen vaterländischen Idealen festhält, daß es den Männern seines Vertrauens auch bei der letzten Landtagswahl die Treue hielt, ist natürlich; aber eben diese Treue zu Kirche und Vaterland, das ist sein Verbrechen in den Augen derer, denen Christenglaube verhaßt, Treue = Partikularismus ist. Und doch sind das die alten Wurzeln deutscher Kraft; der sog. „Modernismus" auf allen Gebieten aber ist nur ein importiertes buntes Gewächs, ohne Duft, voll süßen Giftes für das Mark des Volkes. Modern ist nur der Inhalt, die Tendenz war schon oft dieselbe.

Wenn es sich übrigens in dem heutigen Kampf gegen den Katholizismus und den im Zentrum politisch organisierten Teil desselben wirklich um den Glauben bei denen handelte, welche die lautesten Rufer im Streite sind! Tatsächlich ist es der christuslose Unglaube, der den Kampf führt. Aber in feiger Weise! Um einerseits die volle Schüssel nicht zu verlieren, anderseits sich Gefolgschaft zu sichern, spielt man den überzeugten Protestanten und Christen, obwohl diesen Leuten der gläubige Protestant innerlich nicht mehr gilt als der Katholik. Weil das noch weite protestantische bayerische Kreise einsehen, deshalb ist der liberale Kampf in Bayern gegen die Schule ohne die gewollte Wirkung geblieben. Freilich, Vorsicht bleibt geboten, denn die liberale Regierungsmaschine ist noch da, ob auch der eine oder andere Lenker einmal anders will. Wenn die neue Kirchengemeinde-Ordnung ein Prüfstein für die Haltung des Staates gegen die Kirche sein soll, so darf ruhig gesagt werden: Kein Josephinisches Ministerium hätte die Macht des Staates über die Kirche besser fixieren können, als es dieser Entwurf von heute will. Will! — Das herrliche „Plazet" hat das schwarze Bayern auch noch. Erfreulicherweise wollen sogar liberale Kreise von dieser Daumenschraube nichts mehr wissen. Freilich nur, weil sie glauben, es könnten dann auch bei uns die „Katholiken" zunehmen, die keine mehr sind, ohne daß dadurch die „Rechtsmittel des Staates" denselben etwa der Brotkorb höher gehängt werden könnte. Solch satte Auchkatholiken aber sind als Sturmböcke oder — Irrlichter für die modernen Kämpfe gegen uns wohl zu gebrauchen. Doch ist der deutsche Katholizismus zu wurzelecht, als daß er dem Schicksal des französischen verfallen könnte. Und der Mißbrauch, den der Liberalismus mit Bischofsworten im Januar trieb, hat Volk und Hirten schließlich nur fester gekettet. Ein Ruhmesblatt in der Geschichte des bayerischen Liberalismus bleibt dieser heuchlerische Mißbrauch nicht. Doch hat er ihnen einen katholischen Pfarrer als Abgeordneten verschafft, der kein ungeschickter Macher ist, aber heute noch mit dem Vorwurf der Unwahrheit behaftet ist.

Der bayerische Partikularismus! Hier ist uns Sünde, was in Preußen Tugend ist. Aber warum sollen denn gerade wir Bayern bloß deutsch und nicht bayerisch sein? Ist doch der Preuße auch ganz Preuße. Es ist echt deutsche Art, am Stamm festzuhalten. Wir haben auch dem Reich von unseren Reservaten schon genug geopfert. Vielleicht zu viel und zu oft, darum ist man an das Nachgeben unserseits schon zu sehr gewöhnt. Man sollte meinen, so schwer verständlich wäre es für unsere norddeutschen Stammesgenossen nicht, wenn Süddeutschland für seine Leistungen zu den Kolonien und der Flotte auch an den Lieferungen beteiligt sein wollte. Für uns ist es kein freudiges Gefühl, das Branntweinmonopol in Aussicht zu wissen, das vermutlich norddeutschen Großbrennern Millionen an Abfindung bringt, unsere landwirtschaftlichen Brennereien dagegen schädigen wird. Was sollen die Angriffe gegen unsere Post und Eisenbahn? Wir haben prozentuell mehr Lokalbahnen und mehr ländliche Telephonstellen als Preußen, und wollen diesen Vorsprung nicht aufgeben. Wir wollen unsere Arbeiter aufbessern, ohne in Berlin zu fragen, und freuen uns, das im Landtag frei tun zu können. Daran wird die Liberale Vereinigung mit ihren Unifizierungsgelüsten noch länger nichts ändern.

Für den Zusammengehörigkeitsgedanken hat erst in den letzten Tagen unser Prinz Ludwig das schönste Beispiel gegeben. Wenn er dabei an die Kanalfreunde die Worte richtete, sie möchten mit ihm trachten, daß auch der Süden den Anschluß an die deutschen Wasserstraßen finde, so ist dies ein berechtigter Appell an Preußen, das endlich das Stückchen Main kanalisieren soll, welches uns den Zugang zum Rhein frei macht. Eine Kleinigkeit für Preußen und doch so viel schwerer zu erreichen als von Bayern Preisgabe von Reservaten. Prinz Ludwig ging nach Berlin, obwohl eben „dort oben" „Einer von da unten" schwer beleidigt wurde und dieser Eine sein Sohn und Bayerns Thronfolger ist. Mit solchen Ueberhebungen will man wohl die Liebe der Bayern wecken? Oder ist des Junker von Oldenburg Meinung schon so allgemein geworden, daß die Bayern überhaupt nichts zu sagen, sondern zu parieren haben? Ein Volk wie das bayerische läßt sich so nicht behandeln, ohne zu mucken. Da hört bei allen echten Bayern ohne Parteiunterschied die „Gemütlichkeit" auf, wenn man seine Wittelsbacher brüskiert. Das ist in tausendjähriger Geschichte eins und von gleichem Blut, nichts Importiertes. Die alten Herzöge sind heute die Könige, das ist eine rein äußerliche Aenderung. Wo in Bayern einmal andere Töne klingen, darf man sicher sein, daß sie von Eingewanderten, nicht von Eingesessenen ausgehen. Die ersteren nehmen allerdings den Mund auch bei uns oft sehr voll. Der wahrhaft Deutsche aus Bismarcks Zeit wird die Bayern verstehen und nicht schmähen.

Das neue Jahr bringt dem Bayerland und seinem Parlament schwere Aufgaben. Es wird sie mit Gottes Hilfe im Interesse des Vaterlandes und des Volkes lösen. Und dem Reich werden wir geben, was des Reiches ist, aber Bayern bleiben.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der zweite Hardenprozeß.

Er ist noch nicht vollendet, aber das Ergebnis läßt sich bereits überschauen: ein Débâcle des Herrn Harden, des kurzatmigen Triumphators vom Schöffengericht. Alles umgekehrt! Damals konnten Harden-Wittkowsky und sein Verteidiger Bernstein sich nicht genug tun in der Verhöhnung des Grafen Moltke; jetzt sind sie still geworden und lassen von ihren Freunden um jenen Ausgleich betteln, den sie einst abwiesen mit dem Theaterruf: „Lieber ins Zuchthaus". Damals sollte der „Beweis der Wahrheit" bereits glänzend erbracht sein und obendrein noch eine Fülle von Beweisen in der Reservetasche stecken; jetzt versagt bei der Nachprüfung ein Beweisstück nach dem anderen, und es bleibt dem modernen Don Quichotte nichts Besseres übrig, als sich von dem Ehepaar Schweninger in München bescheinigen zu lassen, daß er den Unrat nicht aus den Fingern gesogen, sondern sich in der Klatschstube dieser Familie habe einblasen lassen. Ist diese wunderbare Wendung einzig auf das Eingreifen der Staatsanwaltschaft zurückzuführen? Ich meine, daß eine geschickte Verteidigung Moltkes auch in der Berufungsinstanz des Privatklageverfahrens den wesentlichen Umschwung hätte erreichen können. Darum möchte ich als erste Nutzanwendung auf die Notwendigkeit der **Berufung** in allen Strafsachen hinweisen. Wie das Berufungsverfahren geordnet wird, ist Nebensache; wenn nur eine vollständige Wiederholung der Beweisaufnahme gesichert ist. Nach den Erfahrungen in der ersten Verhandlung ist die schwächere Partei erst imstande, gegen die robustere oder geschicktere Gegenpartei ihr Recht gebührend zu wahren.

Wo die **Wurzel** dieses ganzen Skandals steckt, war in der ersten Verhandlung nur angedeutet, ist aber jetzt deutlich erwiesen. Der vulkanische Zorn des Fürsten **Bismarck** hat uns dieses posthume Süppchen besorgt. Der polternde Pensionär von Friedrichsruh hat seinem Groll gegen den Fürsten Philipp Eulenburg als den vermeintlichen Verräter an dem früher eng befreundeten Hause Bismarck Luft gemacht mit Ausfällen auf die „Liebenberger Tafelrunde", die „Kamarilla der Hintermänner", die „Kamarilla der Kinäden". In den Kreisen, wo man jedes Wort des Heros für eine Offenbarung hielt, verbreitete sich daraufhin nun der Glaube an die Homosexualität der Eulenburgschen Gruppe. Als nun die geschiedene Frau des Grafen Moltke ihr **hysterisches** Rachebedürfnis in die Welt trug, kam sie mit der „Geschichte" ihrer unglücklichen Ehe in das verwandte Haus Schweninger, und durch den ehemaligen Leibarzt und Hausfreund von Friedrichsruh war alsbald die Verbindung hergestellt zwischen den Klagen der enttäuschten Ehefrau und den Kraftausdrücken des Fürsten Bismarck. Harden, der publizistische Efeu am Hause Bismarck, zog den „pikanten" Stoff kritiklos auf und verarbeitete ihn auf seine Art in den hinterhaltigen „Nachtgesprächen".

Die erwähnten Zornausbrüche Bismarcks verlieren ihre Beweiskraft durch die Erklärung des Ohrenzeugen Liman, eines bismarckischen Redakteurs, daß sie nicht im sexuellen Sinne gemeint gewesen seien, sondern an der Hand der bekannten derben Wendung im Götz von Berlichingen ausgelegt werden müßten. Das Zeugnis der Frau von Elbe, geschiedenen Gräfin Moltke, das in der ersten Instanz zur Ueberraschung aller erfahrenen Beobachter als klassisch gewertet wurde, ist durch die Feststellung der schweren Hysterie entwertet worden; obendrein soll die unglückselige Frau in den jetzigen geheimen Sitzungen ihre Aussagen wesentlich abgeschwächt haben. Auch der eigenartige Sachverständige Dr. Hirschfeld soll jetzt sein Gutachten auf normwidriges Geschlechtsempfinden des Grafen Moltke zurückgenommen haben. Man darf also annehmen, daß den Grafen **Moltke** in dieser Hinsicht kein Vorwurf trifft; die sonstige Misere seines Familienlebens geht ja die Oeffentlichkeit nichts an. Graf **Eulenburg** hat unter seinem Zeugeneide jede Homosexualität in Abrede gestellt; seine achtköpfige Nachkommenschaft bildet eine Art von Eideshelfern. Ein Gegenbeweis ist nicht angetreten. Ob er in der angekündigten Beleidigungsklage Eulenburgs gegen Harden versucht werden wird, ist abzuwarten. Vorläufig ist zu erwarten, daß der **sexuelle** Skandal zusammenschrumpft auf die Verfehlungen, die den Grafen Lynar und Hohenau zur Last gelegt werden und der militärrechtlichen Untersuchung unterliegen. Gewiß ist jede Einschrumpfung des Skandals erfreulich. Doch wird nach Abschluß der Verhandlungen wieder zurückzukommen sein auf die Frage, wie solche entsetzlichen Gerüchte über Personen aus der Nähe des Thrones fast ein Jahrzehnt lang umlaufen konnten, ohne daß gegen das schleichende Aergernis eingeschritten wurde.

Eine **unmittelbare** politische Bedeutung hat die **Kamarilla-Frage**. Fürst Eulenburg erklärt in dieser Hinsicht, daß er nur während seiner diplomatischen Amtsstellung mit dem Kaiser über politische Angelegenheiten gesprochen habe, aber nicht als Privatmann. Seit seiner Entlassung im Jahre 1902 will er nur einmal in die Politik hineingezogen worden sein, und zwar durch ein zufälliges Gespräch mit dem französischen Botschaftsrat Lecomte. Darüber hat er nach seiner Angabe in ganz korrekter Weise dem Reichskanzler Bericht erstattet. Das Zeugnis des Fürsten in allen Ehren, — es bleibt aber doch noch Raum genug für eine direkte politische Tätigkeit während der Dienstzeit über den eigentlichen Amtsrahmen hinaus und auch für eine indirekte Tätigkeit während des Ruhestandes. Bekanntlich ist in die Schulgesetz-Katastrophe von 1892 und die Caprivi-Katastrophe von 1894 der Name Eulenburg verquickt. Die Kamarillagerüchte können noch nicht als ausgeräumt erachtet werden, wenn auch die Geschichte über die Marokkokrisis, die Harden in dem ersten Prozeß so selbstbewußt vortrug, sich als ein Roman erwiesen hat, wie wir sie damals gleich einschätzten.

Vom Kriegsschauplatz des Flottenvereins.

General **Keim** und seine Genossen beharren bei ihrem va banque-Spiel. Sie wollen auf der außerordentlichen Hauptversammlung in Kassel am 19. Januar ihre vermeintliche norddeutsche Mehrheit gegen die fürstlichen Protektoren in Süddeutschland sowie gegen alle anderen gemäßigten Elemente rücksichtslos ausspielen. Den Protektoren wird in den offiziellen „Unabhängigkeits"-Erklärungen durch die Blume angedeutet, was die Keim-Blätter deutlich heraussagen: daß sie höchstens zur Dekoration noch geduldet werden könnten, aber beileibe nicht in der Keimschen Küche ein Wort mitreden dürften. Die große Agitationskraft, welche General Keim in den letzten Reichstagswahlen geübt hat, richtet sich jetzt auf die Bearbeitung der einzelnen Verbände und Mitglieder für die Machtprobe in Kassel. Man verbreitet die Nachricht, daß der Protektor Prinz Heinrich von Preußen und der Kaiser selbst sich „vollständig neutral" verhielten, und sucht unter der Hand diese Neutralität als eine „wohlwollende" für General Keim zu deuten. Beachtenswert ist, daß die Resolutionen der territorialen Verbände in Thüringen zwar ganz kriegerisch klingen, dagegen im Westen mehrfach den Wunsch nach einem Ausgleich enthalten, und daß in der Berliner Abteilung der zersetzenden Agitation Keims entschiedener Widerstand entgegengesetzt wird. Die konservative „Kreuzztg." wirft angesichts der Wirren schon die Frage auf, ob nicht der Flottenverein mittlerweile überflüssig geworden sei. Aber es wäre doch schade, wenn es der Rücksichtslosigkeit Keims gelänge, diese ganz Deutschland umfassende Organisation zur nationalen Belehrung und Anregung zu sprengen und auf einen alldeutschen Parteiverein zusammenschrumpfen zu lassen.

Das habsburgische Bruderreich.

Zu den erfreulichsten Ereignissen des verflossenen Jahres zählt der Abschluß des **Ausgleiches** in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Bestand dieser Großmacht ist wieder gesichert, und das ist gerade für Deutschland ein großes Glück. Fürst Bismarck hat sogar in der Aufregung von 1866 nicht vergessen, daß Europa das habsburgische Oesterreich als Gegengewicht gegen den Panslawismus nötig hat, und er hat 1879 seine ganze Autorität eingesetzt, um Oesterreich-Ungarn als den einzig zuverlässigen Verbündeten für das Deutsche Reich zu sichern, sozusagen eine politische Ehe der beiden Mächte zu begründen.

Dieses ungeheuer wertvolle Verhältnis wird in Mitleidenschaft gezogen durch die unselige **hakatistische** Politik in Preußen. Jeder Versuch einer Einmischung in die innere Politik Deutschlands muß entschieden zurückgewiesen werden, mag er im österreichischen Reichsrate oder in der Delegation erfolgen. Doch der Protest enthebt unsere Staatsmänner nicht der Pflicht, die Zeichen der Zeit zu beachten. Durch das grausame Vorgehen gegen unsere polnischen Mitbürger erschweren wir die friedliche Lösung der Nationalitätenfrage in Oesterreich, die zur Erhaltung der verbündeten Großmacht unentbehrlich ist.

Oesterreich an der Jahreswende.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Am 18. Dezember 1907 hat das Abgeordnetenhaus, am 21. Dezember das Herrenhaus den Beck-Wekerleschen Ausgleich angenommen: das zweifellos wichtigste Ereignis des Jahres.

Seit dem Jahre 1887 war ein Ausgleich mit Ungarn parlamentarisch nicht mehr fertiggestellt worden. Im Jahre 1897 sollte Graf Kasimir Badeni den Ausgleich erneuern. Die damals noch einigermaßen mächtigen Deutschliberalen sollten durch Unterdrückung der antisemitischen Bewegung (Dr. Lueger wurde nicht als Bürgermeister von Wien bestätigt, die Autonomie Wiens wurde suspendiert), die Jungtschechen durch die Sprachenverordnungen erkauft werden. Die Folge war ein gewaltiges Anschwellen der christlichsozialen Volkspartei und ein Auflodern des deutschnationalen Radikalismus, die Obstruktion brach im Abgeordnetenhause aus und neun Ministerien fielen ihr zum Opfer: Badeni, Kielmansegg, Gautsch I, Thun, Clary, Wittek, Koerber, Gautsch II und Hohenlohe.

Badeni fiel und mit ihm sein Ausgleichsprovisorium. Nach dem Interim Kielmansegg griff Baron Gautsch zum § 14 der Verfassung, dem Absolutismus-Notparagraphen, um mit diesem den 1887er Ausgleich um ein Jahr zu verlängern. Das war die Ursache seines schnellen Sturzes. An seine Stelle trat Graf Franz Thun, welcher Ende 1898 mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Baron Banffy übereinkam, den mit Graf Badeni bis zum Ablauf der Handelsverträge (1905) vereinbarten Ausgleich in Oesterreich wieder mit Hilfe des § 14 in Kraft zu setzen, in Ungarn mit einer selbständigen königlichen Verfügung; eine Klausel gestattete beiden Regierungen, den Ausgleich über 1905 hinaus zu verlängern. Gegen diese Abmachung sträubte sich besonders die Kossuthpartei, Graf Andrassy sprengte die große liberale Partei, Banffy stürzte, Koloman Szell trat an seine Stelle und vereinbarte mit Graf Thun die „Szellsche Formel“, nach welcher die mit Banffy getroffenen Ausgleichsabmachungen bis Ende 1907 gelten sollten, wobei eine Erhöhung der ungarischen Quote um 3 Prozent zugestanden wurde. September 1899 wurde diese Formel durch § 14 der österreichischen Reichshälfte aufgezwungen.

Die Ministerien Clary, welches die Badenischen Sprachenverordnungen außer Kraft setzte, und Wittek waren Uebergangsprovisorien, erst Koerber griff wieder in den Ausgleichskampf ein. Thun und Szell hatten abgemacht, es sollten bis Ende 1902 ein neuer Ausgleich und ein neuer Zolltarif ausgearbeitet werden. In der Silvesternacht auf den 1. Jänner 1903 schlossen Koerber und Szell diesen neuen Ausgleich ab, mit dem die beiden Reichshälften bis Ende 1917 zu einem einheitlichen Zoll- und Handelsgebiet verbunden wurden. Koerber hatte versucht, durch großartige Investitionen die Industriekreise für seinen Ausgleich zu gewinnen; da er aber der jungtschechischen Postulatenpolitik nicht nachgab, stürzte ihn die tschechische Obstruktion. Sein Ausgleich wurde bei uns im Ausschusse begraben, in Budapest von der Obstruktion der Unabhängigkeitspartei umgebracht, welche nach den wildesten Kämpfen mit den Ministerpräsidenten Fejervary und Graf Stephan Tisza die liberale Regierungspartei bei den Neuwahlen aufrieb und mit Wekerle, Andrassy, Apponyi und Kossuth selbst zur Regierung kam.

In Oesterreich wurde Freiherr von Gautsch abermals zur Regierung berufen; er versuchte mit der Demokratisierung der Volksvertretung die Obstruktionsgeister zu bannen, fiel aber über seine eigene Wahlreform; Prinz Hohenlohe suchte das Werk fortzusetzen, legte aber nach wenigen Wochen die Ministerpräsidentschaft nieder, weil in einem Streite mit dem Handelsminister Kossuth wegen des autonomen Zolltarifes die Krone sich auf die Seite der Magyaren stellte. Erst dem Nachfolger Hohenlohes, Freiherrn von Beck, ist es gelungen, nicht nur die Wahlreform durchzuführen, sondern auch den Ausgleich mit Ungarn parlamentarisch zu erledigen. Wenn Kaiser und Volk ihm dankbar für dieses Werk sind, so ist damit nicht gesagt, daß man mit dem Inhalte des Ausgleichs durchaus zufrieden ist, sondern daß man froh ist über die Beseitigung einer Krise, welche jede gesetzgeberische Tätigkeit auf sozialem und kulturellem Gebiete hintertrieb.

Es ist nicht uninteressant, daß das Herrenhaus gerade am 21. Dezember dem Ausgleiche zustimmte, an demselben Tage, an dem vor 40 Jahren die Dezemberverfassung und der Dualismus geboren wurden. Auf diesen Geburtstag wies im Herrenha[us] der Wortführer der Liberalen, Dr. von Grabmayr, hin. Die[ser] Altliberale hatte den Mut, das Recht des Volkes auf sittlic[h-] religiöse Schulerziehung im konfessionellen Sinne anzuerkenn[en,] ja davor zu warnen, daß man durch Antastung der jetzi[gen] Ehegesetzgebung den schlimmsten Kulturkampf heraufbeschwör[e;] das österreichische Volk wolle eine christliche Schule und die U[n-] auflösbarkeit der Ehe, das müssen alle Parteien achten. Ni[cht] Kulturkampf, sondern wirtschaftliche Arbeit müsse die Parole je[tzt sein.]

Das neue Volkshaus, dem ja noch viele Schönheitsfeh[ler] anhaften, hat seine erste große Aufgabe gelöst und dann nu[r] das Budgetprovisorium angenommen. Dieses letztere benü[tzte] Ministerpräsident Baron Beck, um dem Reichsrate sein Arbei[ts-] programm für 1908 und die folgenden Jahre vorzuzeichne[n.] Wenn die inneren Wirren beseitigt oder doch vermindert werde[n] sollen, muß die Volksvertretung dem Ministerpräsidenten je[tzt] drittes großes und schwerstes Werk zu vollbringen helfen: de[n] nationalen Ausgleich in Böhmen, dem der nationale Ausglei[ch] in Steiermark, Kärnten, Tirol und Schlesien dann leicht folge[n] kann. Aus Böhmen kommen durch Jahrzehnte die nationa[len] Zwistigkeiten, darum muß dort, nachdem der Ausgleich in Mähr[en] gelungen ist, begonnen werden. Schon taucht auch in de[n] deutschnationalen Köpfen die Ueberzeugung auf, daß das Schick[sal] der Deutschen Oesterreichs nicht immer mit dem der Deutsch[en] Böhmens identifiziert werden dürfe. Abg. Dr. Steinwender h[at] das jüngst ausgesprochen. Die alpenländischen Deutschen habe[n] es satt, unter den Obstruktionsfolgen zu leiden, welche von de[n] Sudetenländlern heraufbeschworen werden. Hoffentlich geli[ngt] Baron Beck auch dieses Werk, so daß er dann an seine vie[rte] große Aufgabe schreiten kann: Fortsetzung der sozialen Reform[-] gesetzgebung, vor allem Schaffung der Alters- und Invalidität[s-] versicherung, Hebung der Industrie, Schutz der Landwirtsch[aft.]

Oesterreich geht mit einem Gefühl der Befriedigung un[d] mit froher Hoffnung in das neue Jahr, welches ihm das sech[zig-] jährige Regierungsjubiläum seines Kaisers bringt.



Aus der schweizerischen Bundesversammlung.

Von

Th. Lunke, Rechtsanwalt, Schaffhausen.

Jeweils am Anfang Dezember eines jeden Jahres tritt in Be[rn] die schweizerische Bundesversammlung zur ordentlichen Winte[r-] session zusammen. Die Tagung der eidgenössischen Räte begi[nnt] dabei stets mit der Geschäftsmäßigkeit einer zur ordentlic[hen] Generalversammlung einberufenen Aktiengesellschaft, deren Mi[t-] glieder genau wissen, daß kein Antrag und keine schlechte Ge[-] schäftslage die Festsetzung und Verteilung der Dividenden stör[en] wird. Um die stoische, fast vornehme Ruhe und die staatsmä[n-] nische Sicherheit, welche die Arbeiten der beiden Räte beglei[ten,] könnten uns die nachbarlichen Parlamente wahrhaftig beneid[en.] Unsere Parlamentspolitik ist Gottlob nicht abhängig von ei[ner] schwankenden Blockpolitik und einer zufälligen oder erzwunge[nen] Mehrheit; „große Tage“, Krisen und Ueberraschungen sind i[hr] unbekannte Dinge, und so kommt es, daß den Bundesversam[m-] lungen auch nicht das Interesse entgegengebracht wird, de[ss-] sich die Volksvertretungen der Nachbarländer erfreuen. D[ie] Glattheit, mit der sich für gewöhnlich die Geschäfte abwick[eln,] fängt sogar an unheimlich zu werden, und Klagen darüber, d[aß] alles mit der Monotonie einer gutgehenden Maschine abgewick[elt] werde, häufen sich mehr und mehr. Unzufrieden ist man name[nt-] lich deshalb, weil alles und jedes in Kommissionen gesteckt wi[rd,] die ihrerseits sich wieder befleißen, einen möglichst einheitlic[hen] Antrag ohne Minderheit den versammelten Räten zu unt[er-] breiten. Diese Sucht, wenn möglich jede Opposition im Kei[me] zu ersticken, mag für die Abwicklung einer reich besetzten Tr[ak-] tandenliste ihre Vorteile haben, führt aber zu steten Komp[ro-] missen, und diese unterdrücken selbstredend eine gesunde Pole[mik] und gedeihliche Aussprache.

Die Eröffnung der diesjährigen Dezembersession stand un[ter] dem Zeichen des 3. November. Die Präsidenten des Nationalra[tes] und Ständerates widmeten der Abstimmung Worte hoher Bef[riedigung]

digung, unterließen es aber nicht, auf die vielen Neinsager mahnend hinzuweisen und empfahlen, die Durchführung der Organisation mit der Marke „Vorsicht“ zu versehen. Diese Stimmung zeigte sich auch bei der Beratung des Militärvoranschlages.

Interessanter als die Debatte über die schwebenden militärischen Sorgen ist die Tatsache, daß die Bundesversammlung den vereinigten Entwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches in der Schlußabstimmung mit Einmut angenommen hat. Durch diesen einhelligen Beschluß ist die Tagung der eidgenössischen Räte eine denkwürdige geworden. Die Präsidenten ließen es sich, trotz einer entgegenstehenden Uebung, nicht nehmen, dieses erfreuliche Resultat mit anerkennenden Worten zu feiern. Für heute mag nur das betont werden, daß der Entwurf nicht bloß eine mehr oder minder glückliche Zusammenstellungsarbeit bedeutet, auch nicht als eine modernisierte Auflage alten römischen Rechtes taxiert werden darf, sondern daß das neue Recht aus dem bestehenden gemeinen Recht herausgewachsen ist unter Berücksichtigung der individuellen Eigenart des Volkes und seiner Rechtsanschauung. Was das neue Zivilgesetzbuch am meisten auszeichnet, sind die edle und hohe Auffassung des Rechts und der sittliche Geist, der das abgeschlossene Werk beseelt. Namentlich im Ehrenrechte treten diese Vorteile hervor. Ungewiß ist, ob gegenüber dem neuen Gesetzbuch die Volksabstimmung gefordert wird oder nicht. Sicher aber ist, daß seine Annahme durch das Volk außer allem Zweifel steht, mag das eine oder andere auch nicht allen entsprechen.

Eine interessante Debatte rief in der Bundesversammlung der Rekurs der christlichen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine hervor. Diese hatten sich an den Bundesrat um Subvention ihrer beruflichen Fachkurse gewandt, wurden aber mit der Motivierung abgewiesen, der Bundesrat könne solche konfessionelle Veranstaltungen nicht unterstützen. Die bundesrätliche Begründung war eine sehr fadenscheinige, der gegenüber der erwähnte Rekurs an die eidgenössischen Räte angestrengt wurde. Der Rekurs wanderte, wie es sich eben von selbst versteht, an eine Kommission diese erzielte ganz wider die Regel keinen einmütigen Beschluß, sondern spaltete sich in eine Mehrheit und Minderheit. Und zwar war der Zankapfel nicht die materielle Begründung des abweisenden Beschlusses des Bundesrates, sondern die formelle Frage, ob die Bundesversammlung kompetent sei zur Behandlung des Rekurses, beziehungsweise ob es gegen einen bundesrätlichen Entscheid eine appellable Instanz gebe, oder ob unsere oberste Vollziehungsbehörde allein entscheiden könne, was verfassungsmäßig zulässig sei und was nicht. Die Mehrheit der Kommission und der Räte verneinte die Kompetenz. Dadurch hat sie den Bundesrat salviert. Das Bedenkliche an der Sache ist nun nicht, daß die christlichen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht subventioniert werden, sondern daß die herrschende freisinnig-radikale Mehrheit das demokratische Prinzip, wonach der Bundesrat der Volksvertretung verantwortlich ist, durchbrochen und Ausnahmen konstatiert hat. In gewissen Fragen der Auslegung der Verfassung hat der Bundesrat also einen Freibrief bekommen, der mit den Grundsätzen der Verfassung selbst nicht harmoniert.

Bei dieser Gelegenheit tat sich die katholisch-konservative Fraktion der Bundesversammlung rühmlichst hervor, indem sie mit glänzender Redekunst für die Minderheit, das heißt für die Arbeitervereine, einstand und für die Kompetenz der Bundesversammlung ihre Lanzen einlegte. Dieses Eintreten für die Interessen des katholischen Volkes hat manchen Nörgler versöhnt, der nur allzugerne in den Ruf einstieß, die katholische Fraktion zeige zu wenig Rückgrat und lasse sich zu leicht ins freisinnige Schlepptau nehmen. Ein Körnchen Wahrheit mag in dem angetönten Vorwurf stecken. Immerhin ist nicht zu vergessen, daß deutsche Begriffe vom Zentrum und dessen Politik nicht auf schweizerische Verhältnisse übertragen werden dürfen. Unsere Abgeordneten sind in erster Linie Vertreter ihrer Kantone und haben vor allem den Wünschen und Interessen ihrer Wähler Rechnung zu tragen, und dann ist nicht zu vergessen, daß wir in der Schweiz eine einheitliche Politik des katholischen Volkes noch nicht kennen, daß vielmehr verschiedene Strömungen nebeneinander hergehen, die nun im Volksverein zusammengefaßt werden sollen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, dann finden sich die gleichartigen Elemente in einer einheitlichen christlichsozialen Partei; diese wird dann auch eine Fraktion gleichen Namens in unserem Parlamente zeitigen, d. h. die bestehende mit dem Volke in innigeren Kontakt bringen.

Die Spannung über dem Stillen Ozean.

Von

Peter Busch.

Kann man wirklich noch von einer Spannung reden, nachdem der amerikanische Kriegssekretär Taft in Tokio so überaus friedsame Worte gesprochen? Man liest sie und glaubt an keine Spannung mehr: es sei ja nur eine kleine Wolke gewesen, die sich über die fünfzigjährige Freundschaft Japans und der Vereinigten Staaten geschoben hätte; ein Krieg zwischen Japan und der Union würde ein Verbrechen gegen die Zivilisation sein, und keines von beiden Völkern wolle einen solchen; beide Regierungen würden jeden Nerv anspannen, um einen Konflikt zu verhindern; beide seien in gleicher Weise von bestem Willen gegen einander beseelt. Das klingt doch so friedfertig, daß es nicht anzugehen scheint, von einer Spannung zu sprechen. Dazu hat Theodore Roosevelt selbst in allerjüngster Zeit so harmlos wie nur irgend möglich erklärt: Es sei angebracht, daß die amerikanische Flotte von Zeit zu Zeit von einer Küste zur anderen geführt würde. So würde auch in einiger Zeit eine Flotte großer Schlachtschiffe nach dem Pazifik aufbrechen und, nachdem sie sich dort aufgehalten, nach dem Atlantischen Ozean zurückkehren.

Aber wenn man genau hinsieht, muß man beinahe an einen Konflikt zweier mächtiger Rivalen glauben, den nur das Schwert zu lösen imstande ist; einen Konflikt, der nach der Ansicht beider Völker auf nationalen Lebensfragen beruht, und den die Weltgeschichte immer auf zweierlei Art gelöst hat: sie ließ eine Partei auf ihre Forderungen verzichten oder das Schwert entscheiden.

Daß in unserem Falle Japan verzichtet, erscheint undenkbar. Der Sieg über Rußland hat ihm seine eigene Kraft gezeigt und es gelehrt, seine Ziele immer höher zu stecken. Es schreitet mit dem frohen Mute und dem stolzen Selbstvertrauen eines Ringkämpfers voran, der in jedem Ringen bisher die Meisterschaft behauptete. Zudem hat Japan sein Bund mit England und sein Abkommen mit Rußland den Rücken frei gemacht; seine Flotte ist glänzend ergänzt und jederzeit schlagfertig, hinter einer ausgesprochenen Kriegspartei stehen alle Männer des Fortschritts und die Masse des Volkes. Ein Nachgeben scheint ausgeschlossen.

Dann wird wohl die Union dem Gegner die Friedenspfeife anbieten! Es will fast so den Anschein gewinnen: man hat die Flotte von Manila zurückgezogen, man beschützt amtlich die von den lieben Kaliforniern gequälten Japaner, man hat in der Person von Roosevelts innigstem Vertrauensmanne Taft einen Friedensboten nach Tokio geschickt! Bei all dem aber will man nicht nachgeben, sondern Zeit gewinnen: die Flotte muß erst vervollständigt, die Westküste geschützt werden und der Panamakanal die Seemacht des Ostens dem Westen zur Verfügung stellen, dann mögen die Schiffskanonen das letzte Wort sprechen.

Zum endgültigen Verzichte waren die amerikanischen Hoffnungen denn doch zu groß. Ein Kollege Tafts, der Schatzsekretär Shaw, hat sie vor fünf Jahren also formuliert: Die Union müsse die ganze westliche Halbkugel einschließlich der vom Stillen Meere bespülten Länder und Inseln überwachen. Amerikanischer Wohlstand und amerikanische Tatkraft, dazu der Besitz von Hawai, von den Philippinen und vom Isthmuskanal, sowie die größte Handelsflotte der Welt, die zu erlangen die Vereinigten Staaten bestrebt sein müßten, würden die Herrschaft im Stillen Meere von der britischen auf die amerikanische Flagge übertragen. Seitdem hat man wohl gelernt, daß Japan auf eine amerikanische „Ueberwachung“ verzichtet und daß auch China bald ohne sie auskommen wird, aber im allgemeinen hält man auch jetzt noch an der Ansicht fest, die Roosevelt einmal geäußert hat, die Union müsse auf dem Großen Ozean die vorherrschende Macht sein und im laufenden Jahrhundert müsse sich diese Verschiebung der Machtverhältnisse vollziehen.

Da aber diese kühnen Aspirationen den japanischen Interessen direkt entgegengesetzt sind, hält die Spannung an, eine Spannung von riesiger Kraft, weil überaus wichtige Potenzen sie hervorriefen und festhalten. Die Zänkereien über die Fischereiberechtigungen, die Einwandererfrage, die gelegentlichen Keilereien auf Hawai, selbst die Angelegenheiten der Philippinengruppe sind an sich nur Teilfragen, obwohl dieses letztere schon mehr im Kern liegt; die eigentliche Frage, ihr Kernpunkt selbst, ist dieses: Wer soll auf dem Stillen Meere die Vorherrschaft ausüben, Japan oder Amerika? Wer soll, vor allem in seinem westlichen Teile, von den Aleuten bis

Neuseeland den Handel, die Industrie, die Schiffahrtslinien patronisieren? Wer soll die ganze Ostküste des asiatischen Festlandes bevormunden? Der Japaner oder der Yankee? Es dürfte bekannt sein, daß Japan eine Art Monroedoktrin aufgestellt hat für Ostasien mit dem Schlagwort: „Ostasien den Ostasiaten!" Will natürlich nichts anderes besagen, als unter japanischer Führung. Die neuere Zeit hat dieser Doktrin eine eigene Verschärfung gegeben und den japanischen Ausspruch gezeitigt: „Der Handel des Orients übt eine große Anziehungskraft auf die Handelsflotten der Welt aus, und unser Land muß für die ganze Welt das Zentrum des gesamten Orienthandels werden! Der amerikanische Besitz der Philippinen und seine energischen Bestrebungen, beim wirtschaftlichen Aufschlusse Chinas mitzuwirken, stören aber diese japanischen Wünsche aufs empfindlichste. Darum hat man gesagt, gleich nach dem Frieden von Portsmouth sei der Krieg gegen die Vereinigten Staaten beschlossene Sache gewesen, und ehe der Panamakanal Neuyork und San Franzisko um Tausende von Seemeilen näher gebracht habe, werde das Ringen entschieden sein. Nach dem neu erwachten Stolze der Japaner tritt noch ein Gesichtspunkt hinzu: Soll die gelbe Rasse der weißen gleichberechtigt sein oder nicht?

Solche Gegensätze lassen sich durch diplomatische Verhandlungen und Noten verschleiern und in ihren Wirkungen zeitweilig paralysieren, aus der Welt schaffen lassen sie sich nicht. Uebrigens geben weitaus die meisten amerikanischen Blätter das auch schlankweg zu, viele gehen noch weiter und erklären ganz offen, der Krieg stehe vor der Türe. So der sonst gemäßigte und im In- und Ausland hoch eingeschätzte Neuyorker „Sun":

„Die Flotte geht nach dem pazifischen Ozean zum Kriege mit Japan. Japan erkennt diese Tatsache und bereitet sich energisch vor. Wenn die Ueberführung der Flotte durchgeführt ist, ist der Krieg unvermeidlich. Es ist geringe oder keine Hoffnung vorhanden, daß der Kongreß wagen wird, den Plänen des Präsidenten entgegenzutreten. Es ist eine der ernstesten Situationen, mit denen das Land je zu rechnen hatte, und das einzig Beruhigende, was wir zu entdecken vermögen, ist, daß die Tätigkeit des Flottendepartements und auch des Kriegsdepartements erkennen läßt, daß man sich der Schwere der bevorstehenden Krisis wohlbewußt ist." Theodore Roosevelt mag diesmal die stolze Flotte, die er zum ersten Male nach dem Stillen Meere schickt, mit bewegtem Herzen gemustert haben; denn vielleicht ist es der Auszug zu einem furchtbaren Kampfe.

Die Japaner scheinen einem Waffengang mit Ruhe entgegenzusehen; denn die Neuyorker „Times" bestätigen, daß sie bei den diplomatischen Verhandlungen sich so anspruchsvoll wie nur irgendwie möglich gezeigt hätten: alle Mittel freundschaftlicher Diplomatie seien von der Washingtoner Regierung bei dem Versuche erschöpft worden, den kritteligen Japanern auf mehr als halbem Wege entgegenzukommen. Aber je gefälliger sich die Vereinigten Staaten gezeigt hätten, desto anspruchsvoller sei Japan aufgetreten!

Und was sich die Diplomaten weiter erzählen, ist dieses: Tafts Mission in Tokio sei völlig verunglückt; es sei kein Gedanke daran, daß Japan je in der Einwanderungsfrage nachgeben werde; es habe sich sogar jede weitere Verhandlung über diesen Punkt ausdrücklich verbeten! Die gewaltige Krisis, die zurzeit das ganze wirtschaftliche Leben der Union bedrückt und lahmzulegen droht, kann die Kriegslust der Japaner nur bestärken. Man sagt ihnen ja — und gewiß mit Recht — nach, daß sie zu warten verständen bis zum rechten Augenblick, dann aber zugriffen mit unheimlicher Energie.

Auf den ersten Blick möchte es überraschen, daß bei der ganzen Angelegenheit keiner der anderen Staaten mit in Betracht gezogen wird, die doch auch große Interessen im Stillen Meere haben, wie Rußland, China, Deutschland, Frankreich und vor allem England. Aber im Ernste kann es sich doch nur um England handeln. Dieses aber ist mit Japan verbündet und sähe es vielleicht nicht einmal ungern, wenn Onkel Sam durch die japanischen Panzer ein wenig Bescheidenheit beigebracht würde. Es käme durch diesen Fall in die angenehme Lage, zum zweiten Male durch Japan einen Gegner, und zwar einen noch gefährlicheren als Rußland, geschwächt zu sehen, ohne daß es selbst auch nur einen Schilling dabei aufgewandt hätte. Denn man weiß an der Themse sehr wohl — trotz aller Redensarten vom Brudervolk und trotz aller Hetzereien gegen Deutschland —, daß der eigentliche Rivale auf dem Weltmarkte und auf dem Weltmeere über dem Atlantischen Ozean zu Hause ist.

Was dem preußischen Justizminister geboten wird.

Von

Dr. Hüllen.

Im heutigen Preußen ist ja manches möglich; aber was der ehemalige Professor Lehmann-Hohenberg[1]) in seinem „Rechtshort", dem „Organ des allgemeinen deutschen Kulturbundes" (Nr. 19/20, Verlag des „Rechtshort", Weimar) der preußischen Verwaltung, insonderheit dem Justizministerium, zu bieten wagt, hätten wir denn doch nicht für möglich gehalten. Er behauptet, daß, wie vor hundert Jahren König Friedrich Wilhelm III., auch Kaiser Wilhelm II. auf dem Gebiet der inneren Verwaltung „eine Bataille verloren" habe; daß es dem Kaiser wohl kaum zum vollen Bewußtsein gekommen, wie groß die Entfremdung zwischen ihm und dem Volke geworden sei, und daß die Besten im Volke bereits die Hoffnung auf die Hohenzollern verloren hätten.

Gegen das Dortmunder Richterkollegium, das den Prozeß gegen den Oberst Häger führte, hatte Lehmann-Hohenberg bereits früher so schwere Anschuldigungen erhoben, daß der „Münsterische Anzeiger" gerichtliche Verantwortung verlangte. Sie ist indes nicht erfolgt. Es gehe das Gerücht, sagt das Münsterische Blatt, der der Parteilichkeit beschuldigte Landgerichtsdirektor Seyffarth habe Klage angestrengt, sie aber wieder zurückgezogen und dann vergeblich den Landgerichtspräsidenten und den Justizminister um Erhebung der Klage gebeten. Jetzt geht Lehmann-Hohenberg noch einen Schritt weiter, ja er geht bis zum äußersten, indem er behauptet, die Voreingenommenheit der Dortmunder Richter habe dazu geführt, die Urteilsbegründung für Berlin zu frisieren. Die Bestrafung des Oberst Häger sei, das habe ein Richter bereits im voraus gewußt, „totsicher" gewesen. Die Begründung des Urteils erscheine als eine Verhöhnung des Rechts, als ein Schlag ins Gesicht der Richterehre, als ein Mangel an Gewissenhaftigkeit und Rückgrat. „Sie bedeutet eine Unanständigkeit, gegen die das deutsche Volk sich wehren muß."

Lehmann-Hohenberg führt dann noch weitere Prozesse an, die ihn veranlassen, von verrotteten Zuständen in der Rechtspflege zu sprechen und dem preußischen Justizministerium andauernde Unfähigkeit vorzuwerfen. Gegen den Justizminister Dr. Beseler werden direkte persönliche Angriffe gerichtet und seine Fähigkeit, dem Könige wie der Gesamtheit zu dienen, wird angezweifelt; der König werde in seinen Entschließungen auf falsche Wege geführt und das Volk verliere die Achtung vor der Rechtspflege; Beseler werde nur Unheil über das Land bringen, er verstehe es nicht, der Korruption den Einzug zu wehren, er werde es auch, nach den gegebenen Proben, nie verstehen; die Korruption sei aber im Anmarsch, wenn der Minister sie auch nicht sehe und alles gut finde. „Es wäre am besten, er verschwände möglichst bald in der Versenkung und mit ihm das ganze System."

Wer die Geschichte der preußischen Justizverwaltung kennt, wird mit mir der Ansicht sein, daß derartige unerhörte Angriffe gegen einen preußischen Justizminister noch niemals gerichtet worden sind. Es liegt im allgemeinen Interesse, daß Lehmann-Hohenberg nunmehr zur Verantwortung gezogen wird; denn wenn der preußische Justizminister sich derartiges ungestraft bieten ließe, wäre man mit ihm fertig! Hoffentlich bleibt uns letzteres erspart, trotzdem nach der Veröffentlichung des „Rechtshorts" bereits zwei Monate vergangen sind. Unbekannt ist sie in Berlin nicht geblieben, denn das Oktoberheft der Lehmann-Hohenbergschen Zeitschrift schließt mit der Mitteilung: „Diese Nummer wird Sr. Exzellenz, dem Königlich preußischen Staatsminister und Minister der Justiz, Herrn Dr. Beseler, mit einem Hinweis auf den Leitartikel „eingeschrieben" zugehen."

[1]) Wegen prinzipieller Differenzen mit dem Kultusministerium mußte Lehmann-Hohenberg seine Professur für Geologie in Kiel niederlegen.



Winterklage.

Der Winter lastet schwer auf der Natur
Und schwerer noch auf dir, o Menschenbrust,
Längst starb dahin das letzte Grün der Flur
Und auch des Liedes letzte Kraft und Lust.

Müd schweift der Blick ins weite kalte Land,
Ein letzter Schein durchbricht des Himmels Grau,
Dort, wo im Westen, an der Hügel Rand,
Der ferne Wald verdämmert dunkelblau.

Horch! Welche Feiertöne dort verschweben
In Abendluft! Nun stille, heil'ge Ruh. —
Ja so verklingt auch dieses Menschenleben —
Da sank der Tag; ich ging der Heimat zu.

Franz Hintermayer.

Neues aus der Studentenschaft.

Von
cand. med. Alex Koepchen.

Die Erkenntnis, daß der vorwärts strebende Menschengeist an die aus seiner Zeit herausgeborenen Probleme mit frischem Wagemut herantreten und alte Anschauungen gegebenenfalls freudig verlassen oder neue dafür eintauschen müsse, bricht sich allmählich auch unter der Studentenschaft Bahn. Lange schien es so, als hätte die überkommene studentische Bummelromantik, begründet und abzuleiten nur aus dem Ideengehalt vergangener Jahrzehnte, sich ungeschwächt auch in die umgewandelte moderne Welt hinüberretten können. Jedoch wissen wir, daß sich endlich die Kräfte mehren, die dem akademischen Leben mehr als früher Inhalt und Tiefe geben, die den jungen Studenten aus seinem nichtssorgenden Schlendrian herausreißen und ihn in die Kultur- und Geistesarbeit des Tages mitten hineinstellen wollen.

Ein Ansatz zu solcher Auffassung ist das vor uns liegende Flugblatt „Studentische Reform". Herausgeber ist die in Göttingen neu gegründete „Freischar", Zweck und Ziel energische Bekämpfung ja Verdrängung der musenstädtischen — Korps. Trotz dieser etwas einseitigen Tendenz handelt es sich letzterdings um den erneut unternommenen Versuch, das deutsche Studentenleben auf eine modernere Basis zu stellen. Es ist der Weckruf nach Verinnerlichung, das Bemühen, alles Unzeitgemäße aus den akademischen Sitten auszumerzen und dafür die großen religiösen, kulturellen und sozialen, ja politischen Fragen der Gegenwart in die Studentenschaft hineinzutragen. Dem aber ist nach dem Aufruf eine Institution besonders feindlich gesinnt. Sie steht groß und mächtig da, ist nichtsdestoweniger aber die verkörperte Reaktion und noch dazu den übrigen Verbindungen „fast immer Muster" gewesen. Ihr Kampf daher in allererster Linie: Krieg den Korps!

Die Angriffe gelten zunächst den herrschenden Ehrbegriffen. Sie wurden vom Korpsstudententum „veräußerlicht und uniformiert", sind mit unseren heutigen Begriffen jedenfalls nicht mehr zu vereinbaren. Ablehnung daher sowohl der unbedingten Satisfaktion wie auch der Bestimmungsmensuren, Ablehnung, weil unzeitgemäß („veraltet"). Gewiß ein erfreulicher Protest gegen den Duellsport unserer Tage. Leider aber keine prinzipielle Entscheidung. „Einschränkung", nicht aber Abschaffung heißt die Parole. Und das dünkt uns als halbe Maßregel. Die Erkenntnis, daß die Verpflichtung zum Zweikampf mit der Wahrung der persönlichen Ehre unmöglich etwas zu tun hat, kann doch nicht allzu schwer fallen. Sie scheint bei den Freischarlern auch durchgedrungen zu sein, denn sonst wäre ja ihre Charakterisierung des Duells als „Symptom gänzlicher Verflachung", oder als „Höhepunkt rücksichtsloser Begriffsverallgemeinerung" unzutreffend, wenn nicht gar phrasenhaft. Diesem Götzenbild keine Konzessionen, das allein ist würdevoll und konsequent. Auch wäre, wenn überhaupt, so in diesem Punkte, schärfste Präzision am Platze gewesen. Es mußte zum Ausdruck gebracht werden, daß man sich mit der (teilweisen) Ablehnung des Duells gegen die schlagende Studentenschaft überhaupt wende. Als ob etwa die Burschenschaftler z. B. keine „scharfe Klinge" führten! Die werden sich bedanken! Immerhin notieren wir, daß man anfängt, den Duellsport mit unseren Waffen zu bekämpfen. Eine glänzende Rechtfertigung unseres schon vor Jahrzehnten vorgetragenen Standpunktes.

Von den studentischen Gebräuchen sagt die Flugschrift, sie hätten nur „Mode" und „veränderliche Form" bleiben dürfen. Das Korpsstudententum aber habe sie „erstarren und zu einer für sie wichtigen Lebensbedingung werden lassen". Darum wird jeglicher Zwang, wie Kneipkomment und „die scharfe Trennung in Burschen und Füchse" verworfen. Keine en masse-Erziehung, in der alle Anschauungen über einen Leisten geschlagen werden, nicht das Verhältnis von „Lehrer und Schüler", sondern das „gleichberechtigter Freunde". Darum „freier Zusammenschluß" und „sorgsames Eingehen auf die Individualität und das Interesse des Einzelnen". Und das alles auf der Grundlage vollster „Gedankenfreiheit" und „vorurteilsloser Gesinnung" zwecks „dauernder Freundschaft".

Dann tut der Aufruf einen Blick in die Gedankenwelt eines Korpsstudenten. „Man ignoriert dort das die Zeit Bewegende", heißt es, verarbeitet die Jugend zu einem „Typus" und liefert sie einer Welt aus, „die über die Zeiten und Zustände hinausgewachsen ist, in denen dieser Typus herrschen durfte". Darin aber, so lautet das Endurteil, liegt eine „Gefahr für den Kulturfortschritt unserer Nation". Man könnte versucht sein, diesen Anklagen zuzustimmen. Der Ideengehalt eines Korpsstudenten scheint in der Tat äußerst dürftig. Was ist denn sein Ideal! Das Vaterland? Das allein wäre herzlich wenig, denn ein junger Mensch kann nicht den ganzen Tag an sein Vaterland denken. Die Religion? Niemals! Sie zu vertiefen und zu durchdringen, tut man nicht das allergeringste. Wohl aber arbeitet man durch die Duellpraxis und mancherlei andere Dinge im entgegengesetzten Sinne. Das Studium? Zweifelsohne, zumal in höheren Semestern beim — Repetitor. Die Vorlesungen pflegen ja leider mit dem Paukboden oder sonstigen Veranstaltungen zu „kollidieren". Kurz und gut, das Korps kennt kein Ideal, wenigstens kein zeitgemäßes. Es hat keine werbende Kraft, keinen Gedanken, der als vorbildlich erscheinen und uns deshalb innerlich zu sich hinüberziehen könnte. Aus geschäftlichen, aus gesellschaftlichen Rücksichten wird man Korpsstudent. Weil man glaubt, daß dem späteren Fortkommen damit am besten gedient sei. Egoismus und nicht Idealismus ist daher die letzte Triebfeder.

Auch muß man fragen, ob das Korps bei seiner Exklusivität mit der Außenwelt wohl den richtigen Konnex behalten habe. Nach den obwaltenden Umständen ist das kaum zu erwarten. Einmal rekrutieren sich seine Mitglieder fast ausnahmslos aus den wohlhabenden Ständen. Entweder ist der Vater selbst „Alter Herr", oder er sitzt mit vollgespicktem Geldbeutel in irgend einer gesättigten Lebensstellung. Der Sohn wird also in den allermeisten Fällen für die geistigen und sozialen Nöten des Volkes das rechte Verständnis weder haben, noch haben können. Dann aber tut die Korporation nichts, um ihm dieses Verständnis zu erleichtern oder neu zu beschaffen. Sie arbeitet sogar im entgegengesetzten Sinne. Ein Korpsstudent hat gar keine Zeit, sich mit ernsten Dingen zu befassen. Die Korporation und ihre Sphäre nimmt ihn voll in Anspruch. Er lernt das Leben von der heitersten Seite kennen, tut aber keinen Blick in die durch Arbeit und Not abgehärtete Volksseele. Das Korps bildet eine Welt für sich, es ist in seiner Abgeschlossenheit gegen die übrige Studentenschaft, wie überhaupt gegen die Außenwelt, geistig vereinsamt und hat schließlich dasjenige groß gezüchtet, was der Aufruf sehr herb als „Kastengeist" bezeichnet.

Diese Interna wären dem Fernstehenden vielleicht gleichgültig, wenn nicht eines wäre. Der Korpsstudent ist Staatsstudent, und als solcher hat er der Oeffentlichkeit Rede und Antwort zu stehen, ob er mit ihrer Empfindungsweise auch vertraut ist. Es scheint aber so, als ob gerade diejenigen Korpsbrüder, die aus irgendwelchen Gründen für die zukünftige Führerschaft zuerst in Betracht kommen, diese Forderung am allerwenigsten erfüllen. Sie sind oft die wahren Karikaturen eines Studenten, wie sie denn auch dem Mutterwitz des Volkes und der Satire immer wieder als Objekte dienen müssen. Weshalb z. B. gerade diesen Leuten die

Kurzsichtigkeit immer nur auf das eine Auge schlagen muß, ist selbst vom medizinischen Standpunkt nicht einzusehen.

Der Aufruf will nun das Seine tun, um den Einfluß der Korps von innen heraus zu brechen. „Austausch wissenschaftlicher und politischer Anschauungen, Behandlung künstlerischer und religiöser Fragen, Uebung der freien Rede, Selbstzucht, Selbstbeherrschung und moralisches Verantwortungsgefühl" lautet sein Programm oder richtiger gesagt, sein Kulturprogramm. Denn um ein solches handelt es sich. Nur fürchten wir, daß die Behandlung politischer und religiöser Fragen für die Freischar zu einer gefährlichen Klippe werden könnte. Diese Dinge beantworten sich schließlich nur nach den verschiedenen Grundanschauungen, die ihrerseits häufig wieder auf die Weltanschauung zurückgreifen. Da sich nun in der „Freischar" alle Richtungen finden sollen, besteht die Gefahr, daß die eine oder andere die Ueberhand bekommt, und wenn sie Probleme genannter Art in ihrem Sinne zu beantworten sucht, Andersdenkende damit verstimmt und ihnen den Aufenthalt in der Korporation schließlich verleidet. Das gilt ganz sicher von religiösen Fragen, sie sind ersprießlich nur unter Gleichgesinnten zu besprechen. In politicis ist zu fragen, wie man sich die Sache denkt. Tätiges Eingreifen in die Politik ist gemäß Universitätsstatut verboten, daher ausgeschlossen. (Reichstagsauflösungen und Reichstagswahlen zählen zu den Seltenheiten.) Akute Tagesfragen im Rahmen einer Korporation zu behandeln, geht aus den oben geschilderten Gründen auch nicht an. Soll aber die Anbahnung besseren Verständnisses für Probleme sozialpolitischer Art gemeint sein, dann freilich sind wir Weggenossen!

Das freimütige Bekenntnis zu einer ehrsamen sexuellen Lebenshaltung ist aller Anerkennung wert. „Selbstzucht, Selbstbeherrschung, moralisches Verantwortungsgefühl" läßt sich schon hören. „Moralisches Verantwortungsgefühl" braucht die Studentenschaft, aber Keuschheitsprinzip wäre uns lieber gewesen. Weshalb, soll hier nicht erörtert werden. Auch wünschen wir, daß sich der Mann fände, der den Mut dazu hätte, die Afrikanermoral innerhalb der akademischen Jugend schonungslos der Oeffentlichkeit preiszugeben. Das Elternhaus hat ein Interesse daran zu erfahren, in welchen Sumpf die Herren Söhne hineingeraten.

Bleibt noch die Schlußfrage, wie sich der katholische Student der Freischar gegenüber zu verhalten habe. Die Antwort ist leicht gegeben, sie kann nur lauten: abwartend. Wenn wir auch in vielen Punkten Gesinnungsgenossen sind, so bleiben doch in anderer Hinsicht — erinnert sei nur an den abweichenden Duellstandpunkt — wichtige prinzipielle Unterschiede bestehen. Zudem aber hat der katholische Student die Anforderungen, die eine veränderte Zeitlage an die akademische Jugend zu stellen hat, längst erkannt und arbeitet schon seit Jahren an ihrer Verwirklichung. Wir wissen freilich, daß in dieser Beziehung auch bei uns nicht alles Gold ist, was glänzt, scheuen uns aber auch nicht, öffentlich auf etwaige Mißstände hinzuweisen und diejenigen zu verlachen, die uns im Uebereifer hieran hindern wollen. Tiefenwachstum, Ausbau der eigenen Organisationen nach innen und nach außen, sei die „Reform" des katholischen Studenten.

Gott.

Die purpurnen Wolken glänzen im Morgentraum,
Wenn still dein heiliger Fuß darüber geht.
Die Sterne strahlen um deines Mantels Saum,
Der allerbarmend über die Welten weht.

Dir blüh'n die Frühlinge in den Talen all,
Dir braust zu Ehren das erntegoldene Land.
Zu deinem Preise donnert der Brandung Schwall,
Die Blitze der Majestät zucken aus deiner Hand.

Dem Tode der Zeit: Du fällst ihm nie zum Raub.
Entkettet der Schranken des Raums geht deine Bahn.
Wir aber werfen uns nieder und beugen zum Staub
Das irdische Haupt und schauern und beten dich an.

Arno v. Walden.

† Lord Kelvin.

Von

Ingenieur-Redakteur Karl Hänggi, Colmar i. Elsaß.

Am 17. Dezember starb im Alter von 83 Jahren Lord Kelvin oder, wie er vor seiner Erhebung in den Peersstand hieß, Professor William Thomson. Mit ihm ist einer der bedeutendsten Bahnbrecher der Naturwissenschaft, mit Helmholtz vielleicht der größte Physiker des letzten Jahrhunderts, dahingegangen. An allen hervorragenden Errungenschaften der Neuzeit auf naturwissenschaftlichem Gebiete ist er in großem Maße beteiligt, und in mehr als einer Hinsicht sind seine wissenschaftlichen Arbeiten Grund- und Eckstein geworden zu dem durch Technik und Naturwissenschaft neuaufgeführten Gesellschaftsgebäude.

William Thomson ist im Jahre 1824 geboren als Sohn des Belfaster und später Glasgower Mathematikprofessors Dr. James Thomson. Schon als Knabe zeigte er eine hervorragende Begabung für Mathematik und mit 22 Jahren war er schon Professor der theoretischen Physik an der Universität Glasgow. Diesen Lehrstuhl hatte er bis zu seinem Lebensende innegehabt. Die Spanne Zeit von 64 Jahren, die zwischen der Herausgabe seiner ersten und seiner letzten Werke liegt, war ein kontinuierliches Vorwärtsdringen auf dem geheimnisvollen Wege der Erkenntnis der Naturkräfte. Thomson legte diesen langen Weg mit zurück, teils als Schrittmacher und Pfadfinder, teils als tätiger Mitarbeiter, wozu ihn eine bis ins höchste Alter bewahrte, geradezu wunderbare Elastizität des Geistes befähigte. Ein auch nur halbwegs umfassender Hinweis auf das Lebenswerk dieses Mannes würde weit den Rahmen dieser kurzen biographischen Notiz überschreiten. Es soll deshalb nur auf zwei seiner Hauptleistungen hingewiesen werden auf dem Gebiete der Wärmelehre und der Elektrotechnik.

In die Zeit, als Thomson seine Lehrtätigkeit in Glasgow begann, fällt die umwälzende Entdeckung des Energieprinzips durch Robert Mayer und Joule. Diese hatten bekanntlich den Satz aufgestellt: Wärme und Arbeit sind einander äquivalent; beide sind nur zwei verschiedene Formen der Energie. Es steht also die z. B. durch Reibung erzeugte Wärme in einem ganz bestimmten Verhältnis zu der zur Ueberwindung der Reibung aufgewendeten Arbeit. Man hat später diesen Satz den ersten Hauptsatz der Thermodynamik genannt. Anknüpfend hieran und an die schon älteren Untersuchungen Carnots über den sogenannten „Kreisprozeß" beschäftigte sich nun Thomson eingehend mit der Frage nach den Bedingungen, unter denen die Umwandlung der Wärme in Arbeit vor sich geht. So formulierte er unabhängig von Clausius in Bonn (der als der eigentliche Entdecker gilt) ein Jahr später als dieser um 1851 den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie. In der von Clausius ausgesprochenen Form heißt er: Wärme kann nicht von selbst von einem kälteren zu einem wärmeren Körper übergehen. Oder angewandt auf unsere Wärmemotoren: Soll Wärme in mechanische Arbeit umgewandelt werden, so muß sie von einem heißen zu einem kalten Körper überströmen. Dabei läßt sich nur ein kleiner Teil der Wärme als Arbeit gewinnen; der übrige Teil, die Entropie, erwärmt den kälteren Körper und geht für die Arbeitsleistung verloren. Ungemein fruchtbar war für Thomson die Erkenntnis dieses Gesetzes. Ueberraschende Konsequenzen zog er daraus durch Uebertragung des Gesetzes auf die Vorgänge im Weltall in seiner aufsehenerregenden Abhandlung über die natürliche Zerstreuung der Energie. Er formulierte den zweiten Hauptsatz, auf die kosmischen Erscheinungen übertragen: Die Entropie des Weltalls strebt einem Maximum zu, d. h. die von den heißeren Weltenkörpern auf die kältern übergeströmte, also nicht mehr rückwandelbare Wärme nimmt stetig zu, bis die Temperaturen im Universum keinerlei Differenzen mehr aufweisen. In diesem Zustand, dem allgemeinen „Wärmetod" der Natur, ist keinerlei Energieauslösung, also auch keinerlei Lebensbetätigung mehr möglich. Diesen Gedanken hat Thomson zum ersten Male entwickelt.

Auf all die weiteren und bedeutenden Arbeiten Thomsons auf dem Gebiete der Wärmelehre kann hier nicht eingegangen werden; es soll hier nur noch daran erinnert werden, daß Thomson es war, der die Kabeltelegraphie über den Ozean ermöglichte. Hier zeigte sich Thomson als Praktiker und Erfinder ebenso groß wie als Theoretiker, denn es waren neben eingehenden wissenschaftlichen Untersuchungen über den elektrischen Zustand des belasteten Kabels eine ganze Reihe praktischer Fragen zu erledigen. Für die erfolgreiche Durchführung des so bedeutenden Werkes erhielt er den englischen Adelstitel. Im Jahre 1896 anläßlich seines goldenen Professorenjubiläums kamen zu seinen Ehren die Männer der Wissenschaft aus allen vier Himmelsrichtungen zusammen. 1892 schon war er zum englischen Peer ernannt worden, wobei er den Namen Lord Kelvin angenommen hatte. Neben diesen englischen Auszeichnungen besaß er deren noch eine ganze Kollektion ausländischer, so u. a. den preußischen Orden pour le mérite und das Großkreuz der französischen Ehrenlegion. Was ihn aber mehr auszeichnete als diese Dinge, war sein lauterer Charakter und seine Bescheidenheit, die schönste Tugend großer Geister.

Religionsgeschichtliche Vorträge.

Von

Dr. J. Holzner, München.

Es ist keine Zeit so dunkel, daß sie nicht auch ihre Lichtseiten hat. So hebt sich auf dem düsteren Hintergrunde unseres in religiöser Hinsicht so verlästerten Zeitalters als erfreulicher Lichtpunkt das wiedererwachte religiöse Interesse ab, das sich in verschiedene Formen kleidet. Für den, der mit wachem Auge die Literatur verfolgt, sind sogar mystische Strömungen von bemerkenswerter Stärke vorhanden. Mit diesem Interesse für religiöse Fragen rechneten offenbar die Veranstalter jener fünf religionsgeschichtlichen „populären" Vorträge, die im Laufe des November im „Bayerischen Hof" von bedeutenden Hochschulprofessoren der protestantischen Theologie gehalten wurden. Aber München hat nicht den Erwartungen entsprochen. Nur Professor Tröltsch ist es gelungen, den Saal wirklich zu füllen; sonst gähnten bedeutende Lücken. Es ist das für analoge Veranstaltungen von unserer Seite lehrreich. Wenn man nicht einmal bei der so gut gedrillten, fest zusammenhaltenden protestantischen Bevölkerung angesichts so interessanter Themata, von Trägern so klangvollen Namens behandelt, einen vollen Saal erzielte, so dürften ähnliche Vorträge bei uns erst recht aussichtslos sein. Was soll man auch von einem Großstadtpublikum erwarten, das dermaßen in die „Lustige Witwe" verliebt ist, daß es nahezu an die 300 Male solch schales Zeug über sich ergehen läßt? Jene Vorträge verdienen es jedoch, daß wir sie kurz skizzieren und auf ihre für uns Katholiken so interessante Tendenz prüfen.

Am ersten Abend sprach Professor Cornill-Breslau über „die Religion Israels und die Propheten". Er ist der Verfasser des bedeutenden, jetzt in 6. Auflage erschienenen Werkes „Der jüdische Prophetismus". Die Propheten sind den modernen protestantischen Theologen nicht wie uns Männer mit in die Zukunft gerichtetem Antlitz, die vom Geiste Jahves berührt, die kommenden Ereignisse mit Sicherheit vorausverkünden; denn das wäre ein moralisches Wunder und dafür ist in der protestantischen Theologie kein Platz. Sie sind vielmehr die gewaltigen Träger des Gottesgedankens in Israel, von hoher religiöser Begeisterung, gelegentlich mit einem Stich ins Pathologische, mit der Aufgabe betraut, die Jahvereligion zu einer Anbetung im Geiste und in der Wahrheit zu verklären. Diese allmähliche Entwicklung der Religion Israels von rohen Anfängen bis zur reinsten monotheistischen Form und Vergeistigung, die Deszendenztheorie auf die Religion angewandt, nennt sich „historische Auffassung der Religion Israels" im Gegensatz zur überlieferten christlichen Betrachtungsweise, welche im Alten Testament eine Entwicklung durch übernatürliche Faktoren sieht. Der natürliche Entwicklungsprozeß durchlief nach Professor Cornill folgende Etappen.

Der Bund Israels mit dem Wüstengott Jahve auf Sinai ist rein Moses' Werk, ist Menschenwerk. Schon hier liegt eine unbewiesene Annahme vor. Die Geschichte weiß nichts von einem Lokalkult des Jahve, auf den Moses bei seinem Wüstenzug gestoßen wäre. Die Wahl dieses Jahve war Moses' Meisterstück! Er weckte keinerlei mythologische Vorstellungen. Die zweite Etappe war der Uebergang vom Wüstenleben zum Ackerbau mit dem Einzug ins gelobte Land, auch Moses' Verdienst. Was verstand der Wüstengott Jahve vom Ackerbau? Wohl aber verstand sich Baal, der Gott Kanaans, darauf. Jahve muß sich also mit Baal verbinden. So wird die israelitische Religion ein Amalgam zwischen mosaischer Jahve- und kanaanäischer Baalsreligion. Die drei Hauptfeste mit süßen Broten, eigentlich Erntedankfeste, konnte Israel nur mit „Anpassung" an die Baalsreligion feiern. Es entspinnt sich naturgemäß ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Jahve und dem von Achab in Samaria eingeführten tyrischen Baal. Elias hilft ersterem zum Sieg. Bei dem Zusammenprall mit Assur, 80 Jahre später, wäre mit seinem Volke auch Jahve verloren gewesen, hätte nicht der Prophet Amos Jahve noch rechtzeitig zu einem Gott der strafenden Gerechtigkeit soweit umgebildet, daß gerade das Nationalunglück, das nach der Vorstellung der Alten die Götter mit dem Volke teilten, von ihm als Strafe für die Veräußerlichung der Religion in Opfer und Zeremonien zu ommen schien. Eine bedeutende Entwicklung hat die Gottesvorstellung beim Propheten Osee durchgemacht. Das Wesen Gottes ist Harmonie von Gerechtigkeit und Gnade in der Einheit der iebe. Der Bund Israels mit Jahve ist ein Liebesbund. Die Religion also Herzenssache, nicht Verstandessache. Isaias gibt dem Gottesbegriff eine universale Spannweite: Jahve ist der Gott und Lenker der Weltgeschichte. Isaias erfaßt zum erstenmal den Begriff „Weltgeschichte"; er ist auch der Schöpfer der messianischen Hoffnung. In Jeremias aber hat die Religion den Höhepunkt ihrer Vergeistigung, ihre sublimste Form erreicht. Kein Kultus, kein äußerer Gottesdienst, kein Opfer, sondern persönliches Herzensverhältnis des Individuums zu Gott: das ist Religion! Als alles politisch usammenbricht, verkündet er diesen „neuen Bund". Er ist der rste große Beter der Religionsgeschichte.

So zog die Religionsentwicklung Israels an uns vorüber nd ein Vergleich zwischen dem Protestantismus, der vergeistigten Form des Christentums, und dem ganz in Opfer und Sakramenten versunkenen Katholizismus drängte sich natürlich dem protestantischen Hörer von selbst auf. Diese unausgesprochene Tendenz hörte man auch bei den andern Vorträgen als mitschwingenden Nebenton heraus. Wir empfingen nicht den Eindruck objektiver, voraussetzungsloser Religionsgeschichte, sondern sehr subjektiver, nach Harnackschem Schema arbeitender Religionsphilosophie. Die Hauptsache mußte man selbstverständlich zwischen den Zeilen lesen. Ueber eine solche Geschichtskonstruktion, bei welcher von der Uebernatürlichkeit der alttestamentlichen Offenbarung keine Rede sein kann, regt sich der neuere Protestantismus nicht mehr auf. Er hat den altlutherischen Bibelglauben längst abgeschworen und sein eigenes Formalprinzip preisgegeben. Darum verschluckt er auch solche Elefanten von biblischen Irrtümern ohne die geringste Grimmasse. Daß sich aber das katholische Lehramt von einem „Engert" nicht auch derlei religionswissenschaftliche „Bären" aufbinden läßt, hinc illae lacrimae!

Prof. Staerk-Jena sprach über „Judentum und Hellenismus". Er griff den geschichtlichen Faden da auf, wo ihn Cornill fallen ließ. Das alte Reich Juda bricht zusammen, da beginnt die Reformation die Forderung der Propheten der Einheit und Reinheit des Gottesglaubens zu verwirklichen. Die spätere Reglementierung der Religion in Satzungen und Dogmen, die Verbindung von Religionsforderungen und bürgerlichem Recht in einem Kodex, die juristische Auffassung von Religion und Moral stellten das Reformationswerk wieder in Frage. Dazu kam der Kulturkampf der Makkabäer, der die Zusammenkünfte und die Absonderung der sog. „Frommen", des Pharisäismus, begünstigte mit seiner Unterdrückung aller freien Regungen des Individuums. Da trat der Hellenismus, jene feine religiös-ethische Kulturmacht in der griechisch-römischen Welt, an das Judentum in der Diaspora heran und verband sich mit ihm zu einem Religionsgemisch, das vom Judentum die religiösen Grundgedanken, Monotheismus, Moralgesetz, Vergeltung, vom Hellenismus die Sehnsucht nach einer Religion des Herzens und nach spiritualistischer Verklärung des Gottesgedankens hatte.

Am dritten Abend: „Hellenismus und Christentum." Das Christentum stand plötzlich in der Welt. Ob es sich aus dem hellenistischen Judentum entwickelt hat oder ob man in dem Durchbrechen der bisherigen religiösen Entwicklungsreihe das Hereinragen eines höheren Faktors anerkennen muß, wurde leider nicht gesagt. Die Rolle des Judentums in dem Amalgamierungsprozeß mit dem Hellenismus übernahm nun das junge Christentum. Die Entwicklung drängt naturnotwendig zu der neuen Mischform des hellenistischen Christentums. Der Hellenismus war auf eine Botschaft gestimmt, die Jesus brachte: persönliche Offenbarung, sittliche Kraft, Garantie für ein ewiges Leben durch Mysterienkult, Befreiung von der Natur. Daneben gab es große Verschiedenheiten: Im Hellenismus ist der Monotheismus Resultat spekulativer Gedankenarbeit, bei Jesus innerstes Erlebnis. Im Hellenismus hohe sittliche Ideen, aber kein Verständnis für das Wesen der Sünde, bei Jesus trotz seines ethischen Optimismus tiefer Blick für die Sünde. Die Entwicklung verlief in drei Stadien: 1. Das Christentum drängt sich dem Griechentum auf, verkündet seine Botschaft in griechischer Sprache, wobei der ursprüngliche Sinn hellenistisch umgedacht wurde. 2. Das Griechentum sucht das Christentum zu absorbieren. Viele Gelehrte kamen zum Christentum aber sie merkten nicht, wie sich das Christentum bei ihnen änderte. Es war ein Triumph für die Religion Jesu, daß sie von den Gottsuchern der damaligen pantheistischen Gnosis so gierig ergriffen wurde, aber zugleich eine der berückendsten Verlockungen. Erlag es dem Zauber der gnostischen Spekulation, so war es um das Christentum geschehen. 3. Aber es erwies sich in diesem Kampfe als der Stärkere. Es kommt zu einem Kompromiß zwischen Evangelium und Griechentum. Aus diesem Bunde entspringt erst eine christliche Theologie mit einer vom Evangelium Jesu ganz verschiedenen, in griechischen Kategorien umgedachten Christologie, mit einer mehr das Magische als das Ethische betonenden Sakramentenlehre, mit einer doppelten Sittlichkeit für die Weltleute und für die Asketen. Das Evangelium konnte keine Macht werden ohne den griechischen Geist. Aber muß diese christlich-griechische Mischform für immer grundlegend sein? Nein, stets wird sich das Evangelium mit den wechselnden Kulturformen einigen.

So der Redner. Man sieht, überall schimmern Harnacksche Gedankenreihen durch. Die Entwicklungstheorie liegt auch hier zugrunde. Alles was sich entwickelt, ist notwendig und gut. Das Christentum ist ein synkretistisches Gebilde. Daher die protestantischen Versuche, es von den Elementen der Vergangenheit loszulösen und modern weiterzubilden. Wenn aber die Verbindung eine so innige geworden ist, daß kaum das geschärfte Auge des Kritikers die griechischen und christlichen Elemente zu sondern vermag, wird dann eine solche Operation nicht dem Christentum an den Lebensnerv gehen? Der Kernpunkt der Frage ist aber doch dieser: Sollen wir das Christentum modernisieren? oder sollen wir die moderne Kultur christianisieren?

Der temperamentvollste Redner war Prof. Tröltsch-Heidelberg. Sein Thema: „Die religiöse Frage und der Protestantis-

mus." Die Konfessionskirchen führen ein Dasein, fern von den Strömungen des modernen Lebens. Wir brauchen aber eine Religion der Gegenwart. Auf dem Wege der reinen radikalen Wissenschaft gelangt man nicht zu ihr. Wir müssen daher aus dem überkommenen Besitz der Vergangenheit die religiösen Kräfte für die Gegenwart herausholen. Und da ist das Christentum trotz seiner tausendfachen Verunstaltungen noch immer das einzige Kapital, das wir haben. Wir haben keinen Grund, Buddhisten zu werden. Auch die alte Streitfrage: Katholisch oder protestantisch? ist uns heute unverständlich. Ist der Protestantismus veraltet? Trägt er etwas in sich, was über ihn hinausweist? Das ist die religiöse Tagesfrage für den Protestanten. Aus Tröltschs Ausführungen klingt ein entschiedenes Ja! Der Protestantismus Luthers ist etwas ganz Unmodernes, er hat den modernen Staat nicht geschaffen, er ist unschuldig an der modernen Kultur. Er wollte einen neuen geistlichen Staat an die Stelle des verschwindenden mittelalterlichen setzen. Er hat die europäische Menschheit um 200 Jahre in der Entwicklung zurückgeworfen, nachdem die moderne Welt sich bereits in der Renaissance angekündigt hatte. Der ursprüngliche Protestantismus war nur eine traurige Reaktion, nach deren Ueberwindung die moderne Menschheit zu dem zurückgekehrt ist, was vor der Reformation war! „An der ganzen Reformation ist nichts interessant als die Persönlichkeit Luthers" (Goethe).

Das Christentum Luthers reduziert sich für den modernen Protestanten auf vier Grundgedanken:

1. Die Religion des Protestanten besteht im Gegensatz zur katholischen Sakramentsreligion im Glauben allein. Dieser Glaube ist aber nicht der Bibelglaube Luthers, sondern eine von allen Seiten her freigeschöpfte praktische intuitive Kenntnis und persönliche Ueberzeugung. Es ist das Denken Gottes in mir selbst.

2. Die intellektuelle Folgerung daraus ist der radikale, religiöse Individualismus: kein Dogma, kein Gesetz, kein Lehramt, keine Spannung zwischen Glauben und Wissen.

3. Die ethische Konsequenz ist: kein von außen gegebenes Sittengesetz, jeder ist sich selbst Gesetz. Innere Sicherheit und Gemütsruhe. Keine Furcht vor Hölle und Fegfeuer.

4. Diese freie Gesinnungsmoral duldet keine Sonderkreise der asketischen Frömmigkeit.

Dieser neue Weg, den Luther wies, ohne ihn zu kennen, brachte ein neues Ziel, eine neue Fassung des Gottesgedankens. Das Große am Protestantismus ist die Autonomie, mit der er allem gegenübersteht.

Das sind freilich recht taube Nüsse, die Tröltsch seinen Zuhörern geboten hat! Mit dieser Lösung der religiösen Frage ist die christliche Religion überhaupt in Frage gestellt. Bei Luther war noch der Hl. Geist Urheber der Einheit des Glaubens an die Bibel, bei den alten Lutheranern war es der geistliche Staat, bei den modernen Protestanten gibt es kein Prinzip der Einheit mehr, sondern ein Prinzip der Zersplitterung: die Autonomie des Ich. Diese lag allerdings schon im freien Forschungsprinzip Luthers. In Konsequenz dieses Grundgedankens der Reformation ist der neuere akademische Protestantismus „die Religion der subjektiven Willkür". Von da zum religiösen Nihilismus ist nur mehr ein Schritt! Es gibt unter den Katholiken genug naive Optimisten, welche verlangen, wir sollen den Protestanten gegenüber nur das Einigende betonen. Aber wie P. Weiß in seiner „Lutherpsychologie" nachgewiesen hat, gibt es für Katholiken und Protestanten keine gemeinsame Basis mehr, nicht einmal so breit, daß ein einziger Satz des apostolischen Glaubensbekenntnisses darauf Platz hätte. Was der neuere Protestantismus mit uns gemeinsam hat, sind nur mehr gewisse ehrwürdige Worthülsen, wie Erlösung, Gnade, Gottheit Christi, die er aber mit total verschiedenem Begriffsinhalt umgefüllt hat. Der Kollege von Tröltsch, Privatdozent Niebergall-Heidelberg, hat in seinem interessanten Buch: Wie predigen wir dem modernen Menschen?" für die Prediger sogar eigene Methoden ausgearbeitet zum Umfüllen der theologischen Begriffe. Das ist eben die erbärmliche Heuchelei, daß der kirchliche Protestantismus den Prediger zwingt, offiziell sich der alten christlichen Worthülsen zu bedienen, während dieser ganz moderne Begriffe bei sich damit verbindet.

Am letzten Abend sprach Professor Hermann-Marburg über „die religiöse Aufgabe in der Gegenwart".

Redner will die religiöse Frage nicht als Kulturfrage behandeln, sondern als individuelle Frage: Wie stehst du selbst zur Religion? Ist Religion überhaupt etwas Reelles? Diese Frage beängstigt die Gemüter erst seit dem Erwachen der Wissenschaft zur Selbständigkeit im 18. Jahrhundert. Aufgabe der Wissenschaft ist der Nachweis des wirklich Erfaßbaren, des Einfügbaren in den Naturzusammenhang. Gott ist nicht nachweisbar. So wird dem modernen Menschen sein eigenes Leben und die Religion zur Illusion. Wie kann diese innere Unsicherheit überwunden werden?

In drei Formen wird in der Gegenwart das Recht der Religion vertreten: 1. In der Form der Glaubensforderung durch die Kirche. Solche Forderungen sind sinnlos gegenüber einem Menschen, der eine Kluft zwischen seinem Denken und der überlieferten Lehre fühlt. Die Kirche steht im Verdacht, den Glauben im Sinne Voltaires zu fordern: „Glauben heißt etwas für wahr erklären, was man nicht für wahr hält". Die 2. Art ist die wissenschaftlich-apologetische Form des Nachweises, daß es einen Gott usw. gibt. Damit wird nichts erreicht bei Leuten, deren Denken beeinflußt ist von der Art, wie die Wissenschaft das Wirkliche nachweist. Diese Apologeten werden vom Wunsche geleitet, die Religion möchte sich so erweisen lassen. Die 3. Art ist der Versuch, nachzuweisen, daß der Mensch dieser Gedanken bedarf, um sich über das Schicksal hinwegzusetzen. Tiefer kann man die Religion nicht entwürdigen: die Religion hat recht, weil sie uns etwas wert ist, weil wir es wünschen. Das wäre eine „bewußte Illusion", wie Feuerbach die Religion verspottet.

Die Religion will nichts von Beweisen wissen, die ihr Recht begründen. Der einzige Weg zur Religion ist der Weg der Selbstbesinnung. Das Erste ist die einfache Tatsache: wir verlangen, daß wir schon gegenwärtig ein Leben in Wahrheit gewinnen, wir bilden uns ein, ein eigenes Leben zu haben, wir bringen diesen Gedanken nicht los, und doch können wir diesen Gedanken vor uns nicht rechtfertigen, unser Leben wird uns zur Illusion. Die Lösung dieses Konfliktes ist das Erlebnis, das innerliche Sichberührtfühlen durch eine Macht, der wir uns rein anvertrauen, in deren Berührung wir in tiefer Ehrfurcht erschaudern. In diesem Erlebnis gewinnt der Mensch wahrhaftes Leben, innere Einheit und Geschlossenheit, Sammlung zu einer großen Aufgabe unter einem ewigen Lebenszweck. Es kommt für jeden Suchenden der Moment, wo ihm diese Macht entgegentritt. Dann ist die Religion erwacht.

Also sprach einer der maßvollsten Vertreter des Ritschleanismus. Der ganze Gedankengang ist nicht neu, er ist die Quintessenz des aus dem Humanismus und der Kant-Schleiermacherschen Theologie entstandenen Modernismus. Es liegt ihm das πρῶτον ψεῦδος des Agnostizismus zugrunde. Diesen Standpunkt vorausgesetzt, fehlt allerdings der Religion das logische Mittel, sich in der Welt der Tatsachen zu legitimieren. Man muß die der Objektivität beraubte Religion subjektivieren, „vergeistigen", ins Psychologische umdeuten auf dem Wege eines sehr zweifelhaften inneren Erlebnisses. Daß es so nur zu einem sehr verschwommenen Gottesbegriff kommt, daß jeder Wertunterschied zwischen den Religionen wegfällt, daß man dadurch dem Pantheismus die Türe öffnet, zeigt ein Blick in die jüngste Encyclica „Pascendi". Ueberhaupt konnte man auch aus den keineswegs lichtvollen Ausführungen Hermanns den Eindruck gewinnen: Im Zerstören sind diese modernen Theologen sehr deutlich und entschieden. Sobald sie aber positive Wege und Richtlinien zeigen sollen, wird ihrer Rede Sinn dunkel und verschwommen. Für den, der die letzte Enzyklika studiert hatte, war es übrigens interessant zu sehen, woher die Modernisten ihre Ware beziehen.

Amerika als Vorbild öffentlicher Zucht und Sitte.

Professor Dr. O. Pfleiderer, welcher bekanntlich der freieren Richtung der protestantischen Theologie angehört, schildert in Nr. 52 der „Woche" die Eindrücke seiner zweiten Amerikareise. Wir entnehmen dem interessanten Aufsatze die nachstehenden, für den Vergleich mit vielbeklagten deutschen Zuständen höchst bemerkenswerten Schilderungen:

Die Frauen sind in Amerika vom Anfang der Neu-England-Kolonie an die treuen Hüterinnen des puritanischen Geistes gewesen. ... Indem sie auf Reinheit und Mäßigkeit, auf Zucht und Sitte im Hause hielten, haben sie diese Tugenden der Gesellschaft von Geschlecht zu Geschlecht eingepflanzt. .... Welchen wohltätigen Einfluß die Hochschätzung der Frauen auf die Wohlanständigkeit des ganzen gesellschaftlichen Lebens ausübt, davon kann man sich in Amerika täglich überzeugen. Das Laster wird freilich auch dort nicht fehlen, aber an die Oeffentlichkeit wenigstens darf es sich nicht hervorwagen, nie und nirgends sich frech zur Schau stellen. Jede Frau kann bei Tag und Nacht ohne männliche Begleitung durch die Straßen gehen, ohne frechen Zudringlichkeiten ausgesetzt zu sein. An den Schaufenstern der Buch- und Kunsthandlungen sieht man nirgends anstößige Schriften oder Bilder aufgelegt. In den Theatern werden zwar viele dumme Possen und haarsträubende Mordgeschichten aufgeführt, aber Obszönitäten und pikante Ehebruchsdramen sind von den Bühnen ausgeschlossen, weil das Publikum sie mit Entrüstung ablehnen würde. Die Zeitungen sind zwar voll von sensationellen Berichten, vermeiden aber alle sexuellen Pikanterien und nehmen keine Ankündigung oder gar Beschreibung von Vorträgen über „freie Liebe, Recht auf Mutterschaft, Recht der Homosexuellen" oder wie sonst das wüste und tolle Zeug heißen mag, das jetzt bei uns die Spalten so mancher Zeitung füllt, die das moralische Gift in die Häuser tragen, um die



Seele unseres Volkes und der Jugend zu vergiften. Während hier kürzlich alle Zeitungen voll waren von dem häßlichen Unrat des Hardenprozesses, haben die Neuyorker Zeitungen nur in diskretester Form davon Notiz genommen, indem sie ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gaben, daß in Berlin so schmutzige Dinge öffentlich verhandelt und in Zeitungen breitgetreten werden, deren Details ihren amerikanischen Lesern mitzuteilen der Anstand verbiete. Ich gestehe, daß ich da mich als Deutscher geschämt und die Amerikaner um ihre puritanische Zucht, die auf Sauberkeit und Ehrbarkeit des öffentlichen Lebens hält, beneidet habe. Hierin vor allem sollten wir von den Amerikanern lernen!"

Zwei Erklärungen.

Von den Hochw. Herren Dr. P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. und P. Ansgar Pöllmann O.S.B. gingen der „Allgemeinen Rundschau" nachstehende Erklärungen zu:

I.

„Zur Erklärung des hochwürdigen Herrn P. Ansgar Pöllmann in Nr. 51 (S. 759) habe ich festzustellen, daß ich mich, ehe nur der Titel der neuen Zeitschrift öffentlich genannt war, brieflich an ihn gewandt habe, und zwar unter ausdrücklichem Hinweise, daß ich mit dem Verlage noch nicht abgeschlossen — aber ohne Antwort blieb. Darauf erst gab ich dem Verlage meine Zusage unter ausdrücklicher Betonung, daß ich ein durchaus eigenes, neues Programm befolgen würde, wie das auch in allen jetzt natürlich längst fertigen Drucksachen der neuen Zeitschrift ausgesprochen ist.

München. Dr. P. Expeditus Schmidt, O. Fr. M."

II.

Die Gegenerklärung des Herrn Dr. P. Expeditus Schmidt wird durch nachfolgende Chronologie unserer Streitsache entkräftet.

23. Oktober 1907: Der Inhaber der Alfonsusbuchhandlung, Albert Ostendorff, bittet mich um Erlaubnis, sein neues Organ, als dessen voraussichtlichen Redakteur er bereits Herrn P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. nennt, unter der Flagge „Fortsetzung der Gottesminne" ausgeben zu dürfen. Dieser Brief wird auf Grund gewisser vorausgegangener Korrespondenzen von mir einfach ignoriert, zumal da das Programm im allgemeinen bereits festlag.

5. November: Telegraphische Bitte aus Münster um Antwort.

6. November: Telegraphisch jede Bezugnahme auf die „Gottesminne" verboten.

22. November (laut „Allg. Rundschau"): Mündliche Verhandlung des Herrn P. Schmidt mit Ostendorff in Münster.

28. November: Abdruck der Kundgebung Ostendorffs (unter Nennung Schmidts als Redakteur) in der „Augsburger Postzeitung". Diese Kundgebung war an die Leser der „Gottesminne" gerichtet.

29. November: Mitteilung des P. Schmidt an mich von seinen Verhandlungen in Münster, von der eingelaufenen Erlaubnis des Provinzials und seiner Absicht, nunmehr endgültig zuzusagen. Eine Andeutung des Programms wird nicht gemacht.

Dieser Brief, von der Post in München am 30. November abgestempelt, gelangt

1. Dezember vormittags in meine Hände. Und schon am

5. Dezember wird der Name „Ueber den Wassern" als endgültige Zusage Schmidts in der „Kölnischen Volkszeitung" publiziert. Diese Publikation wurde demnach spätestens am

4. Dezember von München abgesandt, vorausgesetzt, daß sie, statt erst über Münster zu gehen, direkt nach Köln abging.

Demnach blieben für mich zur Beantwortung zweiundeinhalber Tag. Der 1. Dezember war Adventsonntag mit erhöhtem kirchlichen Dienste, am 2. und 3. Dezember hatte ich auswärts photographische Aufnahmen von Kunstwerken zu leiten. Ein mit Arbeit gesegneter Mann, der wie P. Expeditus Schmidt viel außerhalb seines Klosters zu weilen gezwungen ist, kann doch unter gleichen Voraussetzungen seine Fristen unmöglich so kurz bemessen. Damit wird die Wendung in Schmidts Gegenerklärung „. . . aber ohne Antwort blieb. Darauf erst gab ich dem Verlage meine Zusage" hinfällig. Eine am 4. Dezember von Beuron abgehende Antwort hätte die Entscheidung in München nicht mehr aufhalten können, nach dem 5. Dezember durfte P. Schmidt wohl füglich nicht mehr auf Antwort rechnen.

Meine „Erklärung" enthielt überhaupt keinen Angriff auf den verdienstvollen Franziskanerpater, dem ich noch vor kurzem in der „Gottesminne" einen Essay gewidmet habe, und verlangte ebensowenig, daß das neue Organ in die Fußtapfen der „Gottesminne" treten solle: daß P. Schmidt ein eigenes Programm aufstellte, versteht sich ganz von selbst, nur durfte sich der ausgegebene Prospekt nicht auf mich beziehen.

Beuron. P. Ansgar Pöllmann. O. S. B.

Da den beiden Herren die gegenseitigen Erklärungen mehrere Tage vor dem Druck vollinhaltlich bekannt waren, ohne daß weitere Schritte erfolgten, kann die „Allgemeine Rundschau" mit allem Fug über diese Kontroverse die Akten schließen.

Der neue Kurs.

Von

Nanny Lambrecht, Aachen.

Wenn wir der literarischen Gegenwart den Puls fühlen, so ist nicht zu verkennen, daß das Sehnen nach dem Unbekannten, Nichtirdischen im Alltag der modernen Weltanschauung kreist. Was der Verstand von ihr gefordert hat, blieb ungestillt, wenigstens unbefriedigt. Rückwärts tastend sucht er nun nach einer mystischen Weltverklärung, aus rationalistischen Polypenarmen will er sich retten in die gemütsinnige Umarmung der Romantik. Was aber hat das Gemüt, die Seele mit der modernen Entwicklung zu schaffen? Alle Lebensvirtuosität balancierte auf den Nervendrähten. Man erinnerte sich der Seele nur, um sie anatomisch zu zerstückeln. Infolgedessen konnte die Rückkehr der Modernen sich nicht mehr auf der alten Heerstraße der Göttlichkeit der Kunst vollziehen, nicht mehr zu katholischer Mystik zurück, sondern, in dem bekannten Paroxismus des Gefühls, rückwärts zum Buddhismus, nach einem Ausdruck Hermann Bahrs, der Religion der Dekadence, weil sie die Religion der Nerven sei!

In dieser Rückkehr liegt keine Aufrichtigkeit, sondern wiederum eine Modelaune. Es ist eine Flucht in eine ungesunde Gegend, die bleiche Gesichter und zerstörte Gedanken erzeugt, eine ziellose Flucht vor der überall gähnenden Leere und Verödung. Und kein Führer und Wegwart ist, der in die bestehende Unordnung Reglement brächte. Es ist nur ein Wunsch da und kein Ziel. Viele Köpfe und viel Sinnloses. Nur Flucht und keine Einkehr. Ein ästhetisches Umherstreifen und kein Marschtempo nach Parole. Mystizistische Rückfälle und kein wahrer Kunstglaube. Ein Schlagwetter von betäubenden Worten und kein positiver Sinn. So kann es nicht bleiben, die Schlammwellen des krassen Naturalismus ebben zum romantischen Waldsee zurück, da wird's ein trübes Gewässer, eine Sintflut, auf der die Arche der neuen, geläuterten Kunstrichtung schwimmen soll. Sie heiße: Festlichkeit der Kunst!

Geradewegs zur Romantik zurück wäre eine Uebereilung und das Extreme. Der Boden der Wirklichkeit, den wir uns zu gangbarem Estrich zusammengestampft haben, darf nicht mehr verlassen werden. Romantische Wirklichkeit! Das ist nicht sinnstörend. Die Wirklichkeit ist wie ein Spiegel, dessen „beschauliche" Seite man der Wand zukehrt. So häßlich das auch von außen und dem flüchtig Vorübergehenden sein mag, so voll Glanz und Gleiß und schöner Wunder ist seine Innenfläche. So wird man tief in die spiegelnden Wunder der Wirklichkeit hinein sehen müssen, um nicht nur das zu sehen, was äußerlich und häßlich ist.

Poesie ist Traum und Märchen und Luftschloß. Wenn aus ihr heraus Leben und Wirklichkeit sich loslöst, dann wird sie das Küken sein, das noch die Eierschalen als Geburtsstempel nachschleppt. Es wird aber immer darauf ankommen, wie weit sie um sich die Eierschalen ihrer Herkunft zertrümmert!

Ich denke mir das so: Ein Pegasus kann als geflügeltes Roß mit Würde und Anstand eigentlich nur die luftigen Gefilde durchstreifen, wird aber immer wieder Futter suchend zur platten Erde niedersteigen müssen. Und also sei alle Poesie auch mit einem gewissen Ballast Erdenschwere befrachtet. Sie sei das Luftschiff, das ohne die gefüllten Sandsäcke nicht in die Aether-Regionen gefahrlos segeln kann. Aber je höher es steigen will, desto mehr wirft es von seiner zur Erde niederzwingenden Befrachtung aus. Es wird sich dieser nie ganz entäußern können, ohne nicht in Planetenluft unfruchtbar zu zerstäuben.

So liege denn das Reich der neuen Dichtung zwischen Himmel und Erde. Dem Himmel so nahe, daß des Dichterwaldes Wipfel hinanreichen. Der Erde so nahe, daß sie darin wurzeln! Diese faßliche Kunst soll nicht nur Menschen kneten, sie soll sie auch beseelen! In der flammenden Mittagssonne ein Dunghaufen kann die Idylle nicht beflecken. Man kann ihn wahr zeichnen auch in der Sonnengloriole.

Sei es der neue Kurs! Nicht Seelenanatomie! Sie war niemals Wirklichkeit. Die festliche Kunst soll werden! Romantische Wirklichkeit! Pfadsucher voran!

Innere und äußere Sauberkeit.

Aus der Provinz gehen der „Allgemeinen Rundschau“ nachstehende Zeilen zu: „Eine recht bittere Ironie ist mir gestern begegnet, als ich in die Weihnachtsferien fuhr. Ich las die „Allgemeine Rundschau“, und zwar eben den Artikel über die Schmutzliteratur von Otto v. Erlbach. Neben mir aber zog ein k. b. Vaterlandsverteidiger — das „Kleine Witzblatt“ aus seinem Königsrock. Ich überdachte nun die Folgen, die dieser Schmutzfetzen haben kann. Derselbe zirkuliert vielleicht in der Heimat unter jüngeren Kameraden als Zeichen der Aufklärung; eine jüngere Schwester erwischt den Schund vielleicht auch, liest und zeigt und erzählt weiter. Wenn solch ein Soldat einen Knopf nicht schön genug geputzt hat, wird er bestraft, als ob daran die Kraft und Tüchtigkeit des ganzen Vaterlandes hinge; wenn er sich aber mit solchem Schmutz körperlich und geistig besudelt, schwächt und krank macht, so schadet das dem Ansehen nicht. „Lieb' Vaterland magst ruhig sein!“

Italienische Reiseeindrücke.

Von

Dr. Cramer, Gymnasialdirektor, Eschweiler.

Nicht eine wohlgegliederte Aufzählung der Herrlichkeiten Italiens, auch nicht ein erschöpfender Bericht über eine Reise in das Land der Orangen und der Makkaroni ist es, was ich hier bieten möchte. Am wenigsten aber möchte ich einen überschwenglichen Panegyrikus singen, der nur in das hellflutende Licht des sonnigen Südens getaucht ist und den Blick auf die umschattete Kehrseite meidet. Einige Eindrücke, die sich tiefer als andere einsenkten, einige Beobachtungen, die ich selber um mich schauend machte, will ich kurz skizzierend hier wiedergeben. Und dabei möchte ich nicht blind an den Vorzügen unserer lieben Heimat vorübergehen und das welsche Land urteilslos preisen: freilich werde ich auch nicht im Sinne derer sprechen, die auf italienischem Boden nichts als das Gefühl des Unbehaglichen und Unzulänglichen in sich verspürten und ihre Anschauung in dem Worte zusammenfaßten: „Nein, wir waren froh, als wir wieder aus dem Lande heraus waren; da hat es uns gar nicht gefallen, da ist es hier doch schöner!“ Wer das Ideal einer „Reise“ darin sieht, in opulenter Sommerfrische, deren Milieu durch die liebliche Gestalt des befrackten Ganymed gekennzeichnet ist, einige Wochen noch etwas behaglicher als zu Hause sich zu pflegen, der braucht sich in der Tat nicht über die Alpen zu bemühen. Auch wer nach genossener Tafelfreude sich die Mühe nimmt, der Bergbahn sich anzuvertrauen, um „auch oben“ gewesen zu sein, mag ruhig nördlich der Alpen, oder besser, in den Alpen selbst, bleiben. Er hat's in den internationalen Zentren wie Luzern und Interlaken bequemer und tatsächlich auch großartiger. Jene Großartigkeit wenigstens, die man gleichsam mit Händen greifen kann, die starrende Majestät der Gletscher und Schneefelder, die himmelragenden Spitzen der Bergriesen oder auch die feierlich erhabene Stille der nordischen Welt, der jähe Felssturz norwegischer Küstenlandschaft und die ganze überwältigende Wucht titanischer Naturkräfte — das ist nicht Italiens Größe. Wer das sucht, der wird — außer an wenigen Punkten südlicher Wunderwelt, wie Neapel — es nicht finden, er wird enttäuscht sein. Und doch ist das Lob italischer Natur nicht eitel! Gewiß ist es nicht jene Schönheit, die der Nordländer meist zu sehen und zu empfinden gewohnt ist. Wer von Bologna nach Florenz fahrend den Apennin kreuzt, wird manch malerisches Gebirgsbild treffen, aber auf großen Strecken wird doch die nackte Zerrissenheit der scharf und eckig ineinandergeschobenen Höhen ein volles Behagen nicht aufkommen lassen. Es fehlt nicht zum wenigsten der Wald, der deutsche Eichen und Buchenwald; die Olivenhaine geben spärlichen Ersatz. Hier würde der deutsche Dichter nicht zu seinem herrlichen Liede begeistert worden sein: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!“ Im Altertum, als die Entwaldung nicht so fortgeschritten war, mag das Bild ein anderes gewesen sein. Trostlos nackt und jeder Bodenkultur spottend, stellen die Steilwände, wo oft der kahle, graue, tote Stein durch spärliches, dürres Gras schaut, sich heute an vielen Stellen der Apenninen dar, so z. B. auch auf weiten Strecken nördlich von Monte Cassino. Wer vollends den Zauber lieblicher Flußtäler wie an Mosel und Rhein, Neckar und Mittelelbe sucht, wird seine Erwartungen immer bescheidener spannen müssen. Wenn's nicht gerade Regenzeit ist — und wer reist dann gern! — bieten die meisten Flüsse der Apenninhalbinsel ein kümmerliches Bild. Nachdem schon in der Lombardei breite Flußbette mit viel Steinen und sehr wenig Wasser uns enttäuscht, verstärkt im Apennin etwa der Reno und fast ebenso der Arno den ungünstigen Eindruck. Und nun gar des Tibers schmutziggelbe Fluten! Wo sind die heitern flinken Boote, die zur schönen Sommerszeit naturfrohe Menschen stromauf stromab tragen? Wo die blinkenden Villen, die aus lauschigem Grün hervorlugend sich in der blinkenden Flut spiegeln? Nichts von alledem! In der ewigen Stadt mag man lange warten, bis auch nur ein schwerfälliges Lastboot einsam irgendwo mit unscheinbarer Ladung anlegt. Aber trotz allem wird niemand, der Natureindrücken zugänglich ist, sich den wunderbaren Fesseln italischen Himmels und Landes entziehen können. Der sprichwörtliche Reiz des wunderbar lichten Himmelsblau ist mehr als sentimentale Phrase! Ist doch der Unterschied für uns Nordländer heute mehr als je mit Händen greifbar, da der Blitzzug in kaum mehr als einer Viertelstunde, unter eisstarrenden Höhen hindurch, uns aus drückendem Nebelgrau in sonnendurchleuchtete Gefilde versetzen kann. Und ziehen einmal Wolken über das lasurne Himmelszelt, so verdüstern sie doch nicht lange den Blick, und bald lacht wieder Frau Sonne, zumal im „Garten Italiens“, dem Florentiner Bannkreise, oder noch tiefer gen Süden, an den gesegneten Küsten Bajäs oder Neapels, die Horaz schon im Liede pries. Italien ist mehr als alle anderen europäischen Länder ein Land städtischer Kultur gewesen, und — merkwürdig genug — auch der natürliche Vorzug malerischer Lage knüpft sich vielfach mehr an Italiens Städte denn an Punkte des entrückten Land- und Gebirgslebens. Die bella Venezia, die meerumschlungene, zu preisen, hieße Tauben auf den Markusplatz tragen; aber noch markanter für italische Eigenart, für die Verbindung städtischer und landschaftlicher Reize, für den Zusammenklang von Natur- und Volkstum erscheint mir die Königin der Riviera, Genua. Bietet Mailand, von seinem Marmordom und einigen Palästen abgesehen, durchaus das Bild einer modernen Groß- und Industriestadt mit all ihrem betäubenden Wirrwarr wild flutenden Straßenlebens, so ist Genua trotz des in ihm pulsierenden Weltgetriebes das geblieben, was es war, eine Stadt malerischer Schönheit und nationalen Lebens voll stolzer Herrlichkeiten. Der nationale Zug, den wir hier überall, selbst in dem internationalen Gewimmel am Hafen, verspüren, gibt der Stadt einen ganz besondern Reiz. Die Denkmäler und die engen Gassen mit ihren Osterien, die Häuser des Volkes und die gewaltigen Palazzi der Doria und Spinoza, der Balbi und Pallavicini, das alles atmet und lebt in der Sphäre nationaler Eigenart. Und hoch oben auf dem Castellaccio, der trotzigen Zwingburg aus dem Mittelalter, da schweift unser Blick hinab auf das terrassenförmig hingelagerte Häusermeer. In wunderbarer Klarheit grüßt die majestätische, vom goldigen Schimmer der Nachmittagssonne umspielte See, deren blau schimmernde Flut die Last der Kauffahrer und Panzerriesen trägt. Und nach der anderen Seite steigen die kahlen Felsen, die tief grünen Berghaine, die kühngeformten, scharfgeschnittenen Höhen der Apenninen auf; und nahe vor uns hebt sich aus einem Walde düsterer Zypressen die blendend weiße Denkmälerpracht des Kamposanto hervor. — Wieder anders geartet ist die Vogelschau auf die Stadt der sieben Hügel. Jener Blick von den kühl umschatteten Ruheplätzen des Monte Pincio auf die ewige Stadt, auf die Peterskuppel und die umsäumenden Höhen ist nicht umsonst immer wieder begeistert gefeiert: ob die Morgensonne verschwenderisch wie mit funkelnden Brillanten das einzigartige Bild umrahmt, ob der goldene Abendhimmel Natur und Menschenwerk mit unsagbar feinem Duft und Schmelz zu harmonischem Ganzen zusammenwebt, immer fühlen wir uns dem Weltfrieden näher als sonst, es ist, als ob der Himmel durch alle Strahlen seines Lichtes eine milde Glückseligkeit atme, die unserem Sinnen und Empfinden sich mitteilt. Hinabsteigend in das Gewühl des Alltäglichen, hineintauchend in die große Pulsader des römischen Straßenverkehrs, den Corso Umberto, fühlen wir uns trotz aller hastenden Unruhe des Völkergewühls von einem gewissen Gefühl des Erhabenen, Würdevollen, Großartigen erfaßt. Aller Völker Zungen tönen an unser Ohr. Ein langbärtiger Missionar von der Südsee schreitet neben dem beweglichen französischen Abbé, die hagere, blonde Miß aus London sticht seltsam ab von der glutäugigen, stolzen Brünette vom Gestade des Ebro. Deutsche Laute klingen dazwischen auf Schritt und Tritt an unser Ohr. Und doch liegt über allem der Zauber nationaler Eigenart, das Ganze ist getaucht in die Atmosphäre römischen Geistes und römischer Geschichte. Wir lassen uns für eine Weile an einem der Tischchen nieder, die das glänzende „Café National“ auf dem Bürgersteige aufgestellt hat und die von einer Gesellschaft aller Nationalitäten besetzt sind. Das weltstädtische Kaffeehaus könnte ebenso gut an einem Pariser Boulevard seine eleganten Räume öffnen. Und doch stehen wir ganz in dem magischen Banne italischer, zumal römischer Wesensart. Nur hundert Schritte vor uns erhebt sich die gewaltige Mark-Aurel-Säule, die columna Aurelii, jenes ragende Denkzeichen des römischen Imperiums, jene Säule, die uns Deutsche besonders fesselt durch ihre Skulpturen aus den römisch-germanischen Kriegen der Markomannenzeit, jene Säule, die einem erlauchten Geschlechte des römischen Hochadels, den Colonna, ihren Namen gegeben. Noch heute ragt ihr Palast im Hintergrunde des Säulenplatzes majestätisch auf. Welche Flut der Erinnerungen aus allen Jahrhunderten römischen Lebens dringt da auf uns ein. Inzwischen rollt ein gut Teil des heutigen römischen Adels in leichten, zier-

lichen Karossen, auf der gewöhnlichen Promenadefahrt des Spätnachmittags begriffen, an uns vorüber. Gewandt zwischen allem Fuhrwerk und Menschengetriebe hindurch eilen schwarzhaarige, barfüßige, wettergebräunte Burschen, die mit Stentorstimme und mit einem Eifer und Temperament, wie sie nur dem Südländer eigen, die eben aus der Druckerei kommenden Abendzeitungen ausrufen: Tribuna, La Patria, Messaggero klingt uns entgegen; alles in einem Tonfall und mit einer Wichtigkeit, daß uns kühlen Deutschen sofort der Unterschied von der Heimat sinnfällig wird. Gleich darauf kommen zungenfertige jüngere Händler und Händlerinnen mit ihren Korallen, Mosaiksachen, Holzschnitzereien; alle mehr oder weniger zerlumpt, aber doch alle wieder, zumal die Mädchen, mit einer Würde, einer Zierlichkeit und mit einem Formensinne in ihrer dürftigen Kleidung und in ihren Bewegungen, daß wir unwillkürlich zu dem Urteil kommen: diese natürliche Grazie wird nur in einer Atmosphäre geboren, in der sich der heiter lachende Himmel mit dem Genius der Kunst vermählt, auf einem Boden, der durch Antike und Renaissance den Volksgeist zur Anmut schulte. Nicht die Natur und das Land allein wirken hier wie überall auf uns ein: als gleich starker Faktor tritt zu ihnen der Menschengeist und seine Schöpfungen.

Was ist es doch, das den Rheinstrom mit magischem Glanze umwebt? Nur die landschaftlichen Schönheiten? Gewiß nicht! Mindestens ebensoviel wirkt mit der Zauber der Sage und Geschichte, der Bann einer großen Vergangenheit, die feste Kette nationaler Erinnerungen, die an seinen Ufern von der Urzeit an um alle Geschlechter deutschen Stammes ein gemeinsames Band schlingt. Und so ist es mit dem Lande des größten und stärksten Weltreiches, das die alte Geschichte gesehen. (Schluß folgt.)

Aus ungedruckten Witzblättern.

„Pater" Paasche.

Von Kreuznach her berichtet man von einem Funde,
Nach dem implicite ein Dokument
Herrn Dr. Paasche (Himmel, welche Schauerkunde!)
Tatsächlich einen „echten Jesuwiter" nennt.

Ist es denn wirklich wahr? hast du den Brief geschrieben,
Auf dem „vertraulich" stand? Es wär' fatal!
Bis heute ist ja das Dementi ausgeblieben,
Und dir, mein Lieber, bleibt nun keine Wahl:

Du mußt hinein! Zieh' an den ultraschwarzen Kittel
Und werd' Noviz im greulichen Verein,
Wo „gute Zwecke heiligen unwahre Mittel"!
Du lieber Himmel, wird sich Hoensbroech freu'n!

Auch die „Societas" mag baß nun jubilieren,
Weil ihr beschert solch' brauchbar „Christkindlein".
Denn du wirst wohl nach solchem Anfang fein florieren;
Dein Name soll nun „Pater Paasche" sein.

Satyr.

Le beau monde.

Sympathie nach verschiedenen Richtungen
Von wegen der tausend „Verpflichtungen"
Verdient die vornehme Welt.
Wiewohl mit der Zunge die meisten
Dem Belial Hofdienste leisten,
So weiß man doch, daß es gefällt.
Ins Gigantische reckt sich das Nichtige,
Zu Atomen zerstäubet das Wichtige.
Beim duftenden Nachmittags-Tee,
Da siehst du die feschen Komtessen
Viel Kuchen und Sandwiches essen
Und lauschen dem noblen Roué.
Man redet mit reger Beteiligung
Von Kirchenreform und von Heiligung
Und mustert die Hüte dabei.
Doch denkt man auch sammelnd der Armen
Und schneidet aus mildem Erbarmen
Dem Nächsten die Ehre entzwei.
Man feiert den modischen Prediger;
Und ist man noch jünger und lediger,
So schwärmt man vom neuen Tenor.
Man spricht von ein Dutzend Novellen,
Von Schnitzeljagden und Bällen
Und zerrt die Skandale hervor.
Man flüstert und flirtet um Huldigung,
Man stichelt, man lispelt Entschuldigung,
Man ärgert sich weidlich und lacht.
Und hat man genügend geschnattert,
Wird eilends nach Hause geflattert
Und Abendtoilette gemacht.
Der Unschuld pikante Verwirrungen,
Die Hochzeit mit folgenden Irrungen
Bespricht man diskret beim Diner.
Um Mitternacht wiegt sich im Tanze
Bei reichem elektrischem Glanze
Die fleißige Haute-volée.
Am Morgen danach, an dem taufrischen,
Da muß man die Nerven sich auffrischen
Und stürzt in den Park und zum Sport.
Doch winket das „Luncheon" in Bälde
Und — daß ich nun gleich es vermelde —
Hernach muß die Gnädige fort:
Sie schwebt nach verschiedenen Richtungen
Und erledigt Myriaden Verpflichtungen
Und kehrt mit Migräne zurück.
Im Klub unterdessen der Gatte
Sucht im Spiel, was früher er hatte;
Das heißt: sein schmähliches Glück.

Ansgar Albing.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die Uraufführung der Oper „Don Quijote" von Gg. Fuchs, Musik von Beer-Walbrunn, mußte infolge eines Trauerfalles in der Familie des Kammersängers Feinhals auf den Neujahrstag verschoben werden. In Vertretung des genannten Künstlers sang Breitenfeld von der Frankfurter Oper mit gutem Erfolge den Jochanaan. Den Tanzpart der „Salome"rolle gab Frl. Ornelli vom Stadttheater in Magdeburg. Hier wie in der „Puppenfee" bewies der Gast starkes rhythmisches Empfinden und bedeutendes technisches Können.

Münchener Residenztheater. Ganghofers Schauspiel „Sommernacht" und sein Satyrspiel: „Das Recht auf Treue" hatten bei der Premiere einen lauten Erfolg; bei der Zweitaufführung hielt sich der Applaus bereits in Grenzen. Das Satyrspiel erlebte hier seine Uraufführung, denn man hatte es in Wien, wo die „Sommernacht" schon in Szene gegangen ist, nicht für würdig einer Hofbühne erklärt und die Aufführung verboten. Daß diese Anschauung in München nicht geteilt wurde, ist im Interesse des Ansehens der Hofbühne zu bedauern. Dieser unfeine, mehr als „pikante" Schwank hätte seinerzeit bei den „Elf Scharfrichtern" und ihrem Publikum Furore gemacht, im Kgl. Residenztheater ist er fehl am Ort. „Das Recht auf Treue" ist das Recht des Liebhabers, Liebhaber bleiben zu dürfen. Er muß die Gunst Frau Kunigundens übrigens teils mit dem Ehemann, teils mit dem Kammerdiener teilen. Hirschgeweihe an den Wänden geben zu den derbsten Witzen Anlaß. Herrenkneipenstimmung! Sind hier die Verse derb, so sind sie in der „Sommernacht" oft unerträglich süß. Ganghofers Romanerfolge in Ehren, aber auf der Bühne wirkt er immer unwahr oder zum mindesten erklügelt. Die schöne Gräfin hat während der Abwesenheit ihres Gatten, obwohl sie sich Mutter fühlt, ein Verhältnis angefangen. Der Ehemann kehrt zurück, ahnt, entdeckt, wütet — und verzeiht, um des Kindes willen. Des Grafen Schwester hat einen ungetreuen Mann, er kehrt zurück und sie verzeiht, gleichsam dem Bruder ein gutes Beispiel gebend. Daß dieser Parallelismus die Empfindung des Konstruierten erhöht, ist natürlich. Man hört so viel leidenschaftliche Worte und fühlt doch nicht den Atem der Leidenschaft. Der Gräfin ganzes Handeln und Reden wirkt psychologisch unglaubhaft und abstoßend. Wir können mit der Sünderin nicht Mitleid haben trotz der vielen schönen Verse, die in jener heißen Sommernacht gesprochen werden. Der Erfolg muß bald verblassen. Gespielt wurde gut; Frl. Lossen, Lützenkirchen, Frl. Berndl und Monnard im ersten und Frl. v. Hagen, Höfer, Storm und Basil im zweiten Stücke ließen es an Können und gutem Willen nicht fehlen. (Anmerkung des Herausgebers: Das frivole Genre der Ehebruchsdramen scheint jetzt eine Spezialität des Residenztheaters werden zu sollen. „Barock" ging schon bis an die alleräußerste Grenze. Warum überläßt man diese — um einen Ausdruck der „Allgemeinen Ztg." zu wiederholen — „sehr gewagten" Stücke nicht neidlos dem Schauspielhaus? Der Kassenerfolg ist für eine Hofbühne nicht die Hauptsache. Ein Hof- und Nationaltheater soll den Geschmack des Publikums erziehen und veredeln, nicht dem verdorbenen Geschmacke sich anpassen.)

Münchener Künstlertheater. Nachdem der zwischen dem Verein und der Hofbühne abgeschlossene Vertrag die Allerhöchste Genehmigung gefunden hat, ist der Spielplan bekannt gegeben worden. Es gelangen acht Werke zur Aufführung, welche zu einem Zyklus von sechs Abenden zusammengestellt werden. Das von Max Littmann errichtete Künstlertheater, dessen Bau bereits nahezu vollendet ist, wird während der Dauer der „Ausstellung München 1908" an drei Abenden in der Woche spielen. Die Leitung des Unternehmens wird in Verbindung mit der Hoftheatergeneralintendanz ausgeübt vom Arbeitsausschusse des Vereins Münchener Künstlertheater. Die musikalische Oberleitung hat Felix Mottl übernommen, die dramaturgische Schriftsteller Gg. Fuchs,

die technische Maschineriedirektor Klein. Das Orchester stellt das Ausstellungsorchester unter der Direktion Cortolezis; die Requisiten und Kostüme werden unter der Leitung Maler Buschbecks hergestellt. Der Spielplan ist folgender: 1. „Faust" (I. Teil) Musik von Schillings, Bühneneinrichtung von Georg Fuchs, Ausstattung und Dekorationen nach Entwürfen von Fritz Erler. Regie: Alb. Heine. 2. „Was ihr wollt" von Shakespeare. Musik von W. Braunfels. Bühnenbearbeitung: Georg Fuchs. Ausstattung nach Entwürfen von Julius Diez. Regie: W. Runge. 3. „Das Wolkenkuckucksheim" nach den „Vögeln" des Aristophanes von Jos. Ruederer. Musik von A. Beer-Walbrunn. Ausstattung nach Entwürfen von A. Hengeler. Regie: Fr. Basil. 4. „Herr Peter Squenz" von Gryphius. Ausstattung: W. Schulz. Regie: Fr. Basil. 5. „Das Wundertheater" von Cervantes. Ausstattung: Robert Engels. Regie Fr. Basil. 6. „Die deutschen Kleinstädter" von Kotzebue. Ausstattung von Th. Heine. Regie: W. Runge. 7. „Die Maienkönigin" von Gluck. Ausstattung von X. Buschbeck. Regie: A Fuchs. 8. „Das Tanzlegendchen", Tanzspiel nach Gottfried Kellers Erzählung. Musik von Hermann Bischoff. Ausstattung von H. B. Wieland.

Schauspielhaus. Die Erstaufführung von „Fräulein Josette — meine Frau", ein Lustspiel nach dem Französischen der Gavault und Charvey von M. Schönau, hatte Erfolg. Die Idee des Stückes ist nicht neu; doch ist es geschickt gemacht, wie diese Pariser Erzeugnisse zumeist. Es gehört nun leider wieder zu den frivol-pikanten und sich ziemlich unzweideutig gebenden Schwänken. Es muß jedoch zugegeben werden, daß die zurückhaltende Wiedergabe vieles milderte, wie der Beifall auch hauptsächlich dem guten Spiel galt. Frl. Woiwode, Lackner, Waldau und Raabe boten in der Tat Leistungen, die eines wertvolleren Stückes würdig gewesen wären.

Verschiedenes aus aller Welt. Cosima Wagner feierte am ersten Weihnachtstage ihren siebzigsten Geburtstag. — In Paris findet im kommenden Frühling eine Theaterkunstausstellung statt, welche in lückenloser Reihe die Bühnenausstattung des 17., 18. und 19. Jahrhunderts vorführen will. — Presbers Bühnenbearbeitung von Calderons „Arzt seiner Ehre" hatte im Deutschen Theater in Berlin weniger Erfolg als kürzlich an der Münchener Hofbühne. — Peter Cornelius' unvollendete Oper „Gunlod" wurde in der Ergänzung Baußners in Magdeburg mit großem Erfolge gegeben. — Eine Oper von Adolf Wallnöfer: „Eddystone" fesselte in Graz, obwohl der Tondichter sich von Wagnerschen Einflüssen nicht frei zeigt. Die Hauptpartie sang der Komponist, welcher an der Grazer Bühne als sehr geschätzter Heldentenor wirkt. — In Prag wurde der „Fliegende Holländer" erstmalig in tschechischer Sprache gegeben. Die Aufführung war künstlerisch hochstehend und der Erfolg bedeutend.

München. L. G. Oberlaender.

Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Um eine Parallele mit dem Nekrologe des Finanzberichtes pro 1907 zu erhalten, muss auf einen weitabliegenden Zeitabschnitt zurückgegriffen werden. Es waren der ungünstigen Dinge zu viele und der Verlauf des ganzen Jahresabschnittes zeigte von einer äusserst tristen und entmutigenden Zeit in finanzwirtschaftlicher Hinsicht. Der Hauptfaktor und das Moment, das sich gleich einem Faden durch die ganze Finanzgeschichte des Jahres 1907 zieht, bleibt die in so grellen Farben und in so drastischer Weise den europäischen Finanzmärkten heraufbeschworene amerikanische Gefahr. Momentan ist offensichtlich noch wenig Aussicht, von einer dauernden Besserung und Beruhigung dieser einzig dastehenden Finanzkrisis zu sprechen. Es steht jedenfalls fest, dass gerade von Amerika wir noch viele unangenehme Ueberraschungen zu erwarten haben und die kürzliche Mitteilung einer weiteren Zahlungseinstellung und die Steigerung der Zinsraten auf neuerlich fabelhaft hohe Sätze bietet mehr als genügend Grund zur kühlsten Reserve und klugen Vorsicht. Viele Zeichen gehen anderseits schon dahin, dass man auch von Amerika ausgehend an eine langsame Beruhigung denkt. Bei dem bekannten Abhängigkeitsverhältnis aller europäischen Märkte von Amerika ist es klar, dass auch die Wirtschaftslage Europas und speziell der heimischen Gebiete mit dem „up and down" Amerikas innig verknüpft ist.

Den zweiten Punkt, der für das Prognostikon der Wirtschaftspolitik im neuen Jahre gleichfalls und fast noch mehr ausschlaggebend ist, bildet die Beurteilung über die Gestaltung und die Entwicklung der Geldmarktlage. Handel und Wandel insbesonders in unserem verhältnismässig noch jungen heimischen Industriestaat, und im Gefolge damit eng verbunden unsere Börse, wird erdrückt von den fast unerschwinglichen Zinsraten, die unser Zentralnoteninstitut in Anbetracht der verschiedenen, auch in den Finanzberichten der „Allgemeinen Rundschau" bekannt gegebenen Berichte auf so lange Zeit aufrecht erhalten muss. Deutschland ist momentan im grossen ganzen fast nur auf die heimischen Mittel angewiesen, da das Ausland neuerdings wieder die Guthaben zur Rückzahlung gefordert hat. Die Banken und alle Zentralen unserer Geldquellen sammeln nicht nur für Bilanzzwecke alle möglichen Barreserven, sondern versuchen auch im Hinblick auf verschiedene Eventualitäten für neuerliche Anstürme Vorkehrungen zu treffen. Aus diesem Grunde ist es nur zu leicht begreiflich, dass alles Begehren um Gold und Barmittel sich bei unserer Reichsbank konzentriert. Die schlechten Wochenausweise, die auf allen Gebieten eine unliebsame Anspannung und Einengung gegenüber den Vergleichsziffern des Vorjahres zeigen, bilden die nächstfolgende Ursache. Mit nicht geringer Sorge sah man der Regelung und Prolongation für das Jahresende an den Börsen entgegen. Mit Erleichterung konnte man daher konstatieren, dass die allerdings nicht zu grossen Ansprüche glatt, wenn auch zu anormalen teueren Geldsätzen verlängert werden konnten. Inzwischen hat die Geldknappheit und die alles Leben an den Börsen ertötende Geldfrage etwas von der Schärfe verloren und die Privatsätze sind um ein merkliches gesunken. Man darf auch der an dieser Stelle bereits niedergelegten Ansicht wohl Platz geben und dahin argumentieren, dass die derzeitige Besserung am Geldmarkt langsam fortschreitet zugunsten des ganzen Geschäftslebens und damit rückwirkend auf alle Zweige unseres Wirtschaftsverkehrs. In erster Linie wird nach wie vor Grundprinzip bei dieser Anschauung der strikte Hinweis bleiben, dass Restriktion und Einschränkung auf allen Gebieten eingehalten werden muss. Nicht nur unsere so impulsive Industrie, sondern auch die Staatsbehörden und Kommunen werden alles nicht unbedingt Erforderliche bis auf bessere Zeiten zurückzustellen haben. In letzter Zeit machten sich verschiedene Anzeichen geltend, dass die Kurve der Konjunkturbewegung neuerlich nach der bisherigen Konsolidierung aufwärts zu gehen scheint. Vom Eisenmarkt werden nach so langen stillen Berichtswochen endlich neuerliche Anzeichen einer Besserung ersichtlich, indem eine Nachfrage an allen Eisenmärkten und insbesondere seitens der amerikanischen Industrien registriert werden kann. Es ist ersichtlich, dass die eingetretenen Preisermässigungen auf fast allen Gebieten verschiedentlich Käuferschichten angelockt haben. Nach den in den letzten Tagen der Berichtswoche erfolgten scharfen Ermässigungen der Privatsätze in Berlin und London scheint die Besserung der Geldmärkte bereits früher als erwartet einzutreten. Eine baldige Ermässigung der offiziellen Raten gehört nicht zu den Unmöglichkeiten.

Das Publikum beginnt auch im Hinblick darauf und vornehmlich in Rücksicht auf die diversen Dividendendetachierungen mit grossen Meinungskäufen, und da es anscheinend überall an greifbarem Material fehlt, konnte endlich einmal wieder von Kursbesserungen gesprochen werden.

Als eine erfreuliche Tatsache am bayerischen Lokalmarkt ist die Mitteilung zu registrieren, dass die Affäre der Bayerischen Bodencreditanstalt Würzburg (es sei auf den Spezialartikel Seite 206 an dieser Stelle hingewiesen) endlich in allgemein befriedigender Weise zur Erledigung gekommen ist. Der Löwenanteil an diesem Erfolge ist bekanntlich dem energischen und umsichtigen Eingreifen des Landtagsabgeordneten Dr. Heim zuzuschreiben, der auch in den neu gewählten und von den bisherigen Parteien unabhängigen Aufsichtsrat kooptiert worden ist. M. Weber.

Der Gesamtauflage dieses Heftes ist ein Prospekt der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg beigelegt (Abonnementseinladung der „Stimmen aus Maria Laach").



Schwabingerbrauerei in München.

Aktiengesellschaft.

Aktiva — Bilanz der Schwabingerbrauerei am 30. Sept. 1907. — Passiva

Aktiva	ℳ	Passiva	ℳ
Immobilien-Conto	3,039.588.25	Stamm-Aktienkapital-Conto	1,000,000.—
Wirtschaftsanwesen-Conto	3,592,380.39	Vorzugs-Aktienkapital-Conto	1,000,000.—
Maschinen- und Mobilien-Conto	3:6,272.18	Schuldverschreibungs-Conto	1,000,000.—
Lagerfass-, Transportfass- und Botriche-Conto	84,953.20	Schuldverschreibungs-Zinsen-Ct.	11,722.50
Fuhrwerks- u. Eisenbahnwaggons-Conto	41,039.55	Hypotheken-Conto I. inkl. angefallenen Zinsen	1,849,302.15
Brunnenanlage-Conto	11,255.51	Hypotheken-Cont. II. (Wirtschaftsanwesen) inkl. angef. Zinsen	2,221,624.58
Vorräte	454,208.—	Immobilien-Reserve-Conto	350,000.—
Kassa-, Effekten- u Wechsel-Conto	86,010 60	Reserve-Conto	200,000.—
Hypothekdarlehen u. div. Debitoren	1,327,542.13	Spezialreserve-Conto	100,000.—
		Hypotheken-Reserve-Conto	184,795.93
		Delcredere-Conto	150,000.—
		Gebühren-Aequivalent-Reserve-C.	35,519.91
		Arbeiterunterstützungs-Conto	10,084.40
		Dividenden-Conto XV.	45.—
		Dividenden-Conto XVII.	2,500.—
		Kautionen und Einlagen	203,177.30
		Hauptzollamt für Malzaufschlag	84,927.25
		Diverse Creditoren und Tratten	386,170.30
		Gewinn- und Verlust-Conto	173,380.49
	8,963,249.81		8,963,249.81

Soll — Gewinn- und Verlust Conto am 30. September 1907. — Haben

Soll		ℳ	Haben	ℳ
An Malz-, Gerste- u. Hopfen-Conto		465.120.24	Per Bilanz: (Saldovortrag vom 30. September 1906)	6,976.85
„ Malzsteuer abzüglich Rückvergütung		196,395.54	„ Bier-Conto	1,370,056.30
„ Löhne, Gehalte, Betriebsunkosten und Reparaturen		342,590.73	„ Pacht-Conto	29,936.65
„ Brennmaterialien, Pech, Eis, Fourage Wasser und diverse Materialien		108.321.38	„ Brauereiabfälle	43.397.03
„ Bieraufschlags-, Steuern-, Assekuranz- u. Zinsen-Conto		164,508.45		
„ Bruttogewinn 1906/07		173.380.49		
Abschreibungen auf Anlage-Conti	ℳ 65,191.84			
Abschreibung. auf Wirtschaftsanwesen-Conto	„ 35.733-52			
Spezial-Reserve-Conto	„ 40,000.—			
Saldo-Vortrag 1907/08	„ 32,455.13			
	ℳ 173,380.49	1,450.316.83		1,450,316.83

Die statutengemäss ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates, Herr **Alois Anspreuger**, Baumeister und Magistratsrat hier, Herr **Karl Landsberg**, Grosskaufmann in Berlin und Herr Dr. jur. **Karl Eisenberger**, Reehtsanwalt in München wurden in der heutigen ordentlichen Generalversammlung per Akklamation einstimmig wiedergewählt.

München, den 21. Dezember 1907.

Der Aufsichtsrat: **Dr. Eisenberger**, Vorsitzender.

Der Vorstand: **Karl Stahl.**

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber

Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang Nr. 2 — 11. Januar 1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 2. München, 11. Januar 1908. V. Jahrgang.

„Landgraf, werde hart!“

Im Anschluß an Prof. Dr. Friedrich Paulsen.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Prof. Dr. Friedrich Paulsen, der protestantische Berliner Philosoph, dessen bedeutungsvoller Mahnruf „Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit“ in Nr. 49 (1907) der „Allgemeinen Rundschau“, S. 707 ff. und wiederholt in dem Fürstenwort der Nr. 50 (1907), S. 731 ff. hervorgehoben wurde, veröffentlicht in Nr. 1 der „Woche“ vom 4. Januar eine zweite Folge dieser ernsten Zeitbetrachtungen. Eingangs stellt er fest, daß der erste Artikel viel Beachtung gefunden und ihm aus allen Teilen Deutschlands Zuschriften eingetragen habe („unter ihnen allerdings auch die üblichen anonymen Schmähpostkarten“), und fährt fort:

Es ist offenbar, daß gegenwärtig in weitesten Kreisen für die wachsende Gefahr, die uns von der Verwilderung der sittlichen Anschauungen auf diesem Gebiet droht, ein starkes Gefühl vorhanden ist, ein Gefühl auch für die Schmach, die dem deutschen Namen von daher unter den Völkern erwächst.

Was die gegenwärtige Lage von allen früheren unterscheidet, das ist nicht das Vorhandensein von Unzucht und Perversität aller Art, sie waren zu allen Zeiten, wenn auch nicht in gleichem Umfang, vorhanden, sondern der Umstand, daß sie öffentlich als eine legitime, von der „Wissenschaft“ auch theoretisch gerechtfertigte Lebensbetätigung dargestellt werden. Auf der Bühne und in der Kunst, in der Literatur und in der Presse, in öffentlichen Vorträgen und „wissenschaftlichen“ Abhandlungen erscheinen sie als eine wenn nicht normale, so um so mehr interessante Aeußerung des geschlechtlichen Trieblebens, die allgemeine Beachtung zu fordern das Recht hat: das Normale ist ja am Ende das Allgemeine und Langweilige; hier haben wir es dagegen mit dem Ausnahmsweisen, mit dem Distinguierten, ja dem Vornehmen zu tun. Dieser Schein, mit dem das Laster aufgeputzt wird, der Schein des Ungemeinen, des künstlerisch und wissenschaftlich Interessanten, der ist es, der unserer Jugend, vor allem auch der Jugend der führenden Klassen gefährlich wird.

Freilich, auch früher blieben ihr Verführungsreden dieser Art nicht erspart. Aber die Hemmungen waren stärker, überkommenes, sittlich-religiöses Empfinden und vernünftige Betrachtung. Diese Hemmungen hat unsere Zeit niedergerissen; überall, von allen Großgeistern der Zeit hört die Jugend die gleiche Belehrung: die alte Moral und Religion ist tot, sie ist von der modernen Wissenschaft abgetan: die alten Gebote sind überlebte Aberglaubensartikel, wir wissen jetzt, woher sie stammen: sie sind nichts als Autosuggestionen des gemeinen Bewußtseins, das in ihnen Stimmen aus dem Jenseits zu hören glaubt, aus jener „Hinterwelt“, mit der das naturwissenschaftliche Denken der Gegenwart längst aufgeräumt hat. Was bedeuten jene Gebote für freie und große Geister? Mögen die Herdentiere sich durch sie gängeln lassen. Wir, die Aufgeklärten, die Wissenden, wir wissen, was davon zu halten ist. — Von solchen Reden gefangen genommen und wie verzaubert — wer wollte denn nicht zu den erleuchteten und modernen Geistern gehören —, ist man dann allen jenen weiteren Zauberkünsten widerstandslos preisgegeben. Verständige Rede gleitet ab, ohne Eindruck zu machen: Philisterweisheit des Alters, was soll sie uns, den Jungen, den Kommenden, denen die Zukunft gehört?“ . . . .

„Wofür kämpft die gegenwärtige Literatur? Unsere Romane, unser Theater? Ich weiß es wahrlich nicht zu sagen, es sei denn für die Freiheit des Trieblebens und etwa für eine kümmerliche Vorstellung von Wahrhaftigkeit, nämlich das Gemeine und Schlechte als das Wesentliche und Wirkliche zu sehen und zu zeigen.“

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen konstatiert der protestantische Philosoph das „Sinken des geistlichen Standes“, dessen Wirksamkeit „vielfach nur noch dekorative Bedeutung habe“. Die pessimistische Auffassung Prof. Paulsens, daß vom geistlichen Stande keine Rettung in den sittlichen Nöten der Zeit zu erwarten sei, dürfte doch nur auf bestimmte, vorwiegend großstädtische, ungläubige und sogenannte freigläubige Kreise zutreffen, welche kirchlicher Einwirkung völlig unzugänglich geworden sind. Der Optimismus gewisser Kaiserreden über den starken christlichen Geist im deutschen Volke sticht allerdings von diesem Pessimismus Paulsens in einer Weise ab, daß man sich immer wieder fragen muß: Wer informiert den Kaiser? Warum erfährt der Kaiser nicht die volle Wahrheit über unsere Zustände?

Prof. Paulsen glaubt ein Surrogat für den sinkenden ethischen Einfluß des geistlichen Standes in der fast in umgekehrter Proportion steigenden Stellung und Wirksamkeit des ärztlichen Standes gefunden zu haben. Er sagt darüber u. a.:

„Daß die Mediziner begonnen haben, als Volkslehrer und Jugendlehrer auf diesem Gebiet tätig zu sein, betrachte ich als ein heilsames Zeichen. Ich hoffe, daß sie auch den Kampf gegen die Verführungskünstler in der Literatur und gegen die Unzuchtindustrie, die sich mit dem Namen der Kunst und Wissenschaft zu decken sucht, aufzunehmen sich entschließen; sie können mehr als alle anderen die Schäden aufdecken, die daher stammen, und wirksam die Notwendigkeit der Repression zeigen.“

Die Medizin kann die Religion niemals ersetzen. Aber warnend, abschreckend, vorbeugend kann sie zweifellos auch auf sittlichem Gebiete unendlich viel Gutes stiften. Es erscheint uns nur fraglich, ob die große Mehrzahl der heutigen praktischen Aerzte, namentlich der Großstadtärzte, geneigt sein wird, der Mahnung Prof. Paulsens zu folgen. Daß die bedeutendsten medizinischen Autoritäten sich im Kampfe gegen die unter dem falschem Namen der Kunst und Wissenschaft segelnde Unzuchtindustrie offen an die Seite der vielgeschmähten Sittlichkeitsvereine stellen, hat die von fast sämtlichen medizinischen Kapazitäten unterstützte Vorstellung des Münchener Männervereins und verschiedener Frauenvereine gegen den Aktphotographien-Unfug bewiesen. Aber was hat es geholfen? Aktphotographien dürfen auch heute noch in Münchener Läden ungehindert an jedermann verkauft werden. Die Strafkammer hat erst vor wenigen Wochen einem „Kunsthändler“ den Triumph bereitet, daß sie beschlagnahmte Aktbilder trotz entgegenstehenden Sachverständigengutachtens auf Grund eigenen Sachverstandes freigab, mit anderen Worten den offenen Handel mit diesen Bildern richterlich sanktionierte. Namhafte Kunstautoritäten und medizinische Kapazitäten haben sich entschieden gegen den Aktphotographienhandel ausgesprochen. Aber wir haben noch nie gehört, daß eine von diesen Autoritäten, deren Sachverstand wohl auch einer voreingenommenen Strafkammer imponieren könnte, als Gutachter geladen worden sei. Es wäre lebhaft zu bedauern, wenn etwa

die oberste Justizbehörde die „Belästigung“ derartiger Sachverständigen nicht gerne sähe. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt — was kaum allgemein bekannt sein dürfte —, daß die Münchener Justiz auch gegen unsittliche Schaufenster-Auslagen neuerdings wieder vollständig versagt hat. Nachdem das Schöffengericht unmittelbar nach jener eindrucksvollen, auch durch die Presse veröffentlichten Vorstellung zwei Ladenbesitzern mit Hilfe des Groben Unfug-Paragraphen einen Denkzettel erteilt hatte, endigte eine weitere Verhandlung mit Freisprechung, trotzdem die Polizei das beanstandete skandalöse Schaufenster hatte photographieren lassen.[1]) Das Münchener Schöffengericht sprach kürzlich auch die Veranstalter eines objektiv unzüchtigen „Herrenabends“, bei welchem u. a. unbekleidete Weibspersonen auftraten, mit der Begründung frei, daß „niemand Aergernis genommen“ habe, trotzdem auch junge Leute anwesend gewesen waren.

Weshalb wir dies alles erwähnen, ergibt der Zusammenhang. Prof. Paulsen erblickt nämlich nicht nur im ärztlichen Stande, sondern in zweiter Linie auch im Stande der Juristen ein Surrogat für den sinkenden Einfluß des geistlichen Standes. Er erhofft vom künftigen, philosophisch besser zu schulenden Juristenstande, insbesondere vom Richterstande einen stärkeren Schutz des Rechtes und der Sitte, der gesamten sittlichen Lebensbetätigung der Nation. Hierüber sagt Paulsen u. a.:

„Und zu zeigen wäre weiter, **wie groß der Einfluß ist, der vom Gerichtssaal auf die Anschauungen der Bevölkerung von dem, was erlaubt und zulässig ist, ausgeht, vor allem vom Stuhl des Strafrichters. Ist hier laxe Moral zu Hause, wird sie von dem Richter auch nur schweigend geduldet, wenn sie von anderer Seite sich breit macht, so werden leichtfertige Anschauungen von Recht und Sitte sich ausbreiten und die Empfindung der Würde des Amts und der Heiligkeit des Rechts vernichten.** Spricht dagegen vom Richterstuhl die ernste Kraft einer bedeutenden sittlichen Persönlichkeit (es braucht nicht in moralisierender Beredsamkeit zu geschehen, ein gelegentliches Wort genügt), so wirkt sie befestigend und erhebend auf die Denkweise des ganzen Kreises. Und darum wären gerade für das Amt des Strafrichters nur die würdigsten, einsichtigsten, klarsten und in sich gefestigtesten Männer gut genug. Ob in einem Prozeß über mein und dein richtig entschieden wird, ist in der Regel für die Gesamtheit nicht so wichtig, als daß in Strafsachen das gerechte Urteil gefunden wird! Hier wirkt das Urteil unmittelbar Sitten bildend oder auch Sitten zerstörend.

Vielleicht ist dies enge Verhältnis von Recht und Sitte nirgends so sichtbar als an dem Punkt, von dem wir ausgehen: bei den Rechtsnormen, die der Aufrechterhaltung eines Minimums objektiver Sittlichkeit im Gebiet des geschlechtlichen Lebens dienen.“

Nachdrücklich wendet sich Professor Paulsen gegen die angestrebte Aufhebung des ominösen § 175 und gegen die ganze Perversenliteratur. Er erblickt in der heutigen Entwicklung mit Recht die große Gefahr, daß „der Verkehr mit Dirnen als eine nicht nur völlig unbedenkliche, sondern schon als sittlich gehobene Form der Triebbefriedigung dastehen würde“. Ist nicht als ärgste Folgeerscheinung der jüngsten öffentlichen Skandale etwas Aehnliches heute schon zu spüren? Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Augen hat zu sehen, der sehe — und lese!

Die Schlußausführungen Prof. Paulsens sind besonders beachtenswert:

„Ich berühre noch einen Punkt, wo das richterliche Gewissen allzu nachgiebig zu werden scheint, die Verbreitung unzüchtiger Schriften und Abbildungen, die § 184 des R.St.G.B. mit Strafe bedroht. Die gesetzlichen Bestimmungen, namentlich mit den Erweiterungen, die der Paragraph im Jahre 1900 erhalten hat, würden wohl ausreichen, bei entschiedener Handhabung den Schmutz in Literatur und Bild vom öffentlichen Markt zu vertreiben; und eine gewisse Reinlichkeit der Schaufenster und der Presse wäre immerhin ein nicht zu unterschätzender Gewinn. **Daß dies Ziel nicht erreicht ist, daß tausend Dinge, man denke an die Aktphotographien oder gewisse Zeitschriften, sich öffentlich breit machen und jedermann täglich vor Augen kommen, die zweifellos unter die Strafbestimmungen fallen, das scheint darauf hinzudeuten, daß es die Rechtsprechung an sich fehlen läßt. Erfreuen sich solche Dinge von Zeit zu Zeit „glänzender Freisprechung“, so wird das geradezu als Reklame benutzt, und geringe Geldstrafen werden auf die Geschäftsunkosten geschlagen.**

Ist es die Gewöhnung an die zivilrechtliche Betrachtung, die den Arm des Strafrichters lähmt: Geschäft ist Geschäft, es wird ja niemand Zwang angetan? Vielleicht wirkt sie mit. Stärker aber wird ein anderes Moment sich geltend machen: die Angst, der Freiheit des geistigen Lebens und Schaffens Eintrag zu tun, die Besorgnis wohl auch, dem Vorwurf der Rückständigkeit, des Mangels an Bildung, des Muckertums ausgesetzt zu sein, mit dem unsere Literatur und Presse ein schärferes Vorgehen zu bedenken so bereit sind. Wir stehen immer noch unter der Erinnerung an Zensur und Polizeistock; die Engländer und Amerikaner kennen jene uns hypnotisierende Angst vor dem Einschreiten gegen Unzuchtliteratur und -industrie nicht, sie respektieren die Deckfirma: Kunst und Wissenschaft, für solche Erzeugnise nicht im mindesten. In England meint man die wirkliche Freiheit des geistigen Lebens zu schützen, wenn man nicht bloß „unzüchtige“, sondern auch „unanständige“ (indezente) Darstellungen unter Strafe stellt. Mit Recht; die Sicherheit gegen Attentate auf das Scham- und Reinlichkeitsgefühl, wie sie bei uns an allen Straßenecken verübt, wie sie durch Zeitungsannoncen und Kreuzbandsendungen mit appetitreizenden Abbildungen in jedes Haus eindringen, gehört ohne Zweifel nicht minder zu den durch das Recht zu schützenden Freiheiten als die Sicherheit gegen Belästigung durch ruhestörenden Lärm oder üble Gerüche. Ja, hier steht offenbar mehr auf dem Spiel; man denke an die heranwachsende Jugend, die auf allen Straßen schutzlos der Infektion der Phantasie mit obszönen Bildern preisgegeben ist. Also, Landgraf, werde hart!“

Wir haben diesen Ausführungen des namhaften protestantischen Philosophen nichts hinzuzufügen. Seinen Spuren folgen sonst auch solche liberale Blätter, die der Unzuchtindustrie leider nur zu oft Hehlerdienste leisten, nicht nur im Inseratenteile, sondern auch im Text durch gelegentliche Entrüstungskundgebungen gegen diejenigen, welche die Ratschläge Prof. Paulsens in die Tat übersetzen wollen. Nur in einem Punkte können wir Prof. Paulsen nicht ganz beipflichten. Er empfiehlt als Appellationsinstanz gegen allzu rigoristische Handhabung des Rechts ein Kollegium von Sachverständigen, in welches ohne ängstliche Wahl Dichter, Künstler, Aerzte, Erzieher, Schriftsteller, Journalisten zu berufen wären. Aber wer hätte denn diese Instanz einzusetzen, ihre Mitglieder zu ernennen? Prof. Paulsen gibt doch an anderer Stelle selbst zu, daß die von ihm beklagte Umwertung der sittlichen Begriffe von einem großen Teile der Presse, Literatur, Kunst und Bühne gefördert worden ist, und an anderer Stelle empfiehlt er, statt mit Sachverständigen der „Wissenschaft“ „lieber einmal mit schlichten Männern und Frauen aus dem Volke Rats zu pflegen“. Es gibt allerhand Sachverständige! Vor einer Appellationsinstanz aus „Sachverständigen“, wie wir sie zurzeit z. B. in dem bekannten Münchener „Simplicissimus“-Prozeß auftreten sahen, möge uns der Himmel bewahren.

Glossen zum Harden-Prozeß.

Von

Dr. Hüllen.

In dem Artikel „Die Heuchlerpresse“ (1907, Nr. 48, S. 693) sagten wir voraus, daß sich die Richter nicht finden würden, die das Urteil des Schöffengerichts bestätigten. Wir haben recht behalten: Harden ist zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Ein Teil des vielfachen Schadens, der aus diesem Skandalprozeß erwächst, fällt zunächst auf unsere Rechtspflege. Das eminent öffentliche Interesse dieser Affäre konnte ein Blinder erkennen. Und warum griff die Staatsanwaltschaft auch dann noch nicht ein, als sie den unglückseligen Verlauf des ersten Prozesses gewahrte? Dann wäre das Urteil des Schöffengerichts verhindert worden. Jetzt steht dieses dem der Strafkammer schroff gegenüber. Da fragt man sich: Wo ist nun die Wahrheit, wo liegt nun die Gerechtigkeit? Sollte der Skeptiker den Nagel auf den Kopf getroffen haben, der einmal sagte: Unsere Rechtsprechung gleicht dem Hasardspiel?! Es ist verfehlt, zu hoffen, daß das jetzige Urteil wieder gut machen wird, was durch die früheren Fehler angerichtet worden. Das Aergernis bleibt und wirkt weiter. Und Tieferblickende sagen sich, unsere Rechtsprechung scheint nicht mehr den Zweck zu haben, der Wahrheit und dem Recht zu dienen, sondern nur die Disziplin — im äußerlichen Sinne — aufrecht zu erhalten. Die moralische Kultur muß sich aber — nach

[1]) Von absolut zuverlässiger Seite wird uns mitgeteilt, daß in einer ähnlichen, mit Freisprechung endigenden Münchener Schöffengerichtssitzung der eine der beiden Schöffen die inkriminierten Aktphotographien überhaupt nicht in Augenschein nahm.

Kant — auf Maximen gründen, nicht auf Disziplin. Dadurch ist Preußen — trotz all seiner Fehler — hoch gekommen. Ein Zeichen des rücksichtslos ehrlichen altpreußischen Geistes war es, nichts zu vertuschen und zu bemänteln, sondern gegen Schuldige vorzugehen bis zur äußersten Grenze, eventuell bis zur Vernichtung des eigenen Blutserben. So handelte ein Friedrich Wilhelm I. Und er wußte, was er tat. Seines Lebenswerkes Geist und Wesen stand auf dem Spiel. Und es steht auch heute noch auf dem Spiel. Aber es wird untergehen, wenn so weiter gewirtschaftet wird. Weshalb ist keine der verantwortlichen Persönlichkeiten den Gerüchten zu Leibe gegangen, die seit fast zwei Jahrzehnten über die Liebenberger kursierten? Weshalb hat kein General den Schlag gegen das die Armee gefährdende Uebel der Päderastie zu führen gewagt?

Das ist das Verdienst Hardens!

In diesem Prozeß gibt's keine Schuldigen. Die wahrhaft Schuldigen sind dort zu suchen, wo man die Lynar und Hohenau entwischen ließ, ohne sie gebührend zu bestrafen. Dagegen denke man daran, wie man die Obersten Hüger und Gaedke behandelt hat! Und ferner einen Rittmeister Graf Rohda, einen Oberstleutnant von Wartenberg usw. Männer mit aufrechtem Charakter und selbständigen Ansichten werden verfolgt und herabgewürdigt, Verbrecher aber behalten Titel und Pension, und bevor ihnen diese verbleiben können, läßt man sie fahrlässig entwischen. Glaubt jemand, daß man ohne den Harden-Prozeß gegen die hochgeborenen Grafen vorgegangen wäre? Die Päderasten hat man nur zu oft entwischen lassen, wenn es sich um Offiziere handelte. Ein Unteroffizier aber wird mit neun Monaten Gefängnis und Degradation bestraft.

In dieser Beziehung wird nun hoffentlich gründlichst aufgeräumt werden. Und das wäre, wir wiederholen es, Hardens Verdienst.

Er hat auch noch manches andere. Wer will beispielsweise seine Hand dafür ins Feuer legen, daß es keine Kamarilla gegeben habe, keine Spur davon?! War Bismarck vielleicht ein Dummkopf? Und wer stürzte den Kultusminister Zedlitz, wer unterminierte Caprivis Stellung, und was weiß Onkel Chlodwig Einschlägiges zu berichten? Man lese Hohenlohes Erinnerungen genau. Sie verdienen es. Ein solches Werk konnte nur in unserer Zeit geschrieben werden, genau so wie der Harden-Prozeß nur in unseren Tagen möglich war. Und die vielen anderen Skandalaffären auch. Fäulnisblasen! „Fast schäm' ich mich, daß ich ein Deutscher bin," schrieb kürzlich der einstige Reichsherold Felix Dahn wehmütig in der „Täglichen Rundschau".

Was Harden beweisen wollte, ist vor Gericht äußerst schwer, fast unmöglich zu beweisen. Zum Teil aber hat es früher in 1000 Zeitungen gestanden. Daß sie es jetzt nicht wahr haben wollen, ist — milde gesagt — ein Zeichen ihres schwachen Gedächtnisses. Harden hat mit seinen Zeugen Pech gehabt. Aber dem Satze, den der Oberstaatsanwalt mit Eifer wiederholte: Quaevis hysterica mendax wurde von medizinischen Sachverständigen mit Recht widersprochen. Selbst wenn Frau v. Elbe hysterisch wäre, braucht sie noch lange nicht eine vollkommene Lügnerin zu sein. Das weiß jeder, der hysterische Personen kennt. An dem Unglück dieser Ehe trägt sicher nicht nur der eine Teil die Schuld. Es sind darüber derartige Widerlichkeiten an die Oeffentlichkeit gedrungen, daß wir aus diesem Grunde eine Rehabilitation des Grafen Moltke für unzweckmäßig halten würden. Oder man hätte ihn nicht sofort aus seiner Stellung drängen sollen, nachdem er sein Ehrenwort gegeben, daß er nicht Päderastie getrieben. Immer die alte Geschichte! Auf der einen Seite zu weitgehende Nachsicht, auf der anderen Ueberhast und Härte. Vgl. Kotze! Fortiter in re, sed suaviter in modo! wäre besser.'

Herr Dr. Liman, der Verfasser des Buches „Der Kaiser", schwankte als Zeuge auch vor Gericht. Auf dem Papier ist er tapferer. Und nun — last not least — Herr Professor Schweninger! In Entfettungskuren mag er Autorität sein; das ist aber auch wohl das einzige Gebiet, auf dem er es ist. In den für ihn in Frage kommenden Punkten hätte Harden einer Persönlichkeit von hohem moralischen Ansehen bedurft, aber nicht eines Liebesabenteurers, dessen Kirchhofserlebnisse in Romanform „für zwee Marcht fufzig" durch alle Schmieraillienbibliotheken Deutschlands gegangen sind. Nee, so wat! Bismarck hat seinen Leibarzt vor der Oeffentlichkeit rehabilitiert, indem er ihm trotz Widerstandes der Fakultät zum Professortitel verhalf. Auch Harden ist ein schlechter Psychologe. Wenigstens hätten wir ihm in dieser Hinsicht mehr zugetraut. Sein Schicksal aber bedauern wir, da wir ihn als literarischen Koeffizienten seiner Zeit zu schätzen wissen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Urteil im Hardenprozeß.

Vier Monate Gefängnis, und dazu noch die Bemerkung, eigentlich hätte es noch mehr sein müssen, wenn nicht die geschwächte Gesundheit des Angeklagten die Strafe empfindlicher machte. Welch ein Gegensatz zu der glatten Freisprechung durch das Schöffengericht! Hier Berliner Richter und dort Berliner Richter. Kein Wunder, wenn das Ausland teilweise sich nicht mehr zurechtzufinden weiß in der alten Legende von den juges à Berlin. Es wurden Stimmen laut, die das zweite verurteilende Erkenntnis auf einen Druck von oben zurückführen, als Kabinettsjustiz der vermeintlichen Volksjustiz von der ersten Verhandlung entgegensetzen wollten. Im Inlande freilich zweifelt kein Mensch an der vollen Unabhängigkeit und gewissenhaften Sachlichkeit der fünf Richter der Berliner Strafkammer; um so weniger, als der Gerichtshof während der Verhandlungen seine Tüchtigkeit fortgesetzt erwiesen hatte. Aber es ist begreiflich, daß man im Auslande nicht überall für die Mängel der ersten Verhandlung und für das verzwickte Verfahren das richtige Verständnis hat. Das ist bedauerlich, weil es die luftreinigende Wirkung des zweiten Verfahrens beeinträchtigt. Die Schuld liegt an dem verspäteten Eingreifen der Staatsanwaltschaft. Der sonst so beredte Oberstaatsanwalt Isenbiel hatte mit dem Versuch der Selbstverteidigung kein Glück. Das ungeheure Aergernis der ersten Verhandlung hätte zum größten Teil vermieden werden können, wenn das öffentliche Interesse früher erkannt worden wäre. Und nachdem die Unterlassungssünde einmal begangen war, würde es wahrscheinlich noch besser gewesen sein, wenn man erst einmal abgewartet hätte, was der Kläger Graf Moltke aus eigener Kraft vor der Berufungskammer zu leisten vermochte. Man sollte meinen, die Entkräftung der Aussage einer hysterischen Frau und eines befangenen Sachverständigen wäre ihm auch ohne Hilfe des Staatsanwalts gelungen. Auf die Umsicht und Tatkraft unserer Justizverwaltung wirft diese juristische Odyssee kein goldiges Licht. Ferner darf der Kritiker nicht verschweigen, daß der sonst so gewandte Staatsanwalt durch den an sich begreiflichen Eifer, den Fürsten Eulenburg endgültig rein zu waschen, sich zu weit fortreißen ließ, nicht bloß zu einer strafprozessualischen Unvorsichtigkeit. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Hier handelte es sich nur um die Ehre des Grafen Moltke; diese Ehrenrettung war mit um so größerer Durchschlagskraft zu erreichen, je weniger man die geklärte Sache Moltkes mit der noch bestrittenen Angelegenheit Eulenburg in Zusammenhang brachte. Die Verteidiger Hardens suchten ja auch schleunigst durch fortgesetzte Angriffe auf den Fürsten Eulenburg ihre volle Niederlage in der Angelegenheit Moltke zu bemänteln.

Dieser Umstand macht es leider auch unmöglich, schon das ersehnte causa finita zu rufen. Nach den Erfahrungen, die Graf Moltke in der Folterkammer der ersten Verhandlung machen mußte, begreift man erst recht die Scheu des Fürsten Eulenburg vor einer Probe mit unserem mangelhaften Ehrenschutz-Verfahren. Aber wenn das aliquid haeret ausgeräumt werden soll, wird doch wohl noch eine Gerichtsverhandlung nötig sein, um Harden und seinen Verteidigern das Material abzunötigen, das sie noch gegen den Fürsten Eulenburg in Händen zu haben behaupten.

Die volle Klärung wäre um so mehr zu wünschen, da ein Teil der öffentlichen Meinung immer noch alle Worte des großen Bismarck, auch sein Zorneswort, für ein Evangelium hält. Und die grausamen Kraftausdrücke des grollenden Bismarck gegen die „Kamarilla der Kinäden" bilden ja die Wurzel des ganzen Skandals. Dieser Scheltrede des unbändigen Hassers verdankt Fürst Eulenburg die seit anderthalb Jahrzehnten fortwuchernde doppelte Nachrede, daß er geschlechtlich pervers und das Haupt einer Kamarilla sei. Nicht alle werden bereits heute an die Erklärung Limans glauben, daß der Fürst die Schmähworte nicht im geschlechtlichen Sinne gebraucht habe. Es wäre ein großer Gewinn, wenn diese Deutung außer allen Zweifel gestellt oder wenigstens die Unbegründetheit des Bismarckschen Vorwurfes schlagend nachgewiesen würde. Schon deshalb, damit der Verdacht beseitigt werde, daß zu den Jagd- und Reisegenossen des Kaisers ein perverser Mann gehört habe.

Erwünscht wäre es auch, wenn in einem Eulenburgprozeß die noch ungelöste Kamarillafrage funditus behandelt würde.

Schon nach der Verhandlung vor dem Schöffengerichte mußten wir bedauern, daß man uns viel Alkovengeheimnisse, aber keine Kamarillageheimnisse serviert habe. In der zweiten Verhandlung hat Fürst Eulenburg die Gerüchte über seinen politischen Einfluß einzuschränken versucht, aber ausgeräumt sind sie nicht, wie wir schon in der vorigen Nummer hervorhoben. Die volle Aufklärung darf das Volk um so mehr verlangen, als durch die sensationelle Rede des nationalliberalen Abg. Bassermann im Herbst 1906 und durch das rätselhafte Verhalten des Fürsten Bülow die Gerüchte von der Kamarilla an Boden und Kraft gewonnen hatten. Die Bemerkung Hardens, daß die Kamarilla ihrer Natur nach ein unnachweisbares Ding sei, ist nicht durchschlagend; jeder Mantel der Heimlichkeit hat Löcher, und auch die feinsten Vertuschungskünste pflegen höchstens auf eine gewisse Zeit vorzuhalten. Das Gerücht von einer Kamarilla gehört auch zu den Partherpfeilen, die der grollende Bismarck gegen den Souverän abschoß, der ihn zu entlassen gewagt hatte. Mit den Ueberbleibseln des Bismarckschen Hasses möglichst gründlich und vollständig aufzuräumen, liegt auch im Interesse der Geschichtswissenschaft. Die Glaubwürdigkeit Bismarcks ist ein Problem von hervorragender Bedeutung. Auch die Interessen der Zentrumspartei werden davon berührt. Nur zu viele Leute glauben noch an die gehässigen Auslassungen des Fürsten gegen unsere Sache und ihre Vorkämpfer.

Die erste Verhandlung vor dem Berliner Schöffengericht gab uns Anlaß, die Schauspielerei des Herrn Harden und seines Verteidigers zu kritisieren. Auch in der zweiten Verhandlung wurde Theater gespielt. Dort in der Rolle des triumphierenden Herkules am gereinigten Augiasstall; hier in der Rolle des frommen patriotischen Fridolin. Aber so lange der Mann unter der Strafe von vier Monaten steht, läßt man die Satire lieber schweigen. Nur muß man der Ansicht entgegentreten, die im Auslande und sporadisch auch im Inlande laut wird: daß in Herrn Harden die Würde und die Freiheit der Presse mißachtet und mißhandelt worden sei. Schon in Nr. 44 dieses Blattes vom vorigen Jahre wurde zutreffend die Gemeinschaft mit der Hardenschen Methode abgewiesen: „Der richtige deutsche Publizist kämpft nicht mit vieldeutigen Anspielungen, sondern sagt klar und faßlich, wen er anklagt und wegen welcher Taten." Die Strafkammer hat nicht ohne Grund „Sensationslust" angenommen. Den Stoff und die Stellung, die ihm der grollende Bismarck verschafft, hat Herr Harden anderthalb Jahrzehnte zu seinem Vorteil ausgenutzt.

Dunkle Punkte am weltpolitischen Himmel.

Der Verfassungskonflikt in Persien könnte das Abendland vollständig kalt lassen, wenn nicht soeben die vielbesprochene englisch-russische Konvention dieses interessante Land zu einem Objekt der diplomatischen Künste gemacht hätte. In Teheran soll Rußland hinter den despotischen Aufwallungen, England hinter dem Parlamentswiderstande gesteckt haben. Dann hätte England den Nebenbuhler überholt, wenigstens vorläufig, bis ein neuer Staatsstreich angezettelt wird. Der Triumph Englands in Persien bekommt für uns einen unangenehmen Nebengeschmack, weil diese Macht ungeachtet aller neuen Friedens- und Freundschaftskundgebungen einen wohlberechtigten deutschen Gewerbebetrieb am persischen Golf gewaltsam stören geholfen hat.

Eine weitere Wolke bildet nach wie vor Marokko, in dem die Franzosen unter den neuerdings so geduldigen Augen Deutschlands ihre Eroberungspolitik mit Gewalt, Geld und List schrittweise fortsetzen. General Drude hat, als er abberufen wurde, schnell noch zwischen Tür und Angel einen bisher verschobenen Vorstoß gemacht. Wenn der Ehrgeiz der einzelnen Generäle die ministerielle Unternehmungslust noch steigert, so wird der deutsche Reichskanzler nicht lange mehr den lächelnden Zuschauer spielen können, ohne die Interessen und das Ansehen Deutschlands aufs Spiel zu setzen. Die auswärtige Politik verträgt nicht so schroffe Frontwechsel, wie sie sich die innere gelegentlich am 13. eines Monats gefallen lassen muß.

Der dritte dunkle Punkt liegt im Westen, — dort, wo er den äußersten Osten berührt. Kaum hat die nordamerikanische Flotte ihre Fahrt in den Großen Ozean angetreten, wo sie vermutlich ewig bleiben wird, da brechen die Gegensätze zwischen Japan und Nordamerika wegen der Einwanderung in die Vereinigten Staaten wieder hervor. Präsident Roosevelt tut das Mögliche zur Beruhigung nach beiden Seiten. Aber er wird bald verschwinden, während die Gegensätze zwischen den beiden Nebenbuhlern im Norden der anderen Hemisphäre auf eine Kraftprobe zwischen dem Sternenbanner der „neuen" weißen Welt und dem Sonnenbanner der neuesten gelben Welt hindrängen werden.

Nationalliberale Partei und Großindustrie.

Von Redakteur Fehrecke.

Die nationalliberale Partei im rheinisch-westfälischen Industriebezirk fühlt sich auf die Füße getreten. Im Reichstage nahm unlängst der sächsische nationalliberale Abgeordnete Dr. Stresemann Veranlassung, sich gegen bestimmte eigenmächtige und selbstsüchtige Bestrebungen der rheinisch-westfälischen Großindustrie zu wenden, wobei er ausdrücklich darauf aufmerksam machte, daß er sich in vollständiger Uebereinstimmung mit der Gesamtpartei befinde. Das hat den hellen Zorn der rheinisch-westfälischen Großindustrie hervorgerufen, denn der Generalsekretär des Vereins deutscher Großindustrieller, Dr. Bueck, einer der Träger des unverfälschten Scharfmachertums, hat auf der Jahresversammlung seines Vereins der nationalliberalen Partei angekündigt, daß, wenn diese bei ihrer Haltung gegenüber der rheinisch-westfälischen Großindustrie verharre, die Industrie des genannten Bezirks eine Revision der Stellung zur nationalliberalen Partei vornehmen müsse. Diese nicht mißzuverstehende Aeußerung, der sich sofort der Draht bemächtigte, hat ein gewisses Aufsehen hervorgerufen, hüben und drüben und bei denen, die stets die Auffassung vertraten, daß speziell im rheinisch-westfälischen Industriebezirk die Großindustrie die dortige nationalliberale Partei verkörpere. Erst kürzlich noch prägte der Generalsekretär der rheinischen Zentrumspartei, Dr. Jörg, auf einem Zentrumsparteitag das Wort: Die Hütten- und Zechenparteien sind die Parteien der nationalliberalen Partei.

Wer sich im Parteigetriebe der Nationalliberalen in Rheinland und Westfalen auskennt, nahm die Drohung Dr. Buecks nicht ernst, denn daß es je zu einer „Revision der Stellung der rheinisch-westfälischen Industrie zur nationalliberalen Partei" kommen würde, ist vollständig ausgeschlossen; beide sind zwei Brüder in einer Person, die sich allerschlimmstenfalls einmal den Kopf waschen, wenn der eine glaubt, daß seine Interessen vom anderen nicht so wahrgenommen wurden, wie er es gewünscht hatte, die aber im übrigen stets unter ein und derselben Decke stecken und an ein und demselben Strange ziehen. In der Weihnachtsausgabe der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", dem Amtsblatt der rheinisch-westfälischen Großindustrie und Nationalliberalen, sagt denn auch ein „nationalliberaler Führer und Großindustrieller", daß die Bueckſche Aeußerung zwar durch eine nicht unbegründete Mißstimmung hervorgerufen sei, aber er hoffe, daß sich die Verstimmung wieder behebe, denn er fürchte sonst, daß „die Revision zur Konfusion führen" würde! Und ein anderer „nationalliberaler Führer und Großindustrieller" meint, die mißfällige Aeußerung Buecks glaube er „nicht gar zu tragisch nehmen zu dürfen, da die in Aussicht gestellte Revision der Stellung der Industrie unseres Bezirkes zur nationalliberalen Partei Herrn Bueck notwendig zu der Erkenntnis führen muß, daß diese Partei für absehbare Zeit im rheinisch-westfälischen Industriebezirk die einzige politische Vereinigung darstellt, welche für die Großindustrie in den ernsten Kämpfen der Gegenwart und einer voraussichtlich noch recht langen Zukunft, als eine staatserhaltende und den Frieden (!) zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer fördernde in Betracht kommen kann". Damit ist, wenn auch umschrieben, das gesagt, was wir oben behaupteten: die Großindustrie verkörpere die nationalliberale Partei in Rheinland und Westfalen, sie seien zwei Brüder in einer Person, von denen einer auf den anderen angewiesen ist.

Tatsächlich wäre eine Scheidung der beiden streitenden Geister eine große Dummheit. Die Großindustrie bestritt bisher in der Hauptsache die Unterhaltungskosten der nationalliberalen Partei, während diese sich verpflichtete, nach der Pfeife der Großindustrie in wirtschaftlichen und sozialen Fragen zu tanzen. „Daß aber", so schreibt die „Rhein.-Westf. Zeitung" recht interessant weiter, „eine solche Rede im Reichstage gehalten werden konnte, ohne Widerspruch zu finden, hat wesentlich darin seinen Grund, daß es der schwarz-roten Brüderschaft im Laufe der letzten zehn Jahre gelungen ist, den verhaßten Nationalliberalen sämtliche Mandate des größten und wichtigsten Industriegebietes Europas zu nehmen und sie ihren Leuten zuzuschanzen. Bömelburg, Hué, Giesberts, Kirsch und wie sie sonst heißen mögen, wiegen sich jetzt in den Reichstagssesseln als Vertreter der Kreise, die vordem Männer wie Löwe, Berger, Kleine, Beumer, Westermann, Hilbck mit berechtigtem Stolz ihre Vertreter

nannten." Wenn die Nationalliberalen fähig wären, aus den Zeitverhältnissen zu lernen, dann müßten sie sich sagen, daß **ihre Politik** in Verbindung mit der **Haltung der Großindustrie** selber das Grab schaufelte, in dem jetzt die ehemaligen nationalliberalen Abgeordneten „des größten und wichtigsten Industriegebietes Europas" begraben liegen. Das Zentrum hat seine Position im Industriebezirke gehalten, zum Teil sogar verbessert, **auf Kosten der nationalliberalen Partei hat aber die Sozialdemokratie ihre Eroberungen gemacht.** Eine „schwarz-rote Brüderschaft" hat im Industriebezirke nie bestanden. Wer das behauptet, sagt bewußt oder unbewußt die Unwahrheit. Der Nationalliberalismus hat systematisch die revolutionäre Partei im Industriebezirke großgezogen. Dort haben der Nationalliberalismus und die Großindustrie die Begriffe Sittlichkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit aus dem Gesellschaftsvertrag gestrichen. An Stelle der Verträglichkeit und gegenseitigen Achtung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist das Herrentum Kirdorffscher Observanz getreten. Bürger- und Arbeiterrechte werden mit Füßen getreten. Die nationalliberale Presse im rheinisch-westfälischen Industriebezirke treibt eine Politik der Verdummung der Volksmassen und leistet sich dabei eine unverfrorene konfessionelle Hetze, sobald dazu nur irgend welche „Gelegenheit" geboten ist. Es ist ein wahres Glück, daß die Zentrumspresse mit den Auswüchsen der Großindustrie und den Machenschaften der nationalliberalen Partei Fraktur redete und daß noch im letzten Augenblicke die christliche Arbeiterbewegung einsetzte, denn sonst hätte die Sozialdemokratie weit größere Fortschritte im rheinisch-westfälischen Industriebezirke gemacht. Von der Großindustrie und der nationalliberalen Partei war dazu der Boden gut vorbereitet worden. Und dann jammert die „Rhein.-Westf. Zeitung" noch darüber, daß jetzt im Industriebezirke nicht ein einziger Wahlbezirk durch einen „nationalen" Abgeordneten vertreten wird! Mit welchem volksfeindlichen, jeder sozialen Reform schroff gegenüberstehenden Liberalismus man es im rheinisch-westfälischen Industriebezirke zu tun hat, möge statt weiterer Worte uns die „Rhein.-Westf. Zeitung" selber sagen; sie schreibt:

„Die **Sozialdemokratie** steht der Industrie feindlich, das **Zentrum** mindestens höchst unfreundlich gegenüber. Seine Anhänger nehmen skrupellos gegen die Arbeitgeber Partei, wenn sie glauben, dabei etwas für ihre engherzigen Zwecke herausschlagen zu können. Kein Bergarbeiterausstand, kein sonstiger Lohnstreit, der die schwarzen Brüder nicht emsig bei der Minierarbeit sah. Noch in jüngster Zeit haben der Knappschaftsstreit und die Steigerbewegung gezeigt, wes Geistes Kinder die Epigonen Windthorsts sind. Sich auf diese Parteien zu stützen, daran hat Herr Bueck jedenfalls nicht gedacht. Auch die den Sozialdemokraten nahestehenden, in der Hetzarbeit gegen die Arbeitgeber ihnen durchaus nicht nachstehenden Christlichsozialen werden schwerlich Kinder nach dem Herzen des Herrn Bueck sein. Also wohl oder übel, ohne die Nationalliberalen wird es vorläufig nicht gehen."

So malt sich die Welt im Kopfe eines „nationalliberalen Führers und Großindustriellen" im rheinisch-westfälischen Industriebezirke! Wahrlich, eine eminente Kulturarbeit ist es, den volksbetrügerischen und volksentrechtenden Nationalliberalismus niederzuringen. In seinen eigenen Reihen macht sich ihm gegenüber eine Mißstimmung geltend. Umsonst reitet die christlichsoziale Partei, in der sich in erster Linie das protestantische Kleinbürgertum und die aufgeweckte protestantische Arbeiterschaft zusammenfinden, im rheinisch-westfälischen Industriebezirke nicht so schnell.



Zur Lage in den Niederlanden.

Von

Peter Wirtz.

Als im Jahre 1905 die Liberalen in den Niederlanden ans Ruder kamen, hieß es allgemein, die der Kuyperschen Reaktion preisgegebene Nation werde in neuer Freiheit aufatmen und eine Reihe sozialer und politischer Reformen erleben, wie sie bis dato noch nicht dagewesen. Nur kurze Zeit dauerte indessen solche Aufschneiderei; denn nur zu bald merkte man, daß die liberal-radikal-sozialistische, unter sich uneinige Mehrheit von 51 Mandaten, gegen welche 49 Mitglieder der christlichen Parteien geschlossen vorgingen, schleunigst abgewirtschaftet haben würde. In den seither verflossenen dreißig Monaten blieb denn auch die parlamentarische Arbeit im großen und ganzen fruchtlos, und auf sozialem Gebiete wurde, trotz aller Versprechen, blutwenig geleistet. Zu großen politischen Debatten kam es nicht, und selbst liberale Organe nannten das Kabinett De Meester, dessen Mitglieder von einem anderen liberalen Blatt Borghesins Drahtpuppen getauft worden waren, kurzweg ein Geschäftsministerium.

Das geschah allerdings nur, um das vollständige Fiasko der liberalen Politik zu vertuschen; denn daß De Meester wenigstens versucht hat, liberale Politik zu betreiben, steht außer Zweifel. Zunächst hatte der Marineminister Cohen Stuart 1906 sich gewissen sozialistischen Wühlereien gegenüber ein bißchen schwach gezeigt und mußte gehen. Dann hatte der Kriegsminister Staal eine von den Radikalen und Sozialisten befürwortete Verringerung der Präsenzstärke vorgenommen, ohne dazu vom Parlamente ermächtigt worden zu sein. Nur mit genauer Not gelang es ihm, im Dezember 1906 von der Zweiten Kammer ein Vertrauensvotum zu erwirken. Die Erste Kammer zeigte sich unversöhnlicher und verwarf im Februar das Kriegsbudget. Das Kabinett nahm infolgedessen seine Entlassung. Neun Wochen lang dauerte die Krisis, und schließlich zeigte sich De Meester bereit, die Geschäfte weiter zu führen. Nur der Kriegsminister nahm seinen Abschied, und an seine Stelle trat General van Rappard.

Das Ministerium De Meester neuer Kurs hatte nunmehr die Hoffnung, gelegentlich der Wahlen für die Provinzialräte, welche die Erste Kammer ernennen und bisheran wie letztere, konservativ waren, einen Umschwung im liberalen Sinne zu erzielen. Die Hoffnung blieb unerfüllt. Die Wahlen gestalteten sich zu einem glänzenden Sieg der christlichen Parteien. Die Erste Kammer blieb mithin konservativ, wie die Strömung im ganzen Lande. Somit schien das Los des Ministeriums endgültig besiegelt.

Trotzdem versuchte De Meester, die bei seinem Regierungsantritt den fortschrittlichen, radikalen und sozialistischen Fraktionen der Mehrheit gemachten Versprechen einzulösen. Es handelte sich darum, dem Wahlrecht eine weitere Ausdehnung zu geben. Hierzu ist aber eine Verfassungsrevision notwendig. Eine solche hat De Meester erst kürzlich beantragt. Da aber eine Umänderung der Verfassung in beiden Kammern eine Mehrheit verlangt, die das Kabinett nie erzielt haben würde, hat es den Anschein, als habe sich die Regierung bei Beratung dieses wichtigen Gegenstandes einen ehrenvollen Rücktritt sichern wollen.

Dazu hat ihr die Zweite Kammer keine Zeit gelassen. Und wiederum war es der Kriegsetat, der sie zu Fall brachte. Im Laufe der Debatte hatte man sich dem neuen Minister ziemlich günstig gezeigt und niemand dachte an eine Krise. Der katholische Abgeordnete van Vlymen erklärte jedoch namens seiner Partei, „die Streitkraft des niederländischen Heeres stehe nicht im Einklang mit den für den Etat verlangten Ausgaben". Als man daraufhin abstimmte, wurde das Budget verworfen. Zwölf Mitglieder der liberalen Mehrheit stimmten gegen den Minister.

Infolge dieses Votums reichte nunmehr das Kabinett neuerdings seine Entlassung ein, und über die eventuelle Lösung der Krisis wird in der Parteipresse heftig polemisiert. Der katholische „Tyd" meint, daß, falls die Krone mit der Weiterführung der Geschäfte die christlichen Parteien betraut, letztere sich ihrer Pflicht nicht entziehen und die von Dr. Kuyper eingeschlagene Politik weiterführen müßten. Demgegenüber meint der „Standard", das Organ Dr. Kuypers, verfassungsmäßig müsse die Regierung aus der Mehrheit der Zweiten Kammer hervorgehen; diese Mehrheit sei aber immer noch liberal, und deshalb könne die Rechte nur dann die Regierung übernehmen, wenn die Liberalen einstimmig erklären, daß sie kein Kabinett mehr zustande bringen können. Der liberale „Nieuwe Courant" redet einem Ministerium, in welchem alle Parteien vertreten seien, das Wort. Einem solchen Kabinett stellt das Blatt ein Programm auf, das sich in dem Wort „Fortwurfteln" zusammenfassen läßt.

Dieser Vorschlag dürfte keinen großen Anklang finden, da man nun schon zwei Jahre am toten Punkt steht. Allem Anschein nach wird ein christliches Kabinett ans Ruder kommen. Die Königin hat Dr. Heemskerke, Freund Dr. Kuypers und Führer der Antirevolutionären, mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut. In welchem Sinne er die Krisis lösen wird, dürfte uns die nächste Zukunft lehren.

Dank der kräftigen Unterstützung ihrer Freunde hat die „Allgemeine Rundschau" abermals einen beträchtlichen Abonnentenzuwachs erfahren.

Winterabend.

Im Ofen knistert das Buchenscheit,
Der Lampe dämm'riger Schimmer bringt
Die Märchenzauber der Jugend her,
Behagliche Wärme durchs Zimmer dringt.

Ich liebe die Winterabende sehr,
Wann auch zum Schaffen die Stunde bannt . .
Es weben sich Farben und Bilder darein,
Daß festlich Gepränge die Wände umspannt . .

Dieweilen ich schaffe, dieweilen ich träum'
Wird draußen Wunder um Wunder kund,
Viel glitzerndes Perlengeschmeide blinkt,
Eisblumen schillern im künstlichen Bund.

Kristalle, zart und von Meisterhand,
Umwinden die Kronnen mit zierlicher Pracht,
Und drüber der Sternrubinen Geleucht
Umfunkelt die Wunder der Winternacht.

Hans Besold.



† Ministerpräsident Jules de Trooz.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Am Silvesterabend schied plötzlich der belgische Ministerpräsident Jules de Trooz aus diesem Leben. Er hatte, kaum 50 Jahre alt, in der letzten Zeit seine seit mehreren Monaten höchst gebrechliche Gesundheit nicht genügend gepflegt. Bis zur letzten Stunde führte er die Staatsgeschäfte persönlich und ist sozusagen bei der Arbeit gestorben.

Mit Minister De Trooz verliert Belgien einen seiner gewiegtesten Politiker, die katholische Partei einen ihrer tüchtigsten Führer. Er wurde am 21. Februar 1857 zu Löwen geboren, und schon als Student an der katholischen Universität seiner Vaterstadt trat er für das Wohl der Partei in die Bresche. Ein seltenes Organisationstalent legte er als Vorsitzender verschiedener sozialer Einrichtungen an den Tag. Am 26. Dezember 1889 sendete ihn Löwen als Abgeordneten in die Kammer, der er seither ununterbrochen angehörte. Als nach den Juni-Unruhen 1899 auf das Ministerium Van den Pereboom am 5. August ein Kabinett De Smel de Naeyer folgte, übernahm in demselben De Trooz das Portefeuille für innere Angelegenheiten und öffentlichen Unterricht. Im April 1907 kam das Ministerium De Smel de Naeyer infolge von Meinungsverschiedenheiten zwischen der demokratischen und der konservativen Gruppe der katholischen Mehrheit zu Fall. De Trooz gelang es, ein aus beiden Fraktionen hervorgegangenes Kabinett zu bilden; ein Beweis seiner Beliebtheit in der Mehrheitspartei.

Als Minister des Innern hat es De Trooz verstanden, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten und mit allen, auch den katholikenfeindlichsten Gemeindeverwaltungen in gutem Einvernehmen zu bleiben, wie es sogar der freimaurerische Bürgermeister der Stadt Brüssel offen anerkannte. Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 16 vom 21. April 1906 alle gegen die belgische Schulpolitik erhobenen Anklagen zurückgewiesen und dargetan, daß die Katholiken die christliche Schule wie auch den öffentlichen Unterricht allseitig fördern. Was auf diesem Gebiete seit 1899 erreicht wurde, verdankt Belgien in erster Linie dem Unterrichtsminister De Trooz. Besondere Aufmerksamkeit widmete er einer anständigen Besoldung der Lehrer. Seitdem er Ministerpräsident war, hat De Trooz trotz zahlreicher Schwierigkeiten versucht, die Kongofrage in annehmbarer Weise zu lösen. Sie war seine letzte Lebensaufgabe, sagte er, nach deren Verabschiedung er der Politik Lebewohl sagen würde. Der Allmächtige hat es anders gefügt.

Alle Blätter widmen dem verblichenen Minister warme Nachrufe und die liberalen Zeitungen heben nachdrücklich seine Verdienste hervor. Er hatte es verstanden, allenthalben Sympathien zu ernten. Die Presse hatte an ihm einen Gönner, und kein Journalist, welche Politik er auch immer verteidigte, klopfte vergebens bei De Trooz an. Die katholische Partei verliert in ihm eine ihrer tüchtigsten Kräfte, Belgien einen seiner energischsten Verteidiger, die katholische Kirche einen ihrer treuesten Söhne.

Stellung und Beruf der Frau im römischen Altertum.

Vom

Geheimen Regierungsrate Karl Hüfner, Berlin.

Im Kampfe um das Frauenstimmrecht wird in unseren Tagen oftmals die Frage, warum das klassische Altertum trotz seiner freien Verfassungen das Weib rechtlichen und politischen Beschränkungen unterworfen hat, mit dem einfachen Hinweise darauf beantwortet, daß die Frau damals sich in einer unwürdigen und verachteten Stellung befunden habe.

Diese Auffassung, gestützt auf tragische Uebertreibungen des Euripides und mutwillige Scherze der Komiker, von denen das Wort des Plutarch gilt: „Viel lügen die Dichter", ist unzutreffend, mögen wir die Welt der hellenischen oder der römischen Frauen durchwandern.

Mit dem Leben des Weibes im alten Rom soll die folgende Betrachtung sich beschäftigen:

Die Geschichte ist darüber einig, daß die Frau in den ersten Jahrhunderten des römischen Staates hohes Ansehen, große Achtung und viel Ehre genossen hat.

Als im Kriege mit den Volskern die Mutter und Gattin des Koriolan von Rom die Gefahr der Eroberung abgewandt hatten, wurden den Frauen nach dem Zeugnisse des Plutarch viele Huldigungen und Auszeichnungen zuteil. Es erging sogar ein Senatsbeschluß, wonach die Behörden alles das, was die Frauen zur Ehre oder Gnade sich ausbäten, bewilligen sollten. Roms Frauen, bescheiden und groß an Gesinnung, begehrten aber weiter nichts als die Erbauung eines Tempels für „Frauenglück".

Der gesellschaftliche Verkehr des Weibes war in der Stadt des Romulus nie Beschränkungen unterworfen. Wenn uns Sueton berichtet, daß Kaiser Augustus das ganze weibliche Geschlecht von den Athletenvorstellungen strenge fernhielt, so lag der Grund dieses Verbotes in der Kampfesweise der Athleten und nicht in einer sozialen Zurücksetzung der Frau.

Für die Erziehung der Mädchen war in Rom gut gesorgt, sie besuchten öffentliche Elementarschulen. Der Kaiser Antoninus Pius errichtete seiner Gemahlin Faustina zu Ehren eine Erziehungsanstalt für Mädchen, die den Namen Faustinianerinnen führten. Ein Gleiches tat Mark Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron, zu Ehren seiner Gemahlin Faustina. Diese Mädchenschule führte den Namen: die jüngeren Faustinianerinnen.

In der römischen Familie wurde auf Arbeitsamkeit und häusliche Tugenden der Mädchen gesehen. Sogar die Tochter und die Enkelinnen des Kaisers Augustus mußten auf dessen Gebot Wolle spinnen, wie Sueton bezeugt.

Echte Frauenbildung wurde in Rom geschätzt. Quintilian fordert in seiner „Anleitung zur Beredsamkeit", daß auch die Frauen soviel Bildung als möglich besitzen sollen, und fügt zur Begründung hinzu: „Zur Beredsamkeit der Gracchen trug, wie wir wissen, ihre Mutter Kornelia nicht wenig bei, deren äußerst gebildete Sprache auch der Nachwelt in Briefen überliefert worden ist." Auch Tacitus betont in seinem „Gespräch über die Redner" die große Bedeutung, welche der Bildung der Mutter bei der Kindererziehung zukommt.

Von einer zweiten Kornelia, der Gemahlin des Pompejus, erzählt uns Plutarch: „Sie war in den schönen Wissenschaften gebildet, spielte die Lyra, verstand die Geometrie und hatte es selbst dahingebracht, daß sie mit Nutzen philosophische Vorträge hören konnte. Dabei war ihr Benehmen frei von jenem widerwärtigen affektierten Wesen, wie es gewöhnlich die Folge solcher gelehrter Bildung bei Frauen ist."

Das Weib konnte im alten Rom nicht bloß sich Bildung erwerben, es fand auch Gelegenheit, auf dem Gebiete der Wissenschaften und dem Arbeitsfelde der Kunst praktisch tätig zu werden. Das klassische Rom kannte bereits Malerinnen; schon um das Ende der Republik — etwa 100 Jahre vor Christi Geburt — lebte daselbst eine gefeierte Porträtmalerin; im römischen Altertume übten Frauen schon den ärztlichen Beruf aus, die heilige Anastasia z. B., die unter Diokletian den Martyrertod erlitt, war in der Heilkunde berühmt; die Geschichte nennt uns die Namen von Philosophinnen, denken wir an Porzia, des Brutus Gattin und Katos Tochter, an Helvia, Senekas Mutter, und an Pompeja Paullina, dessen zweite Gemahlin. Das römische Altertum hat Dichterinnen hervorgebracht, erinnern wir uns der Argentaria Polla, der Gattin des Dichters Lucanus,

die ihrem Manne bei der Ausarbeitung seiner Pharsalia zur Seite stand; es hat Geschichtsschreiberinnen erweckt — die Tochter des Historikers Cremutius Cordus namens Martia Cremutia gab nach dem Tode ihres Vaters dessen Werke heraus —, es hat Juristinnen zu praktischer Tätigkeit angeregt. Zwei sind sogar im corpus juris erwähnt: der Plotiana, der Freundin des großen Juristen Juventius Celsus, gedenkt die l. 18 D. 29,7 de jure codicill und der Carfania die l. 1 § 5 D. 3,1 de postulando. Diese, von Valerius Maximus Gaja Afrania genannt, die Gattin des römischen Senators Lizinius Buccio, war Rechtsanwalt in Rom zu den Zeiten des Julius Cäsar. Sie trat aber vor Gericht derartig auf — Ulpian, der Verfasser der angeführten Gesetzesstelle, nennt sie mulier improbissima — eine sehr freche Frauensperson —, daß ein prätorisches Gesetz von jener Zeit an den Frauen das Recht entzog, für andere vor Gericht Anträge zu stellen.

Die römische Geschichte erzählt uns schließlich auch von Rednerinnen. Hier sei der Hortensia gedacht, der Tochter des großen römischen Redners und Staatsmannes Quintus Hortensius. Diese hielt im Jahre 43 v. Chr., als die Triumviren für den Zweck des Krieges gegen Brutus und Cassius reiche Matronen hoch besteuern wollten, auf dem römischen Forum vor dem Tribunal der Machthaber gegen diese ungerechte Besteuerung eine uns von Appian und Valerius Maximus überlieferte Rede und setzte es durch, daß der größte Teil der Steuern den Matronen erlassen wurde.

Was die Verwaltung der Staatsämter anlangt, so waren die Frauen bekanntlich hiervon ausgeschlossen. In dem Titel des römischen Rechts über die Gerichte — l. 12, § 2 D. 5, 1 — hebt der Jurist Paullus, der dem Staatsrate des Kaisers Alexander Severus angehörte, hervor, daß die Frauen durch das Herkommen gehindert waren, richterliche Tätigkeit zu entfalten, und fügt zur Begründung bei: non quia non habent judicium, sed quia receptum est, ut civilibus officiis non fungantur, nicht etwa, weil sie kein Urteil haben, sondern weil anerkannt worden ist, daß sie keine bürgerlichen Aemter bekleiden sollen.

Wie kamen nun die Römer zur Billigung einer solchen Rechtsübung?

Der römische Staat war ein Militärstaat κατ' ἐξοχήν. Während der republikanischen Zeit wurden die Magistratsbeamten gewählt durch die Volksversammlung. Das römische Staatsrecht unterschied hierbei zwischen Vollbürgern, d. h. solchen, die in Rom steuer- und wehrpflichtig und stimmberechtigt waren, und Halbbürgern, d. h. den in Rom nicht wehr- und stimmberechtigten Bürgern — cives sine suffragio.

Die selbständige Frau war in Rom schatzungspflichtig wie der Mann, aber sie diente nicht mit den „Tribulen“.

Wählbar waren nur Männer, die als Soldaten Feldzüge mitgemacht hatten. Der römische Prätor, der am Vormittage noch im Dienste der Themis Recht sprach, konnte am Nachmittage in die Lage kommen, eine Armee kommandieren zu müssen. Das Imperium der römischen Magistrate — Konsuln, Prätoren, Aedilen — umfaßte die Zivil- und Militärgewalt. Darum war ein imperium des Weibes ausgeschlossen.

Weil aber dem so war, konnte auch von politischen Rechten der Frau keine Rede sein.

Politik war für den Römer die Verwaltung und Leitung des Staates, später die Regierung der Welt. Politik treiben hieß an der Regierung teilnehmen oder die Mitwirkung anstreben.

Die römische Politik war ein Kampf, der selten aufhörte, entweder der Parteien unter sich oder des Staates mit anderen Völkern oder ein Streit im Innern und zugleich ein äußerer Krieg.

Die Ausübung politischer Rechte setzte deshalb die Fähigkeit voraus, auch für den Staat das Schwert schwingen zu können. Der römische Wähler mußte Legionssoldat sein oder gewesen sein.

Bei diesem Stande der Dinge kann es nicht wundernehmen, wenn die römischen Frauen den Wunsch nach politischen Rechten nie geäußert, vielleicht sogar in ihrer großen Mehrheit nie gehegt haben. Der Kirchenvater Chrysostomus — geboren 347 n. Chr. —, der die Frage der politischen Rechte der Frau einmal gestreift hat, führt unter diesem Gesichtspunkte folgendes aus: „Da das Leben aus öffentlichen und privaten Angelegenheiten zusammengefügt zu sein scheint, so hat Gott beides so verteilt, daß er der Frau die Verwaltung des Hauses, dem Manne aber alle Angelegenheiten des Staates zugeteilt hat. Das Weib kann nicht den Spieß schleudern oder Geschosse absenden, aber den Rocken kann sie führen, ein Gewebe kann sie weben und alle anderen Geschäfte des Hauses trefflich ordnen, im Senate kann sie ihre Stimme nicht abgeben, wohl aber im Hause, das Gemeinwesen kann sie nicht verwalten, aber das vornehmste Besitztum, die Kinder kann sie gut erziehen, sie kann die unrechten Handlungen der Mägde beachten, auf Zucht bei den Dienern sehen und den Gatten von jeder Sorge dieser Art befreien, indem sie für alles sorgt, was dem Manne weder anständig noch leicht ist, wenn er sich auch darum bemühen wollte.“

Nach alledem ist klar, daß der römische Staat Männern politische Rechte gab, welche nötigenfalls mit den Waffen in der Hand Politik machen und ihre politischen Bestrebungen mit dem Schwerte rechtfertigen und verteidigen mußten.

Es ist kein bloßer Zufall, daß Heliogabalus, der weibische Kaiser, der je den Thron der Cäsaren entehrt und geschändet hat, der einzige unter allen römischen Kaisern war, der eine Frau, seine Mutter, zum Senator machte mit dem vollen Stimmrechte eines solchen.

Sie erhielt im römischen Senate, der in der Blütezeit der Republik nach dem berühmten Ausspruche eines griechischen Staatsmannes eine Versammlung von Königen war, damals aber vom Heliogabalus eine Gesellschaft von Sklaven in der Toga genannt werden konnte, ihren Platz sogar neben den Konsuln und unterschrieb als Zeuge die Senatsbeschlüsse.

Dieser Kaiser, nach dem Geschichtsschreiber Lampridius ein mit dem Purpur bekleidetes Scheusal, errichtete auch einen Weibersenat auf dem quirinalischen Hügel, der vornehmlich Frauenangelegenheiten zu beraten hatte und ebenfalls Senatsbeschlüsse faßte.

Roms Männer waren Weiber geworden, darum war der Frauensenat und eine Frau an der Spitze des wirklichen Senats etwas ganz Natürliches. Man könnte glauben, zu jener Zeit müsse die Frau die größte Achtung und Verehrung genossen haben. Keineswegs. Die hohe Ehrerbietung, von der vorhin die Sprache war, wurde der Frau nur insolange zuteil, als das Familienband, geknüpft durch strenge Eheformen, am festesten war und für unantastbar galt.

Die Tatsache, daß nach altrömischem Rechte die Ehefrau aus ihrer bisherigen, eigenen Familie vollkommen ausschied, dafür in die Familie ihres Mannes eintrat und in das untergeordnete Verhältnis einer Haustochter kam, beweist nicht eine Geringschätzung der Persönlichkeit des Weibes, sondern nur den ernsten Willen des römischen Gesetzgebers, die Familie, die Cicero einmal die Pflanzschule des Staates — principium urbis et quasi seminarium reipublicae — genannt hat, auf einen soliden Grund zu stellen.

Es würde deshalb eine sehr oberflächliche Beurteilung des römischen Kulturlebens verraten, wollte man etwa unter dem Hinweise auf die familienrechtliche Gebundenheit der Frau von einer Knechtschaft des weiblichen Geschlechtes sprechen. Die Geschichte beweist, daß das römische Weib gerade zu der Zeit, wo das Familienband am festesten geschlungen war, großen politischen Einfluß auszuüben vermochte.

Während des zweiten punischen Krieges hatte der Volkstribun Gajus Oppius den Vorschlag durchgesetzt, daß keine Frau mehr als eine halbe Unze Gold besitzen, keine bunten Kleider tragen und weder in Rom noch in einer römischen Stadt, noch 1000 Schritte davon, ausgenommen zu heiligen Feierlichkeiten, mit einem Zweigespanne fahren dürfe.

Nach der Beendigung dieses Krieges wußten die römischen Frauen zwei Tribunen zu bestimmen, auf Abschaffung des Oppischen Gesetzes anzutragen. Es fand ein heftiger Kampf statt zwischen den Gegnern und den Verteidigern des Gesetzes. Insbesondere trat der ältere Kato als Konsul für das Gesetz in die Schranken. Aber die Frauen Roms standen einhellig zusammen, der Volkstribun Valerius hielt zu ihren Gunsten eine glänzende Rede und, was kein Volk der Erde hätte vollbringen können, setzten die Frauen durch: das Oppische Gesetz wurde aufgehoben.

Die römische Geschichte lehrt aber auch, daß, gerade weil Roms Sitten in der Blütezeit der Republik so strenge waren und deshalb der Frau vom Manne große Achtung entgegengebracht wurde, das Weib in der Ehe sein Glück fand. Denn es ist eine geschichtlich beglaubigte Tatsache, daß zu Rom in den ersten fünfhundert Jahren nach seiner Gründung keine Ehescheidungsklage anhängig gemacht wurde, trotzdem das römische Recht zu allen Zeiten die Ehescheidungsmöglichkeit zuließ. Der Römer sah mit sittlichem Ernste auf die Reinheit des Familienlebens und suchte dabei Verfehlungen der Frau nicht in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen.

Damit im Zusammenhange stand der Satz des älteren römischen Rechts, daß für Frauen kein anderes Strafgericht existierte als das *häusliche*. Noch gegen Ende der Republik und zu Anfang der Kaiserzeit trat bei Verbrechen der Frauen das althergebrachte Hausgericht neben dem magistratischen Kriminalgericht in Wirksamkeit. Im Jahre 602 der Stadt wurden nach dem Zeugnisse des Valerius Maximus zwei Frauen wegen Gattenmordes vor den Prätor geladen, dann aber nach dem Spruche ihrer Verwandten — propinquorum decreto — erdrosselt. Und Kaiser Tiberius suchte, wie Sueton berichtet, die republikanische Familiengerichtsbarkeit über Frauen neu zu beleben, offenbar zu dem Zwecke, dem um sich greifenden, allgemeinen Sittenverfall zu steuern.

Mit diesem begann denn auch die *Achtung* vor dem Weibe zu *schwinden*. Schon im Jahre 131 v. Chr. konnte der Zensor Metellus Macedonicus im römischen Senate jene merkwürdige Rede halten, die dem Gedanken Ausdruck gab: „Wenn wir ohne Frauen leben könnten, würde keiner von uns eine solche Plage auf sich nehmen“. Von jener Zeit an begann die Abneigung der Männer gegen die Ehe feste Wurzeln zu schlagen. Das römische Recht jener Zeit kennt die einfachste Form der Ehescheidung, die heute von vielen so hoch gepriesen wird, nämlich die Lösung des Ehebandes mit gegenseitigem Einverständnis — divortium — und sogar die einseitige *Eheaufkündigung* — repudium —. In der Kaiserzeit nahmen die Ehescheidungen in Rom derart zu, daß Juvenal sagen konnte: Es gibt für eine Frau acht Männer zusammen in fünf Herbsten, sic fiunt octo mariti quinque per autumnos, daß Seneka, der Philosoph, das Wort prägen durfte: Die römischen Frauen berechnen die Jahre nicht mehr nach den Namen der Konsuln, sondern ihrer Ehemänner, non consulum numero, sed maritorum annos suos computant, und daß Hieronymus uns von einer Frau zu erzählen vermag, die von ihrem 23. Manne begraben wurde, der seinerseits 21 Frauen nacheinander gehabt hatte.

Gegen die Aussprüche dieser Männer läßt sich nicht etwa einwenden, daß sie zu stark *aufgetragen* hätten. Denn ihre Werke lassen erkennen, daß sie die Frau nach Charakter und Intelligenz gerecht zu beurteilen verstanden. Ein Hinweis auf Seneka mag dies erhärten: In seiner Trostschrift an Marzia führt er aus: „Wer könnte behaupten, die Natur habe den Charakter des Weibes *stiefmütterlich* behandelt und seine Vorzüge beschränkt? Frauen haben, glaube mir, die gleiche Kraft und gleiche Fähigkeit zu allem Edlen, wenn sie wollen.“

Gegen die allgemeine Sittenverderbtheit der römischen Kaiserzeit, von der Juvenal mit prophetischem Blicke voraussagen konnte, sie räche den bezwungenen Erdkreis, kämpfte mannhaft an das römische Recht in seinen großen, unsterblichen Juristen. Diese hielten mit dem Satze: Die Ehe ist die ungeteilte Lebensgemeinschaft, die Gemeinsamkeit göttlichen und menschlichen Rechts an der *romulischen* Auffassung von der Ehe fest. Der geniale Ulpian, jener römische Jurist, der meines Erachtens die sittliche Seite des Rechtes am tiefsten erfaßt hat, betonte den Gedanken, daß die *eheliche Zuneigung* mit das Wesen der Ehe ausmacht, matrimonium facit maritalis affectio — l 32 § 13 D 24, 1 —. Dabei erblickte er den Hauptwirkungskreis des Weibes in ihrer Tätigkeit als Mutter und Hausfrau — maximum enim ac praecipuum munus feminarum est concipere ac partum tueri — l 14 § 1 D 21, 1 — und hob zugleich hervor, die Hausfrau unterscheide sich von den übrigen Frauen durch ihre *guten Sitten*: matrem familias faciunt boni mores — l 46 § 1 D 50,16. Mit solchen Rechtssätzen suchten die großen römischen Juristen die nach altrömischer Auffassung dem Weibe gebührende *Achtung* wiederherzustellen und dadurch die *vollkommene* Zerstörung des Familienlebens hintanzuhalten. Was ihnen allein nicht gelingen konnte, vollbrachte der die Sitten belebende Einfluß des Christentums und der Eintritt der Germanen in die antike Welt, die der Frau eine gewisse Heiligkeit zuschrieben und in ihr die *Genossin* ihrer Arbeiten erblickten und ihrer *Gefahren*.

Draußen liegt das Land.

Draußen liegt das Land, wo meine Träume weilen,
Weit draußen, wo der Sehnsucht Ziele steh'n,
Wohin im Fluge die Gedanken eilen,
Wenn sie, die Welt vergessend, wandern geh'n.

Leise zieh'n sie fort, von einer Tür zur andern,
Wie neigt sich grüßend ihnen das Geschick!
Es läßt im Märchenland sich herrlich wandern,
Soweit das Auge reicht, nur Glück und Glück

Draußen liegt das Land, wo alle Träume enden,
Den Weg zeigt dir ein kleiner Hügel an,
Dort harrt man dein, mit hilfsbereiten Händen
Empfängt man dich, du müder Wandersmann.

Hedwig Albrecht

Die katholischen Korporationen und der akademische Ehrenschutz.

Von

Hans Besold.

Wenn auch die Frage vorerst noch nicht aktuell ist, verdient sie ihrer Bedeutung wegen doch schon aufgeworfen zu werden. Die Zeit, in der man sich ernstlich mit ihrer Beantwortung beschäftigen wird, ist nicht mehr so unabsehbar. Doch sie soll bereits heute aufgeworfen werden, um jetzt schon einen Ueberblick zu haben, inwieweit sich die einzelnen Korporationen freundlich oder ablehnend dazu verhalten, und um über den prinzipiellen Standpunkt und die Stellungnahme der Allgemeinheit der katholischen Studentenverbindungen hinreichend orientiert zu sein.

Es handelt sich um die Verbesserung des *akademischen Ehrenschutzes*. In einer öffentlichen Versammlung der Münchener „Freien Studentenschaft“ ist lebhaft hierüber debattiert worden. Die starke Strömung, die in der Finkenschaft unserer deutschen Universitäten ganz auffallend gegen die Satisfaktionsgewährung mit den Waffen in der Hand Front macht, sollte weitere Kreise mitberühren, speziell die Kommilitonen in den katholischen Korporationen; denn sie stellen in diesem Punkte das Gros der hier Interessierten: sie sind prinzipiell gegen die Ehrenverteidigung im Zweikampf. Es frägt sich nun: *Wären die katholischen Studentenverbände geneigt, sich in Ehrenhändeln einem Schiedsgerichte zu unterwerfen und die Bestrebungen der freien Studentenschaft in diesem Punkte gemeinschaftlich mit dieser zu verfolgen?*

Wie dieses Schiedsgericht sich konstituieren soll, ist vorläufig noch nicht fixiert. Doch geht man eben an die Ausarbeitung der Satzungen, die dem Ganzen die Unterlage geben sollen. Vielleicht könnten an dieser Stelle manche wertvolle Winke gegeben werden, die dem Statutenaufbau und -ausbau von Nutzen sein könnten. Die freie Studentenschaft wünscht aufrichtig die Teilnahme und den Anschluß der katholischen Verbände. So wird sich durch ein gemeinsames Vorgehen, ich möchte sagen, durch ein förmliches Kartellieren in dieser Sache etwas Brauchbares und Dauerhaftes zuwege bringen lassen. Hier verbinden uns gleiche Interessen. Es sei ausdrücklich dabei betont, daß die freie Studentenschaft in keiner Beziehung das Aufgeben prinzipieller Parteieninteressen verlangt. Einer offenen Aussprache über die Stellungnahme zu der Frage der Gründung allgemeiner akademischer Schiedsgerichte an den Universitäten wird der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ gewiß sein Organ gern zur Verfügung stellen.

Nicht nur die Münchener Studenten sind ja daran interessiert. Der große Gedanke wird bei allen deutschen akademischen Bürgern Anklang finden, mögen die Schiedsgerichtsämter selbst wohl auch lokaler Natur bleiben. Dadurch, daß unsere Ehre durch ein gemeinschaftliches Institut geschützt wird, bekunden wir den Geist der nationalen Einheit; wir werden in der „Gesellschaft“ als honorig anerkannt werden, auch wenn wir nicht auf Waffen antreten. Es wäre völlig unangebracht, wenn sich die katholischen Korporationen den „Finken“ gegenüber eine Reserve auferlegen oder diesen gar mißtrauisch begegnen würden. Sie werden sich der Lösung und Förderung eines gesellschaftlichen Problems sicher nicht entziehen, zumal sie ja selbst der Unkultur des Zweikampfes abhold sind.

Caveant! — Faveant!

Ein Mahnwort an die deutsche „Papierwelt“.

Von

Jörg Hellpart.

In Nr. 49 vom 7. Dezember 1907 der „Allgemeinen Rundschau“ hat Dr. Otto von Erlbach den Regierenden ein ernstes Caveant! entgegengehalten. Aus dem dabei angeführten Paulsenschen Zitat geht, im Zusammenhalt mit der Erfahrung, hervor, daß die Hauptumsturzbewegung in der Moral von der „Papierwelt“ Deutschlands ausgeht. Die sorgfältigste Sanierung muß also in erster Linie dieser zuteil werden.

Was heißt das? Nichts anderes als: es gäbe keine perversen Dramen, keine Schundromane, keine Ueberlyrik, keine Zote überhaupt, wenn es keine Verleger gäbe, die derartiges publizierten! An die deutschen Verleger daher ein dringliches Faveant! Negativ: sie sollen nichts aufnehmen, was die sittliche Korruption zu befördern oder auch nur auf dem status quo zu erhalten geeignet ist. Positiv: sie sollen alles in ihren Bereich ziehen und hegen, was dem Aergernis zu steuern vermag.

Gebt uns gute Literatur, und die schlechten Sitten werden verschwinden!

„Ja, „gute“ Literatur! Natürlich katholische“, höre ich schon manchen „Vorurteilsfreien“ feixend höhnen.

Der Einwurf ist selbstverständlich zum Lachen. Aber es erscheint doch auffallend, daß soviele geradezu bedeutende Erscheinungen, z. B. auf dem Gebiete der Belletristik, ohne aufdringliche Betonung ihrer Herkunft dem katholischen Lager entstammen. Ich brauche ja keine Namen zu nennen.

Allerdings sind die Verleger dieser Autoren zumeist nicht besonders glänzend gestellt. Die Ueberzeugung — und hier nicht die religiöse, sondern die sittliche — geht ihnen, wie ihren protestantischen seriösen Kollegen, übers Geschäft.

Aber seltener, viel seltener sind sie geworden, solche Verleger, gleichviel welcher Konfession, im Vergleich zu den vielen, welche nur dem Mammon nachjagen und in gewissenlosester Weise an der Popularisierung des Lasters mithelfen.

Gerne akzeptiere ich es, wenn mir entgegengehalten wird, das seien vielfach keine Leute vom Bau, sondern solche, die mit aller Vorurteilslosigkeit und Skrupellosigkeit ihrer Nichtfachbildung sich à la fin de la fin diesem Berufe gewidmet haben. Dann dürfen sie aber auch den Ehrentitel des Standes nicht mehr führen, dessen Schild sie schänden! Dann mache das gesamte ehrliche Verlegertum Front gegen sie und verbanne sie aus seinen Reihen! Dann verpflichte sich dasselbe, par l'honneur du drapeau nur sittlich einwandfreie Werke zu führen, für die Jugend ungeeignete derselben nicht auszuhändigen und den Winkelverlegern das Handwerk zu legen in jeder zulässigen Form!

Unsere ganze Bildung und Kultur heutiger Zeit ist auch auf dem Verlegerstande aufgebaut, ohne dessen Intervention der Autor nur in verschwindend wenigen Fällen zu seinem Publikum sprechen kann. Um so mehr sei das Verlegertum auf sittliche Hebung der Leserwelt durch Sichtung der Autoren bedacht.

Ja, wir verlangen allen Ernstes eine Zensur der Publikationen wenigstens belletristischer Art, ausgeübt durch den Verleger, aber nicht nach dem geschäftlichen, sondern dem moralischen Erfolg, und daher eine förmliche Erziehung des Verlegers zu seinem ebenso schönen und hochstehenden wie verantwortungsvollen Beruf.

Polizeiverordnungen, Gerichte, Proteste, Vereine — all diese und andere Waffen in dem „Verzweiflungskampf gegen die wachsende sittliche Korruption“ (wie ihn Otto von Erlbach richtig charakterisiert) werden in den meisten Fällen bald schartig werden, wenn sich ihnen nicht als wuchtige Unterstützung die geschlossene Phalanx der deutschen Verleger ausdauernd und freudig zur Seite stellt. Das ist der Grund, warum ich an ihre wohlwollende Gesinnung appelliere, in der sie durch ihr Faveant! das mitbauen helfen sollen, was die Regierungen und die Gesetzgebung auf das unabläßige Caveant! hin als Bollwerk gegen die immer mehr einreißende Sittenlosigkeit aufrichten müssen und werden — hoffentlich nicht zu spät!

In der Dämmerung trautem Schweigen.

In der Dämmerung trautem Schweig n
Träum' ich von kommender Lenzeszeit,
Träum' ich von duftbeschwerten Zweigen,
Die von des Winters Hauche befreit —

In der Dämmerung trautem Schimmer
Tragen die Träume mich tief hinein,
Und es umhüllt mich in meinem Zimmer
Lachender, lockender Frühlingsschein — —

In der Dämmerung trautem Träumen
Duften die Blüten im Lenzgewand,
Die du von fernen Meeressäumen
Sendest als Gruß mir aus fremdem Land!

Siehe! — es haben die holden Gaben
Wonniges Wunder im Winter vollbracht:
Haben den Lenz mir ins Herz getragen
Und aus dem Heim die Dezembernacht! —

Eugenie Taufkirch.

Eine bemerkenswerte literarische Statistik.

An statistischen Zusammenstellungen der meistgelesensten deutschen Romane ist kein Mangel; dagegen ist es unseres Wissens noch kaum versucht worden, auch die lyrische Produktion im Lichte einer solchen Zusammenstellung zu betrachten. Angeregt durch die mir unglaublich scheinende Mitteilung, daß ein katholischer Lyriker (Franz Eichert) mit einer seiner Gedichtsammlungen an der Spitze der „meistgelesensten“ Lyriker stehe, nahm ich mir die Mühe, aus Kürschners Literaturkalender 1907 alle lyrischen Werke lebender Autoren, die wenigstens fünf Auflagen erreicht haben, zusammenzustellen. Ich fand zwar die oben zitierte Mitteilung nicht bestätigt, immerhin ergibt sich aber die für das katholische Publikum höchst interessante Tatsache, daß Franz Eicherts „Wetterleuchten“ in dieser Tabelle an zweiter Stelle steht, und daß mithin dieses Werk eines katholischen Lyrikers, was die durch die Auflageziffer ausgedrückte Verbreitung und Leserzahl betrifft, die Werke unserer ersten deutschen Lyriker hinter sich läßt. Diese Tatsache stimmt schlecht zu der Klage, daß das deutsche katholische Volk die Werke seiner Schriftsteller nicht lese, am wenigsten aber Gedichte. Anstatt weiterer Worte lasse ich die merkwürdige Tabelle folgen:

	Auflagenzahl
Otto Julius Bierbaum, Irrgarten der Liebe . . .	50
Franz Eichert, Wetterleuchten, 13. Taus., mit der in die Gesamtauflage einbezogenen Jugendausgabe	16
Richard Dehmel, Ausgewählte Gedichte	12
Detlev v. Liliencron, Ausgew. Gedichte für die Jugend	10
do. Ausgewählte Gedichte	9
Prinz v. Schönaich-Carolath, Dichtungen	8
Marie Madelaine, An der Liebe Narrenseil . . .	8
Hans Benzmann, Meine Haide	7
Martin Greif, Gedichte	7
Detlev v. Liliencron, Kämpfe und Ziele	6
do. Bunte Beute	6
Hans Eschelbach, Wildwuchs	5
Carl Busse, Gedichte	5
Isolde Kurz, Gedichte	5
Rudolf Presber, Aus dem Land der Liebe	5

Es wäre natürlich ganz verfehlt, aus dieser Zusammenstellung irgendwelche Schlüsse auf den literarischen Wert der genannten Werke zu ziehen. Wir wissen alle aus Erfahrung, daß der Erfolg eines Werkes von ganz anderen Faktoren, so z. B. vom Zufall, von der Mode, wie auch von direkt unkünstlerischen Qualitäten, namentlich Sinnenkitzel usw., abhängig ist. So ist z. B. der große Erfolg des Bierbaumschen „Irrgartens“ wohl großenteils auf den beispiellos niedrigen Preis zurückzuführen, der nur eine Mark beträgt, während der Normalpreis eines gleich starken Buches mit 4 bis 5 Mark anzusetzen wäre. Eichert verdankt seinen Erfolg unzweifelhaft den politischen, religiösen und sozialen Kämpfen, als deren Herold er auftritt; Marie Madelaine verdankt ihre acht Auflagen wohl auch nur jenen Qualitäten, die der schlecht verhüllten pornographischen Literatur so große Verbreitung verschaffen. Aber immerhin hat uns die kleine Statistik manches zu sagen, was uns bis dahin ganz unbekannt war und woraus wir manche Lehre für die Zukunft ziehen können. Ferd. Planer.

Zur Münchener Ausstellung 1908.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

Die Bauten für die Ausstellung dieses Jahres sind auf der Theresienhöhe jetzt so weit gediehen, daß man von ihrer Ausdehnung und bei einiger Phantasie auch von ihrer künftigen Wirkung eine Vorstellung erlangen kann. In verständiger Berechnung hat die Leitung vor einigen Wochen eine Vorbesichtigung veranstaltet, deren Ergebnis alle Teile befriedigt haben dürfte. Abgesehen von einer Anzahl weniger wichtiger Gebäude am Eingange fand sich das Haus der Verwaltung im Entstehen begriffen, die riesige Halle 1 bald vollendet, die Hallen 2 und 3 wenigstens in gut vorgeschrittenem Zustande. Auch das kleine Theater, das zunächst nur als Provisorium gedacht ist, aber hoffentlich ein recht langes Leben haben wird, ist schon hübsch weit. Bereits ist die schlichte, fein gezeichnete Außenseite in ihrer Linienführung zu bewundern und insofern vom architektonischen Standpunkte objektiver zu betrachten als späterhin, wenn der schmeichelnde Schmuck der Malerei und Skulptur seine bestechende Wirkung üben wird. Mit der Anlage des Prinzregententheaters im ganzen übereinstimmend, besonders auch im Aufbau des Zuschauerraumes, ist es dazu bestimmt, eine Kulturmission zu erfüllen, insofern es den Beweis erbringen soll, daß auch ohne Aufwand ungeheuerer szenischer Effekte, pyro- und hydrotechnischer Kunststücke dramatische Dichtungen zur Wirkung gebracht werden können, und zwar zu tieferer als ehedem, weil Dichtung und Schauspielkunst durchaus zu ihren Rechten kommen. Aufs innigste wäre zu wünschen, daß dies Unternehmen nicht eine flüchtige Mode, eine leicht erklärliche, aber vorübergehende Reaktion gegen das Uebertriebene, allzu Aeußerliche der jetzigen Bühnenkunst, sondern etwas Bestehendes, in tiefstem Sinne Erziehliches herbeiführen würde. Vielleicht — vielleicht! — mehr sagt der vorsichtige Mensch nicht, indem er allerlei „Aber" einstweilen in der Tiefe eines Geheimfaches in seinem Innern verbirgt.

Das Hauptrestaurant ist bereits ganz gut zu übersehen, namentlich von außen, wo die große (E. v. Seidl zu verdankende) Treppe gegen eine imposante Bassinanlage führt. Weniger auffällig und doch sehr interessant ist die Rückfront mit der im ersten Stock angebrachten Terrasse. — Lebhaftes Interesse erregt endlich die Untergrundstation der elektrischen Bahn. — Den bildnerischen Schmuck werden in dem von der Firma Heilmann und Littmann errichteten Theater außer anderen die Herren Maler Mößel, Bildhauer Professor Waderé, Düll und Pezold ausführen. Bei der Bassinanlage werden wir Skulpturen von Professor Hahn, Ebbinghaus, Bläcker, Behn und Kurz bewundern dürfen. Das Innere des Restaurationsgebäudes harrt der malerischen Ausschmückung durch die Professoren Julius Diez und Herterich, durch Fritz Erler und Becker-Gundahl, das Aeußere der Plastiken von Bermann, Wackerle, Bradl und Albertshofer. Die Münchener Kunst findet, wie man sieht, hier eine Stätte, wo sie ihr mächtiges Können aufs glänzendste bewähren kann.

Das große Unternehmen oder mindestens die Schaffung des dafür bestimmten, ausgezeichnet geeigneten Platzes verdankt die erste Anregung Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Ludwig. Schon in den neunziger Jahren wurde das Gelände der Schießstätte durch den Landwirtschaftlichen Verein erworben und das Projekt einer Halle für dessen Zwecke durch den Architekten Theodor Fischer entworfen. Es folgte 1897 der Ankauf des Pschorrschen Grundstücks (südlich am Bavariapark) seitens der Stadtgemeinde. Nachdem die endgültige Führung des Pschorrringes nach langjährigen Verhandlungen festgesetzt und somit das Ausstellungsgelände in einem Umfange von 23 ha umgrenzt war, folgte die Projektierung der Gelände, zuerst nur für die Zwecke des Landwirtschaftlichen Vereins, dann im weiteren Umfange.

Was in ihnen der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll, ist ganz speziell Münchenerische Kunst, Münchenerisches Gewerbe, Münchenerische Art der Auffassung und Gestaltung des öffentlichen Lebens. Staatliche und städtische Einrichtungen, Wissenschaft, Erziehung und Gesundheitspflege — weiter das Hoch- und Tiefbauwesen, Wohlfahrtspflege, Verkehrswesen, auch mit Berücksichtigung der historischen Entstehung — das sind einige der Hauptgruppen, denen dann als wichtigstes Element die Leistungen der Hand- und Maschinenarbeit sich anschließen. Ueber allem, was es auch sei, soll der Geist der Kunst schweben; ausgeschlossen soll nichts sein mit Ausnahme des Kunstwidrigen und innerlich Wertlosen, sowie desjenigen, was mit Münchenerischer Art keinen geistigen oder lokalen Zusammenhang aufweist. Den kleinen und großen Erzeugnissen der Volkskunst soll Gelegenheit gegeben werden, sich bekannt zu machen und fruchtbringende Wirkung zu üben; monumentale und bürgerliche Raumkunst, Münchener Architektur überhaupt, private wie öffentliche, werden eine bedeutende Stellung einnehmen. Das Gewerbe ist berufen, sich in jeder nur denkbaren Richtung zu zeigen — das Einzelne kann hier natürlich nicht aufgezählt werden. Dann handelt es sich um das schon erwähnte Theaterwesen, das Vereins- und Sportleben, den für München so wichtigen Fremdenverkehr, den Alpinismus und die öffentlichen Feste. Eigentlich schade, daß das Ausstellungsjahr schon jetzt ist — zwei Jahre später hätte das Oktoberfest seine Säkularfeier dabei veranstalten können. Aber vielleicht wäre dann die Gaudi zu groß geworden. Für sie ist durch einen Vergnügungspark von erklecklicher Ausdehnung und mancherlei Restaurationen ohnedies teilnehmend gesorgt. Nicht minder — um wieder zum Ernst des Lebens zurückzukehren — für einen großen Versammlungs- und Kongreßraum in Halle 3.

Der leitende Gedanke des Ganzen ist ein solcher, den man nur mit lebhafter Zustimmung begrüßen kann, nicht weil er etwa neu wäre, sondern weil etwas, was der verständige, kunstbegeisterte, wirtschaftliche und solide Mensch weiß oder fühlt und aufs dringendste wünschen muß, hier einmal deutlichsten Ausdruck und vorbildliche Gestaltung erhalten soll. Nämlich, daß das wahrhaft Gediegene, Schlichte und Natürliche das Beste, das Schönste und — Billigste ist!

Viele Ausstellungen hat es schon gegeben, aber wenig Gewinn aus ihnen für Kultur und Geschmack, wenig Nachweis und Ueberzeugung, daß Sachlichkeit und Schönheit zusammengehören, sich gegenseitig bedingen bei jedem Werke der Kunst und des Kunstgewerbes, und nun gar bei der Maschinenarbeit. In diesen Beziehungen soll unsere Münchener Ausstellung bahnbrechend wirken. Möchte sie doch den Beweis erbringen, daß solches Zweckmäßig-Schönes auch dem bescheidensten Manne in puncto des Geldes erschwinglich sein kann. Namentlich hierfür haben die bisherigen Ausstellungen nicht gesorgt, das weiß jeder, der sich dort über die Preise anscheinend ganz geringfügiger Erzeugnisse der angewandten Kunst entsetzen mußte. Wenn der wirtschaftlich Schwache die Dinge, die ihn bilden, ihn im täglichen Leben erfreuen und erfrischen sollen, nicht selbst besitzen darf, wenn er nur andere, Begüterte um sie beneiden muß, so verfehlen sie ihre erziehliche Wirkung gerade nach der besten Seite hin.

Italienische Reiseeindrücke.

Von

Dr. Cramer, Gymnasialdirektor, Eschweiler.

(Schluß.)

Jene mächtige, uralte Kultur, die einst unsere Ahnen über den Wall der Alpen lockte, nimmt in ihren jahrtausende alten Zeugnissen und Ausstrahlungen auch uns noch gefangen. Es ist, als ob die Wucht des alten Könnens, die Grandezza und Würde eines alten Kato selbst noch in den heutigen Epigonen und ihren Schöpfungen nachwirkte. In allen Städten, auch in kleinen, überrascht vielfach die palastartige Bauart der Häuser. So verwahrlost, ja so unreinlich und selbst verkommen an vielen Orten manche Bauwerke uns entgegentreten, die Majestät des Wuchtigen und Großartigen ist ihnen nicht abzusprechen. Wo hat man ähnliche Hallen und Treppenbauten wie in den amphitheatralisch ansteigenden Straßenreihen Genuas? Oder zeigen nicht selbst die engsten und unheimlichsten Gassen Neapels einen Zug ins Großartige, fast Geniale? Wirklich, die Vorbilder einer großen Vergangenheit wirken hier nach:

„Ein großes Muster weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urteil höhere Gesetze."

Jeder hat jenes malerische Chaos im Bilde gesehen, das die Trümmer des römischen Forums bilden. Als ich aber zum ersten Male vom Campidoglio herkommend von der Höhe des alten clivus sacer, der Straße der Triumphatoren, auf jene Stätte herabschaute, da war ich gebannt von der unerwarteten Großartigkeit der doch scheinbar in wildem Durcheinander übereinander getürmten Massen. Man weiß aus den Abbildungen, daß eine Anzahl Säulen sich aufrecht erhebt; wer aber jede einzelne ins Auge

faßt, ist immer wieder überrascht von der Wucht der Abmessungen. Die Kapitäle, die herabgestürzt umherliegen, besonders die „korinthischen", sind so gewaltig, daß sie ein mäßig großes Zimmer fast ausfüllen würden. Einen Vorgeschmack dieses Schauspiels konnten vorher, auf dem Wege nach Rom, z. B. die Säulenhalle von San Lorenzo in Mailand und manche andere Reste geben. Aber in Rom treten diese Ruinen und Spuren nun mit einem Male in einer so verwirrenden Fülle und Massenhaftigkeit auf, daß der Eindruck des *Wuchtigen, Imposanten, Bedeutenden* ins Unendliche sich steigert und verstärkt. Wie viele Kirchen, zum Teil die größten oder interessantesten — so St. Paul vor den Mauern, St. Klemens, Maria Maggiore — ruhen ganz oder zum Teil auf antikem Säulenwerk, das irgendwoher aus verfallenen Römerbauten geholt war. Und doch, wieviel ist an seiner alten Stelle erhalten: das Pantheon, zwei kleinere Tempel in der Nähe des Tiber, die ragenden Säulen Trojans und Marc Aurels. Und dann die wahrhaft gigantischen Hallen der Kaiserpaläste auf dem Palatin! Turmhoch, in vielen Stockwerken übereinander ansteigend, sind sie ein Ausdruck des alten Cäsarentums, das selbst da Staunen abnötigt, wo äußerer Glanz das Sinken innerer Kraft verdeckt. Vom Palatin schweift der Blick hinüber zu den Riesenhallen der Konstantinsbasilika und dann gar zu den trutzig dunkeln Massen des Kolosseums, des Symbols antik-römischer Größe. Was Rom gleichsam im Lapidarstil in großen Zügen zu uns spricht, das malt mit liebevollem Eingehen in sein schattierender Malerei das wiedererstandene Pompeji uns vor. Es liegt mir fern, oft Geschildertes hier zu wiederholen: Was den innersten Grund der starken Wirkung dieses zu neuem Leben erwachten Stücks der Antike ausmacht, scheint mir die *Unmittelbarkeit* zu sein, mit der hier die intimsten Aeußerungen privaten und öffentlichen Lebens sich offenbaren, und dann die an sich natürliche, aber doch immer wieder überraschende Uebereinstimmung zwischen jenen Kulturmenschen, die vor annähernd zwei Jahrtausenden in Schlaf gesunken, und uns Kindern der Moderne.

Der Antike reicht die Renaissance die Hand. Man hat oft genug die Nase gerümpft über das bädekermäßige Ablaufen endloser Museen, Galerien, Ausstellungen; aber es hieße einen größeren Stumpfsinn an die Stelle setzen, wollte man an den edelsten Offenbarungen des künstlerischen Genius teilnahmslos vorübergehen. Und muß man sich denn gerade in Museen vergraben, um die herrlichsten und schönsten Kunstschöpfungen zu genießen? War Rom das Haupt der antiken Welt, so übernahm *Florenz* die unbestrittene Führung in der Renaissance. Die Wunder der Architektur sind nirgends so dicht gedrängt wie hier: Palazzo vecchio und sein Hof, Palazzo Strozzi und Pitti, dazu die großartigen Kirchenbauten, sie sind unerschöpfliche Quellen der Bewunderung und des Genusses. Und mitten darin die Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst, die der kühnsten Phantasie schmeicheln, den höchsten Maßstab der Vollkommenheit herausfordern: ihre Ueberfülle ist so groß, daß sie gar zu einem Bruchteile in offener Halle — der alten Landsknechthalle — statt wie sonst in engen Museen oder anderen Innenräumen sich darbieten. Wer aber einen vollständigen Begriff von dem schier unfaßbaren Reichtum der innersten Vollendung alles künstlerischen Schaffens in jener Blütezeit gewinnen will, der lasse es sich nicht verdrießen, in den Uffizien auch eine Weile den Werken der Kleinkunst, des Kunsthandwerks, zu widmen: der Glanz, die Feinheit, die Mannigfaltigkeit und Kostbarkeit der Arbeiten entzückt und blendet.

Die größte Renaissanceschöpfung Italiens und der Welt freilich spiegelt sich nicht in den Fluten des Arno: es ist der Tiber, der gleichermaßen die Engelsburg, diese Grabstätte heidnischer Kaisermacht, wie auch St. Peters Dom bespült. Es liegt ein tiefer Gedanke in der Tatsache, daß antike Formen, heidnische Baukunst in ihrer Wiederbelebung den Triumph der christlichen Idee verherrlichen. Da haben wir die Krönung aller eigenartigen Reize, die Italiens Boden auszeichnen, weihen, heiligen: *Rom ist ewig*, es war die Hauptstadt des Cäsaren-Weltreichs, *es ist* eine Hauptstadt der Christen — in den Tempeln des Heidentums, auf den Säulen antiker Pracht thront der Glanz, die Macht der Religion des Heils. In der Stadt der Cäsaren regiert der Statthalter Christi. Dort das Kolosseum, hier der gewaltigste Kuppelbau, den Menschenhand bisher geschaffen, seine Wölbung beschattet ein Stadtviertel, das mehr Pilger und Neugierige hin- und herfluten sieht als irgend ein anderes des Erdbodens. Die Fahrt zur ewigen Stadt ist allerdings nicht ganz so bequem wie zu anderen Hauptstädten des europäischen Westens. Die italienischen Bahnen sind eben nicht gerade zum Vergnügen eingerichtet. Bekannt ist die Minderwertigkeit der Wageneinrichtungen. Aber das ist das wenigste. Italien ist kein Land der Kohle: das eingeführte Material ist billig und schlecht, qualmt und staubt entsetzlich, zumal auf tunnelreichen Strecken — so zwischen Spezzia und Genua — eine Tortur in vollgepfropften Abteilungen. Geradezu vorsintflutlich muten die meisten Bahnhofsverhältnisse an. Genua — schon mehr französischem als italienischem Kultureinfluß ausgesetzt — hat sich zwar neuerdings stark verbessert; aber selbst in der Hauptstadt des neuen Königreichs sieht es aus wie kaum auf einem deutschen Bahnhof dritten Ranges. Die Bahnsteige wenig sauber (die Reinlichkeitsbegriffe sind freilich überhaupt andere), der Anstrich von Wänden und Türen vernachlässigt; besonders aber fehlen all jene Winke und Einrichtungen, die der Orientierung der Reisenden dienen; so schaut man sich vergeblich nach jenen Tafelsignalen um, deren bewegliche Arme Richtung und Abfahrtszeit der einzelnen Züge ankündigen. Sogar in Mailand — der verkehrsreichen Halbmillionenstadt der betriebsamen Lombardei — hängen an dünnen Drähten einige Tafeln in der Luft, die ein Arbeiter mit einem langen Stock je nach den Zügen aufhängt und wechselt. Von Unterführungen keine Spur: in Pisa und anderswo kann es begegnen, daß man in halsbrechender Kletterei über rangierende Maschinen und Wagen hinwegturnen muß, um vom Bahnsteig in den Zug oder zum Ausgang sich hinüberzuretten. Diese Rückständigkeit hängt zum Teil mit dem mangelhaften Betriebssystem der Bahnen — bis vor kurzem Staatseigentum, aber an Privatgesellschaften verpachtet — zusammen; der tiefere Grund liegt aber in der volkswirtschaftlichen Schwäche des modernen Italiens, die erst in jüngster Zeit einer allmählichen Aufwärtsbewegung zu weichen beginnt. Jenes Land, das einst im Mittelalter zuerst den Geldverkehr, den Kapitalismus entwickelte — man denke an die oberitalischen Städterepubliken und an die sizilische Monarchie des Staufers Friedrich II. —, hinkt heute hinter den anderen europäischen Großmächten, nicht zum wenigsten Deutschland, beträchtlich nach. Wären die Marmorblöcke von Massa und Carrara, die die Welt mit ihrem Ruhm erfüllen, in „schwarze Diamanten" verwandelt, wie mit einem Zauberschlage würde da eine lebhafte industrielle Entwicklung entstehen, wo heute verträumte Bergnester von der Erinnerung an vergangene Glanzzeit zehren. Die verschwenderische Pracht der Gotteshäuser, die kostbarster Marmor kleidet, zeugt von einer großen Vergangenheit, da Italiens eigenartige Bodenschätze zu machtvollerer Geltung als heute berufen waren. Die Entwicklung der Weltwirtschaft, die den äußersten Westen dem äußersten Osten die Hand reichen lehrte, hat andere Grundlagen volkswirtschaftlicher Blüte geschaffen. *Oberitalien* ist ja den meisten andern Landesteilen in Gewerbefleiß und Handel vorangeeilt: daran ist nicht zum geringsten Teile *deutsches Wesen und deutsche Tatkraft* schuld, die seit den Tagen der Völkerwanderung fast ununterbrochen hier gewaltet; schon der Name der Lombardei erinnert ja an deutsche, an langobardische Ahnen; Mailand fühlte der Staufen Macht; Oesterreich behielt dort Besitz und Einfluß bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Man rechnet uns heute vor, welche Fortschritte das ganze Land mache: so seien vor 10 Jahren nur 82 720 Fabriken gewesen, die einer Million Werkleuten Arbeit gaben, während jetzt im ganzen 117,257 Industriewerkstätten 1½ Millionen Arbeiter beschäftigen. Aber es ist Tatsache, daß man noch immer weite, weite Strecken Landes durchwandern kann, ohne auch einen einzigen Fabrikschlot zu treffen; das ist ja landschaftlich kein Schaden, indes für die Ausdehnung des Großgewerbes kein besonderes Zeugnis. Umgekehrt trifft man die *Hausindustrie* vielfach noch in voller Blüte. Was die rasche Vorwärtsbewegung des gesamten Nationalwohlstandes hemmt, ist nicht zum wenigsten die üble Lage der *ländlichen* Bevölkerung. Es fehlt am *freien Bauernstand*; die meisten Landleute sind Taglöhner und Knechte. Ja, die meisten dieser Arbeiter sind nicht einmal *ständige* Knechte, sondern wandernde Proletarier. Selbst im fruchtbaren Kampanien sieht man oft genug Stroh- und Schilfhütten um ein kegelförmiges Gestell errichtet, in denen die Familien dieser Leute hausen: man wird fast an alte Indianerwigwams erinnert. Bisweilen dienen gar Felshöhlen oder alte Bautrümmer als Unterschlupf. Trotz alledem ist eine aufsteigende Bewegung der Nation nicht zu verkennen; möchte sie nur die rechten Bahnen finden!

Einstweilen ist freilich nicht zu befürchten, daß steigender Wohlstand und steigender Komfort jene köstlichen Volks- und Straßenbilder verschwinden lasse, die vor allem Neapels eigenartigen Reiz bilden. Die engen Gassen mit ihren turmhohen Hauskolossen, vom dichten Gewirre der Wäscheseile und der buntfarbenen Laken überspannt und belebt, die milchspendenden Ziegen, die bisweilen in den fünften Stock hinauf ihre Gabe selber bringen, all das schwatzende, spielende, essende, faulenzende, zankende Volk, das *vor* der Türe auf dem Bürgersteig in größter Unbefangenheit und Natürlichkeit alle Phasen des täglichen Familienlebens vor den Augen des sprachlos staunenden Nordländers sich abspielen läßt, nicht zuletzt die erfindungsreichen Bettler, Händler, Droschkenkutscher, die ihr gutmütiges Opfer suchen — all diese Quellen nie versiegender Unterhaltung und Belustigung werden sobald nicht verschwinden. Sie werden an Reizen wetteifern mit jener Wunderschöpfung der Natur, die im Umkreise des azurblauen Golfes sich offenbart. In unaussprechlich zarte Farbentöne getaucht, steigen die Inseln und Küsten am Horizonte auf; über dem Menschenwerk der Stadthäuser die piniengekrönten Höhen; das Blau der Flut hebt scharf sich ab vom Rot der Felsenschroffen Kapris, vom Grün der Orangenhaine Sorrents, von dem Dunkelbraun des alles überragenden Vesuv — des Vesuv, dessen Rauchsäule wie ein dräuendes Menetekel über dem Menschengewimmel der Großstadt, über dem märchenhaften Zauber der paradiesischen Landschaft schwebt: Tod und lachendes Leben in wunderbarer Verschmelzung! Doch als

solle das Licht hier die dunkeln Schatten verscheuchen, hat Mutter Erde die Ruinen, die der feuerspeiende Unhold geschaffen, der Sonne wiedergeschenkt, und in des wieder emporgestiegenen Pompeji Straßen und Hallen wandern dankbar bewundernde, froh genießende Menschen.

Unweit des Vesuv, am laktarischen Berge, haben einst ostgotische Recken im Heldenkampfe den Untergang gefunden — ein Opfer germanischer Wanderlust und germanischen Tatendranges. Aber immer wieder, trotz trüben Schicksals und herber Enttäuschung — ein deutscher Kaisersohn färbte Neapels Marktplatz mit seinem Blute —, zieht es uns über die Alpen zu dem Lande, das unseren Waffen mehr denn einmal erlag, das aber die deutsche Volksseele mit tausend geheimen Fäden umwebt und fesselt. Und es ist recht so! Trotz mancher Schatten entströmt jenem Boden ein Lichtquell, der uns belebt und erfreut, der uns erwärmt und erhebt.

Vom Büchertisch.

„Das deutsche Recht", von Freiin Handel-Mazzetti. Die alte Rechtsbestimmung, welche dem zum Tode Verurteilten das Leben schenkte, wenn er von einem Freien und Schuldlosen zur Ehe gefordert wurde, ist ein Thema, das letzthin viel begehrt war. Die Rumänin Bucura Dumbrava benutzt sie in ihrem Roman „Der Haiduck". Der Preußendichter Wildenbruch behandelt sie in dem Schauspiel „Die Rabensteinerin" und die österreichische Freiin Handel-Mazzetti in ihrer poetischen Erzählung „Das deutsche Recht", welche ihrem neuen Bändchen, bei Kösel erschienen, den Namen gab. Alle diese Autoren bahnen durch diese Lösung ihren verbrecherischen, aber starken Helden den Weg in das bürgerliche Leben zurück, so einen befriedigenden Schluß erzielend. Es wäre interessant, aber zu weit führend, mit welchen verschiedenen Mitteln der Kunst die unleugbare starke Wirkung dieser drei Dichtungen: des Romans, des Dramas und der Ballade, erreicht ist.

Am stärksten ist die Ausdrucksfähigkeit der Rumänin und der Oesterreicherin. Beide sind auch die unverbrauchteren und jüngeren Talente. Wir haben es hier mit der Ballade der Handel-Mazzetti zu tun. Karl Muth vom „Hochland" hat kürzlich in einem äußerst bemerkenswerten und glänzend geschriebenen Essay über moderne Balladendichtung berichtet. Münchhausen, Strauß, Torney und Handel-Mazzetti waren die Besprochenen (er kam dabei auf Liliencron, aber nicht auf Fontane zurück — und doch war Fontane ein Meister der Ballade, ebenso wie der ultramoderne Schaukal). Karl Muth reicht der Freiin von Handel-Mazzetti die Palme der Dichtung für ihre Ballade „Deutsches Recht". Die leisen Bedenken, welche mir beim Lesen des Werkchens kamen, sind ihm zwar auch gekommen; allein er sagt, der literarisch empfindende Leser werde die Schöpfung hoch stellen. Das muß er auch; denn es ist geradezu frappant, wie trotz gesuchter und fernliegender Wörter und Reime, trotz oft absolut erzwungener Versbildung der Eindruck der inneren Wahrhaftigkeit nicht zugrunde geht. Das starke Temperament der Autorin, die große Sinnfälligkeit der Bilder überwinden siegreich die Fehler der Form und triumphieren in prächtiger Anschaulichkeit.

Die Handel-Mazzetti reitet die Sprache, wie man ein störrisches Roß reitet; der Zuschauer hat Aufregung und Genuß dabei; sie fürchtet weder Wälle noch Gräben; wer wagt, gewinnt — denkt sie und sie gewinnt. Unser Hochdeutsch ist ihr zu verbraucht, sie kehrt zu dem mittelalterlichen Dialekt der Donauländer zurück — mit Erfolg und überraschender Intuition. Sie wird in Norddeutschland allerdings unverstanden bleiben; dort sind diese zum Teil köstlichen und prägnanten Ausdrücke, welche einen so großen Reiz ihrer Sprache ausmachen, nur dem Germanisten verständlich. Aber ihren süddeutschen Landsleuten wird sie sein wie die wieder zum Leben erwachte Volksseele — hier, wo sie wurzelt, wird diese neue Dichtungsart Heimat, Anklang und reichstes Verständnis finden. M. Herbert.

Zufluchtsheim des Fürsorgevereins.

Der Katholische Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder, Ortsgruppe München, hat es unternommen, durch Miete eines Hauses in stiller Lage, Rosenheimerstraße 98, Eingang Bazeillesstraße, zunächst für zwölf Schützlinge unter Aufsicht von Schwestern aus dem III. Orden Unterkommen zu schaffen.

Mädchen, welche die Polizeiassistentin schickt, welche von dem Gefängnisse freigegeben werden, welche von der Abteilung aus dem Krankenhause kommen, woselbst sie von der bösen Krankheit als momentan geheilt entlassen werden, finden Aufnahme im Zufluchtsheim des Fürsorgevereins.

Es handelt sich bei der Obsorge für diese Mädchen hauptsächlich darum, dieselben im Asyl vor den Versuchungen ihrer früheren Umgebung zu bewahren, durch feste, aber auch liebevolle Anleitung zu einem geregelten Leben anzuhalten und ihnen die Möglichkeit zu geben, waschen, bügeln, nähen, kochen usw. zu lernen, um sich späterhin ihr Brot auf redliche Weise als brauchbare, einfache Dienstboten oder in anderen Berufen zu verdienen.

Wenn nur das Heim **mehr** Mädchen aufnehmen könnte, die vertrauend auf Rettung zu später Abendstunde an der Heimpforte klopfen, hungrig, frierend, oft nur in Fetzen gehüllt um Einlaß bitten: „Schwester, nur für ein paar Nächte geben Sie mir Unterkunft, bis ich mir eine Stelle gesucht!" — Die zwölf Betten sind besetzt, die Speisekammer ist schwach gefüllt, was bleibt der Schwester übrig? Ein Stück Brot, manchmal ein Schlafgeld ist alles, was der Bittenden in die Hand gedrückt wird, die Pforte schließt sich hinter ihr und sie ist wieder auf der Straße, von der sie fliehen wollte. —

O ihr Männer und Frauen, erbarmt euch, helft uns mit euren Mitteln eine größere Anzahl dieser Unglücklichen aufnehmen, sie kleiden, sie sättigen zu können, sie vor dem seelischen und körperlichen Untergange zu retten.

Das gegenwärtige Zufluchtshaus kann nur als erste Aufnahmestätte genügen, und so beabsichtigt der Verein **ein größeres Heim auf dem Lande** mit allen hygienischen Anforderungen der Neuzeit, mit Waschbetrieb, Gartenbau, Geflügelzucht usw. zu errichten. Doch wer wird uns helfen die Bausteine sammeln? Die Eltern werden uns helfen, die Söhne haben, deren ganzes Glück vielleicht von einem dieser Mädchen gefährdet werden könnte; die werden uns helfen, die vielleicht Schuld daran tragen, daß so manches reine Kind auf den Weg des Lasters getrieben wurde. Manchen drückt vielleicht das Gewissen, der diesen Druck durch ein solches Almosen erleichtern könnte; die werden uns endlich auch helfen, die aus höherem Beweggrunde Caritas üben, wo sie können, um Tränen zu trocknen, um Elend zu lindern.

Unser jetziges bescheidenes Heim steht jedermann zum Besuche offen an allen Wochentagen von 10—12 Uhr. Gaben aller Art, auch die kleinsten, werden mit Dank angenommen und können auf Wunsch abgeholt werden. Schriftliche Beitrittsanmeldungen werden auch im Heim des Fürsorgevereins, Rosenheimerstraße 98, entgegengenommen. Baronin Freytag-Loringhoven.



Aus ungedruckten Witzblättern.

An Satyr.

Weil Dr. Paasche ward genannt ein „Jesuwiter",
Meinst du, nun sollt' er „Pater Paasche" sein, —
Mein Freund, ich protestiere mit Verlaub dawider,
Du kennst Professor Paasche nicht, nein, nein.

Der Kutte nicht, doch der „Kultur" ist er ein Träger,
Der seine Pfadgenossen kräftig seifet ein
Ein tänzelnder Barbier, des dicksten Schaumes Schläger —
Der Mann kann höchstens „Bader Paasche" sein.

W. Elos.

Dem „flotten" Keim ins Album.

Du hältst dich für den größten Mann,
Mit deinen forschen Allüren?
Ja, ja, gewiß! Du bist es auch! —
Der Größte — im Treiben und Schüren!

Du glaubst: „Nur ich kann ganz allein
Deutschland zum Ruhme führen?"
Ja, ja, gewiß! Du kannst es auch! —
Kannst es — unsterblich blamieren!

Du meinst, mit deinem Kommandoton
Den Zentrumsturm zu sprengen?
Ja, ja, gewiß! Du kannst es auch! —
Kannst — dir den Kopf einrennen!

Du hältst nur dich für „national",
Nur dich für Flottenleim?
Ja, ja, gewiß! Du bist es auch!
Du bist — der Zwietracht Keim!

Faust.

Blockprogramm und Parteigrundsatz.

Des Freisinns Naumann haschte nach
'nem neuen Wahlrecht. „Fürst und Freund"
Sprach er, „mach keinen Krach,
Im Bad versprachst du's, wie mir scheint."
„Was?!" sprach der Fürst, „fiel mir nicht ein,
Denn ich bin groß und du bist klein."
Herr Naumann drauf: „O Freund und Fürst,
Wie schnell du doch dein Wort verlierst!
Doch sei zufrieden, guter Freund,
Wir geben nach, 's war gut gemeint."

Des Freisinns Ablaß flehte um
Die Börsenfreiheit, ohne die
Blamiert er sei beim Publikum.
Fürst Bernard schnarrte: „Ablaß, wie?
Laß ab, gieß Wasser in den Wein;
Noch bin ich groß und du bist klein!"
Und Ablaß sprach: „O Freund und Fürst,
Wie du dich fürchterlich genierst!
Doch hier die Hand und bleib' mein Freund,
Wir lassen ab, 's war gut gemeint."

Herr Payer, früher Demokrat
Und Württemberger noch dabei,
Sich ein Vereinsgesetz erbat,
So frei, wie es da unten sei.
Darauf der Fürst: „Du wirst gemein,
Und ich bin groß und du bist klein.
Wenn er nicht allsogleich pariert,
Wird er zur Wache abgeführt!
Bedenk', wir sind in Preußen hier,
Wo ich mit strammer Polizei
Die plebs reaktionär regier'".
Herrn Payer klang's wie — Kuckucksei.
„Ich höre", greint er dann zum Freund,
„Wir geben nach, 's war gut gemeint."

Der Liberale Bassermann,
Der auf Bestellung Reden hält,
Frug um direkte Steuern an.
Der Fürst ihm in die Rede fällt:
„Versprach ich das in Norderneyn?"
Sieh', ich bin groß und du bist klein,
Das Schwätzen laß und geh nach Haus."
Und Bassermann, fast drüber kraus,
Er flüstert sanft: „Dank, lieber Freund,
Wir geben nach, 's war gut gemeint."

v. Liebert aus der Reichspartei
Mit seinem Wahlspruch: „Macht vor Recht!"
Verlangte, daß erlaubt es sei,
Dem Polen — der sich kühn erfrecht,
Die Sprache zu gebrauchen frei —
Als einem ausländ'schen Geschlecht
Zu reißen aus die Zunge fein.
Drauf Bülow groß zum Liebert klein:
„Gewiß, das sei erlaubt, wenn du
Beim Jobbern drückst ein Auge zu."
Und Liebert: „Liebster, bester Freund,
Wir geben nach, 's war gut gemeint!"

Herrn Heydebrand ging das Gesetz
Der Grundenteignung fast zu weit,
Da es die alte Sicherheit
Des eignen Eigentums zersetz';
Doch sei er für die Polenhetz.
Der Fürst ihn von dem Alp befreit:
„Ernst, Tabaksteuern biet' ich dir
Und Schnapsaufschlag, wenn du dafür
Hübsch artig bist. Das mußt du sein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."
Erfreut sprach drauf der alte Freund:
„Wir geben nach, 's war gut gemeint."

Und Naumann, Ablaß, Bassermann,
v. Payer, Liebert, Heydebrand,
Die stimmen laut den cantus an:
„Hoch Bülow, Fürst vom Blockesland!
Hör' uns, die wir im Staube schrei'n:
Der Fürst ist groß und wir sind klein.
Wir kennen keinen Grundsatz an,
Dir treu und deinem Blockprogramm."

Bruno Fröhlich.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Der erste Tag im neuen Jahre brachte die Uraufführung des „Don Quijote, des sinnreichen Junkers von Mancha", einer musikalischen Tragikomödie nach Cervantes von Gg. Fuchs. Musik von St. Beer-Walbrunn. Wir haben Fuchs' „Till Eulenspiegel" gesehen, in dem er dem fahrenden Gesellen ein erdrückendes, philosophiebepacktes Felleisen auf die leichten Schultern lud, und in diesem Ritter von der traurigen Gestalt zeigt er wiederum die Neigung, welche er mit den anderen Neuromantikern teilt, Figuren von ausgesprochen epischer Prägung für die Bühne zu gewinnen. Wie jede breite epische Charakterzeichnung, verlor auch diese an Größe dadurch, daß sie auf die Bühne projiziert wurde. Im Hinblick auf die Titelfigur ist die Geschichte des in seiner ehelichen Treue schwankenden Herzogssohnes zu breit geraten, zumal sie auch ohne Don Quijotes täppische Einmischung zu gutem Ende geführt wurde. Käme der Herzog nun nicht auf den Gedanken, Don Quijote durch allerhand Ulk und Verkleidungsszenen von seinem Ritterwahn zu heilen, die Handlung wäre bald erschöpft. Alles andere, wie der groteske Ritterschlag, ist Rankenwerk. Hier in den humoristischen Teilen zeigt der Autor statt derb zupackendes Temperament vornehme Zurückhaltung und hier erscheint die Musik dem Text entsprechend nicht überschäumend genug. Beer-Walbrunn, in Rheinbergers Schule erwachsen, ist darum von moderner Instrumentierung doch nicht unbeeinflußt geblieben. Sein Eigenstes und Eindrucksvollstes gibt er in Don Quijotes Gesängen im zweiten Akt, der überhaupt der musikalisch bedeutendste ist. Von wundersamem Klangreiz ist die Stimmungsmalerei der Nacht, und die blühenden Melodien in der Szene zwischen Dorothea und Lucinde stehen auf einer Höhe, die der Tondichter eigentlich erst in dem Schlußchor wieder erreicht. Gar manches andere ist nicht in gleicher Stärke unmittelbar empfunden. Reminiszenzenjägerei ist zwecklos. Schwerer wiegt ein gewisser Mangel an Einheitlichkeit, der aber durch den Text bedingt erscheint. Mottls Direktion war von bekannter Feinfühligkeit, und Anton Fuchs hatte für hervorragend schöne Bühnenbilder gesorgt (übrigens nicht in den bekannten theaterreformatorischen Forderungen des Dichters Georg Fuchs). Wie letzterer oft statt dramatisch malerisch empfindet, dafür war die Kirchenszene ein lehrreiches Beispiel. (Don Quijote erscheint im Rahmen des eingeschlagenen Kathedralfensters.) Alles Lob unserem Feinhals, wie er die Titelrolle sang, spielte und verkörperte; eine Darstellung, die schon als Bild vorbildlich sein muß. Sieglitz' treffsicherer herzlicher Humor gab dem Sancho Pansa, den Fuchs vom getreuen Knappen zum gefräßigen Domestiken degradierte, vollste Bühnenwirkung. Die Damen Burg-Zimmermann und Tordek sangen ihre nicht leichten Partien vortrefflich; ebenso Buysson, Walter und manch anderer in kleinerer Charge waren mit Lust und Können bei der Sache. Beide Autoren und die Sänger wurden oft gerufen. Auch Kränze gab es. Wie lange sich „Don Quijotes" Lorbeer frisch erhalten mag, ist nicht so leicht zu sagen. Zweifellos ist er ein Werk ernsten künstlerischen Strebens, das unsere Anteilnahme und die vollgültige, prächtige Aufführung gewiß verdient hat.

„Die Calderongesellschaft" brachte an ihrem zweiten Theaterabend das Werk eines vielgepriesenen, aber nicht gar oft aufgeführten heimischen Dichters, Martin Greifs Tragödie „Francesca da Rimini". Das Schicksal der unglücklichen Liebenden aus der divina comedia hat schon manchen Dramatiker in seinen Bannkreis gezogen; auch Paul Heyse hat ihn u. a. szenisch behandelt. In der Ansprache, welche der Vorstellung vorausging, erläuterte der verdienstvolle II. Vorsitzende der Gesellschaft, Dr. Pater Expeditus Schmidt O. F. M., in seiner geistvollen und warmherzigen Art die poetischen Schönheiten des Werkes und hob in einer Parallele zwischen Martin Greifs Drama und der Behandlung des Stoffes durch Gabriele D'Annunzio auch die ethischen Vorzüge der deutschen Dichtung hervor. Die Fürstentochter von Ravenna sagt zu, ihre Hand als Unterpfand des Friedens dem Erben von Rimini zu reichen. Zwischen ihr und dem als Werber seines Bruders gekommenen Paolo entbrennt eine heiße Liebe. Doch er hat geschworen, dem Bruder die Braut heimzuführen; nur dessen freiwilliger Verzicht kann die Liebenden beglücken. Doch der rauhe Kriegsmann denkt nicht daran, Francesca freizugeben. So wird sie Lanciottos Weib. Paolo wird verbannt. Die Sehnsucht treibt ihn zurück. Gerne wählten die Liebenden den Tod aus eigener Hand, wenn er nicht göttlicher Satzung widerspräche. So harren sie aus, bis die Mordwaffe des Lanciotto die Unschuldigen niederstößt. In der Exposition von dramatischer Knappheit, in trefflicher Charakteristik und stimmungskräftigen wohllautenden Versen bietet Greif in „Francesca" sein Bestes, und der Erfolg war demgemäß ein solcher, daß die Kunde von ihm dem in Meran krank weilenden Dichter sicherlich eine Freude gebracht hat. Herr Spannagel vom Schauspielhaus hat sich abermals um die Regie verdient gemacht. Die Bühne des Kath. Kasinos bewährte sich wieder gut. Mit den an sich geschickt verteilten dekorativen Einbauten ist aber ein wenig zuviel geschehen. Durch Vereinfachung der Ausstattung, die übrigens auch, nach Vorträgen zu urteilen, im Sinne des geistigen Führers der Calderongesellschaft, Dr. P. Schmidt, wäre, würde man für die Bewegung der Schauspieler mehr Raum gewinnen. Ansehnliches bot Frl. Wuttke in der Titelrolle. Sie und die meisten übrigen sind junge Kunstnovizen, die mit Eifer und Lust bei der Sache waren. Die Herren Erlbeck und Rothenfelder haben sich schon an anderer Stelle bewährt. Die Damen Hollender und Zettl, die Herren Buschhoff, Trost, Schneider und Feyler machten sich noch in größeren Rollen verdient. Lebhafter Beifall lohnte die sich glatt abwickelnde Aufführung, welche recht gut besucht war. Auch mehrere Mitglieder des Königshauses wohnten dem Abend bei, welcher der Calderongesellschaft einen unverkleinerbaren neuen Erfolg brachte.

Verschiedenes aus aller Welt. Am 6. Januar feierte der Komponist Max Bruch den 70. Geburtstag Seine Klavier- und Kammermusikwerke, sowie die großen Chöre aus Frithjofssage und Odyssee machen seinen Namen zu einem hochgeschätzten. Die Ouvertüre seiner Oper Lorelei hat erst kürzlich durch das von Pfitzner geleitete Kaimorchester eine Wiedergabe erfahren, die bewies, daß Bruchs Tondichtung sich recht lebensfrisch erhalten hat. — Mit großem Erfolg wurde in Rom Perosis neues Oratorium „Transitus animae" aufgeführt. — Der Komponist des „Evangelimann", Kienzl, hat die Musik zu einem liebenswürdigen Märchenspiel: „Aus Knecht Ruprechts Werkstatt" von H. Voigt geschrieben, das in Graz durch seine schlichte, innige Empfindungswelt gute Wirkung hatte. — Leo Falls neue Operette: „Die Dollarprinzessin" hatte in Hamburg starken Erfolg. Die Musik wird gerühmt. — Das Hoftheater in Dessau brachte Mozarts „Don Giovanni" in der Münchener Rekonstruktion zu ansehnlicher Wirkung. — Zum 100. Male wurde in Freiburg i. B. Mozarts „Figaro" gegeben.

München. L. G. Oberlaender.

Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Die Zeit eilt. — Eine neue Berichtswoche drängt sich mit bedeutsamen Ereignissen in den Vordergrund. Als unliebsame Neujahrsüberraschung brachte das Kabel die unangenehme Botschaft von der Einsetzung der staatlichen Zwangsverwaltung über einzelne grössere amerikanische Gesellschaften. Es ging deutlich daraus hervor, dass die amerikanischen Verhältnisse die bisher leider ungünstige Rolle auch im neuen Jahre noch nicht ausgespielt haben. Auch Befürchtungen und politische Verwicklungen seitens Amerikas und Japans beherrschten die Tagesordnung der ersten Börsen im neuen Jahre, und es war begreiflich, dass man diese bösen Omen mit Mutlosigkeit und Einschränkung in allen Börsengebieten beantwortete. Um so angenehmer zeigte sich die Entwicklung der Internationalen Geldmarkt-Situation. Die Bank von England überraschte die Finanzwelt mit der Sensation einer Zinssatz-Ermässigung der offiziellen Rate von 7% auf 6%. In erster Linie war diese Raten-Ermässigung auf die Tatsache zurückzuführen, dass die Geldansprüche Amerikas, die bisher unersättlich erschienen, anscheinend für den Moment wenigstens befriedigt erscheinen, indem sogar avisierte Geldbestellungen storniert wurden. Auch der Stundungstermin, den die amerikanischen Sparkassen bei den seinerzeitigen Runs diktiert hatten, ging glatt und ohne Aufsehen vorüber; ein Zeichen also, dass die damalige Angst und die à tout prix-Goldwerbung geschwunden sind. Wie in früheren Berichten an dieser Stelle wiederholt erwähnt wurde, bezweckten die in so raschem Tempo mehrfach erfolgten Zinssatz-Erhöhungen in erster Linie eine Schutzwehr gegen die amerikanischen Geldforderungen. Mit dem Aufhören derselben kann nunmehr an eine Rückkehr von normalen Situationen am Geldmarkte gerechnet werden. Mit kritischen Blicken und peinlicher Zergliederung verfolgt man daher die Wochenausweise unserer Deutschen Reichsbank, wobei ersichtlich der überaus gepannte Status derselben unliebsam erörtert wird. Die Reserve der deutschen haute banque und die gehandhabten Einschränkungen an der Börse bewirkten begreiflicherweise die Konzentration des deutschen Geldbedarfs in Berlin bei der Reichsbank. Die vergleichenden Ziffern des letzten veröffentlichten Ausweises zeigen im Gegensatze zur englischen Kollegin eine unverminderte Anspannung mit Rekordziffern auf allen Abteilungen des Ausweises. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man dieses Moment als ein vorübergehendes bezeichnet, denn aus technischen Gründen erklärt sich ein stets wiederkehrender Rückfluss von Geldern in die Reichsbank in den ersten Monaten des Jahres. Immerhin bleiben die Verhältnisse bei derselben keine zufriedenstellenden, und falls nicht besonders günstige Einwirkungen mitsprechen, werden wir in Deutschland im Gegensatz zu den anderen Geldzentren wohl noch lange Zeit an höheren Zinssätzen zu leiden haben. Der Mangel der auswärtigen Guthabungen bei uns macht sich nach dieser Hinsicht hin gegenüber den Vorjahren äusserst störend bemerkbar. Man erwartet daher mit nicht geringer Hoffnung das Eintreffen von bedeutenden russischen Geldern, wenn auch im Gefolge damit eine neue grosse Anleihe Russlands à la longue nicht abzuweisen ist.

Jede Erleichterung am Geldmarkte wird somit nicht nur seitens der Industrie. sondern in erster Linie von den einzelnen Staaten zur Verwirklichung der verschiedensten Finanzprojekte benützt werden. Ein eklatantes Beispiel hierfür war das am letzten Tage der Berichtswoche bekanntgegebene kurzgefasste Communiqué des preussischen Finanzministers betreffs Ausgabe einer neuen Anleihe, die am 14. Januar zur Zeichnung aufgelegt werden soll. Es ist klar, dass durch derartige Transaktionen der ohnehin stark geschwächte Geldmarkt und die ganze Konstitution an der Börse mit Besorgnis betrachtet werden. Eine äusserst verflaute Verfassung des Rentenmarktes, speziell der heimischen Fonds, war die nächstliegende Folge dieser unangenehmen Ueberraschung von Staates wegen. Das ganze Wirtschaftsleben hängt mit der Geldmarktlage innig zusammen, und vor allem wird bei der Dividenden-Taxation aller Gesellschaften für die nächste Zeit die Geldfrage direkt und allein ausschlaggebend bleiben. Aktiengesellschaften, die mehr oder minder mit fremdem Kapital arbeiten und auf Bankkredite angewiesen sind, werden vorziehen, den Gewinn zu Abschreibungen und Reserven zu verwenden, von Dividendenausschüttungen zu abstrahieren oder solche bedeutend zu reduzieren.

Derartige Kalkulationen gelten unter diesem Gesichtspunkt vorwiegend auch am bayerischen Lokalmarkt bei den Brauereiaktien, bei denen die Investitionen an Immobilien und die derzeitige Lage des gesamten Terrainmarktes einen Hauptfaktor bilden. Par exemple sah sich unter solchen Umständen die Hackerbrauerei München, A.-G., veranlasst, von einer Dividende vollständig abzusehen. Auch die Unionsbrauerei, Schülein & Co., München musste in dem abgelaufenen Jahresergebnis mehrfach Transaktionen in Immobilien berücksichtigen. Die Liquidität aller Brauereigesellschaften lässt sehr zu wünschen übrig, und mit Recht kann auf die Ausführungen in der „Allgemeinen Rundschau" Seite 68, Jahrgang 1907 dieserhalb verwiesen werden. M. Weber.

Danksagung.

Zu meinem 25jährigen Redakteur-Jubiläum am 1. Januar 1908 sind mir aus allen Kreisen, von nah und fern, von neuen und alten Freunden und Gesinnungsgenossen, selbst von manchen, deren Namen mir bisher nicht einmal bekannt waren, aber auch aus anderen Lagern, überaus zahlreiche Glückwünsche und Beweise ehrender Anerkennung zugegangen. Ich sehe mich außer Stande, jedem Einzelnen, wie es mein Wunsch wäre, eigenhändig den gebührenden Dank zum Ausdruck zu bringen. Daher auf diesem Wege ein herzliches „Vergelts Gott" allen, die an dem freudigen Tage meiner so liebevoll gedachten!

München, Januar 1908.

Dr. jur. Armin Kausen,
Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau".

Seine Exzellenz der Apostolische Nuntius richtete an den Herausgeber nachstehendes Schreiben:

Sr. Hochwohlgeboren Herrn Dr. Armin Kausen,
Chefredakteur und Verleger der „Allgemeinen Rundschau" in München.

Nontiature Apostolique. München, den 1. Jänner 1908.

Euer Hochwohlgeboren,
Verehrtester Herr Chefredakteur!

Das silberne Redaktionsjubiläum, welches Euer Hochwohlgeboren heute in aller Stille und Zurückgezogenheit zu verleben gedachten, konnte Ihren zahlreichen Freunden nicht verborgen bleiben, und mußte von ihnen gefeiert werden.

Die rastlose, aufopfernde Tätigkeit, welche Euer Hochwohlgeboren als Schriftsteller zur Verteidigung der Wahrheit und Aufrechthaltung der Sittlichkeit so segensreich entfalten, bestimmte mich, am 23. Dezember 1907 unserem Heiligen Vater, Pius X., über Ihr Redakteursjubiläum zu berichten. Seine Heiligkeit geruhten diesen Bericht, wie aus dem von Seiner Eminenz, dem Kardinal-Staatssekretär Raphael Merry del Val, an mich gerichteten Schreiben vom 27. Dezember Nr. 27371 zu ersehen ist, huldvollst entgegen zu nehmen, und geruhen Euer Hochwohlgeboren zur Feier des heutigen Freudentages gern den Apostolischen Segen zu erteilen. Möge dieses wertvolle Zeichen der Liebe und Anerkennung, welches Ihrem verdienstvollen Wirken von seiten unseres Heiligen Vaters neuerdings zuteil wird, Euer Hochwohlgeboren in Ihren vielen Arbeiten und Mühen, welche Ihre schriftstellerische Tätigkeit täglich mit sich bringt, stets ermutigen und stärken!

Indem ich den Segenswunsch Ihrer guten Freunde: Ad multos annos von Herzen wiederhole, verbleibe ich mit dem Ausdrucke vollkommener Hochachtung und aufrichtiger Verehrung

Euer Hochwohlgeboren ergebenster
† Andreas Franciscus Frühwirth
Erzbischof von Heraclea, Apostol. Nuntius.





Dem hochwürdigen Klerus

empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 3.

Lieferant des Georgianums.

Königl. Bayer. Hofglasmalerei

F. X. Zettler

Briennerstrasse 23 MÜNCHEN Briennerstrasse 23.

Aeltestes, von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern bestempfohlenes Haus.

Voranschläge nach allen Ländern kostenlos.

Feuerversicherungs-Gesellschaft

RHEINLAND.

Aktienkapital 9 Millionen Mark.

Feuer-, Haftpflicht-, Unfall-, Glas-, Einbruchsdiebstahl-, Wasserleitungs-schäden-Versicherung.

Billige Prämien. Vorteilhafte Versicherungsbedingungen.

Vergünstigungsvertrag mit **„Pax"**
Priesterverein für das katholische Deutschland.



F. A. Crux, Düsseldorf 12, **Versandgeschäft**
in dem bekannten
Crux's Zwieback
und allen Artikeln der Konditorei und Feinbäckerei.
Man verlange die Preisliste.

Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft.

Aktiva. Bilanz vom 30. Juni 1907. *Passiva.*

Aktiva	M. ₰	M. ₰
Forderungen an d. Aktionäre für noch nicht eingezahltes Aktienkapital (Solawechsel) . . .		15,000,000.—
Inländische Effekten:		
Deutsche Staatspapiere . . .	4,657,394.—	
Deutsche Provinzialanleihe . .	232,500.—	
Ausländische Effekten:		
Staatspapiere	4,011,764.67	
Kommunalanlehen	402,601.13	
Sparkassen- und Bodenkredit-Pfandbriefe	1,332,055.83	
Eisenbahn-Prior.-Obligationen .	10,718,503.58	
Diverse	625,377.30	21,980,196.51
(Wert der Gesamteffekten nach dem Kursstande vom 30. Juni 1907 M 22,111,928.67)		
Hypotheken-Darlehen u. sonstige zinstragende Forderungen		10,390,301.56
Guthaben bei Banken .		6,035,471.27
Kapitalbeteiligung an Versicherungsunternehmungen		10,192,715.85
In Aufbewahrung und Verwaltung der rückversicherten Gesellschaften befindliche Prämien-Reserve: . . .		
der Lebensbranche	47,360,166.06	
der Unfallbranche	1,871,302.61	49,231,468.67
Guthaben bei Versicherungsgesellschaften .	38,776,004.25	
abzüglich Kreditoren	4,866,486.18	33,909,518.07
Guthaben bei Agenturen		238,137.79
Stückzinsen		90,274.78
		147,068,084.50

Passiva	M. ₰	M. ₰
Aktien-Kapital		20,000,000.—
Prämien-Reserve bzw. -Ueberträge:		
Feuerbranche	22,468,354.1[illegible]	
Unfallbranche	8,069,845.97	
Lebensbranche	49,976,486.19	
Transportbranche	2,393,141.24	82,907,827.50
Schaden-Reserven:		
Feuerbranche	11,145,779.61	
Unfallbranche	6,329,611.48	
Lebensbranche	698,898.22	
Transportbranche	2,639,292.60	20,813,581.91
Gesetzlich. Reservefonds	10,000,000.—	
Reserve für unvorhergesehene Ereignisse .	5,000,000.—	
Gewinn-Reserve-Konto .	3,000,000.—	
Sicherheitsfonds für Kapitalbeteiligung an Versicherungsunternehmungen	1,000,000.—	19,000,000.—
Bau- und Einrichtungs-Konto		250,000.—
Guthaben der Retrozessionäre für von uns einbehaltene Lebensversicherungs-Reserven .		2,306,208.66
Sonstige Passiva		86,742.70
Dividende an die Aktionäre		1,000,000.—
Vortrag auf neue Rechnung		703,723.73
		147,068,084.50

Die Direktion.
C. Thieme.

Die Richtigkeit des Abschlusses bescheinigen wir hiermit auf Grund der Bücher.

Wilh. von Finck. Dr. von Pemsel. Freiherr von Cramer-Klett. Kaempf. Hugo von Maffei.

Marco Polo Tee!

3 Geschmacksrichtungen:
Mild – mittelstark – sehr kräftig
Preis Mk. 2.— bis Mk. 5.— per Pfund.
Nur in verschlossenen Packungen.
Die Importeure
FRANZ KATHREINER'S NACHFOLGER G.m.b.H.
München und Hamburg.

Messwein Markgräfler

1906er pro Liter zu **56** Pfg.
Fass von 50 Liter an leihweise oder zum Selbstkostenpreis.

Schliengen (Baden). **L. Müller,** Pfarrer.

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. **Ahrburgunder.** Glas u. Kiste frei.
Paul Schmidt, Ahrweiler.



Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau“ machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 3

18. Januar
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Dritte Auflage
Reich illustriert

Herders Konversations-Lexikon

Acht Bände
M 100.— Kr 120

Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen — Teilzahlungen

Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

DAS FREIE WORT

FRANKFURTER HALBMONATSSCHRIFT
FÜR FORTSCHRITT AUF ALLEN GEBIETEN
DES GEISTIGEN LEBENS

HERAUSGEGEBEN VON MAX HENNING

Abonnement M. 2.— pro Quartal.

An Verschiedene. Das Inserat des Neuen Frankfurter Verlages über **„Das freie Wort"** ist keineswegs versehentlich aufgenommen worden. Dass diese Frankfurter Halbmonatsschrift auf dem diametral entgegengesetzten Standpunkt der „Allgemeinen Rundschau" steht, dürfte in gebildeten katholischen Kreisen hinlänglich bekannt sein. Gebildete Katholiken lesen auch ernste gegnerische Zeitschriften, und wenn der Verlag eines solchen Blattes auf die Anzeige in der „Allgem. Rundschau" Wert legt, so ist das seine Sache. Dass überzeugungstreue Leser der „Allgemeinen Rundschau" durch „Das freie Wort" in ihrer Weltanschauung wankend gemacht werden könnten, hält der Herausgeber für absolut ausgeschlossen. Uebrigens kann man neuerdings in zahlreichen grösseren katholischen Blättern regelmässig die Inhaltangabe von Zeitschriften finden, welche auf akatholischem Standpunkte stehen. Wenn es auf der anderen Seite mit unserer Literatur und Presse nur ebenso gehalten würde! Zudem bedeutet die Aufnahme einer Anzeige noch lange keine „Empfehlung" des angezeigten Gegenstandes seitens der Redaktion oder des Verlages. Wir lehnen in dieser Hinsicht jede Verantwortung ab. Nur Inserate, welche ersichtlich gegen die guten Sitten verstossen, werden grundsätzlich zurückgewiesen.

Verlag und Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau".

Die
Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz · München

übernimmt die Herstellung von Zeitschriften sowie Werken jeder Art / Dissertationen / Festschriften und Diplomen und hält sich zur Übernahme sämtlicher Buchdruckaufträge bestens empfohlen.

Fastenpredigten.

In unserem Verlage erschien:

Perger, Aug., S. J., Sieben Predigten über das Opfer des Neuen Bundes. Mit kirchl. Druckerlaubnis. 3. Aufl. 118 S. 8°. Broschiert 90 Pfg., gebd. in Kaliko 1.20 Mk.

„Diese Predigten sind bei großer Einfachheit doch zierlich geformt, dabei auch logisch und erschöpfend ausgeführt, tief gefühlt, warm und lebendig dargelegt und reich an neuen praktischen Gedanken."
„Liter. Handw."

Tschupick, Joh. Nep., S. J., Kanzelreden. Neu bearbeitet und herausgegeben von J. Hertkens, Oberpfarrer. IV. Band. **Fastenpredigten.** 514 S. 8°. Brosch. 3.30 Mk., gebd. in Halbfranz 4.80 Mk.

„Verständige Auswahl des Stoffes in maßvoller Kürze, einfache Gliederung, ruhige Logik, passende Vergleiche und geschickte Anwendung von Schrift- und Väterstellen, das sind einige der Vorzüge, wegen deren die Predigten Tschupiks bis in die Jetztzeit sehr geschätzt werden."
„Köln. Pastoralbl."

Pottgeißer, P., S. J., Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, mit einem Anhange von **Sakraments- und Fastenpredigten.** 5. Auflage. 482 S. gr. 8°. Broschiert 4.80 Mk., gebd. 6 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

Hervorragende Neuheit für Damen

Apparat zum Selbst-Vorzeichnen für Stickereien

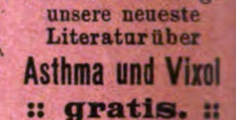
Preis portofrei 5.75 M durch das Atelier **A. Zschernig, Dresden,** Grunaerstr. 30.

SAND  

Alle Maschinen für Hand und Kraft und Formen in jeder Preislage zur gewinnbringend. Verwertung von Sand, Schlacken, Steinbruchabfällen zu Zementdachziegeln, Wand- und Bodenplatten, Mauersteinen, Röhren, Trögen usw. — Besuch unseres Werkes erbeten.

Leipziger Cementindustrie
Dr Gaspary & Co.
Markranstädt bei **Leipzig.**
Man verlange gratis Broschüre 29.

Asthma! Vixol??



Jeder **Asthmatiker** verlange unsere neueste Literatur über

Asthma und Vixol

:: **gratis.** ::

Unseren, in allen Staaten patentierten Apparat senden wir allen Interessenten zu einer kostenfreien dreiwöchigen Probe.

Vixol Limited
Merton Abbey
London S.W. 24.

Unionsbrauerei Aktiengesellschaft
Schülein & Cie., München

empfiehlt ihre vorzüglichen **Flaschenbiere**
in täglich frischer Füllung zum Preise von
28 Pfg. per 1/1 Flasche und
14 Pfg. per 1/2 Flasche für
dunkles und helles Bier bei Lieferung frei ins Haus.
Telephon-Ruf: 363, 364, 4634 und 4635.

Regelmässig beziehende Kunden erhalten auf Wunsch leihweise 1 Eiskasten zur kostenfreien Benützung, sowie das dem Bierkonsum entsprechende Eis gratis geliefert.

Siege der „SMITH PREMIER" Schreibmaschine
auf der „Bureaubedarfs-Ausstellung zu Berlin, Oktober 1907

I. Wettschreiben auf Schreibmaschinen am 8. Oktober:
Erster Preis: Fräulein E. Mendelssohn, „Smith Premier".
Sechster Preis: Fräulein F. Schindler, „Smith Premier".

II. Wettschreiben in Verbindung mit Vervielfältigung auf Flachdruck-Vervielfältigungs-Apparaten:
Erster, zweiter, dritter Preis für Schnelligkeit, „Smith Premier".
Erster, zweiter, dritter Preis für Schönheit, „Smith Premier".

Smith Premier Typewriter Co., München, Augsburgerstr. 23 Ecke Lindwurmstrasse. — Telephon 12304. —

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 3. München, 18. Januar 1908. V. Jahrgang.

Vom preußischen Landtagswahlrecht.

Von

Dr. Julius Versen.

Am 10. Januar hat man Gelegenheit gehabt, den Charakter der politischen Füchse vom Block zu erkennen. Ut aliquid fecisse videatur, wurde die Wahlrechtsdebatte im preußischen Abgeordnetenhause inszeniert, und man muß naiv sein wie ein neugeborenes Mondkalb, um sie nicht für eine Farce zu halten. Sie hatte nur den Zweck, den Wählern, in deren Brust der Freisinn seine Spannkraft übt, die Schlafmütze tiefer über die Ohren zu ziehen, nachdem man ihnen vorher etwas Sand in die Augen gestreut. Aaronsohn heißt der freisinnige Wahlrechtsantragsteller. Schon der Name brach dem Pfeil, der auf die Brust der agrarischen Privilegierten und ihres Schutzpatrons Bülow scheinbar gerichtet war, die Spitze ab. Und der zweite freisinnige Antragsteller, der ehemals so machtvoll tönende Barde Träger, blieb unverständlich. Er flüsterte bloß; ob aus Angst oder Greisenhaftigkeit, weiß ich nicht. Der Freisinn aber wird wohl wissen, weshalb er diese beiden Kämpen vorschob. Mit einem Papierwisch schlug der Kanzler sie in die Flucht. Der Pommer von Malkewitz brauchte ihm eigentlich gar nicht mehr zu sekundieren. Es gab nichts mehr mundtot zu machen; denn auch der nationalliberale Krause bewegte nur die Lippen. Die National-Miserablen! Ihre Reden sind nur bewegte Luft, denn kein Mann steht dahinter, nicht einmal ein Männlein. Dann führte noch Oktavio von Zedlitz einen freikonservativen Eiertanz aus, und das Spiel war zu Ende. Der Wahlrechtsantrag verschwand in der Heringstonne des Blocks.

Es ist ein Skandal, ein parlamentarischer Unfug! So wird heute die wichtigste politische Frage, die es in Preußen gibt, im Abgeordnetenhause abgetan! So löst der Block eine große nationale Aufgabe! Nach dieser Leistung könnte Preußen sich eigentlich auch einsalzen lassen. Es scheidet aus der Reihe moderner Kulturstaaten aus. Viel Glück auf dem Wege zur Hyperreaktion! Der Rückschlag aber wird nicht ausbleiben. Die Frage, ob Reform oder Revolution, kann nun vielleicht schneller einer Lösung entgegentreiben, als man glaubt. Goethe dürfte wieder einmal mit seinem Worte recht behalten, daß die Revolutionen von oben gemacht werden.

Das Zentrum hat schon 1873 eine Aenderung des Landtagswahlrechts verlangt; denn mit seiner Bevorzugung des Ostens und platten Landes, mit seiner plutokratischen Tendenz und mit seiner technischen Unzulänglichkeit war es bereits damals ein unzeitgemäßer Hohn auf den Konstitutionalismus, und heute ist es eine politische Ungeheuerlichkeit. Die Oeffentlichkeit der Wahl schließt alle Selbständigkeit aus. Deshalb enthalten sich sehr viele der Wahl, im Osten aber werden „die Leute" wie eine Hammelherde zur Wahl getrieben, oft nach reichlich gespendetem Schnapse. Fürst Bismarck hat einst die preußische Dreiklassenwahl „das elendeste aller Wahlsysteme" genannt. Diese Bezeichnung war gewiß nicht zu scharf für ein Wahlrecht, bei dem 314 149 Wähler aus dem „Volke" keinen Abgeordneten durchbringen, während 324 157 konservative Wähler 143 Abgeordnete bestellen, bei dessen Dreiklassensystem Gleichungen geschaffen werden wie: 120 Geldsäcke = 4000 Intelligenzen = 60 000 Hand- und Kopfarbeiter. Gymnasialprofessoren, Richter und Aerzte, kurz die große Mehrzahl der akademisch Gebildeten wählen in der dritten Klasse, während ein reichgewordener Kuxenspekulant oder Großgrundbesitzer mit Tertianerbildung in der ersten Klasse wählt und damit ein 50mal schwerer wiegendes Recht besitzt. Und fast genau so ist es mit den preußischen Gemeindewahlen. Als im Jahre 1899 eine Reform des Kommunalwahlrechtes unternommen wurde, protestierten die rheinisch-westfälischen Schlotbarone ebenso brutal dagegen wie heute die feudalen Privilegierten gegen jede Antastung ihres Interessenwirtschaftswahlrechts.

Der Satz, den Friedrich Leopold v. Hertefeld schon zur Zeit Friedrich Wilhelms II. aussprach, hat auch im heutigen Preußen noch immer seine Geltung, der Satz nämlich: „Die Politik ist die Wissenschaft des Betruges und wird es bleiben, bis vernünftige Landesverfassungen da sein werden, die Kraft haben, die Großen zu binden." Im Sumpf des potenten Egoismus ist aber schon mancher Staat erstickt. Das kann auch Preußen passieren, dessen Junker à la Malkewitz und Oldenbourg bismärckisch zu sein glauben, wenn sie dreintrampeln. Bismarck machte aber nicht mit seinen Wasserstiefeln Politik, sondern mit dem Kopf, und er hat gesagt: „Daß jedes Individuum, jeder engere Kreis das Maß von Freiheit besitzt, welches überhaupt mit der Ordnung des Gesamtstaates verträglich ist, das zu erreichen, diesem Zweck möglichst nahe zu kommen, halte ich für die Aufgabe jeder vernünftigen Staatskunst." Unter jener Freiheit ist das möglichst zulässige Maß von politischer Betätigung gemeint, das aber durch unser Landtagswahlrecht gerade dem intelligenten und Werte schaffenden Teil der preußischen Bevölkerung vorenthalten wird. Den Urwählern bleibt keine andere Wahl, als sich entweder schlafen zu legen oder zu wählen. Ein sehr erfreuliches Dilemma! Der moderne Staat kann seiner Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn weder die Aristokratie das Volk zur politischen Machtlosigkeit herabdrückt, noch die Demokratie jene völlig überwältigt, sondern wenn beide Potenzen in fortwährendem Ringen miteinander ihre spezifischen Tugenden und Fähigkeiten in den Dienst des Staates stellen. So ist das Römerreich groß geworden, so ist England zur Weltmacht gediehen. Und von diesem Gesichtspunkt aus haben — mutatis mutandis — auch deutsche Mittelstaaten ihr Landtagswahlrecht reformiert. Der „Großstaat" Preußen aber bleibt weiter eine feudale Klitsche und verliert sich im Sumpf der Privilegien- und Interessenwirtschaft, aus dem er vor 100 Jahren nur durch die Stein-Hardenbergschen Reformen gerettet werden konnte. Die Junker haben diese Reformen dann, nachdem das Volk seine Schuldigkeit getan, wieder teilweise zunichte gemacht und bis heute die Klinke der Gesetzgebung in der Hand behalten. Sie denken nicht entfernt daran, den Wunsch des Zentrums, das Reichstagswahlrecht für das Abgeordnetenhaus einzuführen, zu erfüllen, ja, sie möchten am liebsten sogar dem Reichstagswahlrecht selbst zu Leibe gehen. Die Mirbach und Oldenbourg haben dieser Sehnsucht schon deutlich genug Ausdruck gegeben. Vonwegen der Sozialdemokratie! Nun, wer die „Revolution von oben" empfiehlt, verwirkt das Recht, sich über die „Revolution von unten" moralisch zu entrüsten! Gerechtigkeit von oben wäre eine bessere Taktik. Sie ist und bleibt die beste Taktik.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der rote Sonntag in Berlin.

Vor zwei Jahren schon war uns im Januar ein „roter Sonntag" zugedacht worden, als die Sympathie für die russischen Revolutionäre unsere Sozialdemokraten zu Demonstrationen anfeuerte. Damals wurden in Groß-Berlin 80 Versammlungen abgehalten, und zwar mit dem innerpolitischen Etikett der Wahlrechtsfrage; doch statt der erwarteten Parole der Straßendemonstration gab damals die rote Parteileitung die vorsichtige Parole aus: Ruhig nach Hause gehen! Diesmal war die russische Revolution nicht mehr aktuell; um so aktueller jedoch die Wahlrechtsfrage, zu der die preußische Regierung am Freitag im Abgeordnetenhause eine scharf reformfeindliche Stellung eingenommen hatte. Man hätte denken können, die Parteileitung werde jetzt mindestens ebenso vorsichtig sein wie 1906, da die zwischenliegende Reichstagswahl doch wahrlich nicht geeignet war, die Sozialdemokratie übermütig zu machen. Aber wer kann die rote Logik ergründen? Jetzt wurde förmlich und feierlich die Parole ausgegeben: auf die Straße zu gehen! Am Freitag fand eine kleine Vorprobe statt durch Ansammlung vor dem Abgeordnetenhause. Am Sonntag mittag ging die große Vorstellung in Szene, obschon der Polizeipräsident durch eine öffentliche Warnung die Kriegsbereitschaft der Schutzmannschaft bekannt gegeben hatte. Es waren nur 22 Versammlungen anberaumt: 14 in den Vororten und nur 8 in Berlin selbst. Diese wenigen Räume konnten natürlich die sozialdemokratischen Massen nicht fassen und sollten es auch nicht. Man sammelte sich vor den Versammlungslokalen sowie in und vor den 600 Zahlstellen oder an geeigneten Straßenecken, um sich dann zu größeren Zügen in der Richtung auf das Königliche Schloß zusammenzuballen. Auf den Anmarsch gegen das Schloß war die Polizei vorbereitet, und wo die Züge auf die Sperrketten der Schutzmannschaft trafen, war ein kleiner Kriegsschauplatz gegeben. An drei Stellen zogen die angegriffenen Schutzleute blank, es scheint aber nur die flache Klinge in Anwendung gekommen zu sein. Der Minister des Innern gab an, daß unter den 30 Personen aus dem Publikum, die ins Krankenhaus gebracht worden sind, sich kein Schwerverletzter befinde, dagegen von der Schutzmannschaft einer schwer und drei leicht verletzt worden seien. Nach den bisherigen Nachrichten muß man in der Tat anerkennen, daß die Polizei mit der nötigen Festigkeit die Besonnenheit verbunden hat. Die Klagen aus dem Publikum, daß auch harmlose Leute betroffen worden seien, und daß die Polizei gegen eingekeilte, bewegungsunfähige Gruppen vorgegangen sei, tauchen nach solchen Straßenkämpfen regelmäßig auf. Man muß bedenken, daß die Neugierigen rechtzeitig gewarnt worden waren, und daß bei der Zurückdrängung von Massen diejenigen, welche sich in die vorderen Reihen gewagt haben, immer am meisten gefährdet sind. Aus den jüngsten Berliner Erfahrungen wird das neugierige Publikum hoffentlich die Lehre ziehen, daß man bei allen Straßenaufläufen sich abseits halten muß.

Ein energisches Vorgehen der Polizei war um so mehr geboten, als die Straßendemonstration systematisch vorbereitet war, und zwar gleichzeitig auch in anderen deutschen Großstädten. Der Minister des Innern hat auch alsbald im Abgeordnetenhause erklärt, daß die Regierung fest entschlossen sei, jedem Versuch, den öffentlichen Verkehr sowie die Ruhe und Ordnung auf den Straßen ferner zu stören, mit den äußersten Mitteln entgegenzutreten.

Damit beim Schaden der Spott nicht fehle, ist die Pariser Presse bereits daran, die deutschen Sozialdemokraten wegen des ungeschickten und schwächlichen Straßenbummels zu verhöhnen. In der Tat, es fehlt die Uebung, aber es fehlt auch das Milieu, in dem anderwärts die politischen Demonstrationen auf dem Pflaster so üppig gediehen sind. Bei uns herrscht noch die „rückständige" Ansicht, daß man die Stärke einer Partei wohl aus den Stimmzetteln erkennen könne, aber nicht aus der gemischten Gesellschaft, die auf den Straßen sich einen Radau leistet. Und die Polizei hat bei uns zulande das Bewußtsein, daß sie bei der Abwehr solcher Ruhestörungen nicht eine Volksfreiheit bekämpft, sondern einen gemeinschädlichen Unfug.

Das haben die roten Führer am 21. Januar 1906 gewußt und befolgt. Warum haben sie nun am 12. Januar 1908 ihre Massen auf die Straße geschickt, wo nichts anderes als blutige Köpfe zu holen waren? „Die Bewegung ist alles", sagte gelegentlich Bernstein. Man scheint wieder ein Bedürfnis nach kräftigen agitatorischen Reizmitteln zu haben. So prahlt der „Vorwärts" nicht bloß mit der angeblich bereits gelungenen „Eroberung der Straße", sondern kündigt in kindischem Uebermut an, daß dies nur der bescheidene Anfang sei. Man scheint förmlich die gewaltsame Repression herausfordern zu wollen. Welches vernünftige Ziel man dabei im Auge hat, ist für den Bourgeoisverstand ein Rätsel. Klar ist nur, daß die preußische Wahlreform dadurch **nicht** gefördert wird; ebensowenig die freiheitliche Gestaltung des Versammlungsrechts.

Die Wahlrechtskomödie der Freisinnigen.

Fürst Bülow, der Blockkanzler, hat zwar viele Schwierigkeiten, aber doch auch einiges Glück. Das täppische Vorgehen der Sozialdemokratie erleichtert ihm die Ablehnung einer volkstümlichen Wahlreform. Und die unglaubliche Schwächlichkeit und Dienstseligkeit der Freisinnigen gestattet ihm, ohne Gefährdung des Blocks in dieser Angelegenheit ganz nach rechts zu schwenken. Soweit wir uns erinnern, ist eine Regierungspartei noch niemals so rücksichtslos abgewiesen und abgefertigt worden wie jetzt die Freisinnigen mit ihrem großmächtigen Antrage auf Wahlreform in Preußen. Von der diplomatischen Watte, die man sonst um ein Nein gegenüber Freunden zu wickeln pflegt, wurde hier kein Flöckchen verbraucht. Eine kurze und krasse Absage an die Einführung des Reichswahlrechts, ja sogar an die geheime Stimmabgabe wurde verlesen. Das einzig entgegenkommende Sätzchen galt nicht den Freisinnigen, sondern den Nationalliberalen, die auf ein Pluralwahlrecht zum Vorteil von „Bildung und Besitz" schöne Parteihoffnungen setzen. Die Freisinnigen dagegen legen mehr Wert auf die Neueinteilung der Wahlkreise behufs Vermehrung der städtischen Mandate; diesen wichtigen Punkt überging Fürst Bülow mit Stillschweigen.

Wenn die Freisinnigen als integrierender Teil des Bülow-Blockes noch etwas männliches Selbstbewußtsein hätten, so würde mit elementarer Kraft der Abmarsch aus dem Blockhause erfolgt sein. Aber nicht einmal ein kräftiges **Wort** des Protestes kam aus der „schwindsüchtigen Heldenbrust des Freisinns", die schon im vorigen Sommer in dieser Zeitschrift richtig gekennzeichnet wurde. Die „linksliberalen Fraktionsgemeinschaften des Reichstages und des preußischen Landtages" setzten sich als betrübte Lohgerber am Samstag zu einer Beratung nieder und fabrizierten eine lendenlahme Erklärung, die nichts Besseres anzukündigen weiß als einen „**Ausschuß** zur planmäßigen und einheitlichen Bekämpfung des bestehenden preußischen Wahlrechts". Wenn man nicht recht weiter kann, so bildet einen Ausschuß man. Der Ausschuß wird die Siesta des Fürsten Bülow keinen Augenblick stören. Als im letzten Sommer nach einem improvisierten Fanfarenartikel Naumanns die Freisinnigen erklärten, daß sie auch ohne Wahlreform im Blockdienst bleiben würden, und als sogar der Trompeter Naumann selbst sich zu dieser Fridolinstaktik bekehrte, da war das Fiasko der Sache schon besiegelt. Nur die schroffe Form des Nein kam noch etwas überraschend.

Um der Psychologie des Freisinns gerecht zu werden, muß man freilich beachten, daß es den meisten mit dem Verlangen nach dem gleichen und allgemeinen Wahlrecht gar nicht ernst ist. Sie fürchten den Wettbewerb der Sozialdemokratie und hoffen, bei der Klassenwahl schon Vorteile über die Konservativen erringen zu können, wenn nur der Regierungseinfluß nicht mehr den Konservativen zugute kommt. Darum tröstet sie sehr die wohlberechnete Erklärung Bülows, daß die Regierung bei den bevorstehenden Wahlen „neutral" bleiben werde. Nach unserer Kenntnis der preußischen Landräte werden sie nach wie vor die Konservativen gegen die Liberalen unterstützen. (Allerdings auch gegen das Zentrum, was namentlich angesichts der „nationalkatholischen" Machenschaften im Westen der Monarchie zu beachten ist.) Die angestrebte „Liberalisierung Preußens" wird also bei den nächsten Wahlen schwerlich schon sich erreichen lassen. Ueber die zweitnächsten Wahlen nachzudenken, lohnt sich vorläufig kaum, da bis dahin der Bankerott des Blocks zweifellos eine ganz neue Lage schaffen wird. Für heute verdient verzeichnet zu werden, daß der Kultusminister Dr. **Holle** sich zum Schrecken der Liberalen für die Verbindung von Schule und Kirche ausgesprochen hat. Der Nachfolger Studts scheint von dem Blockgedanken doch nicht recht durchsäuert zu sein; ebensowenig wie sein älterer Kollege von den Finanzen, Frhr. v. **Rheinbaben**, der mit Selbstbewußtsein und Geschick seine eigenen Wege geht.



Die Wahlrechtsfrage bildet also keine akute Gefahr für den Block, aber sie kommt zu den übrigen schleichenden Leiden dieser Mißgeburt hinzu. Hoffentlich tritt das Ende nicht früher ein, als es dem Zentrum lieb ist.

Der verlassene Keim.

Im Flottenvereinsstreit ist eine Wendung eingetreten, die der Keimpartei wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen ist. Sie hatte fortwährend damit geprahlt, daß Prinz Heinrich von Preußen, der Protektor des Gesamtvereins, und der Kaiser selbst durchaus nicht auf seiten des Prinzen Rupprecht und der Bayern ständen. Aber da erschien in der offiziösen „Norddeutschen“ die inhaltsschwere Notiz, daß Prinz Heinrich im Einverständnisse mit Sr. Majestät das Protektorat niederlegen werde, wenn General Keim in der Stellung des geschäftsführenden Vorsitzenden verbliebe. Diese Kundgebung wirkte wesentlich dazu mit, daß die Gruppe von Berlin-Brandenburg mit etwa 120 gegen 70 Stimmen den deutlichen Beschluß faßte, die Zukunft des Vereins verlange den Rücktritt Keims. Die Keimpresse war keck genug, die Richtigkeit der offiziösen Mitteilung anzuzweifeln. Aber da hat nun der Kaiser eigenhändig in der Antwort auf das Huldigungstelegramm des Berlin-Brandenburger Verbandes seine Uebereinstimmung ausgesprochen mit dem satzungsmäßigen Programm der „Aufklärungsarbeit“ im Gegensatz zu der Keimschen Agitation. Die Gefahr eines Risses zwischen Nord- und Süddeutschland und einer Divergenz zwischen den Höfen von Berlin und München ist also jetzt glücklich vermieden, wie wir das nach der Anwesenheit der Prinzen Ludwig und Rupprecht in Berlin ja auch nicht anders erwarteten. Die Gefahr, daß der Flottenverein sich spalte, ist aber noch nicht ausgeräumt. General Keim ist imstande, auch gegen die kaiserliche Willensmeinung Front zu machen und seine Gefolgschaft zu einem erklärt politischen und oppositionellen Flottenverein alldeutscher Tendenz zu vereinigen. Vielleicht hofft er immer noch, daß Fürst Bülow für die geleisteten Dienste als Wahlboß sich dankbar erzeigen und dem Keimschen Verein die Teilnahme der Beamten nicht entziehen werde. Sollte aber in Kassel doch ein wirklicher Friede zustande kommen, so würden wir das begrüßen unter der Voraussetzung, daß er von seiten der Keimfreunde ehrlicher gemeint ist und treuer gehalten wird als der Friede von Köln.

Die Wendung in Marokko.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht der französischen Marokkopolitik. General Drude hatte mit seinem Abberufungsschreiben in der Hand noch schnell die Kasbah der Mediunas erobert, um seinem Nachfolger diesen Lorbeer nicht zukommen zu lassen, und in Paris war man gerade dabei, dem Sultan Abdul Asis mit 150 Millionen Francs die städtischen Zölle und wer weiß was sonst noch abzukaufen. Da machten die Ulimas von Fez einen Strich durch die Rechnung, setzten den „verräterischen“ Sultan Abdul Asis nach allen Regeln des Koran ab und proklamierten den aufständischen Bruder Mulay Hafid, dessen Sache bis dahin für verloren galt, als Herrn des Khalifats. Man sagt, das sei eine Kriegserklärung gegen die Algecirasakte und das ganze Europa. Vorläufig ist nur die Kriegserklärung gegen die französische Politik sicher zu erkennen. Vielleicht wird Mulay Hafid, wenn er zur Macht gelangt ist, schon auf das übrige Europa Rücksicht nehmen. Die französische Machenschaft droht Unruhe in Europa zu erzeugen. Demgegenüber ist die Revolution in Marokko das kleinere Uebel.

Die unierten Bulgaren und ihre Bischöfe.

Im Auftrage Seiner Exzellenz des Herrn Erzbischof Msgr. Mirow danke ich tausendmal allen Lesern der „Allgemeinen Rundschau“, deren große Freigebigkeit es mir möglich machte, an Seine Exzellenz 1020.80 frs. und eine mit Paramenten gefüllte Kiste zu senden. Ich habe wohl jedem Spender, dessen Adresse deutlich angegeben war, selbst gedankt, wiederhole hier aber den Ausdruck meiner herzlichen Dankbarkeit. Seine Exzellenz ist tief gerührt über die Gaben und bittet mich, nachdem er nur auf meine Vorstellungen es unterlassen hat, jedem einzelnen zu schreiben, den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ in seinem Namen mitzuteilen, daß er am 28. Dezember 1907 für alle Spender eine hl. Messe las und am 29. Dezember für ihre lieben Verstorbenen, und daß er jeden Monat seinen Dank auf die gleiche Weise wird abzutragen suchen. Also noch ein inniges Vergelts Gott!

München. Marie Amelie Freiin von Godin.

Der Mandatsbesitz der bayerischen Zentrumspartei im Lichte der Großblockidee.

Von

Dr. M. Flemisch, Landtagsabgeordneter.

Die Maiwahlen des Jahres 1907 dürfen der Hauptsache nach als Aufklärungswahlen gelten; sie haben dem bayerischen Landtagszentrum eine kaum geahnte Majorität gebracht. Die nächsten nach menschlichem Ermessen im Jahre 1913 stattfindenden Wahlen werden voraussichtlich in einem anderen Zeichen stehen. Das kann man heute schon sagen, ohne eine große Prophetengabe zu besitzen. Nach dem immer und immer wieder und mitunter sehr temperamentvoll geäußerten Willen der liberalen Partei soll schon das nächste Mal alles daran gesetzt werden, um die „ultramontane Uebermacht“ in Bayern zu brechen oder doch wenigstens zu erschüttern. Allein die liberale „Stoßkraft“ für sich allein reicht zu diesem löblichen Beginnen bei weitem nicht hin. Es bedarf dazu eines ausgiebigen Sukkurses anderer Parteien. Ohne diesen Sukkurs sind die bayerischen Liberalen dem Zentrum gegenüber ohnmächtig. Also Sukkurs! Aber woher? Mit dem Bund der Landwirte und dem Bayerischen Bauernbund war man schon 1907 liiert. Eine Erneuerung des Kompromisses für das Jahr 1913 könnte an dem Besitzstand der Zentrumspartei nichts Wesentliches ändern; vielleicht daß sie uns das eine Mandat in Germersheim und eventuell Ebermannstadt und Hofheim kostete. Es bleiben von den bürgerlichen Minoritätsparteien nur noch die Konservativen. Diese hatten im Jahre 1907 dem Liberalismus die Freundschaft gekündigt. Was sie das nächste Mal tun werden, bleibt abzuwarten. Zentrumsmandate aber würden selbst im Falle eines konservativ-liberalen Bündnisses von diesem nicht tangiert. Mit einem Block einzelner oder auch sämtlicher bürgerlicher Minoritätsparteien ist also dem Zentrum nicht beizukommen. Die Liberalen müssen daher auf ihre zentrumsmörderischen Absichten wohl oder übel verzichten oder aber ihre Kompromißbestrebungen auf eine breitere Basis stellen: ein Antizentrumsblock hat in Bayern unter den jetzigen Verhältnissen nur dann Aussicht auf Erfolg und überhaupt einen Sinn, wenn er auch auf die Sozialdemokratie ausgedehnt wird.

Aber wird es zu diesem „unnatürlichen“ Bunde auch kommen? Auf linksliberaler Seite gibt es politische Heißsporne, die nach einer blau-roten Paarung förmlich lechzen. Sie machen in der Oeffentlichkeit auch gar kein Hehl aus ihren Wünschen. Was sagt man jedoch weiter rechts dazu? Zerschmetterung des „reaktionären“ Zentrums? Wohl! Aber der sozialdemokratische Kompagnon? Man hat halt doch seine „weiße Weste“; und es geht um die bürgerliche Reputation und die Empfehlung nach oben! Ein verfluchtes Dilemma! Dazu sind die badischen Freunde mit der gleichen Geschichte schon einmal hineingepascht! Auch das gibt zu denken! Wir sehen also: ganz so einfach ist selbst die Theorie in diesem Falle nicht, und die Praxis wird vielleicht noch verzwickter werden. Im übrigen hat die Landtagswahl in Schwabach die linksliberalen Wünsche jedenfalls nicht gefördert. Es ist eine eigentümliche, tragikomische Ironie des Schicksals, daß hier gerade der Mann auf der Strecke blieb, der am lautesten nach der Sozialdemokratie gerufen hatte. Man hatte den ebenso konzilianten wie maßvollen Universitätsprofessor Dr. Geiger-Erlangen dem jungliberalen Robustier und fanatischen Kulturkämpfer Kohl geopfert und glaubte damit ganz besonders glücklich operiert zu haben. Der Effekt war der, daß die Liberalen ein bisher sicheres Mandat an die Sozialdemokraten verloren. Kohl hat in der Agitation die Sozialdemokraten geschont und die Konservativen bekämpft. Die Quittung dafür bekam er von seinen eigenen Leuten ausgestellt. Möglich, daß dieses Desaveu der jungliberalen Politik Kreise zieht, die in ihren letzten Wirkungen sogar eine Antwort auf unsere obige Frage sind.

Doch lassen wir diese Erwägungen! Angenommen, es käme bei den nächsten Wahlen in den Zentrumswahlkreisen tatsächlich zu einer Einigung der Minoritätsparteien mit Einschluß der Sozialdemokratie, so ändert sich das Bild in überraschender Weise. Sehen wir uns einmal die Statistik an:

Von den 133 bayerischen Landtagswahlkreisen und 163 Mandaten gehören gegenwärtig 79 Wahlkreise und 98 Mandate der Zentrumspartei. Zu ihrer Behauptung ist nach § 14 des neuen bayerischen Landtagswahlgesetzes nur die Eindrittelmehrheit notwendig. Allein nach dem Zustandekommen eines Blockes

aller Minoritätsparteien in den Zentrumswahlkreisen wird die Entscheidung hier de facto doch von der absoluten Majorität abhängen. Von ihr muß man darum ausgehen, wenn man prüfen will, wieviele Wahlkreise von den Blockparteien bedroht sein werden. Nun hat die Zentrumspartei bei den letzten Wahlen in 71 Wahlkreisen tatsächlich die absolute Mehrheit erhalten. Nur 8 Wahlkreise hat sie mit relativer Majorität gewonnen.

Allerdings ist das Plus über die absolute Mehrheit in den einzelnen Wahlkreisen sehr verschieden. Unter den 71 Wahlkreisen befinden sich 36 solche, in denen das Zentrum mehr als 1000 Stimmen über die absolute Mehrheit erhielt. Diese Wahlkreise stellen 46 Abgeordnete und dürfen für absehbare Zeit als sogenannte „totsichere" Wahlkreise gelten. In weiteren 17 Wahlkreisen betrug das Mehr zwischen 400 und 1000 Stimmen. Auch diese 17 Wahlkreise sollen zum vorläufig sicheren Besitz der Zentrumspartei gerechnet werden. In ihnen sind 22 Abgeordnete gewählt. Zusammen: 53 Wahlkreise mit 68 Abgeordneten.

Es folgen nun 9 Wahlkreise, in denen das Plus der Zentrumsstimmen sich zwischen 200 und 400 bewegt. Hier wird von unbestrittenen Zentrumsdomänen schon nicht mehr gesprochen werden können. Noch weniger ist das bei weiteren 9 Wahlkreisen der Fall, von denen 6 nur mit 100—200 und 3 gar nur mit bis zu 100 Stimmen über die absolute Mehrheit behauptet wurden.

Nehmen wir dazu noch die 8 Wahlkreise, in denen die Zentrumspartei nur mit relativer Mehrheit siegte, so sind das 26 Wahlkreise mit 30 Abgeordneten. Man wird wohl nicht sagen können, daß der Besitz dieser 26 Wahlkreise uns auch dann noch absolut sicher ist, wenn uns in diesen Wahlkreisen die Minoritäten geschlossen gegenüber treten.

In der folgenden Tabelle sind diese Wahlkreise zusammengestellt. Die vierte Spalte gibt die Zahl der Stimmen an, um die der Zentrumskandidat die absolute Mehrheit überschritten hat, bzw. hinter ihr zurückgeblieben ist. Die fünfte Spalte enthält die Namen der in den einzelnen Wahlkreisen in Betracht kommenden Minoritätsparteien. In der dritten Spalte ist die Wahlbeteiligung in Prozenten notiert. Man hat sich gerade in unseren Reihen daran gewöhnt, das Vorhandensein großer Zentrumsreserven zu behaupten. Die Ziffer der Wahlbeteiligung läßt erkennen, wie groß diese Reserven eventuell sind. Allzukühn darf man damit freilich nicht operieren. Denn wer sagt uns denn, daß die der Wahlurne fern gebliebenen tatsächlich Zentrumsleute sind? Und wenn? Was helfen uns diese „Reserven", wenn wir sie nicht mobil machen können? Es ist das ein wichtiger Punkt, dem man einmal ein ganz besonderes Augenmerk zuwenden sollte. Es könnte sonst leicht geschehen, daß diese „Zentrumsreserven" einmal, wenn wir sie am notwendigsten brauchen, im Lager der Gegner auftauchen. Doch nun die Tabelle:

Lauf. Nr.	Wahlkreis	Wahlbeteiligung %	Stimmenzahl der Zentrumspartei im Verhältnis zur absoluten Mehrheit	Gegenparteien
1	Freising . . .	69,0	+ 374	Lib.-Soz.-Bbd.
2	Günzburg . . .	73,7	+ 374	Lib.-Soz.-Bbd.
3	Regen (2) . . .	52,9	+ 341	Lib.-Soz.-Bbd.
4	Sulzbach . . .	69,7	+ 315	Lib.-Soz.
5	Sonthofen . . .	81,3	+ 314	Lib.-Soz.
6	Annweiler . . .	78,5	+ 284	Lib.-Soz.-Lbd.
7	Mallersdorf (2) .	68,3	+ 249	Lib.-Soz.-Bbd.
8	Ebersberg . . .	73,8	+ 220	Lib.-Soz.-Bbd.
9	Eggenfelden . .	68,2	+ 212	Lib.-Soz.-Bbd.
10	Passau (2) . . .	63,5	+ 183	Lib.-Soz.-Bbd.
11	Regensburg I .	83,2	+ 177	Lib.-Soz.
12	Vilshofen . . .	60,3	+ 176	Lib.-Soz.-Bbd.
13	Hofheim . . .	78,9	+ 163	Lib.-Bbd.
14	Kempten (2) . .	71,7	+ 142	Lib.-Soz.
15	Deggendorf . .	60,8	+ 137	Lib.-Soz.-Bbd.
16	Lindau	81,7	+ 88	Lib.-Soz.
17	Ebermannstadt .	74,3	+ 61	Lib.-Lbd.
18	Bamberg I . .	76,3	+ 12	Lib.-Soz.
19	Miesbach . . .	70,2	— 25	Lib.-Soz.-Bbd.
20	Germersheim . .	89,2	— 40	Lib.-Soz.-Lbd.
21	Memmingen . .	86,6	— 82	Lib.-Soz.-Bbd.
22	Traunstein . .	80,1	— 91	Lib.-Soz.-Bbd.
23	Speyer	82,3	— 185	Lib.-Soz.
24	München-Land .	64,8	— 275	Lib.-Soz.-Bbd.
25	Würzburg I . .	75,6	— 370	Lib.-Soz.
26	Augsburg II . .	83,0	— 851	Lib.-Soz.

Aus dieser Tabelle ist zunächst ersichtlich, daß in den 26 Wahlkreisen die Landwirtbündler nur in ganz sekundärer Weise (in 3 Wahlkreisen) und die Konservativen überhaupt nicht in Frage kommen. Es handelt sich in erster Linie um die Liberalen, Sozialdemokraten und Bauernbündler. Die Konstellation dieser drei Minoritäten ist folgende:

1. In 9 Wahlkreisen (Augsburg II, Würzburg I, Speyer, Bamberg I, Lindau, Kempten, Regensburg I, Sonthofen, Sulzbach) kommen als Zentrumsgegner lediglich Liberale und Sozialdemokraten in Betracht. Bei einem Kompromiß haben die beiden in allen diesen Wahlkreisen gute, zum Teil die allerbesten Aussichten. Augsburg II, Würzburg I, Speyer und wohl auch Bamberg I dürfen bei einem kombinierten liberal-sozialdemokratischen Angriff als verloren gelten.

2. In 13 Wahlkreisen (München-Land, Miesbach, Memmingen, Traunstein, Deggendorf, Vilshofen, Passau, Eggenfelden, Ebersberg, Mallersdorf, Regen, Freising, Günzburg) stehen dem Zentrum Liberale, Sozialdemokraten und Bauernbündler gegenüber. Das Hauptkontingent stellen zum Teil die letzteren, zum Teil auch die Liberalen und Sozialdemokraten. Doch liegt die Sache in diesen Wahlkreisen fast immer so, daß zwei Minoritätsparteien ohne die dritte nicht gut etwas ausrichten. Ein gemeinsames Wahlabkommen aller drei dagegen würde dem Zentrum in verschiedenen dieser Wahlkreise sehr gefährlich werden. München-Land, Miesbach, Traunstein und wohl auch Memmingen würden ihnen zur Beute fallen.

Die Bedeutung, die den Sozialdemokraten für den Antizentrumsfeldzug der Liberalen zukommt, ist also in die Augen springend. Sie haben in 24 von den 26 Wahlkreisen ein zum Teil gewichtiges Wort mitzureden; in 8 Wahlkreisen geben sie den Ausschlag. Wahrlich, für einen liberalen Draufgänger, der von Grundsätzen nicht angekränkelt ist und nach dem Rezepte: „Lieber rot als schwarz" seine Mixturen braut, eine geradezu herzerquickende Aussicht. Die Befürchtung, daß die Sozialdemokraten sich vielleicht ablehnend verhalten würden, teilen wir nicht. Sie haben bei den letzten Wahlen das Terrain sondiert und ihre Stimmen gezählt. Sie sind auf die Liberalen zwar nicht angewiesen. Sie haben vielmehr auf den liberalen Wahlfeldern gar nicht zu unterschätzende Chancen. Allein, wenn bei dem Kompromiß der gleiche oder noch ein größerer Gewinn herausschaut, warum sollen sie als praktische Leute das Geschäft nicht machen wollen? Zudem hat ein sozialdemokratischer Führer ja bereits in aller Form die Parole ausgegeben, unter der sich die Minoritäten bei den nächsten Wahlen zusammenfinden sollen. Der für die Allianz bis zu einem gewissen Grad unentbehrliche Bauernbund wird sich nicht prüde stellen. Das ist überhaupt noch nie seine Art gewesen. Und die Epigonen Ratzingers würden schmunzelnd die paar Mandätchen einstecken, die ihnen die liberal-sozialdemokratischen Brüder aus der Zentrumsbeute eventuell zukommen ließen. Also der Gedanke an ein liberal-sozialdemokratisch-bauernbündlerisches Kompromiß für das Wahljahr 1913 ist an sich durchaus keine Absurdität. Und da man, wie überall, so auch im politischen Leben immer mit allen Möglichkeiten rechnen muß, so wird die Zentrumspartei gut daran tun, auch diese Eventualität ins Auge zu fassen und zwar auch dann, wenn sie nur die äußerste wäre.

Dazu kommt noch, daß an neuem Terrain in absehbarer Zeit nicht viel zu erhoffen ist. Unter den sämtlichen Wahlkreisen, die sich gegenwärtig im Besitz der Minoritäten befinden, bleibt die Zentrumspartei nur in 7 Wahlkreisen (Kitzingen, München IV, Landau, Schweinfurt, Homburg, Würzburg II, Simbach) um weniger als 1000 Stimmen hinter der absoluten Mehrheit zurück. Die geringste Differenz beträgt 322 Stimmen. Nur Wasserburg, das das letztemal durch die Uneinigkeit der Zentrumsleute dem Bündler zufiel, wird wohl zurückerobert werden und auch Simbach ist nicht aussichtslos. Die Situation ist also die: das bayerische Zentrum könnte bei künftigen Wahlen, die Realisierung der Großblockidee vorausgesetzt, unter Umständen sehr viel verlieren, aber kaum etwas gewinnen.

Soweit das statistische Material. Gewiß tun es die Ziffern alleinig nicht, wenn die Frage erörtert werden soll, ob dieser und jener Wahlkreis zu halten ist oder nicht. Es müssen sicher noch eine ganze Anzahl von Momenten mit in Anschlag gebracht werden, und schließlich spottet das Wahlglück aller Berechnungen. Allein eine Unterlage zur Orientierung können die Zahlen immerhin bieten, und aus diesem Grunde wurden sie hier mitgeteilt.



Tiefer Schmerz.

Ob auch die lachende Stunde weint,
Wann sie zur Nachtzeit wiederkehrt;
Ob auch durch Wolken die Sonne scheint,
Wenn draus der Blitzstrahl niederfährt ——
Kein Schmerz, der wühlend die Brust durchbebt,
Sucht durch die Menge seine Bahn,
Ob zuckend auch Blut an Wunden klebt,
Sei still und schreite stark voran.

Hans Besold.

Ein nationalliberaler Vorstoß gegen den Deutschen Kaiser.

Von
Redakteur Fehrecke.

Mit welcher Skrupellosigkeit die Freunde des Generals Keim auftreten, beweist in einer geradezu skandalösen Art und Weise die für Keim und die Flottenpanzerfabrikanten durchs Feuer gehende „Rhein.-Westf. Ztg." in ihrer Nr. 36 vom 10. Januar 1908. Das Blatt, das schon manchen Ritt unternommen hat, um Keims kompromittiertes Draufgängertum in Schutz zu nehmen, bemerkt zu der Mitteilung der „Nordd. Allg. Ztg.", Prinz Heinrich von Preußen werde im Einverständnis mit dem Kaiser das Protektorat über den Flottenverein niederlegen, falls General Keim in der Stellung als geschäftsführender Vorsitzender des Flottenvereins verbleiben sollte, folgendes:

„Es ist uns zurzeit noch nicht bekannt, aus welchen Gründen Prinz Heinrich einen so vollständigen Frontwechsel vollzogen hat. Daran aber zweifeln wir nicht, daß die Veröffentlichung in der „Norddeutschen Allgemeinen", die imstande ist, einen ganz unerhörten Druck auf die freie Entschließung der Kasseler Hauptversammlung auszuüben, in allen unabhängig nationalen Kreisen aufs tiefste beklagt werden wird. Wenn Wilhelm II. einmal sein Krügertelegramm als „unglückselig" bezeichnete, dann fürchten wir, wird noch einmal der Tag kommen, wo er auch diese Entschließung ebenso nennen wird. Keim und seine Leute aber können sich trösten. Sie haben ihre Pflicht getan fürs Vaterland und dafür mit vielen Patrioten aller Zeiten und Völker — Undank der Fürsten geerntet. Wenn der Kaiser sie in Ungnade fallen läßt, das Volk wird ihre Verdienste immer ehren und anerkennen. Von neuem öffnet sich die Kluft zwischen Kaiser und Volk, die sich seinerzeit nach der Entlassung und Aechtung Bismarcks so jäh auftat. Freude daran können nur Feinde des Monarchen und des Reiches haben. Aber wie die Männer, die seinerzeit den Kaiser gegen seinen treuesten Diener verhetzten, der Fluch des deutschen Volkes und der Weltgeschichte getroffen hat, so werden auch die jetzigen Ränkespinner ihr Kainsmal für alle Zeiten aufgedrückt erhalten."

Diese scharfen Worte wenden sich, darüber kann niemand im Zweifel sein, direkt gegen den Deutschen Kaiser und diejenigen deutschen Fürsten, die den Terrorismus Keims und seiner Hintermänner satt haben und ihn für die politische Lage verhängnisvoll erachten. Dagegen, daß die „Rhein.-Westf. Ztg." den Kaiser und die in Frage kommenden Fürsten in einen Gegensatz, 1. zu den nationalen Notwendigkeiten des Reiches und 2. zu der Stimmung des deutschen Volkes stellt, muß jeder Deutsche, der von der „Rhein.-Westf. Ztg." als nichtnational hingestellt wird, laut und entschieden protestieren. Der Krach im Flottenverein ist geradezu zu einer unbedingten Notwendigkeit geworden, damit endlich einmal Klarheit und Wahrheit geschaffen werden. Mit eisernem Besen müssen die Trabanten Keims, der nur zu lange die Protektion des Reichskanzlers Fürsten Bülow genoß, zu Paaren getrieben werden. Wenn das nicht der Fall ist, geht die innere und äußere Politik des Reiches, die sich jetzt schon in eine Sackgasse verrannt hat, einer verhängnisvollen Zukunft entgegen.

Gegnerische Aufmerksamkeiten für die „Allgemeine Rundschau".

Vom Herausgeber.

Der Postauslauf der „Allgemeinen Rundschau" erfreut sich seit einiger Zeit einer so zärtlichen Aufmerksamkeit gewisser Block- und Bülowblätter, daß dem Herausgeber schon der Gedanke kam, ob er nicht einem eigens zu legitimierenden Gewährsmanne der Interessentenclique regelmäßig Einblick in die ein- und auslaufenden Postsendungen anbieten sollte. Das würde jedenfalls zur Vereinfachung des Verfahrens dienen. Der freundliche Leser glaubt vielleicht, daß ich scherze. Die nachstehenden Beispiele aus den jüngsten Tagen werden ihn eines Besseren belehren. Am 31. Dezember 1907 schrieben die „Berliner Neuesten Nachrichten" in einem Entrefilet gegen die Leitung des Brandenburgischen Provinzialverbandes des Deutschen Flottenvereins, der „seine Gegnerschaft gegen das Präsidium in eigentümlicher Weise bekunde", wörtlich:

„Die „Tägliche Rundschau" macht Mitteilung von einem Schreiben des Chefredakteurs und Verlegers der ultramontanen Münchener Wochenschrift „Allgemeine Rundschau", Dr. Armin Kausen, in dem er sich gegenüber einem Mitgliede des Flottenvereins, das sich über die giftigen Artikel des Blattes über General Keim und den Deutschen Flottenverein auf einer Postkarte beschwert und sich die weitere Zusendung von Probenummern verbeten hatte, folgendermaßen ausläßt: „In gleichem Posteinlaufe (der die Karte des Flottenvereins-Mitgliedes brachte) fand sich ein Brief vor, in welchem der Generalsekretär des Deutschen Flottenvereins, Hauptausschuß für Berlin und die Mark Brandenburg, wörtlich schreibt: „Mit großem Interesse haben wir Ihre Artikel: „Ein politischer General" und „Einer da unten in München" gelesen. Sie würden uns zu größtem Dank verpflichten, wenn Sie uns 300 Exemplare hiervon zur Verfügung stellen würden." Wozu diese ultramontanen Schimpfartikel verwendet werden sollten, diese Frage ist nicht schwer zu beantworten."

Der tatsächliche Hintergrund dieser „Enthüllung" ist richtig dargestellt. Nur einige launige Wendungen, mit welchen das Schreiben an das so drastisch heimgeschickte Mitglied der Keimgarde gewürzt war, sind von der „Täglichen Rundschau"[1]) aus begreiflichen Gründen unterdrückt worden. Der Hauptausschuß des Flottenvereins für Berlin und die Mark Brandenburg (gez. Hauptmann Roeper) hat um die 300 Exemplare des Heftes Nr. 51 nicht nur gebeten, sondern sie auch erhalten. Unwahr ist nur das von der „Täglichen Rundschau" angehängte Beiwerk. Die „Tägliche Rundschau" und die „Berliner Neuesten Nachrichten" (ob auch andere Blätter diesen Ausfall abdruckten, können wir im Augenblick nicht feststellen) behaupten, es habe sich in dem vom Berliner Flottenvereinsausschuß erbetenen Hefte um „Schimpfartikel", um „giftige Artikel über General Keim und den Deutschen Flottenverein" gehandelt. Jeder Leser kann sich selbst überzeugen, daß beide Artikel keineswegs dem Flottenverein als solchem feindlich gegenüberstanden, sondern im Gegenteil die Interessen eines einheit-

[1]) Zur Kennzeichnung der „Täglichen Rundschau" und ihrer Kampfesweise sei hier aus einem Berichte der nationalliberalen „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 13 vom 13. Januar 1908) über die am 11. Januar in Berlin abgehaltene außerordentliche Generalversammlung des brandenburgischen Zweigvereins folgender Passus mitgeteilt: „. . . nahm Oberbürgermeister Lehmann-Forst das Wort. Seine Amtsgeschäfte erlaubten ihm, nur eine Berliner Zeitung regelmäßig zu lesen, die „Tägliche Rundschau". Deshalb sei er mit dem größten Mißtrauen gegen die Bayern nach Köln gegangen. Er habe damals geglaubt, daß die Bayern verkappte „schwarze Brüder" seien (Heiterkeit), die sich in den Flottenverein eingeschlichen hätten. Um so freudiger sei er überrascht gewesen, in den Bayern stramm nationale, für Deutschlands Größe und Macht begeisterte Leute kennen zu lernen, die mit Recht auch darauf stolz waren, daß sie selbst in bayerischen Zentrumskreisen viele überzeugte Anhänger für den Flottenverein geworben hätten. Das sei eine gute Tat und es wäre bedauerlich, wenn man die wackeren Bayern dauernd verlieren sollte. (Lebhafter Beifall.) Deshalb müsse man General Keim unbedenklich opfern. (Erneuter Beifall.) Kaufmann Buchholz-Schöneberg: In weiten Kreisen, auch Norddeutschlands, sei man empört gewesen, daß in der Charlottenburger Generalversammlung verächtlich von „Einem da unten in München" gesprochen worden sei. (Ruf: Ist nicht wahr! Ist nicht gesagt worden! Hauptmann Roeper: „Ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört!" Großer Lärm.)"

lichen und geschlossenen Deutschen Flottenvereins vertraten. Der Artikel „Ein politischer General“ (Von einem preußischen Offizier) bezeichnete den Flottenverein sogar als „unseren wichtigsten Verein“ und sprach von der „an sich so vortrefflichen Sache, die der Flottenverein zu vertreten hat“. Auch der Artikel „Einer da unten in München“ von Fritz Nienkemper bezeichnete den Flottenverein als „einigendes Band für die Deutschen verschiedener Stämme, Bekenntnisse und Parteien“. Der Versuch, den Hauptausschuß für Berlin und Brandenburg wegen seines Interesses für diese Artikel der „ultramontanen“ Allgemeinen Rundschau zu kompromittieren, ist daher unbedingt verfehlt. In Wahrheit dürfte der genannte Hauptausschuß die Artikel deshalb „mit großem Interesse“ gelesen haben, weil dieselben beweisen, daß auch in Zentrumskreisen der Flottenverein keineswegs a limine abgewiesen wird, daß man nur jede parteipolitische Betätigung desselben streng vermieden sehen möchte.[2])

Ein anderer Artikel, der sich mit dem Postauslauf der „Allgemeinen Rundschau“ beschäftigte, machte unlängst die Runde durch ein halbes hundert bülowtreuer Blätter. Es war aber auch ein ganz sensationeller Fall, ein Reporterstückchen von seltener Pikanterie, geeignet, die Beziehungen der betreffenden Blätter zu einer „unterrichteten Seite“ in das hellste Licht zu rücken. Man denke sich: die Bülowpresse sah sich in die Lage versetzt, das gedruckte Widmungsblatt, mit welchem der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ das Heft Nr. 50 (1907) an den Kaiser gesandt hatte, im Wortlaut zu veröffentlichen. Das betreffende Heft enthielt den Freimütigen Appell an Seine Majestät den Deutschen Kaiser (Aus einem evangelischen deutschen Fürstenhause), der die Bülowpresse schon damals so stark erregte und Kommentare erzeugte, von denen der eine mit dem anderen und dem dritten und vierten in groteskem Widerspruch stand.

Ob die „unterrichtete Seite“ ihre sensationelle Kenntnis von der „gedruckten Widmung“ irgend einem Hüter kaiserlicher Papierkörbe oder gar dem Blockfürsten Bernhard in eigener Person oder wem sonst verdankt, kann dahingestellt bleiben. Daß der Kaiser selbst oder das Zivilkabinett die Notiz in der Presse veranlaßt hätte, ist wohl ausgeschlossen.

Uebrigens sollen unsere Leser nicht um das Vergnügen gebracht werden, die sensationelle Enthüllung in ungekürzter Fassung zu genießen. Hier ist sie:

„Zentrumsumtriebe an deutschen Höfen. Von unterrichteter Seite wird uns geschrieben: Die klerikale „Allgemeine Rundschau“ (Herausgeber Dr. Armin Kausen) hat bekanntlich auf den Reichskanzler einen ungemein heftigen Angriff gerichtet, dessen besondere Würze darin bestand, daß er an den Kaiser selbst appellierte und solchem Appell durch die Behauptung Nachdruck zu verleihen suchte, seine Urheberschaft sei auf ein evangelisches deutsches Fürstenhaus zurückzuführen. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ hat sich mit der Veröffentlichung des plumpen Machwerks nicht begnügt, sondern er hat, wie wir authentisch wissen, die betreffende Nummer seiner Zeitschrift an den Kaiser selbst gesandt. Schwerlich aber ist der Kaiser der einzige Bundesfürst, bei dem Dr. Kausen sich bemüht, die Stellung des Fürsten Bülow zu erschüttern. Denn er schickte dem Kaiser die betreffende Nummer der „Allgemeinen Rundschau“ mit einer gedruckten „Widmung“ deren Anfangsworte lauten: „In tiefster Ehrerbietung dargereicht . . .“ Wahrscheinlich also hat Dr. Kausen die Anschwärzung des Reichskanzlers an allen deutschen Höfen versucht. Daß solche Mittelchen nicht verfangen, selbst wenn zur Erhöhung ihrer Wirksamkeit im wohlpräparierten Hintergrunde ein evangelisches deutsches Fürstenhaus gezeigt wird, davon darf Dr. Armin Kausen, so schmerzlich es ihm auch sein mag, voll und ganz überzeugt sein.“

Dieser „Waschzettel“ fand sich in gleicher Fassung in den „Berliner Neuesten Nachrichten“, im „Dresdener Anzeiger“, im „Leipziger Tagblatt“, in der „Magdeburger Zeitung“, im Magdeburger „Zentral-Anzeiger“, in den „Itzehoer Nachrichten“ usw. usw. Außer diesen Eigenbeziehern der so trefflich „unterrichteten“ Korrespondenz brachten auch noch zahlreiche andere Blockblätter die grausige Entdeckung in ungekürzter oder gekürzter Form zur Kenntnis ihrer Leser. Wir nennen beispielsweise nur die „Münchner Neuesten Nachrichten“, die „Saale-Zeitung“, die „Göttinger Zeitung“, die „Greizer Zeitung“, die „Leipziger Neuesten Nachrichten“. Letztgenanntes Blatt besaß die Naivität zu schreiben, es sei gewiß gut, wenn der Kaiser für alle berechtigten Wünsche zugänglich sei, aber die Einsendung der bewußten Nummer unmittelbar an den Kaiser sei „verwerflich“. Ja, an wen hätte denn der Appell an den Kaiser gesandt werden sollen, wenn nicht an den Kaiser?

Selbst auf die Gefahr hin, daß es gewissen Leuten noch ärger auf die Nerven schlägt, sei bei dieser Gelegenheit verraten, daß das ominöse Heft der „Allgemeinen Rundschau“ längst nicht das einzige gewesen ist, welches mit der Adresse des Kaisers oder des Zivilkabinetts oder des Militärkabinetts seinen Weg nach Potsdam oder an ein anderes jeweiliges kaiserliches Hoflager nahm. Im Bureau der „Allgemeinen „Rundschau“ hat die Unterstellung, daß die gedruckte Widmung etwa ad hoc hergestellt und das böse Heft zur „Anschwärzung des Reichskanzlers“ an alle deutschen Höfe gesandt worden sei, Heiterkeit erregt. Warum haben die so entrüsteten Blockbrüder in den Papierkörben ihrer unterschiedlichen Höfe und Residenzen nicht Nachschau halten lassen? Die Ausbeute wäre nicht groß gewesen. Vielleicht dient es zu etlicher Beruhigung gequälter Seelen, wenn hier festgestellt wird, daß seit beiläufig vier Jahren gedruckte Widmungskartons mit der gefürchteten Aufschrift: „In tiefster Ehrerbietung dargereicht“ bei der Versendung von besonderen Exemplaren der „Allgemeinen Rundschau“ an Mitglieder regierender Häuser oder an Kirchenfürsten ständig in Gebrauch gewesen sind. Der Vorrat ist immer noch so groß, daß Interessenten der Blockpresse Muster zur Verfügung gestellt werden können.

Schließlich noch ein Nachwort zu dem in Frage stehenden freimütigen Appell aus einem evangelischen deutschen Fürstenhause. Verschiedene Blockblätter, deren Namen unter den oben erwähnten leicht wiederzufinden sind, haben sich mit ihren Kommentaren über dieses unbequeme Fürstenwort unsterblich blamiert. Erst versuchten sie, im schreienden Gegensatz zur liberalen „Augsburger Abendzeitung“, das evangelische Fürstenwort als eine — Mystifikation hinzustellen. Als aber dann die „Augsburger Abendzeitung“ in Herzog Paul von Mecklenburg den Verfasser vermutete, fielen sie alle aus der Rolle — fanden den Brief plötzlich furchtbar echt und schalten weidlich über den „jesuitischen Trick“. In Nr. 51 vom 21. Dezember 1907 hat die „Allgemeine Rundschau“ dieses Märchen gründlich zerstört und kurz und bündig konstatiert: „Das Mitglied eines evangelischen deutschen Fürstenhauses, das sich nun zum zweiten Male an die „Allgemeine Rundschau“ wandte, ist weder Konvertit, noch gehört es einer mediatisierten Linie an“. Was haben die vorher so redseligen Blätter darauf geantwortet? Keine Silbe! Die Polemik brach plötzlich ab, und alle waren stumm wie das Grab. Erst die Sensationspost des „Unterrichteten“ gab ihnen die Sprache wieder, um sich über eine Versendung zu echauffieren, die selbst im gelobten Lande des Dreiklassenwahlsystems und des beschränkten Untertanenverstandes noch zu den erlaubten Dingen gehört und nach Bedarf wiederholt werden wird, ohne daß man danach fragt, ob empfindliche Blockhühneraugen davon berührt werden oder nicht. Die Hauptsache bleibt, daß das evangelische Fürstenwort echt und auch vielen Protestanten aus der Seele geschrieben war, wie aus Zuschriften an die „Allgemeine Rundschau“ hervorgeht.

---

[2]) Nach dem „Berliner Tageblatt“ (Nr. 20 vom 12. Jan.) hätte der Generalsekretär Hauptmann Roeper in der Generalversammlung insofern einen halben Rückzug versucht, als er sich zwar wegen der Versendung der „Allgemeinen Rundschau“ an die Mitglieder verteidigt, indessen geltend gemacht habe, daß er anfangs das Blatt und seinen Charakter nicht genau kannte. Nun, die Artikel, die ihn so lebhaft interessierten, kannte er um so besser! Wenn selbst aufrechte Charaktere wie Hauptmann Roeper vor Fanatikern vom Schlage Hoensbroechs zurückweichen, so ist das nur wieder ein Beweis für die blindwütigen Vorurteile gewisser Berliner Kreise, in denen die Maxime gilt: Ob schuldig oder nicht, der „Ultramontane“ wird gehängt! Uns ist ein Berliner Zeitungsverlag bekannt, der in seiner Redaktion niemanden duldet, der einen katholischen Taufschein besitzt. Im übrigen erlitt Graf Hoensbroech, der für General Keim eintrat und dem Flottenverein das Recht wahren wollte, auch Parteipolitik zu treiben, eine eklatante Niederlage. Nach dem „Berliner Tageblatt“ wurde die Rede Hoensbroechs häufig von Lärm, Widerspruch und energischen Schlußrufen unterbrochen, und die Generalversammlung sprach sich mit großer Mehrheit für den Rücktritt Keims aus.

Zum Kampf gegen die antiklerikale Sudelpresse in Italien.

Von
Dr. Jos. Massarette, Rom.

Zu Beginn des Gerichtsjahres hielt soeben vor dem Appellhof der Substitut des Generalstaatsanwalts, Comm. Francesco **Lombardi**, eine vielbemerkte Rede, die allen anständigen Elementen aus der Seele gesprochen war.

Mit offenem Freimut beklagte er die von einer gewissen Presse ununterbrochen verübten Verunglimpfungen der Religion, die, wie Redner hervorhob, das schönste Patrimonium der Italiener ist, und deren tiefe Schädigung der schwerste Verlust für ihr Land wäre. „Wehe!" so rief er aus, „wehe, wenn die Autoritäten vergessen würden, daß ein Volk, das die Religion geringschätzt, ein totes Volk ist." Und fügte dann als Beweis dafür hinzu: „Mehr als die anderen können wir versichern, daß das Festhalten an der Religion ein Schutz ist gegen Laster und böse Neigungen, welche die Grundlage von Verderbtheit und Verbrechen sind."

Es war folgerichtig, daß Lombardi dann zu einer höchst berechtigten Kritik des bestehenden Preßgesetzes überging. Läßt dasselbe doch wegen seiner vielfachen Lücken allzu oft die Justizbehörden im Stich, wenn sie gegen das Treiben gewisser Preßbanditen einschreiten möchten.

Wenn in des Lombardi der Staatsanwaltschaft das Zeugnis ausstellt, daß sie tut, was sie kann, so darf man ein Fragezeichen dahinter setzen. Seit Neujahr prangt an allen Straßenecken wieder eine der unsäglich gemeinen Papstkarikaturen des „Asino", und darunter ist in großen Lettern zu lesen: „Auch im neuen Jahr wird der „Asino" in der Welt die Wahrheit verbreiten zum Trotze der katholischen, apostolischen, römischen Lüge."

Also hier wird die geheiligte Person des Statthalters Christi, des durch das Garantiegesetz als Souverän anerkannten Papstes, verhöhnt und zugleich der Religion der weitaus größten Mehrheit in zynischer Weise der Krieg erklärt.

Aber kein Staatsanwalt rührt sich, obwohl es in diesem Fall an einer gesetzlichen Handhabe gewiß nicht fehlen würde.

Der moralische Mut, der dazu gehört, einzuschreiten und sich den Kotwürfen einer Sudelpresse auszusetzen, der tut eben auch manchem Staatsanwalt not.

Was Wunder, daß die Volksvergifter immer übermütiger werden, da man sie nur selten am Schopf faßt.

Nötig ist vor allem die Beseitigung der Mängel des Preßgesetzes, aber das Lob, das Lombardi der angeblichen Wachsamkeit und Rührigkeit der italienischen Staatsanwälte spendet, kann nicht ohne weiteres unterschrieben werden.

Bekanntlich wurde im Herbst in Rom eine **Liga der Familienväter** zur Bekämpfung der in der Oeffentlichkeit sich breitmachenden Immoralität gegründet. Erfreulicherweise haben in manchen Städten zahlreiche wackere Männer sich ihr angeschlossen. Dieser Tage erhielten viele Deputierte und Senatoren ein Schreiben der Liga, die weder politischen noch konfessionellen Charakter hat, mit der Bitte um ihre Unterstützung in dem allen anständigen Leuten aufgedrängten Kampf. Eine Reihe von Parlamentariern haben daraufhin ihren Beitritt erklärt.

Am Abend.

Noch einen Blick zum Sternenheer,
Und einen ruhevoll in mich,
Und einen auf des Lebens Meer,
Ein langes Denken, Gott, an dich.

Wie schläft so hold in frommer Nacht
Der friedereich geschied'ne Tag!
Doch immer scheint nicht Sternenpracht,
Oft tut das Herz so herben Schlag.

So sehnsuchtswehe, sturmerregt
Brandet die See drin fürchterlich;
Du hast sonst Leid und Sturm gelegt,
Beschütze, Gott, auch heute mich!

Eugen Mack.

Adam, was hast du aus dem Weibe gemacht?

Das neue Jahr nimmt die schmutzigsten Prozesse des vergangenen, die uns vor der ganzen Welt bloßstellten, mit hinüber. Wenn auch nicht mehr mit der Wucht des ersten jähen Erschreckens, so doch mit der vielleicht fruchtbareren Erkenntnis der Ursächlichkeit, werden die häßlichen Bilder noch einmal vor uns aufgerollt.

Unterdessen sorgt die Chronik des Alltags dafür, daß der erste Eindruck, den wir bei den Skandalprozessen empfingen, nicht verblaßt, daß die Pflicht sich immer schärfer vor die Besonnenen stellt, doch endlich einmal alle Verhüllungen wegzuräumen und die nackten Ursachen vor unseren Blicken offen zu legen. Die Mittel zur Abhilfe geben sich dem vorurteilslosen, klar schauenden Auge ganz von selbst, wie auch die Absicht, nun wirkliche Abhilfe zu schaffen von selbst erstehen muß und wird, wenn noch ein Rest vom Blute unserer Altvordern, deren Sittenreinheit selbst der degenerierten Römer Achtung forderte, in den deutschen Männern steckt. Denn, die unsere heutige Schande hinausgetragen haben, sie, die Spötter und Schadenfrohe vor unsere Türen lockten, sie sind ja nicht der Kern des deutschen Volkes, wenn auch von oben herab und von unten herauf die Mittelstände, der Hort aller Bürgertugenden von jeher, stark umkreist werden.

Die Kindervergewaltigungen, die stillen und offenen Rachezüge abgewiesener Liebeswerber und Freier, die Entdeckungen schamloser Gewerbe zur Begünstigung der männlichen Prostitution als Gegenstück zu dem lange nicht genug geahndeten Mädchenhandel, sind die Staffagen des Alltags, die sich um die Revisionsprozesse gruppieren und täglich neue Bilder zu den alten stellen, die alle eine Gemeinsamkeit haben: **den Tiefstand unserer sittlichen Zustände.** Es fehlt nicht an Hinweisen auf die Tatsachen, die als Ursache gelten.

Es folgt die natürliche Frage: **wo liegt die Schuld**, die Schuld, die uns hinabzieht und das Urteil sich auflösender Degeneration preisgibt?

Vor allem in den falschen Moralbegriffen, die das Privatleben des Mannes ganz außerhalb seiner persönlichen Qualitäten stellen, das man eben, als „Schlafzimmergeheimnisse", noch weiter aus der Perspektive rücken will. An sich wäre nichts gegen dieses letzte Beginnen einzuwenden, wenn unter den modernen Männern nicht eine Veräußerlichung unserer Kultur mit der sich rapid steigernden Habsucht und Habgier durch die einige Zeit günstige Konjunktur von Industrie und Handel ausgebildet hätte. Wenn nicht eine Verrohung des Empfindungslebens und der Brutalität ungezähmter und ungezügelter niederer Instinkte Platz gegriffen und eben diese Zugeständnisse geschaffen hätte.

Ist es je erhört worden das Verhältnis, wie es heute zwischen dem Manne und dem Weibe besteht und bis zu den unnennbarsten Exzessen ausschreitet?[1] Nicht das unschuldige Kind, nicht die der Auflösung nahe fünfundachtzigjährige Greisin, nicht die Leiche einer jungen Wirtstochter, ja nicht die eigenen Töchter sind mehr sicher vor der wilden Gier männlicher Bestien. Und eine Pornographie, die zu solcher Vertierung erzieht, wird durch die Inseratreklamen in Blättern gefördert, die den deutschen Namen tragen. Man hat die alten Ideale, man hat alle bewährte Tradition über Bord geschleudert, den Ich-Kultus emporgehoben bis er zu solcher Wirklichkeit auslebte, das zum Grauen jeder Verantwortlichkeit werden mußte.

Und wie schon im Paradiese, schob Adam die Schuld auf das Weib. Nicht einmal der Mut für die Folgen der Tat, nicht die Kraft für seine Schuld ist dem „modernen" Manne geblieben.

Die zunehmende Ehelosigkeit war die erste frappante Erscheinung in der Oeffentlichkeit und die Abneigung gegen Kindersegen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die ungesunden Zustände, der anspruchsvolle Luxus der Frau, wurden als Ursachen vorgeschoben.

[1] Der Herausgeber hat dem vorstehenden Mahnwort, dessen furchtbarer Ernst nicht zu verkennen ist, gerne die Spalten der „Allgemeinen Rundschau" geöffnet. Zur Ehre der gesitteten deutschen Männerwelt, welche weder der Nietzschemoral noch der in den jüngsten Tagen wieder im Kölner Peters-Prozeß so entsetzlich bloßgestellten „Afrikanermoral" Zugeständnisse macht, sei allerdings die Einschränkung angefügt, daß das leider nur zu weit verbreitete Milieu, das die obige Schilderung rechtfertigt, doch nicht die Allgemeinheit ist. Es gibt noch sittenstarke, aufrechte, auf deutsche Tradition stolze und ihrer würdige deutsche Jünglinge und Männer.



O, über diese Heuchelei, die im ersten Stadium und im ersten Hohn müßte den Erstickungstod gefunden haben. Sind es denn nicht die im Besitztum gefestigten, die der legitimen Ehe nicht verlangen? Und sind es nicht der Frauen edelste und reinste, die pflichtbewußten, die entsagungsreichen, sind es nicht die willensstarken, die die Krone ihres Geschlechtes tragen, und die einsam ihrer Wege gehen?

Die Männer, die im kargen Lohne des Tages stehen, retten sich in die frühe Heirat.

Die Frauen, die nur dem Tage leben, die blinde, nutzlose Schößlinge ihres Geschlechtes sind, deren „Dümmlichkeit" amüsiert, werden begehrt, werden auch — — — geheiratet. Weil sie in ihrer lebhaften Gedankenlosigkeit dem Manne das scheinen, was seine Sinne allein noch beim Weibe suchen und vom Weibe verlangen.

Das wohlhabende Weib ist ein Handelsartikel für eine eventuelle Ehe. Ihre Person ist Nebensache, ihre Eigenschaften, ihre Vergangenheit ohne Interesse. Mit ihrer Mitgift werden die bezahlt, die seine Sinne fordern. Und rächt sich ein Weib für ihre Schmach in der Ehe, ruft der männliche Chorus: Welch ein Weib! Sehet dieses Geschlecht!

Nimmer ringt der Mann für das Heim, das einst bergen soll sein Weib in Liebe geworben und die in Liebe Weib ihm geworden, die fröhliche Mutter seiner Kinder! Selig im Besitz der reichen Liebe, die sie alle vereinend umschlingt! Anspruchslosigkeit und freudiger Schaffensmut von beiden Seiten hält die Sorge ferne!

Der moderne Mann will an der reich besetzten Tafel des Lebens seinen Platz, ohne eigenes Ringen, ohne eigenen Kampf, kraft seines Mannesrechts! Durch die Mitgift der nebenbei geduldeten Frau, der er seinen Namen dafür überläßt und eine Abhängigkeit durch das Gesetz, das die Frau zur Beute eines Unedlen macht, statt in den Schutz des Starken zu stellen.

Haben eigener Erfolg und Glücksgunst dem modernen Manne einen Platz an der besetzten Tafel gesichert, dann will er nicht teilen nach ehelichem Gebot mit einem Weibe, die Gefährtin seines Lebens ist. O nein! Er wählt sich die Genossin seiner Gelage ganz nach Willkür und Laune der Stunde, als Geschöpf seiner Gnade, die in übermütigem Taumel die Stunden bezwingt. Wer schämt sich noch solcher Genossin, noch solcher Art verbrachter Stunden, die längst keine heimlichen mehr sind? Nicht einmal Ehemänner scheuten sich, Klagen für Alimentszahlungen ins Haus zu der Ehefrau gebracht zu sehen.

Mit dem Namen der Ehegattin brüsten sich käufliche Frauen in Sommer- und in Winteraufenthalten. Die Tages- und die Stundenzimmer der offenen und Privathotels züchten Pseudoehepaare. Oder aber der Mann fordert in der Ehe in brutaler Rücksichtslosigkeit sein Recht, besteht auf dem Buchstaben des Gesetzes, an Liebe denkt er nicht, so wenig als er sie von seinem Weibe so fordern kann. Gehorsam ist's, was er will, den er braucht. Ihr Männer! So habt ihr das Heiligste entthront, das die Geschlechter in der Ehe binden soll! In der ihr täglich ringen solltet um die Liebe des Weibes und wartend, bis sie sich gewährt in stets neuer, heiliger Scheu!

Solche Gemeinsamkeit trägt die sichern Grundpfeiler der Familie, die Schutz gewährt Frau und Kinder in allen Brandungen des Lebens. Der Mann muß wieder sich gewöhnen, das Dach selbst zu formen, das die „Seinen" birgt vor allen Unbilden von außen. Er muß es tun, aus Achtung vor sich selbst, der er das Haupt der Familie sein will. Er wird es in erhöhtem Maße wieder werden, wenn er sein Weib, die Mutter seiner späteren Kinder, die vorahnend seine Gedanken beleben, in den Reihen jener starken Frauen sucht, die lieber einsam blieben, als ohne Liebe und Achtung zur Ehe zu schreiten. Mit ihnen und durch sie werdet ihr in ein Land der Schönheit schauen, das euch über euch selbst hinaus erhebt. Das Walten des Geistes und der Hände einer solchen Frau zeigt, wo die Größe ihres Geschlechts liegt, die Erkenntnis wird die längst begrabene Ehrfurcht vor dem Weibe wieder erstehen lassen. Neben der Ehrfurcht vor dem reinen, pflichtbewußten Weibe lebt auch die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern wieder auf und die Familie steht wieder auf dem Platze, wie sie die alten Germanen gründeten und das richtig verstandene Christentum aufs Neue sie befestigte.

Es sind die Traditionen unserer Rasse und unseres Bekenntnisses!

O. Jeremias.

Gemeinsames Land?

(Zur Frage des akademischen Ehrenschutzes.)[1]

Von

August Nuß.

Vor mir liegt eine Schrift des bekannten Münchener Rechtslehrers v. Amira: „Die Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes."[2] In dieser sehr beachtenswerten Broschüre bespricht Professor v. Amira die Vorschläge, die der Ausschuß der Münchener Freien Studentenschaft zum Zwecke der Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes den Münchener Kommilitonen vorgelegt hat. Auch in anderen deutschen Hochschulstädten wird das Problem des akademischen Ehrenschutzes eifrig erwogen. An einzelnen Orten, so in Freiburg i. B., ist es bereits praktisch gelöst. Als ein echtes Kulturproblem gewinnt es auch weit über die internen studentischen Kreise hinaus allgemeine Beachtung und Bedeutung.

Nach einigen kurzen, aber den Kern der Sache treffenden Bemerkungen über „innere" und „äußere" Ehre beschäftigt sich v. Amira in der genannten Broschüre mit der wichtigen Frage, wie die Verletzung der äußeren Ehre beseitigt werden kann. Er stellt zunächst die unbestreitbare Tatsache fest, daß die staatlichen Mittel zurzeit in keiner Weise ausreichen, um die Ehre wieder herzustellen. Hieraus suchen die Duellfreunde eine Rechtfertigung des Zweikampfes, die Duellgegner eine Reform des Ehrenschutzes herzuleiten. Die Ausführungen des Münchener Gelehrten über die Unzulänglichkeit des staatlichen Ehrenschutzes sind einleuchtend und stellenweise, nämlich da, wo er von den Beleidigungsprozessen spricht, sogar recht aktuell.[3]

Auch die kritische Auseinandersetzung mit dem duellfreundlichen Standpunkt, der im Zweikampf persönlichen Mut und in diesem wieder einen sittlichen Vorzug erblickt, ist trotz ihrer Kürze sehr wirksam.

Da nun aber die „Freie Studentenschaft", an die sich v. Amira in erster Linie wendet, ihrem Programm gemäß eine Parteinahme für oder gegen das Duell sich versagen muß, kann es für sie nur darauf ankommen, „einen Weg zu finden, der es auch dem Duellgegner ermöglicht, in angemessener Weise für seine Ehre so einzutreten, daß ihm die Achtung seiner akademischen Mitbürger gesichert bleibt".

Unter diesem Gesichtspunkt sind die Vorschläge zu beurteilen, welche der Ausschuß der Münchener Freien Studentenschaft zur Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes macht. Sie laufen im wesentlichen auf folgende Bestimmungen hinaus:

Zur Schlichtung und Aburteilung von Streitigkeiten unter solchen Kommilitonen, welche sich freiwillig dem Ehrengerichtsstatut unterworfen haben, werden „Schiedsgerichte" von Standesgenossen eingesetzt. Den Bestimmungen über die Schiedsgerichte wird die Einrichtung eines „Vertrauensmannes" vorausgeschickt. Dieser in vorgerücktem Semester stehende Vertrauensmann „soll die Erklärungen der Kommilitonen über ihre Stellung zur Satisfaktionsfrage, so weit sie gewillt sind, solche abzugeben, entgegennehmen, sie aufbewahren und im gegebenen Momente veröffentlichen". Hierdurch soll es nämlich — und das halte ich für ein sehr wichtiges und beachtenswertes Moment — ermöglicht werden, „daß der Duellgegner seine Stellung zur Satisfaktionsfrage niederlege, lange bevor eine Beleidigung vorliegt". Durch diese Bestimmung soll der Gefahr begegnet werden, daß jemand „wegen Duellverweigerung in einem konkreten Falle als feige, als Kneifer ... bezeichnet wird". Nur soll der Duellgegner in seiner „Erklärung" angeben, wie er überhaupt Genugtuung zu geben und zu nehmen gedenkt. Eine hierzu geeignete Einrichtung bietet ihm das Schiedsgericht.

Das Schiedsgericht hat die Aufgabe, dem Beleidigten Genugtuung zu verschaffen. Das schiedsgerichtliche Verfahren

[1]) Anmerkung des Verfassers: Dieser Artikel war bereits verfaßt und an die „Allg. Rundschau" abgeschickt, bevor mir die Nr. 2 der „Rundschau" mit dem Aufsatz Hans Besolds über das gleiche Thema zu Gesicht kam. Ich freue mich lebhaft über die Anregungen Besolds und kann seine Ausführungen nur befürworten. Er wird aus meinem obigen Artikel heraus lesen, daß die angeschnittene Frage nunmehr aktuell geworden ist.

[2]) München 1908, Max Steinebach, Buch- und Kunstverlag, herausgegeben von Robert Theilhaber als Nr. 1 der „Münchener Hochschulzeitung". Preis 0.30 M.

[3]) Man denkt auf Seite 8 der Amiraschen Schrift unwillkürlich an den Moltke-Harden-Prozeß!



endet durch Zurücknahme der Klage, Vergleich oder Schiedsspruch, nachdem durch das sogenannte Schiedsamt das Verfahren vorbereitet worden ist. Das Schiedsgericht kann mangels genügender Beweise von einem Schiedsspruch absehen.

Der Schiedsspruch kann lauten auf Erklärung: a) daß eine Beleidigung nicht vorliegt, b) daß eine Beleidigung vorliegt. Im letzteren Falle ist auf eine formulierte Ehrenerklärung zu erkennen.

Das Schiedsgericht besteht aus fünf von der Studentenschaft gewählten, mindestens im vierten akademischen Semester stehenden Mitgliedern. Jede Partei ernennt außerdem zwei Beisitzer; diese Bestimmung leuchtet auf den ersten Blick ein; vergrößert sie doch das Vertrauen in die gerechte Loyalität des Gerichtes. Daß die Regelung des Verfahrens einer Schiedsgerichtsordnung vorbehalten bleiben soll, erscheint auch mir gleich v. Amira bedenklich, da ja gerade die Art des Verfahrens der ganzen Einrichtung den Wert verleiht. Die Mitglieder des Schiedsgerichts sind ebenso wie der „Vertrauensmann" zum Stillschweigen verpflichtet.

v. Amira ist im großen und ganzen mit den oben kurz skizzierten „Vorschlägen" der „Freien Studentenschaft" einverstanden. Nur hier und dort macht er, wie ich schon durchblicken ließ, einige Ausstellungen. Auch zieht er die einschlägigen Bestimmungen über das Schiedsgericht der „Deutschen Antiduell-Liga" zum Vergleiche heran.

Dann aber fährt der Münchener Hochschullehrer wörtlich fort: „Das ganze schiedsgerichtliche Verfahren ist als ein freiwilliges gedacht, das durch seine moralische Kraft die Nicht-inkorporierten veranlassen soll, sich ihm zu unterwerfen und welches, wie ich glaube, dies in der Folge auch bewirken wird ... Es wäre nun zu wünschen, daß dieser gesunde Gedanke sich soweit durchsetzen möchte, um die Korporationen zu veranlassen, mit der freien Studentenschaft in Verbindung zu treten, damit auf diese Weise vielleicht in nicht zu ferner Zukunft ein gemeinsames Schiedsgericht für die gesamte Studentenschaft geschaffen werde." v. Amira verkennt nicht die Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung dieses Gedankens entgegenstellen, aber er hofft auf Verständnis, namentlich seitens derjenigen Verbindungen, welche die Satisfaktion mit der Waffe verweigern. Dann zitiert er die Worte, die Dr. Felix Behrend in seiner Schrift: „Der freistudentische Ideenkreis" geschrieben hat:

„Wenn in ständiger, gegenseitiger Anregung und Arbeitsteilung die sämtlichen Gebiete menschlicher Betätigung in regem Wechselverkehr der Studenten während der ganzen Studienzeit durchlebt werden, wenn die verschiedenartigsten Meinungen auf allen Gebieten sich auf diese Weise im Kampfe der Ideen durchringen, so kann sich die Basis ausbilden, auf der das Bildungsproblem zu lösen ist."

v. Amira schließt daran die beherzigenswerte Mahnung zu friedlichem und kameradschaftlichem Verkehr unter den Kommilitonen, zu einem Verkehr „von allen, der nicht durch Eifersüchteleien unter Vereinen, durch Parteigezänk und Verrufserklärungen bedroht wird, zu einem Verkehr, der auf gegenseitiger Achtung beruht!" — — —

Wäre es nicht möglich, daß alle Kommilitonen, einschließlich der katholischen Studentenkorporationen, auf einen gemeinsamen Boden träten, von dem aus gemeinschaftlich an der Verbesserung des reformbedürftigen akademischen Ehrenschutzes gearbeitet werden könnte? Wäre das nicht „gemeinsames Land" für alle Kommilitonen?

Angesichts der Hetze gegen die „unhonorigen" (!) katholischen Studentenkorporationen in den letzten Jahren, die neuerdings eine ruhigere, aber darum nicht weniger gefährliche und eigentümliche Form angenommen hat, möchte man an der Verwirklichung dieses „Ideals" verzweifeln.

Aber, noch gibt es auch im gegnerischen Lager Verständnis und Toleranz! Noch gibt es dort ehrliche Friedensliebe und aufrichtige Gesinnung! Wir verzagen trotz so vieler bitteren Erfahrungen nicht! Schwer ist der Kampf unserer wackeren katholischen Studenten um Achtung und Recht, und noch lange, lange, wird es dauern, bis die Sonne des Rechtes in ihrer ganzen strahlenden Größe über den Gefilden des akademischen Staates für sie aufgeht! Aber, einmal doch müssen die Nebel zerrinnen, einmal doch muß die Dämmerung dem hellen Tage weichen!

Möge der Tag nicht mehr allzufern sein, wo die großen sozialen Probleme unserer Zeit die verschiedensten studentischen Elemente zu gemeinsamer Kulturarbeit erziehen, und wo der Ruf nach Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes so vernehmlich und machtvoll durch die akademische Bürgerschaft geht, daß er alle Akademiker als gleichberechtigte, „wohlhonorige" Söhne eines gemeinsamen Vaterlandes zu einträchtigem Wirken versammelt! Unter würdiger Aufrechterhaltung ihrer Grundsätze werden auch die katholischen Studenten ehrliche Weggenossen sein zu diesem — „gemeinsamen Lande"; unter Wahrung ihres Charakters, aber auch unter vornehmer Achtung der ehrlichen Ueberzeugung Andersdenkender werden sie gemeinsam mit allen anderen Kommilitonen treue Mitarbeiter sein an den Werken des Friedens und der Kultur.

Theologische Novitäten.

Angezeigt von Dr. Ph. Friedrich, München.

„Ich suche Gott und die Seele." Diese Worte des hl. Augustinus kennzeichnen wohl in erster Linie jenes Ringen und Streben, von denen Geist und Herz dieses großen Mannes erfüllt war, sie haben aber gleichzeitig umfassendere Bedeutung, insofern sie einen innersten Drang der allgemeinen Menschennatur in Worte kleiden, der immer wieder den Menschengeist zu bestimmen sucht, Stellung zu nehmen gegenüber den beiden großen Gedanken und Tatsachen: Gott und die Seele. Den Kindern einer Zeit voll gesteigerten religiösen Interesses, wie die Gegenwart es ist, Führer zu sein zu diesen Problemen hin und zu deren Lösung, ist der Leitgedanke mehrerer Schriften, auf welche wir heute zunächst die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten.

Gott und die Seele bilden das Leitmotiv, welches zwei Schriften des bekannten Luzerner Professors und Kanonikers, Albert Meyenberg, durchklingt und beherrscht. Seiner Darstellung der Gottesbeweise gibt er die trefflich und packend gewählte Aufschrift: Ob wir Ihn finden? (Brennende Fragen. 2. Heft: Ob wir Ihn finden? Gedankenwanderung durch Großwelt und Kleinwelt, Innenwelt und Außenwelt. Luzern 1907. Verlag von Räber & Cie., 8° 214 S., brosch. M 1.50.) Den Gang der Untersuchung kennzeichnet folgende Zusammenfassung des Autors: „Wir sind von den Ursachen zur Ur-Sache und Urtatsache aufgestiegen — von dem Bedingten zur wirklichen Notwendigkeit — von den Stufen des Unvollkommenen zu dem ewig und rein Vollkommenen — von dem Bewegten im Vollsinne des Wortes zum Beweger, den keine Welle anderswoher berührt — aus der Riesenwelt des Gesetzmäßigen und Zweckmäßigen mit allen ihren Schauplätzen und Heeren — zum Gesetzgeber — aus dem Leben und den Wegen der Völker durch die Weltgeschichte zum ewigen Herrn der Völker. Allüberall wehen, rauschen und donnern Stimmen, deren Klang durch alle Lande geht: Es lebt ein persönlicher Gott." Eine höchst wertvolle Gabe ist es, welche Meyenberg mit dieser seiner neuesten Arbeit den Katholiken deutscher Zunge bietet. Denn auf den Blättern dieser Schrift redet zu ihnen ein Mann, der nicht nur in der Theologie wohlbewandert ist, sondern auch hervorragende Kenntnis in der Profanwissenschaft bekundet, der voll Pietät für die Vergangenheit und ihre Vorzüge auch stets ein offenes Auge und ein warmes Herz für die Bedürfnisse und Forderungen der Neuzeit sich bewahrt, dem klugen Hausvater des Evangeliums vergleichbar, der aus seinem Schatze Neues zutage fördert und Altes. Was er in Vorträgen in Luzern, Zürich, Berlin seinen Zuhörern bot, erscheint hier erweitert und vertieft, namentlich auch durch längere Zitate aus fachmännischen Schriften im Beweisverfahren noch mehr gefestigt. Von der Zugkraft des neuesten Meyenberg legt die Tatsache Zeugnis ab, daß in wenigen Monaten drei Auflagen notwendig wurden.

Dem wichtigen und tiefen Problem der Seele gilt die ebenfalls bereits in 3. Auflage vorliegende Broschüre desselben Autors: Eine Weile des Nachdenkens über die Seele. Homiletisch philosophische Betrachtungen für gebildete Christen. (Luzern 1905. Verlag von Räber & Cie. 8° 55 S., brosch. M 0.75.) Die Abhandlung zerfällt in drei Teile. Im ersten derselben legt Meyenberg die Gedanken der Kirche über die Seele dar. Wir hören: Die Kirche verkündet: es gibt eine Unsterblichkeit, eine persönliche Unsterblichkeit, eine Unsterblichkeit der einzelnen Seelen. Diese Verkündigung geschieht mit der ganzen Wahrheitsautorität der Kirche, und zwar wendet sich die Kirche hierbei an das Wahrheitsinteresse nicht nur ihrer Kinder, sondern auch der modernen Welt überhaupt. Sie erinnert ferner daran, wie sie zu allen Zeiten gegenüber oder in Uebereinstimmung mit den verschiedenartigen Philosophenschulen immer und immer wieder eben diese Wahrheit betonte und nicht ein Pünktchen daran markten ließ. Im zweiten Teil der Schrift vernehmen wir die Exegese des Gotteswortes, welches Christus über die Unsterblichkeit der Seele spricht, während im dritten, umfangreichsten Abschnitt der Broschüre (S. 13—40) das Urteil des gesunden Menschen-

verstandes über Geistigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele zur Darstellung gelangt. Die Einwände des Materialismus wie die neueren mehr spiritualistischen Seelentheorien werden hier offengelegt und finden ihre Widerlegung. Meyenberg selber erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit seiner Gedankengänge zu diesem schwierigen Problem. Unseres Erachtens gehört aber seine Broschüre mit zum besten, was dem gebildeten Laien zur Orientierung auf diesem Gebiete dienen kann, zumal ihr Verfasser die große Gabe besitzt, schwierige Gedankengänge in klare Worte zu kleiden und übersichtlich darzustellen.

An dieser Stelle sei auch gleichzeitig noch einiger anderen Schriften des rührigen, schweizerischen Gelehrten gedacht, der allen Besuchern der letzten deutschen Katholikentage in bester Erinnerung steht. Die Rede Meyenbergs auf der Regensburger Tagung, welche die **Sicherheit und Weitherzigkeit der katholischen Gottes- und Weltanschauung** zum Gegenstand hatte, liegt nach einem erweiterten Manuskript in Broschürenform als Separatabdruck aus dem „Magazin für volkstümliche Apologetik" (3. Jahrgang Nr. 7) vor. (Ravensburg 1904. Verlag von Friedrich Alber. 22 S. brosch. M 0.20).

Um die Neige des Jahres 1905 begann Meyenberg die Veröffentlichung eines Vortragszyklus über brennende Fragen der Jetztzeit. Als erstes Heft dieser Broschürenserie erschien die Schrift: **Anteilnahme der Katholiken an Wissenschaft und Kunst** (Luzern 1906, Verlag von Räber & Cie. 8° 92 S. brosch. M. 0.90), deren erster Teil die Rede Meyenbergs auf dem Straßburger Katholikentag enthält, während der zweite Teil eine sehr eingehende Gesamtdarstellung dieses hochaktuellen, vielumstrittenen Themas enthält. Als Anhang ist der Schrift beigegeben ein Essay betitelt: Zwei Dome (das Münster von Straßburg und die Dombauhütten des deutschen Katholikentages). Die Straßburger Rede Meyenbergs gipfelt in der Forderung: „Es ist unsere (der Katholiken) heilige Pflicht, mittelbar und unmittelbar in rastloser kritischer Arbeit und in mutigem positiven Aufbau den edlen Menschengeist zu entfalten für die Ausfahrt und Hochfahrt der Wissenschaft im Vertrauen auf die Harmonie des Glaubens und — ich spreche es schlechthin ohne jeden weiteren Beisatz aus — der Wissenschaft." Die bedeutsamen Ausführungen des zweiten Teiles der Broschüre zeigen auf den eigenartigen Antrieb zur Anteilnahme an der Wissenschaft hin, der in dem lebendigen, gesteigerten Wahrheitsinteresse des Katholizismus selber liegt und führen dann großzügig den Nachweis für die These: Die Anteilnahme an Wissenschaft und Kultur liegt dem Katholizismus im Blut. Daran reihen sich lichtvolle und sichere Ausführungen über die Stellung des Katholiken zur Kunst. Einen Hochgenuß bietet es dem feinsinnigen Sohn der Schweizer Berge in seinen Meditationen über die Kunst und Pracht des Straßburger Münsters zu folgen und seinen großzügigen Schilderungen des Geistes zu lauschen, welcher die Arbeiten des Straßburger Katholikentages beseelte. Die Schriften Meyenbergs sprühen von Geist und Leben: sie sind ausgezeichnet durch Klarheit der philosophisch-theologischen Begriffe, eröffnen neue und reiche Perspektiven und entzücken durch eine glänzend formale Behandlung des Stoffes. In Würdigung all dessen möchten wir unser Urteil über die angezeigten Schriften Meyenbergs dahin fassen: **In der Bücherei eines jeden gebildeten Katholiken sollten von den Werken dieses bedeutenden Mannes: „Ob wir Ihn finden?", „Eine Weile des Nachdenkens über die Seele" und „Anteilnahme der Katholiken an Wissenschaft und Kunst" unbedingt sich finden.** Unseren Hochwürdigen Herren Konfratres aber möchten wir überdies zwei weitere Schriften Meyenbergs aufs wärmste empfehlen; es sind dies: „**Homiletische und katechetische Studien** im Geiste der Heiligen Schrift und des Kirchenjahres", 5. Auflage (Luzern 1906. Verlag von Räber und Cie. XV und 970 S., brosch. M 13.20), sowie die meisterhafte Predigt über den Glauben unter dem Titel: „**Eine Blume von den Gräbern der Heiligen**" (Luzern 1906. Verlag von Räber & Cie. 8° 36 S., M. 0.50).

Zwei Publikationen des Herderschen Verlages verdienen den Lesern dieser Zeitschrift angelegentlich empfohlen zu werden; wir meinen: „**Abende am Genfer See.**" Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung von P. **Marian Morawski**, S. J. (2. Auflage, Freiburg 1906, kl. 8° XII u. 257 S., brosch. M 2.50, geb. M 2.80), sowie die „**Bekenntnisse des hl. Augustinus**" in der Uebersetzung und mit Einleitung des **Freiherrn von Hertling** (2. u. 3. durchgesehene Auflage, kl. 12° X u. 520 S., Freiburg 1907, brosch. M 2.30, geb. M 3 u. 3.80). Zur Motivierung der Empfehlung des letztaufgeführten Büchleins bedarf es nicht vieler Worte. Sein Inhalt reiht es ein unter die Perlen der Weltliteratur; die Gedanken des Büchleins haben seit ihrer ersten Niederschrift vor etwa anderthalb tausend Jahren durch alle Jahrhunderte bis zur Stunde auf die Geister eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt und sind für sehr viele ein reicher Segensquell geworden. Für die Gediegenheit und Schönheit der Hertlingschen Uebersetzung spricht die Tatsache, daß schon nach Jahresfrist die vorliegenden Neuauflagen notwendig wurden. Die „Abende am Genfer See" erweckten bei ihrem ersten Erscheinen im slawischen Osten ein ungewöhnliches Aufsehen. Das Buch erlebte rasch mehrere Auflagen in polnischer Sprache und wurde in fünf verschiedene Sprachen übertragen. Die deutsche Uebersetzung stammt von dem Ordensgenossen des inzwischen verstorbenen Autors Jakob Overmans, S. J. Die Schrift handelt „von den alten, ewigen Problemen, von denen Eucken sagt, daß sie gerade auf den Höhen unserer Kultur mit ungehemmter Stärke auf uns einstürmen". In sieben Abendunterhaltungen gelangen die folgenden Themata zur Diskussion: Die religiöse Frage in der Gegenwart — Die moderne Wissenschaft und die Religion — Gott und das Uebel — Das Christentum unter den Religionen — Christus — Katholizismus und Protestantismus — Katholische Kirche und Nationalkirche. Keine förmliche Apologie wollte der Verfasser geben, sondern nur „einen kurzen Weg zeigen, auf dem moderne Geister zu den Ueberzeugungen gelangen können, die ihnen not tun", er möchte weiteren Kreisen das vermitteln helfen, was nach den offenen Geständnissen Paulsens und Harnacks die wissenschaftliche Forschung so heiß und so vergeblich gesucht hat: „eine allseitige und vollständig gesicherte Weltanschauung und eine in notwendigen Gedanken befestigte Lebensweisheit".

Mit kurzem Wort sei nur auf eine weitere einschlägige Veröffentlichung des Herderschen Verlags hingewiesen, auf das „**Historisch-apologetische Lesebuch** für den katholischen Religionsunterricht an den obersten Klassen höherer Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung", das den Kanonikus am Kollegiatstift zu Aachen **Joh. Wilhelm Arenz** zum Verfasser hat (Freiburg 1907, 8° XVI u. 232 S., brosch. M 2.60, geb. M 3.20).

Der Verlag von J. P. Bachem in Köln bietet die vierte Auflage von **Erich Wasmann** S. J., „**Menschen- und Tierseele**" (8° 16 S., brosch. M 0.60). Ein sehr reichhaltiges und folgenschweres Gebiet der vergleichenden Psychologie gelangt hier in gedrängter Kürze durch einen berufenen Fachmann zur Darstellung. Zur ersten Orientierung in der berührten Frage leistet die kleine Schrift vortreffliche Dienste und sei darum dieselbe unseren Lesern angelegentlich empfohlen.



Bekämpfung des „Schmutzes" mit Rücksicht auf die Jugend.

Den Männervereinen zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit werden sich im heurigen Jahre besonders die **katholischen Lehrervereine** als treue Bundesgenossen an die Seite stellen. Für diese Vereine wurde nämlich u. a. als deutsches **Verbands-Thema** dieses Jahres, das auch bei der Pfingst-Generalversammlung des Kathol. Lehrerverbandes zu Breslau behandelt werden wird, die **Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild** aufgestellt.

Einer der verdientesten Veteranen der katholischen Lehrer- bzw. Erziehungsvereinsbewegung hat sich auch schon zu der Frage geäußert. **Ludwig Auer**, der Direktor des Donauwörther Cassianeums, hat in seiner jüngst erschienenen „**Erziehungslehre**", die in der pädagogischen Bücherschau noch näher zu besprechen sein wird, den modernen „Kultus des Nackten" folgendermaßen gegeißelt: „Es liegt in dem Vorschlag der „Abstumpfung geschlechtlicher Reize durch Gewohnheit" eine Aufgabe der Hoffnung, daß die Keuschheit noch weiter gedeihen könnte. Von diesem Standpunkt aus müßte man sagen, zu helfen ist nicht mehr, die Kinder sind nicht mehr zu bewahren vor der öffentlichen allgemeinen Unzucht: also gibt es keinen anderen Ausweg als sie frühzeitig an das betreffende Gift zu gewöhnen. Wenn einmal festgestellt ist, daß überall die Gefahr einer Arsenikvergiftung existiert, so ist man gezwungen, die Kinder in wachsenden Dosen an Arsenikgenuß zu gewöhnen. Daß **Gift immer Gift ist und Gift bleibt**, und daß seine Wirkung im Organismus nie „geregelt" werden kann, wird im Eifer solcher Rettungsversuche übersehen." (a. a. O. S. 434).

Es wäre nur wünschenswert, daß aus der durch ganz Deutschland in den katholischen Lehrervereinen nun stattfindenden Behandlung der einschlägigen Frage eine recht rege Unterstützung der „Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" aus pädagogischen Kreisen erstehen würde. **F. Weigl.**

Vom Büchertisch.

„**Ueber den Wassern**" nennt sich die neue Halbmonatsschrift für schöne Literatur, deren erstes Heft am 10. Januar im Verlage der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff) in Münster i. W. erschienen ist. Herausgeber ist der geistvolle und gelehrte Franziskanerpater Dr. Expeditus Schmidt, der hier zum ersten Male als Leiter eines Literaturblattes auftritt. Der Ostendorffsche Verlag ist auch bei der weiteren Vorbereitung der neuen Zeitschrift, die er anfänglich unbefugterweise als eine Fortsetzung der „Gottesminne" bezeichnete, nicht ganz glücklich gewesen. Diese Einschätzung gebührt auch einem mit dem Porträt des Herausgebers geschmückten buchhändlerischen Prospekt, der sich nicht damit begnügt, die neue Literaturzeitschrift als Ersatz für die eingegangenen Vorgängerinnen, „Literarische Warte" und „Gottesminne", zu bezeichnen, sondern die ganze Gründung mit einer beißenden Polemik gegen den „Gral" einleitet. Oder ist es keine Polemik, wenn bei dieser Gelegenheit aus der „Literarischen Rundschau" mit auffallendem Fettdruck der Satz zitiert wird: „Das jetzt noch allein auf dem Felde der Konkurrenz bleibende Organ vertritt jedenfalls die Interessen der Literaturwissenschaft nicht in wünschenswertem Umfang", und wenn der Verleger dann wörtlich fortfährt: „In die von der bekannten Fachzeitschrift also gekennzeichnete, nur allzu fühlbare Lücke tritt die neue Halbmonatsschrift „Ueber den Wassern" ein". Soll das vielleicht „fruchtbare" Polemik sein im Gegensatz zu der „unfruchtbaren Polemik nach rechts und links", die nach der bestimmten Versicherung des Herausgebers „in diesem Blatte nicht zu finden sein wird"? Wie schwer es dem Herausgeber werden wird, diesen Vorsatz auszuführen, zeigt schon ein Blick in das dem ersten Hefte vorausgeschickte Geleitwort. Aber wir wollen wegen einzelner Spitzen mit dem Herausgeber nicht rechten. Schließlich wird es ja darauf ankommen, wie die Zeitschrift als „scheuklappenfreier Führer" sich auswächst, und ob dem „boshaften Wort" von der „Lauheit und Flauheit der Allzuvielen" Grund und Nahrung gegeben werden wird. Jedenfalls kann Dr. P. Expeditus Schmidt mit vollem Rechte den Anspruch erheben, daß man dem neuen Blatte die nötige Zeit läßt, sein Programm zu betätigen und zu zeigen, was es in seiner Eigenart zu leisten vermag. In einer vom Verlage an die Redaktionen versandten Besprechung wird für das erste Heft eine besondere Nachsicht geltend gemacht: „In der Eile hatte der Herausgeber das ganze Heft fast allein bestellen müssen, ohne daß es ihm möglich gewesen zu sein scheint, einen Stab von Mitarbeitern um sich sammeln zu können." Diesen Wink wird man respektieren müssen; nach Lage der Sache wird die Bemerkung vor allem den verschiedenen kleineren Rubriken gelten. Eine gerechte und objektive Würdigung der neuen Literaturzeitschrift ist naturgemäß erst möglich, wenn eine größere Reihe von Heften vorliegen wird. Eine orientierende Bemerkung entnehmen wir einer zweiten, vom Verleger versandten Besprechung, welche betont, daß es sich um „eine vom christlichen Geiste getragene und erfüllte kritische Zeitschrift" handelt. Es heißt dort: „Ueber den Wassern" will vornehmlich die Kritik in künstlerischer Form pflegen, belletristische und poetische Beiträge dagegen nur als Muster bringen. Für gewöhnlich soll ein Heft drei größere Beiträge erhalten. In den Abteilungen Strandgut, Ausguck, Signale werden kurze, dem Zwecke der Zeitschrift dienende Notizen gesammelt." Das erste Heft enthält als größere Beiträge einen Artikel des Herausgebers: „Die Grundideen der Faustsage und Goethes Lebensdichtung", ferner eine Studie von Laurenz Kiesgen über Ferdinande Freiin von Brackel aus Anlaß der Jubiläumsausgabe der „Tochter des Kunstreiters", endlich eine Uebersetzung von Calderons „Das Leben ein Traum" aus der Feder Richard Zoozmanns. Es wäre gewiß sehr angebracht, wenn alle aufrichtigen Freunde einer gesunden Vertiefung des Literaturinteresses unter den gebildeten Katholiken, auch diejenigen, welche im Lager des „Gral" stehen oder den Leistungen des „Gral" wenigstens volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, der neuen Zeitschrift ohne Voreingenommenheit gegenüberträten. Es wird sich ja zeigen müssen, ob die vielleicht allzu stark betonte Kritik, neben welcher die schöpferische Produktion erst in zweiter Linie stehen soll, eine wirkliche Lücke ausfüllen wird. Der Bedarf an rücksichtsloser, zum Teil ätzender Kritik dürfte auf katholischer Seite vorläufig gedeckt sein. Es fehlt uns weniger an literarischen Pädagogen, als an schöpferischen Künstlern und Meistern. Um so sorgfältiger sollte man sich davor hüten, künstlerische Bestrebungen, auch wenn ihnen noch Mängel anhaften, durch erbarmungslose Kritik abzuschrecken. Unsere „Meistersinger" verdienen jedenfalls eine gleich rücksichtsvolle Behandlung, wie man sie den in anderen Lagern Stehenden so gern zuteil werden läßt. Einer ersprießlichen literarischen Kritik muß auch die wohlwollende Hand und das liebevolle Auge des Gärtners eigen sein, der jedes Blümlein und jedes Pflänzchen, sofern es nicht zum Unkraut gehört, pflegt und behütet. Wenn die neue Zeitschrift ihr Programm in diesem Sinne auffaßt, wird sie bald eine große und begeisterte Gemeinde um sich sammeln. Warten wir ab! Emmerich v. Pfeil.

Märchenglauben.

Wenn du Märchenaugen hast,
Kannst du Wunder sehen;
Ueberall die ganze Welt
Steckt voll Gnomen, Feen.
Und sie kommen zu dir hin
Mit den Wundergaben,
Und du kannst, so oft du willst,
Köstlich dich dran laben. — —
Märchenaugen, — Kinderaugen,
Laß sie dir nicht rauben!
Glücklich, wenn du später noch
Kannst an Märchen glauben.

Fritz Theissen.

Moderne christliche Kunst.

Von
Dr. O. Doering, Dachau.

Die Klage, daß die religiöse Kunst auf unseren Ausstellungen zu wenig zu Worte kommt, ist allzu bekannt, als daß sie hier von neuem erhoben zu werden bräuchte. Dabei kann es Leute geben, die einen Anlaß dafür noch nicht einmal im ganzen behaupteten Umfange anerkennen würden. Freilich, werden sie sagen, man sieht nicht viel, aber doch manches. Haben wir nicht Kreuzigungen in Fülle, Wundertaten Christi und der Heiligen, Auferstehungen und ähnliches? Darauf ist zu erwidern: Gewiß finden wir das alles. Spärlich verteilt, zieht es doch gerade wegen seiner Seltenheit die Blicke auf sich. Aber ich erkühne mich zu behaupten, daß der Vorwurf, die religiöse Kunst sei und bleibe das Stiefkind, das man am liebsten ganz ausschließt, dadurch nicht entkräftet wird. Denn was wir von Darstellungen der zuvor gekennzeichneten Art finden, ist nur selten religiöse Malerei, sondern Malerei religiöser Stoffe.

Hierin liegt es. Der religiöse Stoff bietet Anlaß zur geschickten, meinetwegen hochkünstlerischen, ja genialen Verkörperung mächtiger und ungewöhnlicher Charaktere, zur Schilderung von Leidenschaften, von Stimmungen in unendlicher Abstufung; sie gibt Gelegenheit zu zeigen, was man als Aktzeichner, was man als Landschafter, als Luft- und Lichtmaler zu geben vermag; sie benutzt man, um in freier Weiterdichtung der gegebenen Stoffe der eigenen Phantasie Spielraum zu lassen. Der religiöse Stoff bildet für das alles die Unterlage, den Boden, der sich je nach der Begabung und Individualität des einzelnen Künstlers mehr oder weniger ergiebig erweist, und auf dem er die Früchte reifen läßt, von denen er mit seinen Anhängern zehrt. Der eine macht die Bearbeitung solcher Stoffe zu seiner Hauptaufgabe, der andere wendet sich ihnen nebenher gelegentlich zu, und allemal sieht man, daß nur die größten Talente imstande sind, mit dem anspruchsvollen, spröden, ja in gewissem Sinne gefährlichen Stoffe etwas anzufangen. Denn wer wird mit ihm fertig? Mit ihm, der unerschöpflich ist und nicht auszustudieren? Denn dies geht über Menschenkräfte.

Aber zum mindesten nahe gekommen ist dieser und jener im Laufe der langen Jahrhunderte dem, was dem schwachen menschlichen Geiste als höchste Verkörperung des Göttlichen vorschwebt. Und da kommen wir gleich auf ein anderes Gebiet. Ich denke solcher Gemälde, wie sie Michelangelo und Raffael schufen, und ich denke auch gleichzeitig der bescheidenen, herzinnigen Bilder unserer alten deutschen Meister, eines Martin Schongauer, eines Grünewald, eines Dürer, auch Lucas Cranachs, dessen Innsbrucker Madonnenbild so vieltausendfältig nachgebildet ist. Er hat keine Schule damit gemacht, auch nicht machen wollen, auch Schongauer nicht, dessen Kupferstiche doch in weiteste Fernen verschickt wurden, um als Vorbilder für Malereien und Schnitzereien entlegenster Gegenden zu dienen. Man sehe sie nur an und suche, wo eine nach Problemen haschende Schilderung riesiger Charaktere, mächtiger Landschaftsstimmungen und dergleichen steckt. Man wird lange suchen können. Und auch bei Michelangelo, in dessen Sixtinischer Kapelle doch solches leicht zu finden ist, sieht man zugleich, sofern man zu sehen vermag, daß da noch etwas anderes mitspricht, und zwar das gleiche, das bei den bescheidenen Meistern der Vorzeit zu fühlen ist. Denn wenn man's nicht fühlt, man

wird es nicht erjagen. Es ist die tiefe Innerlichkeit des Erfassens, die hingebende, alles andere vergessende Frommgläubigkeit, die aus Menschenseelen gekommen ist und Menschenseelen ergreift. Sie erhebt die Kunstwerke über die Gestaltung des religiösen Stoffes zur eigentlich religiösen Malerei. In ihr lebt, aus ihr strahlt die Glut des heiligen Feuers, von dem jene nur den Widerschein gibt — und selbst den noch nicht einmal immer.

Das religiöse Gemälde stellt also einesteils die bescheidensten, andernteils die höchsten Anforderungen. Sie ganz zu erfüllen sehe ich in der Gegenwart noch niemanden auserwählt, so viele auch berufen wären. Ins einzelne zu untersuchen, aus welchen Gründen unsere Altvordern so viele Auserwählte hatten, darf hier nicht unternommen werden. Wir kämen sonst viel zu weit von dem ab, worauf ich hier hinaus will. Zu schwer waren seit den Zeiten des Mittelalters die wechselnden Geschicke der Menschheit, zu übermächtig ist die Gewalt des unabgeklärten modernen Lebens. So umfassend der Blick ins Reich der Realität geworden ist, so eingeschränkt ist er nach dem des Begriffes und der Idee im platonischen und höher hinaus im christlichen Sinne. In dieser Richtung aber war Auge und Sinn der Vorzeit geöffnet. Das religiöse Gemälde der Gegenwart fängt erst allmählich wieder an zu werden. Das ist nicht zu bestreiten, und es gibt die Zuversicht, daß dabei nicht nur die Kunst, sondern die sittliche Idee der Menschheit einer neuen Höhe allmählich entgegengeht. Daß dabei das Kunstwerk sich moderner Formen und Auffassungen bedient, ist ganz natürlich, und nichts anderes, als was in der Vorzeit auch immer geschehen ist. Verfehlt bleibt nur das absichtliche Suchen nach Imitation alter Stilarten. Man darf aber darum nicht jedes gotisierende oder romanisierende Werk a limine verwerfen, wenn es aus innerster künstlerischer Ueberzeugung absichtslos erwachsen ist. Denn nichts ist in der Kunst abzuweisen, außer dem, was unkünstlerisch ist.

Die Absicht, die mich zu diesen Betrachtungen geführt hat, ist, auf einen unserer modernen Maler hinzuweisen, dessen Werk mir dem Begriffe von religiöser Malerei näher zu kommen scheint, als dies bei einer großen Anzahl anderer zeitgenössischer Erzeugnisse der Fall ist.

Es ist Gebhard Fugel, von dem hier die Rede sein soll. 1863 in Ravensburg (Württemberg) geboren, genoß er seine künstlerische Ausbildung auf der Stuttgarter Akademie und siedelte vor 15 Jahren nach München über, in dessen Vorort Solln er sein anmutiges Heim besitzt. Von Anfang an hat er sich der kirchlichen Kunst zugewandt und hält bis auf den heutigen Tag getreulich an ihr fest. In München befindet sich eine seiner bedeutendsten Schöpfungen, die Malerei in der St. Josephskirche. Außer zwei Tafeln auf Seitenaltären schuf Fugel dort die drei Gemälde der Chornische und die Reihe der Stationsbilder. Von diesen sind zwölf vollendet, die beiden letzten existieren bisher erst in Kartons und sollen im Frühjahr 1908 in der Kirche ausgeführt werden. Würde von den vielen Werken des Künstlers nur diese Ausmalung der St. Josephskirche zu München erhalten bleiben, so würde sie doch genügen, um von der Bedeutung Fugels, von der Vielseitigkeit und auch von den Schranken seines Talentes vollständigen Begriff zu geben. Auch zugleich zu zeigen, daß diese Schranken zumeist selbstgewählte sind, deren Beseitigung ihm ernstliche Schwierigkeiten nicht machen würde.

Wer durch die Hauptpforte das Gotteshaus betritt, erblickt im Hintergrunde vor sich das imposante Bild des Hochaltars. Es nähert sich in seiner stilistischen Auffassung der italienischen Renaissance: eine kostbare Halle, in deren Mitte St. Joseph mit dem göttlichen Kinde thront, Heilige im Vordergrunde zur Rechten und Linken. Von dem gemalten Goldhintergrunde heben sich die Köpfe der beiden Hauptgestalten in fast greifbarer Plastik ab. Die Nebenfiguren sind von außerordentlicher Monumentalität: links der hl. Ludwig von Frankreich, der Patron der Pfarrei, der die St. Josephskirche angehört; neben ihm St. Franziskus, der Stifter des Kapuzinerordens, knieend; rechts sehen wir St. Josephs Stammvater, den König David, der die Harfe spielt und St. Benno, den Münchener Diözesanpatron. Die Ueberleitung von einer zur anderen Gruppe bildet ein auf den Stufen zu Füßen des hl. Joseph sitzender entzückender Engel. Die Pracht der Linien und Farben in diesem Bilde, der ganze pathetische Vortrag bewirkt, daß die Wandgemälde rechts und links in ihrer realistischen Art nicht so recht damit zusammengehen wollen; vielleicht wären sie besser zu entbehren gewesen. Sie sind auch etwas reichlich groß, was sich freilich durch die Rücksicht auf die Notwendigkeit erklärt, sie auch vom fernsten Punkte der Kirche erkennen zu können. Immerhin sind es beachtenswerte Leistungen, besonders der rechts befindliche Tod des hl. Joseph; der grünliche Mondschein auf der Flucht nach Aegypten (links) fällt dagegen nach meinem Empfinden aus dem Zusammenklange etwas heraus. Durchaus den Vorzug gebe ich gegenüber diesen letztgenannten Werken den beiden Altargemälden beim Kircheneingange. Schade, daß die übrigen Altäre zum Teil zu diesen und jenen Einwendungen Anlaß geben, der Eindruck der Kirche gehörte sonst zu den schönsten in München. Gegen die beiden Fugelschen Altäre treten sie ästhetisch entschieden zurück. Von diesen zeigt der linke die heiligen vierzehn Nothelfer. Ihre Anordnung in engem Raum um St. Christophorus als Mittelpunkt ist hervorragend glücklich und zwanglos, die Zeichnung der Figuren und der Gesichter außerordentlich schön. Schon bei diesem Gemälde sehen wir eine kräftige, gesunde Realistik, die doch nirgends die Grenzen der Schönheit außer acht läßt. Erweist es zugleich Fugels Kunst, größere Figurenmengen zu gruppieren, so hat er sich auf dem Altargemälde rechts auf drei Gestalten beschränkt, von denen eigentlich nur zwei in Betracht kommen. Die Darstellung zeigt die Vision des Kapuzinerpaters St. Laurentius von Brindisi (1559—1619), die dieser in der Gruftkapelle des Kapuzinerklosters vor dem von Peter Candid gemalten Bilde der hl. Familie gehabt haben soll. Dies Gemälde existiert noch auf einem Seitenaltare der St. Antoniuskirche zu München. Fugels Werk zeigt den Vorgang in höchst eindrucksvoller Weise. Die Personen des Heiligen und des Jesuskindes, das als halbdurchsichtige Erscheinung sich zu ihm neigt, sind prachtvoll charakterisiert. Zur Wirkung des Ganzen trägt die Nebenfigur eines in Staunen niedergesunkenen Mönches und die ganze mystische, tiefe Tönung aufs energischste bei. Endlich die Folge der Stationsbilder. Auf ihren Inhalt hinzuweisen ist natürlich unnötig. Hört man heutzutage von dergleichen, so ist ein gelinder Schauder erklärlich. Gehören doch in zahllosen Kirchen gerade die Stationsbilder leider zum Wertlosesten, was sie beherbergen, und wehmütig gedenkt man der wunderbaren Werke, die in dieser Richtung die Kunst der Vergangenheit erschaffen hat. Wenn irgendwo, so ist hierbei Besserung und Aufschwung nötig. Den Fugelschen Gemälden wäre lebhaft zu wünschen, daß sie zur Kenntnis recht weiter Kreise von Geistlichen und Laien kämen, sie könnten eine wichtige erzieherische Wirkung üben. Ganz abgesehen natürlich von dem, was bei andern Stationsbildern handwerksmäßig ist — die Fugelschen Gemälde übertreffen auch bessere Erzeugnisse moderner kirchlicher Kunst, ja in gewissem Sinne ihren Meister selbst. Denn es kann nicht verschwiegen werden, daß Fugel bei manchen seiner Werke den Wünschen seiner Besteller etwas gar zu bereitwillig nachgegeben und eine Selbstverleugnung bewiesen hat, die ein Künstler nie zeigen sollte. Das hat dazu geführt, daß gar manches seiner Gemälde in wichtigen Zügen nicht kräftig, nicht fortgeschritten genug anmutet. Welch ein ungewöhnliches, selbständiges Talent, welche Kraft der Auffassung und Gestaltung ihm eigen ist, zeigt vielleicht am energischsten jenes Jugendbild „Jesus heilt die Kranken", das er noch in seinen frühen Studienzeiten (1886) in Stuttgart geschaffen, und das ihm damals schweren Verdruß eingebracht hat. Er hätte sich hierdurch und durch spätere Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen sollen. In den Stationsbildern der Münchener St. Josephskirche zeigt sich aber diese nachgiebige Art überwunden; sie stehen hoch über vielem, was er sonst geschaffen hat. Nirgend ein weichlicher Zug; die Anklänge an das Nazarenertum, wo sie sich überhaupt noch spüren lassen, vertieft und mit kräftigem, modernem Empfinden gestärkt, daher nicht süßlich, sondern von einer gesunden Zartheit; der Christustypus aller Sentimentalität entkleidet, streng und herbe, von ungewöhnlicher Tiefe der Auffassung; die Seelenmalerei in kräftiger, nirgends theatralischer Charakterisierung, dabei doch das dramatische Element höchst lebensvoll und abwechselnd gestaltet, letzteres um so bewundernswerter, als die Szenen auf das erdenklichste Mindestmaß von Figuren eingeschränkt, daher höchst monumental sind, und jene letzteren beständig wiederkehren. Welche Kunst dem Maler eigen ist, die nächstverwandten Vorgänge dennoch abwechselnd herauszubilden und das Interesse keinen Augenblick erlahmen zu lassen, beweisen wohl am deutlichsten die drei Szenen, wo der Heiland unter dem Kreuze fällt. Höchst reizvoll sind auch die genrehaften Elemente, die Fugel bei seinen Szenen anzubringen liebt, und die mit lapidarer Einfachheit Stimmung machen, ohne danach zu haschen. So die zwei weinenden Kinder auf dem Bilde, wo Simon von Cyrene das Kreuz tragen muß. Eine prachtvolle Figur übrigens dieser letztere und besonders wirkungsvoll als Kontrast gegen den leidenden Erlöser. Daß dieser Simon und

auch alle übrigen historisch echtes Kostüm tragen, scheint zwar das Allumfassende des geistigen Inhalts dieser Szenen etwas einzuschränken, dient aber andererseits in nützlicher Weise dazu, ihre Wirklichkeit überzeugend zu machen. Das sehr eingehende historische Studium tritt nirgends störend hervor. Das ist auch bei anderen Werken Fugels anzuerkennen, so besonders bei dem großen Rundgemälde der Kreuzigung in Altötting. Seiner Vorliebe zu architektonischen Hintergründen hätte er vielleicht einige Einschränkung auferlegen dürfen, vor allem darum, weil die Szenen dadurch der Reliefart beraubt werden, die ihnen im übrigen eigen ist, und aus dem Charakter dekorativer Kunst, die hier im Zusammenschlusse mit der Kirchenarchitektur nicht aus den Augen verloren werden durfte, zu sehr in die Art von Tafelgemälden gezwungen werden. Auch haben diese gemalten Architekturen etwas Hartes. Schöner und stimmungsvoller sind die landschaftlichen Elemente und Hintergründe. Fugels Farbe (er hat die Stationsbilder nicht al fresco, sondern mit Kaseïn auf die trockene Wand gemalt) ist überwiegend tief und volltönig, während sich die Figur des Heilandes als hell leuchtende Partie heraushebt. Das ist auch dort der Fall, wo der Christuskörper als — übrigens trefflich gezeichneter — Akt erscheint.

Uebersieht man das Gesagte, so wird man inne werden, daß Fugel über die meisten der Mittel verfügt, die ich zuvor als erforderlich zur Schilderung religiöser Stoffe bezeichnet habe. Dabei wirken doch seine Werke gleichzeitig als religiöse Malereien. Ich sage dies aus meinem Empfinden, und weiß, daß ich darin mit dem sehr vieler anderen übereinstimme. Das aber liegt an dem deutlich fühlbaren und gerade wegen seiner Absichtslosigkeit tiefer Wirkung gewissen Elemente warmer Glaubenstiefe. Aus ihr heraus erlebt er seine Szenen selbst.

Fugel vernachlässigt die Ausstellungen, und wenn man ihm einen Vorwurf machen darf, so ist es der, allzu zurückhaltend zu sein. Um so gerechtfertigter wird man es hoffentlich finden, wenn an dieser Stelle versucht worden ist, die Aufmerksamkeit auf den verdienten Künstler zu lenken.

Nochmals katholische Jugendvereine.

Von

Dr. Jos. Drammer, Oberpfarrer, Aachen.

Leider komme ich erst heute dazu, auf die Veröffentlichung des Herrn Kaplan Clemens in Nr. 51 bezüglich des Verhältnisses des Verbandes der katholischen Jugendfreunde zu unseren Jugendvereinigungen ein kurzes Wort zu erwidern. Der Einsender möchte freilich die Erörterungen darüber geschlossen wissen, wie aus seiner Antwort hervorgeht. Dies wird aber wohl erst nach meiner Erwiderung möglich sein, da der Satz: Audiatur et altera pars eine Grundlage der christlichen Gerechtigkeit bildet.

Herr Kaplan Clemens gibt zunächst zu, daß er bei der Mainzer Tagung der katholischen Jugendpräsides, gegen die er in der Oeffentlichkeit vorging, gar nicht zugegen gewesen ist, daß er sich vielmehr sein Urteil nur auf Grund von Berichten gebildet hat. Wie bedenklich dieses ist, wird der Herr Verfasser wohl selbst einsehen, denn er wird mir doch Glauben schenken müssen, wenn ich als Mitglied jener Versammlung und aufmerksamer Verfolger der Debatten behaupte, daß jene Frage in der Tat mit Gründlichkeit und Sachlichkeit auf der Mainzer Versammlung behandelt worden ist. Wenn er sagt, er habe bloß auf die Gefahr eines möglichen Zwiespaltes zwischen den in der Jugendfürsorge arbeitenden Kräften hinweisen wollen, so war es zu diesem Zwecke nicht notwendig, gleich mit schwerem Geschütze zu operieren. Einem Jugendpräses standen dazu andere, eher zum Ziele führende Wege offen. Im übrigen bedürfte es dieses Hinweises gar nicht. Gleich nach Schluß der Mainzer Tagung haben wir uns mit dem Präsidium der katholischen Jugendfreunde in Verbindung gesetzt, um einen Weg ausfindig zu machen, die Arbeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge einheitlich zu gestalten. Die Resultate dieser Besprechung zu prüfen, wird Sache des Zentralkomitees der katholischen Jugendvereinigungen Deutschlands sein, welches sich in seiner nächsten Sitzung mit dieser Frage eingehend befassen wird.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Strindbergs kleine Komödie „Mit dem Feuer spielen" und Henry Kistemäckers Schauspiel „Instinkt" fanden beifällige Aufnahme, wiewohl das zweite Stück auch Widerspruch bei manchen Zuhörern auslöste. Als Rezept gegen „romantische Neurasthenie" wird in „Instinkt" ein sehr drastisches Mittel angegeben, nämlich Prügel. Wörtlich genommen klingt der Ausspruch brutal. Sollte mit ihm aber die Weisheit Menanders gemeint sein, daß „der nicht geschundene Mensch nicht erzogen wird", so liegt hierin der Schlüssel zum Verhalten der „Heldin" in beiden Stücken. Diese halben Ehebrüche bei Strindberg und Kistemäckers, die nicht einmal durch große Leidenschaft „entschuldigt" werden können, sind das Ergebnis eines weichlichen Lebens ohne Pflichten. Es ist vielleicht das größte Rätsel in unserer zeitgenössischen Literatur, daß in einer Zeit rastlosen Arbeitens die Herzenskonflikte schlapper Drohnen auf der Bühne solch großen Raum einnehmen. Welch klägliches Geschöpf ist auch der Maler bei Strindberg, der ruhig dem Freunde die Gattin abtreten will, und dieser Liebhaber, der eilends flüchtet, als aus dem Spiel Ernst werden soll, erscheint nicht minder verächtlich. Da nun die junge Frau nichts weiter wie ein kokettes Gänschen, so kann der Zuhörer niemandem seine Teilnahme schenken, und all die superklugen, epigrammatisch zugespitzten Worte des nordischen Grüblers verpuffen wie ein Feuerwerk. Der betrogene Gatte Kistemäckers vermag wenigstens unser Mitgefühl zu wecken. In rastloser Tätigkeit hat sich Dr. Vernon zum größten Chirurgen von Paris aufgeschwungen und in aufopfernder Arbeit lange vergessen, an sich selbst zu denken, bis ihm in seiner Liebe zu Cecile ein spätes Glück wurde. Nun sinkt dieses in Trümmer, er erfährt, daß die Gattin ihn betrügt. Der „Instinkt" nach blutiger Rache wird in ihm wach, die Umstände vereiteln eine Begegnung, die ihn zum Mörder gemacht hätte. Er vermag sich zur Ruhe zu zwingen, schließlich sogar bringt er es über sich, den Feind, der durch höchst unglaubliche Verkettungen mit zerbrochenem Schädel im Schlafzimmer seiner Frau liegt, durch seine ärztliche Kunst zu retten. Heine erhob durch sein geniales Spiel diese Ehemannstragödie zu erschütternder Wirkung. Kalt ließen uns die Deklamationen der halbschuldigen Gattin, obwohl Fräulein Swoboda leidenschaftliche Töne anzuschlagen wußte. Die Handlung weist in ihrem Verlauf oft sehr üble Romanhaftigkeit auf, und die Art, wie der Autor grelle Bühnenwirkung und Spannung erzielt, zeigt nicht den besten Geschmack. In dem Strindbergstück, das gleichfalls eine feinabgestimmte Wiedergabe erfuhr, trafen besonders Monnard, Rottmann und Frl. Valéry den Ton dieser mit ihrem Gefühl spielenden Bohème am glücklichsten.

Aus den Konzertsälen. Der erste Beethovenabend der Volkssymphoniekonzerte erlitt durch eine Protestszene, welche das Kaimorchester gegen einen ihm mißliebigen Konzertreferenten dem Publikum vorführte, einen höchst peinlichen Zwischenfall. Wie die Dinge heute liegen, ist es wichtiger, das Verhältnis der Musiker zu ihrem Kapellmeister zu besprechen, als die taktlose Kundgebung gegen den Kritiker näher zu erörtern. Es hat sich als Folge jenes Skandals nämlich gezeigt, daß die Orchestermitglieder Herrn Schnéevoigt das Gegenteil von Vertrauen entgegenbringen. In Angelegenheiten, in denen Behauptung so schroff gegen Behauptung steht, ist es schwer die Wahrheit zu ermitteln. Das eine jedoch ist fraglos, diese Kluft zwischen Dirigenten und Orchester ist unüberbrückbar, und damit an ein künstlerisches Zusammenwirken kaum mehr zu denken. Dr. Kaim, der treffliche und aufopferungsfreudige Gründer des Unternehmens, steht vor einer schweren Aufgabe. Das Kunstkomitee der „Ausstellung München 1908" drängt auf verschiedene Verbesserungen innerhalb des Instrumentalkörpers, da dieser als Ausstellungsorchester Verwendung finden soll. Aber was nützen die besten Künstler, wenn sie widerwillig einem Führer folgen? In dieser Situation ist es gleichgültig, ob der Dirigent die großen Fähigkeiten de facto oder nur in der Meinung seines Orchesters nicht besitzt. Daß die Aera Schnéevoigt nicht von gleichem Glücke begünstigt ist wie die schönen Zeiten eines Hausegger, Zumpe, Löwe, Weingartner, ist sicher. Wir haben in unseren Referaten bisher gerne mehr bei den Licht-, als bei den Schattenseiten verweilt, da bei einer mit so großen Opfern gehaltenen Unternehmung Schwankungen unabweisbar sind. Wir hoffen, daß es dem hochverdienten Hofrat Kaim gelingt, der Schwierigkeiten Herr zu werden; denn eine eventuelle Berufung eines auswärtigen Orchesters für eine spezifisch Münchener Ausstellung, wäre für das Ansehen unserer Kunststadt ein unnennbarer Verlust. — In jenem Konzert mit dem Skandalintermezzo dirigierte Schnéevoigt die zwei ersten Symphonien Beethovens, für die das Publikum mit rauschenden Ovationen dankte. Als Solistin bewährte sich die Sängerin Klara Rahn. Cor de Las hat die Leitung des weiteren Zyklus übernommen. Die Eroica und Fidelio-Ouvertüre fanden, von einigen Schwankungen abgesehen, eine packende Wiedergabe. Die Pianistin Hedwig Schöll spielte das (C-dur) Konzert op. 15 mit Empfindung und ansehnlicher Technik. Nachzutragen bleibt die Erwähnung eines von Schillings dirigierten Volkssymphoniekonzertes, an welchem des Tondichters Oedipusprolog und Werke von Berlioz und Liszt eine großzügige Aufführung fanden. Von Schillings in München noch nicht gehörter Oper „Moloch" gelangte unter Leitung des Komponisten der erste Akt an dem „Modernen Abend" des Allgemeinen Deutschen Musikvereins zur Wiedergabe. Die gewaltige, herbe Tonwelt des Komponisten übte eine machtvolle Wirkung aus. Man empfand kaum, daß ein Bühnenwerk im Konzertsaal immer fehl am Ort ist, so daß vielleicht auf den Brettern dieser Akt nicht allzu dramatisch wirken mag. Lud. Heß und

F. v. Kraus liehen den Hauptrollen ihre bewunderungswürdigen Stimmen. Letzterer sang auch Hauseggers „Hymnen an die Nacht", Lieder von reizvollster Klangpoesie und Empfindung, welche der Komponist selbst dirigierte. Von ungleicherer Wirkung und bei manch hübschem Detail von dem Ohr oft wenig schmeichelnder Herbheit sind die „Drei Chöre mit Orchester" von Lud. Heß, welche unter der Leitung ihres Urhebers eine vortreffliche Wiedergabe fanden. — Lud. Wüllner hatte als Sänger und als Rezitator des „Hexenliedes" wieder größten Erfolg. Sein Vorzug ist die tiefe Empfindung und deren rastlose Auswertung. Das Wiener Quartett Fitzner hörte man hier erstmalig. Seine Leistung war durchaus beifallswürdig. Neues bot es uns in Dohnanyis op. 15, einem großzügigen und empfindungsechten Werke.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Eröffnungsfeier des neuen Hoftheaters in Weimar nahm in Anwesenheit des Kaisers und des Großherzogs einen glanzvollen Verlauf. Richard Voß' „Frühlings-Märchenspiel" mit Musik von Weingartner fand starken Beifall. Goethes „Vorspiel auf dem Theater", „Wallensteins Lager" und der Festspielakt der „Meistersinger" erfuhren nach Berichten eine glanzvolle Wiedergabe. Das von Professor Littmann-München erbaute Haus findet allgemeine Bewunderung. — Im Berliner Lessingtheater fand die Uraufführung von Gerhart Hauptmanns Legendenspiel: „Kaiser Karls Geisel" statt. Nach den bis jetzt vorliegenden kurzen telegraphischen Nachrichten brachte der Abend abermals eine Enttäuschung für Dichter und Publikum. — Aus Nürnberg wird gemeldet, daß die Uraufführung von Wedekinds „Musik" im Intimen Theater einen unbestrittenen Erfolg hatte. Das Sittengemälde liegt schon länger in Buchform vor. Aus der Lektüre gewannen wir sehr unfreundliche Eindrücke sowohl in ethischer, wie in ästhetischer Hinsicht. — In „Don Carlos" scheint nach Berichten die Reformbühne des Mannheimer Hoftheaters sich minder bewährt zu haben. Hat Dr. Hagemann unter jüngeren Literaten sehr begeisterte Anhänger, so höre ich von einem erfahrenen Dramatiker über die innere Regie eine recht entgegengesetzte Ansicht. Mögen im Münchener Künstlertheater nur die guten Seiten dieser Bewegung zutage treten. — Die „Komische Oper" in Paris hatte mit Glucks „Iphigenie in Aulis" einen außerordentlichen Erfolg. Die Oper ist seit 1824 in Paris nicht gespielt worden. — In Paris wurde die Aufnahme des Bühnendichters Donnay in die Akademie vollzogen. Seine Rede auf den verstorbenen Historiker Sorel fand viel Beifall. Die Replik gab Bourget in formvollendeter Weise. — „Hans, der Flötenspieler", eine komische Oper von Louis Ganne hatte in Mailand Erfolg. Der Musik wird viel liebenswürdiger Reiz und elegante Instrumentierung nachgerühmt. — Oskar Blumenthals neueste Komödie scheint wieder kein ganzer Treffer zu sein. „Zwischen Ja und Nein" bringt Aristokratie und Künstlerschaft in Anschauungskonflikte, ohne für ihre Lösung wärmere Teilnahme zu finden. Die Aufführung im „Neuen Theater" in Berlin fand im Mittelakt den meisten Beifall. — In Neuyork konnten in letzter Zeit an den Sonntagen die Theater nicht mehr spielen infolge einer verschärften Anwendung eines alten Gesetzes über die Sabbatheiligung. Dieses Gesetz hat nunmehr eine Abänderung erhalten, welche das Spielverbot aufhebt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Die Sensation der Börsenwoche bildete die bereits kurz erwähnte Emission der neuen preussischen Anleihe, die in ihrer ganzen Art ein Novum für den deutschen Anleihemarkt darstellt. Der Modus der Begebung und die Ausschaltung des sonst bei derartigen Gelegenheiten benützten sogen „Preussenkonsortiums", die staffelförmige Art der Verzinsung, die Sperrverpflichtung und die ganz ungewöhnliche Erscheinung, dass bei einer Zeichnung der Betrag der Anleihe nicht genannt wird, boten Stoff genug zu Debatten und erregten Kursfluktuationen unserer sämtlichen Anleihen. Nach dem ersten Sturm der Erregung über die ganz unerwartet gekommene Ankündigung dieser Emission konnten alle Börsenfaktoren sich jedoch überzeugen, dass die Modalitäten hierbei seitens des preussischen Finanzministers geschickt gewählt sind. Besonders der Hinweis, dass Preussen in einem Zeitpunkt der scharfen Gelderleichterung frühzeitig an den Geldmarkt appelliert, signalisiert einen günstigen Verlauf dieser eigenartigen Emission. Von dem Resultat derselben wird es auch abhängen, ob das Reich und andere Bundesstaaten mit ähnlichen Modalitäten bei der Begebung der sicherlich noch zu erwartenden grösseren Anleihen vorgehen werden. Der an dieser Stelle wiederholt gemachte Hinweis, dass jede und auch nur die kleinste Besserung der Geldmarktverhältnisse seitens der Staaten und Kommunen zur Deckung der dringendsten finanziellen Bedürfnisse benützt wird, erwies sich leider als nur zu wahr. Der ersichtliche Wettlauf der deutschen Bundesstaaten und auch Städte: das offenkundige Anleihebedürfnis des Publikums und die kontinuierliche Erleichterung der Zinssätze fieberhaft auszunützen, berührte alle Kreise wenig sympathisch. Württemberg, Baden, Hamburg melden grosse Anleiheemissionen. Das Ausland reflektiert, wie beispielsweise die Stadt Wien, mit erheblichen Millionenanleihen gleichfalls auf das deutsche Kapital. Die nächstliegende Konsequenz ist natürlich eine unliebsame und unfruchtbare Stockung der im Fluss befindlichen Rückkehr der normalen und monitären Verhältnisse. Das so rasche und impulsive Auftreten all dieser Anleihen von deutschen Staaten bringt auch an dieser Stelle den Hinweis, dass es im Interesse der Kursgestaltung unseres Rentenmarktes sicherlich gelegen wäre, wenn sich die einzelnen Staaten auch im Punkte der Anleihebedürfnisse sowohl über deren Rente, als auch besonders über den Zeitpunkt der jeweiligen Emission vorher gegenseitig verständigen würden.

Die Gestaltung des Geldmarktes zeigte eine ununterbrochene Erholung, wenn auch allgemein durchsickert, dass die Emissionsstellen und auch die Finanzbehörden zur Verbesserung der Anleiheresultate die Geldmärkte künstlich unterstützten. Die Wahrnehmung, dass es der Bank von England wiederholt gelungen war, alle Goldimporte an sich zu bringen, und die Meldung der Bankdiskontermässigungen in Frankreich und Oesterreich zeigen jedoch eine effektive Verbilligung der Geldmärkte und eine zuversichtliche Konstellation sämtlicher internationalen Notenbanken. Auch die übrigen Notenzentren sahen sich zur Ermässigung der Zinsraten veranlasst. Lediglich unsere heimische Reichsbank konnte nicht analog den Schwesterinstituten folgen, da die grossen Ansprüche an den deutschen Geldmarkt, der lediglich auf sich allein angewiesen ist, noch stark anhalten und die Ausweise der Reichsbank noch ein erhebliches Plus der Notensteuer repräsentieren. Immerhin wird voraussichtlich sowohl die Bank von England wiederholt und auch unsere Reichsbank im Laufe der nächsten Woche die Ermässigung der Zinssätze vornehmen können. Es war klar, dass mit dem fast zu überhastigen Eintreten der Geldverbilligung auch Börse, Handel und Industrie in allen Schichten nicht nur eine Erweiterung erfahren, sondern auch sämtliche Gebiete einen plötzlichen Umschwung und eine Rückkehr der aufwärtsgehenden Konjunktur bewiesen haben. Es stellt sich auch in dieser Hinsicht immer mehr und mehr heraus, dass bezüglich des Konjunkturrückganges man sich zu übertriebenen Befürchtungen hingab. Die Meldungen lauten auf allen Gebieten sowohl im Inland, wie auch im internationalen Handelsgebiete derzeit durchwegs vertrauensvoller. Das Bedürfnis nach den verschiedenen Konsumartikeln war eigentlich ohnehin nicht unterbrochen gewesen. Nur die Rücksicht auf den Geldstand und die ewigen Klagen in pekuniärer Hinsicht von Stadt und Land haben eine kluge Reserve auf allen Handelsgebieten gezeitigt. Momentan ist überall zu berichten, dass sich die Aufträge neuerdings häufen. Das Anziehen der Preise der Rohmetalle ist das sichtbarste Zeichen einer wirklich eingetretenen Konjunkturbesserung. Die Politik der Bildung von industriellen Verbänden und Syndikaten und die dadurch bewirkte einheitliche Preisfixiernng und Konsumausdehnung der Fabrikate macht sich nach dieser Hinsicht angenehm bemerkbar. Dies dürfte mit die Hauptursache gewesen sein, dass das Jahr 1907, das zu den schwersten Krisenjahren auf dem internationalen Finanz- und Handelsgebiet zählen dürfte, besonders für Deutschlands Handel und Industrie nicht von anhaltenden, ungünstigen Folgen geblieben ist.

M. Weber.



Bayerische Bodencredit-Anstalt, Würzburg.

Bei der heute in Gegenwart eines Notars stattgehabten Verlosung unserer Pfandbriefe sind zur Rückzahlung auf den **1. April 1908** gezogen worden:

Serie I à 3½%
Lit. A à Mk. **2000.**— Nr. 277, 639.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 1637, 2831, 3521, 3775, 4052, 4241, 4478, 4926.
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 5428, 5884, 6162, 6799, 7119, 8339, 8795, 9544, 9669, 9803.
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 10216, 10258, 10505, 11344, 13635, 13643, 13657, 14531, 14716, 14864.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 15495, 15835, 16268, 16314, 17207, 17218, 18335, 18719, 19938, 19973.

Serie III à 3½%
Lit. A à Mk. **2000.**— Nr. 30992, 31117.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 31616, 31955, 32058, 32444, 32538, 33039, 33580, 33618.
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 33941, 34101, 34462, 34958, 34969, 35993, 35816, 35979, 36132, 36244.
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 36299, 36573, 36815, 37652, 37835, 37900, 38063, 38233, 38747, 38841.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 39077, 39146, 39534, 40249, 40348, 40632, 41213, 41305, 41695, 41851.

Serie IX à 4%
Lit. A à Mk. **2000.**— Nr. 117101, 117171, 117239, 117280, 117356, 117371.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 117434, 117445, 117520, 117542, 117569, 117842, 117858, 118001, 118155, 118418, 118444, 118456, 118619, 118825, 119002, 119139, 119244, 119263, 119321, 119369, 119591, 119641, 119657, 119757.
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 119946, 119952, 120042, 120128, 120434, 120456, 120551, 120670, 120701, 120762, 120902, 121000, 121020, 121038, 121139, 121239, 121452, 121632, 121637, 121827, 121949, 122000, 122035, 122043, 122050, 122122, 122158, 122163, 122170, 122175.
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 122272, 122340, 122396, 122428, 122552, 122648, 122664, 122720, 122826, 122900, 122933, 122941, 123035, 123188, 123382, 123404, 123525, 123556, 123697, 123745, 123768, 123888, 123913, 124185, 124278, 124344, 124355, 124495, 124537, 124658.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 124762, 124781, 124959, 124961, 125026, 125132, 125298, 125399, 125444, 125544, 125605, 125749, 125899, 125948, 125990, 126079, 126179, 126262, 126409, 126440, 126494, 126539, 126701, 126708, 126744, 126755, 126960, 127036, 127068, 127148.

Die couponsmäßige Verzinsung endet mit dem **1. Juli 1908.**
Rückständig sind:

Serie I à 3½%
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 16237, außer Verzinsung seit 1. Juli 1900.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 16328, außer Verzinsung seit 1. Juli 1906.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 3569,
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 5418,
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 11420, 13936, 14257,
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 19325.
} außer Verzinsung seit 1. Juli 1907.

Serie III à 3½%
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 33858, 36063,
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 38557,
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 40112, 41443,
} außer Verzinsung seit 1. Juli 1907.

Serie IX à 4%
Lit. A à Mk. **2000.**— Nr. 117234.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 117549, 118184, 118684, 119001, 119036, 119203,
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 119978, 120160, 121086, 121307, 121476, 121541, 121858,
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 122641, 124099, 124323,
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 124773, 124888, 124905, 125512, 125968, 126350, 126421, 126911,
außer Verzinsung seit 1. Juli 1907.

Auf die bis zum Verfalltag nicht zur Einlösung gekommenen Stücke wird ein Depositalzins von 1½% vergütet.

Würzburg, den 30. Dezember 1907.

Die Direktion.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus Oberbayerische Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 4

25. Januar
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 4. München, 25. Januar 1908. V. Jahrgang.

Berliner Briefe.

Als ich den ersten Artikel in Nr. 2 Ihres sehr geschätzten Blattes: „Landgraf werde hart" las, der sich mit der „zweiten Folge" ernster Zeitbetrachtungen des Universitäts-Professors Dr. Friedrich Paulsen-Berlin befaßte, da wurde mein schon länger gehegter Plan, Ihnen Berliner Zustände in durchaus objektiver Schilderung zu übersenden, zur Wirklichkeit, mit der ich auch sofort beginne; wenn auch vorerst nur einzelne Punkte greifend, die in Beziehung zu den Ansichten des obengenannten sehr geschätzten Gelehrten stehen.

Der Hoffnung, die Professor Paulsen auf die Mitwirkung der Mediziner im Kampfe gegen die Unsittlichkeit setzt, stehe auch ich skeptisch gegenüber und wahrscheinlich noch viele andere. Sollte Professor Paulsen der einzige sein, der nichts weiß von der Literatur unbeschäftigter oder halbbeschäftigter Aerzte — die ihre zweifelhaften und auch zweifellosen Produkte mit dem Mäntelchen der Wissenschaft behängen? Die nur darauf berechnet sind, die Lüsternheit zu wecken und zu fördern! Eine Literatur, die ganz besonders unseren jungen Mädchen gefährlich geworden ist dadurch, daß sie das Triebleben reizte, weckte, und eben die Zustände schuf, die ein solches Buch angeblich verhüten sollte!

Weiß Professor Paulsen nichts von jenen Aerzten, die Genuß predigen und nur Genuß? Mir selber hat solcher Gesundheitsapostel, der meine Kinder behandelte, gesagt und mit dem ernstesten Gesicht: „Ich predige den Genuß in jeder Form" usw. Erst lange nachher wurde mir der engere Sinn der Worte klar, und der Herr betrat mein Haus nicht mehr.

Sind nicht gerade die Krankheiten des Geschlechtslebens die ergiebigsten Einnahmequellen für Aerzte der Großstädte? So manche Aeußerung dieser Herren sickert durch die Kreise, für die sie bestimmt war, durch, findet dann ihren Weg in die populären Schriften für „gesundheitsgemäße Lebensweise" und beweist ganz das Gegenteil von dem, was Professor Paulsen von den Aerzten voraussetzt.

Sicher ist, daß diejenigen Aerzte, welche dieser Gelehrte im Auge hat, auch seiner Auffassung entsprechen. Ob es diesen Herren aber gelingt, ihre Kollegen in weniger gesicherter Position zu ihrer „Haltung" zu zwingen? Kann man überhaupt einem Arzt immer Zweideutigkeit nachweisen?

Ist überhaupt der Arzt der einwandfreieste Bekämpfer sittlicher Delikte? Der Psychologe und mehr noch der berufene Pädagoge und manche Frau mit großem, warm fühlendem Herzen und der scharfen Beobachtungsgabe, die vielen eigen ist, erreicht Höheres und vor allem Durchgreifenderes. Ich kenne eine ältere feingeistige Dame, die schon manchen jungen Mann mit einfachen natürlichen Worten zu höheren Begriffen hinüberleitete, und nicht nur in Fragen des Geschlechtstriebs. Auch in religiösen Fragen.

Was nun Prof. Paulsen über den Einfluß des Gerichtssaales auf die Bevölkerung sagt, dem Einflusse des Strafrichters zuschreibt, überrascht mich über alle Maßen. Nicht als ob ich nicht voll und ganz seiner Meinung wäre, daß es so sein sollte! Aber, weiß denn Prof. Paulsen nichts, gar nichts von den Sünden unserer angehenden Juristen, die in Berlin auch die Spatzen von den Dächern pfeifen? Ich meine das sittliche Verhalten der Jus studierenden jungen Herren und der Herren Gerichtsreferendare und Assessoren?

Ich brauche nicht, wie Harden, mich auf unzuverlässige Zeugen — auch eine der neuen deutschen Krankheiten — zu berufen. Meine eigene Beobachtung reicht vollständig und zu weiterer Beweisführung aus. Ich will jetzt auch diese meine traurige Wissenschaft nicht sofort auskramen, dazu wird sich auch noch anderweitig Gelegenheit finden. Ich will nur einen Fall hier zitieren: Er war Assessor von nicht gewöhnlicher Denkungsart, mehr Gelehrter als eigentlich Jurist. Er war so wenig Zölibatär als andere seines Standes, aber er wahrte sicherlich die Form. Es fehlte ihm nie an der Würde, mit der er alles umkleidete. Zufällig hörte ich eines Tages, wie ein Herr, eine fast herkulische Erscheinung, ihn dringend bat, ihm doch bei seinem „Assessor", soll heißen Examen, zu helfen. Unter allen dringenden Argumenten frappierte mich dieses: „Woher soll ich denn etwas wissen? Ich habe doch, wie Sie doch auch wissen, während meiner ganzen Studienzeit nichts als . . . . ." (Der Ausdruck läßt sich nicht einmal andeuten). Seine Bitten waren umsonst. Als der bestürmte Jurist ins anstoßende Zimmer trat, in dem ich mich befand, fragte er: „Sie haben wohl alles gehört? Die Türe stand ja halb offen." Ich nickte ein böses „Ja".

Da kam die Antwort: „Und aus diesem Holz werden Staatsanwälte und Richter gemacht." Ein Jurist, der es sehr ernst nahm mit seinem Beruf, glänzende Examen absolviert hatte, war es, der also gesprochen hatte.

Ich bin nicht allein mit der Behauptung, daß eben dieser Widerspruch zwischen dem Richteramt und den Jugendsünden der Juristen ihnen den klaren Blick trübt zwischen dem Recht und der Tat oder der Sühne und der Schuld. Wie das Volk selbst Parallelen zieht, ist das Allerschlimmste. Man hat auch schon auf das Milieu hingewiesen, aus dem die Juristen meistens hervorgehen, wenigstens die Richter. Nicht selten sind es jene Kreise, die ihrer ganzen Auffassung nach fern dem Empfinden des Volkes stehen, das nicht selten stark abweicht vom gesprochenen Recht.

Daß die Sittlichkeitsdelikte viel zu gering bestraft werden im Vergleich zu anderen, z. B. gegenüber Eigentumsvergehen, darauf ist schon oft hingewiesen worden.

Darin werden wir alle einig gehen mit dem Gelehrten Paulsen, daß die Schraube der Rechtsparagraphen endlich ganz scharf angezogen werden muß gegenüber den Sünden wollüstiger Ueppigkeit, sonst kann niemand uns vor dem völligen Verfall mehr retten.

Der Altmeister Prof. Thoma in Karlsruhe hat auch der Oeffentlichkeit ein herrliches Zeugnis seiner Gesinnung gegeben und den Ausdruck geformt für eine Anschauung, die sicher viele mit ihm teilen in bezug auf die jetzt so beliebten nackten Darstellungen. Sie seien den Richtern warm empfohlen. Wenn diese nackten Darstellungen den Zwecken dienen, wie sie jetzt benützt werden, sind sie längst keine Kunst mehr, meine ich.

Den „grellen Schlaglichtern" aus Nr. 1 werde ich im nächsten Brief einige „Röntgenstrahlen" folgen lassen.

D. Jeremias.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Skandal von Kassel.

Die außerordentliche Hauptversammlung des Flottenvereins hat einen Verlauf genommen, wie wir ihn bedauerlicher uns kaum denken können. Die Brüskierung der Minderheit mit all ihren schlimmen Folgen ist eingetreten, aber die wünschenswerte Klärung und Luftreinigung ist nicht eingetreten. Der einfache Menschenverstand, der an gerade Wege gewöhnt ist, dachte nur an die Alternative: — entweder zieht General Keim sich zurück, um den Fortbestand eines unpolitischen Flottenvereins für ganz Deutschland zu ermöglichen, — oder die mit ihm einverstandenen Mitglieder begründen den politischen Verein ohne Protektoren, ohne Bayern und ohne die übrigen „Leisetreter". Letzteres wäre ein Uebel gewesen, aber man hätte die Scheidung doch wenigstens reinlich nennen können. Offenbar ist es ein größeres Uebel, wenn jetzt die Bayern zur Türe hinausgedrängt sind und dennoch keine Klarheit über die Zukunft des Vereins geschaffen ist. In das Feuer der Zwietracht ist ein ganzer Oeltank ergossen worden durch die raffinierte Taktik des Keimschen Präsidiums.

Also das Präsidium leitet die Verhandlung ein mit der gemeinsamen Rücktrittserklärung. Wäre diese Erklärung nach der Abstimmung erfolgt, so hätte sie einen verbindlichen, endgültigen Charakter gehabt. Vorher abgegeben war sie eine Komödie; denn jedermann wußte, daß die nächste Generalversammlung in Danzig mittels der Keimschen Mehrheit die Wiederwahl besorgen werde. Die Herren vom Präsidium hüteten sich wohl, zu einem Verzicht nach einer solchen Wiederwahl sich zu verpflichten, obschon sie dazu provoziert wurden. Ebenso vereitelten sie den Versuch, schon jetzt die Neuwahl vorzunehmen. Die Kunstpause, welche das Keimsche Präsidium in seiner Geschäftsführung eintreten läßt, sieht wie eine Höflichkeit gegenüber dem Prinzen Heinrich von Preußen und dem Kaiser selbst aus; sie soll es offenbar verhindern, daß Prinz Heinrich die Drohung mit seinem Rücktritt jetzt schon verwirkliche. Diese Drohung ist bekanntlich erfolgt für den Fall, daß General Keim in der Stellung des geschäftsführenden Vorsitzenden verbleibt. Augenblicklich ist er aber nicht mehr in dieser Stellung, und man hat wenigstens bis zu seiner Wiederwahl, die man als einen Neuantritt bezeichnen kann, Zeit zu neuen Einwirkungen auf den Berliner Hof gewonnen. Würden inzwischen die Bayern mit ihrem Protektor Prinz Rupprecht endgültig ausscheiden, so werde sich vielleicht die Solidarität unter den Fürstlichkeiten nicht mehr so wirksam erweisen.

Ebenso raffiniert berechnet war der Zeitpunkt des Rücktritts. Angekündigt vor der Versammlung, aber in Kraft getreten erst mit Schluß der Versammlung. Im anderen Falle hätte die Leitung der Kasseler Versammlung einem Unparteiischen zufallen können. Das wäre, da der Vorstand die angeklagte Partei bildete, gerecht und friedenfördernd gewesen; aber gerade deshalb wollte das Präsidium die Leitung des Prozesses in seiner parteiischen Hand halten. Es hatte sich ja auch eine Maßnahme zur Einschnürung der Redefreiheit ausgeklügelt und ließ dieselbe mit einer Geschwindigkeit, die keine Hexerei, aber Ueberrumpelung war, durch seine Mehrheit annehmen. Es sollte nicht gesprochen werden 1. über die Fürsten und 2. über die Vorgänge vor der Kölner Abmachung. Also gerade das, was die Minderheit für sich geltend machen wollte und mußte, namentlich auch die Charakterisierung des gegenwärtigen geschäftsführenden Vorsitzenden und seine agitatorische Tätigkeit, sollte „ausgeschaltet" werden. Eine so rücksichtslose Maulkorbtaktik einer Mehrheit ist uns in Versammlungen anständiger Männer noch nicht vorgekommen. Der Vorsitzende Fürst Salm enthüllt gelegentlich, daß er an einer Stelle, die er nicht nennen wolle, das Versprechen gegeben habe, die Debatte über die fürstlichen Persönlichkeiten auszuschließen. Welche Stelle kann das sein? Am Berliner Hofe hat man, nachdem die Willensmeinung des Kaisers und seines Bruders bestimmt und öffentlich bekundet worden, gewiß nicht die Absicht gehabt, die Redefreiheit in Kassel zugunsten der Keimpartei einzuschränken. Sollte etwa Fürst Bülow, der bekanntlich dem General Keim zu großem Dank verpflichtet ist, aus dem Arsenal seiner Taktik dem Präsidium Hilfe geleistet haben?

Natürlich mußte der Versuch, die Minderheit mundtot zu machen, die Temperatur der Verhandlungen bedenklich steigern. Ein übriges tat die scharfe Sprache der Keimleute, die vielfach unparlamentarisch wurde; sogar der Vorsitzende machte sich einer Beleidigung schuldig, die er zurücknehmen mußte. Die Stimmung wurde auf einen solchen Hitzepunkt getrieben, daß für einen wohlgemeinten Vermittlungsversuch der nationalliberalen Exzellenz Hamm (Bonn) gar kein Verständnis mehr zu finden war und die denkbar schärfste Resolution, durch die General Keim von seinen wohlbearbeiteten Thüringern sich huldigen ließ, mit der großen Mehrheit der norddeutschen Chauvinisten angenommen wurde. Dadurch erzwang man den Exodus der Bayern, auf den ausgetüftelte „Taktik" zielbewußt hingearbeitet hatte.

Es liegt nun bei den bayerischen Mitgliedern des Flottenvereins, ob sie schon jetzt ein fait accompli schaffen oder — was wahrscheinlicher — in der Organisation verbleiben wollen, bis in Danzig das letzte Wort gesprochen wird. Es frägt sich ferner, ob die besonnenen Elemente in Norddeutschland eine etwaige Wiederwahl Keims in Danzig sich gefallen lassen wollen. Diese Elemente haben sich in Kassel sehr zurückgehalten; der Berlin-Brandenburgische Verband hat z. B. die beschlossene Opposition ruhen lassen, weil das Präsidium „zurückgetreten" sei. Für den Einfluß der gemäßigten Richtung wird es von wesentlicher Bedeutung sein, ob die Beamten und Offiziere auch für den Fall, daß aus der Danziger Verhandlung ein Keim-Verein hervorgeht, die Erlaubnis zur weiteren Teilnahme erhalten. Man darf nicht außer acht lassen, daß General Keim in seiner Selbstverherrlichungsrede sich darauf berief, daß der Blockkanzler Fürst Bülow im Reichstag seine (Keims) Wahlagitation rühmend und dankend anerkannt habe. Es wird hohe Zeit, daß der oberste Reichsbeamte durch ein klares Wort und die entsprechenden Handlungen sich von dem Verdacht reinigt, ein Protektor dieses Keims der Zwietracht zu sein.

Das letzte Wort ist also in Kassel noch nicht gesprochen, sondern soll für Danzig vorbereitet werden. Aber was bisher gesprochen oder getan ist, richtet schon Schaden genug an. Eine neue Mainlinie innerhalb Deutschlands und eine empfindliche Diskreditierung Deutschlands vor dem Auslande! Wenn das „nationale" Politik ist, dann leben wir in einer neubabylonischen Sprachverwirrung. Das Zentrum kann inzwischen stolz darauf sein, daß es trotz aller „Ausschaltung" auch hier in den Mittelpunkt gerückt wird und sich der fast krankhaft gesteigerten Feindschaft eines so gemeingefährlichen Mannes wie General Keim erfreut. Nicht dessen Haß, sondern vielmehr seine Freundschaft ist kompromittierend.

Roerens Rechtfertigung in der zweiten Instanz.

Das Schöffengericht ist Beleidigungsklagen von größerer Bedeutung nicht gewachsen. Sowohl im Fall Moltke-Harden als auch im Falle Roeren-Schmidt hat die Strafkammer Urteile des Schöffengerichts verbessern müssen, und zwar im Sinne einer schärferen Sühne der Ehrenkränkung. In der Klage des Abgeordneten Roeren gegen Geo Schmidt war bekanntlich die Beweisaufnahme vor dem Schöffengericht durchaus zugunsten Roerens ausgefallen; aber das Urteil der ersten Instanz, das für die außerordentlich schweren Beleidigungen des Mannes, des Abgeordneten und des Richters Roeren einen Hundertmarkschein als angemessene Strafe erachtete, entsprach nicht dem Ergebnis der Verhandlung. Das Berufungsgericht hat nun die Strafe vervierfacht, nachdem von der Verhängung von Gefängnis wegen der mildernden Umstände Abstand genommen war, und zugleich in den Urteilsgründen dem vielgeschmähten Abgeordneten entschieden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der angeklagte Schmidt, so heißt es in dem Urteil, „darf dem Privatkläger den guten Glauben nicht absprechen, daß derselbe bei den von ihm im Reichstage vorgebrachten Beschwerden nach bester Ueberzeugung von der Zuverlässigkeit des ihm zugegangenen Materials und nach sorgfältiger Prüfung gehandelt hat. Für die Annahme eines Mißbrauches der Reichstagstribüne liegt nicht der geringste stichhaltige Grund vor." Ferner wird im Urteil „festgestellt, daß in dem, was der Kolonialdirektor Dernburg im Reichstage vortrug, auch nicht der Anflug eines Vorwurfs der Rechtsbeugung lag". Damit wird zugleich der Vorwurf der „Nebenregierung" gründlich ausgeräumt. Von hervorragendem allgemeinen Interesse ist die Wahrung der Immunität der Abgeordneten durch das Gericht. Das Gesetz, so wird im Urteil ausgeführt, habe aus sehr wohlerwogenen Gründen dem Abgeordneten Immunität zugesprochen, und man dürfe daher nicht ohne zwingenden Grund den Vorwurf der Feigheit erheben, wenn ein Abgeordneter es ablehne, durch Wiederholung der Angriffe außerhalb des Reichstages Rede und Antwort zu stehen. In der Ta

würde den Abgeordneten die pflichtmäßige Kritik von Mißständen in unerträglicher Weise erschwert und vielfach unmöglich gemacht werden, wenn sie genötigt wären, für jedes Wort, das einem Beteiligten unangenehm ist, vor dem Injurienrichter in derselben Weise wie ein unberufen mitsprechender Privatmann einen umständlichen Rechtshandel auf der Anklagebank auszufechten. — Im übrigen bildet die Affäre Roeren-Schmidt nur ein Glied in der Reihe von Blamagen, die seit fünf Vierteljahren die Blockpolitik zu treffen pflegen.

Parlamentarische dies atri.

Auf den 10. Januar mit der schroffen Ablehnung der preußischen Wahlreform ist der 16. gefolgt mit der Annahme des antipolnischen Enteignungsgesetzes. Ein Ausnahmegesetz der allerschlimmsten Art, ein schreiendes Unrecht, eine offenbare Verfassungsverletzung, eine Grausamkeit ohne Aussicht auf Erfolg, ein gefährlicher Präzedenzfall in politischer und sozialer Hinsicht, ein Schandfleck für die deutsche Kultur im 20. Jahrhundert! Die bitterste Satire auf dieses Gesetz wurde unwillkürlich vom Ministertische geliefert mit der Bemerkung, England habe in Irland auch enteignet. Ach ja, in der schmählichen Wirtschaft der Engländer in Irland gibt es noch manches, was eine protestantisierende Gewaltpolitik nachahmen könnte — wenn sie nicht durch die fatalen Nachwirkungen auf das britische Reich bis zum heutigen Tage gewarnt wird.

Wer trotz der Blockverirrungen des Tages auf ein Zusammenwirken der christlichen Volkskräfte beider Bekenntnisse hofft, kann es nicht tief genug beklagen, daß die Konservativen sich zur Annahme der Enteignung haben verleiten lassen. Wenn ihr Rechtsgefühl und ihr christliches Gewissen eingeschlafen waren, so hätte doch ihr agrarisch-sozialer Instinkt sie zurückhalten sollen. Man braucht nicht einmal auf die Sozialdemokraten zu warten; schon eine linksliberale Regierung kann von der Enteignung aus politischen Gründen reichlich Gebrauch machen gegen die konservativen Besitztümer und Machtwurzeln. Die eingefügte Klausel (vorläufig nur 70,000 Hektar) hat weder justifikatorischen noch prophylaktischen Wert. Mit der zuerst geplanten Beschränkung auf einzelne Kreise hatte man einen Fehlgriff gemacht, der nach einigen Wochen bereits von seinen Vätern als solcher erkannt wurde. Der jetzige Versuch, der Ansiedelungskommission zwar die ganzen zwei Provinzen als Grasfeld zu überlassen, aber nur eine Gesamtbeute von 70,000 Hektar zuzugestehen, ist auch ein Verlegenheitsgriff ins Blaue hinein. Jedermann weiß, daß nach diesem Kontingent neue Kontingente verlangt werden, solange nicht der große Krach der hakatistischen Politik eintritt. Wenn der Krach nicht bald kommt, wird die Enteignung das Polentum rettungslos in die Arme des staats- und kirchenfeindlichen Radikalismus treiben. Man merkt schon jetzt, daß die Ansätze zur Emanzipation vom Radikalismus der Korfanty und Genossen wieder zusammenschrumpfen.

Dem Fürsten Bülow haben die Konservativen einen Gefallen getan, aber nicht sich selbst und erst recht nicht dem Staatswohle. Manche vermuten, die eine Hand wasche die andere, und die schroffe Erklärung Bülows gegen die Wahlreform stehe im Kausalnexus mit der Zustimmung der Konservativen zur Enteignung. Wenn in der Tat die einst so mächtige und selbstbewußte konservative Partei von dem Dank des Hauses Bülow für geleistete Block- und Enteignungsdienste ihr Heil abhängig macht, so ist sie bald wieder reif für eine Läuterung im Schmelzofen, wie sie eine solche vor einem Menschenalter hat durchmachen müssen.

Nehmen wir zu den bedauerlichen Vorgängen im preußischen Abgeordnetenhause noch den traurigen Eindruck, den die Verhandlung im Reichstage über das Knappschaftsstatut in sozialpolitischer Hinsicht macht, so kann man wahrlich sagen: Es hat doch sein Gutes, daß das Zentrum von einer Politik dieser Art vollständig ausgeschaltet ist und auch nicht den Schein einer Verantwortlichkeit für die Bülowsche Wirtschaft auf sich zieht. Wer alles in allem nimmt, wird es sehr begreiflich finden, daß wir auf das sporadische Murren und die in der Tasche geballten Fäuste der Freisinnigen keine Hoffnungen bauen, sondern vielmehr wünschen, daß die Zeltgenossen des Blockkanzlers erst gründlich den Topf leeren, in dem die häßlichen „Suppen des Tages" gekocht werden. Die Erbschaft, welche zurzeit anzutreten wäre, ist wahrlich nicht verlockend. Fürst Bülow hat sich als ein Meister in der Unterdrückung aller guten Keime und in der Aufzucht aller gefährlichen Keime erwiesen.

Die „Allgemeine Rundschau" und der Flottenverein.

Die von dem Generalsekretär des Hauptausschusses des Flottenvereins für Berlin und die Mark Brandenburg veranlaßte Versendung von 300 Exemplaren des Heftes Nr. 51 der „Allgem. Rundschau" an die Mitglieder dieses Provinzialverbandes hat außerordentlich viel Staub aufgewirbelt. Der Generalsekretär Hauptmann Roeper geriet sogar in den schnöden Verdacht, daß er selbst der „preußische Offizier" gewesen sei, der den Artikel „Ein politischer General" in Nr. 51 geschrieben habe, daß er also gewissermaßen in eigenem Interesse jene 300 Hefte an die Mitglieder habe versenden lassen. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" kann auf das allerbestimmteste versichern, daß Hauptmann Roeper mit jenem Artikel auch nicht im allerleisesten Zusammenhange steht. Der Verfasser ist ein älterer Offizier der Garde, welcher, wie aus dem Artikel selbst hervorging, Gelegenheit gehabt hat, die Tätigkeit des Obersten Keim (derselbe war nie aktiver General, erhielt aber bei der Inaktivierung Titel und Rang) genauer zu verfolgen. Wir haben im letzten Hefte (Nr. 3, S. 38) die Vorgänge in der Berliner Generalversammlung vom 11. Januar, soweit sie die „Allgemeine Rundschau" betrafen, nach einem kurzen Berichte des „Berliner Tageblatt" behandelt. Einen ausführlicheren Bericht über diesen Zwischenakt fanden wir inzwischen in der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 34 vom 12. Januar). Wir möchten auch diesen Bericht unseren Lesern nicht vorenthalten, wenn auch nur, um zu zeigen, wie sehr in einem gewissen Berliner Milieu, durch den Geist der „Täglichen Rundschau" und die ewigen Hetzereien des Evangelischen Bundes beeinflußt, die blindesten Vorurteile selbst intelligenten und gesellschaftlich höherstehenden Personen die klare Einsicht trüben und ein objektiv abwägendes Urteil erschweren, ja unmöglich machen. Nach dem Berichte der „Kölnischen Volksztg." brachte General v. Semplin die Angelegenheit der „Allgemeinen Rundschau" als erster aufs Tapet. Der General scheint aber seine Wissenschaft nicht an der Quelle geschöpft, sondern sich auf gehässig entstellte Zeitungsausschnitte verlassen zu haben. Nur so konnte es auch möglich sein, daß General v. Semplin nach jenem Berichte den bekannten Fürstenartikel (in Nr. 50, S. 731 ff.), der den General Keim und den Flottenverein nicht einmal mit einem Gedanken erwähnte, in diese Flottenvereinsdiskussion hineinzerrte, um mit einem Seitenblick auf den Prinzen Rupprecht von Bayern die völlig deplazierte Bemerkung zu wagen: „Wir lassen uns weder von einem Bayern noch von einem anderen Landsmann in Deutschland belehren." Hier der betreffende Ausschnitt aus dem Berichte der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 34):

„Ich räume keinem Menschen ein, mich an monarchischer Gesinnung zu übertreffen. Aber wir Märker ziehen die Fürsten nicht in den Staub. Dies ist in der Presse geschehen. Der Redner verliest dann ein Rundschreiben des Hauptmanns Röper aus dem Vorstand des Flottenvereins der Mark Brandenburg, wonach der Verleger der „Täglichen Rundschau", Heinrich Rippler und einige andere Herren, an der Arbeit seien, Delegierte im Sinne Keims gegen den Prinzen Rupprecht zu beeinflussen, und erklärt dazu: Wir brauchen uns nicht orientieren zu lassen. Solche Zuschriften verletzen. (Lachen.) Des weiteren verliest der Redner nach einem Ausschnitt aus dem „Reichsboten" den bekannten Artikel eines deutschen Bundesfürsten in der Münchener „Allgemeinen Rundschau" und erklärt dazu: Wir lassen uns weder von einem Bayern noch von einem anderen Landsmann in Deutschland belehren. (Starker Beifall.)

Hauptmann Röper verwahrt sich dem „Reichsboten" gegenüber dagegen, daß er in irgendeiner Zeitung einen Artikel geschrieben oder einen solchen veranlaßt habe. Er erklärt zur Versendung der betr. Nummer der Münchener „Allgemeinen Rundschau", daß er dieselbe auf Grund eines Zeitungsausschnittes von seinem Ferienaufenthalt aus veranlaßt und sie rückgängig gemacht habe, sobald er die ersten vollständigen Exemplare jener Zeitschrift in Händen gehabt habe.

Ich stehe nicht an, zu erklären, daß es mir außerordentlich leid tat, daß ich in dieser Beziehung vorbeigehauen habe, denn ich sah, in welches Wespennest ich mit der Versendung jener Nummer gegriffen habe. Bei der Verschickung der Artikel aber befanden wir uns in der Abwehr. Wir bekamen auch selber täglich Artikel von verschiedenen Zeitungen zugeschickt, in denen etwas gegen uns enthalten war. Ich weise aber zurück, daß ich mit der Versendung jener Zeitschrift eine Beeinflussung wollte."

Der ganze Zwischenfall ist außerordentlich lehrreich. Wo die „Tägliche Rundschau", der „Reichsbote", die „Berliner

Neuesten Nachrichten" e tutti quanti preußische Intelligenz verzapfen und an der „gebildeten Welt" ihr Erziehungswerk verrichten, da gilt immer noch der Grundsatz: catholica sunt, non leguntur. Alles Katholische und alles, was ein Katholik denkt, sagt, schreibt oder druckt, oder was ein Protestant im Organ eines Katholiken drucken läßt, ist von vornherein dringendst suspekt. Und wenn ein ehrenwerter Protestant dabei ertappt wird, daß er derlei suspekte Sachen in seiner Aktenmappe bei sich trägt, dann fällt das ganze „Wespennest" über ihn her, und nur schleunige Flucht und Preisgabe der verdächtigen Papiere kann den Unvorsichtigen vor dem ärgsten Schicksale bewahren. Warum ist man auch „katholisch"? Diese scheele Frage ist selbst verschiedenen Koryphäen des bayerischen Landesverbandes, vor allen dem „antiultramontanen" Freiherrn von Würzburg und selbst dem hohen Protektor, dem „liberalen" Prinzen Rupprecht, nicht erspart geblieben.

Der Religionsunterricht in den italienischen Volksschulen.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Durch das Gesetz Casati vom Jahre 1859 wurde ausdrücklich bestimmt, daß der Religionsunterricht für alle Schüler obligatorisch ist, ausgenommen jene, für welche die Eltern um Dispensierung eingekommen sind. Die Gemeinden haben dafür zu sorgen, daß dieser Unterricht in der Schule erteilt werde durch Lehrkräfte, die der Provinzial-Schulrat dazu für geeignet hält.

Hat diese Bestimmung noch gesetzliche Kraft, nachdem das Gesetz Coggino von 1877 nur den Unterricht über die Elementarbegriffe der Rechte und Pflichten der Menschen und Bürger verlangt hat? Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Durch das Unterrichtsgesetz Coggino wurde das Gesetz Casati nicht völlig abgeschafft, sondern umgeändert. Bei den Debatten über ersteres erklärte Coggino selbst, wie auch der Berichterstatter Pianciani, daß nach wie vor den Gemeinden die Verpflichtung obliege, in den Primärschulen Religionsunterricht zu erteilen. Diesen Standpunkt vertrat auch der Staatsrat in Dutzenden von Fällen.

Trotzdem also noch immer der Religionsunterricht gesetzlich seinen wohlberechtigten Platz im Schulprogramm hat, was natürlich den Antiklerikalen längst ein Dorn im Auge ist, wollte der Unterrichtsminister Rava auf dem Verwaltungswege stillschweigend den Katechismus aus der Schule entfernen, indem er in seiner vor zwei Monaten bekannt gewordenen neuen Schulverordnung des Religionsunterrichts, als zum Lehrplan gehörig, mit keinem Worte Erwähnung tat. Folgenden dem Gesetz entsprechenden Artikel des alten Reglements ließ er einfach weg: „Die Gemeinden müssen für den Religionsunterricht der Kinder jener Eltern, die es verlangen, sorgen, und zwar an vom Provinzial-Schulrat festgesetzten Tagen und Stunden; sie müssen denselben erteilen lassen durch die zu diesem Zweck geeignet erscheinenden Lehrkräfte oder durch andere Personen, die der Schulrat als geeignet anerkannt hat." Indem so Rava sich vor der Loge beugte und über das Gesetz hinwegsetzte, unbekümmert um die Gewissensfreiheit der großen Mehrheit der Italiener, gab sein Vorgehen Anlaß zu einer allgemeinen Protestbewegung der Katholiken, wobei es sich auch zeigte, daß in weiten Massen des Volkes reiche Kräfte katholisch-kirchlicher Energie verborgen sind, die zu wecken und zu mehren der italienische Volksverein sich zur dankbaren Aufgabe gemacht hat.

Und gewiß wird man zum Teil eine Frucht der zahlreichen imponierenden Kundgebungen der katholischen Staatsbürger in dem Votum des Staatsrats sehen, der am 12. Dezember sich in seiner Mehrheit gegen das als ungesetzlich zu tadelnde Vorgehen des Unterrichtsministers Rava aussprach.

Nunmehr arbeit die Loge darauf hin, durch Gesetz zu erreichen, was durch ihres Lakaien Reglement nicht erlangt werden konnte. Binnen kurzem soll die Kammer zu der noch immer die Gemüter in Aufregung haltenden Frage des Religionsunterrichtes in den Volksschulen Stellung nehmen. Es ist kaum zu erwarten, daß sich eine Mehrheit für die Abschaffung findet.

Unterdessen haben verschiedene antiklerikale Gemeinderäte, so der in Padua, den Katechismus hinausdekretiert. Auch der römische Gemeinderat hat mit 61 gegen 3 Stimmen bei 5 Enthaltungen Parlament und Kammer aufgefordert, möglichst bald durch Gesetz die Schule von jeglichem konfessionellen Unterricht zu befreien. Man darf auf die weitere Entwicklung gespannt sein.

Politische Unterrichtskurse.

Von

Georg Buscher, Aachen-Burtscheid.

Daß die Zentrumspartei vor Jahresfrist aus dem Höllenkampf der Reichstagswahlen sieggekrönt ihr Banner hervorgetragen, verdankt sie in erster Linie wohl der beispiellosen Begeisterung für ihre alten und doch ewig jungen Ideale. Die tiefste Quelle für diese Begeisterung lag in dem Verständnis der Wähler für das, um was es sich bei der Reichstagsauflösung und der Reichstagswahl handelte. Aber nur selten geht eine solche Begeisterungsflut durch die Lande. Es können und werden Wahlzeiten kommen, die nicht mit solch blendendem Licht auch das trübe Auge treffen. Da muß denn in Friedenszeiten vorgesorgt werden. Die Wähler müssen geschult, aufgeklärt, fort und fort belehrt werden. Für die Jungmannschaft der Zentrumsanhänger haben die Windthorstbünde diese wichtige Aufgabe übernommen. Ihr fortwährendes Wachstum nach innen und außen beweist, daß ihre Arbeit ein aufnahmefähiges und fruchtbegieriges Feld findet.

Nun ist's aber nicht überall möglich, einen Windthorstbund ins Leben zu rufen. Leider; aber man muß, um praktisch etwas zu erreichen, mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Ferner muß auch den älteren Parteifreunden Gelegenheit zu weiterer Schulung geboten werden.

Man ist deswegen auf den Gedanken gekommen, die vielerorts bestehenden sozialen Unterrichtskurse der Arbeitervereine und Gewerkschaften auf politischem Gebiet nachzuahmen. Wir haben nach den Reichstagswahlen in unserer Stadt, die noch mit Aachen-Land, nicht Aachen-Stadt, zusammen einen Reichstagswahlkreis bildet, eine Zentrumsorganisation ins Leben gerufen, und diese Organisation will jetzt zur Schulung der Wähler, vor allem der Vertrauensmänner, politische Unterrichtskurse veranstalten. Der Plan hat begeisterte Zustimmung gefunden und der Kursus soll alle 14 Tage stattfinden.

Vielleicht ist es möglich — und deshalb habe ich die Spalten unserer „Allgemeinen Rundschau" in Anspruch genommen — diese Einrichtung auch anderwärts zu versuchen. An Stoff wird es ja sicherlich nicht mangeln, und die Darbietung ist gar nicht schwer. Ich denke mir die Art und Weise eines solchen Unterrichtskursus folgendermaßen: Zu Beginn wird ein Abschnitt eines interessanten Werkes, z. B. des Windthorstbuches von Hüsgen, vorgelesen; dann wird ein nicht allzu langes Referat über eine wichtige Frage (wir beginnen mit der Reichs- und Staatsverfassung) gehalten; daran schließt sich eine Diskussion. Es wird ferner jedesmal über die wichtigeren Vorkommnisse bei den anderen Parteien des betreffenden Bezirkes kurz berichtet, Fragen werden gestellt und beantwortet. Diese ganze Arbeit wird leicht 2 Stunden ausfüllen, so daß bei zeitigem Beginn um 1/2 11 Uhr, wenn der Kursus am Abend eines Wochentages stattfindet, geschlossen werden kann. Gerade hierauf ist Wert zu legen; ist es doch eine allzuberechtigte Klage, daß derartige Sitzungen viel zu lange ausgedehnt werden.

Es muß ferner, soll etwas Praktisches bei der Sache herauskommen, ein festes Programm aufgestellt werden. Vielleicht kann folgendes als Beispiel dienen: Zunächst ist ein allgemeiner Einblick in die Rechte und Pflichten eines deutschen (preußischen, bayerischen usw...) Staatsbürgers zu vermitteln; es wären dann, etwa im Anschluß an das erste Heft der in M.-Gladbach erscheinenden Staatsbürgerbibliothek, Wesen und Ziele der verschiedenen Parteien zu behandeln, natürlich vor allem der Zentrumspartei. Ihre Geschichte, ihre Leistungen, ihre Kämpfe bieten ja Stoff in Hülle und Fülle. Besonders ist hier wiederum Wert zu legen auf eine Popularisierung des Werkes von Hüsgen über Windthorst.

Einen besonderen Wert solcher Unterrichtskurse sehe ich in dem Kennenlernen, Verstehen und Ausgleichen der verschiedenen Standesinteressen. Da alle Zentrumsanhänger, vom Arbeiter bis zum Akademiker, in solchen Kursen vertreten sein müssen, so ist Gelegenheit geboten, den Zentrumsgedanken in der praktischsten Weise zu vertiefen, lebendig zu machen.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß solche Kurse nur der Schulung dienen dürfen; jede Aktion nach außen hin ist streng zu vermeiden; das würde der Sache nur schaden.

Möchten diese Anregungen dazu beitragen, daß man die Sache einmal ins Auge faßt, sie in den einzelnen örtlichen Zentrumsorganisationen, auch in der Lokalpresse bespricht und in die Tat umsetzt.

Ein perfides Denunziantenstück

ging Anfang September vorigen Jahres durch die Blätter der südwestdeutschen Ecke, die Katholiken des Saarrevieres mit Empörung erfüllend, vor allem die katholische Lehrerschaft der Kreisschulinspektion I Saarbrücken, in deren Mitte die bis heute noch unbekannten Denunzianten sitzen. Die über das Lokalinteresse hinausgehende Tragik des liberalem „saarabischem Sykophantentume" (Saarpost, 1907 Nr. 194) zum Opfer gefallenen hochedlen Schulrates drückt uns vor ganz Preußen-Deutschland die Feder in die Hand.[1]) Wir hatten von berufenerer Seite schon längst eine vernichtende Kritik in diesen Blättern erwartet.

Zur Selbstbeurteilung des Falles geben wir vorderhand das diesbezügliche Schriftstück wieder. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" brachten in Nr. 227 vom 17. August 1907 folgende Zuschrift von der Saar, die selbstverständlich durch die kirchenfeindliche, liberale Presse ging. Besonders die „Tägliche Rundschau", Nr. 385, weiland Informationsorgan Sr. Majestät, durfte natürlich diesen Wischer von eminent hohem Kulturwert sich nicht entgehen lassen. (Der Sperrdruck findet sich im Originaltexte der „Leipziger Neuesten Nachrichten".) Er lautet:

„Was ein ultramontaner Schulinspektor vom Nationalsinn hält."

„Aus den Kreisen der katholischen Lehrerschaft geht uns unter Nennung der Gewährsmänner eine Schilderung der diesjährigen katholischen Lehrerkonferenz zu, die am 30. Juli im katholischen Vereinshause zu St. Johann stattfand und die zeigt, was für ein Geist und welcher Nationalsinn bei denjenigen katholischen Lehrern herrscht, die im Fahrwasser des Ultramontanismus segeln. Gleichzeitig aber auch, welche Gefahr in der leider immer noch existierenden Institution der geistlichen Schulinspektion liegt, für deren Abschaffung vor kurzer Zeit erst ein Teil des württembergischen Klerus selbst sehr lebhaft eingetreten ist. Wir lassen den Bericht hier folgen.

Bei der diesjährigen katholischen Lehrerkonferenz am 30. Juli im katholischen Vereinshause zu St. Johann hat sich der Kreisschulinspektor Ewald-Saarbrücken gegen zwei von der ihm vorgesetzten Regierung erlassene Verfügungen ein Stückchen erlaubt, das unbedingt öffentlich gebrandmarkt zu werden verdient.

Bei dem Spalierbilden durch Schulkinder in katholischen Gegenden gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers ist es aufgefallen, daß die Kinder in der Mehrzahl mit Fähnchen in den römischen Kirchenfarben (gelb-weiß) erschienen, worauf seitens der Regierung zu Trier an die Kreisschulinspektionen eine Verfügung erging, nach der den Lehrern aufgegeben wurde — wie dies von der Mehrzahl unserer katholischen Lehrerschaft, wenn sie ohne die geistliche Bevormundung wäre, sich wohl von selbst verstanden hätte —, die Kinder bei diesem Anlässen lediglich in den Nationalfarben erscheinen zu lassen. Ferner erging durch eben dieselbe Regierung eine Verfügung, die vorschreibt, daß während des Schullehrganges zehn bestimmte Gedichte patriotischen Inhalts den Kindern beizubringen sind, weil die Regierung die Wahrnehmung machen mußte, daß der im Lehrplan vorgesehene Stoffumfang in Gedichten zum Nachteil der Pflege patriotischer Gesinnung sich immer mehr auf ultramontanes Gebiet verirrte. Auch hier ist lediglich die geistliche Schulaufsicht die alleinige Triebfeder.

Diese beiden Verfügungen wurden durch den Kreisschulinspektor Ewald zunächst mit unverkennbarer Ironie bei der Konferenz zur Verlesung gebracht, wobei die in großer Anzahl anwesenden katholischen Geistlichen (Ortsschulinspektoren) in ein höhnisches Gelächter ausbrachen. Auf dieses Gelächter leistete sich Schulrat Ewald die mehr als bedenkliche Erwiederung: „Sie lachen, meine Herren, ich vermag Ihnen dies aber wirklich nicht zu verargen!"

Für die Königliche Regierung dürfte es allmählich an der Zeit sein, allen Ernstes zu erwägen, was die geistliche unkontrollierbare Schulaufsicht für die Erziehung eines Teiles unserer Jugend an Gefahren für die Volksmoral in sich birgt; anderseits aber werden ihr (der Regierung) wohl Disziplinarmittel zur Verfügung stehen, mit denen sie Autoritätsunterminierungen ihrer Schulaufsichtsbeamten — wie die vorliegende — gebührend zu ahnden wissen wird.

Mehrere katholische Lehrer.

Soweit die Zuschrift, deren Inhalt und Ton im allgemeinen wie besonders auch in den von uns unterdrückten Stellen die außerordentlich erfreuliche Tatsache registriert, daß es noch katholische Lehrer gibt, die Deutsche sind und Deutsche bleiben wollen, und sich nicht von den Netzen des Ultramontanismus umgarnen lassen. Im übrigen spricht der Bericht für sich selbst. Man darf wohl annehmen, daß die preußische Regierung sich des Falles annehmen wird."

Welches ist der Tatbestand? In Wirklichkeit ganz harmlos.

Herr Schulrat Ewald liest bei der Konferenz am 30. Juli mit Ernst und Würde eine Reihe von Verfügungen der höheren Behörden vor. Unter ihnen ist eine, in der der Oberpräsident der Rheinprovinz bestimmt, es dürften bei Kaiserempfängen in Zukunft die Spalier bildenden Schulkinder nur noch Fähnchen in den Nationalfarben tragen, nicht andere, „wie z. B. gelb-weiß, rot-weiß u. a. m.".

Eine zweite Verfügung betraf Gedichte, die fürderhin in den Volksschulen auswendig gelernt werden sollen. Am 18. Mai dieses Jahres hatte die Königliche Regierung zu Trier einen Katalog der auswendig zu lernenden Gedichte aufgestellt. Nachträglich stellte es sich heraus, daß eine Reihe dieser Gedichte in den von der Regierung eingeführten Lesebüchern für die evangelischen wie katholischen Schulen fehlte. Herr Schulrat verlas nun eine diesbezügliche neue Verfügung an die Kreisschulinspektoren: die fehlenden Gedichte sollten den Kindern diktiert werden. Daß die Konferenzteilnehmer über beide Verfügungen lächelten, war nur zu natürlich.

Wir wollen absehen von dem gänzlichen Mangel logischen Denkens, der sich in diesem, von Haß und Hinterlist eingegebenen Wischer offenbart. Das Metier eines Denunzianten ist eben leichter erlernt als das eines klaren Denkers.

„Für die königliche Regierung dürfte es allmählich an der Zeit sein, allen Ernstes zu erwägen, was die geistliche unkontrollierbare Schulaufsicht für die Erziehung eines Teiles unserer Jugend an Gefahren für die Volksmoral in sich birgt." So urteilt man über die Hüter der Volkssittlichkeit! Wer behauptet es? Ein haßerfüllter Apostat? — Ein kirchenfeindliches Blatt, dessen Ignoranz man begreift? — Man traut seinen Augen nicht: — „Mehrere katholische Lehrer." (!!!) Also: Katholiken, — Leute, die Erzieher katholischer Kinder sein wollen, — Lehrer, die das katholische Volk mit seinem Gelde bezahlt. Pfui der Schande! — Wo sind die Beweise? — Wir verstehen da die Worte eines einfachen Mannes, der meinte, solche Lehrer müßten aus der katholischen Schule „hinausgepeitscht" werden.

Das ganze Pamphlet wimmelt von Unwahrheiten. Die hauptsächlichsten:

1. Unwahr ist, daß der ganze Vorfall etwas mit Patriotismus oder Ultramontanismus zu tun hat. In der ersten in Frage kommenden Verfügung ist von „Fähnchen in den römischen Kirchenfarben" gar nicht die Rede, wohl aber von Fähnchen in allerlei Farben. — Die zweite Verfügung, „daß während des Schullehrganges 10 bestimmte Gedichte patriotischen Inhaltes den Kindern beizubringen sind", ist nach der in der „St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung" (Nr. 216, 2. Blatt) auf einer Protestversammlung von 141 katholischen Lehrern abgegebenen Erklärung überhaupt niemals erlassen worden. Nach dem amtlichen Schulblatt des Regierungsbezirkes Trier (Juni 1907) ist obengenannter Katalog der zu lernenden Gedichte folgender:

Verzeichnis der in den Volksschulen zu lernenden Gedichte.

a) Der gute Kamerad. Einkehr. Schäfers Sonntagslied. Die Rache. Die Kapelle. Schwäbische Kunde. Das Lied vom braven Mann. Das Gewitter. Das Lied vom Feldmarschall. Heinrich der Vogelsteller. Der Wanderer in der Sägemühle. Der reichste Fürst. Reiters Morgenlied. Heil dir im Siegerkranz. Ich bin ein Preuße. Deutschland, Deutschland über alles. Die Wacht am Rhein. Ich hab' mich ergeben. Der alte Landmann an seinen Sohn. Der Mai ist gekommen. Der Mond ist aufgegangen. O wie ist es kalt geworden. Heidenröslein.

b) Des Knaben Berglied. Der blinde König. Der Graf von Habsburg. Des Sängers Fluch. Das Grab im Busento. Der Pilgrim von St. Just. Die Sonne bringt es an den Tag. Erlkönig. Hufeisen. Johanna Sebus. Muttersprache. Lützows wilde Jagd. Hoffnung (Geibel). Am 3. September (Geibel). Die Auswanderer. Die alte Waschfrau. Mein Vaterland (Hoffmann von Fallersleben). Es ist bestimmt in Gottes Rat.

Wir ordnen hierdurch an, daß in allen Schulen die unter a, in den mehrklassischen Volksschulen auch die unter b genannten Gedichte behandelt und auswendig gelernt werden.

Die Lehrpläne sind eventuell dementsprechend zu ändern.

Trier, den 18. Mai 1907.

II. Nr. 4606. Königliche Regierung,
Abteilung für Kirchen- und Schulwesen.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Vorstehender Artikel wurde schon Anfang November vorigen Jahres eingesandt, mußte aber wegen seines Umfanges stets vor dringlicherem Stoffe zurücktreten. Sein Inhalt ist in diesem Augenblick angesichts des Wechsels im Regierungspräsidium zu Trier wieder aktuell geworden.



Wie viele von diesen Gedichten sind patriotischen Inhaltes? — Aber vielleicht die fehlenden zehn? Es sind folgende: Des Sängers Fluch. Der Pilgrim von St. Just. Die Sonne bringt es an den Tag. Erlkönig. Hufeisen. Am 3. September (Geibel). Die Auswanderer. Die alte Waschfrau. Es ist bestimmt in Gottes Rat. — Also: auch unter diesen fehlenden zehn Gedichten nur ein einziges patriotisches.

Und da soll der „Stoffumfang in Gedichten zum Nachteil der Pflege patriotischer Gesinnung sich immer mehr auf ultramontanes Gebiet verirrt" haben! Wo bleibt die Wahrheit? —

„Auch hier ist lediglich die geistliche Schulaufsicht die alleinige Triebfeder." Arme Schulaufsicht! Wir wußten bis jetzt nur, daß sie da ist, um die Befolgung des von der Regierung vorgeschriebenen Schulplanes zu überwachen. Doch: Kampf der verhaßten geistlichen Schulaufsicht! Es gibt — Gott sei Dank — „noch katholische Lehrer, die Deutsche sind und Deutsche bleiben wollen, und sich nicht von den Netzen des Ultramontanismus umgarnen lassen". Drum auf zur Jagd auf das Schwarzwild — wenn das Pulver auch naß und die Büchse vernagelt ist!

2. Unwahr ist die Behauptung, daß Herr Schulrat Ewald die beiden Verfügungen „zunächst mit unverkennbarer Ironie bei der Konferenz zur Verlesung" brachte, „wobei die in großer Anzahl (8!) anwesenden katholischen Geistlichen (Ortsschulinspektoren) in ein höhnisches Gelächter ausbrachen", und „Schulrat Ewald (sich) die mehr als bedenkliche Erwiderung" leistete: „Sie lachen, meine Herren, ich vermag Ihnen dies aber wirklich nicht zu verargen."

Dagegen protestiert die Erklärung der 141 Lehrer in der „St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung" (Nr. 216, 2. Blatt, vom 14. September), sowie die von vier Lokalschulinspektoren veröffentlichte Eingabe an die Königliche Regierung zu Trier. —

Gerade hier liegt der Kern der ganzen Perfidie. „Crimen laesae majestatis bürocraticae." (Saarpost, Nr. 194). Die Regierung erläßt eine Verfügung, die Eingeweihte nur zu sehr an den „grünen Tisch" erinnert und ihnen darob ein Lächeln abzwingt. Ein lautes Lachen wäre auch kein Verbrechen gewesen. Da ist denn das Vaterland in Gefahr. Seit wann ist denn die Königliche Regierung zu Trier, Abteilung für Schulsachen, „das Vaterland"?

Das ganze Machwerk ist perfid angelegt: Anschwärzung des Vorgesetzten, verbunden mit einem Sturmlauf auf die geistliche Ortsschulaufsicht. Dreimal muß letztere herhalten — ohne inneren Zusammenhang — zur Begründung des Patriotismusmangels und des Vorherrschens des Ultramontanismus unter der katholischen Lehrerschaft.

Das führt uns auf die Fährte der „edlen" Denunzianten. Sie sind nur zu suchen unter der liberalen katholischen Lehrerschaft, den ausgesprochenen Gegnern jeder geistlichen Ortsschulaufsicht. Sie passen in die Gesellschaft der liberalen Katholikenfresserin „Leipziger Neueste Nachrichten." Sie erhalten hier gleich ihr Judaslob. —

Der liberalen „Neuen Saarbrücker Zeitung" ging in der ersten Hälfte des Monats August eine ähnliche Zuschrift von einem katholischen Lehrer zu. In dem richtigen Taktgefühle, daß die Presse nicht der Ort für Denunziationen gegen Vorgesetzte ist, gab sie, was wir allerdings nicht billigen, eine Abschrift des Eingesandt an die Königliche Regierung z. H. des Herrn Landrats weiter. Am 13. und 16. August erscheint Schulrat Dr. Berief zur Vernehmung des Herrn „Ewald und einiger Konferenzteilnehmer". Am 13. August Vernehmung des Hauptlehrers Valerius von Brebach — der schon verschiedentlich in katholikenfeindlicher Weise „rühmlich" hervorgetreten — und des Herrn Rektors Jun aus Quierschied. Die Rektoren Genwo und Meyer in Malstatt konnten wegen Abwesenheit nicht vernommen werden. Herr Rektor Jun erklärte dritten gegenüber, daß er, wie die meisten Konferenzteilnehmer, von der Bemerkung des Schulrates Ewald überhaupt nichts gehört habe. Derselbe scheidet denn auch im folgenden aus.

Das Denunziantenstück in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" beginnt: „Aus den Kreisen der katholischen Lehrerschaft geht uns unter Nennung der Gewährsmänner eine Schilderung . . . zu." Ob es in beiden Zuschriften dieselben waren, wissen wir nicht, erscheint aber höchst wahrscheinlich. Jedenfalls steht fest, daß die eben Genannten überhaupt als Gewährsmänner angegeben sind; denn warum vernimmt der Regierungsvertreter gerade sie?

Anstatt, wie Herr Rektor Jun-Quierschied, eine klare Erklärung abzugeben („St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung", Nr. 222), bringen sie mit falscher Berufung auf § 11 des Preßgesetzes eine geschraubte Berichtigung voll Wortklauberei (ebenda, Nr. 224, vom 28. Sept.), die den Denunziationsverdacht nur bestärkt. Sie rechnen es sich „zur Ehre an", „daß die „St. Johanner Volkszeitung" sie zu liberalen katholischen Lehrern stempelt", erklären es aber für unwahr, daß sie in der Zuschrift an die „Neue Saarbrücker Zeitung" und „wahrscheinlich" auch in dem Artikel der „Leipziger Neuesten Nachrichten" „als Gewährsmänner angegeben worden sind und in Frage kommen können". Die ganze Art dieser energischen Berichtigung weist darauf hin, daß sie doch mehr Kenntnis von der Denunziantensache besitzen, als ihnen lieb ist. In demselben Atemzuge, in dem sie sich selbst gegen die Denunziation verwahren, können sie es sich nicht versagen, dem verdienten Schulrate und einem Amtskollegen Verdächtigungen zu unterschieben. (!) Eigentümliche Ehrenrettung! Auch die Spezialberichtigung des Rektors Genwo-Malstatt (ebenda, Nr. 224) wegen seines an Schulrat Ewald gerichteten Schmähbriefes („Was du nicht willst" usw.) macht auf die „St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung" keinen Eindruck. Sie hält, da der Inhalt des Briefes ihr bekannt ist, ihre Behauptungen aufrecht.

Die Tragik der perfiden Denunziation ist nun Tatsache: der hochverdiente, edle Schulrat ist nach 14½ jähriger Tätigkeit im Saarrevier zum 1. Oktober ds. Js. mit finanzieller Schädigung nach Aarhaus in Westfalen versetzt worden. Der saarabische Liberalismus hat einen neuen Triumph, der zu ihm paßt, — der ihm zum Opfer Gefallene aber durch seine Abschiedsfeier („Saarpost" Nr. 219, vom 21. Sept. 1907) den Beweis unbegrenzter Liebe und Verehrung der gutkatholischen Lehrerschaft, der ihm auf der roten Erde seinen Lebensabend später noch vergolden wird.

Welche Gründe sonst noch die Königliche Regierung zu diesem auffälligen Vorgehen veranlaßt haben, ist uns unbekannt und kommt hier nicht in Betracht.

Daß sie die notorisch als Lüge und infame Verleumdung hingestellte Denunziation „mehrerer katholischer Lehrer" als äußeren Anlaß ihres Handelns nimmt, ist in unseren Augen — Blamage, weil Unterstützung völliger Disziplinuntergrabung. In einer aller preußischen Beamtentradition hohnsprechenden Weise treten aktive Lehrer, preußische Beamte, in einem außerpreußischen Blatte unter dem Schutze der Anonymität gegen ihre vorgesetzte Behörde als Denunzianten auf und verlangen von der Regierung die Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen ihren eigenen aktiven Vorgesetzten. Sie haben sogar die Dreistigkeit, der Königlichen Regierung die Stellung in der Schulaufsichtsfrage vorzuschreiben.

Bisher zierte die preußische Beamtenschaft tadellose Zucht und Ordnung. Dieselben Herren, die sich selbst eingangs ihrer Zuschrift an die „Neue Saarbrückerin" über eine Verfügung der Königlichen Regierung lustig machen, wagen in demselben Momente mit Umgehung des für jeden loyalen Beamten selbstverständlichen Instanzenweges — unter Entstellung des wahren Sachverhaltes — ihre direkt vorgesetzte Behörde desselben Vergehens zu bezichtigen. (!)

Wir fragen: Will die Königliche Regierung weiter ruhig zusehen, daß auf diese Weise an der Disziplin, der Grundfeste des preußischen Beamtentums, gerüttelt wird? Was gedenkt sie zu tun, um solch unerhörtem Vorgehen ganz energisch vorzubeugen? Die Oeffentlichkeit verlangt Aufklärung. Pflicht der Regierung in diesem Falle ist: Disziplinarverfahren gegen die feige Denunziantengesellschaft mit exemplarischer Bestrafung.

Angesichts des auffallenden Stillschweigens der Königlichen Regierung in der ganzen Sache war und ist die öffentliche Frage der Saar-Zentrumsblätter berechtigt:

Wo bleibt die Königliche Regierung, Abteilung für Schulsachen, in Trier?

Hoffentlich bringt der Wechsel im Regierungspräsidium baldige, allseits befriedigende Antwort! M. Braun.

Meine Heide im Schnee.

Nun liegt meine Heide im tiefen Schnee,
Im weißen Wintergewand,
Und der Heidehof und der Heidesee
Verschneit im schimmernden Land — —

Als einstmals ich über die Heide ging
In kosender Sommerluft,
Der Himmel voll leuchtenden Sternen hing
Und der Ried voll Blütenduft.

Und ich ging hinein in das Heidehaus,
Das Herz mit Jubel erfüllt,
Und legte den blühenden Blumenstrauß
Still vor meiner Sehnsucht Bild.

Und was ich weit draußen im Weltenglast
Verloren an Glück und Ruh,
Das heilte der Heimat heimliche Rast
Mit lindernder Liebe zu — — —

Nun liegt meine Heimat im tiefen Schnee,
Im flimmernden Winterkleid,
Und es glänzt und es glitzert der Heidesee
Durch die weiße Einsamkeit.

Und die Flocken, sie fallen so wunderweich
Herab auf den steilen Hain
Und hüllen der Heimat frommes Reich
Mit feierndem Frieden ein!

Ich aber stehe im weltfremden Land,
Vom Winter der Welt umweht,
Und denke der Heimat an Riedes Rand
Im leisen, linden Gebet.

Und möchte dahin, wo ein leichter Traum
Meiner Seele Heimat umflicht,
Wo im steilen Hof, wo im trauten Raum
Die ganze Welt für mich liegt . . .!

Eugenie Taufkirch.



Ungarn und Kroatien.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Nachdem die kossuthistische Koalitionsregierung den Ausgleich mit Oesterreich auf zehn Jahre abgeschlossen hat, will sie das Verhältnis Ungarns zu Kroatien endgültig regeln. Diese Regelung verstehen die Magyaren so, daß sie Kroatien zu einer **Provinz** Ungarns machen und dann magyarisieren wollen. Es wird dabei also die staatsrechtliche und nationale Frage aufgeworfen werden. Ihre rücksichtslose Entnationalisierungspolitik haben die Magyaren gegen alle anderen Nationalitäten Ungarns in so abscheulicher Brutalität bisher betrieben, daß man den Widerstand der Kroaten nur zu gut begreift. Aus ihr entstand denn ja auch die jetzige Krisis. Banus Graf Pejacevic wollte sich nicht zum bedingungslosen Werkzeug der Regierung Kossuth, genannt Wekerle, machen, so wurde er ersetzt durch Banus Rakodczay, der jedoch einen solch geschlossenen Widerstand im ganzen Lande fand, daß er, selbst wenn er ein genialer Staatsmann gewesen wäre, eine Beruhigung des Landes im Sinne seiner Budapester Auftraggeber nicht hätte herbeiführen können. Man hat ihn also kurzerhand abgesetzt und Baron Paul **Rauch** zum Banus ernannt.

Die Hauptaufgabe des neuen Banus ist, sich eine **unionistische** Partei zu schaffen, welche eine staatsrechtliche Union mit Ungarn im Sinne der Magyaren beschließen soll. Da der kroatische Landtag aufgelöst ist, und Neuwahlen vor der Tür stehen, wird man ja nicht lange zu warten haben, bis man weiß, ob ihm diese Aufgabe gelingt. Baron Rauch, der als rücksichtslos tatkräftige Natur geschildert wird, hofft bestimmt, daß er eine solche Partei zusammenbringt. In den kroatischen Landtag entsendet der Großgrundbesitz 30 Virilisten, die den Grundstock seiner Unionspartei bilden sollen. Angenommen — aber nicht ohne weiteres zugegeben —, daß sich diese Dreißig ihm zur Verfügung stellen, und daß er tatsächlich noch mit Hilfe der berüchtigten magyarischen Wahlmache so viele Abgeordnete für sein Programm wählen lassen kann, daß er eine Unionsmehrheit im Landtage erhält, so wird dann der Kampf erst recht losgehen, denn das in keinem anderen Staat zu findende adelige Virilistenprivilegium wird dann noch mehr als jetzt das gesamte kroatische Volk für eine Wahlreform begeistern, welche dieses ganz unerhörte Privilegium beseitigt. Aber Baron Rauch ist selbst dieser Virilisten nicht sicher. Nicht nur das Volk, sondern auch der Adel Kroatiens hat sich in den letzten Jahren immer mehr von den Magyaren abgewendet, je größer der Einfluß der kossuthistischen Unabhängigkeitspartei und des jüdischen Magyaronentums auf die Lenkung der Geschicke Ungarns wurde. Der kroatische Adel, welcher den Winter gerne in Budapest und Preßburg zubrachte, hat jetzt seine Winterresidenz in Agram und in Wien (!) wieder aufgeschlagen, und es ist noch unvergessen, daß dieser Adel mit anerkennenswertem Opfermute die kroatischnationale Presse in ihrem Kampfe gegen das Magyarentum reich unterstützte. Hat doch z. B. Graf Ivan Draskovic, der keineswegs zu den Reichsten gehört, **an einem Tage** 60,000 K der Presse gespendet. Je mehr der mongolische Adel Ungarns sich mit der Mitgift reicher Judentöchter seine Wappen neu vergoldet, desto mehr zieht sich der arische Adel Kroatiens von ihm zurück.

Da nun die ungarisch-kroatischen Ausgleichskämpfe auch auf Oesterreich einwirken müssen und damit eine erhöhte weltpolitische Bedeutung erhalten, dürfte es nicht ohne Interesse sein, die Vorgeschichte dieser Kämpfe sich ins Gedächtnis zurückzurufen.

Es dürfte genügen, mit dem Jahre 1847 zu beginnen. Damals bestand noch der **gemeinsame Landtag**, in welchem die Magyaren den Beschluß durchsetzten, daß das Magyarische die ausschließliche Amts- und Unterrichtssprache sein solle; in den „**Nebenländern**“ müsse amtlich magyarisch korrespondiert werden und das Magyarische solle in allen Schulen obligater Unterrichtsgegenstand sein. Darin liegt ja der Kern der magyarischen Entnationalisierungspolitik schon vor uns. Selbstverständlich protestierten die kroatischen Abgeordneten gegen einen solchen Beschluß und wiesen nach, daß Kroatien ein **Recht auf die kroatische Amtssprache** habe. Für dieses Recht treten sie auch heute noch dadurch ein, daß sie im ungarischen Reichstage sich ihrer Muttersprache bedienen, und der Präsident hat keine gesetzliche Handhabe, sie an der Ausübung dieses Rechtes zu hindern.

Im Jahre 1848 halfen die Kroaten die magyarische Revolution niederwerfen, aber eine staatsrechtliche Regelung des Verhältnisses zwischen Kroatien und Ungarn kam auch jetzt noch nicht zustande. Wohl beschloß der kroatische Landtag 1861 ein Gesetz, welches (Artikel 42) Kroatien das freie Verfügungsrecht über seine staatsrechtliche Stellung einräumt, und Kaiser **Franz Josef I. sanktionierte dieses Gesetz** — aber es war doch nur ein einseitig beschlossenes Gesetz, welches die Zustimmung der Magyaren nicht fand. Da im Landtage die österreichische Partei mit den Virilisten eine sichere Mehrheit hatte, forderte der Kaiser im September 1865 die beiden Königreiche auf, ihr staatsrechtliches Verhältnis im gegenseitigen Einvernehmen zu regeln, zu welchem Zwecke die sogen. Regnikolardeputationen gewählt wurden. Wortführer der Magyaren war Franz Deak, jener der Kroaten Bischof Stroßmayer. Der Krieg mit Preußen 1866 unterbrach die Verhandlungen.

Zu den unglücklichsten Folgen der Schlacht bei Königgrätz gehörte wohl die Berufung des mit den verwickelten staatsrechtlichen Verhältnissen des Kaiserstaates an der Donau ebensowenig wie mit der Nationalitätenfrage vertrauten sächsischen Ministers Herrn von Beust. Dieser Mann, der das kleine Sachsen auf falsche Bahnen gelenkt, sollte Ordnung machen in dem großen geschlagenen Oesterreich! Sein Werk ist ja die Zerreißung der Habsburgermonarchie, der Dualismus. Die magyarischen Liberalen schlossen mit den deutschen Liberalen den Ausgleich, an dem der Staat hätte zugrunde gehen müssen, wenn er nicht so unverwüstlich wäre. Man beging dabei den großen Fehler, daß man das staatsrechtlich selbständige (und stets österreichfreundliche) Kroatien von den Ausgleichsverhandlungen fernhielt, obwohl Ungarn vorher niemals Verträge ohne die Vertreter Kroatiens abgeschlossen hatte. Es wäre auch sicherlich im Interesse Oesterreichs gelegen gewesen, Kroatien zu den Verhandlungen beizuziehen, denn Kroatien wäre

nie dafür zu haben gewesen, daß die Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien einverleibt worden wären in Ungarn, wie es die Delegationen taten, indem sie die „Unverletzlichkeit der Länder der Krone des hl. Stefan" anerkannten. So spielt auch das heute österreichische Kronland Dalmatien in die kroatische Frage hinein, und Ungarn wird, wenn es erst Kroatien verschluckt hat, auch offiziell Anspruch auf Dalmatien erheben, schon um einen ausgedehnten Besitz am Meere zu haben, von dem es heute ausgeschlossen ist trotz Fiume. Als es dann 1867 nach dem Abschlusse des ersten österreichisch-ungarischen Ausgleiches zur ersten Königskrönung in Budapest kam, nahmen die Kroaten an diesem Feste nicht teil, denn ihr Landtag hatte erklärt, daß er erst dann Delegierte zur Krönung schicken werde, wenn vorher die Regnikolardeputationen das staatsrechtliche Verhältnis mit Ungarn endgültig geregelt hätten.

Darauf wurde der kroatische Landtag aufgelöst, Baron Levin Rauch zum Banus ernannt. Die magyarische Regierung oktroyierte den Kroaten eine Wahlordnung auf und machte auf magyarisch die Neuwahlen, so daß die national-kroatische Opposition auf 13 Mann zusammenschrumpfte. Die adeligen Virilisten stellten sich dem Banus zur Verfügung: ein magyarenfreundlicher Landtag war geschaffen. Die Opposition protestierte gegen die Ungesetzlichkeit der oktroyierten Wahlordnung und gegen den infolgedessen auch ungesetzlichen Landtag, an dessen Verhandlungen sie daher nicht teilnahm. Es wurde eine neue Regnikolardeputation gewählt, die zum großen Teil aus neuernannten Beamten (!) bestand, Präsident war ein königlicher Finanzbeamter, Schriftführer ein königlicher Staatsanwalt, nur der Henker fehlte. Also lauter abhängige Leute. Nur die Grafen Pejacevic und Jankovic konnten einigermaßen als selbständige Männer gelten. Diese Regnikolardeputation brachte 1868 einen Ausgleich zustande, der natürlich den Magyaren entsprach, vom kroatischen Volke aber nie anerkannt wurde; er wurde Gesetz, aber die Kroaten erkennen es bis heute nicht an, weil es von einem ungesetzlichen Landtage beschlossen wurde.

Wenn sich nun die ungarische Regierung streng an diesen Ausgleich gehalten hätte, würde es nicht zu den jetzigen heftigen Kämpfen gekommen sein. Die Kroaten behaupten, der Ausgleich von 1868 sei ein Vertrag, mit welchen zwei selbständige, gleichberechtigte Völker freiwillig eine Staatsgemeinsamkeit eingegangen sind; die Magyaren behaupten, der Ausgleich bedeute den Einheitsstaat. Die Kroaten berufen sich auf den Wortlaut des § 1 des Ausgleichsgesetzes, den wir wörtlich anführen müssen: „Für das Territorium des Königreiches Ungarn gilt die magyarische Sprache als Staatssprache; für das Königreich Kroatien, welches eine politische Nation mit einem besonderen Territorium ist, besteht als Staatssprache ausschließlich die kroatische Sprache." Hier sind Ungarn und Kroatien als gleichberechtigte Königreiche mit verschiedener Staatssprache anerkannt. Die Sprachenfrage wird in den folgenden Bestimmungen dahin geregelt, daß „im ganzen Umfange der Königreiche Kroatien und Slawonien sowohl in Gesetzgebung und Justiz, wie in Verwaltung die Dienstsprache das Kroatische ist" und daß selbst „für die Organe der gemeinsamen Regierungen die kroatische Sprache innerhalb der Grenzen der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien die Dienstsprache ist". Diese gesetzlichen Bestimmungen sind für die Ursachen der jetzigen Krisis von besonderer Wichtigkeit. In den §§ 6—10 des Ausgleiches sind jene Ressorts verzeichnet, welche als gemeinsam zu gelten haben, und unter diesen ist die Gesetzgebung bezüglich des Eisenbahnwesens ausdrücklich genannt. Daraus folgt, daß die Eisenbahnämter in Kroatien gemeinsame Aemter sind und daß nach den oben angeführten Gesetzesbestimmungen des Ausgleiches für diese Aemter innerhalb der kroatisch-slawonischen Grenzen das Kroatische Amts- und Dienstsprache ist. Nun hat bekanntlich die ungarische Regierung dekretiert, daß auf den Staatsbahnen in Kroatien Magyarisch die Amtssprache sei, und um dafür einen Scheinrechtsgrund zu haben erklärt sie, daß die Eisenbahnen Privatunternehmungen des ungarischen Staates, also keine gemeinsamen Unternehmungen seien, was wieder mit den obigen ausgleichsgesetzlichen Bestimmungen im schreiendsten Widerspruche steht.

Es gibt in Kroatien keine Partei, welche an der Einschränkung des Geltungsgebietes der kroatischen Sprache rühren ließe, und indem die magyarische Regierung diese nationale Frage anrührte, in der leicht erkenntlichen Magyarisierungsabsicht, rief sie die antimagyarische Strömung zu neuem Kampfe auf. Die Kroaten werden nie zugeben, daß Kroatien mit Ungarn ein Einheitsstaat sei oder werde. Ihr Verhältnis zu Ungarn ist vom Anfange an ein föderalistisches gewesen und noch heute schwört der König im Krönungseide, nicht nur Ungarns, sondern auch der Königreiche Kroatien und Slawonien Rechte in Kraft zu erhalten, zu beschirmen und zu wahren.

Nun ist man natürlich in Kroatien — und in der gesamten Monarchie — aufs höchste gespannt, mit welchem Programm Baron Paul Rauch, des ersten Ausgleichsbanus Levin Rauchs Sohn, die kroatische Landesregierung antreten wird. Wenn auch — und ganz besonders jenseits der Leitha — Regierungsprogramme nur zu oft dazu da sind, um nicht befolgt zu werden, so wird das Rauchsche Banusprogramm doch bei den Neuwahlen eine große Rolle spielen und entscheidend sein für die Haltung der adeligen Virilisten. Wie sich nun auch die Wahlbewegung unter der Leitung des sehr selbstbewußten und autokratischen neuen Banus, der auf keines der in Ungarn gebräuchlichen Wahlbeeinflussungsmittel verzichten wird, gestalten mag, so ist doch das Eine tote Gewißheit, daß die Aufrollung des nationalen Sprachenkampfes in Kroatien Kossuths unvorsichtigste Tat war — ihm als Handelsminister unterstehen die Eisenbahnen —, zu der er sich von einem Manne verleiten ließ, den die Kroaten Kossuths bösen Geist nicht mit Unrecht nennen: von dem Staatssekretär Szterenyi, der diesen magyarischen Namen um einen Fünfzigkreuzerstempel für den jüdischen Namen Stern eingehandelt hat. Banus Rauchs Programm hat die Billigung der Krone erhalten, sonst wäre er nicht Banus geworden. Wird das Volk diese Ernennung sanktionieren?

* * *

Am 15. Jänner hat Banus Baron Rauch seinen Einzug in Kroatiens Hauptstadt gehalten. Hatte sein unmittelbarer Vorgänger Rakodczay seine Freude daran, daß er unbehelligt nachts das Agramer Banalpalais beziehen konnte, so wollte Baron Rauch bei hellichtem Tage unter allem Pompe seinen Einzug halten. Die Kroaten haben ihm aber einen Empfang bereitet, der weder pomphaft noch fein war, dafür aber der magyarenfeindlichen Stimmung des Volkes deutlich Ausdruck gab. Unter lärmenden Demonstrationen, Pfuirufen und Pfeifen, unter einem Hagel von faulen Eiern und Tüten voll Insektenpulver fuhr der Banus mit starker Polizeibedeckung in das Rauchsche Familienpalais. Den Weg zum Banalpalais sperrten ihm dichte lärmende Volksmassen ab.

Vor dem geladenen Beamten entwickelte am nächsten Tage Banus Baron Rauch sein Programm, welches bei allen Parteien enttäuscht hat. Von den in der magyarischen Presse angekündigten Konzessionen ist nichts darin zu finden. Den Sprachenstreit der Eisenbahnen will der Banus den Regnikolardeputationen überweisen, und die angekündigte Revision des Ausgleiches von 1868 ist nichts anderes als das Zugeständnis eines Rechtes, welches Kroatien längst besaß. Es soll nämlich dem „Sabor" (Landtag) durch den Banus von der ungarischen Regierung das Recht erwirkt werden, selbständig Umlagen einzuführen und Anleihen zu produktiven Investitionen aufzunehmen, ein Recht, welches im Ausgleichsgesetze von 1868 bereits enthalten ist und bisher von den Magyaren dem Sabor nur vorenthalten wurde. Mit solchen „Konzessionen", welche höchstens als Rückzug des magyarischen Fanatismus aufgefaßt werden können, wird Banus Baron Rauch kein Glück haben. Sein Programm ist also keineswegs geeignet, Kroatien den Frieden zu bringen, im Gegenteil: der wildeste Kampf wird sein Erfolg sein.

Glücksgärtlein.

Wenn du ein Glückesgärtlein hast,
Lad' keinen Fremden drein zu Gast.
Das Paradies gehörte zwei'n,
So ließ es Gott von Anfang sein.

Für einen Mann und eine Frau
Schuf Gott die Paradiesesau.
Daß sie darinnen glücklich sind
Als Gottes Kind mit Gottes Kind.

M. Herbert.



Kathol. Gemeinschaftsbewußtsein.

Vom Herausgeber.

In Nr. 3 der Literarischen Beilage der „Augsburger Postzeitung" (vom 17. Januar 1908) wird „Eine literarische Gewissenserforschung" angestellt, auf deren mannigfache persönliche und sachliche Beziehungen hier nicht näher eingegangen werden soll. Der Verfasser des Artikels bekennt übrigens ausdrücklich, daß er die „literarische Noblesse" des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" persönlich zu erfahren Gelegenheit hatte. Der Herausgeber glaubt dem Grundsatze, Polemik im eigenen Lager aus den Spalten dieser Wochenschrift so lange auszuschalten, als nicht wichtige höhere Interessen der gemeinsamen Sache in Frage stehen, nach Kräften treu geblieben zu sein, glaubt auch von Freund und Feind wenigstens das Zeugnis beanspruchen zu dürfen, daß er in den verschiedensten Stellungen, in denen er seit fast drei Jahrzehnten für die katholische Sache gestrebt und gestritten, keinen Gedanken höher gehalten hat als das — katholische Gemeinschaftsbewußtsein, in welchem er geradezu sein Lebensziel erblickt. Er tat dies auch zu einer Zeit, als andere, sei es auf religiösem oder politischem, sei es auf literarischem oder künstlerischem Gebiete, zentrifugale Strömungen, Separationen, Sezessionen, Gruppenbildungen entweder selbst anstrebten oder direkt und indirekt unterstützten und förderten. Den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" legitimiert seine ganze Tradition und Vergangenheit, wenn er belehrender Winke über das katholische Gemeinschaftsbewußtsein, und seien dieselben auch in die zarteste und verbindlichste Form gekleidet, in aller Höflichkeit entraten zu können glaubt.

Die „Allgemeine Rundschau" hat sowohl über die bekannte geschmacklose und unwürdige Reklame des „Morgen" als auch über die gegenseitigen Erklärungen des bisherigen Herausgebers der „Gottesminne" und des heutigen Herausgebers von „Ueber den Wassern" die Debatte endgültig geschlossen. Von seinen Freunden erwartet der Herausgeber zuversichtlich, daß sie ihm Glauben schenken, wenn er versichert, daß ganz besonders auch in der Angelegenheit des „Morgen", welcher das ehrwürdige Kleid des heiligen Franziskus zu einer abstoßenden Geschäftsreklame mißbrauchte, lediglich die Rücksicht auf das katholische Gemeinschaftsbewußtsein seine Schritte geleitet hat. Es standen in diesem Falle Interessen auf dem Spiele, welche durch persönliche Rücksichten nicht beeinflußt werden durften.

Niemand würde sich herzlicher und aufrichtiger freuen als der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", wenn männiglich sich mit ihm zusammenfinden wollte in dem jahrzehntelang betätigten zielbewußten Streben, die fruchtbaren geistigen Kräfte im katholischen Lager zu sammeln, wirkliche und scheinbare Gegensätze und Abweichungen zu überbrücken, der notwendigen und nützlichen Kritik an literarischen und künstlerischen Leistungen bei aller Wahrheit, Offenheit und Ehrlichkeit doch stets den Tropfen echten, herzlichen Wohlwollens beizumischen, der jede Bitterkeit lindert und keinen Stachel der Verärgerung und Gereiztheit zurückläßt. Auf diesem Gebiete ist in neuerer Zeit auf katholischer Seite oft und schwer gefehlt worden. Bewährte, anerkannte Vertreter der christlichen Literatur und der christlichen Kunst, deren Werdegang dornenvoller war, als die Jüngeren auch nur ahnen mögen, haben unter einer nicht immer wohlwollenden, nicht immer maßvollen Kritik schwer zu leiden gehabt. Der gesunde Grundsatz, daß auch die beste Tendenz ohne künstlerische Qualitäten kein Kunstwerk begründet, wurde durch einseitige individualistische Uebertreibung und Abgrenzung der Kunstforderungen manchmal ins Unnatürliche verzerrt. Man war gegen Talente des eigenen Lagers strenger und abweisender als gegen Fremde und grundsätzliche Gegner, ließ Könner im eigenen Revier links liegen und sandte über den nächsten Gartenzaun begeisterte Dithyramben. So ist vieles geworden, was heute beklagt wird. So sind auch Separationen entstanden, die eher heute als morgen beseitigt werden sollten. Wenn jemand an das katholische Gemeinschaftsbewußtsein appelliert, wird er bei dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" niemals vergebens anpochen. Aber diejenigen, welche bisher die erbarmungslose kritische Feder am schärfsten spitzten und in fürchterlicher Musterung ihr Lebenselement zu erblicken schienen, werden doch wohl kaum an sich selbst mimosenhafte Empfindsamkeit entdecken und Schonung heischen, wenn sie irgend einmal in bedingter Form an ihre Sterblichkeit erinnert werden.

Winternebel.

Der Nebel legt sein grauzerfetztes Tuch
Um Wald und Flur mit stummem, bangem Schweigen.
Im feuchten Schilfe flüstert das Gespenst,
Ringsher die Weiden zitternd sich verneigen.

Der Farben Einerlei malt um den Bach
Der Schwermut Bilder, düstergrau gezogen.
Die hohe Silberpappel schweigt und friert.
Ich steh gedankenvoll am Brückenbogen — —

Was suchst du, Herz? Dein Sehnen geht nach Licht,
Nach gold'nem Blütenregen, Knospenspringen?
Laß Zeit! Nach nebeldüst'rer Sorgenzeit
Wird jauchzend deine Sehnsucht lichtwärts dringen.

Hans Besold.

Ein Frauenleben der Renaissance.

Von Dr. Luzian Pfleger, Straßburg.

Il y a fagots et fagots, läßt Molière eine seiner beliebtesten Gestalten sagen. Man kann das variieren: Es gibt Bücher und Bücher. Die einen verschlingt man, und die anderen legt man gähnend beiseite. Nur wenige liest man zwei oder mehrere Male. Die gehören zu den guten. Sie sind selten.

M. Herberts „Vittoria Colonna" gehört in diese Kategorie. Seltsam, daß so ein Buch auf dem Büchermarkt fast unbeachtet liegen blieb. Diejenigen, die kaufen, auch die Ernsten, Stillen, bemerkten es nicht. Nicht ohne Wehmut las ich die Selbstanzeige, welche die Verfasserin vor Weihnachten in dieser Zeitschrift erscheinen ließ. Jetzt, nachdem ich ihr Werk mehrmals und immer mit steigender Freude und Ergriffenheit gelesen, verstehe ich, daß es sie drängte, angesichts des unerklärlichen Schweigens der Oeffentlichkeit, die lesende Menschheit auf das Kind ihrer Muse hinzuweisen. Das, worin ein eigener Teil der Seele festgebannt ist, sieht man nicht gerne dem Staub und den Motten preisgegeben. Sehnsucht erweckend soll es durch die unruhevollen Scharen gehen, Sehnsucht nach allem Hohen und Heiligen, das über den grauen Niederungen des Alltags schwebt.

Die zwei, deren innere Geschicke das Buch uns mit seltenen Kraft offen legt, Vittoria Colonna und Michelangelo, waren Höhenmenschen. In langem Ringen mit sich und der Welt sind sie es geworden. Sie waren Renaissancecharaktere im edelsten Sinne des Wortes. Für den Kulturhistoriker und den Völkerpsychologen gibt es kaum eine merkwürdigere und kompliziertere Menschheitsepoche als die Zeit des italienischen rinascimento mit ihren klaffenden Gegensätzen, ihrem Ringen zweier aufeinanderstoßenden Weltanschauungen. Alles reizt zur Betrachtung, zum Sichversenken in längst verschwundene Zeiten, deren Erben wir sind: Literatur und Kunst, vor allem die Menschen, in denen die reiche Zeit sich widerspiegelt. In Deutschland hat F. X. Kraus Vittoria Colonna weiteren Kreisen vorgestellt. Die kühle Feder des geistvollen Gelehrten, dessen innerstes Wesen sich zu der hoheitsvollen Römerin hingezogen fühlen mußte, hat uns einen feinsinnigen Essay über sie geschenkt; schon früher hat der Historiker A. von Reumont sie in einem geschichtlichen Werke bekannt gemacht.

M. Herbert läßt uns in die Seele Vittoria Colonnas blicken. Es muß wohl stimmen, daß nur eine Frau mit vollendeter Feinheit uns ein so subtil zu behandelndes Seelenleben wie das der Vittoria Colonna entwirren kann. Und daß diese Frau eine kraftvoll männliche Feder führt, gereicht der Schärfe der Zeichnung nicht zum Nachteil. Die tiefgehende Beurteilung und Wertschätzung des Künstlers Michelangelo verrät viel männlich sicheres Empfinden und mehr als gewöhnliches Verständnis, während der Mensch Michelangelo in seinen durch Seelengröße geadelten Beziehungen zu Vittoria nur durch eine fein empfindende Frauenseele uns in so charakteristischer Weise vorgeführt werden konnte. Manche Partien verraten höchste Meisterschaft in psychologischer Darstellung. „Ein Lebensbild aus der Zeit der Hochrenaissance" nennt die Verfasserin ihr Werk. Ihre Aufgabe erblickte sie nicht etwa darin, auf Grund der erreichbaren Quellen eine sogenannte historische Monographie mit getreuer Zeichnung des bedeutsamen zeitgeschichtlichen Hintergrundes zu verfassen. Die geschätzte Autorin ist doch zu sehr Künstlerin, als daß sie

sich mit der trockenen Leistung des Fachhistorikers begnügt hätte. Sie wollte ein literarisches Werk geben, in dem die Entwicklung des Seelenlebens der bedeutendsten Frau der Hochrenaissance in freier, künstlerischer Form, auf das engste verwoben in das bunte, reichgemusterte Kulturbild des zeitgenössischen Italien, zur Darstellung gelangt. Etwa in der vornehmen, freien Weise, wie Graf Gobineau uns die Renaissancemenschen in seinen dramatischen Szenen gezeichnet hat, nur mehr in der Form epischer Prosa. Der nüchterne Forscher fragt sich zunächst, ob das Zeitkolorit getreu festgehalten ist, ob die eingestreuten Charakteristiken führender Persönlichkeiten — viele sind kleine Kunstwerke — den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Er wird diese Fragen im allgemeinen bejahen. Bei aller Gewissenhaftigkeit in der unentbehrlichen Schilderung des Milieu gehen die Hauptpersönlichkeiten nicht darin unter, Vittoria und Michelangelo, der nach dem Tode des Marchese Pescaro — des Gemahls Vittorias — in so merkwürdiger Weise in den Gesichtskreis der hohen Frau tritt. Jakob Burckhardt, der berühmte protestantische Geschichtsschreiber der Renaissance, hat Vittoria Colonna eine Heilige genannt. Auch diese Seite ihres Wesens ist von M. Herbert gebührend berücksichtigt, aber so, daß auch dem anziehenden, rein Menschlichen seine volle Bedeutung gewahrt bleibt. Sie tritt uns menschlich näher. Ihr großes, reines, leidvolles Frauenleben, das unentwegte Gottsuchen, ihre stetig fortschreitende, sittliche Läuterung erhebt und ergreift uns.

Ein ernstes, reiches Buch für reife Leute, die sich nicht pharisäisch entrüsten über den Freimut, mit dem hier und da an maßgebenden kirchlichen Persönlichkeiten der Zeit berechtigte Kritik geübt wird; ein Buch, das von höchstem sittlichen und religiösen Ernst durchweht ist und das in dunklen Stunden manchem ein lieber Tröster werden kann.

Aus innerem Bedürfnis heraus, nicht der schablonenhaften Pflicht des Rezensenten genügend, gebe ich dies bescheidene Geleitwort dem köstlichen Buche unserer Schriftstellerin auf den Weg. Nur schade, daß es in so ärmlichem Gewande Einlaß begehrt. Festtagsbücher sollen festtäglich erscheinen — und nicht soviele Druckfehler haben.

Münchener Kunst.

(Winterausstellung der Sezession.)

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Die kurz vor Neujahr eröffnete Sezessionsausstellung bietet dieses Mal, wie auch im vorigen Winter, Werke von nur drei Meistern statt vieler, und ermöglicht so deren Studium bis ins einzelne. Es sind der in jugendlichem Alter leider dahingeschiedene Philipp Klein, ferner Charles Tooby und Albert von Keller.

Klein, der erst Offizier werden wollte, ist statt dessen unter die Maler gegangen, hat sich ohne Lehrer ausgebildet und in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Wirkens reichste Erfolge erleben dürfen. Er war Mitglied der Münchener nnd Berliner Sezession. Im Alter von 36 Jahren ist er 1907 gestorben. Mit ihm verlor die Kunst einen hochbegabten, fruchtbaren und hoffnungsvollen Vorkämpfer. Mit hervorragender Vollendung impressionistischer Art schilderte er Menschen, Tiere, Landschaften, Stilleben. Er besaß eine vorzügliche Gabe der Komposition, die ihn befähigte, die einzelnen Elemente seiner Kunst zu harmonischen Gebilden zu verschmelzen. In der Stoff- und Gewandmalerei, nicht minder in der Schilderung porzellanener, metallener und ähnlicher Gegenstände, auch von Blumen hat Klein Bedeutendes zu leisten verstanden. Nicht minder war er ein trefflicher, gelegentlich den großen Franzosen fast ebenbürtiger Aktschilderer. Wie er die Tiermalerei zu beherrschen verstand, zeigen mehrere an Liebermannsche Meisterschaft gemahnende Reiterstudien. Die ausgestellten Bilder sind alle aus neuesten Zeiten. Vielleicht gelingt es gelegentlich, von dem bedeutenden Schaffen Philipp Kleins noch eine vollständigere Anschauung zu geben.

Bleibt er für uns immer ein Werdender, dessen weitere Entwicklung sich vorzustellen der Phantasie überlassen ist, so steht Charles Tooby als ein Vollendeter vor uns. Zwar ist das Gebiet seiner Stoffe nicht eben groß, es umfaßt im wesentlichen die Landschaft, die Tierschilderung und das Stilleben. Aber dafür ist er in diese Gebiete aufs tiefste eingedrungen und versteht ihnen die intimsten Reize abzugewinnen. Mit urkräftiger Farbengebung, deren satte Töne er in prächtige Harmonie bringt, zeigt Tooby, wie er die Landschaften im bayerischen Moose oder die Wiesen Englands zu sehen weiß. Bravourstücke in dieser Richtung sind u. a. „Wind und Sonne" (1901) mit schwerem, zerfetztem Gewölk oder die feingrüne „Landschaft Epsom" (1898). Von großem Interesse ist es ferner, zu sehen, was das lebende und das tote Tier Toobys künstlerischem Sinne offenbart. In letzterer Beziehung ist ihm jedes Geschöpf recht. Ganz hervorragend sind z. B. Toobys Schilderungen von Kühen und Pferden im Stall und auf der Weide, seine prachtvoll beobachteten Raubtiere, unter denen diesmal namentlich ein schlafender Tiger und eine große Löwin mit ihren Jungen imponiert. Mit besonderer Vorliebe schildert er tote Tiere. Ein Bild, das jeden aufs lebhafteste interessieren muß, ist die „Strecke beim Förster" (1904). Von wundervollem Reiz ist „Der tote Fischreiher" (1907) mit seinem herrlichen graublauen Gefieder.

Mit den beiden soeben besprochenen Künstlergestalten hat die dritte keinerlei Verwandtschaft. Albert von Keller ist eine aufs schärfste für sich allein ausgeprägte Persönlichkeit, lediglich auf sich und den eigenen Ideen unerschütterlich beruhend, Einflüssen anderer Kunstrichtungen von Anfang her unzugänglich. Unbeirrt hat Keller, seit er sich anfangs der 70er Jahre zur Geltung zu bringen wußte, seinen Weg geradeaus verfolgt, und jedes seiner Werke, bis zu denen der neuesten Tage, zeigt, wie er rastlos weiter strebt und sich entwickelt. Unermüdlich schafft er sich neue Probleme, neue Gestaltungen seiner Lieblingsthemata, und es scheint, als wäre die Phantasie unerschöpflich, mit der er beispielsweise der „Kreuzigung", der „Auferweckung der Tochter des Jairus", dem „Parisurteil" und anderem immer neue Seiten abzugewinnen weiß, oder mit der er die Gestalt der modernen Weltdame in tausend Variationen wiedergibt. Dazu eine immense Technik, die vor allem im Kolorit ihre höchsten Triumphe feiert. Unlängst habe ich an dieser Stelle bei einer Betrachtung über Gebhard Fugel auf den Unterschied zwischen religiöser Malerei und der Malerei religiöser Stoffe hingewiesen. Kellers Art erfüllt nach meinem Empfinden nur die Bedingungen der letzteren Gattung, diese allerdings in einer Vollendung, wie sie nur wenigen beschieden gewesen ist. Das sieht man am deutlichsten den Kreuzigungsbildern an, deren glänzende Eigenschaften gleichwohl nicht ausreichen, um auch nur einem von ihnen den Platz auf einem Altare zu sichern. Bei vielen von ihnen hindert schon die Hervorhebung des visionären Elementes, das Keller so besonders liebt, sie als Andachtsbilder anzusprechen. Im übrigen dürften solche Themata, durchzittert von Nervosität, ja bis zur Perversität gesteigert, kaum von einem mit solcher überzeugenden Gewalt, solchem das Urteil bestrickenden Reiz gemalt worden sein wie von Keller. In hervorragendstem Maße aber ist dies der Fall bei der Art, wie er die Dame der großen Gesellschaft zu schildern weiß. Nicht ihre Seele, aber ihr Dasein inmitten einer überfeinerten Kultur, ihre Erscheinung, die nur innerhalb raffinierten Milieus und knisternder Seidengewänder denkbar ist. Die koloristischen Reize dieser Schöpfungen sind einfach unübertrefflich. Als hervorragendes Beispiel sei nur das Bildnis der Frau von Kühlmann (gemalt 1889) herausgegriffen, mit der wundervollen hellsilbergrauen Toilette gegen den dunkelviolettgrauen Hintergrund, der die Tapete eines kostbaren Zimmers andeutet. Die Hintergründe sind bei den Kellerschen Porträts niemals bloße Zutat, sondern gehören auch geistig aufs engste zur Charakteristik der dargestellten Persönlichkeit, wie die Begleitstimme in der Musik zur Melodie. Endlich sei noch der Bilder gedacht, in denen Keller die Hochkultur antiken Lebens prickelnd zu schildern weiß. Das Ganze ist eine Sammlung von so großem Interesse, daß man ihre Ausstellung nur aufs lebhafteste begrüßen kann.

Altes und Neues aus Tirol.[1]

Eine Natur- und Kunstbetrachtung.

Von Olga Putz.

Tirol hat eine reich veranlagte Bevölkerung, deren reges Schaffen vollste Berücksichtigung verdient. Als reife Früchte solch emsiger Tätigkeit auf allen Gebieten grüßen uns neben den prächtigen Baudenkmalen untergegangener Zeitalter die Wunder modernster Technik, neben den alten Kunstwerken der Malerei und der Skulptur blühen stolz die Leistungen der jungen Künstlergeneration; neben den liederreichen Minnesängern aus vergangenen

[1] Vgl. auch den Aufsatz unter dem gleichen Titel von derselben Verfasserin in Nr. 42, S. 594 ff. des Jahrganges 1907.



Jahrhunderten, einem Oskar von Wolkenstein, einem Walther von der Vogelweide, stehen im Ruhmeskranze die Dichter der Neuzeit — ich gemahne an Hermann von Gilm und Adolf Pichler — und neben den bescheideneren Werken des Kunstgewerbes von einst sind die mannigfachsten, und ich darf kühn sagen: unsterbliche Schöpfungen künstlerischer Industrie erwachsen.

Ein Gang durch das Bozener Museum mit seinen kunstgewerblichen Arbeiten aus alter Zeit und ein Gang durch die Bozener Gewerbehalle mit ihren Schätzen aus neuer Zeit zeigen uns den Fortschritt und den hohen Aufschwung, den die kunstgewerbliche Produktion durch die trefflich eingerichteten und geleiteten Fachschulen, die im ganzen Lande bis in die entlegensten Täler verstreut sind, genommen hat.

Da liegen vor uns ausgebreitet alle Sorten von Geweben, begonnen bei der einfachsten „Tirolerborte" bis zu den kostbarsten Seiden- und Goldbrokaten. Unter Glas geschützt sind wunderbare Spitzen, teils geklöppelt, teils Nadelarbeit in Venetianer Technik, dann wieder irische Häkelspitzen in Zeichnung und Ausführung von zartester Feinheit, größtenteils Erzeugnisse der Schulen von Proveis — einer deutschen Sprachinsel auf einsamer Höhe drüben im Welschland —, vom duftigsten Silberfiligranschmuck bis zum edelstilisierten Schmiedeeisen, von den saubersten Holzarbeiten zum praktischen Hausgebrauch bis zur prunkvollen Bilderschnitzerei für kirchliche und profane Zwecke überblicken wir das ganze Gebiet eines vielgestaltigen, ungemein reichen, kunst- und kunstgewerblichen Schaffens.

Ich muß hier ein warmes Erinnern an den in Meran 1878 geborenen Kunstschnitzer Hermann Steiner einschalten, der, einer Bildhauerfamilie entsprossen, die Rechte studierte, daneben aber aus sich selbst heraus, ohne alle Anleitung zum wirklichen Künstler sich emporgearbeitet und mit seinen Werken einen berechtigten Weltruf errungen hat.

„Der jugendliche Meister" ist zum Führer geworden auf dem Gebiete der Holzschnitzerei, die durch ihn in vollkommen neue Bahnen gelenkt wird.

Die Erfolge, von denen seine Werke in der alten wie neuen Welt begleitet waren — 1904 ist er als offizieller Vertreter seiner Heimatkunst in Amerika gewesen, wo er auf der Weltausstellung in Saint Louis mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde —, brachten ihn auf den Gedanken, gründlich umgestaltend auf diesen Zweig der Kunstindustrie einzuwirken. Diese von Steiner erstrebte neue künstlerische Aera soll der allgemeinen Marktware echte Kunstschöpfungen gegenüberstellen.

Mit der ganzen ihm eigenen Energie trachtet er diesem Ziele zu. Er sammelt talentierte Leute um sich, die er zu Trägern seiner Ideen macht, indem er sie durch eine äußerst einfache Lehrmethode ohne den hergebrachten Ballast grauer Theorien und endloser Vorstudien mitten hinein ins interessante Schaffen führt.

In welchem Sinne er dies letztere auffaßt, lehrt ein Gang durch seine Werkstätte in Meran an der Passerpromenade.

An plastische Darstellungen im Hochrelief: Defreggers Bilder aus den Befreiungskriegen, Adolf Menzels „Flötenkonzert" und eigene große Kompositionen, von denen ich nur „Das Ringen in Tirol" nenne, reihen sich kleinere Werke: Szenen aus dem Tiroler Leben in Haus und Familie, ferner herrliche Frauen-, Männer- und Kinderköpfe, teils Heimattypen, teils solche aus der höchsten Adelsgesellschaft, Porträts voll Geist und Leben. — Ihm zur Seite arbeitet seine Schwester Antonie, die sich auf dem Gebiete der religiösen Kunst mit ihren feinempfundenen und wundersam durchgeführten Holzplastiken einen Namen gemacht hat.

Eine ähnliche Gestalt wie Steiner, d. h. Autodidakt, ist auch Peter Dorner, der „Schlangenschmied" von Waldberg aus dem Pustertal, dessen kunstvolle Schmiedearbeiten berechtigtes Aufsehen erregen. Er wird mit dem Beinamen „Schlangenschmied" belegt, weil er hauptsächlich Schlangen aus Eisen bildet und mit ihnen dann alle möglichen kunstgewerblichen Artikel schafft.

Welch weites Gebiet beherrscht sodann in Tirol die Marmorindustrie und ihre vornehmste Tochter, die Bildhauerkunst!

Ein künstlerisch gestaltender Geist ist neuerdings veredelnd ins Volk gedrungen und hat Männer wie Frauen zur Lösung hoher Aufgaben befähigt.

Bei allen politisch sozialen Kämpfen, die auch in Südtirol die Gemüter gegenwärtig und künftig bewegen werden, bleibt ein unschätzbarer Hort die Tatsache, daß neben den hohen Künsten auch jene schlichteren werktätiger Hände stehen, die von so tiefgehender Bedeutung für die Erziehung des einzelnen wie der Gesamtheit sind. Diese intensive Beschäftigung mit der künstlerischen Industrie verinnerlicht das Gemüt, führt zu Charaktergeschlossenheit, zu Ernst und Bescheidenheit. — Auf dem Kunst- und kunstgewerblichem Gebiete hat sich das Wesen des Tirolers auch freigemacht von jener gewissen Schwerfälligkeit, die ihn häufig abhält, zwischen dem Althergebrachten und den vielumstrittenen Forderungen einer neu orientierenden Zeit das richtige Gleichgewicht zu halten.

Der tatkräftigen Umschau im weiten Reiche künstlerischer Bestrebungen verdankt der Tiroler auch die segensreiche Umstimmung seiner konservativen Art zum Fortschrittlichen auf dem Gebiete der Verkehrstechnik. Kühne Bergbahnen aus jüngst vergangener Zeit bestätigen diesen geistigen Aufschwung und Anschluß an die modernen Weltanschauungen. Ich erinnere an die Linie von Oberbozen, der Mendel, an die Vintschgauer Bahn und auch an die Trasse nach Kaltern. — Wo im Ueberetscher Gebiet die Schätze des Landes: Obst und Wein mühsam auf staubiger, sonnenbeglühter Landstraße fortgeschafft wurden, dort vermittelt jetzt der Schienenstrang den Handel.

Das naturfreudige Gemüt wird darob freilich oft mit Trauer erfüllt, denn manch idyllischer Ruhepunkt ist zerstört, manch intimer Reiz der Landschaft verloren gegangen.

Wir verlassen deshalb auch gerne die Endstation St. Anton, von der aus wir durch eine kühn angelegte Drahtseilbahn in kürzester Frist zum Gipfel der Mendel emporgetragen werden, zu dieser Hochwarte Südtirols, von der man über fruchtreiche, burg- und kapellengekrönte Vorhügel, die träumerische Waldseeen umschließen, eine so köstliche Ausschau genießt. — Hier vergißt man auch alles eitle Weltgetriebe — wie erlöst von schwerem Erdendruck spannt die „Seele weit ihre Flügel aus". — Ich setze mich in der Franz Josef-Hütte, einem Aussichtspavillon unterhalb des kleinen Penegal mitten im Walde gelegen, nieder, lasse die friedliche Stille auf mich wirken und atme mit Begier das duftige Waldaroma. Erdfrische rieselt belebend mir durch alle Adern, das Auge schwelgt in den Farbenakkorden ringsum und in dem vollendeten Rhythmus der sich senkenden und wieder emporstrebenden Wellenlinien der Bergkonturen. Keine Farbe, keine Form ist in diesem großzügigen Landschaftsbilde unvermittelt.

Das ganze Gelände in südlicher und südwestlicher Richtung: die Brenta-, Presanella-, Adamello-, Marmolata- und Ortlergruppe ist vom zitternden Licht der hochstehenden Sonne, das wie ein goldener Strahlenregen die Ferne umflutet, in blendenden Glanz getaucht, so daß ihre blassen Silhouetten sich nur wie ein schwacher Hauch aus dem schimmernden Duft heben, während in östlicher Richtung die Dolomiten: der vielzackige Rosengarten, der zerklüftete Latemar, das Schwarz- und Weißhorn und noch andere unzählige Firnenhäupter über- und aneinander gefügt, in unabsehbarer Reihe scharf umrissen in die klare Luft gezeichnet sind.

Aufs feinste abgetönt in mattrosa, zartblau, dann wieder rot aufleuchtend und purpurgetempert mit stahlblauen Schattierungen, so löst sich dieser mächtige Bergkranz, der hoch und stolz über allem Jammer und allem Kleinlichkeitskram der Welt steht, los vom lichten Schimmer des Tages, bis leises Dämmern über ihn hingleitet und das Dunkel der hereinbrechenden Frühsommernacht ihn umhüllt.

Der Anblick solcher Naturgröße, vor der alle menschlichen Werke in nichts zerfallen, müßte ein Heilmittel für jene Stolzen sein, die sich so erhaben dünken, daß sie andere mit verachtender Kälte strafen.

Ich sitze noch lange sinnend, nachdem das Lichtweben über den Schneescheitel der Berge erloschen ist, im Walde und betrachte die Blumenkelche, die vom Feuerkuß der Sonne geweckt, den Boden zu meinen Füßen bedecken.

Sie hüllen barmherzig den stillen Beschauer in ihre Duftwogen, während aus ihrem leisen Geflüster in mein Gedankenweben die Mahnung klingt: das Köstliche, das ich heute in mich aufgenommen, treu im Erinnern zu bewahren, es bleibt eine erfrischende Wegzehr auf der öden Wanderstraße durch die kalte Welt.

Das prähistorische Erdkastell bei Mayen.

Von
J. Seb. Hürter, Mayen.

Der in den letzten Jahrzehnten im Rheinlande in hervorragender Weise sich betätigende Forschungseifer führte infolge der regsamen Tätigkeit des Geschichts- und Altertumsvereins „Mayen“ durch die Freilegung einer vorgeschichtlichen Erdfestung zu einem überraschenden, in jeder Weise erfreulichen Ergebnisse auf prähistorischem Gebiete.

Die prähistorische Geschichtsforschung erstrebt die Feststellung der älteren und ältesten Spuren der Anwesenheit des Menschen auf Erden und leuchtet so in einen Teil der Kulturgeschichte hinein, welcher vor dem Auftreten geschriebener Urkunden liegt. Ihr Gebiet, beginnend mit dem Gewinn der Sprache und endend mit dem der Schrift, wird von der Wissenschaft eingeteilt in die Stein-, Bronze- und Eisenzeit, so benannt nach dem in diesen verschiedenen Perioden von den Menschen zu Waffen und Werkzeugen benutzten Material, nämlich Stein, Bronze, Eisen. Jede dieser Perioden zerfällt wieder in eine ältere und jüngere. Hier beschäftigt uns die Zeitepoche der jüngeren Steinzeit (endend etwa 2000 bis 1500 v. Chr.), wobei jedoch ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient, daß, abgesehen von der älteren Steinzeit, Mayen und seine Umgebung auch Funde aus sämtlichen übrigen prähistorischen Zeitabschnitten aufzuweisen hat und darin die sichersten Beweise für eine 3000 bis 4000 Jahre alte Ansiedelung von Menschen besitzt.

Eben diese sprechenden Zeugen des grauen Altertums sind es gewesen, die den auf prähistorischem Gebiete rühmlichst bekannten Provinzialmuseumsdirektor Dr. Lehner — Bonn — veranlaßten, jenes Gebiet, in dem einige Steingeräte und charakteristische Scherben als Gelegenheitsfunde sich vorfanden, einer näheren Untersuchung zu unterziehen, welch letztere alsdann zu der ungeahnten Aufdeckung eines Erdkastells aus der jüngeren Steinzeit oder neolithischen Zeitepoche führte.

Dieses Erdkastell liegt in unmittelbarer Nähe der Stadt, zwischen dem Ostbahnhof und dem „Katzenberg“ und bestand aus zwei Gräben nebst den dazu gehörenden Wällen und Befestigungsanlagen. Der **Hauptgraben**, in den Bimssand eingetieft, ist durch Querschnitte auf mehrere hundert Meter bereits erkennbar und umschließt ein einstweilen noch nicht zu begrenzendes Gebiet. Seine Sohle mißt 2 Meter, die obere Weite 3 Meter. An mehreren Stellen ist er unterbrochen durch 5—6 Meter breite Tore, die in das Festungswerk hineinführten. 18—20 Meter hinter dem Hauptgraben ist der „**Pallisadengraben**“ freigelegt, unten 80 Zentimeter, oben fast 1 Meter breit. Dieser bildet einen vollständigen Einschnitt in den Bimssand und ist dadurch sehr leicht erkennbar; denn bis zum Bimssand geht der Schnitt hin und hört dann auf, müßte aber durchlaufen, wenn der Boden nicht schon einmal ausgehoben worden wäre. Hinter dem Einschnitte muß man sich nun in den Boden eingerammte und festgestampfte Pfähle denken, vereinigt durch feste und schwere Holzbalken zu einem dauerhaften Zaune; der Boden selbst wurde zu einem Walle aufgehäuft und dann 18—20 Meter weiter vorne der eben erwähnte Hauptgraben angelegt. Dieser umschloß in elliptischer Form ein Festungswerk, eine Schanze, innerhalb und außerhalb welcher die Leute gewohnt haben. Denn man hat sich nicht immer hinter Wall und Graben verschanzt, sondern nur bei drohender Gefahr zog sich die Bevölkerung mit dem Vieh und der ganzen Habe dahinter zurück.

Woher nun der Beweis, daß wir es tatsächlich mit der jüngeren Steinzeit zu tun haben? Nun, das dokumentieren uns die zutage geförderten, charakteristischen Funde, als: glockenförmige Becher, Töpfe und Schnuröfen statt der Henkel, Tellerplatten mit durch Fingereindrücke verziertem Außenrand, sowie die eigenartigen Steingeräte — alles Funde genau derselben Art wie in Urmitz am Rhein und in Untergrombach in Baden, die einzigen bis jetzt von der Wissenschaft in Deutschland festgestellten steinzeitlichen Festungsanlagen.

Staunen muß man über die Arbeitsleistung dieser Steinzeitmenschen, wenn man bedenkt, daß diese noch ohne jede Kenntnis des Metalls mit ihren ganz primitiven Geräten Tausende und abermals Tausende von Kubikmetern Erde und Bimssand loshackten, aus den Gräben herausschafften und zum Walle aufschichteten.

Aber auch den großartigen, genialen Plan zu einer solchen Festung müssen wir bewundern; denn hier hat nicht jeder, wie auch Dr. Lehner ausdrücklich betonte, ohne Rücksicht auf den Nachbar ein Stück Wall geschaffen, sondern das Ganze ist entstanden nach einem wohlüberlegten Plane und auf Anordnung eines einzelnen oder weniger Menschen, die an der Spitze standen, so daß hier offenbar infolge der großen Einheitlichkeit in der ganzen Veranlagung der erste kommunale Zusammenschluß aus der Zeit des jüngeren Steinalters zu erkennen ist.

In dankenswerter Weise hat die Kgl. Regierung durch materielle Unterstützung es ermöglicht, daß dieses für die urgeschichtliche Heimatkunde der Rheinlande so bedeutende Werk unter der fachkundigen Leitung von Dr. Lehner aus Bonn vollständig zu Ende geführt werden kann.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Das Grab in Kassel.

Lange hört ich grimme Deutsche lispeln dumpfe Klagelieder;
Aus dem Süden klang's nur leise, doch im Norden schallt' es wieder,
Und in Kassel sah ich trauern Scharen tapf're Flottenleute,
Die den „flotten“ Keim beweinen, der „da unten“ arge Beute.

Allzufrüh, unfern der Heimat, mußten hier sie ihn begraben;
Waren nicht mal Zentrumsleute, die den Abschiedsbrief ihm gaben!
Ach, und Antizentrumsleute regen sich nun um die Wette.
Um die „Strömung Keim“ zu leugnen, graben sie ein frisches Bette.

Und nun fließen froh und friedlich unpolit'sche Flottenwellen;
In das alte Strombett aber täten sie den Leichnam stellen.
Doch, wenn's gilt, zum zweiten Male wird der Fluß herbeigezogen;
Und im alten Bette schäumen wieder Antizentrumswogen. — —

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Auch im Schlafe wirst du helfen, Antizentrumsfurcht zu mehren!“
Sangen's; und als Antwort aus dem Grab auf diese Lieder
Klang es dumpf gespenstermäßig: „Tröstet euch, ich komme wieder!“

Platen redivivus.

Ovation oder Rebellion — „wie's trefft“.

Du fragst, warum denn wohl die Polizei
So unterschiedlich im Attackieren sei,
Ob im Reiche sie oder in Preußen,
Ob der Pöbel, ob die Bourgeoisie um Wahlen sich reißen. . . .
— Ei, ei, des Rätsels Lösung ist leicht fürwahr:
In Preußen, am hellen Tage sogar,
Muß man's staatsgefährlich schon heißen,
Wenn unter freiem Himmel von Wahlen man spricht.
„Wird Mordgesindel sein und rotes Gezücht,
Laßt in die blanken Preußensäbel sie beißen.“
Aber wenn man im Reiche bei stockfinstrer Nacht
Vor Fürst Bülow bekannten Wahlspektakel entfacht,
Wird's Patriotismus sein, Nationalgefühl.
Nur mutig hinein, ins gemischte Gewühl!
Kein Polizist, der zur Wache dich schleppt,
Nur gegröhlt und gelärmt, hier wird niemand geköppt,
Nur gepfiffen und kräftig Hurra gebrüllt!
Der Schutzmann indes sein Dürstchen stillt;
Keiner Pickelhaube Glanz das Dunkel erhellt,
Wenn's dem Fürsten nächtlich zu reden gefällt.
Wo des Reichsfriedens fürstlicher Kanzler wacht,
Bleibt Polizei und Verordnung außer Betracht.
Denn Wahllärm bei Tage, glaubt mir's auf Ehr,
Irritiert des Fürsten Nerven gar sehr,
Dieweil finsternächtlicher Wahlradau
Stärkt seinen schwächlichen Körperbau.
Nur wage, du Plebs, beileibe nicht,
Wenn dir's an **täglicher** Arbeit gebricht,
Des **Nachts** zu wirken, zu lärmen, zu gröhlen!
War Fürst Bülow dabei, ist alles gut,
Wenn nicht, wird die Pickelhaube nicht verfehlen,
Im Wachtlokale zu kühlen dein Blut.
Mit Recht! Denn was über Tags **anarchile Rebellion**,
Ist des Nachts nur trunkene **Block-Ovation**.

Justis.

Die nationalliberale Partei in Preußen beschäftigt sich mit nachstehendem **Protest**: „Es ist eine unqualifizierbare **Verleumdung**, daß die von den Abgeordneten der nationalliberalen Partei im preußischen Landtage so laut bejubelte Erklärung des preußischen Ministerpräsidenten Fürsten Bülow, Durchlaucht, alias Reichskanzler, eine **Wahlreform in Preußen schnöde abgelehnt** habe. Im Gegenteil! Die preußische Regierung hat die **erheblichsten und einschneidensten Reformen** des heute geltenden rückständigen Wahlsystems ins Auge gefaßt. Wie wir unter der Hand erfahren, sollen beispielsweise alle Lokale, in welchen der Preuße sein wichtigstes Bürgerrecht ausübt, künftig vor dem Wahltage mit Kalk oder Leimfarbe frisch getüncht oder neu tapeziert, die Tür- und Fensterpfosten schwarz-weiß in Oel gestrichen werden. Um die umfassendste Oeffentlichkeit für die mündliche Stimmabgabe zu gewährleisten, soll die Wahl überall selbst auf dem Lande, in möglichst großen Lokalen stattfinden. Die Anbringung von Schallverstärkern vor dem Wahltische ist zulässig. Für die mit einem Zertifikat der Blockparteien legitimierten Zuhörer sind Bänke und Tische mit reichlichem Schreibmaterial bereitzustellen. Durch Auflegung amtlich vervielfältigter Wählerlisten (Rubrik für Abstimmung freilassen!) soll die Kontrolle der Stimmabgabe erleichtert werden. Polizeiorgane haben die Ordnung in und vor dem Wahllokale aufrecht zu erhalten. Wer gegen die Regierung wählt, darf nur notiert, aber nicht abgeführt

werden. Die Freiheit der politischen Meinung genießt so den wirksamsten Schutz. Wer an Gehirnerweichung leidet, kann, wenn er auch der ersten Klasse angehört, für seine Person des Wahlrechtes verlustig erklärt werden. Das Gewicht seiner Stimme verfällt eo ipso der Regierungspartei. Der freiheitliche Charakter des preußischen Wahlrechtes wird durch folgenden neuen § 1 sichergestellt werden: Jeder Preuße genießt freies Wahlrecht nach Maßgabe nachstehender Bestimmungen."

Zur Beruhigung überängstlicher freisinniger Wähler hat der Abgeordnete für Stockfischhausen folgende Erklärung erlassen: „Die Besorgnis, es könnte unter der Regierung des Fürsten Bülow eine reaktionäre Strömung in Preußen Einfluß gewinnen, ist absolut unbegründet. Schon im Sommer, als auch ich beinahe nach Norderney eingeladen worden wäre, hat der durchlauchtigste Fürst, unser hoher Gönner, meinen politischen Freunden die feierliche Zusicherung erteilt, daß, so lange er auf seinem Posten bleibe, die Wiedereinführung der Leibeigenschaft in Preußen oder in einem engeren Gebietsteile Preußens ausgeschlossen sei. Hierfür hat der Fürst sein Ehrenwort verpfändet. Das muß uns genügen. Was „da unten" geschieht, geht uns nichts an, aber bei uns gibt es so etwas nicht. Wir bedanken uns für die Uebertragung des rückständigen, plebejischen Wahlrechtes in Bayern auf das eine ganz andere Kulturstufe einnehmende Preußen. Meine Wähler werden sich erinnern, daß auf dem letzten bayerischen Blockparteitage in Nürnberg die Freisinnigen und Liberalen gegen das oberfaule „allgemeine, geheime, gleiche und direkte" Wahlrecht in Bayern protestiert haben. Unsere Freunde in Bayern forderten den Proporz, aber die schwarze Mehrheit hat den Proporz verweigert. Laßt euch also keinen Sand in die Augen streuen. Fürst Bülow hat mit klaren Worten nicht einmal den Proporz verweigert. Nun also! Auch auf seinem Programm steht die Wahlreform. Das muß uns genügen. Bülow bleibt unser Mann, ihm bleiben wir treu und dem Block."

Die Wiedereinführung der Prügelstrafe für Roheitsdelikte, namentlich für unsittliche Attentate auf Kinder und wehrlose Frauen, ist unlängst im Landtage des dunkelsten deutschen Bundesstaates von einem Vertreter rustikaler Hinterständigkeit allen Ernstes empfohlen worden. Selbstredend entstand auf allen wahrhaft fortschrittlich gesinnten Bänken große, begreifliche Entrüstung über einen Vorschlag, der mit den wissenschaftlich geklärten Auffassungen von Humanität, Zivilisation und menschlicher Willensfreiheit unvereinbar sei. Jetzt hat der wissenschaftlich geschulte Liberalismus in seinem nie rastenden Fortschrittstrieb eine Methode entdeckt, welche in sehr radikaler und bei Anwendung modernster Betäubungsmittel durchaus schmerzloser Weise zu demselben Ziele führt, aber den Beigeschmack jener „schlagenden" Brutalität entbehrt, die nur von einem bajuwarischen Dickschädel ersonnen werden konnte. Die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" rühmen in Nr. 30 vom 20. Januar 1908 dieses, wie fast alle modernen kriminalpolitischen Maßnahmen, zuerst in den Vereinigten Staaten erprobte „Radikalmittel". Wie das genannte liberale Blatt aus einer demnächst erscheinenden Zeitschrift unter dem Titel „Eine sensationelle kriminalpolitische Neuerung" schon jetzt verraten kann, handelt es sich um eine Maßregel nicht nur der Verbrechenbekämpfung, sondern auch der Rassenhygiene, nämlich um die — Kastration. Zur Verhütung der Vererbung verbrecherischer Anlagen sollen alle voraussichtlich unverbesserlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ihrer Fortpflanzungsfähigkeit beraubt werden. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" verbreiten sich mit einer gewissen Wärme über diese Schutzmaßregel. Es sei Nordamerika, und hier wieder zuerst Indiana, vorbehalten gewesen, „den verantwortungsvollen Schritt aus der Sphäre der Gedanken in das Reich der Wirklichkeit zu tun". Durch ein Gesetz vom 9. März 1907 sei angeordnet, daß namentlich unverbesserliche Sittlichkeitsverbrecher durch Kastration für die Gesellschaft unschädlich gemacht werden. Der Artikel preist am Schlusse den demokratischen Geist, der im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten das Wohl der Gesamtheit in konsequentester Weise gegen den einzelnen schütze! Leider haben die „Münchner Neuesten Nachrichten" nicht verraten, ob den unverbesserlichen Sittlichkeitsverbrechern, welchen der demokratische Geist in Amerika auf diese Weise zu Leibe geht, auch die Pornographen zugezählt werden und die gewohnheitsmäßigen Fabrikanten von „Saufspielen" (eine neue Bezeichnung, die wir der liberalen Münchner „Allgemeinen Zeitung" verdanken), welche das Volk systematisch zur Unzucht verführen und den permanenten Ehebruch als feinste Blüte der Menschlichkeit preisen. Wir sind aufs höchste gespannt, wie Dr. Georg Hirth, der Herausgeber der „Jugend" und Miteigentümer der „Münchner Neuesten Nachrichten", heftiger Gegner der Prügelstrafe, sich über die von seinem eigenen Leibblatte ans Licht gestellte Sensation modernster Kriminalreform äußern wird. In der Zeit der Umwertung aller Werte darf man sich über nichts mehr wundern. Der moderne Liberalismus löst jedes Rätsel im Handumdrehen, und die Extreme berühren sich.

Rigoletto.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Das Influenzawetter und — wie man hört — die große Reiselust verschiedener Künstler haben in der letzten Woche den Spielplan recht erschwert. Die Aufführung der neu einstudierten „Undine" mußte verschoben werden, auch die Wiederholungen der neuen Oper „Don Quijote" verzögern sich, wodurch bei dem Publikum das durch die Besprechungen geweckte Interesse nur zu leicht erlahmt. Als beliebte Oper bei unvorhergesehenen Hindernissen erschien wieder „Zar und Zimmermann". Von Hermann Weil von der Stuttgarter Hofbühne gewannen wir in der Titelrolle einen künstlerisch durchaus günstigen Eindruck. Im Hofschauspiel stellten sich drei Kandidaten vor, Schönfeld (Augsburg) als jugendlicher Held, Schwanneke (Stettin) als junger Liebhaber und Geck, Frl. Terwin (Zürich) als Naive. Es ist zwecklos, auf Details einzugehen, da die Gastspiele zu Engagements nicht führen werden. Letztgenannte ist zwar eine interessante Schauspielerin, aber mehr für eine Bühne von speziell moderner Richtung geeignet. Albert Heine hat eine Berufung an das „Berliner Theater" angenommen. Die Hofbühne verliert in ihm eine der ursprünglichsten, wenn nicht die stärkste Begabung. Für diesen Charakterdarsteller Ersatz zu finden, wird trotz der hohen Gage, die für Heine ausgeworfen war, nicht leicht sein.

Aus den Konzertsälen. Der Verlauf des VII. Kaimkonzertes zeigte Orchester und Dirigent in schönster Harmonie. Die vorausgegangenen Meinungskämpfe schienen die Proben nicht benachteiligt zu haben. Es wurde alles in durchaus ausgefeilter und temperamentvoller Weise geboten. Sowohl Tschaikowskys E-moll Symphonie, für welche wir uns im ganzen doch wenig erwärmen können, als auch Chabriers Rapsodie „Espana" fanden unter Schnéevoigts Direktion eine treffliche Wiedergabe. Das letztgenannte, temperamentvolle Werk ist im besten Sinne dankbar; es erinnert in seiner temperamentvollen Mache oft an die Carmenmusik. Eine neue Erscheinung für uns war der Geiger Juan Manén aus Barcelona, der mit der klanglich einschmeichelnden, aber musikalisch nicht sehr tiefen Symphonie espagnole von Lalo einen großen Erfolg hatte. Er verfügt über einen berückenden Schmelz des Tones und ist in jeder Hinsicht ein brillanter Techniker. Durch den starken Applaus sah sich Manén zu einer Zugabe veranlaßt. J. S. Bach liegt nun dem Romanen naturgemäß weniger. Der spanische Geiger ist nebenbei gesagt auch als Komponist hervorgetreten, die Dresdener Hofbühne wird demnächst eine Oper von Manén als Première bieten. Am gleichen Abend gaben Hans Hermanns und Maria Hermanns-Stibbe ein Konzert auf zwei Klavieren, das durch die schon in den Vorjahren gewürdigte technische Reife und musikalische Sicherheit der beiden Künstler dankbarste Aufnahme fand. Im Rahmen der Volkssymphoniekonzerte nimmt der Beethovenzyklus seinen Fortgang. Cor de Las, welcher für Schnéevoigt die Aufgabe übernommen, erledigt sich ihrer mit großer musikalischer Sorgfalt und liebevollem Verständnis. Mit Recht fand die Pianistin Stockmarr, welche Beethoven technisch wie geistig in hohem Grade gerecht wurde, lang andauernden Applaus. Großen Genuß bereitete uns auch der Klavierabend von Ossip Gabrilowitsch, der über ein ausgedehntes Programm verfügt und alles mit großem Können meistert. Neulich besuchten wir auch das Konzert R. v. Koczalskis. Es war sein achter Klavierabend in dieser Saison und doch wies der Saal wenig leere Sitze auf. Seine glänzende Technik und der weiche, perlende Anschlag verdienten den stürmischen Beifall, wenn auch seine innere Anteilnahme für unser Kunstideal ein wenig zu temperiert anmutet. — Der Vertrag des Kaimorchesters mit dem Musikkomitee der Münchener Ausstellung ist gelöst. So ist unsere Befürchtung, der wir jüngst Ausdruck gegeben haben, zur Wahrheit geworden, daß Fremde an einer Stätte wirken werden, die speziell für Einheimische bereitet war. Dies hätte unseres Erachtens mit allen Mitteln vermieden werden müssen.

Verschiedenes aus aller Welt. Ueber das neue Hoftheater in Weimar, dessen Eröffnungsfeier wir in der vorigen Nummer meldeten, hat sein Erbauer Prof. Littmann (München) eine höchst anregend und instruktiv geschriebene Festschrift veröffentlicht. Das reiche Illustrationsmaterial zeigt uns in mustergültiger Reproduktion Innen- und Außenansichten des künstlerisch ebenso schlichten, wie würdigen Hauses, das auf der Stelle errichtet wurde, an die sich für unsere klassische Literatur so erhabene Erinnerungen knüpfen. Das von Littmann erfundene variable Proszenium macht das Haus geeignet, Oper, Schauspiel und Musikdrama in idealer Form zu pflegen. Wir haben über diese Erfindung schon früher an dieser Stelle gesprochen. Das Parkett ist amphitheatralisch ansteigend, die Proszeniumslogen sind fortgeblieben, Ränge und Logen dagegen beibehalten. Das neue Haus vereinigt somit die Vorzüge des Wagnertheaters mit den repräsentativen Zwecken einer Hofbühne. Ein Abriß über die Geschichte des Weimarer Theaters von Goethe bis zur heutigen Zeit wird auch manchem Kenner der klassischen Periode einiges Neue sagen.

Das bei L. Werner in München erschienene Werkchen ist auch ein schöner Beweis Münchener Buchkunst und Illustrationstechnik. — In der nordamerikanischen Stadt Boyertown sind bei einem Theaterbrande mehrere hundert Menschen ein Opfer der Flammen geworden. Der Bau und die Sicherheitsvorkehrungen haben den Anforderungen, welche man heute an eine Bühne stellen muß, nicht im bescheidensten Maße entsprochen. — Der diesjährige Grillparzer-Preis ist von dem Preisgericht einstimmig Artur Schnitzler für seine Komödie „Zwischenspiel" zuerkannt worden; wir können dem auch in München gespielten Stücke solch hohen Wert nicht beimessen. — Im Alter von 62 Jahren ist Holger Drachmann gestorben, der als der bedeutendste Lyriker des heutigen Dänemark gilt. Der Dichter hat längere Jahre in Deutschland gelebt und ist daselbst auch mit mehreren Märchenstücken und lyrischen Dramen auf der Bühne zu Worte gekommen, ohne daß diese sich im Spielplan auf längere Dauer hätten halten können. — Besonderes Interesse erweckte im Stuttgarter Hoftheater die Uraufführung des Musikdramas „Maja" von Adolf Vogl. Der noch junge Tondichter zeigte in diesem Erstlingswerke eine große Begabung, welche sich hohe Ziele gesetzt und an vielen Stellen der Oper bereits Bedeutungsvolles geleistet hat. Die Anregung zur Textdichtung eines Werkes schöpfte Vogl aus Mich. Beers Drama: „Der Paria". — Mit einer neuen Oper ist der trotz seiner 76 Jahre noch schaffensfreudige Karl Goldmark hervorgetreten; er hat an der Wiener Hofoper einen unbestrittenen Erfolg errungen. Das „Wintermärchen" ist frei nach Shakespeare zu einem geschickt gemachten Libretto verarbeitet. Musikalisch am glücklichsten ist der Schäferakt, der sich etwas den älteren Opernformen nähert. Insbesondere für das burleske Element hat Goldmark eine eigenkräftige Melodiensprache gefunden, welche nach den Berichten das Glück des Abends entschied. Von wundersamer poetischer Stimmung ist das Liebesduett Perditas und Florizels. — „Rudolf Schlosser", ein Charakterdrama von K. Strecker, einem bekannten Kritiker, wurde in Berlin mit unfreiwilliger Heiterkeit aufgenommen. — Großen Heiterkeitserfolg dagegen hatte R. Skowronneks Lustspiel: „Panne", obwohl es alte, harmlose Schwanksituationen verwertet. Neu ist nur das die Liebenden vereinigende Automobil. — Der Kaiser hat eine Anzahl Theatervorstellungen für die Berliner Arbeiterschaft angeordnet. — Als Nachfolger Joachims ist der Genfer Geiger Henri Marteau als Leiter der Violinklasse an der Berliner Musikhochschule in Aussicht genommen. Die Verhandlungen sind jedoch noch nicht abgeschlossen. Sowohl als Solist wie als Leiter eines Streichquartetts ist Marteau seit Jahren in den deutschen und ausländischen Konzertsälen als erstrangiger Künstler bekannt. Er hat sich auch bereits einen reichen pädagogischen Wirkungskreis geschaffen. Als Komponist hat Marteau weniger Anklang gefunden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Ob Zufall oder präparierte Absicht, jedenfalls aber muss anerkannt werden, dass das Debüt des neuen Reichsbankpräsidenten Havenstein ein glückliches war. Der Verlauf und der Subskriptionserfolg der neuen Preussenanleihe müssen im Hinblicke auf die so viel angefochtenen Details als gut bezeichnet werden. Die erste Massnahme des neuen Reichsbankpräsidenten, die von deutschem Handel und finanziellen Korporationen so sehnsüchtig herbeigewünschte Diskont-Ermässigung, hat dem neuen Leiter unseres Zentralnoteninstitutes begreiflicherweise im nu deren Sympathien gegeben. Mehr als zwei Monate hindurch lastete wie ein Alpdruck der hohe Geldsatz der Reichsbank auf dem heimischen Leben. Mit der eingetretenen Ratenermässigung kann zwar mit etwas normaleren Zeiten gerechnet werden, immerhin bietet aber der nunmehrige Satz von $7\frac{1}{2}$ % für Lombarddarlehen noch Grund und Ursache genug zur weiteren Auferlegung der äussersten Enthaltsamkeit. — Der Verlauf der Berichtswoche stand daher von Anfang an bis zu Ende unter der Einwirkung und Betrachtung der Geldmarktlage. Die Bank von England sah sich neuerdings veranlasst, analog dem Vorgehen der Deutschen Reichsbank eine Herabminderung der Rate vorzunehmen, um so mehr als der diesmalige Ausweis der Neuyorker Banken endlich nach so langer Zeit das Verschwinden der Unterbilanz bzw. die Konstatierung eines Surpluses ergab. Auch die publik gewordenen Daten über den letzten Reichsbankausweis zeigen eine kräftige Besserung des Status derselben und lassen erkennen, dass die aussergewöhnliche Anspannung der Bank im letzten Jahresquartal einer bedeutenden Erleichterung, wenn auch langsam zu weichen beginnt. In allen Kreisen verhehlt man sich nicht, dass die auferlegte Reserve von Börse und den übrigen Faktoren die Hauptursache waren, dass die Geldkalamität, auf die auch in der „Allgemeinen Rundschau" bereits im Frühjahr 1907 rechtzeitig hingewiesen worden war, rascher als man erwartet hatte, verschwindet. Die Interpellation im Reichstage über die hohen Diskontsätze und die dabei zur Sprache gekommenen diversen Vorschläge wurden überall als post festum und vollkommen eindrucksvoll empfunden, weil man sich über deren Zweckmässigkeit von vornherein klar war. Der dabei wiederholt betätigte Vergleich der Geldmarktsituation mit der Lage in Frankreich ist vollständig irrelevant. Das Deutsche Reich hat in den letzten Jahren eine kolossale Bevölkerungszunahme und dadurch eine Vermehrung der volkswirtschaftlichen Ansprüche erfahren, demgegenüber Frankreich fast gar keinen Zuwachs aufweist. Hauptsächlich ist Deutschlands junge industrielle Machtentwicklung zu impulsiv gewachsen gegenüber den verhältnismässig geringen Staatsmassregeln in finanzwirtschaftlicher Beziehung. Es bleibt abzuwarten, inwieweit die Reichsbehörden die offiziell bekanntgegebenen Verbesserungen nach dieser Hinsicht in die Wirklichkeit umsetzen werden. Auch von einer anderen offiziellen Seite, dem preussischen Finanzminister, wurde bei der Erörterung des preussischen Etats die derzeitige Lage der Konjunktur und die Aussichten auf die zukünftige Gestaltung derselben eingehend erörtert. Der Ausspruch des genannten Ministers: „Mass halten ist das oberste Gebot", ist von allen Faktoren des Wirtschaftsgebietes schon seit Monaten beherzigt worden. Immerhin ist dies Memento zur rechten Zeit am rechten Ort gesprochen, denn der, auch an dieser Stelle wiederholt bemerkte, ungestüme Geldbedarf von Städten und Staatsbehörden nimmt immer mehr überhand. Dazu kommt nunmehr auch die auftauchende Wahrnehmung, dass die Industrie und die grösseren Finanzgesellschaften gleichfalls in nicht bescheidener Weise an den offenen Geldmarkt appellieren. Unsere beiden grossen deutschen Schiffahrtsgesellschaften treten mit Forderungen von ca. 70 Millionen vor das Forum der Oeffentlichkeit.

Der hauptsächlichste Grund für die neuerdings missmutig und flau gewordenen Börsen war auch die Befürchtung, dass die unaufhörlich zutage getretenen Forderungen, ganz besonders an dem Berliner Geldmarkt, die normale Entwicklung und Verbilligung der monitären Konstellation verhindern würden. Und wie immer bei ungünstigen Zeitläuften an der Börse, hat auch diesmal Amerika mit unliebsamen Erscheinungen alle Börsenmärkte in Beunruhigung gebracht. Anderseits war trotzdem die Kursentwicklung eine aufwärtsgehende. Angenehm empfunden wurde besonders, dass unter Nachwirkung von günstigeren Rapporten vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt das Standardpapier der Neuyorker Börse, die Aktien des auch an dieser Stelle schon erwähnten Stahl-Trusts, den seit langer Zeit nicht mehr erzielten Rekordkurs von über 30 %, allerdings nur vorübergehend, überschreiten konnten. Die Lage des amerikanischen Geld- und Industriemarktes bleibt nach wie vor ein Warnungssignal für eine zu plötzliche Besserung an unseren Märkten. Die deutschen Börsen werden bei ihrem inneren soliden Aufbau sich in Anbetracht der eingetretenen Geldverbilligung immer mehr und mehr von Amerika und dessen Einflüssen zu emanzipieren versuchen.

Deutschlands Handel und Industrie zeigten in letzter Zeit verschiedentlich äusserst günstige Momente. Die Wirkung des bekannt gewordenen Monatsausweises des Stahlwerks-Verbandes, der eine erhebliche Verminderung der Umsatzziffern und des Absatzgebietes zeigt, dürfte keinen nachhaltigen Einfluss ausüben. Der offizielle Abschluss der süddeutschen Staaten mit diesem Verbande bezüglich Lieferung des gesamten Eisenbahnmaterials, die günstige Entwicklung verschiedener Industriezweige, wie der elektrischen Branche, die grossen Lokomotivbestellungen nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslands bei unseren heimischen grossen Fabriketablissements, und nicht in letzter Linie die eingetretene Besserung am Goldminenmarkt im Vereine mit der tatsächlich vorhandenen vermehrten Goldproduktion, lassen derzeit die Aussichten auf die zukünftige Gestaltung von Handel und Wandel bei uns in nicht zu grauen Farben erscheinen, falls nicht irgend welche politische Verwicklungen störend eingreifen.

M. Weber.

Redaktionspost. An Verschiedene. Auf Grund eines mir aus Frankfurt eingesandten Prospektes der Zeitschrift „Das Freie Wort" muß ich nachträglich feststellen, daß ich bei vorheriger Kenntnis dieses Sachverhaltes die Aufnahme des Inserates allerdings abgelehnt haben würde. Als so überaus gehässig und fanatisch war mir der Inhalt der Zeitschrift bisher nicht bekannt.

Der Herausgeber.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktien-Gesellschaft

Bilanz-Konto am 30. September 1907

Aktiva.

	ℳ ₰	ℳ ₰
Immobilien		5 898 519.44
Wirtschaftsanwesen I		2 110 981.38
Wirtschaftsanwesen II		1 060 729.82
Maschinen		535 608.35
Elektrische Lichtanlage		28 096.92
Mobilien		208 858.—
Flaschenfüllerei		27 324.51
Fasstagen		270 428.78
Fuhrpark		70 793.41
Eisenbahnwaggons		69 414.30
Mastvieh		5 000.—
Kasse, Effekten u. Wechsel		71 494.36
Hypothekdarlehen		6 184 569.22
Debitoren		668 784.22
Bankguthaben		385 649.81
Vorräte		
Bier	564 217.93	
Gerste, Malz und Hopfen	910 238.14	
Diverse	51 237.—	1 525 693.07
		19 116 445.59

Passiva.

	ℳ ₰	ℳ ₰
Aktienkapital		6 700 000.—
Restkaufschilling	1 181 019.55	
angefallene Zinsen	2 952.55	1 183 972.10
Passivhypotheken einschliesslich angefallener Zinsen		
auf Union, äussere Wienerstrasse	1 757 180.21	
„ „ Kirchenstrasse	35 000.—	
„ „ Wolfgangstrasse	28 206.69	
„ angefallene Zinsen	18 245.29	1 838 632.19
„ Sendlingerstrasse 19	144 137.76	
„ Sendlingertsrasse 20	40 476.11	
angefallene Zinsen	2 807.06	187 420.93
„ Bauplatz Moosach	23 920.—	
angefallene Zinsen	71.76	23 991.76
„ Münchener Kindl	1 905 727.40	
angefallene Zinsen	37 472.80	1 943 200.20
„ Wirtschaftsanwesen I vom Münch. Kindl übernommen	2 048 278.01	
angefallene Z nsen	28 447.46	2 076 725.47
„ Wirtschaftsanwesen II	707 000.—	
angefallene Zinsen	8 389.97	715 389.97
Malzaufschlag		325 181.57
Kautionen und Einlagen	1 931 306.42	
Lieferanten	151 320.54	
Sonstige Kreditoren	106 989.75	2 189 616.71
Beamten- und Arbeiter-Pensionsfonds		52 608.79
Reservefonds		125 344.52
Delcredere-Reserve		660 000.—
Hypotheken-Reserve		300 000.—
Spezial-Reserve		122 577.36
Reserve für Staatsgebühr		70 000.—
Unerhobene Dividenden		240.—
Aktienumtausch-Konto		1 317.—
Gewinn- und Verlust-Konto		600 227.02.—
		19 116 445.59

Die in unserer heutigen ordentlichen Generalversammlung für das fünfte Geschäftsjahr unserer Gesellschaft vom 1. Oktober 1906 bis 30. September 1907 festgesetzte Dividende von 5% gelangt von heute an mit ℳ 50 per Aktie bei unserer Gesellschaftskasse sowie bei der Bayerischen Filiale der Deutschen Bank, hier, und der Bayerischen Vereinsbank, hier, gegen Einlieferung des Gewinnanteilscheines Nr. 5 zur Auszahlung.

München, den 16. Januar 1908.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktiengesellschaft.

Josef Schülein. **Julius Schülein.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 5

1. Februar
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 5. München, 1. Februar 1908. V. Jahrgang.

Die angeblich neue Lage der katholischen Theologie.

Von

Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

In seiner Rezension über Heiner, Der neue Syllabus in „Theologische Literaturzeitung“ 1908, Nr. 1, endet A. Harnack mit dem orakelhaften Satz — wir haben übrigens schon öfters diesen Orakelton an Harnack bei ähnlichen Gelegenheiten bemerkt —: „Wissenschaftlich ist überhaupt nichts über den Syllabus zu sagen . . . Die Katholiken haben wieder einmal eine Leiche an Bord, eine neue schwere Last und müssen zusehen, ob und wie sie sie ertragen können.“ Wollten wir nun ebenso höflich sein wie der Berliner Gelehrte, oder hätten wir, um mit dem Dichter zu reden, auch Lust zu „naso suspendere adunco“, so könnten wir ja auch etwa sagen, daß uns die ganze heutige protestantische Theologie vorkomme wie ein großer Anatomiesaal, in welchem die Herren Theologen noch die letzten Leichenteile von den alten lutherischen Dogmen sezieren und destruieren, oder wir könnten auch sagen, daß diese tausend und abertausend Hypothesen, die an ihre Stelle treten sollen, ebensoviele Leichen von unreifen Kindern seien. Aber der Vergleich ist uns zu geschmacklos.

Ist nun der neue Syllabus und — im Zusammenhang damit — die päpstliche Enzyklika gegen den Modernismus nur eine Leiche? Sind demgemäß die Bücher katholischer Autoren, die Artikel, die darüber in allen katholischen Zeitschriften erscheinen, und einen höchst erfreulichen consensus omnium offenbaren, nur Nekrologe und Leichenreden? Keineswegs! Beweis dessen sind uns die ungezählten Artikel, die auch in protestantischen Organen darüber erscheinen. Wären der neue Syllabus und die Enzyklika „Pascendi Dominici gregis“ nur Leichen, so würden diese alle das Wort der Schrift auf sie anwenden „Dimitte mortuos sepelire mortuos suos“. So aber hat man den unabweislichen Eindruck, daß dem Rationalismus die Worte des Papstes als Worte kräftigen Lebens erscheinen, denen man Aufmerksamkeit schenken muß, als Worte durchdringend wie ein Schwert, gegen die man sich wehren muß.

Nach alter Gepflogenheit, die man leichtlich auf „Spektators“ Zeiten zurückdatieren kann, ist es besonders wieder die „Münchener Allgemeine Zeitung“, die in der schwebenden Angelegenheit auf dem Plane erscheint. In ihrer Beigabe „Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ hat sie zunächst in Nr. 36, 1907 einen Aufsatz von Paulsen erscheinen lassen: „Die Krisis der katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands“. Dann hat deren Redakteur, von seinen Lesern mehrfach darum gebeten, über das bedeutende Thema noch weitere hervorragende Stimmen zum Worte kommen zu lassen, eine Reihe „führender Geister“ aus beiden Konfessionen angegangen, sich „dem Charakter unserer Zeitschrift entsprechend, rein sachlich und ohne kulturkämpferische Tendenz über die neue Enzyklika zu äußern“. Bis jetzt sind zum Worte gekommen der katholische Jurist Christian Meurer in Würzburg, der protestantische Dogmenhistoriker Ernst Tröltsch in Heidelberg, der protestantische Kirchenhistoriker Albert Hauck in Leipzig, der katholische Kirchenhistoriker Albert Ehrhard in Straßburg und der protestantische Dogmatiker und Ethiker Wilhelm Hermann in Marburg.

Man könnte nun von vornherein zwei Fragen aufwerfen, ob diese Männer alle „führende Geister“ seien und ob das genannte Organ so ganz frei sei von kulturkämpferischen Tendenzen. Aber sie sollen auf sich beruhen bleiben. Wir wollen auch nicht näher auf die Darlegungen von Paulsen, Meurer, Hauck und Hermann eingehen, so sehr man sich dazu versucht fühlen möchte. Bemerkt sei aber, daß durchweg fast weniger der erste, theoretische Teil der Enzyklika behandelt wird, als der zweite praktische, der die Maßregeln gegen die Modernisten enthält, daß sich alles auf die Frage zuspitzt nach der künftigen Stellung und Wirksamkeit der katholisch-theologischen Fakultäten als der Vertreter der katholischen wissenschaftlichen Theologie und damit nach dem Geschick von dieser selbst. Alle betonen mehr oder weniger mit Paulsen, daß die katholisch-theologischen Fakultäten einer entscheidenden Krisis zutreiben, wie sie in solcher Stärke noch nie da war.

Uebrigens drückt sich Paulsen, der über Wesen und Beruf der Universitäten nach Ausweis seiner Schriften fast mehr als irgend einer orientiert ist, doch wieder recht verständig und gemäßigt aus. Er schreibt u. a.:

„Von seiten solcher, die in den Universitäten lediglich Anstalten für wissenschaftliche Forschung sehen, ... wird im Namen der „voraussetzungslosen Wissenschaft“ gegen Kollegen protestiert, die nicht unbedingte Freiheit der Gedankenbildung und Lehre haben. Daß die Stellung der katholischen Theologie eine eigentümliche und besonders schwierige ist, ist ohne weiteres zuzugeben. Man vergesse aber nicht: die Universitäten sind nicht bloß Werkstätten der Forschung, sie sind zugleich Bildungsanstalten für wichtige öffentliche Berufe; als solche sind sie überhaupt entstanden: das Bedürfnis nach wissenschaftlich gebildeten Klerikern, Lehrern, Aerzten, Richtern und Beamten hat sie hervorgebracht. Und dieser Zweck bedingt überall Bindungen: der Professor der evangelischen Theologie kann so wenig als sein katholischer Kollege grenzenlos beliebige Meinungen vortragen; und auch für den Juristen gelten „Voraussetzungen“, z. B. daß das Bürgerliche Gesetzbuch nicht bloß ein Haufe Unsinn und Plage sei, sondern eine im ganzen vernünftige Lebensordnung.“[1])

Wo das im Wesentlichen der Sache begründet ist, kann der von Paulsen hernach betonte Unterschied das Mehr oder Weniger von Gebundenheit nicht mehr als ausschlaggebend hingestellt werden. Und nachdem die Möglichkeit eines etwa aus den Maßregeln der Enzyklika sich entspinnenden Kampfes zwischen Kirche und Staat und die beiderseitigen Chancen ins Auge gefaßt worden, wird doch anderseits wieder hingewiesen auf die Friedensliebe und den wissenschaftlichen Sinn der deutschen Bischöfe, auf Roms althergebrachte Toleranzpolitik, und Paulsen ruft mit Recht den nimmersatten kulturkämpferischen Streithähnen in Studenten-, Professoren- und anderen Kreisen, die keine Gelegenheit zu verbrecherischem Radau gegen Kirche, Zentrum, Jesuiten usw. glauben vorübergehen lassen zu dürfen, ein energisches „Zurück!“ zu. Wo aber Paulsens Artikel so ausklingt, möchten wir doch schon hier fragen, ob es unter diesen Um-

[1]) Dazu bemerkt gut das „Evangel. Kirchenbl.“, Nr. 2 vom 11. Januar 1908: „Wer gewohnt ist, unsere liberale Tagespresse und auch unsere liberalen kirchlichen Organe eine abstrakte akademische Lehrfreiheit als das höchste Gut preisen zu hören, dem tun so vernünftige Worte wie Paulsens ordentlich wohl, weil sie gegenüber der üblichen Schwärmerei für die sogenannte reine, freie, voraussetzungslose Wissenschaft dasjenige, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, festzustellen wagen.“

ständen seinerseits nötig war, die Gefahr, in der die katholisch-theologischen Fakultäten, die Wissenschaft der katholischen Theologie, schweben, als so groß und brennend darzustellen.

Doch bleibt im Grunde — trotz aller Palliativmittel seitens der Klugheit der Bischöfe und der Toleranz Roms — die Frage, ob die katholische Theologie durch die Enzyklika gegen den Modernismus wirklich aufs tiefste bedroht ist. Darauf antwortet — um von den anderen, namentlich auch dem bekannten Evolutionisten Tröltsch abzusehen, der seit langem für Religion, Offenbarung usw. eine Entwicklung in ungemessene Sternenweiten träumt — auch der katholische Straßburger Theologe in seinem Artikel: „Die neue Lage der katholischen Theologie" mit einem entschiedenen „Ja". Wenn irgend jemand, so war ja er nach dem Tode Schells durch die neuesten päpstlichen Enuntiationen tangiert als der Verfasser von „Katholizismus und das 20. Jahrhundert", als der unermüdliche Anwalt der Versöhnung zwischen Kirche und moderner Kultur, die doch in ihren Schoße als wesentliche Elemente so viel Agnostizismus, Evolutionismus, ungemessenen Individualismus, Immanenzphilosophie und bloße Gefühlsreligion birgt, was alles in „Pascendi Dominici gregis" proskribiert ist.

Wir lesen nun bei Ehrhard — um von nicht streng zu unserer Frage Gehörigem, namentlich den wenig angebrachten Ausstellungen an dem Ton der Enzyklika, abzusehen — folgendes:

„Was bei diesen Maßregeln in hohem Grade überrascht, das ist zunächst ihre Ausdehnung über die Grenzen des in dem ersten Teil der Enzyklika ausführlich dargestellten Modernismus hinaus auf „Anzeichen und Spuren" des Modernismus, auf Schriften, die vom Modernismus „angehaucht", „angesteckt sind oder ihn fördern", auf „alles, was nach Modernismus schmeckt", auf die Kritik der Kirchenväter und der Scholastik, ja sogar auf das Suchen nach neuen Lösungen (?)[1] in der Kirchengeschichte, in der Archäologie und in der Exegese! Damit entsteht die unmittelbare Gefahr, daß jeder Willkür Tür und Tor geöffnet werde; denn was kann nicht alles unter „Anzeichen und Spuren" des Modernismus subsumiert werden? Damit sind wir aber zugleich in die Unmöglichkeit versetzt, die Behauptung unserer Kollegen an den Universitäten, es sei durch die Enzyklika jede historisch-kritische Behandlung der Theologie verpönt, wirksam zu widerlegen" .... In diese Lage wären wir nicht versetzt worden, wenn die Enzyklika den naheliegenden Unterschied zwischen den Synthesen der modernen Philosophie und den Wegen des modernen Denkens gemacht hätte .... Diese Wege muß auch der katholische Theologe gehen, wenn er sich nicht einer Sünde wider den Heiligen Geist schuldig machen will ... Die katholische Kirche der Gegenwart hat wohl ein einheitliches Dogma, sie besitzt aber keine einheitliche Theologie. Es kämpfen vielmehr zwei feindliche Theologien in ihrem Schoß um die Vorherrschaft, die scholastische und die moderne ... Werden nun die praktischen Maßregeln der Enzyklika auch in Deutschland angewandt (wo der historisch-kritischen Betrachtungsweise das Heimatrecht in der Theologie seit Möhler usw. gesichert ist) — und Deutschland ist bei deren Anwendung in keiner Weise ausgenommen —, dann werden auch bei uns der theologischen Forschung die Lebensadern unterbunden werden. Dann werden aber auch alle jene Konsequenzen eintreten, die das einseitige Herrschen der Scholastik in Frankreich und Italien bereits nach sich gezogen hat. Dann werden die katholisch-theologischen Fakultäten auch in Deutschland verschwinden müssen, wie sie in Frankreich und Italien bereits verschwunden sind usw."

Wir fragen nun: Hat Ehrhard im großen und ganzen Recht, indem wir von einigen Nebenfragezeichen absehen, z. B. seiner Begründung des Verschwindens der katholisch-theologischen Fakultäten von den Universitäten Frankreichs und Italiens? Und wir sagen, Ehrhard hat Recht und Unrecht.

Recht: daß die katholisch-theologischen Fakultäten an den Universitäten gegenwärtig in einer schwierigen Lage sich befinden, könnte mit gutem Verstand niemand leugnen. Da sie mit dogmatisch gebundener Route zu marschieren haben, so lange sie „katholisch" sein wollen, was sie sein sollen, so werden sie von der heute mehr als je ungebundenen, subjektivistischen, individualistischen, willkürlichen und selbstherrlichen Wissenschaft vor allem auf den Universitäten nie als ebenbürtig anerkannt werden. Und das selbst dann nicht, wenn sich die katholischen Theologen nach der formalen und methodischen Seite hin noch so frei gebärden. Man wird ihnen immer sagen, daß das sachlich schließlich doch nichts verschlage. Weder der scholastisch noch der historisch kritisch gerichtete Professor der katholischen Theologie entrinne seinem dogmatischen Käfig. Das wird man jetzt freilich nach der Enzyklika „Pascendi" uns noch lauter in die Ohren rufen. Und darin hat Ehrhard Recht.

[1]) Das Fragezeichen ist von uns. Es heißt „nova student".

Aber darin hat er Unrecht, daß er gar nicht davon redet, daß man das schon vorher mit im wesentlichen derselben Berechtigung bei dem ex officio bestehenden Oberaufsichtsrecht des Papstes und der Bischöfe getan hat. Gerade in Tübingen, wo nach ihm die katholische Tübinger Schule der historisch-kritischen Betrachtungsweise das Heimatsrecht in der katholischen Theologie gesichert hat, ist das mehr als anderswo geschehen. In den Kämpfen, welche sich an der Universität Tübingen infolge des württembergischen Konkordats abspielten, wurde schließlich auf Ausschluß der katholisch-theologischen Fakultät aus der Universität angetragen, weil sie nicht im Besitze der Lehrfreiheit sei. Damals ist aber auch von der katholisch-theologischen Fakultät, die namentlich von dem eine scharfe Klinge schlagenden Hefele geführt war, in einem Separatgutachten der Satz ausgesprochen worden: „Das höchste Prinzip ist übrigens nicht die freie Forschung, sondern die Wahrheit und sie erfordert Freiheit von aller Einseitigkeit, also Ergänzung der beiden berechtigten Standpunkte" (Schwäb. Merkur, Nr. 595, Abendblatt, 19. Dezember 1907, in dem Aufsatz von Professor Karl Müller, protestantischer Kirchenhistoriker in Tübingen: „Zur Geschichte der katholischen Professuren in Tübingen"). Wir nehmen von diesem höchst merkwürdigem Worte der genannten Fakultät gern Gelegenheit zu einer schon längst zu machenden Konstatierung. Vielfach und immer wieder wird nur von dem Eintreten der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen für die Freiheit der Forschung, für die historische Kritik, für den Frieden zwischen Kirche und Staat geredet und geschrieben. Was aber ein Möhler, Kuhn, Hefele usw. im Kampfe gegen einen die Kirche fesselnden Staat, gegen eine den Protestantismus allein glorifizierende Wissenschaft, gegen eine die katholisch-theologische Wissenschaft niederknebeln wollende Tendenz getan haben, davon ist überall gar keine Rede — oder höchstens bei einem gewissen protestantischen Kirchenhistoriker Mitteldeutschlands, der diese genannten Tübinger als Mitbegründer des modernen Ultramontanismus charakterisiert. Das mußte doch einmal zur Steuer der Wahrheit und voller Ehre der Tübinger gesagt sein. Doch das nebenbei! Daß aber Ehrhard so gut wie kein Wort von dem sagt, daß der Kampf gegen die katholische Theologie nicht erst seit dem Erlassungstag der Enzyklika „Pascendi" datiert, darin hat er Unrecht.

Und auch darin hat er Unrecht, daß er nicht etwa auch, wie Paulsen, betont, daß doch noch anderswo sachliche Gebundenheit herrscht: beim protestantischen Theologen, beim Juristen, beim Staatswissenschaftler, beim Mediziner usw. Dahinter können sich die katholischen Theologen in der Hauptsache immer wieder zurückziehen. Sobald eine Wissenschaft sich dem Leben zukehrt, den gegebenen realen Verhältnissen, die sich durch formale Methoden nicht auf den Kopf stellen lassen, sondern zwingend zu berücksichtigen sind, tritt sachliche Gebundenheit ein, so gut wie beim katholischen Theologen, der die Existenz und das Wesen der zweitausendjährigen katholischen Kirche und ihrer Dogmen zu respektieren hat. Am ehesten können auf weiten Strecken die katholischen Historiker über formale Freiheit sich freuen bei ihrem: „Es war einmal". Daß der katholische Theologe in Straßburg sich das von dem protestantischen Philosophen in Berlin sagen lassen muß, will uns nicht gefallen.

Randglossen zur Katastrophe von Kassel.

Ein Rückblick und Ausblick.

Von

Georg H. Daub, Heiligenstadt.

Mit einem gewaltigen Krach ist das „stolze Schiff des Flottenvereins" mit dem Steuermann Keim am 19. Januar auf dem Felsen der Königstreue und Prinzipienfestigkeit der Bayern aufgefahren. Seit Jahresfrist etwa hatte das flottenvereinliche Panzerschiff den alten bewährten Kurs verlassen und machte in Freibeutergeschäften, in der Jagd auf mißliebige Parteien. Das war „nationale Politik", wie sie der Zentrumstöter Keim versteht! Aber die Bayern konnten ihrer Logik trotz der Schmeichelei von der „Stabilisierung des beschränkten Untertanenverstandes" keinen Zwang antun; sie konnten die Keimsche Definition des Begriffes „national" nicht unterschreiben und verlangten deshalb energisch die dauernde Entfernung des Mannes, der in Köln, Essen und Kassel derartig mit Trugschlüssen jonglierte, daß es

selbst den keimfreundlichen Blättern ein wenig zu bunt geworden ist. Die „Tägl. Rundschau" hatte Recht, wenn sie am Abend vor der Kasseler Tagung schrieb, daß es sich am 19. Januar um eine Prinzipienfrage handele; und die Süddeutschen bekämpften Keim auch nur um des von ihm inaugurierten Prinzips der agitatorisch-politischen Betätigung des Flottenvereins willen.

Ein gutes und ein böses Prinzip bekämpften sich also in Kassel. Es war ein Schachspiel zwischen Schwarz und Weiß, bei dem Weiß das alte, Schwarz das neue Programm des Flottenvereins darstellt. Der alte Schachspielmeister Keim führte den Sieg der schwarzen Figuren mit seinem System durch, ungeachtet der unerhörten Verstöße gegen die allgemein anerkannten Regeln! Aber ein wichtiges Feld hatten die „Schwarzen" übersehen: das Feld der klugen Selbstbeherrschung der Bayern. Nicht besser war die taktlose Taktik der wilden alldeutschen Chauvinisten zu durchkreuzen als durch die abwartende Haltung der Bayern seit dem Tag der Kasseler Havarie. Der Schachmeister Keim hatte alles darauf angelegt, in Kassel den Bruch perfekt zu machen und sein System „durchzureißen". Aber, es ist ihm nicht gelungen, trotz der Vergewaltigung der Minorität, trotz der schroffen Haltung des Präsidiums, trotz der Brandreden der alldeutschen Ueberpatrioten und trotz des rührenden Schwanengesangs des Bülow-Günstlings in eigener Person: die Bayern taten ihm nicht den Gefallen, aus dem Flottenverein auszutreten. Sie drohten nur — und ließen ihn allein.

Nun soll sich der Tag von München — die Zusammenkunft der Delegierten des bayerischen Landesverbandes — zwischen Kassel und Danzig schieben. Sehr gut; aber dann müssen die bayerischen Delegierten sich noch einmal gründlich klar machen, was Kassel für sie bedeutet hat. Ein geheimnisvoller, einflußreicher Mann, hinter dem fast die gesamte norddeutsche Presse den Fürsten Bülow vermutet, hat dem Fürsten Salm vor dem Tag zu Kassel das Versprechen abgenommen, die Protektorfrage aus der Debatte zu lassen. Aus eigener Initiative gab der Präsident Salm noch einen weiteren „verbotenen Gegenstand" bekannt — nämlich die Besprechung über die Kölner Vorgänge. Wenn nun das Präsidium vor der Kasseler Tagung sich zurückgezogen hätte, wenn ein neuer neutraler Versammlungsleiter in Kassel präsidiert hätte, so wäre wahrscheinlich der Ausschluß dieser dem Präsidium offenbar äußerst peinlichen Gegenstände nicht so übel aufgenommen worden; man hätte gern Milde walten lassen! So aber blieb das Präsidium und reizte dadurch die Bayern, die gerade wegen der Besprechung dieser verbotenen, delikaten Fragen nach Kassel gekommen waren, zur äußersten Erregung. Es wäre interessant, einmal genau festgestellt zu sehen, wie oft die Glocke des Präsidiums zu Kassel erklungen ist, um den bayerischen Rednern ins Wort zu fallen, wenn sie das Unglück hatten, ein derartiges noli me tangere zu streifen! Nicht genug damit: die mundtot gemachten wackeren Schwaben traktierte man nachher mit dem blutigsten Hohn. Keim hatte den traurigen Mut, die Bayern „bettelarm an Beweisen" zu finden, trotzdem man sich ängstlich die Ohren verschlossen hatte, wenn man mit „Beweisen" kommen wollte.....

Kassel war also der Tag unverantwortlichster Herausforderung der Bayern. Goliath-Keim höhnte in prahlerischem Wort den Gegner, trotzdem sein Gehilfe diesem jedesmal in den Arm gefallen war, wenn er ihn erhob, um die Schleuder mit Beweisen abzuschnellen. Kein Mensch zweifelt mehr daran, daß in Kassel um jeden Preis das Tischtuch zwischen Nord und Süd zerschnitten werden sollte. Und dann? Ja, dann wollten die Anhänger des Keimsystems in Danzig in aller Ruhe, ungestört von den grollend daheimsitzenden Bayern, den status quo ante wieder herstellen, das frühere Präsidium wieder wählen und sich freuen darüber, daß die unbequeme Wittelsbacher Protektion ausgeschaltet sei. Warum auch hatte man in Bayern die Rolle des „mahnenden Gewissens" zu spielen versucht? Das, und nur das, sollte von Kassel ab nicht mehr zu befürchten sein. Die Männer, die im Frühjahr 1907 die lustige Jagd auf Schwarz- und Rotwild mitgemacht hatten, wollten sich in Zukunft nicht von „Protektoren" rügen lassen, wenn ihnen Lust zu einer neuen fröhlichen Hatz im Herzen entbrannte. Nur aus diesem Gedanken heraus ist die turbulente Szene zu verstehen, die allen Augen- und Ohrenzeugen des Kasseler Tages unvergeßlich sein wird, als gegen Schluß der Sitzung Fürst Salm den Vermittlungsantrag der nationalliberalen Exzellenz Hamm mit scharfer Stimme als „wertlos für den Vorstand" abwies. In diesem Moment drängten sich Dutzende der Delegierten in Frack und Uniform zum Präsidentenpodium hin, wo der Antrag der Thüringer Verbände erneut verlesen wurde. In eisigem Schweigen verharrten die Bayern, als der Passus verlesen wurde: Die Versammlung spricht dem Präsidium den Dank aus für sein Bemühen, „die Unabhängigkeit des Vereins zu bewahren". Staatsanwalt Troeltsch-Augsburg erklärte, daß er in dieser Wendung eine Spitze gegen den Prinzen Rupprecht erblicke. Ein unbeschreiblicher Tumult erhob sich da, und der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch mancher charakteristischer Aussprüche, die in diesem Augenblick von den Ueberdeutschen, die ihr Kartenspiel durchschaut sahen, ausgestoßen wurden. Und als dann einen Augenblick die Ruhe wieder eintrat, gab der zungenscharfe Staatsanwalt mit erhobener Stimme die Erklärung ab, „er sei befugt, zu versichern, daß für den Fall der Annahme der Resolution der thüringischen Landesverbände in dieser Form ein Verbleiben der Bayern im Flottenverein unmöglich sei".

Zur Steuer der historischen Wahrheit muß hier bemerkt werden, daß der obengenannte Passus in der Thüringer Resolution später abgeändert worden ist, so daß er jetzt lautet, dem Präsidium werde Dank ausgesprochen für die „Förderung des Vereins". Aber in dem Tumult jenes Augenblicks ist diese Aenderung wahrscheinlich auch von seiten mancher süddeutschen Delegierten überhört worden, die sich schon anschickten, unter Protestrufen den Saal zu verlassen. Sie waren zu tief gekränkt, zu brüsk behandelt worden, um in diesem Augenblick noch den fein „ausgeklügelten" Ueberraschungen kühl gegenüberstehen zu können. Ihre Sprecher, der temperamentvolle Frhr. v. Würtzburg, der bedächtige, ehrwürdige Kammerherr v. Spies, der schlagfertige Regierungsrat v. Braun und der beredte, witzige Staatsanwalt Troeltsch, sie hatten über sieben Stunden schweren Stand gehabt, das Präsidium von seinem groben Unrecht zu überzeugen. Mit bewunderungswürdiger Mannhaftigkeit hatten diese Redner all ihren Witz, ihres Verstandes Schärfe und die Kraft ihrer Lungen daran gesetzt, die Mehrheit von ihren vorgefaßten Meinungen zu kurieren; — zum Schluß mußte ihre Kraft erlahmen. Selbst der Sprecher für Brandenburg-Berlin, der Geh. Regierungsrat v. Klewitz-Grunewald, schwieg in der Folge still, nachdem ihm seine Forderung des dauernden Rücktrittes Keims den überschäumenden Zorn der erregten Alldeutschen eingetragen hatte, die ihn einen „Berliner" schimpften, trotzdem er sich später als „Thüringer" vorstellte, — freilich nicht im Sinne der Thüringer Resolution....

Inzwischen aber haben sich die erregten Wogen von Kassel geglättet. Frhr. von Würtzburg goß Oel in die Brandung durch seine Erklärung, daß die Bayern nach wie vor dem Flottenverein angehörten. Man diskutiert noch in den Blättern; man stellt fest, daß die „Sieger von Kassel" eigentlich nur in der alldeutschen, kulturkämpferischen Presse Beifall finden, während das Gros der Blätter die Schuld an dem „Riß", an dem „Leck im Panzerschiff", dem Präsidium zuschreibt; man erörtert die Frage, was die Bayern tun sollen und tun müssen, und schießt schon Brandpfeile ab, um die Bayern in München gehörig in Wut und Glut zu setzen. Man spricht auch viel von einer verworrenen Lage, während doch alle Einsichtigen ganz klar sehen, daß in Kassel sich die Wagschale des Flottenvereins zugunsten der krassen, alldeutschen Chauvinisten geneigt hat.

Wenn also in München tatsächlich die bayerischen Delegierten zusammen kommen, so mögen sie sich klar und kurz die Frage vorlegen, ob sie in Folge auf dem Standpunkt bleiben wollen, daß der Flottenverein zwar ein nationaler Verein zur Förderung der Flottensache bleiben soll, aber keinesfalls ein agitatorisch-politischer Verein zur Bekämpfung oder Förderung einzelner politischer Parteien. Sind sie in dieser Frage einig, dann wird die bayerische Position wahrscheinlich gestärkt durch die Unterstützung von Baden, Württemberg, Elsaß, Brandenburg usw. Man wird dann vielleicht in Danzig das Widerspiel von Kassel erleben: daß nämlich dort die Ueberdeutschen ihrerseits dem gemäßigten Flottenverein den Rücken kehren.

Müßig und töricht ist es, die Sachlage in diesem Augenblick durch die Parteibrille zu betrachten. Wichtiger ist schon die Frage, ob das Fiasko von Kassel tatsächlich den Flottengeneral und Zentrumstöter Keim zur Resignation zwingen wird, was vielfach als sicher gilt. Dann wäre der schneidige Mann allerdings jenem Indianerhäuptling zu vergleichen, der kurz vor seinem Ende noch einmal selbst ein Loblied anstimmt über seine eigenen Großtaten, der noch einmal mit schon erschlaffendem Arm den Tomahawk drohend schwingt, dann aber verstummt, um den Augenblick zu erwarten, der ihn zu seinen Vätern versammelt. So betrachtet ein Teil der sozialdemokratischen Presse

die Sachlage, indem sie glauben macht, der Harfner Keim und sein Instrument, der Flottenverein, werde jetzt vom Blockkanzler Bülow rücksichtslos in die Ecke gedrängt, nachdem sie ihre Dienste getan nach jenem bösen 13. Dezember 1906. Das wäre ein tragisches Schicksal für Keim, aber kein unverdientes. Denn es war ein überaus frivoles Spiel, in Kassel die Saat der Zwietracht zu säen zwischen die beiden größten deutschen Bruderstämme! Daß die ruhige Ueberlegung und die bayerische Zähigkeit die völlige Veruneinigung verhinderten, so daß die gemäßigte süddeutsche Richtung des Flottenvereins ihre Trümpfe für München und Danzig noch in der Hand behält, ist aber zum wenigsten das Verdienst dieses Ueberpolitikers.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Delcassé redivivus.

In die kritischen Sommertage von 1905 sind wir plötzlich zurückversetzt worden: die Herausforderung Deutschlands durch Frankreich, das unter geflissentlicher Mißachtung der Würde und der Interessen des angeblich eingekreisten Deutschen Reiches Marokko für sich in Beschlag nehmen wollte, wird auf dem kinematographischen Theater der Tagesgeschichte von neuem vorgeführt. Regisseur: Herr Delcassé, der damals von seinen erschrockenen Landsleuten als Sündenbock in die Wüste „a. D." geschickt wurde und jetzt mit einem Male sich wieder für zeitgemäß hält. Inzwischen haben wir einige Dinge von Bedeutung erlebt, z. B. die Algecirasakte, die Erneuerung des Dreibundes, das weitgehende Entgegenkommen Deutschlands gegenüber Frankreich in der aktuellen Marokkopolitik, die englisch-deutschen Besuchsaustausche. Alles das ficht den neubelebten Delcassé nicht an; er wirft in einer anscheinend improvisierten Rede die zugkräftigsten chauvinistischen Schlagworte in recht sorgfältiger Ausprägung unter das Volk, um den Glauben zu erwecken, daß Frankreich mit England, Italien und Rußland im Bunde der „Hegemonie Deutschlands" ruhig Trotz bieten könne und müsse. Beifallklatschen in der Kammer! Das Echo in der Presse war freilich gemischt; nach und nach wurde die kritische, ablehnende Stimmung stärker. Die französische Regierung hat inzwischen bei der Fortsetzung der Kammerdebatte am Montag Abend durch den Mund des Ministers Pichon die chauvinistische Herausforderung Delcassés unter anhaltendem stürmischen Beifall, an dem sich auch die Sozialisten beteiligten, scharf desavouiert.

Die deutsche Regierung beobachtete zunächst Zurückhaltung, um die mittlerweile erfolgte Erklärung des französischen Ministeriums auch vor dem Scheine einer Beeinflußung zu bewahren. Nur eine halboffiziöse Aeußerung in der „Köln. Ztg." wirft die warnende Frage auf, ob der gegenwärtige Zeitpunkt geeignet sei, die alten Streitfragen auszugraben. Die marokkanische Frage sei noch nicht historisch geworden, sondern könne noch zu manchen Aussprachen zwischen Frankreich und Deutschland führen, die nicht erleichtert würden durch das Anschlagen chauvinistischer Saiten; es scheine auch jetzt noch sich die Ansicht zu bestätigen, daß man mit geschickt vorgetragenem Chauvinismus jederzeit auf französische Hörer Wirkung ausüben werde. — Diese Bemerkungen sind vernünftig, und man kann nur wünschen, daß unsere Regierung sich selbst allezeit davon leiten läßt, wenn die französische Volkspsyche in das politische Kalkul zu stellen ist.

Da Herr Delcassé auf die Zugehörigkeit Italiens zu dem antideutschen Staatenblock gepocht hatte, ist es von Bedeutung, daß die italienische Presse sich verstimmt und abwehrend äußert. Es wird hervorgehoben, daß Italien eine vermittelnde Rolle zwischen England und Deutschland im Interesse des Friedens übernommen habe, aber in keiner Weise, weder aktiv noch passiv, irgendwelche Pläne Frankreichs unterstützen könne, die gegen den Algeciras-Vertrag verstießen.

Die spanische Presse tritt entschieden gegen die Delcasséſche Friedensstörung auf. Dort soll sogar in der Kammer der Zwischenfall verhandelt werden; das würde zweifellos zu einer Verstärkung des passiven Widerstandes Spaniens gegen die gegenwärtige Kampfluſt der Franzosen in Marokko führen. Man muß es ja dem schwachen Spanien hoch anrechnen, daß es trotz aller Versuchungen und auch nach dem jüngsten Besuche des Ministers Pichon in Madrid beharrlich ablehnt, sich in die französischen Abenteuer verstricken zu lassen. Die erwünschte Bremswirkung ist bisher mehr von Madrid als von Berlin ausgegangen.

Das Auftreten Delcassés wird aber auch in Berlin die Frage brennend machen, ob es mit dem geduldigen Zusehen gegenüber dem französischen Tatendrange in Marokko so weiter gehen kann. Fürst Bülow hat im nachsichtigen laisser faire das Höchstmögliche geleistet; manche hatten schon längst gesagt, er habe zu viel Nachgiebigkeit gezeigt, so daß die Algecirasakte schon ausgehöhlt und die Tunisierung Marokkos im planmäßigen Gange sei. Sehr lehrreich ist zweifellos die Tatsache, daß die überaus freundliche Haltung Deutschlands bei Herrn Delcassé und seinen Beifallklatschern keine Dankbarkeit und Artigkeit ausgelöst hat, sondern vielmehr den Glauben, jetzt könne man das anscheinend schwach gewordene Deutschland getrost herausfordern. Im Jahre 1905 war die Furcht ein wirksames Gegenmittel. Das Zuckerbrot, das Deutschland in der letzten Zeit so reichlich anwendete, hat in der erzieherischen Wirkung versagt.

Die Gefahr besteht nicht darin, daß etwa Delcassé in eigener Person auf den Ministersessel zurückkehre. Nach der rücksichtslosen Herausforderung, die er sich jetzt erlaubt hat, könnte das erst in dem Augenblick geschehen, wo Frankreich zum Losschlagen bereit wäre. Aber der Geist Delcassés ist von neuem lebendig geworden, und der kann durch andere, noch nicht belastete Personen in vorsichtigerer Weise seine Betätigung finden. Die Franzosen wissen ebensogut wie wir, daß Herr Delcassé der eifrigste Mitarbeiter und innigste Vertrauensmann des Königs Eduard war zu jener Zeit, als der letztere den Berliner Hof schnitt und um so häufiger die Bahnen nach Paris benutzte. Die Veränderung in dem Verhältnis zwischen Deutschland und dem offiziellen England, die inzwischen in vielbesprochenen Aeußerlichkeiten sich bekundet hat, muß von Herrn Delcassé wohl nicht für vollwichtig erachtet werden, wenn er trotz alledem an das jähe Ende von 1905 heute den alten Faden der Politik der Demütigung Deutschlands anzuknüpfen wagt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Respekt vor der deutschen Politik neuerdings wieder in das Zeichen des abnehmenden Mondes getreten ist. Die zielbewußte Stetigkeit wird immer wieder vermißt. Die wohlgepflegten Finger des Fürsten Bülow treiben zu viel Künstelei, zu viel „Taktik des Tages", sowohl in der äußeren wie in der inneren Politik. Warten wir, ob er das Wiederauftreten Delcassés zu benutzen weiß, um die wünschenswerte Klärung herbeizuführen, — sei es durch einen kräftigen Punkt auf das i, wenn die französische Regierung entschieden den ganzen Delcassé in Wort und Tat abschüttelt, sei es durch einen wuchtigen Protest im anderen Falle.

Die Wahlrechtsfrage im Reichstag.

Daß man trotz aller Zwirnsfäden der Zuständigkeit die Reform des preußischen Wahlrechtes auch im Reichstage zur Sprache bringen kann, hat die Erfahrung soeben gezeigt. Die Verhandlung hätte auch der Reformsache nützlich und dem schroff ablehnenden Blockkanzler sehr unbequem werden können, — wenn nicht die Sozialdemokratie mit ihrer neuen Taktik der Gasse die ganze Aktion verdorben hätten. Der Kanzler war natürlich nicht so ungeschickt, sich diesen schwachen Punkt der gegnerischen Front entgehen zu lassen. Der Kompetenzeinwand hinderte ihn nicht, die sozialdemokratische Interpellation mit einer kräftigen Warnung vor den unbedingt erfolglosen und sehr gefährlichen Straßendemonstrationen zu beantworten. Diese unseligen Krawalle beherrschten nun die ganze Debatte. Die Sozialdemokratie ist unmittelbar verantwortlich für die beiden ersten Aufläufe am 10. und am 12. Januar. Den späteren Aufzug der „Arbeitslosen" will sie nicht veranstaltet haben; aber mitschuldig ist sie doch, da das böse Beispiel und die fortgesetzte Aufreizung in der roten Presse die unbeschäftigten Radaubrüder von Berlin veranlaßt haben, eine Probe auf das angebliche Recht an der Straße zu machen. Wenn die Polizei gleich kräftig dreingeschlagen hat, so erklärt sich das aus der großen Gefahr, die in den systematisch sich wiederholenden Straßenaufläufen liegt. Bei aller Mildherzigkeit muß man doch anerkennen, daß angesichts der aufgehetzten Massen von vornherein ein abschreckendes Exempel statuiert werden mußte. Berlin hat nun einmal, wie die anderen Weltstädte auch, eine Menge von radaulustigen Elementen, die nicht durch gutes Zureden, auch nicht durch kalte Wasserstrahlen, sondern nur durch den Anblick des blutigen Ernstes zur Vernunft zu bringen sind. In London und in Paris (von Petersburg und Moskau gar nicht zu reden) haben auch Regierungen von berühmter Freisinnigkeit gegenüber bedenklichen Straßenaufläufen, sogar gegen Demonstrationen der Weiblichkeit, mit der „brutalen Gewalt" von Polizei und Militär schonungs-



los eingegriffen. Unsere Sozialdemokraten werden mit ihrer „Entrüstung" wenig neue Mitläufer fangen. Dagegen könnten sie viel Liberale zu der Erwägung bringen, ob denn ein Wahlrecht, das solche Leute in die preußische Kammer bringen würde, des Schweißes der Edlen wert sei.

Geschäftigkeit im Blockhause.

Unter den Linksliberalen, namentlich in der Freisinnigen Vereinigung, gibt es von altersher Freunde und Befürworter eines Zusammengehens mit der Sozialdemokratie gegen die sogenannte Reaktion, d. h. gegen Zentrum und Konservative. Die Anhänger der „Großblock"-Idee nach badischem Muster wurden durch die schroffe Ablehnung der Wahlreform in Preußen natürlich zu einer Auffrischung ihrer Taktik veranlaßt. In dem engeren Kreise der Freisinnigen Vereinigung, wo die Meinungsverschiedenheiten an der Tagesordnung sind, gab es eine ernste häusliche Auseinandersetzung wegen der Taktik, die nach diesem Affront einzuschlagen sei. Aber die Vertreter der schärferen Tonart drangen nicht durch, obschon sie angeblich in der eigenen Fraktion die Mehrheit hatten. Mehrere engere Fraktionsgenossen drohten mit dem Uebertritt zur Freisinnigen Volkspartei, wenn man wirklich zu einer Absage an den Blockkanzler schreiten würde, und bei den beiden Volksparteien selbst (der Berliner und der schwäbischen) stieß man auf die unentwegte Blocktreue trotz alledem. So bleibt denn Fürst Bülow der weiteren Dienste seines neuen Gesindes trotz des Wahlrechts-Fußtrittes sicher. Es war nichts anderes zu erwarten und auch nicht zu wünschen. Letzteres Wort sei betont, damit man uns nicht mißverstehe, wenn wir der historischen Vollständigkeit halber auf die Tatsache aufmerksam machen, daß die Sozialdemokratie durch ihre neue Radautaktik ihren linksliberalen Gönnern die Annäherung erschwert.

Wenn die Linksliberalen auf jede ernste Aktion gegen die „Wahlrechtsräuber" verzichten, so macht der „Ausschuß", den sie förmlich und feierlich mit vereinten Kräften zur „Agitation" für die Wahlreform eingesetzt, einen etwas komischen Eindruck. Der famose Ausschuß beginnt soeben zu „arbeiten". Sein erstes Werk ist ein schöner Aufruf um milde Gaben zur Deckung der Kosten. Man sieht, die Herren fangen gründlich vom Anfang des Anfangs an. Nach einer Klagezeit von vierzig Jahren ist man jetzt schon zur Erhebung des Klingelbeutels gekommen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir freilich beifügen, daß auch schon eine Broschüre „in den nächsten Tagen" erscheinen soll, drei ganze Bogen stark. Wenn nach diesen Trompetenstößen die Zwingmauern des Dreiklassenwahlrechts nicht einfallen, so geht es nicht mit rechten Dingen zu.

Geschäftigkeit, um diligentiam prästiert zu haben! Das ist auch die Signatur für die Konferenzen zwischen Vertretern der Regierung und Vertretern der „regierenden" Blockparteien in Sachen der Finanz- und Steuerreform. Ach, wie oft und wie fleißig ist da schon konferiert worden! Die Finanzminister der Einzelstaaten haben schon ihre sämtlichen Zähne an der harten Nuß probiert; jetzt tun auch die „maßgebenden" Parlamentarier noch ein übriges — und dennoch wird aus der ganzen Steuerreform vorläufig nichts. Nach dem geheimen Ratschluß der Blockpolitik soll auch nichts daraus werden. Hier ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die bekannte Parole des Blockkanzlers: „Zurückstellen, worüber man im Block nicht einig ist!" — gerade auf die dilatorische Behandlung der Steuerfrage gemünzt war. Die freisinnigen Gehilfen haben schon in Norderney die Zusicherung erhalten, daß diese unangenehme Aufgabe auf die lange Bank geschoben werden solle. Dieses Versprechen soll gehalten werden. Jetzt erst recht, da die Geduld der Linksliberalen in der Wahlrechtsfrage schon auf eine harte Probe gestellt worden ist. Der Schatzsekretär v. Stengel, der preußische Finanzminister v. Rheinbaben und die übrigen Finanzleiter der Einzelstaaten mögen noch so eifrig die dringend notwendige Sanierung der Reichsfinanzen betreiben, es nützt ihnen alles nichts, da in der Blockpolitik der passive Widerstand begründet ist. Man tut so, als wenn man wirklich was tun wollte; aber die Kraftanstrengung gleicht der Arbeit auf einem Zimmervelozipéd, das trotz allen Tretens auf seinem Platze bleibt. Es ist allenfalls denkbar, daß Freiherr v. Stengel aus seiner wohlgefüllten Lade schließlich noch die eine oder andere Steuervorlage einbringen darf. Aber auch das hätte nichts Reelles zu bedeuten, da an die Erledigung im Reichstage für diese Tagung nicht mehr gedacht wird. Aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben, und die Verschiebung einer so dringenden Aufgabe ist und bleibt ein Armutszeugnis für die anspruchsvolle Blockpolitik.

Das Kabinett Schollaert in Belgien.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

Wie vorauszusehen war, wurde der bisherige Kammerpräsident und Staatsminister Franz Schollaert der Nachfolger des am Silvesterabend gestorbenen Ministerpräsidenten de Trooz. Er hat alle Mitarbeiter seines Vorgängers beibehalten. Daraus geht hervor, daß er an der allgemeinen Politik nichts zu ändern gedenkt. Bekanntlich hatte sich de Trooz der schwierigen Aufgabe unterzogen, ein sogenanntes katholisches Konzentrationskabinett zu bilden, nachdem das Ministerium de Smet de Naeyer infolge von politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Konservativen und den Demokraten der katholischen Mehrheit seinen Abschied nehmen mußte. De Trooz hatte sowohl Konservative als Demokraten für sich gewonnen, und der Zwist, wenn er auch nicht ganz verschwand, hatte doch seither gelindere Formen angenommen.

Schollaert war infolgedessen schon darauf angewiesen, frühere Wunden nicht aufzureißen und die von de Trooz eingeschlagene Politik fortzusetzen. Dies dürfte ihm vielleicht noch besser gelingen als seinem Vorgänger, da er sich seit 1901 als Kammerpräsident allseitig beliebt gemacht hat, was auch die Liberalen und Sozialisten unumwunden zugeben. In verschiedene Debatten griff er persönlich ein und legte manche Schwierigkeit bei. Im allgemeinen hielt er sich den Extremen jeglicher Richtung gleich fern und konnte deshalb in ernster Stunde ein versöhnendes Wort sprechen.

Als Regierungsmann trat Schollaert bereits früher auf. Längere Jahre hindurch war er Unterrichtsminister, und das heutige belgische Schulgesetz ist unter der Stichmarke lex Schollaert bekannt. Dasselbe fördert selbstverständlich die christliche Schule, zeigt aber auch für Nichtkatholiken die weitgehendste Toleranz. Bei seinem jetzigen Regierungsantritt schrieb die liberale „Indépendence belge", daß Schollaert der einzige Mann der Rechten sei, der mit Erfolg arbeiten könne, weil er allen Intrigen stets ferngestanden. Ein solches Zeugnis von einem politischen Gegner kennzeichnet den Charakter des neuen Ministers.

Er wird zunächst die jetzt schwebende Kongofrage zu lösen haben. De Trooz hat, kurz vor seinem Tode, den Angliederungsvertrag eingebracht. Ein Teil der Abgeordneten ist mit den vom König gestellten Bedingungen, namentlich bezüglich der Krondomäne, nicht zufrieden. Schollaert, als Vorsitzender des sich mit der Frage befassenden parlamentarischen Ausschusses, hat verschiedentlich in der Angelegenheit in einer Weise Stellung genommen, welche dartut, daß er alle Rechte zu wahren die Absicht hat. Die offizielle ministerielle Erklärung deutet denn auch bereits an, daß einzelne Punkte der Angliederungsnovelle abgeändert werden dürften. Damit haben sich auch die Oppositionsparteien begnügt und erklärt, sie wollten die Angelegenheit redlich und unparteiisch verhandeln. Alles in allem genommen wurde also das Kabinett Schollaert mit Wohlwollen begrüßt. Hoffentlich wird es das allgemeine Vertrauen verdienen und für das Wohl des Landes ersprießlich arbeiten.



Kaiserrede eines katholischen Studenten.[1])

Von

cand. jur. Otto Hipp, München.

Wenn wir uns anschicken, am heutigen Tage nach studentischem Brauch das Geburtsfest unseres Kaisers zu feiern, drängt sich wohl die Frage auf: Was ist das deutsche Kaisertum und was ist uns Wilhelm II.?

Was ist das deutsche Kaisertum? Mit dem Fortschreiten aller Wissenschaften hat sich allmählich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß alle Erscheinungen in der Welt, also auch die geschichtlichen Ereignisse und Verhältnisse, nicht das Produkt blind waltender Kräfte und Ergebnisse des Zufalls sind, sondern daß bei aller Freiheit des menschlichen Willens im einzelnen die Vorgänge

[1]) Die „antinationale" Gesinnung der katholischen Studentenvereinigungen gehört zu den beliebtesten Schlagworten ihrer Gegner. Die unwahre Phrase bedarf an sich keiner Widerlegung. Dennoch ist es angebracht, von Zeit zu Zeit einen dokumentarischen Beweis des Gegenteils an die breiteste Oeffentlichkeit zu stellen. Aus dieser Absicht heraus bringt die „Allgemeine Rundschau" eine begeisterte Festrede zum Abdruck, die Herr cand. jur. Otto Hipp auf der Kaiserkneipe der Münchener katholischen deutschen Studentenverbindung „Aenania" am 25. Jan. 1908 gehalten hat. — Auf dem von den katholischen Studentenkorporationen in Freiburg i. Br. veranstalteten Kaiserkommers, dem auch eine

in der Geschichte aus dem jeweiligen Zeitgeiste, aus den Bedingungen, die in den tatsächlichen Verhältnissen gegeben waren, sich erklären lassen, ja mit innerer Notwendigkeit in die Erscheinung treten. So ist es auch mit dem Begriff „Kaisertum". Von altersher verband sich zwar mit ihm schon der Gedanke an ein machtvolles Volk mit einer machtvollen Herrscherfamilie an der Spitze, ja noch mehr, man dachte dabei an die jeweils führende Nation in den einzelnen Epochen der Weltgeschichte. Wie sich aber die tatsächliche Realisierung dieses Begriffes zeigte, das war nach Zeiten und Völkern verschieden.

Die ersten, welche ein Recht gehabt hätten auf den Titel der Cäsaren, waren wohl die ägyptischen Pharaonen. Ihnen lag der Osten zu Füßen, geistvolle Gelehrte und Priester machten ihnen die Kräfte der Natur untertan, und Werke entstanden, so kühn wie sie sich der Menschengeist nur auszudenken vermag, Werke so gewaltig und erhaben, daß wir trotz unserer heute so hoch entwickelten Technik mit Staunen und Bewunderung vor ihnen stehen und nahezu unsere Ohnmacht solchen Schöpfungen gegenüber eingestehen müssen. Aber jenes Kaisertum, wenn ich es so nennen darf, beruhte auf dem Prinzip der Unfreiheit, des Sklaventums und der harten Fronarbeit. Finsterer Despotismus erstreckte sich von hier aus hinüber auch auf die asiatischen Nachbarreiche und ließ die besten Kräfte des Volkes erstarren und verkümmern.

Dann trat der strahlende hellenische Geist seinen Siegeszug an durch die damals bekannte Welt; es folgt das Kaisertum Alexanders des Großen, des Griechenfürsten auf dem Makedonenthron. Aber wie der griechische Geist in seiner Verfallzeit zu einem blendenden Feuerwerk geworden war, das sprüht und gleißt, aber nicht erwärmt und dauert, so ging auch dieses Reich, aufgebaut auf dem Boden einer überreifen Kultur, mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen.

Ein anderes Volk war inzwischen erstarkt, um die Führung der Welt zu übernehmen. In einem eisernen Zeitalter schmückte sich Rom mit der Cäsarenkrone. Das war das Kaisertum des stolzen römischen Vollbürgers, seine Insignien waren das Feldzeichen der Legionen und der Kommandostab des Imperators. Allein auch dieses Reich war seinem Untergange geweiht, als der unaufhaltsame Verfall der altrömischen Zucht und Sittenstrenge die Ketten lockerte, mit denen die Unterworfenen unter die Gewalt der Sieger gezwungen worden waren. Es kam die Zeit, in der nicht mehr unter dem Tritt der römischen Legionen der Erdball erdröhnte; zwei neue Mächte traten in die Weltgeschichte ein: das Christentum und die Germanen. —

War es Zufall, daß fast gleichzeitig eine neue geistige Macht sich erhob, gegründet auf dem Grundsatz der Gleichheit aller Menschen vor dem göttlichen Gesetz, und daß ein Völkergeschlecht mit urwüchsiger Kraft sich die Herrschaft errang, in dessen einzelnen Stämmen das Volksbewußtsein zur vollen Geltung kam, das Volk in seiner Gesamtheit an der Regierung teilnahm und der Herzog stolz darauf war, nichts anderes zu sein als der Führer seiner Mannen?

Das Naturgemäße war, daß man zunächst an eine Vermählung dieser beiden Ideen dachte, daß man versuchte die Kirche mit dem Staate in eine organische Verbindung zu bringen. Das war das Reich, wie es Karl und Otto dem Großen vorschwebte; allein der Gedanke war zu groß, zu erhaben, als daß er bei der menschlichen Schwachheit zu dauernder Verwirklichung hätte gelangen können. Das auf dieser Grundlage errichtete römische Kaisertum deutscher Nation trug mit jener Idee schon den Todeskeim in sich, wenn schon es infolge der ihm innewohnenden Stärke erst nach jahrhundertelangem Kampf erlag.

Alt und morsch geworden, erlag es dem wuchtigen Angriff des Cäsars aus eigener Machtvollkommenheit, des Herrschers aus eigenem Willen und eigener Tatkraft, es brach zusammen vor Napoleon dem Großen. Jedoch mit seinem Sturz mußte auch sein Werk fallen; es war zu sehr mit seiner Person verknüpft, um ohne ihn Bestand haben zu können.

Alle möglichen Phasen hatte so das Kaisertum durchgemacht: vom Sklavenstaat zum Reich des griechischen Geistes, von der weltumfassenden Herrschaft der Stadt Rom hin zum vergeblich geplanten Gottesstaat des Mittelalters, und zuletzt dann ein Reich, meteorgleich leuchtend und wieder verschwindend wie das Feldherrngenie seines Kaisers, der es ins Leben gerufen — nichts von alledem war von Bestand.

Aber zwei Grundlagen haben sich im Laufe der Zeit als notwendig und zugleich als festes Fundament der Staaten erwiesen: die christliche Religion und das sich selbst verantwortliche freie Volk. Auf ihnen konnte ein neues Kaisertum erstehen, und das lang Ersehnte wurde zur Wirklichkeit auf den Schlachtfeldern Frankreichs im Jahre 1870/71. Auf Grund einer Verfassung, unter Mitwirkung des Volkes bei der Regierung, steht jetzt wieder ein Kaiser an der Spitze der deutschen Staaten.

Doch heute gilt es, nicht allein das deutsche Kaisertum zu würdigen, sondern auch die Person seines Repräsentanten, Kaiser Wilhelm II. Als deutscher Kaiser hat er eine hohe Mission zu erfüllen, und mit Stolz und Freude können wir das Ausland auf ihn verweisen, da er uns in der Tat ein Vorbild ist. Was vor allem unsere Herzen so sehr für ihn gefangen nimmt, das ist das ideal schöne Familienleben, das im Kaiserlichen Schlosse zu Berlin eine trauliche Stätte gefunden hat. Gerade in einer Zeit, in der von gewisser Seite eine Umwertung der sittlichen Begriffe unternommen wird, und man versucht, als sittlich und erlaubt hinzustellen, was bisher als unmoralisch und gemein galt, in einer Zeit, in der an dem Bande der Familie gerüttelt und die Heiligkeit der Ehe untergraben und beschmutzt wird, da ist es für die, welche diesen Strömungen Widerstand zu leisten entschlossen sind, ein erhebendes Gefühl, sich sagen zu können, der Mann an der Spitze des deutschen Volkes ist unseres Geistes, unseres Sinnes. Bietet doch die Kaiserliche Familie ein herrliches Bild von dem, was seit Jahrhunderten als deutsches Familienleben und Familienglück mit Bewunderung in der Welt genannt wurde und worauf nicht zuletzt die machtvolle Stellung des deutschen Volkes beruht, sowie der ruhmvolle Name der deutschen Frau.

Fragen wir weiter, woher nimmt unser Kaiser die Kraft, dem Zeitgeist mit Wort und Tat zu widerstreben, so lautet die Antwort: er schöpft aus dem lebenspendenden Born der christlichen Religion. Glaube und Sitte sind unzertrennlich mit einander verbunden, und nie hat Wilhelm II. ein Hehl aus seiner tief religiösen christlichen Gesinnung gemacht. Bekenntnismut auf dem Kaiserthron — und da sollen die Untertanen hintanstehen und von sich weisen, was ihr Herrscher als die Säule seines Reiches und als unerläßlich für das Blühen der Staaten erkannt hat? Insbesondere sind es wir katholische Studenten, die Grund haben, mit Verehrung zu unserem Kaiser emporzublicken. Sind nicht Sittlichkeit und Religionsübung die Hauptangriffspunkte vieler unserer Gegner? Behauptet man nicht, es sei unmöglich, auf Grund der veralteten Moralbegriffe sein Leben zu führen, behauptet man nicht, die Religion sei überflüssig geworden, höchstens noch gut für Kinder und altersschwache Greise? Wahrlich, wir brauchen uns der Gesellschaft nicht zu schämen, in der wir uns befinden! Die christliche Ueberzeugung war es, die Kaiser Wilhelm bestimmte, fortzufahren auf dem Wege der großen sozialen Gesetzgebung, durch die Deutschlands Arbeiterschaft eine Stellung erlangt hat, wie sonst keine auf der Welt. Aber welch ein Tor auf dem Throne müßte das sein, der sein Volk durch solche Gesetzgebung veranlaßt, Millionen zu opfern, um die materielle und geistige Lage der unteren Klassen zu heben, wenn der Ansporn hierzu, die Pflicht zur Nächstenliebe, ein Phantom ist, wenn es keine Erlösung gibt durch ihn, den wir mit Ehrfurcht nennen Christus den Herrn.

Nicht zu vergessen ist endlich die unermüdliche Arbeitskraft des Kaisers. Voll tiefen Pflichtgefühls widmet er sich ohne Rast den Regierungsgeschäften, und nicht viele wird es geben, die so wenig persönliche Muße finden wie der Höchste im Reiche. Wahrlich, er gibt uns ein schönes Beispiel von Pflichttreue und Selbstzucht!

Voll und ganz sind wir als seine Untertanen verpflichtet, mit tiefem Dank und treuer Liebe unseres Kaisers zu gedenken. Doch fern sei es uns, zu meinen, wir könnten das durch verächtlichen Byzantinismus; nein, ein Mann wie Wilhelm II. will auch über feste Charaktere herrschen. Anderseits, wenn wir Katholiken mit manchem, was nicht so fast der Kaiser, der ja das Beste will, sondern seine Regierung zu bestimmen für gut findet, nicht einverstanden sein können, dann wollen und dürfen wir nicht grollend oder gar in Reichsverdrossenheit beiseite stehen, sondern dann ist es erst recht unsere Pflicht, alles daranzusetzen, um unserer Weltanschauung zum Siege zu verhelfen zum Glücke des Volkes. Ohne Zweifel bedarf der Kaiser treuer und aufrichtiger Freunde. Ihm und dem Reiche ist nicht gedient mit traurigen Elementen, die nicht einmal den Mut zu einer eigenen Meinung haben, sondern er hat Männer nötig, und solche wollen wir einst sein, die, wenn es erforderlich ist, sich nicht scheuen, mit ehrlicher Ueberzeugung auch vor hoher und höchster Stelle zu sprechen ein festes non possumus. Mit solchen Gesinnungen können wir ihm am besten unsere Liebe und Dankbarkeit beweisen, und wenn es uns gelingt, nach Kräften mitzuarbeiten am Wohle des deutschen Volkes, so daß es glücklich und frei fortschreitet auf der Bahn der Kultur, dann wird der Lebensabend des erlauchten Kaiserpaares in goldenem Lichte erstrahlen, indem es sich sonnen kann im Glücke seines Volkes, das wir alle gleich innig lieben. Ihn aber, unseren verehrungswürdigen Kaiser Wilhelm II. und unser teures deutsches Vaterland wollen wir feiern mit einem donnernden Salamander!

Abordnung der Freien Studentenschaft beiwohnte, sprach der dem Leserkreise der „Allg. Rundschau" wohlbekannte derzeitige Prorektor Prof. Dr. Karl Braig bemerkenswerte Worte. Er führte u. a. aus: „Möge jeder dem Vaterlande eine frische, freudige und unverbrauchte Kraft widmen, wohin ihn auch die Vorsehung stellen mag. Wenn er an dieser Stelle dem Besten seiner Heimat dient, dann wird er sein eigenes persönliches Glück finden. Hoffentlich wird die Zeit nicht mehr allzufern sein, wo die gesamte Studentenschaft wieder gemeinsam den Kaisertag feiert. Die katholische Studentenschaft weiß sich eins auch mit den heute noch nicht anwesenden Kommilitonen in dem Gedanken: das ganze Deutschland soll es sein, ein einig Volk von Brüdern! Möge diese Einheit auch zur Tat werden! Stellen wir alles zurück, was uns trennt, heben wir hervor, was uns eint als Söhne der einen Mutter Germania."

Wintervision.

Wenn brausend durch die Winterlande
Mit Schnee und Eis der Sturmwind zieht,
Dann singt mir oft von fernem Strande
Die Sehnsucht leis ihr Zauberlied.

Und still muß ich die Augen schließen:
Da schau ich in ein Wunderland,
Wo Ströme goldnen Lichtes fließen,
Und leise rauscht die Flut am Strand.

Und wo die Rosen flammend blühen,
Berauschend süße Düfte weh'n,
Des Südens Trauben golden glühen,
In Glanz und Glust die Tale steh'n.

Die goldnen Abendfeuer schimmern,
Daran die Beduinenschar;
Darüber hoch am Himmel flimmern
Des Südens Sterne, wunderbar.

Den Saiten wilder schon entsprühen
Der Wüste Lieder bei der Rast;
Die dunklen Augen stolzer glühen,
Und träumend lauscht der fremde Gast. —

Da muß ich weit die Arme breiten
In Heimweh nach dem fernen Süd,
Und von der freien Wüste Weiten
Singt mir die Sehnsucht nimmermüd.

Fritz Flinterhoff.

Ungehobene Schätze.

Von

Hermann Herz, Redakteur der „Bücherwelt".

Vor kurzem las ich in der „Kulturgeschichte des Mittelalters", 2. Aufl. von Dr. G. Grupp, Bd. I das Kapitel Heiligkeit und Wohltätigkeit. Die sehr anschauliche Schilderung des großartig sozialen und caritativen Wirkens heiliger Frauen in der Merowinger Zeit, wie der hl. Radegunde, einer thüringischen Fürstentochter, der hl. Bathildis, einer angelsächsischen Sklavin und späteren Gemahlin des Königs Chlodwig II., sowie heiliger Männer wie Germanus, Cäsarius u. a. m. veranlaßte mich, für den deutschen Klerus folgende Anregung niederzuschreiben:

Im gegnerischen Lager gibt man sich alle Mühe, die Mär von der Kulturfeindlichkeit und Herrschsucht der katholischen Kirche im allgemeinen und von derjenigen des Priestertums im besonderen glaubhaft zu machen und ihr die Gewißheit eines Dogmas zu verschaffen. Was man an Schmutz und Skandal in verwichenen Jahrhunderten und in aller Herren Länder mit großem Fleiß zusammengetragen hat, wird von mehr oder minder gewandten antikatholischen Schriftstellern in leichte Münze umgeprägt und in Form von Broschüren und billigen Lieferungswerken in die weitesten Volkskreise hinabgeleitet. Dank dem Bienenfleiß katholischer und unparteiisch urteilender akatholischer Gelehrten sind derartige Einwände ja entweder widerlegt oder durch eine objektive Schilderung der Zeitverhältnisse in die richtige Beleuchtung gerückt. Aber wem sind diese dicken, teuren Bände zugänglich? Auch ist die Sprache und Darstellung der Forscher oftmals nichts weniger als volkstümlich, packend und zum Weiterlesen einladend. Nicht selten hindert der an sich berechtigte hohe Preis dieser Werke ihre weiteste Verbreitung. Dies gilt z. B. auch von Michael und Janssen.

Ich frage: Ist es wirklich ein Ding der Unmöglichkeit, eine echt volkstümliche, anschauliche Lebensbeschreibung von Personen wie die obengenannten abzufassen? Der Umfang dürfte nicht allzu groß sein, damit nicht die Höhe des Preises der Massenverbreitung im Wege stünde. Man verstehe mich nicht falsch: Keine Heiligenbeschreibungen, worin alle möglichen und unmöglichen Wunder angehäuft werden, wünsche ich, sondern solche, welche das großartige soziale, caritative Wirken dieser Männer und Frauen beleuchten, welche unsere Heiligen oder sonstige große Männer und Frauen der Kirchengeschichte als Menschen ihrer Zeit und in ihrer Zeit zeigen, und die ein getreues Bild der Sitten und Denkart der betreffenden Jahrhunderte geben. Um ein Beispiel aus späterer Zeit zu nehmen: Wer hat eine wirklich volkstümliche deutsche Darstellung der Wirksamkeit des hl. Bernhard von Clairvaux und daran anschließend der immensen Kulturarbeit des Zisterzienserordens geschrieben?

Das wäre eine wirklich praktische, zeitgemäße Apologetik. Aber wer soll die Arbeit leisten? Ich komme damit zu einer Angelegenheit, über die sich viel sagen ließe. Vorerst einmal dieses: Unseren katholischen Gelehrten an den Universitäten liegt eine andere Arbeit ob, die des akademischen Lehrers und Forschers. Allein, wie viele tüchtige Kräfte könnte der Seelsorgerklerus stellen? Gewiß nimmt bei sehr vielen Geistlichen eine richtige Seelsorge den ganzen Mann in Anspruch. Doch wird mir niemand widersprechen, wenn ich behaupte, daß dieses kaum bei der Hälfte der Pfarreien der Fall ist. Meine Berufsarbeit hat mich mit den Verhältnissen in Nord und Süd, in Ost und West hinlänglich vertraut gemacht, um eine solche Aussage wagen zu dürfen.

Auf Posten nun, die nicht die ganze Kraft eines Mannes beanspruchen, trifft man gar nicht selten Geistliche, die über geradezu staunenswerte geschichtliche und kulturgeschichtliche Kenntnisse (nicht bloß lokalgeschichtliche) verfügen, und die früher an der Universität durch seminaristische Uebungen sich eine tadellose historische Methode angeeignet haben. Sie lassen ihre erworbenen Fähigkeiten vielfach auch nicht brach liegen, sondern bereichern die Diözesanarchive, die anscheinend nur zum Verstauben da sind, mit sehr wertvollen Beiträgen, welche sich die Fachgelehrten zunutze machen, um sie in ein anderes geschichtliches Reliquiar aufzunehmen.

Wäre es nun für die Allgemeinheit nicht viel ersprießlicher, wenn diese Herren in der angedeuteten Richtung arbeiteten? Ob sie's können? Ob sie volkstümlich, packend und anschaulich zu schildern vermögen? Ich will nicht daran erinnern, daß Nietzsche in „Menschliches Allzumenschliches" irgendwo die Ansicht ausspricht, bei nötigem Fleiß und hinlänglicher Selbstzucht müßte jedermann eine leidlich gute Novelle, also auch einen frischen Stil, schreiben können; ich meine: die unvolkstümliche, langweilige Schilderung kommt vielfach davon, daß man sich leider allzusehr an das rein abstrakte Denken gewöhnt hat.

Wer seine Ansichten klar und konkret ausdenkt, über etwas Temperament verfügt und um eine frische Darlegung seiner Gedanken ernstlich ringt, wird dieses Ziel erreichen. Ich kenne mehr als einen, der als stud. theol. in dieser Hinsicht zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hat. Später wurde er Pfarrer in einer geschlossenen Gemeinde mit kaum 500—600 Seelen und ist seitdem verschollen. Woher kommt das? Man wird sagen: Es hat ihm am nötigen Handwerkszeug zum Schriftstellern gefehlt. Er war arm, daher außerstande, sich die notwendigen Bücher zu verschaffen und hat keine Bibliothek in der Nähe gehabt. Ebenso hat es an jeder Anregung und Aufmunterung in seiner Umgebung gemangelt. Sehr berechtigte Einwände, gewiß! Es müßten Bibliotheken für den Klerus eines oder mehrerer Dekanate geschaffen werden, worin zum wenigsten die notwendigsten größeren Sammel- und Nachschlagewerke anzutreffen wären. Ob es überdies einer mehr oder minder straff organisierten Vereinigung der geeigneten Kräfte bedürfte, soll zunächst nicht erörtert werden. Ich möchte bloß die erste Anregung geben.

Selbstverständlich denke ich mir diese Biographien nicht mit allem möglichen gelehrten Ballast beschwert. Sie brauchen auch keine neuen Resultate an den Tag zu fördern, sondern sollen die bereits geleistete, tüchtige, solide Gelehrtenarbeit in gangbare Münze umprägen. Wenn z. B. die ganze Ausstattung und der Preis von G. Baumbergers „Nikolaus von der Flüe" (Kösel, Sammlung illustrierter Heiligenleben) eine Massenverbreitung zuließen, würde ich dieses Werk als meinen Intentionen entsprechend bezeichnen. Wenn man von den erdichteten Zutaten des Autors absieht, könnten Hansjakobs beide Werke „Der Leutnant von Hasle" und „Der steinerne Mann von Hasle" als Vorbilder für volkstümliche Schilderung vergangener Jahrhunderte gelten. Dagegen muß vor jenen volkstümlichen Biographien gewarnt werden, die gewisse Leute, um sich neben ihrem Gehalt noch eine Nebeneinnahme zu verschaffen, in der Weise anfertigen, daß sie in diesem Monat mal einige dickbändige Geschichtswerke für eine Monographie ausschreiben und im nächsten einige naturwissenschaftliche, um auch volkstümliche naturwissenschaftliche Ware für den Büchermarkt zu liefern.

Entsagung.

Es zog der Tag die Flügel ein
Und ließ die Sonne Sonne sein,
Die allzu schnell verglommen. . . . .
Schon ist die Welt verdunkelt ganz.
Es strahlt der Mond mit halbem Glanz
Verschleiert und verschwommen.

Such', Herz, auch du nun Schlaf und Ruh'
Und drück' dem Wunsch die Augen zu,
Kein Glück ist hier vollkommen.
Dem Tage folgt des Abends Schein,
Die Mitternacht folgt hinterdrein,
Dann wird die Sonne kommen.

Und wird es auch erst später Tag . . . .
Wer hätte Nachtigallenschlag
Im Winter je vernommen?
Doch alles kommt zur rechten Zeit;
Nicht nur die Lust, auch Leid, auch Leid
Wird dir zuzeiten frommen. Joseph Schneiders.

Pädagogisches Interesse an der Bekämpfung der Unsittlichkeit.

Die Unterstützung der Bestrebungen der „Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" wird in pädagogischen Kreisen immer kräftiger. Zu der kürzlich mitgeteilten Stellungnahme des Katholischen Lehrerverbandes kommen drei Kundgebungen aus letzter Zeit. Der Katholische Lehrerverein für Oberschlesien hat nach einem eingehenden Referat von Lehrer Werner einen warmen Appell an die Lehrerschaft erlassen, im Sinne Geheimrat Roerens und Otto von Erlbachs zu arbeiten. Besondere Anerkennung ward dabei der „Allgemeinen Rundschau" gezollt. Der Redner bezeichnete dieselbe der „Oberschlesischen Ztg." (Nr. 11 vom 15. Jan.) zufolge als eine der „angesehensten deutschen Zeitschriften". Der Katholische Lehrerverein Köln Stadt und Land hat in seiner Januarversammlung folgende Resolution angenommen: „Die heute zu Köln im großen Saale des Fränkischen Hofes tagende, vom Katholischen Lehrerverein Köln Stadt und Land einberufene und von rund 250 Personen aus allen Kreisen der Bürgerschaft Kölns besuchte Versammlung protestiert gegen die sich immer frecher und schamloser in die Oeffentlichkeit drängende Unsittlichkeit. Sie fordert alle gutgesinnten und ernstdenkenden Jugend- und Vaterlandsfreunde im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit auf zu energischer Selbsthilfe. Ferner empfiehlt sie dringend die tatkräftige Unterstützung des interkonfessionellen Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von den zuständigen Behörden erwartet sie im Interesse der sittlich sehr gefährdeten Jugend eine schärfere Handhabung des § 184 des Reichsstrafgesetzbuches und bittet die deutschen Gerichte, bei der Beurteilung der als unsittlich eingeklagten Bücher und Bildwerke nicht auf die Gutachten von Künstlern, sondern auf das Urteil der berufenen Hüter der Jugend: Eltern und Erzieher, Gewicht zu legen."

Endlich bringen Auers „Katholische Schulzeitung" (Nr. 1) und das württembergische „Magazin für Pädagogik" (Nr. 3) folgende Mitteilung: „Einige Mitglieder der Ortsgruppe München des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft beabsichtigen zu der von den interkonfessionellen Männervereinen zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, besonders von Männern verschiedener religiöser und politischer Richtung in Dr. Armin Kausens „Allgem. Rundschau" mit der dieser Zeitschrift eigenen Präzision und Gründlichkeit bearbeiteten Frage der Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild exaktes pädagogisches Material zu sammeln und zu verarbeiten. Es ist hier um Sammlung von besonders zutage getretenen Schädigungen der Jugend, um Schilderung der psychologischen Seite und der erziehungshemmenden Art der Wirkung von unsittlichen Postkarten, Aktphotographien, Kinematographenschmutz, Bücher und Broschüren und ähnliches zu tun. Es wird gebeten, derartige Einzelfälle unter knapper, gewissenhafter Darstellung, wenn möglich noch mit dem angefallenen Beweismaterial zur Bearbeitung einzusenden an die Geschäftsstelle des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft, München, Erhardtstraße 30/0. Auch an dieser Stelle sei letztere Bitte unterstützt! Franz Weigl.

Zur Geschichte der sexuellen Pädagogik.

Von

Univ.-Professor Dr. Walter, München.

In dem Streit, der für und wider die sexuelle Aufklärung der Jugend entbrannt ist, machen die Gegner einer solchen Belehrung vor allem geltend, daß damit etwas Unerhörtes und Neues in die Erziehung hineingetragen, daß damit den Eltern und Erziehern überhaupt etwas zugemutet werde, was lediglich auf das Konto unserer neuerungssüchtigen, alles umstürzenden Zeit zu setzen sei. Damit soll natürlich zugleich der Nachweis der Schädlichkeit solcher Belehrung erbracht sein. Wenigstens glaubt man die vollständige Entbehrlichkeit derselben erwiesen zu haben. Sind bisher die Generationen und Jahrhunderte ohne diese Neuerung zurechtgekommen, hat die geschlechtliche Sittlichkeit in vergangenen Zeiten vielleicht einen festeren Boden besessen als heutzutage, so sei nicht einzusehen, warum wir uns daran die Finger verbrennen und die gefährliche doppelschneidige Waffe zur Bekämpfung der geschlechtlichen Verirrungen zur Verwendung bringen sollen.

Nun ist der Mangel der sexuellen Belehrung, was frühere Zeiten anlangt, wenn wir darunter das absolute Verheimlichen jeder auf das Sexuelle bezüglichen Erkenntnis seitens der Eltern verstehen, wie es heute allgemein in Uebung ist, keineswegs so fest erwiesen, als es den Anschein hat. Es gab Zeiten, in denen eine unbefangene Auffassung und Behandlung des sexuellen Gebietes geübt wurde, und es gibt auch heutzutage Völker, bei denen die unter nördlichem Himmel beliebte Verheimlichung großenteils unbekannt ist.

Und die Geschichte der Pädagogik gibt uns noch weitere Auskunft. Auch in Deutschland stand diese heikle Frage schon einstmals auf der Tagesordnung und wurde mit allem Eifer und vielfach — wenigstens einige Detailfragen — auch mit Glück ventiliert. Die im Aufklärungszeitalter entstandene pädagogische Richtung der Philanthropen, die sich an Rousseau anschloß und zu deren führenden Häuptern Basedow, Salzmann usw. zu rechnen sind, wurde während einiger Dezennien gerade durch dieses Thema in Spannung gehalten. Ursache war wie heute die Angst vor der zunehmenden Entsittlichung der Jugend, insbesondere die Erkenntnis der weiten Verbreitung der geheimen Jugendsünden. Diesem Uebelstande suchte man durch Belehrung der Jugend über das sexuelle Gebiet zu steuern.

So drängte die Sache naturgemäß nach einer historisch-kritischen Untersuchung hin. Wußte man zwar, daß die Pädagogen des 18. Jahrhunderts, vornehmlich die Philanthropen, über dieses Erziehungskapitel gedacht und geschrieben hatten, so war damit noch wenig gewonnen. Was zu wissen notwendig war, war die Art und Weise, wie die genannten Pädagogen die Sache in Angriff nahmen, welchen Weg zur Durchführung sie als den gangbaren bezeichneten, weil wir darin vielleicht den Schlüssel zur Beantwortung der Frage finden können, warum trotz aller Bemühungen die Sache keinen Erfolg hatte. Tatsache ist, daß die Philanthropen nicht allein die Frage der Belehrung, sondern sämtliche Fragen der sexuellen Pädagogik gründlich durchgedacht haben. Thalhofer hat nun die Arbeit geleistet und eine wertvolle historische Untersuchung über die sexuelle Pädagogik der Philanthropen geboten.[1] „Wären die damals gewonnenen Erkenntnisse nicht vergessen worden, so stünde man heute nicht wieder am Anfang der ganzen Erörterung mit all den Mängeln, Uebertreibungen und Schiefheiten, die schon damals allmählich abgestreift und überwunden waren." (Einleitung.) Wenn der Verfasser sagt, es sei seltsam, daß gerade in Erziehungssachen so viel tüchtige Wahrheiten und Erkenntnisse immer wieder untersinken und neu gehoben werden müssen, so erbringt gerade seine Untersuchung wenigstens zum großen Teil die zureichende Erklärung für diese „seltsame" Erscheinung.

In zwei Teilen bietet die Arbeit das verhältnismäßig reiche Material, das bei den Philanthropen über sexuelle Pädagogik aufgespeichert war in historisch entwickelnder Darstellung. Was Rousseau, Tissot, Basedow, Salzmann usw. sowie eine Reihe von Aerzten und Moralisten, angeregt durch die Not der Zeit, über sexuelle Pädagogik gedacht haben, wird in anschaulicher Weise dargelegt und zugleich in Zusammenhang

[1] Die sexuelle Pädagogik bei den Philanthropen. Von Dr. F. X. Thalhofer, Doktor der Philosophie und Theologie. Kempten, Kösel 1907. gr. 8° VI u. 126 S.



mit den die damalige Zeit erfüllenden Gedanken gebracht. Vielleicht ist diese Art der Behandlung, die Gedanken jedes einzelnen Schriftstellers über sexuelle Erziehung in je einem Abschnitt vorzuführen nicht die glücklichste von den möglichen gewesen, da dadurch Wiederholungen unvermeidlich wurden. Nach meiner Auffassung wäre die systematische Darstellung des gesamten Gedankenmaterials Gegenstand des ersten und die kritische Würdigung Gegenstand des zweiten Teils gewesen. Die Darstellung nimmt ihren Ausgangspunkt von den Gedanken und Vorschlägen, die Rousseau in seinem „Emil" über den vorwürfigen Gegenstand bietet. Es fragt sich nur, ob nicht auch Rousseau selbst wieder an andere anknüpft, die sich zu dieser Frage geäußert hatten. Gemeinsam ist der ganzen philanthropischen Richtung der Ausgangspunkt, die Selbstbefleckung vor allem der männlichen Jugend. Wie sich guter Wille und erzieherischer Ernst oft mit Einfällen vermischten, die uns heute wunderlich vorkommen, zeigt besonders Basedow. Dabei hatten manche Philanthropen ein scharfes Auge für die ungünstigen äußeren Verhältnisse, die ein Eingreifen der Erzieher in die sexuelle Entwicklung der Jugend, insbesonders eine Belehrung über den Ursprung des Menschen notwendig machten. Dabei ist sehr bemerkenswert, daß ihnen zum Teil schon die Erkenntnis aufging, daß die Erteilung der sexuellen Aufklärung seitens der Schule auf die schwersten Bedenken stoße; wir sehen dies vor allem bei Campe. Auch halten manche die sexuelle Belehrung der Jugend in den höheren gebildeten Schichten für notwendiger als für die einfachen Verhältnisse der niedrigen Stände (S. 28). Heute müßten wir im Hinblick auf die proletarische Jugend der Großstadt auf eine derartige Unterscheidung verzichten. Wo der Arzt spricht, werden natürlich auch die diätetischen Vorbeugungsmittel, die gegen die Jugendsünden zur Anwendung zu bringen sind, mehr in den Vordergrund gerückt. Die Bedeutung, welche das Bußsakrament für die sexuelle Bewahrung der Jugend hat, tritt namentlich in der Tatsache hervor, daß die neuen Ideen einer sexuellen Pädagogik im katholischen Süden Deutschlands weit weniger Beachtung fanden. Hier hatten die Pädagogen, die großenteils Geistliche waren, als Beichtväter reiche Gelegenheit, den Gefährdeten und Gefallenen eine individuelle Seelenleitung angedeihen zu lassen. „Ich will nicht behaupten", bemerkt Thalhofer (S. 36), „daß die Tätigkeit des Priesters im Bußsakrament ein vollständig ausreichendes Mittel sexueller Pädagogik ist; sie kommt vielfach zu spät. Aber sie ist doch ein wertvolles Mittel, schon rein natürlich betrachtet, durch die dargebotene Gelegenheit zu warnen, zu belehren und den Willen zu festigen." Infolgedessen kamen auch gerade viele süddeutsche Pädagogen zur Ablehnung der sexuellen Belehrung.

Wertvoller als die wohl lückenlos gelungene Darlegung des philanthropischen Gedankenmaterials ist die kritische Prüfung derselben, die der zweite Teil der Arbeit bietet. Hier bemerkt der Verfasser mit Recht, unter den mancherlei Gründen, die für die sexuelle Belehrung seitens der Pädagogen beigebracht wurden, sei es am schwächsten mit dem Beweis bestellt, der eine sexuelle Belehrung um bestimmter Bibelstellen willen wünsche (S. 57). Die Mehrzahl der Philanthropen spricht sich für eine frühzeitige Belehrung des Kindes mit Rücksicht auf das Erwachen des Trieblebens aus, dem dadurch zuvorgekommen werden soll.

Gerade die Darstellung der Art und Weise der von den Philanthropen vorgeschlagenen Belehrung läßt die vielen Extravaganzen und Entgleisungen derselben deutlich erkennen. Sie haben in dem an sich vollberechtigten Streben alles, was dem Phantasie und Triebleben Nahrung zuführen könnte, sorgsam fernzuhalten, vielfach sich vergriffen und Vorschläge gemacht, die ein normales, weniger ein von der Theorie verblendetes Empfinden durchaus abstoßen mußten, z. B. mit der von einigen vertretenen Forderung, daß der Geburtsakt im Beisein anderer Kinder stattfinde, daß diese möglichst an den Anblick des Nackten gewöhnt würden usw. Man begreift derartigen Entgleisungen gegenüber den Hohn Thalhofers: „Wenn solche aufklärungswütige Theoretiker schließlich noch zu der Forderung gekommen wären, auch den menschlichen Zeugungsakt anschaulich vorzuführen, so dürfte man sich nicht allzusehr wundern" (S. 68 f.). An starken Geschmacklosigkeiten ist in dieser Literatur kein Mangel, und wenn Thalhofer sagt, daß man sich nach solcher Lektüre beinahe versucht fühle, die Hände zu waschen und die Nase zu spülen, so ist das vollständig richtig.

Wichtig ist die Darlegung der Anschauungen der Philanthropen über Ursprung, Wert und Pflege des Schamgefühls. Im ganzen traten sie für die Pflege desselben ein, freilich mehr aus Nützlichkeitsgründen und fast ohne jede religiöse Würdigung und Begründung. Die religiösen Motive haben ja die Philanthropen zwar nicht ganz verkannt, aber in ihrer Tragweite und Stellung nicht richtig erkannt. Demgegenüber betont Thalhofer, wie unumgänglich notwendig die religiöse Fundierung aller Erziehung zur Schamhaftigkeit sei. Viel interessante Gesichtspunkte gerade angesichts der heute mit so starken Mitteln der Propaganda betriebenen „Nacktkultur" enthalten die Gedanken des Verfassers über das Verhältnis des Kindes zum Nackten. Hier kommt insbesondere die heute viel erörterte Frage zur Beantwortung, ob das Kind von früh an an den Anblick des nackten Menschenkörpers bei seinesgleichen (z. B. beim gemeinsamen Baden) oder bei Erwachsenen gewöhnt werden soll.

Nun legt sich die Frage nahe, warum der Versuch der Philanthropen, die sexuelle Belehrung zur Einführung zu bringen, gescheitert ist, so daß wir nach mehr als einem Jahrhundert die Frage uns von neuem stellen, wobei wir allerdings an manche Gedankengänge der Philanthropen anknüpfen und daran weiterbauen können. Wie schon einleitungsweise bemerkt wurde, ist diese Tatsache auffallend genug, um daraus die Unzweckmäßigkeit der ganzen sexuellen Aufklärung erweisen zu wollen. Verschiedene Gründe lassen sich dafür geltend machen, daß der Versuch der Philanthropen fehlgeschlagen ist. Solche Gründe liegen in der damaligen Zeit, sie liegen ferner in der ganzen Methode, wie die Philanthropen das Problem anfaßten, in den Mängeln, die hierbei unterliefen und damit die Sache schädigten und vielleicht in Mißkredit brachten. Bei aller Anerkennung des ernsten Strebens und der trefflichen Absicht, welche die Philanthropen leiteten, müssen doch auch die schweren Mängel zugestanden werden, an denen ihr Arbeiten litt.

Zum Teil sind diese Mängel schon aus der Darlegung der Thalhoferschen Ausführungen zu entnehmen. Zu viel Rationalismus und einseitiger Intellektualismus, zu wenig Berücksichtigung des Gefühles und des Trieblebens, Verkennung der wichtigen Erziehungswahrheit, daß der Erzieher im Kinde bereits Gewohnheiten (zur Reinlichkeit, Pflege des Schamgefühles) bilden könne und solle, auch ohne daß das Kind die nötige Einsicht in die Gründe hierfür besitzt (S. 77). Ihrer ganzen Richtung nach, ja der Richtung der Zeit entsprechend mündet die ganze Behandlung der Aufklärungsfrage seitens der Philanthropen in einem wenig wirksamen Appell an den Verstand des Kindes aus, dem man immer wieder die Nützlichkeit des moralischen und die Schädlichkeit des entgegengesetzten Verhaltens vorzudemonstrieren sucht. Höhere Gefühle, insbesondere der Bereich der religiösen Motive, werden fast gar nicht in Bewegung gesetzt. Wohl findet sich mancher Hinweis auf die wunderbar geheimnisvolle Allmacht Gottes, die auch das sexuelle Leben beherrscht, aber eine Fruchtbarmachung dessen, was das positive Christentum an Triebkräften und Hilfsmitteln, an Wahrheiten und Beispielen in sich einschließt gerade in dieser wichtigsten und schwierigsten Erziehungsangelegenheit, der Erziehung des Kindes zur Sittenreinheit, ist dem rationalistischen Denken zum Teil verborgen geblieben. Es sind fast lediglich vage moralische Motive, die bei den Philanthropen zur Verwendung kommen und die, von der Religion losgetrennt, in viele und oft geschmacklose Nützlichkeitserwägungen ausarten. Mit Recht findet Thalhofer den wundesten Punkt der philanthropischen Aufklärungsarbeit in dem Mangel einer vertieften religiösen Auffassung der Probleme (S. 89).

Damit mußte diese Bewegung fast notwendig Fiasko machen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie bei einsichtsvollen, christlich fühlenden Erziehern und Eltern auf einen fast instinktiven Widerstand stoßen mußte. Und der Widerspruch blieb denn auch in der Tat nicht aus schon von den Zeitgenossen der Philanthropen. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir uns die wertvollen, wirklich fördernden Gedanken, soweit sich solche in der Literatur finden, zu eigen und nutzbar machen.

Widerspruch und Gegnerschaft mußte auch bei jedem Feinfühligen die derbrealistische, ja oft brutale Behandlung dieses heiklen Problems hervorrufen, in der sich einzelne Erzieher dieser Gruppe gefallen. In der Absicht, dem Gegenstande der Belehrung jeglichen sinnlichen Reiz zu nehmen, griff man zu uns fast unglaublich erscheinenden Versuchen. Dagegen mußte sich das gesunde Gefühl sträuben und nur zu leicht war bei solchen Entgleisungen die Sache selbst schwer in Mißkredit gebracht. Darin sind wohl die hauptsächlichsten Gründe zu suchen, warum die sexuelle Aufklärung, wie sie seitens der Philantropen in voller Wärme der Ueberzeugung geltend gemacht wurde, Ab-

lehnung fand. Die bekannte Berliner Lehrerin Marie Lischnowska, die für die sexuelle Aufklärung der Jugend in der Schule im Anschluß an den naturwissenschaftlichen Unterricht eintritt, will freilich in ihrer Schrift „Die sexuelle Belehrung des Kindes“ (2. A. 1907) andere Gründe für das Scheitern der philanthropischen Bewegung finden.

Aber es fragt sich, läßt sich mit der von den Philanthropen befürworteten Pflege der Schamhaftigkeit die Forderung der sexuellen Belehrung vereinigen? Dies ist möglich, wenn die letztere in einer Weise erfolgt, die der Achtung des Schamgefühls im Kinde Rechnung trägt. Vor allem hat sich die Aufklärung an ein einzelnes Kind zu wenden, und es sind die Eltern in erster Linie zuständig. Der sexuelle Unterricht in der Schule wird von den Philanthropen größtenteils abgelehnt. Desgleichen wenden sie sich gegen die schriftliche Belehrung. Von größter Bedeutung ist der Appell an das Gefühl, und dafür haben die Philanthropen mit ihrer nüchtern-doktrinären Art nicht das rechte Verständnis besessen. Ausgezeichnetes findet sich bei Thalhofer (S. 92) bezüglich der Belehrung des Kindes über die Mutterschaft, die hier eine psychologische Begründung erhält. Gerade über die Bedeutung der Gefühle, ihr Verhältnis zum Trieb- und Willensleben waren sich die Philanthropen nicht ganz klar, und es fehlt ihnen darum vor allem auch die Einsicht in die Notwendigkeit, gleichzeitig mit der sexuellen Erkenntnis sogen. Schutzgefühle im Kinde zu erwecken, die ein Ausschweifen der Phantasie verhindern sollen. Der Hauptmangel ihrer Belehrungs- und Abschreckungsmethode liegt darin, daß sie durch die bloße Einsicht in die schlimmen natürlichen Folgen von der Sünde abzuschrecken hoffen. Bei manchen zeigt sich ja eine erfreuliche Einsicht in die Wirksamkeit der religiösen Beeinflussung, des Gebets usw. Aber die religiösen Gedanken werden nicht fruchtbar gemacht, es wird nicht gezeigt, wie dieses Denken in Uebung umzusetzen ist (S. 114). Demgegenüber macht Thalhofer bestimmte Vorschläge. Auch die bewahrende Bedeutung des Bußsakraments wird dargelegt.

Die Arbeit wäre unvollständig, wenn nicht auch der Körperpflege in Hinsicht auf das Geschlechtsleben gedacht würde. Ist doch das Seelenleben stark von körperlichen Zuständen, insbesondere pathologischer Natur bestimmt. Die Philanthropen wenden sich daher insgesamt gegen jede Verweichlichung, der sie hauptsächlich die herrschende Unkeuschheit zur Last legten. Neben manchen verwunderlichen Vorschlägen traten sehr vernünftige Gedanken zutage.

Damit hat der Verfasser die Gedankengänge der Philanthropen auf dem sexualpädagogischen Gebiet erschöpfend klargelegt. Zusammenfassend sagt er: Die Philanthropen glaubten hauptsächlich durch Belehrung über die natürlichen Einrichtungen des Geschlechtslebens und über die natürlich schlimmen Folgen eines ungeregelten Geschlechtslebens die Jugend auf rechten Bahnen erhalten und sie vor dem gefährlichen Laster der Selbstbefleckung bewahren zu können. Die Mängel dieser vorwiegend in den Bahnen der Belehrung verlaufenden Erziehungsarbeit lassen sich nicht verkennen. Darüber darf freilich das Bleibende, der wertvolle Kern nicht übersehen werden. Sie haben die Wichtigkeit der Belehrung erkannt und nach einer Methode für dieselbe gesucht. (S. 123). Ja, man muß sogar zugeben, daß wenn auch nicht in vollem Umfang, so sind doch mehr als in den heutigen Schriften von den Philanthropen die sittlich-religiösen Motive und Kräfte verwertet worden.

Damit hat uns der Verfasser einen sehr wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte der Sexualpädagogik klargelegt. Es ist merkwürdig, wie schon vor mehr als einem Jahrhundert den hervorragendsten Pädagogen damaliger Zeit das gleiche Problem auf der Seele brannte, welches heute wegen seiner einschneidenden Wichtigkeit sozusagen zum Tagesthema geworden ist. Die Bemühungen der Philanthropen für eine von berufener Seite ausgehende sexuelle Aufklärung der Jugend dürfen als gescheitert gelten. Wird der heute von so zahlreichen Pädagogen, Aerzten, Theologen zum gleichen Zweck ins Leben gerufenen Bewegung nicht das gleiche Schicksal erblühen? Viele, die der sexuellen Aufklärung (auch der in sehr maßvollen Schranken gehaltenen) ablehnend gegenüberstehen, finden gerade darin Beruhigung. Und in der Tat, die Vorurteile, die dagegen insbesondere auf seiten der christlichen Eltern bestehen, sind zahlreich und erheischen viel Rücksicht, soll nicht die ganze Aktion nur ein Schlag ins Wasser sein. Des Verfassers Studie gibt uns, obwohl rein historischer Natur, doch treffliche Winke, wie wir ein vernünftiges Aufklärungsbestreben vor dem gleichen Geschicke bewahren können. Die Bemühungen der Philanthropen waren keineswegs in jeder Hinsicht einwandfrei und mustergültig. Sie standen allzusehr unter dem aufklärerischen, einem kräftigen positiven Christentum abgewandten Geist ihrer Zeit. Will darum die heutige Bewegung Aussicht auf Erfolg haben, so hat sie vor allem die psychologischen Mängel und doktrinären Einseitigkeiten zu meiden, in denen sich die Aufklärung der Philanthropen gefiel. Und sie hat insbesondere den unersetzlichen Einfluß der Religion und zwar der geoffenbarten christlichen Religion, mehr als dies bei den Philanthropen der Fall ist, ins Auge zu fassen und für die Erziehungszwecke gerade in sexualpädagogischer Hinsicht zu verwerten. Daß es gerade hierin fehlt, habe auch ich in meiner Schrift über „Die sexuelle Aufklärung der Jugend“ beklagt. Vor allem müssen wir uns vor der Ueberschätzung der Wirksamkeit der Aufklärung hüten. Hierin sind die Philanthropen in Uebereinstimmung mit der Grundrichtung ihrer Zeit zu weit gegangen, und manche moderne Aufklärungsfanatiker werden gut daran tun, die kritischen Ausführungen Thalhofers zu beherzigen. Aber trotz allem darf man das wirklich Gute und Wertvolle der philanthropischen Gedanken- und Erziehungsarbeit nicht verkennen. Wir pflichten Thalhofer bei, wenn er sagt, was die Philanthropen als Resultat ihres Denkens und Versuchens gewonnen haben, sei für uns nicht ohne Wert, es sei ein Erbe, das wir zum Besten der Jugend zu verwerten haben. Wir sind dem Verfasser zu Dank verpflichtet, weil er uns über eine Periode der Pädagogik eingehend orientiert und mit vorsichtiger Kritik urteilt, in der zum erstenmal in weitem Umfang die Frage der sexuellen Belehrung der Jugend zur Diskussion gestellt wurde, und wünschen ihm Glück, daß er auf Grund dieser Arbeit bei einem der ersten Pädagogen der Gegenwart, Prof. Rein in Jena, den philosophischen Doktorgrad sich geholt hat.

Als eine Unterlassung bedaure ich es nur, daß der Verfasser es versäumt hat, eine eingehende Kritik der schon genannten Arbeit von Maria Lischnowska, einer Berliner Lehrerin, zu geben, die ja eine Schrift über „Die gesellschaftliche Belehrung des Kindes“ — (2. Aufl., Frankfurt a. M., 1906) — veröffentlichte und ebenfalls einen Beitrag zur Geschichte und Methode des Gedankens zu liefern beabsichtigte. Zu einer solchen Kritik wäre der Verfasser, dessen Arbeit sich zum großen Teil mit dem Gegenstand der Schrift Lischnowskas deckt, berufen gewesen wie kein zweiter.



Zu den Grundgedanken der Münchener Ausstellung 1908.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Sie könnten nachgerade Gemeingut bei uns geworden sein, diese Grundgedanken. Ich brauche sie nicht im einzelnen zu wiederholen. Das Bayernland wird nicht das Industrieland par excellence werden, weil es ihm an den natürlichen Grundbedingungen fehlt. Aber ein Land der Qualitätsarbeit, das kann es einst sein: der Qualität nach technischer Ausführung, der Qualität in künstlerischer Form. Solche Qualitätsarbeit ist das vorzüglichste Mittel, die Persönlichkeit zur Geltung zu bringen und damit das beste Förderungsmittel des Handwerks im Kampf mit der mehr unpersönlichen Massenproduktion der Großindustrie, obwohl selbstverständlich auch die letztere durch die Grundgedanken der kommenden Ausstellung reichste Förderung erfahren wird. Die begeisterten Väter dieser Ausstellungsidee arbeiten mit warmen Herzen daran, ihre Gedanken denen zu vermitteln, die ihnen Form und der Ausstellung ihren Inhalt geben sollen. Sie sind überzeugt, daß die so geschaffenen Beispiele erzieherisch wirken werden, nicht bloß für die Produktion, sondern auch für die Konsumenten — will ich einmal sagen. Und sie werden sich nicht täuschen. Ob aber der zu hoffende Erfolg ein dauernder wird, ob gerade das Volk in seiner Gesamtheit von der hohen Bedeutung der Bestrebungen so erfaßt wird, daß daraus die stets nötige Förderung für die Schaffenden hervorwächst, wenn man nicht Gelegenheit nimmt, das gewiß latent vorhandene Verständnis für das Zweckmäßige und Schöne allgemein zu wecken und zu einem stets gegenwärtigen zu machen? Ich will gleich sagen, wie ich's meine: Ihr begeisterten und



kunstverständigen Männer dürft euch nicht damit begnügen, das Handwerk, die Industrie zu lehren, ihr müßt auch an der Wurzel ansetzen, ihr müßt euch auch um die Erziehung des ganzen Volkes in eurem Sinne bemühen. Mit anderen Worten: *Schaut euch doch in den Schulen, besonders auf den Mittelschulen um*, ob dort das Rechte geschieht, um das Verständnis für die Ideen zu wecken, welche dem Lande neuen Aufschwung geben sollen. *Nicht nur die Kunst in das Volk bringen, sie auch aus dem Volk herauswachsen lassen*, das ist es, was zu dem innigen Kontakt zwischen Schaffenden und Verbrauchenden führt. Die „Moderne" hat dagegen aus übertriebenem „Persönlichkeitsgefühl" oft gefehlt.

Also: die Lehrpläne für Zeichnen und Kunstunterricht z. B. ansehen. Mit den Augen nicht nur des Künstlers, auch des Erziehers. Die Grundgedanken unserer Ausstellung sind ja ohne die *pädagogische* Einsicht der Schrittmacher von heute gar nicht zu verwirklichen. Und wie sie eben unzweifelhaft bei der *Produktion* Erfolg haben, warum sollen sie dann bei der Erziehung hauptsächlich des anderen Teils, der *Verbraucherwelt*, Halt machen? Vor der Schule? Es wird viel gesündigt im Kultusministerium, obwohl die Liebe zur Kunst den Beteiligten nicht abgesprochen werden kann.

Das Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten Nr. 21 von 1907 gibt auf Seite 282 u. ff. so einen Zeichenlehrplan, der an Zusammenhanglosigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Formen, die historisch sich entwickelt haben, dürfen, ja müssen willkürlich auseinander gerissen werden, das plastische Sehen, die Perspektive und Schattenlehre fährt dazwischen herum, und die Farbe wird im Sinne des sich selbst genügenden Dilettantismus behandelt, anstatt die Grundgesetze richtig zu lehren und so Verständnis an Stelle von Gefühlsnebel zu setzen, aus dem eben nur zu leicht Urteilslosigkeit und Unselbständigkeit erwächst. Die Mittelschule hat es nicht mit auserlesenen Kunstjüngern zu tun und hat nicht Künstler zu bilden, aber das Verständnis für die Kunst muß sie wecken. Dabei wird sie freilich gar oft auch der Wegweiser für kommende Ingenieure, Architekten und Künstler sein. An Zeichenlehrplänen sollen nicht Leute mitarbeiten, die Nur-Pädagogen sind, aber auch keine Zeichenlehrer, die selbst Rokoko und Barock nicht auseinander kennen. Nur die tüchtigsten Künstler und die besten Zeichenlehrer sind gerade gut genug, um den Plan festzusetzen, aus dem das Kunstverständnis und die Liebe zum Schönen für unser ganzes Volk erwachsen sollen. Solche Pläne sollten nach Anhörung eines weiten Kreises von Lehrern und Künstlern entworfen werden. Wenn hier nicht auch die Bahnbrecher für unsere Münchener Ausstellung des Jahres 1908 energisch eingreifen, so besteht Gefahr, daß ihre Arbeit den *dauernden* Wert nicht haben wird, den sie im Interesse des Vaterlandes wahrhaftig schaffen sollte. Indem ich zum Schluß noch darauf hinweise, daß die häufigsten und billigsten Museen für das Volk, die Kirchen und die kirchliche Kunst, für die Lehrplansfabrikanten „Hekuba" gewesen zu sein scheinen, ist dabei nicht der Gedanke eben an die Kirche mir Ursache gewesen, sondern weil, wie schon gesagt, gerade die alten Kultusbauten die Schmuckkästen sind, deren Zugang überall gegeben ist, und welche bis heute noch für Millionen die einzigen natürlichen Demonstrationsobjekte sind, die man auch im Kultusministerium nicht zu übersehen brauchte. Um so weniger, als dieses Ministerium in dankenswerter Weise den manchmal sinnlosen „Kirchenrestaurationen" definitiv den Garaus und stilgerechtes Arbeiten zur Regel gemacht hat. Man *pendelt* zuviel; die Freunde wahrer Kunsterziehung vermissen das Planmäßige der Arbeit.

Zu spät.

Erzählung von *L. Rafael*.

Der Geheime Kommerzienrat Lurs saß in seinem Zimmer vor dem Schreibtisch.

Er hielt ein Briefblatt in Händen.

Im Zimmer seiner Frau hatte er es gefunden, am Tage ihrer Abreise. Zerknüllt, zerrissen hatte es an der Erde gelegen, neben dem Papierkorb. Von peinlichster Ordnung, wie der Kommerzienrat sich fühlte, hatte er es aufgehoben, ohne sich etwas dabei zu denken. Mechanisch hatte er es geglättet und unwillkürlich die Blicke darüber hingleiten lassen. Ein Wort war ihm aufgefallen, wieder eins, und dann hatten die Worte sich zur Kette aneinander geschlossen. Er hatte sie lesen und wieder lesen müssen, hatte in sich hineingesogen das Gift, das sie enthielten: Ein tödliches Gift:

„Ich halt's nicht mehr aus, Mutter. Sag', was du willst von der Dankbarkeit, die ich ihm schulde.

Wofür denn?

Er hat mich geheiratet, weil ich ihm gefiel. Er hat mich hineingeführt in sein großes Haus, hat mir das Wirtschaftsbuch in die Hand gegeben, den Staubwedel und — hat mich allein gelassen: „Halt die Zimmer in Ordnung! führe das Haushaltungsbuch; überlege mit der alten treuen Käthe, wie alles am besten und billigsten einzurichten ist. Meine Mutter machte das so und so; frag' die Käthe: die weiß Bescheid!" — Was habe ich von seinem Reichtum?

Kein neues Möbel ist ins Haus gekommen. In der Wohnstube steht noch das alte Tafelklavier, das seine Mutter mit in ihre Ehe gebracht hat. Mein Klavierspiel, mein Gesang, meine Malerei, unnütze Zeitvergeudung nennt er es. Du sagst, Mutter, daß ich versuchen soll, ihn für meine Ideen zu gewinnen?

Es ist umsonst.

An das alte verstimmte Klavier habe ich mich hingesetzt, in der ersten Zeit unserer Ehe, habe gespielt und gesungen. Als ich fertig bin, ein Wort von ihm erwarte, nach ihm umschaue; da — sitzt er vergraben in seinen Handelsblättern und rechnet und notiert sich allerlei: er hatte nichts gehört.

Allein sein, Mutter, immer allein sein in dem alten, grauen, öden Hause — und jung sein, den brennenden Durst in sich fühlen nach allem, was schön und licht und froh ist; den Durst nach Leben, Mutter!

Passenden Umgang zu suchen, rätst du mir?

Wie soll ich das anfangen?

Einigen Familien, Bekannten seiner Eltern, spießbürgerlich-nüchtern, hat er mich zugeführt. Das ist alles. Ins Theater gehen allein? Es schickt sich nicht für eine junge Frau, sagt er!

„Geh mit." —

„Ich hab keine Zeit."

So ist's gewesen all die Jahre.

Da wurden Lievens hierher versetzt in die Garde.

Ich schrieb dir, wie glücklich ich war: der Oberst selbst, seine liebenswürdige Frau, dann Ella und Edith, die Freundinnen aus der Kinderzeit. Endlich mal wieder reden können, wie es einem ums Herz ist. Jeden Tag bin ich hingegangen. Da traf ich den Rittmeister von Plön, und es kam über mich wie ein Rausch. Anfangs sträubte ich mich gegen das Gefühl, welches all meine Sinne gefangen zu nehmen drohte. Noch einmal versuchte ich es, Ewald näher zu treten. Er hatte keine Zeit — auch jetzt keine Zeit: „Geh zu deinen Freunden." Mein Verkehr mit Lievens war ihm lieb: so war er mich los!

Ob ich Plön liebe, Mutter? Ich weiß es nicht! In seiner Nähe empfinde ich, daß ich lebe, und — ich will leben. Mit Sehnsucht warte ich auf das letzte entscheidende Wort von des Rittmeisters Lippen, um dann alles hinter mich zu werfen und ihm zu folgen. Daß er arm ist? Was tut's, wenn man zueinander gehört, sich versteht! Ich verhungere im Hause des Reichtums.

Sein Urlaub ging zu Ende. Er ist fort, ist in eure Stadt zurückgekehrt, in sein Husarenregiment. Ich kann ihn nicht mehr entbehren, ohne ihn nicht mehr leben. Am Donnerstag ist Ball im Kasino dort! — Ich komme, Mutter!" — —

Die Abreise war offenbar der Absendung des nicht beendeten Briefes in den Weg gekommen. Die junge Frau hatte das Blättchen zerrissen und es, wie sie glaubte, dem Papierkorb übergeben. — So — war es in des Geheimrats Hände gefallen. Der hatte den Brief an sich genommen, ihn sorgfältig zusammengelegt, war in sein Zimmer gegangen und am Schreibtisch niedergesessen. Er legte den Brief in einen Umschlag. Mit fester Hand schrieb er auf einen Zettel: „Einlage fand ich in deinem Zimmer und habe sie gelesen. Ich werde die nötigen Schritte tun, die Scheidung einzuleiten. Ewald!"

Dann legte er den Zettel in den Umschlag zu dem Brief und schrieb die Adresse.

Alsbald aber, einem Impulse folgend, zog er den Brief seiner Frau noch einmal wieder heraus, entfaltete und las ihn von neuem. Dem brennenden Weh, der tiefen Entrüstung, die er im ersten Augenblick empfunden, mischte sich nach und nach ein anderes Gefühl: dasjenige des Zweifels, des Zweifels an sich selbst! Zum erstenmal in seinem Leben trat dieses Gefühl an ihn heran.

Er war das einzige Kind seiner Eltern und von Jugend auf in den Fußstapfen seines Vaters gewandelt. Der hatte aus

bescheidenen Verhältnissen sich emporgearbeitet, ein großes Vermögen erworben, und bis zu seinem letzten Augenblick kein anderes Ziel gekannt, als die Vermehrung dieses Vermögens. Den einfachen Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen seiner Jugend war er dabei getreu geblieben: ein Ehrenmann durch und durch! Arbeit, Pflichterfüllung war ihm gleichbedeutend mit Glück.

Sein Sohn glich ihm aufs Haar.

Das Haus Lurs war eines der angesehensten in der Residenz. Der Kredit beinahe unbeschränkt, das Vertrauen, welches man ihm schenkte, ein unbedingtes. Er war die ausschlaggebende Stimme bei fast allen großen industriellen Unternehmungen, sein Reichtum mehrte sich von Jahr zu Jahr. Er wurde Kommerzienrat, dann Geheimer Kommerzienrat. Viel hohe Orden lagen in seinem Schrank.

Alljährlich flossen aus seiner Kasse bedeutende Summen in die Anstalten der öffentlichen Wohltätigkeit sowohl wie auch in die Hände der verschwiegenen Armut.

Sein Leben war dahingeflossen wie dasjenige seines Vaters, in Arbeit und Pflichterfüllung. Von seinen Eltern gepriesen als ihr tadelloser Sohn, hatte er geglaubt, mit sich und seiner Lebensführung zufrieden sein zu dürfen. Und jetzt?

„Ich verhungre im Hause des Reichtums", dieses Wort seiner Frau? — —

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

Am Tage, da er den Brief gefunden, geschah das Unerhörte: Der Geheimrat kam nicht zur bestimmten Stunde auf sein Bureau. Den ganzen Tag blieb er fern. Als der erste Buchhalter dann in die Privatwohnung ging, in einer wichtigen Angelegenheit mit dem Chef Rücksprache zu nehmen, da hieß es: Entscheiden Sie allein!

Der Geheimrat saß in seinem Zimmer. Er arbeitete nicht, er dachte nur und dachte und kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens. Vor ihm lag die abgegriffene Bibel seiner Mutter. Mechanisch schlug er sie auf. Da fielen die Worte ihm ins Auge:

„Der Mensch lebt nicht vom Brote allein."

Auch hier, auch hier.

Die arme kleine Frau, seine Illa.

Er sah sie wieder in dem weißen Kleid auf dem Ball in ihrer Heimatstadt, jung und reizend.

Er war beinahe zum Herbstgesellen herangereift, ohne je ein Weib geliebt zu haben.

Das Kind mit dem blassen Gesichtchen, den klugen Augen, dem aschblonden Haar, dem hellen, lieblichen Lachen, das Kind, es tat's ihm an. Er konnte den Blick nicht von ihr wenden.

In die Stadt gekommen, die Illas Heimat war, wie er das zweimal im Jahr zu tun pflegte, um nach der bedeutenden Zweigniederlassung, die er dort besaß, zu sehen, war er wie stets der Zielpunkt der Blicke und Hoffnungen der Mütter wie der jungen Mädchen.

Er sah nur Eine. Er fragte nach ihrem Namen. Die Mutter war Witwe des Majors v. Lancken. Vier Kinder lebten im Hause, Vermögen war nicht vorhanden. Fräulein Illa, die älteste Tochter, erschien zum erstenmal auf dem Ball. Er ließ sich der Mutter, ließ sich der Tochter vorstellen. Er forderte Fräulein Illa zur Quadrille auf. Im Kotillon brachte er ihr den Strauß, walzte mit ihr durch den Saal.

„Du bist verrückt", sagte er sich in der Nacht, die diesem Balle folgte. — Fort von hier! —

Mit dem Frühzuge reiste er in die Residenz zurück. Aber Illa reiste mit ihm dahin. Immer sah er sie in dem weißen Kleide, dem Liebreiz der Jugend. Er hörte ihr helles Lachen. Sie folgte ihm in sein Haus, war neben ihm auf seinem Bureau. Sein Verstand kämpfte einen heftigen Kampf mit seinem Herzen — aber das Herz blieb Sieger!

Bald saß er wieder auf der Eisenbahn: zurück zu ihr!

Er machte der Mutter seinen Besuch. Er sagte ihr von dem Eindruck, den ihre Tochter auf ihn gemacht, und daß es seine Absicht sei, das junge Mädchen zu heiraten. Frau v. Lancken erbat sich Bedenkzeit für ihre Tochter bis zum anderen Tage. Und als dann der Herr Geheimrat nach abermals durchwachter Nacht hinkam, fand er Illa neben der Mutter. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen, ebenso lieblich im Hauskleide wie auf dem Balle. Sie flüsterte, „daß sie es versuchen wolle, ihn lieben zu lernen".

„Mehr verlange ich nicht," erwiderte er. Nach vier Wochen ward Hochzeit gehalten. Die Braut kam ohne Aussteuer. Sogar für das Brautkleid sorgte der Bräutigam. Er setzte der Mutter ein ansehnliches Jahrgeld aus. Begleitet von den Segenswünschen der alternden Frau reiste er mit seiner jungen Gattin in die Residenz. Und dann?

„Er führte mich in sein großes, ödes Haus, gab mir die Wirtschaftsbücher in die Hand und ließ mich allein!" —

Wahr, wahr! Alles wahr! Schuld ich, ich allein, an allem, was geschehen ist. Nur an mich selbst hab' ich gedacht, an das, was meiner Natur gemäß war. Ein Egoist, ein erbärmlicher Egoist. Aber noch ist's nicht zu spät! (Schluß folgt.)

Aus ungedruckten Witzblättern.

Politische Gespräche Berliner Jungens: „Du, Fritze, weeßt du, wat Bülow gesagt hat, als er die Reden vom General Keim in Kassel gelesen hat?" „Nee, aber gelobt wird er'n haben, den wackeren Mann." „Im Gegenteil, Fritze, gescholten hat er und zitiert hat er: Gott schütze mich vor diesen Freunden; denn es tut mir in der Seele weh', daß ich mich in d e r Gesellschaft seh!" „Bülow is aber doch im Reichstag ganz offen for'n Keim eingetreten und hat'm gedankt for seine Wahlpfiffe." „Macht nichts, Fritze, Reichskanzler fürchtet sich vor „Kamarilla", und — — und dann hat der Keim ooch den „Schwarzen" so viel gute Dienste geleistet, daß sich Bülow mit dem Gedanken trägt, ihn wegen bewußtlosen politischen Hochverrats in Numero Sicher bringen zu lassen; dann wäre er'n wenigstens uf 'ne anständige Weise los!"

„Du, Fritze, weeßt du, wat Bebel gemacht hat, wie er von dem Berliner Straßenrummel las?" „Ich denk', er wird sich gefreut haben!" „Hat er sich auch, Fritze! Weeßt du ooch, warum?" „Ja, weil seine Leute so schneidig fürs allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht eingetreten sind!" „I bewahre, Fritze! Er hat sich gefreut, weil er nicht — dabei war!" Faust.

* * *

Konservativ-freisinnige Fusion. Den liebenswürdigen Bemühungen unseres famosen Grübchenkanzlers soll es nun doch gelungen sein, die schwarze Wolke, welche über dem Himmel der Blockglückseligkeit schwebte, durch einen genialen Coup dauernd zu verscheuchen. Das Unglaubliche wird Ereignis: Die beiden freisinnigen Gruppen werden unter Abstoßung ihrer radikalen linken Flügelmänner mit der konservativen Partei eine Fraktionsgemeinschaft gründen. Einem bekannten wortreichen Freisinnsführer soll es gelungen sein, durch eine herrliche, eindrucksvolle, durchschlagende Rede das Eis der anfänglich sehr lebhaften Opposition gegen das Bülowsche Plänchen sowohl rechts als links zum Schmelzen zu bringen. Ein glücklicher Zufall hat uns einen Fetzen des Stenogramms jener epochemachenden Rede, die übrigens hinter verschlossenen und streng bewachten Türen gehalten wurde, in die Hände gespielt. Soweit wir die nervös hingeworfene Kurzschrift entziffern können, lautet die Stelle etwa so: „. . . . keine Kinder, die über Zwirnsfäden stolpern. Geld ist Macht, und Macht gibt Recht! Lassen Sie sich durch das blöde Schlagwort „Reaktion" nicht schrecken! Ich mache gar kein Hehl daraus: Wenn es sich um meinen Geldbeutel oder um die Sicherung meines gefährdeten politischen Einflusses handelt, bin ich so reaktionär wie der reaktionärste Junker (Murren rechts). Die anwesenden Herren Grafen und Barone werden den kleinen Scherz gewiß verzeihen. Sprechen wir doch frei von der Leber weg! Die grundsätzlichen Unterschiede, die uns trennen, sind nur scheinbare. Jeder von uns sucht seinen wirtschaftlichen Vorteil, und eine Hand wäscht die andere. (Unverständlicher Zwischenruf). Allerdings: Unser Standpunkt auf religiösem (Zwischenruf: und sittlichem) Gebiete ist ein anderer als der der konservativen Partei, wenigstens theoretisch (Starker Widerspruch.) Wollen Sie vielleicht im Ernste bestreiten, daß es in Ihren Reihen nicht wenige gibt, die sich für ihre Privatperson freie Religion und freie Moral vorbehalten? (Widerspruch.) Sie werden mich doch nicht zwingen wollen, Namen zu nennen? Den Wahlspruch „N o b l e s s e o b l i g e" kann man auf vielerlei Art übersetzen. Eine von jeher sehr beliebte Uebersetzung lautet: „W a h r e d a s G e s i c h t". Das ist es, worauf es ankommt; auch in der Politik! Unsere Fraktionsgemeinschaft soll Sie nicht hindern, gegen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht in Preußen zu stimmen, und uns nicht hindern, unseren alten Programmsatz auf den Leuchter zu stellen. Das kostet niemanden auch nur einen Pfennig. Also wozu sich aufregen? Wenn es gilt, rote Demonstrationen niederzukartätschen, stehen wir unbedingt zu Ihnen. Noblesse oblige! (Große Heiterkeit rechts und links. Verschiedene Altkonservative verlassen unter Protest den Saal.)"

Die Staatsregierung kann alles. Im bayerischen Landtage antwortete der liberale Führer Hessencassel auf eine ironische Anzapfung des niederbayerischen Kollegen Soohne, ob die Regierung die Schulmesse auch eigenmächtig auf halb 3 Uhr nachmittags verlegen könne: „Freilich kann sie das!" Die Staatsomnipotenz geht noch viel weiter. Sie kann dekretieren, daß schwarz weiß, krumm gerade, zwei mal zwei gleich fünf sei. Nur eines muß sie dabei respektieren: die volle Ungebundenheit des Liberalismus, vor allem die Freiheit, — jede Messe zu schwänzen, auch die Nachmittagsmesse. Rigoletto.

Vom Büchertisch.

Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert. Von Dr. Heinrich Brück, weil. Bischof von Mainz. Bd. IV, 1: Das vatikanische Konzil und der sog. Kulturkampf in Preußen bis zur Anknüpfung von Verhandlungen mit Rom. Zweite, vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. J. B. Kißling, Münster, Aschendorff, 1907, XIV und 560 S. Schon bei ihrem ersten Erscheinen (1900) hatte sich Dr. Brücks, Bischof von Mainz, Darstellung des Kulturkampfes allgemeine Beachtung gesichert. Nun liegt bereits eine zweite Auflage des Werkes vor, bearbeitet von einem Schüler des am 5. November 1903 verewigten bischöflichen Autors. Dem Herausgeber kam die Fülle neuerschienener Quellenwerke in hohem Grade zugute: die neuen Mitteilungen über Gründe, Verlauf und Einzelheiten des welthistorischen Konfliktes, die wir der zu beträchtlichem Umfange gediehenen Bismarckliteratur, den Denkwürdigkeiten Chlodwigs von Hohenlohe, den Biographien vieler anderer Politiker verdanken, sind zu reichlicher Verwertung gekommen. Dadurch ist denn besonders der pragmatische Gehalt des Werkes bedeutend gewachsen. Das so vervollkommnete Buch sei dem eifrigen Studium aller empfohlen, die durch Kenntnis der ungemein lehrreichen letzten Jahrzehnte die Gegenwart wollen verstehen lernen. Jos. Hensler.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die neueinstudierte „Undine" ist nun in Szene gegangen, und man dürfte sich des guten Erfolges noch mehr freuen, wenn solch einfache, alte Oper nicht bei uns auf Schwierigkeiten stoßen würde, deren Wegräumung immer Verzögerungen in dem Herausbringen der Neueinstudierungen oder Novitäten zur Folge hat. Es ist sicher, daß die Opernleitung eifrig bemüht ist, die Hindernisse zu überwinden; ebenso sicher aber ist es auch, daß diese nicht lediglich in dem rauhen Klima unserer bayerischen Hochebene und den daraus erfolgenden Erkältungen liegen können. Es war das erstemal, daß Kapellmeister Cortolezis mit einer Neueinstudierung betraut wurde, und er hat sich dieser mit Hingabe gewidmet. Er nahm die Tempi oft allzu tristanisierend gewichtig, aber im ganzen bot er, besonders in den zwei letzten Aufzügen, durchaus Lobenswertes. Sanglich das Beste gaben Frl. Tordek in der von ihr sehr anmutig vertretenen Titelrolle und Brodersen (Kühleborn). Dr. Walter gestaltete den Hugo, den wir jetzt nach de la Motte fouqué mit dem stolzer klingenden „Huldbrandt" benennen, mit vornehmer Kunst. Frau Burg-Zimmermanns Bertalda befriedigte sanglich, ohne gerade stärker zu fesseln. Dem Kellermeister lieh Sieglitz seinen treffsicheren, herzlichen Humor, und Hofmüller gab den Knappen flott und liebenswürdig. Bender, Lohfing und Frl. Blank bewährten sich bestens. Das Publikum zeigte sich erfreut, die altvertrauten Weisen wieder einmal zu hören. Buschbecks neue Kostüme sind hin und wieder zu ängstlich historisch. Die Dekorationen entbehrten, obwohl nicht durchaus neu, doch nicht einer Spur Schwindschen Geistes, und ich glaube, daß ein allzu raffiniertes Prunkgewand dem alten, lieben Lortzing nicht einmal sonderlich zu Gesicht stünde.

Kgl. Residenztheater. Die jüngste Novität handelt, wie ihre sechs Vorgängerinnen, von einem Ehebruch. Es scheint unseren Dichtern nichts Erfreulicheres mehr einzufallen, und unsere Hofbühnenleitung scheint dem — Abhärtungssystem zu huldigen .... Hans Müller, der Verfasser der „Puppenschule", hat sich im Vorjahre durch seinen Einakterzyklus: „Das stärkere Leben" als ein tüchtiger Könner eingeführt; in dem neuen Schauspiel weiß er am Anfang und am Schluß nicht kräftig genug zuzupacken. Die Mittelakte sind sehr wirksam und brachten dem jungen Wiener Autoren Hervorrufe. Die Frau, welchen ihren Gatten betrügt und sich schließlich vergiftet, vermag nicht viel Mitleid zu erwecken, um so mehr dieser warmherzige, verträumte Idealist, dessen Glück sie zerstört. In letzterem hat Müller eine Gestalt von wirklich erhebender Reinheit des Fühlens geschaffen, und es ist gewiß nicht alltäglich gedacht, worin der Dichter dessen tragische Schuld sieht. Er meint, sie bestände darin, daß der Gatte seine Frau vergöttert habe, statt sie zur Genossin seines Sorgens und Hoffens zu machen. Auch in seiner Kunsttheorie leidet der Direktor der „Puppenschule" Schiffbruch. Er will seine Kunstnovizen so „formen", daß bei ihnen Schauspielertum und Leben zu voller Harmonie wird. Und ihn verführt gerade sein Lieblingsschüler, den er zum Bonvivant gemodelt, seine Frau. Kann man wirklich Menschen „formen", kann es vor allem solch gütiger Träumer? Ich glaube es nicht. Müller führt in dem Schauspiel den alten Romantikergedanken der Einheit der Poesie mit dem Leben" ad absurdum. In Nebenfiguren bringt der Dichter manche flott gezeichnete Gestalt; besonders liebevoll hat er den liebenswerten Charakter von des Schauspielers Tochter, deren Liebesroman als treibendes Motiv in die Handlung eingreift, gebildet. Eine ganz ausgezeichnete Leistung boten Höfer als Idealist mit dem weichen Herzen, Heine als Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, Frl. v. Hagen als interessante Sünderin, Frl. Valéry als liebenswürdige Tochter. Birron traf den Ton des übermütigen Charmeurs und leidenschaftlichen Verführers nicht minder gut wie Leßmann die gedrückte Natur des Hoffnungslosen. Auch sonst wurde unter Runges Regie recht flott gespielt. Die witzelnde Ensembleszene der Exposition bedürfte einiger Abdämpfung. Hat Müller mit der „Puppenschule" keinen ganzen Erfolg, so gehört er doch noch zu den Leuten, die Hoffnungen wecken.

„Die Münchener Literarische Gesellschaft" ließ im Schauspielhause „Lucrezia Borgia", ein Drama von Willy Lang, aufführen. Von solchen Vorstellungen vor Geladenen erwartet man billigerweise nicht jedesmal die Entdeckung eines bedeutenden Werkes; es genügt, wenn eine ringende Dichterseele durch eine Aufführung Förderung findet. In diesem redselig-unerfreulichen Stücke habe ich freilich weder technisch, noch psychologisch oder auch nur sprachlich etwas gefunden, das ein Talent kündet, das so besonderer Bevorzugung wert sei. Langs Kunst reicht nicht aus, um der verbrecherischen Geschwisterliebe etwas von dem quälend Peinlichen zu nehmen, auch Lucrezias Sieg über ihr sündiges Empfinden vermag nicht auszusöhnen. Die Linien ihres Charakters sind zu unsicher gezeichnet. Die Sprache ist oft trivial und oft prätentiös. Die Hofschauspielerin Lossen gab der schwierigen Rolle ihr Bestes. Als Cesare bot Lackner sehr Achtbares. Die übrigen mögen sich mit Herrn Lang streiten, ob er oder sie die Hauptschuld tragen, wenn man ihre Gestalten nicht ohne komischen Beigeschmack empfand. Da die einen klatschten und die anderen resigniert lächelten, darf der Autor sich rühmen, unwidersprochenen Hervorrufen gefolgt zu sein.

Aus den Konzertsälen. Der Kampf um Kaim beschäftigt unausgesetzt die Gemüter. Durch das einmütige Verhalten der Presse (bis auf eine gewisse Ausnahme) und durch die geplante Interpellation im Gemeindebevollmächtigtenkollegium schien es, als könne die Angelegenheit des Ausstellungsorchesters doch noch geregelt werden, wie wir es für das Ansehen unserer Kunststadt und für den hochverdienten Hofrat Kaim für wünschenswert hielten. Infolge des von dem Kaimorchester auf seiner Konzertreise inszenierten Streiks ist für die nächste Zukunft schwer zu prophezeien. Ich habe schon in der vorletzten Nummer die Meinung geäußert, daß das Wirken Kapellmeister Schnéevoigts kein ersprießliches mehr sein könnte. Nachdem das Orchester inzwischen aber mehrmals mit seinem Dirigenten zusammengespielt und dieser Ende Mai ausscheidet, kann das pflichtwidrige Verhalten der Künstler nur schärfste Verurteilung finden. Den ganzen Zeitungskrieg hier zu rekapitulieren, ist nicht unsere Aufgabe. Befremdlich ist, daß das „Musikkomitee der Ausstellung" kein Bedürfnis fühlt, auf schwere Anwürfe zu erwidern. Was über die sogenannte „Pfitznerclique" verlautet, mögen einstweilen diejenigen verfechten, die die Beweise in Händen zu haben glauben. Daß in München ein dominierender „Ring", der für außenstehende tondichterische Erfolge illusorisch mache, bestehe, das beklagen viele; es wäre sehr schön, wenn man von der Unrichtigkeit dieser Ansicht überzeugt würde .... Das achte Kaim-Konzert hatte noch Schnéevoigt und das Orchester in schönstem Zusammenwirken gezeigt. Besonders Brahms C-moll-Symphonie ist, wie mir berichtet wird, hervorragend schön gespielt worden. (Ich war durch eine Première am Besuche gehindert.) Auch Hugo Wolfs italienische Serenade und die Holländerouvertüre fanden gute Wiedergabe. Großen Erfolg hatte die Stockholmer Kammersängerin Svärdström. Ihre Stimme ist schön, ohne sonderlich groß zu sein. In der temperamentvollen Vortragsweise liegt die Charme, welche das Publikum hinriß. — Ueber ein wundervoll ausgeglichenes Stimmenensemble verfügt die Barthsche Madrigalvereinigung, welche viele wertvolle alte Vokalkunst von Palaestrina, Orlando di Lasso u. a. zu Gehör brachte. Die Künstler stammen aus Berlin. Frühere Versuche um Wiederbelebung des Madrigals wurden übrigens vor dreißig Jahren in München (und Regensburg) unternommen. Wir freuten uns, Brodersen, dem trefflichen Bühnensänger, jüngst auch einmal im Konzertsaale zu begegnen. Seine sympathischen Mittel und sein sorgfältig ausgefeilter Vortrag sicherten ihm auch als Liedinterpreten schönsten Erfolg. — Auch der Baritonist E. Hanfstängl zeigte sich weiterhin vervollkommnet. Er fand starken Beifall; an dem Abend war noch der begabte Geiger Closner mit schönem Gelingen beteiligt. Burmesters imponierendes Können wurde auf seinem letzten Abend durch eine Unpäßlichkeit ein wenig beeinträchtigt. Von Klavierabenden sind diejenigen von W. Braunfels und Mabel Martin zu nennen. Die letztere bewährte sich wieder als eine durchaus bemerkenswerte Pianistin. Braunfels' eigenartige starke Begabung ist noch im Wachsen begriffen.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Erstaufführung von Jean Manéns Oper „Acté" hatte an der Dresdener Hofoper großen Erfolg. Die Musik des jungen Komponisten, den wir unlängst als Geigenvirtuose im Kaimsaal kennen lernten, ist nach Berichten von süßem, das Ohr befangen nehmendem Reiz und überraschender Originalität. Die gleichfalls von Manén verfaßte Textdichtung spielt unter Nero. Acté bezahlt ihren Christenglauben mit dem Opfertode. Die Aufführung wird sehr gerühmt. — Im Pariser

Gaîtétheater wurde eine städtisch subventionierte Volksoper eröffnet mit Gounods „Mireille". Im Odéon wurde mit großem Beifall „L'Apprentie" von G. Geffroy gegeben, ein Stück, das besonders durch seine Szenen aus dem belagerten Paris von 1870/71 fesselte. Die realistische Farbigkeit der mise-en-scène wird von der Kritik sehr bewundert. — Capus' Novität „Die beiden Männer", welche im Théâtre français gespielt wird, scheint wiederum ein espritvolles Spiel mit Worten zu sein. — Im Frankfurter Schauspielhause begann ein künstlerisch feinabgestimmter Lessingzyklus. — Eine Burleske „Wolkenkratzer" der Münchener Autoren K. Rößler und Lud. Heller fand in Berlin starken Beifall. Viele witzige Einfälle sind, ohne auf die Charakteristik Rücksicht zu nehmen, auf die Personen des Schwankes verteilt. — In Hamburg hatte Siegfried Wagner mit seiner neuen Oper „Sternengebot" einen großen, äußerlichen Erfolg; die Kritik vermag zwar Fortschritte in der Entwicklung des Komponisten nicht recht zu erkennen. — Franz Lehärs neue Operette: „Der Mann mit den drei Frauen" hatte in Wien Erfolg, ohne den Enthusiasmus der „Lustigen Witwe" zu wecken. Der Musik werden sorgfältige Instrumentierung und dankbare Nummern nachgerühmt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Während im abgelaufenen und für die Finanzwelt so überaus ungünstigen Jahre 1907 die Situation am Geldmarkte zu den schärfsten Befürchtungen und Konsequenzen der schlimmsten Art Anlass gegeben hatte, steht der Verlauf der bisherigen Entwicklung des Jahres 1908 unentwegt unter dem Zeichen einer überaus hastigen Verbilligung der Geldmärkte. Jede Woche brachte Diskontermässigungen aus allen Ländern, und mitunter waren es sogar zweimalige Ratenreduktionen, die von ein und demselben Institut in auffallend raschem Tempo vollzogen worden sind. Bereits nach vier Wochen kann man nunmehr nach so stürmischen Zeitläuften am Geldmarkte von mehr oder minder normalen Geldsätzen sprechen, wobei selbstverständlich schwerwiegende Einschränkungen nicht ausser acht zu lassen sind. Die Bank von England ermässigte diese Woche den Diskont auf 3%, das französische Zentralnoten-Institut reduzierte die Diskontrate ebenfalls um ½% auf nunmehr 3% zu aller Ueberraschung. Das Finale der Woche bildete die mit so grossem Interesse erwartete Zinsermässigung unserer Deutschen Reichsbank, allerdings nur um den Bruchteil eines halben Prozentes. Während man bei dem englischen Institut die Diskontermässigung von nur einem halben Prozent für sicher und genügend erwartet hatte und anderseits bei der Reichsbank dafür gerne eine Ermässigung von einem ganzen Prozent im Auge gehabt hätte, sah sich die Finanzwelt bei beiden Erklärungen enttäuscht. Misstrauen und alle möglichen Kalkulationen für das Für und Wider dieser so unerwartet gekommenen Details hatten zur Folge, dass derart hochwichtige Momente, wenn nicht gerade eindruckslos, so doch ohne jede grössere augenblickliche Wirkung blieben. Die Deutsche Reichsbank hat wohl berechtigte Bedenken, wenn sie dem beschleunigten Tempo ihrer englischen Kollegin mit etwas weniger sanguinischer Taktik folgt; denn die derzeitige grosse Differenz zwischen dem offiziellen Satze von 6% und dem Privatsatze der Berliner Börse hätte eigentlich die Ermässigung von 1% zur Erwartung gehabt. Auch der günstige Verlauf der letzten Subskription einiger, wenn auch kleinerer Staatsanleihen zeigte den Geldmarkt in einer frischeren und ruhigeren Bewegung.

Es ist nicht zu verkennen, dass dagegen dem so peinlich empfundenen und unersättlichen Geldbedarf der deutschen Kommunen und finanziellen Korporationen ein natürliches Halt von seiten der Geldabundanz geboten wird. Besonders was die kommunalen Forderungen betrifft, dürfte sicherlich des Guten zuviel getan sein. Die letzthin bekanntgewordenen statistischen Aufzeichnungen nach dieser Hinsicht hin, geben mit Evidenz Anlass zu Mahnungen für Einschränkung und Sparsamkeit. Anderseits ist es gleichfalls nur zu klar, dass die ohnehin äusserst geschwächte Position der Märkte von Städte- und ähnlichen Anleihen andauernd in Beunruhigung versetzt ist, die täglich in der scharfen rückgängigen Bewegung der Kurse unangenehm zum Ausdruck kommt.

Auch das ganze Gebiet unserer heimischen Staatspapiere und in Gefolgschaft damit der Markt unserer Pfandbriefwerte befinden sich trotz der momentanen günstigen Geldmarktbesserung in einer ziemlich desolaten Verfassung. Darüber können die Subskriptionserfolge der letzten Tage nicht täuschend hinwegsetzen, da schon die Furcht vor täglich zu erwartenden Millionenanleihen, die immer noch der Erledigung harren, auf den Markt für die nächste Zeit nicht beruhigend wirken können. Die scharfe Beobachtung all dieser Vorgänge wurde gestärkt durch die wiederholte Wahrnehmung, dass besonders England Ursache und Grund genug habe, die rasche Ermässigung der englischen Diskontrate angenehm zu empfinden. Verschiedene inzwischen vorgenommene Anleihen in London, und besonders die mit kolonialem Charakter, erlitten einen direkten Misserfolg und belasten störend die weitere Entwicklung der Geldmärkte. Es wird daher nicht unrichtig sein, die derzeitige Flüssigkeit und Besserung all der monetären Verhältnisse als mehr oder minder den Tatsachen vorausgeeilt und daher nur als vorübergehende zu betrachten.

Die Gründe dieser so skeptischen Betrachtung mehrten sich im Verlaufe der Berichtswoche. Es war ersichtlich, dass die Hast, die derzeitige Flüssigkeit am Geldmarkte zu benützen, von allen Seiten auf das intensivste betrieben wurde. Einzelne Pfandbriefbanken, wie die Berliner Hypothekenbank avisierten Neuemissionen mit teils 4½% Pfandbrieftypus. Es bedarf keines besonderen Hinweises auf die so divergierende Tatsache, dass im Moment der Diskontermässigungen die Hypothekeninstitute zu einer Erhöhung ihrer Pfandbriefverzinsung greifen. Die Details, die das Reichsbankdirektorium in der letzten Sitzung des Zentralausschusses bekannt gab, geben gleichfalls Ursache, der Gestaltung des Geldmarktes für die nächste Zeit ein besonderes Augenmerk zuzuwenden. Es war daher nur zu erklärlich, dass die Börsen und die Kursentfaltung von der veränderten Geldmarktlage soviel wie gar nichts profitierten, und verschiedene Meldungen ungünstiger Natur auf die Tendenz und Kursbewegung alleinigen Einfluss hatten. Neuerliche Zahlungsschwierigkeiten und rückläufige Bewegung an der Neuyorker Börse im Verein mit einer schärferen Beobachtung der heimischen Industriebewegung eskomptierten alle anderen Motive. Die Alarmnachrichten von einer Einschränkung der Produktion, sowie von Preis- und Lohnreduktionen in den deutschen Montangebieten wurden eifriger debattiert als der anderseits zur Tatsache gewordene vermehrte Bedarf der Kupfer- und Zinkproduktion bei erhöhten Preisbedingungen. Immerhin darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die eingetretene Verbilligung der Geldmärkte über kurz oder lang dennoch die sichere günstige Einwirkung auf allen Gebieten der Börse haben wird.

M. Weber.

Kapitalserhöhung und Dividendentaxen von Grossbanken. Laut Meldungen an der Börse darf mit einer Kapitalsvermehrung bei der Deutschen Bank gerechnet werden. Diesem Beispiel dürften dann auch andere Berliner Grossbanken folgen. Ob der jetzige Zeitpunkt derartiger Kapitalserhöhungen glücklich gewählt ist, bleibt abzuwarten. Bezüglich der Dividenden, beispielsweise bei der Dresdner Bank, Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) waren vorübergehend ungünstige Taxen erwähnt worden. Die Dresdner Bank hat, was jedoch zu berücksichtigen ist, ihr Filialnetz und den Kundenkreis durch die Münchener und Augsburger Abteilung vorteilhaft erweitert.

Bayerische Vereinsbank München — Nürnberger Bank. Der Fusionsvertrag beider Banken und die Erhöhung des Aktienkapitals der ersteren gelangt zur Ausschreibung.

Berliner Hypothekenbank, A.-G. Die Bank beabsichtigt die Neuausgabe von 20 Millionen 4½%iger Pfandbriefe.

Vom Textilmarkte werden günstige Abschlüsse von Aktiengesellschaften bekannt, z. B. Mechanische Weberei Fichtelbach in Augsburg, Baumwollspinnerei am Stadtbach, Augsburg, Spinnerei A.-G. Klauser, München-Gladbach, Immobilien- und Baugesellschaft A.-G. München: der Sanierungs- und Kapitalserhöhungsvorschlag wird in der Generalversammlung beschlossen.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 6

8. Februar
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 6. München, 8. Februar 1908. V. Jahrgang.

Wissenschaft und kirchliche Lehrautorität.

Vom Herausgeber.

Die kirchenfeindliche Presse hat über den **scharfen Vorstoß des** Straßburger Universitätsprofessors Dr. **Ehrhard gegen die** Enzyklika Pascendi zu früh gejubelt. Ob **sie an dem Münchener** Theologieprofessor Dr. Jos. Schnitzer, **der acht Tage später** gleichfalls in der Wochenbeilage der kirchenfeindlichen „**Allgemeinen** Zeitung" gegen die Autorität des römischen **Stuhles Sturm lief**, mehr Freude erleben wird, steht dahin. **Leider muß einstweilen** gesagt werden, daß Prof. Schnitzer sich **nicht nur in der Tonart** noch bösartiger vergriffen, sondern auch **seine ganze Richtung** und Denkweise weit bedenklicher bloßgestellt **hat als sein Straßburger Kollege**, bei dem die bessere Einsicht **schon sehr rasch** ihre Wirkung tat. Ob es für Prof. Schnitzer **noch einen halbwegs annehmbaren** Rückzug gibt, erscheint **mindestens fraglich**. Vielleicht hat er sich auch mit Vorbedacht **einen solchen abgeschnitten**. Man sprach schon lange davon, **daß Prof. Schnitzer** keinen großen Wert darauf zu legen scheine, **noch länger der** theologischen Fakultät anzugehören. **Das durch öffentliche** Schilderhebungen theologischer Lehrer **gegen die päpstliche** Autorität entstehende Aergernis läßt sich **überhaupt nicht so** leicht wieder gut machen.

Die „Allgemeine Zeitung", in deren **Wochenbeilage die Aufsätze** des Prof. Ehrhard und des Prof. Schnitzer **erschienen, kündigt** nunmehr an, daß den mit offenem Visier **kämpfenden Gelehrten** weniger heroische, hinter dem Schilde der **Anonymität versteckte** Kritiker folgen würden. Den Reigen dieser **vorsichtigeren Artikelschreiber** eröffnete in Nr. 19 vom 31. **Januar ein Anonymus**, der seinen zweifelhaften Mut schon **dadurch beweist, daß er** nicht nur einem vielgescholtenen Wiener **Professor „unglaubliche** Dinge" unterschiebt, die in mehreren **Zeitungen längst bündig** und gründlich widerlegt wurden, sondern **auch mit hämischen** Ausfällen gegen den Freiburger Prorektor **Prof. Dr. Karl Braig** operiert, der in Nr. 45 der „**Allgemeinen Rundschau" vom** 9. November 1907 unter seinem vollen **Namen eine Fortsetzung** seiner „Aphorismen zur Enzyklika" veröffentlichte. **Es wird** allerdings anerkannt, daß Braig seine **Artikel aus persönlicher** Ueberzeugung heraus geschrieben habe, **aber daneben fehlt nicht** die häßliche Unterstellung, daß manche, **welche heute gegen den** Modernismus sich wenden, auch den **Zweck verfolgen, sich nach** obenhin zu empfehlen. Man begegnet **hier zum ersten Male dem** Versuche, denen, die sich öffentlich auf **die Seite der Enzyklika** stellen, den Makel des Strebertums **anzuhängen. Universitätsprofessoren** wie Braig und Sägmüller, **denen sich nun auch** Prof. Heiner (Freiburg) zugesellte, **sind über derartige wohlfeile** Unterstellungen, die so recht die **Sinnesart schwachmütiger** Anonymität verraten, hoch erhaben. **Als Streber erreicht man** heutzutage immer noch mehr, wenn man **gegen, als wenn man** für die Kirche und den Papst eintritt.

Einen außerordentlich geistreichen **Einfall haben die „Münch.** Neuesten Nachrichten" (Nr. 51 vom 3. **Febr.) in einem Artikel** „Der Vatikan und die deutschen **Modernisten" zutage gefördert.** Weil die römische „Difesa", „das **Leiborgan des Papstes", die** Wendung gebraucht haben soll (wir sind **augenblicklich nicht imstande**, das Zitat nachzuprüfen), Ehrhard **sei vom Heiligen** Stuhle die Prälatur entzogen worden, „weil er in einer protestantischen Wochenschrift den bekannten Artikel veröffentlicht hat", wirft das liberale Blatt die witzig sein sollende Frage auf, ob die Maßregelung nicht erfolgt wäre, „wenn der Straßburger Theologe seinen Artikel etwa in der katholischen Allgemeinen Rundschau veröffentlicht hätte". Abgesehen davon, daß die Veröffentlichung in der „Allgemeinen Rundschau" ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, hat das römische Blatt mit seiner kurzen Charakterisierung der „Internationalen Wochenschrift" jedenfalls nicht weit fehlgegriffen. Der Grundzug der Wochenbeilage der „Allgemeinen Zeitung" ist durch die lange Liste der protestantischen Berliner Professoren, welche auf dem Titelblatte als ständige Mitarbeiter aufgeführt sind, deutlich genug gekennzeichnet. Ein weißer Rabe anderer Konfession ändert nichts Wesentliches daran. Es ist der „Difesa" nicht eingefallen, lediglich den Ort, an dem der Artikel Ehrhards erschien, zu inkriminieren. Da sie den Inhalt als „bekannt" voraussetzte, dient die Erinnerung an den Ort nur zur Verstärkung des Eindrucks.

Die nach Inhalt und Form bedauerlichen Ausfälle des Professors Ehrhard in der Internationalen Wochenschrift der „Allgemeinen Zeitung" wurden im letzten Hefte der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 5 S. 65 ff.) von Professor Sägmüller in einem von der Presse viel beachteten Artikel kurz gewürdigt. Der Artikel ist aus der „Allgemeinen Rundschau" in zahlreiche andere Zeitungen übergegangen. Mit eindringlicher Schärfe setzt sich der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Heiner, ein Fakultätskollege Dr. Braigs, in der „Germania" (vom 1. Febr.) mit Prof. Dr. Ehrhard auseinander. Heiner leitet seine besondere Legitimation zu einer derartigen öffentlichen Stellungnahme aus seinem entschiedenen Eintreten für das Zustandekommen der Straßburger theologischen Fakultät her. Einige markante Stellen aus dem fest zugreifenden Artikel seien hier herausgestellt. Prof. Heiner schreibt u. a.:

„Sein Artikel in der „Internationalen Wochenschrift" ist ein Schlag gegen unsere katholische Kirche, der noch lange fühlbar bleibt und ihren Gegnern in beiden Lagern eine wirksame Stütze für ihre Angriffe auf dieselbe bieten wird .... Woher aber ein öffentlicher Professor das Recht und die Pflicht haben will, über, wenn auch nicht kathedrale, so doch gewiß lehramtliche Kundgebungen des Papstes als Richter und Begutachter und gar als abfälliger Kritiker öffentlich aufzutreten, wird Prof. Ehrhard wohl nicht zeigen können. Derartige Anschauungen sind weiter nichts als ein Stück Modernismus im Sinne der Enzyklika. Jedenfalls steht die große Mehrzahl der Kollegen auf einem ganz anderen Standpunkte. Welcher Katholik, so fragen wir uns hier, muß nicht ebenfalls schmerzlich berührt oder empört sein über ein solches Gericht eines Lehrers der Theologie-Studierenden über den höchsten, von Gott eingesetzten Lehrer der katholischen Christenheit? ....

Die Enzyklika richtet sich nicht, wie Ehrhard fälschlich behauptet, gegen die historisch-kritische Theologie als solche, sondern nur gegen jene modernistische, die völlig absieht von dem göttlichen Charakter der Offenbarung, sowie überhaupt des Christentums. Der Modernismus ist eine Häresie und steht deshalb außerhalb der katholischen Theologie und Kirche ....

„Maßregeln" können nur dort Anwendung finden, wo sie ein Objekt haben, und wenn man einen Mißbrauch derselben fürchtet, so involviert eine solche Furcht eine Beleidigung der kirchlichen Autorität, speziell des deutschen Episkopats. Nein, wir

deutschen theologischen Universitätsprofessoren fürchten uns vor den praktischen „Maßregeln" in keiner Weise; denn wir sind keine Modernisten im Sinne der Enzyklika, wir sind uns vielmehr bewußt, daß wir unser theologisches Lehramt, das wir von der Kirche erhalten, so auch nach den Gesetzen und dem Geiste der Kirche zu verwalten haben, und deshalb sind wir überzeugt, daß sich nie die Prophezeiung erfüllen wird, daß der Tag kommen wird, „an dem die katholisch-theologischen Universitätsfakultäten Deutschlands in das Grab ihrer alten Schwester hinabsinken werden". Kollege Ehrhard hat den theologischen Fakultäten Deutschlands durch seinen pessimistischen Artikel wahrlich einen schlechten Dienst geleistet. Und sollte aus seiner provozierenden Stellung zur Enzyklika zwischen Staat und Kirche ein Konflikt bezüglich seiner Person entstehen, und dadurch die theologischen Fakultäten in Mitleidenschaft gezogen werden, so wären daran nicht jene schuld, sondern die durch nichts gebotene Stellungnahme des Herrn Kollegen Ehrhard selbst. Wir müssen deshalb schon im voraus alle Folgen von uns Fakultätsprofessoren ablehnen und die Verantwortung dafür ihm überlassen."

Inzwischen hat Prof. Ehrhard selbst durch eine in Nr. 93 der „Kölnischen Volkszeitung" vom 31. Januar veröffentlichte Erklärung einen sehr bemerkenswerten Rückzug angetreten und der sich an ihn herandrängenden liberalen Presse die Laune gründlich verdorben. Es ist eine müßige Frage, ob die fast gleichzeitig mit der Veröffentlichung dieser Erklärung von Rom aus bekanntgegebene Entziehung des Prälatentitels für Prof. Ehrhard auch erfolgt sein würde, wenn die Erklärung in Rom früher bekannt geworden wäre. Eine solche Titelfrage hat eine recht nebensächliche Bedeutung, wenn in der Hauptsache die Situation wesentlich entlastet ist. Die Erklärung Prof. Ehrhards hat folgenden Wortlaut:

„Als ich den Artikel „Die neue Lage der katholischen Theologie" für die Internationale Wochenschrift abfaßte, glaubte ich nicht, daß er geeignet sei, in weiteren katholischen Kreisen Beunruhigungen hervorzurufen. Um jeden Zweifel in bezug auf meine kirchliche Gesinnung auszuschließen, spreche ich hiermit mein aufrichtiges Bedauern aus, daß meine Ausführungen, die den Interessen der katholischen Theologie in Deutschland dienen wollten, zu Schlußfolgerungen veranlaßt haben, zu denen ich mich nicht bekenne. Besonders schmerzlich empfinde ich es, daß eine Verletzung der Pietät gegen die ehrwürdige Person des Heiligen Vaters darin erblickt wurde. Daß ich die von der Enzyklika verworfenen dogmatischen Irrtümer des Modernismus zurückweise, geht aus dem Artikel klar hervor. Ich stehe durchaus auf dem Boden des katholischen Dogmas und der Anerkennung der kirchlichen Autorität und bin gewillt, unter allen Umständen ein treuer Sohn der katholischen Kirche zu bleiben."

Die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 87 vom 29. Januar) nimmt an, daß die pessimistischen Ausführungen Ehrhards zu einer Zeit konzipiert, wenn nicht geschrieben worden seien, als die Stellungnahme der deutschen Bischöfe noch nicht bekannt war, und bemerkt weiter: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß Prof. Ehrhard mit Abfassung seines Aufsatzes bis nach Veröffentlichung des Resultates der Beratungen durch den deutschen Episkopat gewartet hätte. Was inzwischen über die Maßnahmen, welche die am 10. v. Mts. in Köln versammelten Bischöfe mit Billigung des Heiligen Stuhles hinsichtlich der Ausführung der Enzyklika-Bestimmungen vereinbart haben, verlautbar wurde, dürfte den in dem Aufsatze des Prälaten Ehrhard zum Ausdruck gebrachten persönlichen Befürchtungen und Interpretationen den Boden entzogen haben."

In der Tat ist das an den Klerus gerichtete Hirtenschreiben, welches durch den Anschluß der bayerischen Bischöfe zu einer einheitlichen Kundgebung des deutschen Gesamtepiskopates geworden ist, in jeder Hinsicht geeignet, übertriebene Schlußfolgerungen aus den Disziplinarverfügungen der Enzyklika Pascendi auf das rechte Maß zurückzuführen. Bei der besonderen Bedeutung dieser Kundgebung für unsere deutschen Verhältnisse dürfte es angezeigt sein, den wesentlichsten Inhalt, die Beziehungen zur Theologie und zu den übrigen Wissenschaften, auch in der „Allgemeinen Rundschau" ungekürzt zu veröffentlichen. Die Hervorhebungen im Text rühren von der Redaktion her.

....„Wohl haben auf ihren (der Enzyklika) Ruf alsbald erregte Stimmen geantwortet, und man hörte eifern über Geisteskuechtung und Gewissenstyrannei, über unerträgliche Intoleranz und Freiheitsbindung. Aber wir wissen, was wir davon zu halten haben; wir wissen, daß so nur Menschen reden, welche das Hirtenwort des Vaters der Gläubigen nicht verstehen können oder wollen, oder welche das Rundschreiben mit von Vorurteilen getrübtem Auge, vielleicht nur stückweise oder gar nicht gelesen haben.

Wir dagegen haben aus ihm nur herausgehört den Feuereifer für Wahrung des kostbarsten Erbgutes, für Reinerhaltung des heiligen Glaubens; das klare, scharfe Urteil, welches von höchster Warte aus gefährliche, im Nebel und Dunkel schleichende Geistesstörungen bis auf den Grund und auf den Ursprung durchschaut und ihr eigentliches Wesen aufgedeckt; die heilige Entrüstung über verwegene Versuche, die Substanz des heiligen Glaubens heimlich und hinterlistig mit modernistischen Irrtümern zu durchsetzen, die Autorität der Kirche zu untergraben; den zitternden Schlag eines Vaterherzens, welches um viele seiner Kinder bangt und voll Betrübnis ist.

Darum beansprucht dieses Rundschreiben unseres Hl. Vaters unsere ganze Aufmerksamkeit, und es verpflichtet uns zu dankbarer Annahme und zu willigem Gehorsam. Je tiefer, Ehrwürdige Brüder, Ihr in dieses von einer umfassenden Kenntnis der gegenwärtigen, religiös-kirchlichen Lage eingegebene Schreiben eindringt und die Veranlassungen dazu ohne jede vorgefaßte Meinung, aber von Liebe zur Kirche durchdrungen in Erwägung zu ziehen suchet, desto mehr werdet Ihr einsehen, wie notwendig es war, daß der von Gott gesetzte oberste Lehrer in der Kirche für eine volle, reine und ungetrübte Erhaltung der von Gott mitgeteilten ewigen Wahrheit seine Stimme erhob. Wir wollen uns daher der Wucht seiner Ausführungen nicht entziehen mit der Vorstellung oder dem Vorgeben, als ob dieselben eigentlich nur auf andere Länder zutreffen. Wohl dürfen wir uns dessen getrösten, daß das im Rundschreiben gezeichnete und gerichtete System von keinem katholischen Laien oder Geistlichen in Deutschland in allen Teilen und bis in seine letzten Konsequenzen vertreten und verfochten wird. Aber die Gefahr besteht auch bei uns, daß Ansätze zu solchen falschen Theorien unvermerkt sich einschleichen können ....

Es kann ja nicht verkannt werden, daß ein Geist der Neuerungssucht, des Zweifels und der Verneinung überall mehr und mehr auf das Denken und Forschen auch auf religiösem Gebiet unheilvollen Einfluß zu gewinnen sucht. Dieser Einfluß zeigt sich in der Sucht, neue Formen für das religiöse Bewußtsein zu finden und der Betätigung des religiösen Lebens eine neue Prägung zu geben. Damit verbindet sich die Verachtung des Alten und Hergebrachten, die Geringschätzung der Tradition, mitunter förmliche Ablehnung der gläubigen Annahme der Kirchenlehre und der autoritativen Aussprüche des kirchlichen Hirtenamtes.

Manche gefallen sich in dem Streben, die Sicherheit ihrer Glaubensüberzeugung ganz allein auf ihre persönliche Einsicht zu gründen, statt auf Gottes Gnade und die göttliche Stiftung des unfehlbaren Lehramts. Aber damit nicht genug, sie suchen förmlich Anschluß an die Gegensätze, wollen mit ihnen vermitteln auf Kosten der Wahrheit, finden in dem Glaubensinhalt „verlorene Posten", welche man ohne Schaden für das Seelenheil aufgeben könne und solle. Wenn der Forschungstrieb unter Verkennung seiner Kraft und Grenzen sich auf das religiöse Gebiet wagt, richtet er durch eine verkehrte Kritik große Verwüstungen an. Ja, die „freie Forschung" liebt die Gefahr des Irrtums und rühmt sich dessen in dem Wahne, damit dem Fortschritt der Wissenschaft dienen zu können. So schwindet auch in manchen katholischen Kreisen die Sicherheit des richtigen Denkens, die Unbefangenheit der Gesinnung, die Freudigkeit des Glaubens, das Vertrauen zur Kirche und zu den kirchlichen Vorgesetzten.

Gerade das ist charakteristisch bei denen, die einem solchen Modernismus huldigen, daß sie eine krankhafte Abneigung zeigen gegen den einzigen Arzt, der ihnen helfen könnte, gegen die kirchliche Autorität. Sie wollen von ihr nicht behelligt sein. Sie verlangen, daß man ihnen volles Vertrauen schenke, sind aber selbst voll Mißtrauen und scheuer Furcht gegenüber der kirchlichen Obrigkeit. Gegen Mahnungen und Weisungen derselben verhalten sie sich ablehnend; tritt endlich die Notwendigkeit ein, ihnen mit Nachdruck zu begegnen, so klagen sie über Unduldsamkeit und Geisteskuechtung und setzen der Autorität die Autonomie des Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns entgegen, während sie selbst überaus unduldsam zu sein pflegen gegen alle, welche anders denken als sie. Sie haben die Achtung und Ehrfurcht vor dem kirchlichen Lehramt verloren und verkennen vollständig sein Wesen und seinen übernatürlichen Ursprung.

Wohl geben manche von ihnen vor und mögen auch selbst es ernstlich glauben, daß sie nur von dem Streben geleitet seien, der Kirche zu nützen, sie in der Welt wieder zu Ehren und Ansehen zu bringen und möglichst viele für das Reich Gottes zu gewinnen. Aber der Kirche kann man nur dann nützen, wenn man ihr gehorcht und sie zur Führerin nimmt. Nur was mit ihr und ihrer Lehre in Uebereinstimmung ist, kann dem Reich Gottes und der heilsbedürftigen Menschheit Segen bringen. Es gibt Gegensätze, welche nicht auszugleichen sind; man kann den christlichen Geist und den gottabgewendeten Weltgeist, Christentum und Antichristentum, Wahrheit und Irrtum nicht miteinander versöhnen wollen; versucht man es doch, so geschieht es meist

auf Kosten des eigenen Glaubenslebens. „Moderne" Menschen durch ein modernisiertes Christentum zum Heil führen zu wollen, ist ein vergebliches Unterfangen. . . .

Zu solchen und ähnlichen, auch bei uns zuweilen hervortretenden Symptomen und Ansätzen des Modernismus werden wir noch hinzuzurechnen haben jene leider sich steigernde Sucht, ohne Beruf, ohne richtiges Urteil und ausreichende Kenntnisse überstürzt zu kritisieren und zu reformieren, die so recht die Krankheit unserer Zeit ist und vor keiner Autorität Halt macht, die ehrwürdigsten Institutionen nach dem „modernen Bewußtsein" umformen, in die Organisation und Verwaltung der Kirche einen mit ihr unverträglichen Parlamentarismus und Demokratismus einführen möchte, und sich nicht scheut, in öffentlichen Blättern und Zeitschriften, sogar in kirchenfeindlichen, zur größten Freude der Gegner ihre urteils- und pietätslosen Aeußerungen über kirchliche Obern und Institutionen feilzubieten.

. . . was uns tief zu Herzen geht, ist die Erfahrung, daß selbst einzelne Priester, angesteckt von dem Geiste der Unzufriedenheit, Kritiksucht und Verachtung der Autorität, sich soweit vergessen, daß sie in Zeitungen, selbst in kirchenfeindlichen, kirchliche Institutionen und Vorgesetzte einer ebenso unzarten wie ungerechten Kritik unterziehen, die Fahne radikaler Opposition erheben und die Hilfe bei den Feinden der Kirche suchen, um ihre kirchlichen Vorgesetzten einzuschüchtern oder sich Genugtuung zu verschaffen wegen vermeintlich erlittenen Unrechts oder wegen nicht in Erfüllung gegangener Erwartungen. Ihr fühlet mit uns, wie unehrenhaft ein solches Verhalten ist, wie es die Betreffenden brandmarkt, aber auch unseren ganzen Stand bloßstellt, in schwerer Zeit unsere Sache schädigt und unsere Einigkeit schwächt . . .

Wir brauchen Euch, geliebte Brüder, nicht besonders zu versichern, daß wir durchaus einig sind in dem Entschlusse, mit aller Gewissenstreue das unsrige zu tun zur Bekämpfung moderner Irrtümer, welche mit den Lehren Christi in einem unversöhnlichen Widerspruche stehen und offen oder versteckt, bewußt oder unbewußt die Autorität und Ordnung der Kirche Christi zu untergraben suchen. Wir werden, wie es unsere heiligste Pflicht ist, die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit darauf verwenden, daß von den ewigen Wahrheiten weder etwas verloren gehe noch getrübt werde. Hüten wie unseren Augapfel werden wir insbesondere unsere Kandidaten des geistlichen Standes, auf daß sie vorab gründlich und umfassend in den Wahrheiten, die bleiben, unterwiesen werden, auf daß sie diese und nicht veränderliche oder erst in noch unsicherer, fraglicher Entwicklung begriffene Lehren und Anschauungen von Menschen dem gläubigen Volke bieten. Das ist die Sorge, die das Herz unseres Heiligen Vaters erfüllt und die wir mit ihm teilen.

Man könnte aber Papst Pius X. und man könnte uns nicht gründlicher mißverstehen, als wenn man aus seiner Enzyklika oder wenn man aus unserem Hirtenschreiben ein Verbot des Studiums und eine Abmahnung von wissenschaftlicher Forschung herauslesen wollte. Ein wissenschaftlich gebildeter und wissenschaftlich sich fortbildender Klerus ist unser Stolz. Unser Vertrauen und unsere Dankbarkeit wenden sich den Männern der Wissenschaft zu, welche in unseren theologischen Fakultäten und Seminarien mit großem Eifer, im engsten Anschluß an das kirchliche Lehramt unsere Priesteramtskandidaten in das weite Gebiet der Theologie einführen, in allen Zweigen zu weiterer Arbeit anregen und in wissenschaftliche Methoden einschulen. Es ist uns auch eine wahre Herzensfreude, daß das Studium im Leben und in der Tagesordnung unserer Geistlichen seinen Platz behaupte von der Jugend bis zum Alter. Wissen wir doch, daß ein gründliches Studium an sich schon ein Präservativ ist gegen unreife Kritisiersucht, gegen die Ansteckung des Modernismus, gegen das oberflächliche Spielen mit Phrasen, mit unklaren Begriffen, Ideen und Gefühlen, welches heutzutage so viel Unheil anrichtet. Freilich muß es ein gründliches Studium sein, dessen Schwerpunkt beim Theologen und Geistlichen selbstverständlich in die Theologie fällt, in welcher man nie auslernt. Niemand wird sich selbständig und mit Erfolg in den theologischen Wissenschaften erziehen, fördern und lehren können, wenn er nicht durch eine gründliche und systematische Geistesschulung hindurchgegangen ist. Dem Kundigen und Erfahrenen ist es nicht zweifelhaft, daß hierzu die Philosophie und Theologie der klassischen scholastischen Zeit, besonders des großen Aquinaten unentbehrlich sind.

Aber auch die Gebiete der anderen Wissenschaften stehen offen, und nichts liegt uns ferner, als ein „Berühret nicht, kostet nicht, fasset nicht an" (Kol. 2, 21), nichts ferner als kleinliche Bevormundung, als engherzige Freiheitsbeschränkung. Es ist nicht nur unsere Aufgabe, die Offenbarungswahrheiten treu zu bewahren, sondern auch sie mit stets fortschreitender Erkenntnis zu erfassen und darzulegen. Was immer uns hierin fördern und dienen kann, jede Anregung und Bestätigung, jedes neue Licht, jede Erweiterung des Gesichtskreises, jedes sichere Resultat der Wissenschaft nehmen wir dankbar und begierig an und verwerten wir im Dienste der ewigen Wahrheit. Ja, frei und freudig möget Ihr lernend und lehrend Euch bewegen im Reiche des Geistes. Aber Ihr werdet nie vergessen, daß wir der ewigen Wahrheit uns alle in allem unterzuordnen haben; daß diese den Geist nicht bindet, sondern frei macht: Die Wahrheit wird Euch frei machen (Joh. 8, 32); daß durch Warnung vor dem Irrtum die wissenschaftliche Forschung nicht gehemmt, sondern gefördert wird, wie Wegweiser und Wegschranken den Höhenwanderer nicht behindern, sondern behüten; daß die Ueberwachung des theologischen Unterrichtes und der homiletischen und katechetischen Unterweisung des Volkes wie ein unveräußerliches Recht, so eine schwerverbindliche Pflicht des Bischofs ist; daß die missio zum theologischen und kirchlichen Lehramt nur vom Bischof ausgehen kann.

Zu großer Beruhigung gereicht uns Euer Eifer und die Gewissenhaftigkeit, womit Ihr darauf bedacht seid, dem Volke Gottes mit aller Geduld und Lehrweisheit (2. Tim. 4, 2) das gesunde Brot des Geistes, die unverfälschte Speise der durch Christus geoffenbarten und durch die Kirche vermittelten Wahrheit und den Trost der heiligen Schriften (Römer 15, 4) reichlich darzureichen. Harret aus in diesem Eifer und suchet ihn noch zu steigern. Wie notwendig dieses ist, zeigen manche gebildete katholische Laienkreise, deren sich eine gewisse Beunruhigung bemächtigt hat, als sei durch die Enzyklika das wissenschaftliche Streben und die Selbständigkeit des Denkens und Forschens bedroht, und als wolle die Mitarbeit an den Kulturaufgaben der Menschen kirchlicherseits verboten oder unmöglich gemacht werden. Möchten sie doch alle erkennen, wie grundlos solche Befürchtungen sind! Die Kirche will nur einer Freiheit Schranken ziehen — der Freiheit zu irren. Wenn ihre Vorschriften und Weisungen aber mitunter streng und scharf lauten, dann liegt der Grund darin daß sie unbedingt an dem Grundsatz festhält: Die Wahrheit über alles. Zu keiner Zeit ist die Kirche dem wahren Kulturfortschritt entgegengetreten, sondern dem, was diesen Fortschritt hindert: der Unbesonnenheit, der Ueberstürzung, der Neuerungssucht, der krankhaften Abneigung gegen die Wahrheit, die von Gott kommt. Frei und ungehindert können aber wir katholische Christen mit allen unseren Kräften und Talenten eintreten in den friedlichen Wettkampf edler Geistesarbeit, echter Geistesbildung! Mit jener königlichen Freiheit, welche nur die Wahrheit verleihen kann, wollen wir alles, was immer wahr, was ehrbar, was gerecht, was heilig, was liebenswürdig, was rühmlich, wenn etwas eine Tugend, wenn etwas eine löbliche Zucht ist (Phil. 4, 8) — freudig umfangen, fördern, uns aneignen, verwerten, und es, bestrahlt vom Lichte des wahren Glaubens, befruchtet durch Gebet und die ‚Gnade von oben, als wertvollsten Beitrag in die Kulturarbeit der Gegenwart einfügen! Ja, Ehrwürdige Brüder, jenen suchenden Seelen soll ein wissenschaftlich hochstehender Klerus Führer sein und auch jenen, welche der falsche Glanz einer sich aufblähenden ungläubigen Wissenschaft oder die schillernden Vorspiegelungen des Modernismus irrezuleiten und der heilsamen Zucht des Glaubens und der Kirche zu entfremden droht, — ihrer soll er sich annehmen in aller Geduld und Liebe und sie zu vertrauensvollem Anschluß an die Kirche und ihr Lehramt zurückzuführen suchen durch die Erkenntnis, daß alles Wissen und alle Wissenschaft ohne den Glauben Stückwerk bleibt, die größten Fragen des Lebens nicht lösen, das Licht- und Heilsbedürfnis der Seele nicht stillen kann."



Der Liebe Macht.

Stand am Weg ein dürres Dorngesträuch,
Leer an Rosen und an Dornen reich,
Leer an Liebe wie ein hartes Wort,
Leer an Lenz und Leben und verdorrt.

Wie das alles nur so seltsam kam,
Daß es doch ein Herz gefangen nahm.
Strauch, trag' Rosen, Rosen trage du,
Trage Rosen! bat es immerzu.

Jeden Morgen kam das arme Herz,
Jeden Abend ging es weg im Schmerz.
Strauch, trag Rosen! bat es immerfort,
Rosen, Rosen! war sein einzig Wort.

Einst das Herz in stiller Frühe kam.
Welch ein Anblick, süß und wonnesam!
Rosen, Rosen glühten in den Tag!
Was ein großes Lieben nicht vermag!

O. Frauenfelder.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Königsmord in Lissabon.

Die Metzelei im Konak von Belgrad hat in Lissabon ihr entsetzliches Seitenstück gefunden. Wie dort, so war es auch hier auf die Ausrottung der Königlichen Familie abgesehen. Der Meuchelmord von Belgrad war aus der Halbkultur Serbiens herausgewachsen. Portugal, die einstige Weltmacht und gegenwärtige Schutzbefohlene Englands, gehört in die Reihe der Kulturgreise; das Lissaboner Attentat ist nicht auf übertünchte Barbarei, sondern auf die raffinierte Mordsucht der modernen Ueberkultur zurückzuführen. Vorläufig ist zwar noch keine Klarheit über die Täter und ihre Triebfeder erzielt worden, doch deuten die Umstände auf ein anarchistisches Verbrechen hin. Wenn man der republikanischen Partei Portugals Mordabsichten zutrauen wollte, so hätte man doch eher einen Anschlag gegen den Diktator Franco als gegen den König und seine Söhne erwarten müssen. Denn auch nach Beseitigung des Dom Carlos und seiner beiden Söhne würde die Monarchie in Portugal nicht erloschen sein, da Franco gewiß dem Bruder des Königs, dem Herzog von Oporto, zum Throne verholfen hätte. Als Reserve des monarchischen Systems steht noch Dom Miguel von Braganza im Hintergrunde, der legitime Thronberechtigte in den Augen der Miguelisten, welche die weibliche Erbfolge der Königin Maria della Gloria und deren koburgischen Nachkommenschaft bestreiten, ähnlich wie die Karlisten in Spanien die Herrschaft der christinischen Familie.

Schon die Ereignisse am Tage nach dem Morde haben gezeigt, daß die republikanische Partei von der Bluttat keinen Vorteil haben wird, sondern vielmehr der monarchische Gedanke aus der Prüfung neu gestärkt hervorgeht. Nachdem König Carlos und sein ältester Sohn Luiz Filip unter den Kugeln der Verbrecher gefallen waren, wurde der nur leicht verwundete zweite Sohn Manuel, der im neunzehnten Lebensjahre steht, sofort zum König ausgerufen und sowohl von der Armee als von der hauptstädtischen Bevölkerung ohne weiteres anerkannt. In seiner Antrittsproklamation bestätigt er zwar das Ministerium Franco; aber am folgenden Tage bereits wurde im Staatsrat ein neues Ministerium der monarchistischen Konzentration begründet. Es scheint, daß der bisherige Diktator Franco selbst die Gelegenheit benutzt hat, um mit Hilfe des aufgerüttelten Solidaritätsbewußtseins aller konservativen Elemente einen Uebergang von der Konfliktregierung zu einem neuen konstitutionellen Regiment herbeizuführen.

Franco ist ein Staatsmann von ungewöhnlicher Kraft, dessen Charakterbild vorläufig noch schwankt, von der Parteien Haß verwirrt. Er ist kein Diktator des gewöhnlichen Stils, sondern ein gewaltiger Staatsreformator und Volkserzieher mit idealen Zielen, frei von jenem Eigennutz, der sonst die Tyrannen in den romanischen Ländern kennzeichnet. Er hat Zucht und Ordnung in die Staatsverwaltung zu bringen gesucht, namentlich in die Verwendung der Staatsgelder und in das Aemterwesen. Dadurch brachte er natürlich alle gegen sich auf, welche für sich oder ihre Angehörigen von den Staatspfründen und von der Geldverschleuderung zu profitieren hofften. Ihm persönlich konnte man keinen Bereicherungsversuch nachsagen; um so mehr ritt man auf dem Vorwurf herum, daß er ohne Zustimmung der Kammer die Zivilliste des verschuldeten Königs um eine Million erhöht und die dem König bereits gezahlten „Vorschüsse" niedergeschlagen habe. Demgegenüber sagen seine Anhänger, die Zivilliste in ihrem uralten Satz sei durchaus unzulänglich gewesen gegenüber den Verpflichtungen, welche die Dynastie habe. Unglücklicherweise war König Carlos mit seiner körperlichen Wohlbeleibtheit und seiner seelischen Abneigung gegen ernste Arbeit nicht der Mann, der den Portugiesen genügend hätte imponieren können, um bei der Neuwahl die nötigen Stimmen für die reformatorische Politik zu gewinnen. Viel mehr Ansehen und Beliebtheit genoß der 21 jährige Kronprinz, dem man nachsagte, daß er wegen der Politik Francos mit seinem Vater in ernste Konflikte geraten sei. Nun ist aber der Kronprinz zugleich mit seinem Vater dahingerafft worden; der neue König Dom Manuel ist politisch niemals hervorgetreten, also ein sog. unbeschriebenes Blatt. Dieser Umstand erleichtert es dem bisherigen Diktator Franco und seinen Anhängern, sich der Konzentration aller monarchistischen Elemente anzuschließen. Die Entrüstung über die Schreckenstat wird vielleicht die konservativen Kräfte über die zersetzenden Kräfte des Eigensinnes und Eigennutzes hinausheben und zugleich die republikanische Agitation zur Zurückhaltung nötigen, bis die Gefahr des Verdachtes der Mitschuld geschwunden ist.

Friedenstauben.

Die erste heißt Pichon. Der französische Minister des Auswärtigen hat in anerkennenswerter Weise den sich vordrängenden Delcassé abgeschüttelt. Die Worte der ministeriellen Rede waren trefflich gesetzt: das selbstgepriesene Verdienst des Herrn Delcassé um die Befreiung von der „deutschen Hegemonie" wurde entschieden bestritten, die Politik der „Isolierung Deutschlands" rundweg verleugnet, die Heilighaltung der Algeciras-Akte wieder feierlich versichert, die Absicht der Einmischung in die inneren Streitigkeiten Marokkos auf das kräftigste bestritten. Allerdings wurde eine Fortsetzung der Pumppolitik zugunsten Abdul Asis' noch offen gehalten, doch soll auch die eventuelle Anleihe in den Formen der Algeciras-Akte bleiben. Die Kammer in Paris klatschte mit gallikanischer Beweglichkeit den friedlichen Redewendungen Pichons ebenso lebhaft Beifall wie einige Tage vorher den Fanfaren Delcassés. An der Rede Pichons und der Resolution der Kammer kann Deutschland nicht viel aussetzen. Aber die Tatsachen, welche die Franzosen in Marokko durch immer neue Vorstöße schaffen, fordern doch immer noch zur größten Wachsamkeit und Vorsicht auf; ebenso die neuerdings konstatierte Charakterschwäche der dortigen Volksvertretung.

Die zweite Friedenstaube ist in England aufgeflattert. Sowohl die Thronrede zur Eröffnung des britischen Parlaments als auch die ersten Verhandlungen holten endlich das nach, was bei der Anwesenheit unseres Kaisers in England mehrfach vermißt wurde, nämlich die offizielle Anerkennung der hohen friedlichen Bedeutung dieser Begegnung und der Besserung in dem Verhältnis der beiden Völker. Diese amtlichen Kundgebungen sind um so mehr zu schätzen, als die Haltung der englischen Presse gegenüber dem Wiederauftreten des deutschfeindlichen Delcassé nicht recht deutschfreundlich und nicht besonders friedliebend gewesen ist.

Als dritte Verstärkung der Friedenszuversicht sind die Erklärungen des österreichischen Ministers des Auswärtigen in den Delegationsausschüssen zu begrüßen. Frhr. v. Aehrenthal konnte besonders hervorheben, daß es den Regierungen von Wien und Rom gelungen sei, eine größere Herzlichkeit in den Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien herbeizuführen und zu sichern. Es freut uns, wenn Frhr. v. Aehrenthal dazu mitwirkt, den dritten Teilhaber am Dreibund zu einem weniger unsicheren Kantonisten zu machen. Die Herüberziehung Italiens in die Gruppe der Feinde Deutschlands gehört ja als wesentliches Hilfsmittel zu dem System Delcassé, und offenbar war ihm die Verführung seinerzeit in bedenklichem Maße gelungen. Jede Befestigung der Beziehungen Oesterreichs zu Italien ist ein schätzbarer Vorteil für das Gleichgewicht in Europa.

Frhr. v. Stengel als Opfer der Blockpolitik.

Wieder geht einer der alten und bewährten Staatsmänner, weil er in die neumodische Staatskünstelei nicht recht passen will. Frhr. v. Stengel hat seit 1903 das Sekretariat des Reichsschatzamtes verwaltet, nachdem ihm Fürst Bülow (damals noch Reichs- und nicht Blockkanzler) bezeugt hatte, daß er der einzig Dienstfähige sei von jenem Trifolium, das allein eine durchdringende Kenntnis der Reichsfinanzen habe. Die gute Antrittszensur hat Frhr. v. Stengel wahrlich gerechtfertigt. Ihm ist in der kurzen Zeit vieles gelungen, woran seine Vorgänger sich vergeblich abgemüht. Seine Finanzreform nennt man gewöhnlich die „kleine"; aber in Wirklichkeit war die Umgestaltung der Klausel Franckenstein ein bedeutendes Werk, das auch von der parlamentarischen Geschicklichkeit Stengels zeugt. Die neuen Steuern von 1906 sind ungeheuer scharf bekrittelt worden; aber wer über die vermeintlichen oder auch wirklichen Mängel eines solchen Kompromißwerkes spotten will, soll erst einmal den Reichstag zur Bewilligung von 200 Millionen neuer indirekter Abgaben bestimmen.

Warum muß nun diese bewährte Finanzkraft in den Ruhestand treten? Die liberale Blockpresse sagt, Freiherr v. Stengel habe für die neuen Steuerpläne (Branntweinmonopol und Zigarrenbanderolensteuer) gar keinen Anklang und keine Aussichten gewinnen können und sei deshalb nicht mehr der rechte Mann an seinem Platze. Aber die Schwierigkeiten in dieser oder jener Einzelfrage, welche bei der schwierigen Steuersuche unvermeidlich sind, brauchten weder die Einreichung noch die Genehmigung des Abschiedsgesuches herbeizuführen. Frhr. v. Stengel ist Ruhestandskandidat geworden,



weil er in einer Zeit, da Fürst Bülow die Verschiebung der Steuergesetzgebung betrieb, zu viel Amtseifer entwickelt und weil er dabei im Verein mit den einzelstaatlichen Finanzministern den Bestrebungen des linken Blockflügels auf direkte Reichssteuern grundsatztreu entgegentrat. Die neuen Staatsstützen des Fürsten Bülow betrachteten ihn als ein wesentliches Hindernis ihrer Finanzpolitik und der Blockpolitik überhaupt. Bei der jüngsten Konferenz mit den Blockführern wird wohl die Diskrepanz der Ansichten und der Stimmungen recht deutlich hervorgetreten sein. Den Ausschlag freilich gab gewiß der Wunsch Bülows, seinen Freunden auf der Linken nach der bitteren Pille der Wahlrechtsablehnung ein Stückchen Zucker zu verabreichen. Den Rücktritt Stengels betrachten die linksliberalen Volksvertreter nicht bloß als eine Genugtuung für sich selbst, sondern auch als ein geeignetes Paradestück für ihre Volksversammlungen. Das sieht wie ein „Erfolg", ein „Triumph" des Blockliberalismus aus und läßt sich zur Beschwichtigung der aufgeregten Wähler trefflich verwerten.

Ob es ein „Erfolg" in diesem Sinne ist, muß sich erst bei der Wahl und der Wirksamkeit des Nachfolgers zeigen. Daß die Steuerreform trotz der schweren Finanznot verschoben werden würde, war schon längst ausgemachte Sache; daran hätte auch Frhr. v. Stengel nebst seinen einzelstaatlichen Freunden bei längerem Ausharren nichts ändern können, nachdem Fürst Bülow diese Taktik in Norderney festgelegt hatte. Wenn nun ein Nachfolger gewählt wird, der in der Reichsfinanzfrage nach links hin graviert, so hat der Blockkanzler in der künftigen Tagung mit dem Widerstande der einzelstaatlichen Finanzminister, auch seines preußischen Kollegen von Rheinbaben, zu rechnen. Steht der Nachfolger aber auf dem alten Boden, daß die direkten Steuern den Einzelstaaten verbleiben müssen, so hat er ebenso mit dem Widerstand der neuen Bülowschen Staatsstützen zu rechnen wie der bisherige Schatzsekretär. Es ist also nicht abzusehen, wie der Personenwechsel den festgefahrenen Karren flott machen könnte. Man sieht vorläufig nur, was bei dieser Wendung verloren geht: erstens eine tüchtige Kraft und zweitens eine Portion von wertvollem Vertrauen. Denn die Verabschiedung Stengels wird weithin als eine Gefährdung des bestehenden Verhältnisses zwischen Reich und Einzelstaaten, als eine Bedrohung für die finanzielle Selbständigkeit der Einzelstaaten empfunden werden. Nicht die beruhigende Lösung einer Krisis, sondern die Verschärfung einer chronischen Krisis liegt vor. Daraus werden wir wohl nicht eher herauskommen, als bis die ganze Blockkünstelei ihr Ende erreicht und einer vernünftigen Sammlung aller positiven Kräfte Platz macht. Bisher zeichnet sich die Blockpolitik nur durch den starken Verbrauch an Männern aus.

Der Hakatismus vor dem Herrenhause.

Noch schärfer als das preußische Dreiklassen-Abgeordnetenhaus pflegt die Linke das preußische Herrenhaus zu verdammen. Aber bei der ersten Beratung des antipolnischen Enteignungsgesetzes hat sich doch wieder gezeigt, daß in dieser Ersten Kammer eine große Summe von Erbweisheit und von Charakterfestigkeit zu finden ist. Die unglückselige Polenpolitik fand dort eine Kritik, die den Ministerpräsidenten und drei seiner Kollegen in eine schwierige Defensive dränge. Nach den wuchtigen Warnungsreden des Kardinals Kopp, des schlesischen Gutsherrn v. Thiele-Winkler und der sachkundigen Oberbürgermeister von Königsberg und Breslau wäre bei einer sofortigen Abstimmung die Enteignung sicherlich gefallen. Jetzt wird in der Kommission und hinter den sonstigen Kulissen mit Hochdruck gearbeitet werden, um die Mehrheit umzustimmen. Auf alle Fälle bleibt aber das gegebene Zeugnis für die Zukunft wertvoll.

Winterlandschaft.

Die Fluren verschneit und die Wälder,
Und Feierstille umher;
In losen, lichthellen Scharen
Die Wolken ziehen zum Meer . .

Ihr zieht so eilig von dannen,
Euch hält keine Felsenwand;
Zieht fort und tragt meine Wünsche
Ins leuchtende Sonnenland . . .

Hans Gesold.

Neue Wege in Oesterreich-Ungarn.

Von
Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

In seinem Exposé, mit welchem der gemeinsame Minister des Aeußern, Baron Aehrenthal, im Budgetausschusse der ungarischen Delegation sein Programm erläuterte, hat er der österreich-ungarischen Monarchie neue Wege gewiesen. „Oesterreich hat nie versucht, sich (im Orient) an die erste Stelle zu bringen," schrieb kürzlich die Athener „Akropolis" und stellte damit besonders dem Grafen Goluchowski, der so lange Jahre unsere Auslandspolitik geleitet, ein beschämendes Zeugnis aus. Sein Amtsnachfolger will den Unterlassungsfehler gut machen und die alte Habsburgermonarchie zu einer wirtschaftspolitischen Großmacht ausgestalten. Das kann er nur, wenn der Staat mit allen auswärtigen Mächten in Frieden lebt, sich im Innern konsolidiert und vor allem die Balkanländer als Absatzgebiet sichert. Das letztere soll dadurch erreicht werden, daß eine direkte Eisenbahnverbindung Wien—Budapest—Sarajevo—Athen—Piräus hergestellt wird, vorausgesetzt, daß der Sultan seine Einwilligung zur Herstellung einer Eisenbahnlinie von Uvac nach Mitrovitza und eines Anschlusses der türkischen Bahnen an die griechischen Bahnen bei Larissa gibt. Baron Aehrenthal scheint dieser Einwilligung sicher zu sein, ohne welche ja sein ganzer Plan nur eine schillernde Seifenblase wäre.

„Die zivilisatorische Erschließung des Sandschaks Novibazar", so führte der Minister aus, „durch die 220 Kilometer lange Transversalbahn, durch welche das bosnische Eisenbahnnetz an die orientalischen Bahnen bei Mitrovitza angeschlossen und eine direkte Schienenverbindung mit der Türkei hergestellt werden soll, steht zunächst auf dem Balkan-Wirtschaftsprogramm der reichsgemeinsamen Regierung. Schon ist der Sultan um die Ermächtigung angegangen worden, die Vornahme der Studien zur Sandschakbahn nach Mitrovitza zu gestatten, welcher Schienenweg die erste Vorbedingung für die Exportentwicklung nach dem Orient bildet." Diese Bahn wird 50 Millionen kosten. Sie muß bei Novibazar ein rauhes, unkultiviertes Höhenplateau überwinden, wird dem bisher unausrottbaren Räuberwesen ausgesetzt sein, daher militärische Bewachung benötigen; sie wird meist nur Agrarprodukte zu verfrachten haben und die Waren an der bosnischen Grenze umladen müssen, da die bosnischen Bahnen nicht normalspurig sind. Diese Bedenken müssen aber schweigen, wenn wir die Konkurrenz Italiens auf dem Balkan aushalten und überwinden, ja wenn wir unserer Industrie neue Wege weisen und neue Absatzgebiete erschließen wollen. Da außerdem eine Bahnverbindung mit Montenegro und dem Skutarisee in Albanien und eine Küstenbahn von Cattaro ins montenegrinische Littorale gebaut werden soll, so erkennt man, daß es dem Minister des Aeußern, Baron Aehrenthal, tatsächlich darum zu tun ist, unserer Monarchie neue Wege zu einer großangelegten Verkehrspolitik zu bahnen, unserem Handel und unserer Industrie neue Absatzgebiete zu sichern.

Man wird sich daher nicht wundern, wenn die meisten Parteiblätter die Pläne Baron Aehrenthals mit Jubel begrüßt haben. Dieser wird sich aber diesseits der Leitha wohl bald verflüchtigen, wenn man sich die großen Pläne genau durch eine österreichische Brille betrachtet.

Schon durch mehr als zwanzig Jahre widersetzt sich Ungarn dem Ausbau der bosnischen Bahnen nach Kroatien und Steiermark hin, um eine direkte Verbindung Wiens mit Bosnien zu verhindern; es soll nach wie vor der Absatz der österreichischen Industrieerzeugnisse den weiten Weg über ungarisches Gebiet nehmen, Wien soll nur erreicht werden können auf Bahnen, welche der ungarischen Tarifhoheit unterstehen. Baron Aehrenthal hat sein Projekt ja auch Wien—Budapest—Sarajevo genannt, und in dem neuen Ausgleiche mit Ungarn besteht kein Uebereinkommen betreffs Bindung der Tarife im Durchgangsverkehr nach dem Ausland; nur für die Strecken Wien—Semlin und Wien—Orsova ist ein solches vorgesehen. Daraus folgt, da die geplante Bahn nur nach Norden einen Anschluß hat, und zwar nach Brod an die ungarische Staatsbahn, daß die österreichische Industrie mit ihrer Ausfuhr nach Mitrovitza und darüber hinaus in schwerem Nachteil ist gegenüber der ungarischen Industrie. Und wenn man behauptet, gegen Tarifschikanen auf ungarischen Bahnen sei die österreichische Industrie geschützt durch die aus dem Handelsvertrage mit dem Deutschen Reiche in den Ausgleich herübergenommenen Zuführungen pari

rätischer Behandlung der Warentransporte, so wissen die österreichischen Kaufleute auf Grund vieljähriger trauriger Erfahrungen, daß solche schöne Erklärungen den magyarischen Regierungsleitern noch nie ein Hindernis gewesen sind, wenn man den Export Oesterreichs erschweren wollte. Dazu kommt noch, daß die Monarchie auf fremdem Territorium nicht die Bahn selbst bauen kann, auch nicht unter der Maskenfirma der bosnischen Landesverwaltung. Darum soll der Bahnbau einem Konsortium Wiener und Budapester Banken übertragen werden. Diese werden natürlich für die teure und wenig rentable Bahn Zinsengarantie vom Staate verlangen, und da Oesterreich auch im jetzigen Ausgleiche eine gerechte Quote noch nicht hat durchsetzen können, so wird es auch bei der Zinsengarantie für die neue Bahn nach dem ungerechten Quotenschlüssel ungerecht mehrbelastet werden. Wenn Baron Aehrenthal also als Oesterreicher auch der österreichischen Reichshälfte wirtschaftlichen Segen von seinen neuen Wegen verschaffen will, so muß er es durchsetzen, daß Oesterreich über Kroatien einen direkten Anschluß nach Mitrovitza erhält und daß die bosnischen Bahnen alle auf Normalspur umgebaut werden.

Bei Berücksichtigung dieser geschilderten Verhältnisse wird man sich nicht wundern, daß die magyarischen Delegierten dem Minister reichlich Beifall spendeten, einen solch „weitblickenden, gerechten" Staatsmann hat unsere Monarchie seit Andrassy nicht mehr gehabt. Baron Aehrenthal scheint es auch besonders darauf abgesehen zu haben, sich das Wohlwollen der Magyaren zu erringen. Er kündigte in seinem Exposé eine sehr notwendige Reform des Konsularwesens an. Fachmännische, kaufmännische gebildete Kräfte sollen den Konsulaten beigegeben werden, die Ehrenkonsule sollen durch besoldete Berufskonsule ersetzt werden; eine sehr vernünftige, von österreichischen Industriekreisen schon seit Jahren verlangte Reform. Und trotzdem haben die Oesterreicher Ursache, diese Reform zu fürchten; denn Baron Aehrenthal kündigte an, daß er die Gesandtschaften und Konsulate möglichst mit ungarischen Beamten besetzen werde. Was das heißt, wissen wir längst. Sechs der wichtigsten Botschaften sind mit Magyaren besetzt, und es ist keineswegs eine Spielerei der Eitelkeit, wenn Herr v. Szögyenyi-Marich bei feierlichen Anlässen in magyarischer Gala beim Berliner Hofe erscheint. Er rückt Ungarn nicht nur durch seine Kleidung in den Vordergrund, sondern begünstigt auch sonst bei jeder Gelegenheit die Magyaren zum Schaden der Oesterreicher, als ob er Botschafter des Königs von Ungarn und nicht des Leiters der Gesamtmonarchie wäre. Aehnliche Klagen kommen aus Bukarest, wo Markgraf Pallavicini bekanntlich bei dem Empfange Dr. Luegers durch den König von Rumänien die Oesterreicher direkt brüskierte. Wenn nun zu den Missionen und Konsulaten hauptsächlich magyarische Kaufleute als Beamte kommen, so bedeutet das eine Förderung der ungarischen Industrie, des ungarischen Handels und eine tendenziöse Schädigung der Interessen Oesterreichs.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß Baron Aehrenthals neue Wege das politische Ansehen unserer Monarchie auf dem Balkan ganz wesentlich erhöhen werden, so haben doch die österreichischen Volksvertreter und besonders die Delegierten alle Ursache, der Geschäftsführung des Aeußernministers scharf auf die Finger zu sehen, damit aus dem politischen Vorteil nicht eine schwere, unheilbare wirtschaftliche Schädigung Oesterreichs entstehe.



Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Wir haben nun die Nachmittagssitzungen, während vormittags die Ausschüsse tagen. Letztere sind im Vorteil. Die Nachmittagssitzungen, bis 8 Uhr und noch länger, werden von sehr vielen aber als überaus anstrengend empfunden, um so mehr, als die Luft im Saal eine geradezu fürchterliche ist. Die Klage ist allgemein. Und weil es auch an einem etwas besser ventilierten Wandelgang fehlt, so ist ein so langer Aufenthalt direkt gesundheitsschädlich. Ob diese neue Uebung eine dauernde wird?

Den Etat des Kgl. Hauses und des Aeußern, zu dem auch die Industrie-, Handwerker- und Arbeiterfragen gehören, hat der Landtag hinter sich. So mancher Antrag des Hauses, der dem Handwerk galt, ist im Reichsrat wieder „unter den Tisch" gewandert. Regierungserklärungen genügen aber schließlich nicht immer. So z. B. sollen die Handwerkskammern in Handwerkerfragen mehr als bisher gehört werden. Es wurde konstatiert, daß in Niederbayern nicht einmal Regierungsvertreter zu den Kammersitzungen erscheinen — trotz der bestehenden Anordnung! Hätte es angesichts dieser Tatsache den Herren Reichsräten etwas verschlagen, wenn sie die Abgeordneten durch Annahme ihres Beschlusses unterstützt hätten? Gewissen, zur Abstinenz in diesen Dingen neigenden Regierungsbeamten hätte dieser Nachdruck nun nützen können. Im übrigen zeigte sich die erziehliche Tätigkeit des Zentrums wieder einmal, denn diesmal hatten wir unsere alten Anträge auch als liberale Kinder zu begrüßen — Lehrlingsausbildung, Sicherung der Bauhandwerkerforderungen, Befähigungsnachweis, Höhertarifierung von Mehl, Hausierhandel, Erhöhung der staatlichen Arbeitslöhne und noch manches andere fanden Vertretung. Es ist unmöglich, die reiche Speisekarte des Januar nur mit Namen aufzuführen, lauter Gold war es übrigens nicht. Selbst der Pfarrer von Kirchweidach kam wieder bei der Verlegung des Partenkirchen-Garmischer Bahnhofes. — Und dann hatten wir auch ein bayerisches Reservat zu verteidigen: das Branntweinsteuerreservat. Durch das geplante „Schnapsverkaufsmonopol" ist ihm ein sanfter Tod in Aussicht gestellt. Abgeordneter Frhr. von Freyberg hat in trefflicher Weise, durch den Abgeordneten Speck noch ergänzt, die bestehenden Bedenken zum Ausdruck gebracht. Der Minister will zwar ein „neues Reservat" eintauschen, indem er den bayerischen landwirtschaftlichen Brennern bei der neuen Reichsbranntwein-Schenke einen Vorzugspreis von 5 ℳ vom Hektoliter eingeräumt wissen will = 750,000 ℳ für ein Reservat. Nun, wir werden ja bald wissen, wie der Reichshase läuft. Jedenfalls finden die ostelbischen Großbrenner ihre Rechnung, und die Liberalen sehen die „Liebesgabe" schwinden, das ist heute im Blockzeichen die Hauptsache. Ach, die Bayern da unten!!?

Inzwischen suchen wir in neuen Vorschlägen der Landwirtschaft durch weitere Beseitigung der Bodenzinse zu helfen. Abg. Eisenmann, der alte Förderer dieser Bestrebungen, hat einen Plan ausgearbeitet. Auch die Herren der Freien Vereinigung nur sagen die nicht: woher das Geld?

Die letzten Tage stehen im Zeichen des Mars. Der Militäretat mit Dr. Casselmann als Referenten beschäftigt das Haus. Freilich, um das Geld brauchen wir uns nicht zu kümmern, d. h. um das Ausgeben, denn das kommandiert das Reich. Vorher — holt es sich dasselbe aber bei uns. Nur die Bezahlung der Militärarbeiter dürfen wir nach eigenem Gusto machen. Dafür wurde Bayern im Reichstag als Muster aufgestellt. Sonderbar erscheint es unsereinem da immer wieder, daß der Liberalismus in Bayern alles so schlecht findet — in Preußen gelten wir als Muster. Doch man kennt die Ursache und wird nicht verstimmt, um so mehr als wir durchaus keinen „Exodus der Intelligenz" deswegen zu fürchten haben. Mit begreiflicher Neugierde wartete man auf den Vertreter der rekonvaleszenten Kriegsexzellenz, den Staatsrat General von Speidel. Nun, ein Cicero ist er nicht, aber ein ehrlicher Soldat, der an den allseits geachteten von Einem erinnert. Die Sprache dient ihm nicht dazu, die Gedanken zu verbergen, und auch das Vermeiden des sehr überflüssigen Säbelgerassels darf als Muster gelten für den Verkehr mit dem Landtag. Den Freunden des Vaterlandes liegt daran, daß die Söhne nicht nur körperlich, sondern auch geistig frisch bleiben, ihre Religion nicht verlieren. Das wußte Dr. Müller-Meiningen, darum gab er hier eine kurze Gastrolle — in Berlin ist er nicht entbehrlich. (?) Aber er war zahmer als sonst. Die Blamage der Linksliberalen hat offenbar seinen Tenor etwas belegt; ganz innen ist der alte Demokrat doch noch nicht gestorben. Scharfe Töne hatte der Abg. Held insbesondere gegen „Geheimerlasse", die es den Offizieren und Beamten verbieten, sich an Abgeordnete zu wenden. Die beleidigende Stilisierung derselben fand überall Zurückweisung. Sehr lächerlich ist die Bemerkung der liberalen Presse, Frhr. von Franckenstein habe Herrn Held namens der Fraktion abgeschüttelt, weil Held auf die Tatsache hinwies, daß in höheren Stellen der Adel auffallend zunehme. Ueber Statistiken wird nicht abgestimmt, und so haben Held und von Franckenstein natürlich jeder „für sich" gesprochen. Nicht vorteilhaft war Herrn von Speidels Ausspruch, daß man die Söhne von Beamten und Offizieren selbst wieder besonders gerne als Offiziere habe. So wird der Vorwurf von Kastengeist und Inzucht — zu unrecht — mit einem Schein von Recht umkleidet. Der Beschwerden lange Reihe ist sonst die alte, wenn auch manches schon besser geworden ist.

Die Kriegsverwaltung fand prächtige Worte gegen die Sippe der Homosexuellen, und warm klang die Anerkennung der katholischen Ordensschwestern als Krankenpflegerinnen in Krieg und Frieden. Mit 1. Oktober 1908 sollen 3 Kongregationen für Schwerkranke als Pflegerinnen eintreten. Die Diakonissenanstalten haben eine Beteiligung mangels Schwestern abgelehnt. Als Gegengewicht für diese Anerkennung wird dann offiziell bestätigt, daß Lehrer, die den niederen Kirchendienst haben, nicht Reserveoffiziere werden können. Dabei versieht der Lehrer diesen Dienst gar nicht, und es bleibt deswegen doch die Tatsache bestehen, daß auch heute hohe Beamte und Offiziere es nicht verschmähen, aushilfsweise Ministrantendienste zu leisten.

Abg. Loibl erhielt noch die Zusage, daß der Remonteankauf in Bayern verbessert und die Preise erhöht werden sollten, was durchaus notwendig ist, wenn die Pferdezucht stimuliert werden soll; doch — genug der Einzelheiten. Sie können, wie gesagt, die Hauptfrage nicht mit Nutzen berühren, und so sind auch die sozialdemokratischen Milizwünsche nur Worte. Alle anderen Parteien, inklusive des „nicht nationalen" Zentrums, genehmigten natürlich alles, was verlangt war. — Die planmäßige Wasserversorgung des Jura — von Abg. Held, Heim und Genossen beantragt — fand Zustimmung aller Parteien und leitete zum Bauwesen über. Dann geht es auf den Kultusetat zu. Schon rollt von ferne der liberale Donner im Ausschuß.

Im Nachgang zu dem Artikel „Grundgedanken der Münchener Ausstellung 1908" in Nr. 5, S. 74 möchte ich noch folgendes konstatieren. Die Kritik der Lehrpläne für Zeichnen ist natürlich in erster Linie gegen die Techniker gerichtet, welche diesen Lehrplan herstellten. Die Absicht des Herrn Kultusministers und des Referenten, etwas Besseres als das Bestehende, etwas Einwandfreieres zu schaffen, geht ja schon aus der Tatsache hervor, daß das Ministerium einen neuen Lehrplan ausarbeiten ließ. Aber — bezüglich der Berater hat man sich offenbar vergriffen und den Kreis auch zu enge gesteckt. Deshalb wäre es durchaus kein Rückzug, wenn das Kultusministerium in eine nochmalige Revision der Materie auf Grund neuer und weiter erholter Gutachten eintreten würde.

Verband katholischer Kriegervereine?

Von einem alten preußischen Soldaten.[1])

Seitdem Fürst von Bülow dem Drängen des Liberalismus und insbesondere des sog. Evangelischen Bundes entsprochen und mit Hussa und Hurra die Jagd auf das Zentrum eröffnet hat, lebt Deutschland in einer Krisis ungewissen Ausganges. Vorläufig wird wohl von den Fundamenten des inneren Friedens mehr niedergerissen, als befestigt. So wütet, angeblich aus nationalen, in Wahrheit im letzten Ende konfessionellen Gründen, im Osten ein finnloser Kampf: Grundfesten der Verfassung, wie die Unverletzlichkeit des Privateigentums, werden niedergebrochen. Vielleicht fliegen bald die Trümmer des konfessionellen und nationalen Friedens in der Ostmark, vom hakatistischen Keil gesprengt, auseinander. Auch Flottenverein und Kriegerbund verfolgen verderblichen Kurs. Vorspanndienste leisten sie in der religiösen Verhetzung der deutschen Stämme. Und doch sind sie bestimmt, der eine, ganz Deutschland zu der Erkenntnis von der Notwendigkeit einer starken Seemacht zu führen, und der andere, durch Zusammenschluß aller wehrhaften Männer ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses und der Lebensstellung unter dem Volke Bollwerke gegen die Feinde der bestehenden Staatsordnung aufzurichten. Aber während die Chorführer im Flottenverein auch nach den Wahlen, namentlich durch die Wahl ihres Agitators Keim zu ihrem Geschäftsführer, wenigstens offen bekannten, auch weiterhin Schrittmacher des antikatholischen Blocks sein zu wollen, versucht die Leitung des Kriegerbundes noch in der Nr. 93 ihres Organs „Die Parole" gegenüber klar erwiesenen Tatsachen zu leugnen, Wahlagitation gegen das Zentrum getrieben zu haben. Ja, was mag denn General v. Spitz und die um ihn unter Agitation verstehen, wenn sie sie nicht einmal in ihren Wahlartikeln und den Wahlreden ihrer Verbandsvorsitzenden seit dem 13. Dezember 1906 finden! Wir verweisen nur auf die in der „Germania" vom 11. Dezember 1907 angeführten Tatsachen. Solche Herabwürdigung dieses Bundes zu einem Werkzeug politischer Umtriebe ist weit gefährlicher als der Chauvinismus im Flottenverein. Denn dieser ist doch nur ein neues, dem Volke von außen aufgepfropftes Gebilde, das bei verständiger Leitung vielleicht hätte nützlich wirken können, aber auch ohne wesentlichen Schaden wieder verschwinden kann. Denn Regierung und Reichstag sorgen selbst nach Möglichkeit für die Stärkung unserer Marine. Die Kriegervereine dagegen sind von langher dem besten Kern unseres Volkes entsprossen.

Sie sind aus dem in gemeinsamer Not auf den Schlachtfeldern geläuterten Geist der Kameradschaft geboren, die ein ideales und volkstümliches Band von Mann zu Mann bis hinauf zum obersten Kriegsherrn umschlingt. In diesem Geiste der Mannestreue fühlen wir alten Soldaten uns gewissermaßen unserem Kaiserlichen Herrn persönlich näher gerückt, ob reich, ob arm, ohne Rücksicht auf Konfession und Stand. Wer diese Treue gegen den von Gott gesetzten Landesherrn wahrt, die er im Fahneneid geschworen, der ist im Kriegerbund heimatberechtigt, welcher politischen Richtung er angehören möge! Dieses Fundament der Kriegervereine ist durch die Wahlumtriebe des Bundesvorstands seit dem 13. Dezember 1906 untergraben. Die Verdienste des Generals v. Spitz um das Kriegervereinswesen treten in den Augen vieler Tausend Kameraden und bei Millionen katholischer Bürger in den Hintergrund infolge seiner satzungswidrigen Nachgiebigkeit gegen eine politische Schwenkung des Reichskanzlers zugunsten der Richtung, die es nicht ertragen konnte, daß in Deutschland gerade katholische Männer jahrzehntelang im Parlament zum Besten des Reichs erfolgreich gewirkt haben. Der Zwang zu solchem Parademarsch auf Befehl der Herren in Berlin W., Kurfürstenstraße 97 weisen wir entschieden zurück, auch nachdem man uns zur „Strafe" für unseren berechtigten Widerstand die uns allerhöchst verliehenen Fahnen genommen hat. So haben denn auch manche Vereine und viele Einzelmitglieder, zu denen auch wir gehören, unter Austritt aus dem Bunde es abgelehnt, in ihrer Auffassung von dem politischen Wert ministerieller Maßnahmen durch politisierende Generäle und Majore ꝛc. sich beeinflussen zu lassen. Das Vertrauen zu den gegenwärtigen Leitern des Bundes ist verscherzt. Denn wir sind überzeugt, daß der Wunsch, die Politik möge in Zukunft aus den Kriegervereinen für immer verschwinden, sich nicht erfüllen wird.

Sollen nun aber alle die Kameraden, die es sich nicht haben bieten lassen, daß die Bundesleitung die Zentrumspartei, der sie angehören, als vaterlandslos verdächtigte, sollen sie fortan gleichsam geächtet zur Seite stehen? Der „Germania" wird hierzu unter dem 4. Januar 1908 aus dem Kreise Saarbrücken, in dem der Kriegerverband im Bunde mit dem Flottenverein besonders gehässig gegen das Zentrum gekämpft hat, geschrieben: „Wir meinen angesichts solcher Behandlung könne es für Männer, die doch keine Marionetten sind, nur eine Antwort geben: Heraus aus dem Verband!" Wir nehmen diesen Trutzruf zum Schutz der Mannes- und Bürgerehre mit Genugtuung auf! Heraus also, katholische Krieger, aus den durch Politik verseuchten Vereinen! Schon haben sich ausgetretene Vereine zu einem neuen Verband, dem „Saar-Militärverband" zusammengeschlossen. Folgen wir ihrem Beispiel. Schließen wir einen Bund katholischer Kriegervereine! Diesem Bunde könnten die sonst schon bestehenden katholischen Militärvereine (Mauritius- ꝛc. ꝛc. -Vereine) sich anschließen. Diese Gemeinschaft würde stark genug werden, um ihre staatserhaltende Kraft dem Vaterlande mit Erfolg zu weihen und Königstreue und Kameradschaft zu pflegen, ohne unter die Botmäßigkeit der Katholikenfeinde sich beugen zu müssen. Und nimmt man uns unsere Fahnen, die wir in Ehren und Treue gegen unseren Landesherrn geführt, so schaffen wir uns eigene Fahnen und heften darauf den Wahlspruch: „Mit Gott für Kaiser und Reich, für Wahrheit, Freiheit und Recht!"

Zu prüfen bleibt, welche Ansprüche die infolge des satzungs- und darum rechtswidrigen Verhaltens der Bundesleitung zum Austritt aus dem Bunde moralisch gezwungenen Vereine an das Bundesvermögen erheben dürfen. Ihre Ansprüche an die Sterbekasse beispielsweise würden bei Weiterzahlung der Beiträge wohl ohne weiteres erhalten bleiben.

Schließlich möchten wir noch auf das schroffe Vorgehen des Preußischen Kriegerbundes hinweisen, das die „Germania" am 10. Januar 1908 schildert. Demnach sind 10000 Mann aus dem Verbande ausgestoßen, weil sie die sogen. „Kieler Beschlüsse" wegen Erhöhung der Beiträge abgelehnt haben. Sie wurden von der Kaiserparade ausgeschlossen und mit der Entziehung ihrer Fahnen bedroht. — Der Verband verstößt sogar gegen die Vereinsfreiheit. Denn er muß vor Neugründungen von Vereinen befragt werden und genehmigt diese nur, wenn die neuen Vereine sich seinen Satzungen unterwerfen. Dieser reglementierte Patriotismus bildet dann eben den Boden für die verwerfliche Wahlagitation. Man will in den Kriegervereinen nur Werkzeuge der jeweiligen Ministerpolitik und nicht mehr volkstümliche Verkörperungen des über Ministern und Parteien stehenden kameradschaftlichen Idealismus und der Treue freier Männer gegen den Landesherrn.

So verwüstet die „nationale" Phrase und Mache den wahrhaft nationalen Kern unseres Volkes.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Dem Verfasser verbietet es seine hohe Stellung, mit seinem vollen Namen hervorzutreten.

Die Gerichtspraxis in Fragen der Pornographie.

Von
Dr. Otto von Erlbach.

Die Praxis der Rechtsprechung in Fragen des § 184 des Strafgesetzbuches hat am 28. und 29. Januar im Preußischen Abgeordnetenhause eine Beleuchtung erfahren, die bei der zutage getretenen Einmütigkeit aller an der Debatte beteiligten Parteien (Zentrum, Konservative, Freikonservative, Nationalliberale) und des Justizministers als ein Lichtblick in der nahezu verzweifelten bisherigen Situation begrüßt werden darf. Namentlich gegen den **unheilvollen Einfluß der sog. „Sachverständigen-Gutachten" auf die Beurteilung pornographischer Erzeugnisse durch die irregeführte deutsche Rechtsprechung** hat das Preußische Abgeordnetenhaus unter Zustimmung des Justizministers nachdrücklich Stellung genommen.

Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß tags zuvor, am 27. Januar, das Münchener Schwurgericht in einem Prozeß gegen zweifellose Pornographien auf Grund von „Sachverständigen-Gutachten" wieder einmal zu einem freisprechenden Urteil und zur Freigabe der Mehrzahl der inkriminierten Unflätigkeiten gelangte. Die Begründung besagt, daß die freigegebenen Schriften „in ihrer Grundtendenz künstlerisch-wissenschaftliche Zwecke verfolgten". Hätte man als Sachverständigen auch einen oder mehrere unparteiische Buchhändler geladen, so wäre die ganze verhängnisvolle Fiktion, auf der das Verfahren sich aufbaute, wie ein Kartenhaus zusammengebrochen. Dann würden die Geschworenen und auch die Richter erfahren haben, daß diese mit dem fadenscheinigen Mäntelchen der „Kunst" und „Wissenschaft" beschönigten Schmutzwerke beileibe nicht von Gelehrten und Künstlern — zu Berufszwecken —, sondern weit überwiegend, ja fast ausschließlich von Lebemännern und „Liebhabern" einer gepfefferten Erotik „subskribiert" und gekauft werden. Heute möchte man freilich schon diese eindeutige „Liebhaberei" zu einem „wissenschaftlichen" und „künstlerischen" Interesse umprägen. Der erwähnte Prozeß ist von so eminenter Bedeutung als Schrittmacher auf dem Wege der unaufhaltsam vorwärts dringenden Herrschaft der Pornographie in Deutschland, daß die „Allgemeine Rundschau" in einem eigenen Artikel die Konsequenzen ziehen und den neuesten Unfug der „Privatdrucke" gründlich unter die kritische Lupe nehmen wird. Die wachsende Gefahr pornographischer Verseuchung des deutschen Volkes wird leider noch immer nicht im vollen Maße gewürdigt. Die meisten unterschätzen sie aus purer Unkenntnis, viele aber auch aus einer höchst oberflächlichen und leichtfertigen Lebensauffassung heraus. Vor allem aber ist nicht zu übersehen, daß auch ein Teil unserer Richter — rechtgelehrte Berufsrichter wie Volksrichter — als Kinder ihrer Zeit modernen Theorien und Systemen huldigen, welche dem Geiste, aus dem heraus die Sittlichkeitsparagraphen unseres geltenden Strafgesetzes gedacht und geschaffen wurden, mehr oder minder zuwiderlaufen oder gar direkt entgegengesetzt sind. Solchen Richtern ist es ein Leichtes, ohne Gewissensskrupel und ohne die Klinke der Gesetzgebung die bisher geltenden Begriffe einfach „umzuwerten". Wie heute eine sog. „Wissenschaft" vornehme Diebe zu Kleptomanen stempelt und vornehme Gattenmörder dem Irrenarzt übergibt, so werden aus vornehmen Liebhabern unzüchtiger Darstellungen „Kunstfreunde" und „Bücherfreunde", oder — was noch feiner klingt — „Bibliophilen". Doch darüber eingehender ein andermal!

Das Münchener Schwurgericht und auch die Strafkammer des Landgerichtes München I haben bekanntlich auf dem Gebiete des § 184 einen gewissen Ruf, denn von München hat auch die Freizügigkeit der sog. Aktphotographien ihren Ausgang genommen. Anfangs wurde von den Herstellern und Interessenten noch zur Not der Schein gewahrt, indem man vorgab, daß die Bilder nur zu künstlerischen und kunstgewerblichen Zwecken hergestellt würden. Heute hat man diese heuchlerische Maske völlig fallen gelassen, und Münchener Aktphotographien finden sich massenhaft in Albums, in Zeitschriften usw., welche grundsätzlich für sog. „Nacktkultur" im Leben eintreten, ohne jede Einschränkung auf Kunst und Kunstgenossen, und daneben natürlich für „freie Liebe und Ehe". Daß die Gerichte dieses frivole Taschenspielerstück nicht längst durchschaut haben, gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen der heutigen Justiz. Vielleicht kommt es den Richtern, welche neuerdings polizeilich beanstandete Aktphotographien im summarischem Verfahren nach Schema F immer wieder freigeben, gar nicht zum Bewußtsein, welch furchtbare Verantwortung sie auf sich laden. Jedenfalls steht das eine fest, daß die Münchener Aktphotographen heute, gestützt auf Freisprechung und Freigabe, einen schwunghaften Handel nicht nur in ganz Deutschland, sondern bis nach Aegypten, Nord- und Südamerika, Australien, Ostasien usw. betreiben. Von einer Hofbuchhandlung in Kairo erhielt die „Allg. Rundschau" erst in voriger Woche neben anderem skandalösen deutschen Material einen dort ungebeten eingelaufenen Prospekt einer bekannten Münchener Aktphotographienfirma übersandt. Deutschland spielt also auf diesem Gebiete den Lehrmeister selbst für solche Länder und Völker, deren sittliche Anschauungen und Anstandsbegriffe sonst als weniger entwickelt hingestellt werden. Das Schlimmste ist, daß die Händler, gestützt auf die freisprechenden und freigebenden gerichtlichen Entscheidungen, das Gefühl für die Bedeutung und die Folgen ihres Gewerbes völlig verloren haben und sich als bedauernswerte Märtyrer polizeilicher Zensurwillkür betrachten. Wenn dann noch ein Blatt vom Range der Münchener „Allgemeinen Zeitung" neuerdings seinen Beruf darin erblickt, sogar der sittenpolizeilichen Zensur größere Laxheit zu empfehlen, dann stehen nachgerade alle Begriffe auf dem Kopf.

Freilich darf zur Ehre der ernsten und besonnenen Kreise Münchens auch nicht ungesagt bleiben, daß in München die Reaktion gegen den Aktphotographieunfug am stärksten einsetzte. Die von den namhaftesten Autoritäten der Kunst, der Volkshygiene und Medizin unterstützte Vorstellung an die Staatsbehörden ist noch in Erinnerung. Aber merkwürdig genug: von allen diesen Zelebritäten ist noch nicht ein einziger als Sachverständiger zugezogen worden. Zwei der berühmtesten Unterzeichner des Protestes gegen den Aktphotographienunfug sind mittlerweile schon ins Grab gesunken: Prof. Furtwängler, als Kunstforscher eine Weltberühmtheit, und Prof. von Voit, der gefeierte Physiologe. Geheimrat von Voit, dessen hohe Verdienste um die Wissenschaft in den jüngsten Tagen von der ganzen Presse gerühmt wurden, hatte die Vorstellung nur unter der Bedingung unterzeichnet, daß seine Unterschrift zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht werde. Grund? Lediglich der Abscheu vor der eventuellen Aussicht, von einer gewissen Presse haranguiert zu werden.

Im Anschluß an diese Ausführungen seien heute die denkwürdigen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses, über welche der größte Teil der Tagespresse entweder gar nicht oder nur höchst unzulänglich berichtet hat, im Wortlaute der amtlichen stenographischen Berichte ausführlich mitgeteilt. In der Sitzung vom 28. Januar leitete der hochverdiente Geheime Justizrat Roeren die Debatte durch eine längere Rede ein.

Roeren, Abgeordneter (Zentr.):

Ich möchte einen Mißstand zur Sprache bringen, der schon in anderen Parlamenten von verschiedenen Seiten, von liberaler und von konservativer Seite, als solcher gerügt, aber hier im Abgeordnetenhause noch nicht berührt worden ist, der aber für die Allgemeinheit, für unser ganzes Volksleben von der allergrößten Bedeutung ist. Ich meine den Brauch, der sich bei manchen unserer Gerichte eingeschlichen hat und, wie es scheint, immer mehr an Ausdehnung gewinnt: daß nämlich in den Fällen des § 184 des Strafgesetzbuchs, wo es sich um die Verbreitung unzüchtiger Bilder und Schriften handelt, und um die Frage, ob diese Produkte unzüchtig sind oder nicht, regelmäßig sogenannte Künstler und Literaten als Gutachter hinzugezogen werden, und dann auf dieses Gutachten hin das Urteil, und zwar meistens ein freisprechendes, gefällt wird.

Der Abgeordnete Bassermann hat als Vertreter der nationalliberalen Partei im vorvorigen Jahre diese Frage im Reichstage kurz berührt, indem er folgendes anführte: „Ich meine, es sind da in letzter Zeit Erkenntnisse ergangen, Freisprechungen erfolgt, die zu großen Bedenken Veranlassung geben müssen. . . . Insbesondere habe ich kein Verständnis dafür, daß man zur Auslegung des Begriffes unzüchtig noch Sachverständige zuzieht. Da steht mir der juristische Verstand still, da muß der Richter entscheiden, dazu bedarf es nicht der Zuziehung von Literaten, um beurteilen zu können, ob eine Darstellung unzüchtig ist oder nicht." (Sehr wahr! im Zentrum).

Man kann diesen Ausführungen nur vollständig zustimmen, aber ich gehe noch weiter und sage: nicht allein der juristische Verstand, sondern der einfache gesunde Menschenverstand sagt es einem jeden, daß hier dieser ganze Sachverständigen- und Gutachterbeweis etwas vollständig Verfehltes ist. (Sehr richtig! im

Zentrum). Man versteht es nicht, was bei dieser Frage eigentlich der Künstler und der Literat zu tun hat. Wenn es sich bei dem § 184 darum handelte, ob ein solches Produkt künstlerisch ausgeführt ist oder nicht, dann könnte man darüber einen Künstler als Sachverständigen hören; aber darum handelt es sich doch nicht. Es handelt sich lediglich um die Frage, ob das Bild unzüchtig ist, d. h. nach der feststehenden Rechtsauffassung, ob dasselbe geeignet ist, das sittliche Volksempfinden zu verletzen oder zur Lüsternheit anzuregen. Das ist die einzige Frage, und diese Frage muß und kann der Richter ebensogut beantworten wie der Künstler. (Sehr richtig! im Zentrum). Das ist eine Frage, die jeder sittlich fühlende Mann, mag er Kaufmann, Gewerbetreibender, Arzt, Richter oder Künstler sein, beantworten kann und muß. (Sehr richtig! im Zentrum). Und wenn ein Richter hierzu nicht imstande ist, dann ist er überhaupt nicht imstande, seines Amtes zu walten. (Sehr wahr! im Zentrum). Aber daß ihm nun erst der Künstler oder Literat vorsagen soll, ob dieses oder jenes Bild, diese oder jene Schrift geeignet ist, das sittliche Volksempfinden zu verletzen, — das geht, wie Bassermann ganz richtig sagt, über den juristischen Verstand, es geht über den einfachen gesunden Menschenverstand.

Diese ganze Inszenierung des Gutachterbeweises ist um so unverständlicher, als in den letzten Jahren doch auch das Reichsgericht wiederholt den übrigens wie gesagt ganz selbstverständlichen Grundsatz ausgesprochen hat, daß es bei der Beurteilung über den Tatbestand des § 184 nicht darauf ankommt, ob das betreffende Machwerk künstlerisch ausgeführt ist, oder nicht, sondern lediglich darauf, welche Wirkung es auf das kaufende Publikum, für welches es bestimmt ist, ausübt. (Sehr richtig! im Zentrum.)

Meine Herren, das, was das Reichsgericht hier sagt, entspricht ganz den Grundsätzen der Vernunft und der Logik. Nehmen Sie nur einmal an — und das ist gar nicht so aus der Luft gegriffen: es fällt irgend einem Maler oder irgend einem Literaten ein, eine direkte krasse Unzuchtsszene darzustellen. Er tut dies auch, und zwar mit dem ganzen Raffinement einer ausschweifenden Phantasie und der ganzen Technik der Kunst. Dann ist doch das, was er darstellt, eine Unzuchtsszene. Es soll ja auch nach seiner eigenen Absicht eine solche sein. Als solche aber fällt dies Machwerk doch unzweifelhaft unter den § 184, der unzüchtige Darstellungen unter Strafe stellt.

Das sind Grundsätze, die übrigens auch von liberaler Seite vertreten werden. (Sehr richtig!) Insbesondere könnte ich Ihnen Abhandlungen aus der „Münchener Allgemeinen Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung" mitteilen, die unverkennbar von sehr sachverständiger Seite herrühren, und in denen es als ganz selbstverständlich bezeichnet wird, daß auch künstlerische Erzeugnisse als strafbar unter den § 184 fallen können. Ob also ein Bild künstlerisch, mit der ganzen Technik der Kunst ausgeführt ist oder nicht, ändert an der Sache nichts; die Frage ist einfach die: ist dies Produkt geeignet, das allgemeine Sittlichkeitsempfinden zu verletzen und zur Sinnlichkeit zu reizen? Und diese Frage hängt nicht von Gutachten des Künstlers oder Literaten, sondern von der eigenen Auffassung und Entscheidung des Richters ab. (Sehr richtig! im Zentrum.)

Ich will auf die erwähnten Abhandlungen der Presse jetzt nicht weiter eingehen, mich vielmehr darauf beschränken, Ihnen einige sehr prägnante Auslassungen von allgemein bekannten und anerkannten Autoritäten auf dem Gebiete der Kunst anzuführen. Da ist zunächst Professor Hans Thoma in Karlsruhe, der anerkannte und unbestrittene Aktmeister der modernsten freien deutschen Künstler. Nachdem derselbe in seiner denkwürdigen Rede vom 15. März 1906 — denkwürdig nenne ich sie, weil sie gerade von Thoma gehalten ist — in der Badischen Ersten Kammer auf die ungeheure Verbreitung dieses literarischen und bildnerischen Schmutzes und auf die erschreckenden Verheerungen hingewiesen hatte, die dadurch namentlich unter der heranwachsenden Jugend angerichtet werden, wurde er in einem öffentlichen Schreiben aufgefordert, seine Stellung zu der Frage über das Verhältnis der Kunst zur Sittlichkeit anzugeben. Er hat darauf in einem durch die „Münchner Neuesten Nachrichten" veröffentlichten Briefe zunächst wieder auf die Verheerungen hingewiesen, die durch diesen Schmutz, namentlich durch die zunehmende Verbreitung der sogenannten Aktphotographien unter der Jugend angerichtet werden, und sich dann speziell über die angeregte Frage des Sachverständigenbeweises folgendermaßen geäußert. Er sagt: „Ich würde in Gerichtssachen, welche Unsittlichkeitsfragen betreffen, keine Schriftsteller, keine Künstler und keine Aerzte berufen; die gehen vielleicht doch von anderen Voraussetzungen aus, als die sind, um die es sich handelt. Mir scheint, daß eine Art von Volksgefühl über das, was zulässig ist, was sich schickt, doch noch das Richtige treffen würde. Dieses deutsche Volksgefühl wird wie kein anderes uns zu leiten vermögen, wenn wir urteilen sollen, was in Kunst und Leben sittlich und schicklich ist." Er meint dann, daß hierzu namentlich die Eltern, Lehrer und Erzieher und ganz besonders die Mütter berufen wären, wenn nicht der Richter selbst das Volksempfinden kennen sollte. Am allerwenigsten seien gerade die Künstler und Aerzte berufen, die hier naturgemäß von ganz anderen Anschauungen und Auffassungen ausgingen.

Diesen Auslassungen Thomas hat sich eine Reihe der hervorragendsten Professoren und Mitglieder der Kunstakademie in München, unter anderen Gebhard Fugel und der Direktor der dortigen Kunstakademie, Ferdinand von Miller, angeschlossen. Der erstere hat sich ebenfalls in einem offenen Briefe über die Frage ausgelassen und dort zunächst erklärt, daß er der Auffassung Thomas vollständig zustimme. Er fordert auf, daß endlich energisch dagegen Front gemacht werde, daß gewisse Firmen sich hinter dem Namen Kunst verschanzen und im großen Publikum, namentlich aber unter der Jugend, den größten sittlichen Schaden anrichten dürfen, und fährt dann fort: „Hier aber sollten nach meinem Dafürhalten nicht Künstler die Sachverständigen bilden, sondern Eltern und Lehrer, sowie jeder anständige und sittlich fühlende Mensch, wessen Standes er auch sei. Möge man endlich mit dem unehrlichen Wort „nur für Künstler" aufräumen, dann werden diese Vervielfältigungen" — er meint damit die Reproduktionen und Photographien, namentlich die Aktphotographien — „sich vor dem Gesetz nicht mehr verteidigen lassen".

In ganz ähnlichem Sinne hat sich wiederholt der leider jetzt verstorbene Literarhistoriker Otto v. Leixner ausgesprochen, und jetzt in letzter Zeit in einer sehr eingehenden Abhandlung der bekannte hiesige Philosoph Professor Dr. Friedrich Paulsen. Das alles sind doch Männer, denen gewiß keiner den Vorwurf der Prüderie zu machen wagt, die aber anerkannte Autoritäten auf dem Gebiete der Kunst und Literatur sind. (Sehr richtig! im Zentrum.)

Auch im bayerischen Abgeordnetenhause ist vor etwa 14 Tagen diese Frage berührt worden. Der bayerische Justizminister v. Miltner hat sich darauf dahin ausgesprochen, daß nicht die Sachverständigen, sondern die Richter selbst die Frage zu entscheiden hätten, ob ein Bild oder eine Schrift als unzüchtig anzusehen sei oder nicht.

Unter diesen Verhältnissen muß es eigentümlich berühren, wenn man nun doch fortwährend in der Presse Berichten begegnet, wonach Händler oder Verleger, die auf Grund des § 184, also wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften, unter Anklage gestellt sind, einfach auf das Gutachten von irgendwelchen Künstlern oder Literaten hin freigesprochen worden sind. Abgesehen davon, daß die Anschauungen des Künstlers wegen seiner ganzen Berufstätigkeit, wegen des ganzen Milieus, in dem er ausgebildet ist, in dem er sich bewegt und in dem er lebt, nicht maßgebend sein können für das allgemeine sittliche Volksempfinden, zu dessen Schutz allein doch der § 184 gegeben ist, so ist doch auch für den Angeklagten nichts leichter, als irgend einen minderwertigen Künstler oder Skribenten zu finden, der von vornherein, vielleicht weil er selbst Interessent ist, dahin neigt, jedem Machwerk den pornographischen Charakter abzusprechen. (Sehr richtig! im Zentrum.) Wie weit es mit diesen Sachverständigenbeweisen geht, zeigt ein Bericht, den ich vor einiger Zeit las, wonach als Sachverständiger nun auch der sozialdemokratische Abgeordnete Stadthagen vernommen ist. (Heiterkeit.) Daß der Herr Kollege aus dem Reichstage, der Herr Stadthagen, Künstler ist, habe ich bis jetzt noch nicht gewußt, daß er jedenfalls selbst besondere Autorität auf diesem Gebiete nicht beansprucht, darf ich wohl annehmen; meines Wissens ist er im bürgerlichen Leben Rechtsanwalt außer Diensten, welche Anschauungen er aber auf diesem Gebiete hat, das weiß man aus den Reden, die er damals bei der Verhandlung der lex Heinze im Reichstage gehalten hat.

Nun will ich gewiß nicht von dem Herrn Justizminister verlangen — ich würde damit auch, wie ich fest überzeugt bin und nur wünschen könnte, vollständig abfahren —, daß er in die Unabhängigkeit der Rechtsprechung und der Rechtspflege eingreift. Aber ich meine doch, wenn sich zeigt, daß sich allgemein Mißbräuche in das Prozeßverfahren einschleichen, dann hat der Herr Minister nicht nur das Recht, sondern auch dringende Veranlassung, auf die Abstellung dieser Mißbräuche hinzuwirken. (Sehr richtig! im Zentrum und rechts.) Jedenfalls möchte ich den Herrn Justizminister bitten, doch schon jetzt an die Staatsanwaltschaft die Anweisung ergehen zu lassen, daß da, wo bei den Gerichten an dem von mir gerügten Brauche festgehalten wird, nun auch von der Staatsanwaltschaft wirkliche Autoritäten als Gegengutachter benannt werden und ihre Vernehmung verlangt wird. (Sehr richtig! im Zentrum.)

Wie weit es mit den Freisprechungen auf Grund dieser sogenannten Sachverständigengutachten hin schon gekommen ist, mögen Sie an einigen Photographien, photographischen Aufnahmen nach dem Leben, Aufnahmen lebender Personen sehen, die ich mir erlauben werde, gleich auf den Tisch des Hauses niederzulegen. Diese Bilder sind gerichtlich freigegeben, weil die Herren Sachverständigen ihnen einen besonderen künstlerischen Wert beilegten. Nachträglich sind die Bilder einigen der von mir eben bezeichneten Autoritäten vorgelegt, und diese haben erklärt, daß die Produkte ganz gewöhnliche Unzuchtsbilder seien, die auch nicht den geringsten künstlerischen Wert und Zweck hätten, (hört, hört!) und lediglich darauf berechnet seien, die niedrigsten Triebe zu erregen. Meine Herren, wenn Sie sich diese Bilder ansehen, dann werden Sie zugeben, daß ich recht habe,

wenn ich sage: ein einziges dieser Bilder im Besitze einer noch jugendlichen, leicht erregbaren Person muß notwendig die Sinnlichkeit überreizen und zu geschlechtlichen Verirrungen führen, die dann von selbst später das grobe Laster zur Folge haben. Aber diese Bilder sind jetzt nun einmal gerichtlich freigegeben. Sie können deshalb jetzt an jedermann, an Gymnasiasten, Schüler, Kinder verkauft werden. (Lebhaftes Hört, hört). Ja, meine Herren, sie können jetzt sogar in den Schaufenstern ausgestellt werden mit dem Reklamezettel darüber: „Früher beschlagnahmt; jetzt gerichtlich freigegeben!" (Hört! hört!)

Meine Herren, die frühzeitige Erregung des Geschlechtstriebes, die Ueberreizung der Sinnlichkeit muß, wie gesagt, notwendig bei den jugendlichen Personen zu geschlechtlichen Verirrungen und in deren Gefolge zum Laster und den scheußlichsten Perversitäten führen. Das muß die Folge des Besitzes auch nur eines einzigen dieser Bilder sein. Diese Bilder werden aber tatsächlich, wie festgestellt ist, hunderttausendfach, ja, man kann sagen: millionenfach jahrein, jahraus vervielfältigt und über das ganze Land bis in das entlegenste Dorf und bis in die Volksschule hinein verbreitet. (Hört, hört!)

Infolge der Leichtigkeit und der Billigkeit der Reproduktion können die Sachen ohne Aufwand zu sehr billigem Preise — meistens zum Preise von 50 Pf. bis zu 1 M — hergestellt werden und finden dann im ganzen Lande reißenden Absatz. Die Verbreitung ist eine ungeheure, viel größer, als die meisten von Ihnen sich vorstellen. Einigen Anhalt gibt die Masse der Annoncen in den Zeitungsblättern, in denen diese Sachen angepriesen werden als „Aktphotographien", als „photographische Aufnahme nach dem Leben", als „Hochpikantes" u. dgl. Fast in jeder Nummer der meisten unserer Witzblätter und illustrierten Zeitungen wimmelt der Inseratenteil von Annoncen dieser Art, die ihren pornographischen Charakter unschwer erkennen lassen. Otto v. Leixner hat sich die Mühe genommen, nach dem von ihm eingesammelten Material festzustellen, welche Summe jährlich allein für die Annoncen dieser Sachen in Deutschland ausgegeben wird. Er ist zu der Summe von ½ Million gekommen. (Hört, hört!)

Die Summe wird aber noch höher sein. Nach dem mir zugegangenen Material wird sie mindestens jährlich 1 Million betragen. In einem Prozeß, der vor einiger Zeit wegen des § 184 in Süddeutschland stattgefunden hat, ergab sich, daß allein ein einziges dortiges Zeitungsblatt mittlerer Größe allein für Annoncen dieser Art eine Jahreseinnahme von 20,000 M hat. (Hört, hört!) Meine Herren, aus diesen Summen können Sie ungefähr einen Schluß auf die ungeheure Verbreitung dieser Schmutzprodukte ziehen. Diese Summen, allein für Annoncen, würden von den Händlern und Verlegern nicht fortgesetzt jahrein, jahraus verausgabt werden, wenn die Inserenten nicht ihre Rechnung fänden. (Sehr richtig! im Zentrum). Sollen sich diese Ausgaben aber rentieren, dann setzt das einen Vertrieb dieser Machwerke voraus, der in die Millionen und in die Abermillionen geht; denn wie ich eben schon bemerkte, beträgt der Preis des einzelnen Bildes kaum mehr als 50 Pf. oder 1 M.

Meine Herren, hier ist die Wurzel des Uebels, und hier liegt der eigentliche Grund für den doch jetzt von allen Seiten zugegebenen sittlichen Niedergang unseres Volkslebens. (Sehr wahr! im Zentrum.) Wenn eine schon in der Jugend sittlich infizierte Generation heranwächst, dann ist gegen das spätere Laster keine Maßnahme mehr von Erfolg (sehr richtig! im Zentrum); das spätere Laster, die Prostitution, kennt keine Schranken, sie durchbricht alle Dämme und sucht und findet nach der einen oder nach der anderen Richtung hin ihre Befriedigung. In den Städten, namentlich in den größeren, wird über die erschreckende Zunahme der Prostitution geklagt, gegen die man sich kaum noch retten und schützen kann. Man berät dort über die Mittel, die zur Eindämmung zu ergreifen sind. Dort, wo bisher das Bordellwesen bestand, das System der Kasernierung, erhofft man Besserung von der Aufhebung der Bordelle; dort, wo die freie Prostitution, das Reglementierungssystem besteht, glaubt man, sich gegen das Ueberhandnehmen der Prostitution durch Einführung des Kasernierungssystems helfen zu können. Ein Beweis der Ratlosigkeit!

Ja, meine Herren, alle diese Mittel werden nichts helfen; mag man ein System wählen, welches man will, es wird nichts helfen, wenn eine Generation heranwächst, die schon in der Jugend durch den literarischen und bildnerischen Schmutz sittlich vergiftet ist. (Sehr richtig! im Zentrum.) **Soll wirklich Besserung erfolgen, dann ist da die Hand anzulegen, wo der Sitz des Uebels ist. Dann ist dafür zu sorgen und alles daran zu setzen, daß unsere Jugend geschützt wird gegen die Flut von Obszönitäten, die sich derselben auf Schritt und Tritt, in Bild und Schrift geradezu aufdrängen, die das Herz vergiften und zu sittlichen Verirrungen schon in dem zartesten Kindesalter führen.** (Sehr wahr! im Zentrum und rechts.) Trotzdem zeigen die Behörden, gerade auf diesem Gebiete und diesem Mißstande gegenüber, eine Zaghaftigkeit, eine Nachsicht und eine Milde, wie auf keinem anderen Gebiet (sehr richtig! im Zentrum), wie dies auf keinem anderen Gebiet weniger angebracht ist als gerade hier. Man begreift es nicht, wie sich dieser Schmutz offen, unter den Augen der Behörden, so breit machen, und wie das Treiben gewissenloser Händler, Verleger und Skribenten sich immer frecher und dreister gestalten darf, ohne daß dagegen eingeschritten wird. **Ich meine, daß doch gerade der Staat das allergrößte Interesse daran hat, daß die Reinheit des Volkslebens erhalten bleibt.** (Sehr richtig! im Zentrum.) Die Geschichte zahlreicher Völker lehrt uns, daß dem Verfall der Sitten der Bevölkerung der Zusammenbruch der Reiche regelmäßig auf dem Fuße gefolgt ist (sehr wahr! im Zentrum); aber die Geschichte zeigt uns auch, daß die größte und die eigentliche Stärke der Nation in einer sittlich-reinen und deshalb auch an Leib und Seele gesunden Jugend beruht. Deshalb sollte gerade seitens der Behörden zum Schutz unserer Jugend geschehen, was in ihrer Macht steht. Es muß energischer gehandelt werden, als es jetzt geschieht, und wie es von dem gesamten anständigen Teile der Bevölkerung so dringend verlangt wird. (Bravo im Zentrum und rechts.)

Dr. **Beseler**, Justizminister:

Es ist von einem der Herren Redner die Frage der unzüchtigen Schriften und Kunstwerke behandelt worden. Er hat sich darüber beklagt, daß häufig ungeeignete Leute als Sachverständige darüber gehört würden, während er meint, es bedürfe keiner Sachverständigen, sondern diejenigen, welche zu entscheiden hätten, seien die Richter, und die könnten dieser Aufgabe genügen auch ohne Sachverständige zu hören. Das trifft gewiß häufig zu; denn im großen und ganzen handelt es sich um allgemein menschliche Fragen (sehr richtig!) und keine durch besondere Sachkunde zu klärenden juristischen. Aber wir haben unsere Gesetze, denen wir folgen müssen, und das Gesetz bestimmt, daß in dem Verfahren, das unter Zuziehung eines Staatsanwalts im Anklageverfahren vor der Strafkammer stattfindet, das Gericht verpflichtet ist, die vom Angeklagten gestellten Zeugen und Sachverständigen zu vernehmen. Mag also das Gericht noch so wenig geneigt sein zu diesen Vernehmungen, so muß es sie doch stattfinden lassen, wenn es sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sein Spruch für nichtig erklärt wird. Richtig scheint mir der Gedanke, daß, falls ungeeignete Sachverständige zu Wort kommen, man auch solche zuziehen solle, denen man billigerweise mehr Vertrauen und besondere Sachkenntnis, soweit von letzterer überhaupt hier gesprochen werden kann, zutrauen darf. Insofern ist dem Gedanken des Herrn Vorredners, daß die Anklagebehörden dafür sorgen sollten, daß schlechte Gutachten aufgehoben werden durch gute, sehr wohl näher zu treten. (Sehr richtig! rechts.)

Dr. **v. Campe**, Abgeordneter (nat.-lib.):

Meine Herren! Der Herr Justizminister hat schon darauf hingewiesen, daß bei der Frage der Vernehmung von Sachverständigen die Gerichte vielfach eine gebundene Marschroute haben. Es ist durchaus richtig, daß die Gerichte, sofern nur die Zeugen und Sachverständigen geladen sind, wenigstens bei der Strafkammer einfach zur Vernehmung der Zeugen und Sachverständigen gesetzlich verpflichtet sind. Das ist eine ungemein bedauerliche Vorschrift, wie mir scheint, und wer, wie ich, in der Beziehung vielfach praktische Erfahrungen gemacht hat, weiß ganz genau, daß es bei den Beratungen sehr oft wirklich bedauert wird, wieviel unnütze Zeit man vergeudet hat, weil man Beweise erheben muß, die man schlechterdings für überflüssig hält.

Auch ich bin der Meinung des Herrn Kollegen Roeren, daß es in hohem Maße bedauerlich ist, daß es geradezu unbegreiflich ist, daß derartige Bilder, wie er sie hier vorgelegt hat, seitens der Behörde freigegeben worden sind. Ich stimme ihm ferner auch darin zu, daß die Gerichte hier selbst entscheiden können und daß ein Sachverständiger schlechterdings nicht nötig ist. Was unzüchtig ist, muß uns das Gefühl sagen; das muß jeder Mensch wissen, der überhaupt Sinn für Zucht und Anstand hat. (Sehr richtig!)

Sitzung vom 29. Januar:

v. Brandenstein, Abgeordneter (kons.)

Der Abgeordnete Roeren hat eine Anzahl von Bildern vorgelegt, von denen er sagte, sie seien von einem deutschen Gericht als solche erklärt worden, die ohne Strafe verbreitet und verkauft werden können. Alle, die diese Bilder angesehen haben, findglaube ich, mit mir der Meinung, daß es geradezu unbegreiflich ist, daß ein Gericht derartige Bilder für erlaubt halten kann. (Sehr richtig! rechts.)

Ich stimme mit dem Abgeordneten Roeren auch in dem überein, was er über die Zuziehung von Sachverständigen gesagt hat. Es ist in diesem Falle offenbar das Unglück gewesen, daß man einen Sachverständigen gehört und dieser die wunderbare Auffassung vertreten hat, an diesen Bildern sei nichts auszusetzen. In Sachen dieser Art ist meiner Ansicht nach ein Sachverständiger vollständig überflüssig. (Sehr richtig! rechts.)

Man braucht bloß diejenigen zu beobachten, welche an den Schaufenstern stehen und sich die Bilder ansehen und diejenigen,



welche hineingehen, um sich die Bilder zu kaufen; da wird man ganz genau wissen, ob es sich um Kunstkenner handelt, die Kunstprodukte kaufen, oder um junge Menschen, die sich etwas Unzüchtiges kaufen wollen. Ob ein Bild unzüchtig ist oder nicht, das hängt nicht von dem Hersteller, sondern von der Wirkung des Bildes ab, und ob die böse Wirkung durch den Anblick eines solchen Bildes eintritt, das kann ein verständiger Richter, kann ein verständiger Mann jeder Art mindestens ebensogut oder vielleicht noch besser beurteilen als mancher Künstler von Beruf. (Sehr richtig! rechts.)

Dr. **Beseler**, Justizminister:

Es ist im Hinblick auf die gestrigen Ausführungen über gewisse bildliche Darstellungen darauf hingewiesen worden, daß gewissermaßen ein Freibrief für die allgemeine Verbreitung solcher Darstellungen gegeben sei, nachdem ein Gericht den Angeklagten freigesprochen habe. Das trifft nicht zu; denn **jede neue Verbreitung würde eben eine neue Straftat sein, sobald ein anderes Gericht annimmt, daß die Bildnisse unzüchtige Darstellungen sind. Also ein allgemeiner Freibrief auf die Verbreitung ist mit der Entscheidung eines einzelnen Gerichts nicht gegeben.** Daß Rechtsmittel gegen solche Urteile zulässig sind, ist selbstverständlich. Die Berufung wird es in der Regel nicht sein, da es sich um Urteile der Strafkammern handelt. Ob die Revision, die doch vornehmlich ein formales Rechtsmittel ist, im vorliegenden Falle angezeigt gewesen wäre, entzieht sich meiner Prüfung, weil mir die Sache nicht näher bekannt ist. Die Bildnisse noch einmal daraufhin nachzuprüfen, ob sie, wenn sie anderswo verbreitet würden, zu einem erneuten Einschreiten Anlaß geben müßten, bin ich bereit. Ich würde also dem Herrn Abgeordneten dankbar sein, wenn er diese Bildnisse dem Justizministerium zur Verfügung stellen wollte, damit, soweit die strafrechtliche Verfolgung gegebenen Falles angezeigt ist, Vorkehrungen getroffen werden, damit, falls sie anderswo erscheinen, ein neues Einschreiten stattfindet. Was die Sachverständigenfrage anlangt, so hat mich der Herr Abgeordnete (von Brandenstein) nicht ganz richtig verstanden. Ich habe gestern gesagt, daß meiner Ansicht nach bei Beurteilung der Frage, ob ein Bildwerk unzüchtig sei oder nicht, ein Sachverständiger nicht nötig sei; ich habe nur betont, daß die Vernehmung von Sachverständigen — und ich bemerke: gestellter Sachverständiger — von der Strafkammer erfolgen muß. Ich habe, anknüpfend an das, was der Herr Abgeordnete Roeren sagte, hervorgehoben, daß, wenn Sachverständige gestellt würden, die dem Gericht vielleicht nicht geeignet erschienen, es ja unbenommen bleibe, auch noch andere Sachverständige, denen es mehr Vertrauen schenkt, zu hören; daß das aber nötig sei, habe ich nicht gesagt. Wenn das Gericht ein selbständiges Urteil darüber hat, ist es sein volles Recht, demgemäß zu verfahren, und meiner Meinung nach kann es das in der Regel auch tun.

Krause (Waldenburg), Abgeordneter (freikons.):

Meine Herren, ich kann zugleich im Namen meiner politischen Freunde erklären, daß ich mit einem der Redner des gestrigen Tages, nämlich dem Abgeordneten Roeren, mit dem ich sonst in vielen Fragen, solange wir gemeinschaftlich im Hause gewesen sind, verschiedener Ansicht gewesen bin, völlig übereinstimme. Das ist die Frage, welche die von ihm vorgelegten obszönen Bilder betrifft. Wenn wirklich, wie uns gestern vorgetragen ist, sich sogenannte Künstler gefunden haben, die als Sachverständige bekundeten, daß diesen Bildern ein künstlerisches Interesse innewohnt, so muß ich sagen, das deutsche Volk wird sich von diesen sogenannten Künstlern in seiner großen Mehrheit abwenden und ihnen die Qualifikation als Künstler in jeder Beziehung absprechen. Denn welcher Richtung der Kunst der einzelne zugeneigt sein mag, darüber ist, glaube ich, die große Mehrheit des deutschen Volkes eins, daß es die erste und vornehmste Aufgabe der Kunst ist, in unserem Volk den Sinn für das wahrhaft Schöne zu wecken und zu fördern und dadurch eine erfrischende und veredelnde Wirkung auszuüben auf unsere Lebensanschauungen, insbesondere auf unser sittliches Empfinden. Wenn aber solche Bilder, wie sie uns gestern vorgelegt sind, es deutlich an der Stirn geschrieben tragen, daß sie lediglich darauf berechnet sind, in roher und gemeiner Weise die Sinnlichkeit zu wecken und eine sinnliche Lüsternheit zu erzeugen, und wenn solche Bilder vor allen Dingen unserer heranwachsenden Jugend zugänglich gemacht werden, dann, meine Herren, werden wir wohl und mit uns die große Mehrheit unseres Volkes darin einverstanden sein, daß sie diesem von mir angegebenen vornehmsten Zweck der Kunst nicht dienen, sondern ihm schnurstracks entgegenlaufen; denn sie wollen und können nicht den Sinn für das Schöne in unserm Volke und vor allen Dingen in unserer heranwachsenden Jugend erwecken und stärken, nein, sie reißen das Empfinden für alles Schöne aus dem Herzen unserer heranwachsenden Jugend und setzen an seine Stelle gemeine und niedere Liebe; sie können nicht das sittliche Empfinden unserer Jugend veredeln, nein, sie treten alles sittliche Empfinden mit Füßen, und deshalb können sie einen Anspruch darauf, daß ihnen ein künstlerisches Interesse beiwohnt, unter keinen Umständen erheben.

Meine Herren, wenn aus dem Vortrage des Herrn Abgeordneten Roeren gestern hervorgegangen ist, daß derartige Bilder in großen, in ungeahnten Mengen in unserm Volke und vor allem in unserer heranwachsenden Jugend verbreitet werden, so müssen wir in voller Uebereinstimmung mit Herrn Roeren darin eine ernste und große Gefahr für unser Volk und unser Vaterland sehen. (Sehr richtig! rechts.)

Denn, meine Herren, wenn wir alle darüber einig sind, daß die Hoffnung auf eine dauernde Erhaltung der Größe unseres Vaterlandes in erster Linie darauf beruht, daß in unserem Vaterlande eine körperlich und sittlich und geistig gesunde Jugend heranwächst, dann müssen wir in solchem Tun einen gefährlichen Feind für die Größe unseres Vaterlandes erblicken, da die Folge dieses Tuns sein muß, daß eine unsittliche, eine körperlich und geistig verdorbene Jugend in unserem Vaterlande aufwächst. (Sehr wahr! rechts.) **Dieser Gefahr gegenüber müssen die Behörden des Staates mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln einschreiten.** (Sehr richtig! rechts.) Ich hoffe, daß der Herr Abgeordnete Roeren diese Sache auch beim Etat des Herrn Ministers des Innern, dem ja in erster Linie der Angriff gegen ein solches Treiben obliegt, zur Sprache bringen wird. Ich für meine Person glaube zwar sicher, daß die preußische Strafrechtspflege in dieser für unser Volk so wichtigen Frage nicht versagen, sondern voll ihre Schuldigkeit tun wird. Wenn aber wider Erwarten Fälle eintreten sollten, wo sie versagen sollte, so wird es nach meiner Ansicht eine dringende und wichtige Aufgabe der preußischen Justizverwaltung sein, ihr Augenmerk hierauf zu richten und jedes Mittel in Anwendung zu bringen, **nötigenfalls gesetzgeberische Mittel**, um in dieser Frage unsere preußische Rechtspflege auf der Höhe zu erhalten. Meine Herren, ich glaube, ich kann diesen Punkt verlassen; denn ich habe keinen Zweifel daran, daß **alle Parteien dieses Hauses in dieser Frage vollständig einig sein werden**, und daß auch die preußische Staatsregierung und insbesondere der Chef der preußischen Justizverwaltung in dieser Frage vollständig mit uns übereinstimmt. Das haben ja auch seine Ausführungen gestern und heute uns schon bewiesen.

Alban Stolz.

Zu dessen 100. Geburtstag von J. M. Schmidinger-Donauwörth.

Der 3. Februar 1908 ist Alban Stolz' 100. Geburtstag. In Nord und Süd, in allen Zonen gedenkt man dieses Tages. Die Geburtsstadt und die Todesstadt Alban Stolz' feiern seine Geburtsstunde als eine Glücksstunde für sie, wir alle als die Geburtsstunde einer neuen katholischen Volksliteratur, die uns mit ihm auch einen Hansjakob, Hattler, Kümmel, Bolanden, Auer, Kolping, Herzog, auch die Jungen von heute gebracht, auf die alle von Alban Stolz ein Funken übersprang. Millionen, die Alban Stolz gelesen, besonders vor zwei, drei, fünf Jahrzehnten, sie gedenken der magischen Gewalt, die er über sie ausgeübt.

Heutzutage machen Bücher nicht mehr solche Eindrücke auf das Volksgemüt, wie damals; es sind ihrer zu viele, alle Tage was anderes, neue Modeartikel auch in der Literatur, literarische Eintagsfliegen, künstlich und durch gegenseitige Lobesassekuranzen und literarische Lebensversicherungen aufgebauscht, so daß auch Hilty sagt, er lese kein Buch mehr, das nicht ein Jahr seinen Ruf behalten habe.

Man hat Alban Stolz, einst den populärsten katholischen Schriftsteller Deutschlands, im letzten Jahrzehnt zurücktreten lassen; die „Tendenz" war die Schuld und die Lehre von der Relationslosigkeit der Kunst, als ob es einen Alban Stolz, den großen Poeten, der keine Verszeile geschrieben, gegeben hätte, wenn ihn nicht gerade die Tendenz, volkspädagogisch und apologetisch zu wirken, groß und unsterblich gemacht hätte. Die Ueberschätzung des Romans, der nahezu als einziger Maßstab und Befähigungsnachweis für literarisches Talent aufgestellt war, hat die pädagogisch gefärbte Jugend- und Volksschriftstellerei ins Hintertreffen gebracht.

Doch Alban Stolz' literarische Bedeutung ist festgelegt, weniger von uns Katholiken, wenn man etwa Eichendorff und Hettinger abrechnet, als von den Protestanten. Haben diese auch an dem katholischen Priester und dem „großen Ultramontanen" zeitweilig Anstoß genommen, sie haben ihn, wie Hägele, Alban Stolz' kongenialer Biograph, sagt, vielleicht ebenso viel gelesen als die Katholiken und auch mehr gelobt und bewundert als diese. Wie hat ihn der modernste Sacher-Masoch

eingeschätzt? „Nach jeder Richtung eine Zierde der deutschen Literatur, ein geistvoller Schriftsteller, ein großer Poet! Was für ein Deutsch, das er schrieb! Das war wieder die Sprache Schillers und Abraham a Santa Claras und zugleich die Sprache Luthers und Heines! Und wie schalkhaft, wie fein in seiner Ironie, wie köstlich in seinem Humor!" („Auf der Höhe", Leipzig, 26. Heft 1883).

Der uns nicht immer wohlgesinnte Hofprediger Stöcker empfahl ihn „zur Gewinnung volkstümlicher Sprache und Anschauung."[1]) Die „Leipziger Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung" (Nr. 17, 1893), das Sprachrohr der liberalen Lehrerschaft Deutschlands, das Organ der sattsam bekannten allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen, enthält in sechs Spalten einen einzigen Hymnus auf ihn; die „Bayerische Lehrerzeitung" verstieg sich selbstverständlich nicht so hoch, vergleicht ihn mit den Stützen des mittelalterlichen Katholizismus, mit Bernhard und Bonaventura, stellt seine schönheitsverklärten, stellenweise geradezu berauschenden „Witterungen der Seele" Augustins Konfessionen ebenbürtig an die Seite, rechnet seine Kalender zu den vollendetsten deutschen Volksbüchern, gleichwertig denen von Justus Möser, Matthias Claudius, Peter Hebel, Jeremias Gotthelf, zählt seine Reisewerke „Spanisches" und „Besuch bei Sem, Cham und Japhet" dem Besten gleich, was wir von Löher, Fallmerayer, Steub, Passarge, Gregorovius an Reiseliteratur besitzen. —

Der badische Kreisschulrat Riegel — gewiß unabhängig von Wacker, Lender und Fehrenbach — erklärt in seinem simultanen „Badischen Fortbildungsschüler" (Nr. 12, 1893), nach 8 Seiten langer Würdigung, daß Alban Stolz in seinen Tage- und Reisebüchern einen Schwung der Darstellung entwickle, wie sie nur Goethe eigen war. Die „Augsburger Abendzeitung" brachte im „Sammler" Nr. 14 vom 1. Februar 1908 aus der Feder von Dr. P. L. und ihrem Chefredakteur K. Stolz — einem entfernten Verwandten von Alban Stolz —, einen sehr sympathischen und literarisch wertvollen Artikel, der sich weit über das Niveau der Festartikel anderer Blätter erhebt, wenn auch Einzelbehauptungen unrichtig sind.

Das sind nicht Abschätzungen oder flüchtige Großmutsszenen, von politischen Kompromißgedanken getragen, sondern nüchterne Erwägungen; die Macht der Tatsachen und das literarische Gewissen hat sie diktiert.

Nun wird man auch bei uns Alban Stolz höher einschätzen? Wir wollen's hoffen. Freilich muß man erst drüben etwas gelten, bevor man bei uns für voll genommen wird. Ein klassisches Beispiel haben wir ja an Balde, der erst über Weimar durch Herder bei uns zur Geltung kam, aus neuester Zeit auch an Willmann, der erst etwas galt, als über Leipzig, Braunschweig und Berlin sein Ruf reflektierte. Einem schwäbischen Pädagogen und Volkspädagogen, L. Auer, ist's auch so ergangen; erst als Dittes ihn lobte, fand man etwas an seiner damaligen Schrift.

Es ärgerte mich genugsam, als eine deutsche Familienzeitschrift vor Jahren eine Umfrage nach katholischen Lieblingsschriftstellern unter den führenden Katholiken ergehen ließ und keiner Alban Stolz, weder in erster noch dritter Reihe nennen konnte. Hoffentlich wird's besser. Mehr Selbstbewußtsein könnte wahrhaftig nicht schaden. G. Gesell in Chemnitz, der die Kritik in der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung" schrieb, wirke als Protestant und am Ende als . ˙. Bruder mit der „Augsburger Abendzeitung" das literarische Wunder Alban Stolz gegenüber! —

Man wird ihn nicht mehr von seinem selbsterrungenen Piedestale werfen; eine Generation, literarisch verbildet, verweichlicht, durch krankhafte Aesthetik verdorben, mag ihn ignorieren, eine andere holt die gewaltige Kraftnatur in dem zwerghaften Körper wieder hervor, erholt sich im Sprühregen seines Humors, lacht ob seiner liebenswürdigen Witze, erbaut sich an seiner trunkenen Gottesminne, weint ob seiner Melancholie, die allen großen Seelen nachzieht, wie die Nebel den Bergriesen.

Aber nicht von seinen Hauptwerken, die der Weltliteratur Ehre machen, auch nicht von seiner „Erziehungskunst", die Thalhofer und Weigl mit ihren ganz modern gerichteten Erziehungsproblemen erst jüngst neu entdeckt haben, sei die Rede; sie bedürfen keiner Empfehlung; wer sie nicht schätzt, hat ein Manko seiner Bildung und seines Geschmackes ausgewiesen.

Was bereits vergessen, zu seiner Zeit die beste Schuldigkeit getan, in Antiquariaten verstaubt und zum literarischen alten Eisen geworfen werden möchte, in den „Kleinigkeiten" aber als „Abgelegtes" glücklicherweise gesammelt ist, das sei nochmals am 100. Geburtstage aufgezeigt: es sind die dünnen Broschüren von 1845—1872, in denen Alban Stolz wie mit glänzenden Damaszenerklingen dem Zeitgeist zu Leibe ging, dem Rongeanismus oder Deutschkatholizismus, seinem Sohne dem Altkatholizismus, dem Liberalismus, dem Staatskirchentum, dem Logentum, der Jesuitenriecherei und -fresserei, die alle miteinander zu Vätern eines neuen geistigen Bastards, des Modernismus, geworden sind. Was Alban Stolz gegen Ronge, Schenkel und Bluntschli, mit dem „Amulet gegen jungkatholische Sucht", mit dem „Kometstern", mit „Diamant oder Glas", dem „papierenen Fels", dem „Mörtel" und „Akazienzweig für Freimaurer", mit der „Hexenangst" gegen Jesuitentöterei geschrieben, es soll wenigstens für die moderne Polemik nicht verloren sein, die offenbar mehr Geist, Humor und Witz vertragen könnte. (Schluß folgt.)

[1]) Vergl. „Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen", Berlin, Pfeilstücker 1889.



Zu spät.

Erzählung von L. Rafael.

(Schluß.)

„Der Herr Geheimrat will verreisen", hieß es im Hause. Der Koffer wurde gepackt, der Wagen bestellt.

Er wollte hin: sie durfte nicht in ihr Unglück rennen mit jenem Plön, der, als Zerstörer des Glückes schon mancher Ehe bekannt, einen üblen Ruf genoß. Der Geheimrat hatte schon früher und oft davon gehört, aber nicht darauf geachtet, obschon er wußte: meine Frau sieht ihn jeden Tag den gefährlichen Mann, meine einsame, meine liebliche junge Frau! Er hatte sie gehen lassen, froh, sich in seine Geschäfte und Pläne zu vergraben, seinem „Ich" zu leben: er trug die Schuld an ihrem Unglück; er mußte sie retten. Jetzt sollte es anders werden. Das Haus wollte er neu einrichten, nach ihrem Geschmack, — licht und freundlich, wollte es der Gesellschaft öffnen, seinem Stande, seinem Reichtum entsprechend! Menschen wollte er an sich heranziehen, die ihrem Drange nach geistigem Leben gerecht zu werden imstande seien. Ins Theater wollte er sie führen, in die Konzerte, in die Galerien. Sie sollte nicht mehr allein sein. Er stand im Begriffe seinen Wagen zu besteigen: zu ihr. Da brachte man ihm ein Telegramm:

„Ich komme heute Abend mit dem D-Zuge um 8 Uhr. Illa".

Gottlob und Dank; das Unglück war also noch nicht geschehen. Freiwillig kehrte sie zu ihm zurück. Ein Gefühl nie empfundenen unbeschreiblichen Glückes durchströmte ihn. Er bestellte Blumen. Die Eingangstür ließ er bekränzen, den Flur, die Treppen, die Zimmer. Eine fieberhafte Unruhe hatte ihn erfaßt. Zur Eisenbahn, sie in Empfang zu nehmen! Eine halbe Stunde zu früh saß er im Wagen und fuhr durch die hellerleuchteten Straßen der Residenz zum Bahnhof.

Gott sei Dank, es war noch nicht zu spät.

Sie konnte sie nicht alle in den Händen halten die kostbaren Blumen, die man ihr zum Abschied an die Bahn gebracht. Die ganze „erste" Gesellschaft ihrer Heimatstadt war erschienen, ihr Lebewohl zu sagen.

Wie schade, daß sie schon so bald wieder abreisen, nachdem sie doch erst vorgehabt, mehrere Wochen zu bleiben, klagte man.

Sie nickte und lachte. Sie war in fieberhafter Erregung. Das für sie belegte Abteil erster Klasse war beinahe zur Hälfte mit Blumen gefüllt. „Darf ich bitten, Platz zu nehmen," mahnte der Schaffner. Sie umarmte ihre Mutter, reichte allen Bekannten noch einmal die Hand; Dank, Dank für alle Güte. Auf baldiges Wiedersehen! Sie stieg ein. Da stürzte ein Diener heran, einen Blumenstrauß in Händen: Empfehlung von! —? Das Gebrause des sich in Bewegung setzenden Zuges verschlang das Weitere. Ein Winken mit der Hand, mit den weißen Tüchern, und — sie flog dahin durch die schneeverwehte Gegend, der Residenz, dem Hause ihres Gatten entgegen. Mit weit offenen Augen blickte sie hinaus in das Land. Sie sah nichts.

„Gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle?"

Da, da stand er vor ihr: hoch, schlank in seiner kleidsamen Husarenuniform und sah sie an mit den Augen, die ihr ins Herz gingen. Und neben ihm stand seine Braut? — Ha, ha, ha, lachte Illa laut und gellend. — Klein, viereckig, grobe Züge, blaße ausdruckslose Augen, blödes, linkisches Benehmen. Seine Braut!



Das Herz voll heißer Wünsche, voll jubelnden Glückes; endlich in die Freiheit, hinein, in das Leben, war Illa ihrer Heimatstadt entgegengefahren. Im Hause ihrer Mutter fand sie kein Wort von Plön. Und er wußte doch, daß sie kam. Sie hatte es ihm geschrieben, auf seine Bitte hin. Er wußte, wann sie eintreffen mußte. Sie sandte ihm den Zettel, der ihm sage, daß sie da sei, ihn erwarte. Herr von Plön war nicht zu Hause, hieß es zurück. Es kam auch keine Antwort. Sie konnte ihn nicht treffen. Auf dem Ball aber, da mußte es sich entscheiden. Früh fuhr sie hin, zitternd, fiebernd vor Erregung. Er war noch nicht erschienen. Sie ward umringt, gefeiert als die heimgekehrte schöne Tochter ihrer Heimatstadt, als die Frau des hier am Ort so einflußreichen Geheimen Kommerzienrat Lurs, des Millionärs. Sie tanzte, schien ausgelassen lustig, heimlich blickte sie immer nach der Tür. Er kam nicht. Endlich, sie hatte seinen Eintritt doch nicht bemerkt, stand er vor ihr: Erlauben gnädige Frau, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle?

Was er weiter gesagt, was sie erwiderte, wie sie durch den Abend gekommen war? Sie wußte es nicht. — Dann saß sie im Wagen neben ihrer Mutter. Sie fuhren heim.

„Die Braut ist steinreich, der Vater besitzt Millionen. Plön soll gespielt haben, ganz verschuldet sein, Kind. Ich hörte es erst, nachdem du schon hier warst, hatte nicht das Herz es dir zu sagen, Illa!"

Sie sprach kein Wort. Zu Hause angekommen, schloß sie sich in ihr Zimmer ein: bleib draußen Mutter.

Wie angewurzelt stand sie und blickte vor sich hin. Dann warf sie sich an ihrem Bett nieder, drückte den Kopf in die Kissen, lachte und weinte, daß ihr Körper davon erschüttert ward. Sie zerriß das feine Spitzentaschentuch in ihren Händen, sie warf die Blumen zu Boden und zertrat sie: Weg von hier noch heut. Sie sah nach der Uhr, es war nicht mehr möglich; fast war schon der Morgen da. Einen Tag mußte sie sich noch gedulden. Aber dann? Nach Hause!

Da lag es vor ihr, das graue Haus mit seinen weiten stillen Zimmern, das ihr so öd erschienen war. Ein Asyl des Friedens dünkte es sie jetzt: wär' ich dort, hätt' ich's nie verlassen! Ihr ganzes Leben zog an ihrem Geist vorüber: da war sie als Kind mit den Eltern, bald in dieser Garnison, bald in jener, nirgendwo recht zu Hause. Der Vater durch den Dienst in Anspruch genommen, beide Eltern fast ausschließlich der Geselligkeit lebend. Glanz nach außen, Entbehrung in der Famile. Der Vater ward Major und starb. Jetzt pochte wirklich die Not an ihre Tür. Sie blieben in der Stadt, wo sie am längsten geweilt hatten, wo manche ihnen wertvolle Verbindung angeknüpft war. Sie wußten auch jetzt noch den Schein zu wahren. Dann wurde Illa erwachsen, war zum erstenmal auf dem Ball: sie sah ihren Mann.

„Ich werde versuchen, Sie lieben zu lernen." Wie hatte sie's gehalten dieses Wort, mit welchem sie ihm sich verlobt? Sie hatte ihn für sich haben wollen. Nicht einmal den Versuch hatte sie gemacht, sich seinen Wünschen und Ideen anzubequemen. Für sie sollte er da sein, ihr sollte er seine Arbeit, sein Leben opfern. Sie wollte sich amüsieren, das Leben genießen. Und jetzt in der Stunde, wo alles unter ihr zusammenbrach, dachte sie an sein Haus, dachte sie an ihn! Ihre Mutter ließ sie nicht zu sich hinein; ihr hatte sie nichts zu sagen. Ihm hätte sie sich an den Hals werfen, ihm hätte sie alles vertrauen, bei ihm hätte sie Schutz, Hilfe suchen wollen. Jetzt wußte sie, wofür sie ihm zu danken habe: sie hatte die Heimat gefunden in seinem Hause, in ihm! So ging die Nacht hin, der folgende Tag. Sie ließ niemanden zu sich hinein, sie aß nicht, sie schlief nicht. Mutter, ich reise! halt's geheim! Doch hatte man's erfahren, hatte auch Plön es erfahren. Da lagen die Blumen, die Zeugen ihres Triumphes. Da lag eingewickelt in Seidenpapier der Strauß? — Sie wußte, woher er kam! Sie riß das Papier herunter: Rosen, rote Rosen. Ein Billett drin. Sie öffnete, sie las. „Illa! — Ich mußte mich verkaufen oder meine Uniform ausziehen. Als ich Sie kennen lernte, war es zu spät. Ich war ruiniert! Ich darf Sie nicht herausreißen aus gesicherten Verhältnissen, um mit mir ins Elend zu gehen. Was es mich kostet, davon schweig' ich. Mein Herz gehört Ihnen, solang ich lebe! Plön." . . . Ha, ha, ha, lachte sie wieder laut und gellend. Sie zerriß den Zettel in ganz kleine Stückchen und warf die mit den Rosen zum Fenster hinaus.

„Lug, Trug, Schein erbärmlicher, alles, alles, auch ich! Nur einer nicht, mein Mann!"

„Ewald, Ewald!" Heiße Tränen strömten ihr aus den Augen. „Du bist gut und echt und wahr, nur du allein. Und dich, dich hab' ich verkannt, hab' mich von dir abgewandt, habe dich allein gelassen mit deiner Arbeit, deinen Interessen, deinen Wünschen! Verraten hab ich dich, betrogen! Aber ich will es sühnen! Alles, alles will ich dir bekennen, Anders soll es werden, ganz anders. Auf deine Wünsche will ich horchen, dein Leben will ich mit dir leben. Wäre ich nur erst wieder bei dir."

In rasender Eile fuhr der Blitzzug dahin. Ihr ging es viel zu langsam! Plötzlich hielt der Zug. Wieder eine Station? Sie schaute hinaus. Sie sah nur kahles Feld. Sie öffnete das Fenster. „Warum wird hier gehalten, Schaffner?" „Wir fahren gleich weiter." Wie schwer das war, zu warten. Sie setzte sich nieder, schloß die Augen. Nach Hause, gut machen, sühnen, noch ist's nicht zu spät.

Da brauste er heran: Ein anderer Zug!

Ein furchtbarer Stoß schleuderte sie empor. Ein Krachen war um sie her, ein Sausen, Zischen, Splittern, Rauch und Flammen. Gräßlicher Schmerz raubte ihr die Besinnung. Sie empfand nichts mehr.

* * *

Den Geheimrat Lurs litt es nicht im Wartesaal. Auf dem Perron ging er auf und nieder in fieberhafter Unruhe und Erwartung: eine Verspätung des D-Zuges war gemeldet. Die Minuten dehnten sich zu Stunden. Illa, Illa, wäre sie nur erst bei ihm. Er überlegte, was er ihr sagen wollte.

Da durchlief eine seltsame Unruhe und Bewegung die Reihen des zahlreich wartenden Publikums. Man umdrängte einen Eisenbahnbeamten, der etwas verkündete. Schrecken, Entsetzen war in den Mienen der Lauschenden! Der um 8 Uhr fällige D-Zug ist mit einem andern Zug zusammengestoßen. Zahlreiche Tote; die ganze Tragweite des Unglücksfalles noch nicht zu übersehen. So lautete die Depesche.

Wenige Minuten später fuhr Geheimrat Lurs mit dem eben in jene Richtung abgelassenen Eilzug der Unglücksstätte entgegen.

Zu spät, zu spät! sangen die drehenden Räder.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater wurde unter Mottls Direktion der Ringzyklus gegeben. Die Schwierigkeiten, welche sich jüngst durch Erkrankungen eingestellt, hatten sich glücklicherweise gehoben. Das Gebotene stand größtenteils auf dem Niveau des Festspielmäßigen und rechtfertigte den jubelnden Beifall, mit welchem das volle Haus für die gewaltigen Eindrücke dankte. Da wir Einheimische und Gäste erst im Sommer bei den Spielen im Prinzregententheater würdigten, ist heute ein neuerliches Eingehen auf die verschiedenen Einzelheiten überflüssig. So wie alle einmütig mit ihrem großen Führer zusammenwirken, läßt sich immer Großes an unserer Hofoper erreichen.

Shakespeare an der Hofbühne und im Schauspielhause. Mit dieser Ueberschrift soll weder die kleine Stollbergbühne stolz gemacht werden, noch soll die Parallelsetzung etwa das Kgl. Theater kränken. Ich möchte nur darlegen, wieso die modernen Künstler des Schauspielhauses bei einem Shakespeareversuche in Ehren bestehen, und Gäste, die in Darmstadt und Düsseldorf sich guten Schauspielerrufes erfreuen, im Hof- und Nationaltheater ohne sonderlichen Eindruck bleiben. Wir schrauben in einem kleinen Hause unsere Ansprüche unwillkürlich zurück, wenn nur die Kräfte gut gegeneinander abgestimmt sind. Der Schauspieler braucht seine stimmlichen Mittel nicht zu überanstrengen, er hat es leichter, „natürlich" zu sein, weil er nicht, wie in unserem übergroßen Hause, eines Freskostiles bedarf. Nun sind die Theater in Darmstadt und Düsseldorf zwar größer als das Schauspielhaus; aber doch nicht so, daß ein guter Sprecher sich anstrengen müßte. Holt man die Leute dann an unser Hoftheater, so gibt es zumeist eine Enttäuschung. Unwillkürlich ist man auch nicht mehr mit „anständigen Leistungen" zufrieden, man fordert Individualitäten. Hierzu hat man ja auch an einer ersten Bühne das Recht. — Das Schauspielhaus versuchte sich mit „Was Ihr wollt". Die derb angepackten komischen Szenen wirkten recht lebensvoll, allein die Poesie von Herzog Orsinos Liebesroman trat hinter den Possenulk erheblich in den Hintergrund. Bei Reinhardt in Berlin, dem Herr Stollberg diese Anregung verdankt, soll es jüngst ähnlich gewesen sein. Immerhin bleibt auch dieser zweite klassische Versuch des Schauspielhauses verdienstvoll. Eine ziemliche Anzahl von Wiederholungen ist gesichert. Der Aufführung lag die Bühnenbearbeitung von Dr. Kilian, unserem „kommenden" Hoftheaterdramaturgen, zugrunde. Sie gibt dem Lustspiele bis auf eine Szene die Einheit des Ortes, wodurch sich ein flottes Herunter-

spielen ermöglicht. Ferdinand Götz hat wieder mit plastischen Bäumen sehr großzügige Dekorationen geschaffen.

Aus den Konzertsälen. Der Beethovenzyklus des Vereins für volkstümliche Kunstpflege bot in dieser Woche wegen der Reorganisation des Kaimorchesters einen Kammermusikabend. Die beiden Herrn Hofrat Kaim treugebliebenen Konzertmeister Heyde und van Vliet gaben unter Mitwirkung des Pianisten Ruoff Vortreffliches. Das Programm bot Trio (D-dur) op. 70, die Kreutzersonate und Trio (B-dur) op. 97. Das Publikum ehrte die Künstler durch Kränze und demonstrativen Beifall. Als der Jubel kein Ende nahm, richtete Hofrat Kaim einige Dankesworte an die Hörerschaft. Tags darauf trat das reorganisierte Orchester mit einem populärem Konzert an die Oeffentlichkeit, das, wie mir berichtet wird, einen befriedigenden Verlauf nahm und zu neuen Sympathiekundgebungen Anlaß gab. — Das Direktorium der Ausstellung hat nun in der vielerörterten „Affäre" das Wort ergriffen und konstatiert in Uebereinstimmung mit Kaim, „daß die Lösung des Vertrages ausschließlich durch die nach der Ueberzeugung des Direktoriums und des Musikkomitees damals schon schwierig gewordenen Beziehungen Hofrat Kaims zu seinem Orchester und insbesondere durch die in Nr. 3 der „Deutschen Musikerzeitung" angekündigte Sperre des Kaimschen Institutes und die darin empfohlene Lostrennung des Orchesters von demselben veranlaßt wurde". Die Komiteemitglieder ließen sich nicht von den Differenzen zwischen Kaim und einem Münchener Zeitungsorgan beeinflussen und gingen, wie konstatiert wird, mit vollster Objektivität zu Werke.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin wurde ein großes, neues Schauspielhaus, das „Hebbel-Theater", mit einer wertvollen Aufführung von „Maria Magdalena" eröffnet. Die Bühne will neben der Pflege Hebbels ein Theater der Lebenden sein und durch ihre Dramaturgen eifrig nach neuen Talenten suchen lassen. Der Leiter des Theaters ist Dr. Robert, ein früherer Kritiker. — Der Kaiser, welcher in Berlin für die Arbeiter mehrere Vorstellungen geben läßt, wohnte der ersten, die den „Prinzen von Homburg" brachte, bei. — Eine Familientragödie „Hänschen" von Friedr. Drexler fand in Passau bei guter Darstellung eine glänzende Aufnahme. Der Autor wurde nach Berichten mehrmals gerufen. Wir haben dem Werk des begabten Münchener Autoren bereits in einer Buchbesprechung (cf. IV. Jahrgang Nr. 13) eine kürzere Würdigung gewidmet. — In Meiningen fand die Première von Rudolf Genées „Gräfin Katherina" lebhaften Applaus. Der 83jährige Dichter und Shakespeareforscher zeigt sich in dem Stücke noch bei voller Schaffenskraft. — In London verstarb im Alter von 62 Jahren August Wilhelmj, nächst Joachim der berühmteste Geiger unserer Zeit. — Die Große Oper in Paris wurde mit „Faust" unter der neuen Leitung wieder eröffnet. Die Gounodsche Oper ist zwar schon 1292 Mal in Paris gegeben worden, allein zum erstenmal versuchte man der Inszenierung sorgfältig deutsches Lokalkolorit des 16. Jahrhunderts zu geben. Auch musikalisch ist das Werk rekonstruiert worden. — Die Berliner Kammerspiele hatten mit „Hochzeit" von Emil Strauß keinen starken Erfolg. Das Drama predigt egoistische „Rechte" der Jugend.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es war vorauszusehen, dass die bei Gelegenheit der letzten Diskontermässigung seitens des neuen Reichsbankpräsidenten bekannt gemachten Gründe, die die Reichsbankleitung dazu bewegt hatten, die Ermässigung des Diskontes nur um $^1/_4$ % vorzunehmen, zu durchaus ungünstigen Betrachtungen über die Geldmarktlage Anlass und Ursache bieten würden. Wie bereits in dem Berichte der Vorwoche in der „Allgemeinen Rundschau" dargelegt wurde, gehen die Anschauungen allgemein dahin, dass die derzeitige Geldabundanz mehr oder minder den Tatsachen vorausgeeilt ist und daher Rückschläge und Einschränkungen aller Art in dieser Richtung zu erwarten sind. Der Status der Reichsbank zeigt immer noch eine verhältnismässig erhebliche Anspannung. Anderseits wird die Leitung der Reichsbank sich der Wahrnehmung nicht verschliessen können, dass behufs einer weiteren energischen Durchführung der Kontrolle des deutschen Geldmarktes die Diskontpolitik unseres Reichsnoteninstituts sich, wenn auch wider Willen, den derzeitigen Verhältnissen anpassen muss. Die Vorsicht der Reichsbank ist nur zu leicht erklärlich, und zwar umsomehr, als es eine Folge des strikte durchgeführten Systems der Krediteinschränkung auf allen Gebieten war, damit die Kreditsucher in erster Linie auf die Reichsbank angewiesen blieben. Nur zögernd beginnen unsere Grossbanken und sonstige Faktoren der Hautefinance die Gewährung einer leichteren Krediteinräumung zu billigen.

Während vor Monaten unter dem schweren Druck der anormal hohen Diskontsätze die Meinung dahinging, dass bei Eintritt und Wiederkehr von billigen Geldsätzen eine neue und impulsive Aera für Handel und Industrie, besonders für unsere deutsche Wirtschaftspolitik hereinbrechen würde, zeigt der Verlauf der gegenwärtigen Geldmarktsituation das pure Gegenteil. Das Hauptmoment dieser enttäuschten Konstellation bildet die beispiellose Panik und Geldkrisis Amerikas, deren Nachwirkung selbst in den kleinsten Betrieben empfunden wird. Neuerliche Zahlungseinstellungen und Schliessungen von Banken, sowie die allmählichen Vorbereitungen zur bevorstehenden Präsidentenwahl tragen zur vorhandenen Unsicherheit vermehrend bei. Die Rekonvaleszenz in unserem Wirtschaftsleben hat durch diese Situation einen schweren Rückschlag erlitten, von dem gründlich zu erholen nicht nur Tage und Wochen, sondern wohl der Verlauf des ganzen Jahres 1908 notwendig sein wird. Wenn auch einzelne Momente, wie die Konzentration der Auftragsbestellungen bei den Verbänden und Syndikaten und die einheitliche Preisbildung, die Schärfe des Stillstandes in der heimischen Industrie nicht in wirklichem Masse aufkommen lassen, so zeigen doch Faktoren der verschiedensten Art, dass nach wie vor Zurückhaltung und Reserve immer noch genügend zu beachten sind. Ausschlaggebend für diese ungünstige Betrachtung waren die unbefriedigten Meldungen, besonders des Eisenmarktes: Preisermässigungen und Zurückhaltungen in den Bestellungen wurden bekannt. Die Ziffern des Jahresergebnisses des auch an dieser Stelle schon wiederholt genannten gigantischen amerikanischen Stahltrusts geben das Exempel, dass das wirtschaftliche Debacle Amerikas immer noch aufs unangenehmste auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Weltverkehrs verspürt wird.

Der deutsche Montanmarkt musste sich daher einer scharfen Analyse hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung unterziehen. Vom rheinisch-westfälischen Gebiet wurden auf verschiedene Meldungen hin grosse Positionen in Engagements dieser Aktien verkauft, und Kursverluste auf diesem Gebiete waren auf der ganzen Linie zu registrieren. Die Börsenkreise glauben jedoch, dass das Kursniveau, besonders der Montanwerte, bereits ein derartiges ist, dass selbst alle möglichen Faktoren der Konjunkturentwicklung genügend eskomptiert sind. — Bei Anhalten der derzeit verbilligten Geldraten ist besonders der Bankwelt neuerdings das Feld zur erspriesslichen Erweiterung und Förderung der verschiedensten Emissions- und sonstigen Projekte geebnet. Unter dem Eindruck dieses Hinweises waren es auch vornehmlich die Aktien unserer Grossbanken, die eine erhebliche Besserung aufweisen konnten. Es dürfte allem Anschein nach die Bewegung in diesen Aktien, denen die Dividende für das vergangene Jahr noch gutkommt, noch nicht abgeschlossen sein. Gerüchte von Interessengemeinschaften der Diskontogesellschaft und der Berliner Handelsgesellschaft, sowie von Deckungen von schon seit langer Zeit bestehenden Blanko-Engagements förderten die Aufwärtsbewegung in diesen Werten besonders. Es ist nicht zu verkennen, dass die Verbilligung des Geldmarktes in erster Linie mit dem geringeren Bedürfnis von Industrie und Handel im Zusammenhang steht, und dass besonders das Anlage suchende Publikum bei den derzeitig günstigen Geldsätzen sich nach so langer Zeit vornehmlich dem Gebiete der heimischen und auswärtigen Renten zuwendet. Von England ausgehend, woselbst an den Börsen alle Gattungen, auch die exotischen und spekulativen Renten, ansehnliche Kursbesserungen erzielten, übertrug sich die Festigkeit am Rentenmarkt auch auf russische und französische Anleihen. Es war erfreulich zu konstatieren, dass auch der Markt der heimischen Staatsanleihen von der Besserung der Fonds erheblich profitieren konnte. Grosse Posten, besonders der Reichsanleihen und preussischen Konsols, sollen vom Ausland in erster Linie als Kapitalsanlage bezogen worden sein.

M. Weber.

Die bayerischen Hypothekenbanken (Bayerische Handelsbank, Bayerische Landwirtschaftsbank, Bayerische Vereinsbank, Bayerische Hypotheken- und Wechselbank) veröffentlichen den Stand der Hypotheken- bzw. Kommunaldarlehen sowie die Höhe der im Umlauf befindlichen Schuldverschreibungen per 31. Dezember 1907.

Bayerische Bankinstitute. Die Bayerische Handelsbank errichtet unter Uebernahme einer alten Bankfirma in Gunzenhausen (Bayern) eine neue Zweigniederlassung. Bayerische Hypotheken- und Wechselbank: Der Aufsichtsrat beschliesst eine Dividende von 13% pro 1907. Filiale der Dresdner Bank, München: Anlässlich der Uebersiedelung in das neue Bankgebäude gibt genannte Bank eine Festschrift mit Illustrationen und Erläuterungen, speziell über den Scheckverkehr, an Interessenten kostenlos zur Ausgabe.

Bayerische Brauereien. Aktiengesellschaft Hackerbräu. Die stattgehabte Generalversammlung genehmigte einstimmig die Bilanz. Trotz des ungünstigen Resultates und der Dividendenlosigkeit der Aktien wurde aus den Aktionärkreisen keinerlei Debatte darüber angeregt. Löwenbrauerei München. Die sensationelle Kurssteigerung der Aktien wird mit den verschiedensten Fusionsgerüchten u. a. mit der Paulanerbrauerei in Verbindung gebracht; Definitives hierüber ist jedoch nicht bekannt geworden.



Bekanntmachung.

(§ 23 des Reichshypothekenbankgesetzes.)

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Gesamtbetrag der umlaufenden Pfandbriefe am 31. Dezember 1907 . . M. 957,105,600.—

Gesamtbetrag der am 31. Dezember 1907 in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken (nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen) . . . . M. 965,562,702.19

München, 1. Februar 1908.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.
Abteilung für Hypotheken.

Bayerische Handelsbank.

Bekanntmachung

nach § 23 des Hypothekenbankgesetzes für den 31. Dezember 1907.

Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Hypothekenpfandbriefe . . . . M. 252,206,900.—

Gesamtbetrag der in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen . . M. 254,333,646.26

Von der Gesamtsumme der registrierten Hypotheken kommt der Betrag von . . . . . . M. 282,497.74 als Pfandbriefdeckung nicht in Ansatz.

Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Kommunal-Schuldverschreibungen . . . . M. 3,500,000.—

Gesamtbetrag der in das Kommunal-Darlehensregister eingetragenen Kommunal-Darlehen nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen . . . . M. 4,010,264.38

München, den 1. Februar 1908.

Bayerische Handelsbank.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 7

15. Februar
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 7. München, 15. Februar 1908. V. Jahrgang.

Die Enzyklika Pascendi und die Lage der katholisch-theologischen Fakultäten. (I.)

Von

Universitätsprofessor Dr. Atzberger, München.

Von Woche zu Woche mehren sich in Zeitungen und Zeitschriften die Artikel und Abhandlungen über die Enzyklika Pascendi. Dieser Umstand rechtfertigt es sicher, wenn auch die „Allg. Rundschau“ wiederholt auf die erwähnte Enzyklika zurückkommt, und zwar diesmal speziell unter einem engeren, ganz bestimmten, in der Ueberschrift kurz bezeichneten Gesichtspunkte. Dabei soll in aller Ruhe nur die Sache im Auge behalten werden, während die Begleiterscheinungen und Folgen mancher Artikel, wie der verletzende Ton, die angeblichen Gewissenskonflikte, die Wirkungen in strafrechtlicher Beziehung u. dgl., hier völlig ausscheiden.

In seinem Werke: „Verfassung und Verwaltung sämtlicher Religionsgenossenschaften in Bayern“ (4. Aufl. 1900, S. 313) sagt J. Silbernagl: „Nach dem Dogma von der Fortpflanzung und Bewahrung der Lehre Christi durch den Episkopat unter seinem Oberhaupte, dem Papste, kann niemand in der katholischen Kirche das kirchliche Lehramt in seinen verschiedenen Formen von der Kinderlehre an bis zu den theologischen Disziplinen hinauf ausüben, es sei denn, daß er dazu durch die gesetzmäßige Autorität der Kirche die im Falle der Not nach kanonischen Formen auch wieder entziehbare Mission erhalten habe. Es können daher zu Professoren der Theologie nur solche Persönlichkeiten ernannt werden, denen der betreffende Diözesanbischof die kanonische Mission zu erteilen vermag.“ Speziell in Bayern soll „nach Ministerialerlaß vom 28. März 1889 bei Anstellung von Professoren der Theologie an den Universitäten vor Antragstellung ad Majestatem neben dem Gutachten der theologischen Fakultät und des Universitätssenates auch ein Gutachten des Diözesanbischofs über den dogmatischen Standpunkt und den sittlichen Wandel der Kandidaten erholt werden.“ Aehnlich ist die Sache auch in anderen Staaten geregelt, welche an ihren Universitäten katholisch-theologische Fakultäten haben. Die Kirche muß eben überall bei Anstellung von Professoren der Theologie jenes Maß von Mitwirkung verlangen, welches ihrem Wesen und ihrer Glaubenslehre, speziell ihrem Dogma von der aus Papst und Bischöfen bestehenden, von Christus selbst eingesetzten Lehrautorität entspricht. — Es bedarf hier keines Beweises, daß die oben angedeuteten Gründe, welche zu einer Verweigerung der kanonischen Mission einen genügenden Anlaß bieten, auch hinreichen können zu einer nachherigen Entziehung (revocatio) derselben, gleichviel, ob eine solche Entziehung schon statthaft ist ohne ein gerichtliches Verfahren oder erst durch ein wenigstens summarisches Gerichtsverfahren unter etwaiger dem Abschluß dieses Verfahrens vorhergehender Suspension der kanonischen Mission.

Diesen kurz dargelegten Tatbestand muß jeder anerkennen, der ein theologisches Lehramt an einer Universität übernimmt, aber auch jeder, der die Stellung eines Lehrers der Theologie und der katholisch-theologischen Fakultäten überhaupt im Gesamtorganismus unserer Universitäten sachlich und gerecht einschätzen und würdigen will.

Ist nun an diesem Tatbestande durch die Enzyklika Pascendi etwas Wesentliches geändert worden? Zur Beantwortung dieser Frage unterscheiden wir in der bereits herkömmlichen Weise auch hier zwischen dem dogmatischen (theologischen, didaktisch-kritischen) und dem disziplinären Teile der Enzyklika.

Durch den dogmatischen Teil der Enzyklika ist nun an dem mehrerwähnten Tatbestande nichts, aber auch gar nichts Sachliches geändert. Höchstens kann man sagen, daß das Urteil, gewisse neue Lehren seien irrig und verwerflich, das bisher nur theologisch-wissenschaftlich begründet werden konnte, jetzt auch auf autoritative Gründe hin feststehen muß. Sachlich ist im ersten Teil der Enzyklika nichts Neues gelehrt und nichts verworfen, was nicht schon so und so oft gelehrt, bzw. ausdrücklich oder wenigstens einschlußweise verworfen worden wäre. Es verhält sich heute, wie schon oft im Laufe der Kirchengeschichte. Alte Irrtümer leben neu auf, hüllen sich in ein modernes Gewand, nehmen die wissenschaftliche Form und Methode der Gegenwart an. Dadurch wird die Kirche veranlaßt, sie neuerdings abzulehnen und ihnen gegenüber ihre von Gott stammende Lehre neuerdings auszusprechen und geltend zu machen. Die Enzyklika selbst weist wiederholt darauf hin, daß die von ihr verurteilten Irrtümer faktisch schon so und so oft autoritativ und definitiv abgelehnt worden seien.

Zum Beweise des oben Gesagten mag hier genügen, die Anschauungen der Modernisten nur in ihren von der Enzyklika selbst herausgestellten Grundzügen einzig am Maßstabe des Vatikanums einer Prüfung auf ihre Unzulässigkeit zu unterziehen. Der Agnostizismus ist verworfen in der vatikanischen Entscheidung (Sess. III, cap. 2, can. 2), daß das natürliche Licht der menschlichen Vernunft imstande sei, mit Hilfe der geschaffenen Dinge den einen und wahren Gott, unseren Schöpfer und Herrn, sicher zu erkennen. Der Immanentismus ist verworfen dadurch, daß das Vatikanum jede Form des Pantheismus ablehnt (Sess. III, De Deo, can. 3, 4) und speziell die christliche Religion und den katholischen Glauben auf äußere göttliche Beweise und Tatsachen, insonderheit auf Wunder und Weissagungen gegründet sein läßt (Sess. III., cap. 3 can. 3, 4). Mit der sog. vitalen Immanenz ist auch die Permanenz im Sinne der Modernisten abgelehnt. Der Symbolismus ist verworfen, wenn irgendwelche geschichtliche Tatsachen, z. B. die Geburt Christi aus Maria, der Jungfrau, seine Auferstehung usw. als Gegenstand unseres Glaubens hingestellt werden, ferner wenn unser Glaube überhaupt gestützt erscheint auf die Tatsache einer göttlichen Offenbarung als auf seinen inneren Grund und auf geschichtliche Tatsachen (Wunder usw.) als auf äußere Gründe oder Vorbedingungen, ohne die wir die Vernünftigkeit und Pflichtgemäßheit des Glaubens nicht erkennen können. Der Evolutionismus endlich ist verworfen, wenn das Vatikanum die ganze übernatürliche Ordnung auf eine besondere positive Wirksamkeit Gottes zurückführt (Sess. III, cap. 2. can. 2, 3) und die Grenzen genau umschreibt, innerhalb deren es allein eine Entwicklung der geoffenbarten Glaubenslehre gebe (Sess. III, cap. 4. can. 3). — Der antikatholische Charakter des (nach der Enzyklika) von den Modernisten vertretenen „atheistischen Agnostizismus, des pantheistischen Symbolismus, des naturalistischen Immanentismus, endlich jener Trennung zwischen Glauben und Wissen, welche den intellektuellen Charakter des Glaubens leugnet“, wird deshalb auch von Ehrhard („Internat. Wochenschrift“, 1908, S. 71) offen und klar bekannt.

Die Quaestio facti, ob die Modernisten wirklich so lehren, wie die Enzyklika behauptet, ist hier nur von geringem Belang. Es mag zugegeben sein, daß durchaus nicht alle das in der

Enzyklika auseinandergelegte System in allen Einzelheiten vertreten, schon aus dem Grunde nicht, weil keineswegs jeder als Philosoph und als Gläubiger, als Theologe, Historiker, Kritiker, Apologete und Reformator aufgetreten ist oder auftreten will, ferner um deswillen nicht, weil mancher infolge einer glücklichen Inkonsequenz nicht alle Folgerungen aus seinen Grundsätzen zieht. Als Grundstimmung oder religiös-philosophische Grundanschauung ist aber der Modernismus der Enzyklika nach meinem Dafürhalten leider auch bei uns, namentlich in gebildeten Kreisen, mehr verbreitet, als man gewöhnlich annimmt. Wer aber auch nur in einem einzigen wesentlichen Punkte der in der Enzyklika gezeichneten Theorie anhängt, der muß konsequent mit dem Ganzen der kirchlichen Lehre, speziell mit dem Vatikanum, in Widerspruch kommen.

Manche, wie z. B. Ehrhard, welche in dem dogmatischen Teile der Enzyklika keine Schwierigkeiten finden, sehen schon den Untergang der katholisch-theologischen Fakultäten voraus, wenn die praktischen Maßnahmen des disziplinären Teiles der Enzyklika ins Leben treten. Ein solcher Pessimismus ist aber völlig unbegründet. Eine Art Oberaufsichtsrecht über die Lehrer der Theologie auch an den Universitäten hat die Kirche jederzeit beansprucht und geübt, und sie muß ein solches Recht in bezug auf die Reinheit der vorgetragenen Lehre beanspruchen, ähnlich wie auch kein Staat auf jedes Oberaufsichtsrecht hinsichtlich der Universitäten als Staatsanstalten verzichten wird und verzichten kann. Ist nun aber nicht das genannte Oberaufsichtsrecht der Kirche durch die Enzyklika so verschärft, daß den Theologieprofessoren jene Freiheit genommen erscheint, die sie im Interesse der Stellung ihrer Fakultäten als unbedingte Lebensbedingung benötigen? Die Enzyklika wendet sich naturgemäß an die ganze katholische Welt. Die Verhältnisse der einzelnen Länder und Kirchenprovinzen kann und will sie nicht näher berücksichtigen. Es erscheint nun selbstverständlich, daß da, wo die Anstellung und Entfernung eines Theologieprofessors durch Vereinbarungen zwischen Staat und Kirche geregelt sind, diese Vereinbarungen auch fernerhin bestehen bleiben. Aber können, ja müssen nicht jetzt den Theologieprofessoren jeden Augenblick Schwierigkeiten bereitet werden, welche deren Stellung an den Universitäten untergraben? Wenn nach der Anweisung der Enzyklika selbst künftighin zu offiziellen Zensoren und Aufsichtsräten nur Männer ausgewählt werden, „die durch ihr Alter, ihr Wissen, ihre Klugheit empfohlen sind, und die in der Billigung oder Verwerfung einer Lehre die rechte Mitte einhalten", so ist nicht einzusehen, was hier so arg zu fürchten wäre. Und wenn die Bischöfe Deutschlands die Enzyklika so ausführen, wie jetzt öffentlich verlautet, so ist nicht einzusehen, wie die katholische Theologie und ihre Vertreter an den Universitäten durch die Enzyklika in eine Lage kommen sollen, die von der bisherigen auch nur einigermaßen verschieden wäre.

Freilich, so kann man sagen, die Lage derjenigen Theologieprofessoren, welche der scholastischen Philosophie und Theologie anhängen, mag die gleiche bleiben nach wie vor der Enzyklika. Nicht mehr aber ist die Lage jetzt wie früher für jene Theologen, welche Anhänger der modernen, historisch-kritischen Theologie sind, welche die verschiedenen theologischen und religionswissenschaftlichen Probleme in moderner Form stellt, nach moderner Arbeitsweise behandelt und neue, von den bisherigen abweichende Lösungen bietet oder Lösungsversuche unternimmt. Einer solchen Theologie scheint durch die Enzyklika ein Stich ins Herz versetzt zu sein. Damit sind wir angelangt im Brennpunkte der Schwierigkeiten und Kontroversen hinsichtlich der Enzyklika. Die Lösung der aufgerollten Frage erfordert indes etwas tiefergehende Untersuchungen, die in einem weiteren Artikel angestellt werden sollen.

Ein flammender Weckruf gegen die geschlechtliche Zügellosigkeit.

Von

Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber, München.

Der berühmte Volkshygieniker, Vorstand des Hygienischen Instituts an der Münchener Universität, Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber hat in der Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene zu Berlin am 21. September 1907 eine Aufsehen erregende Rede gehalten, welche jetzt in Broschürenform erschienen ist.[1]) Mit ausdrücklicher Genehmigung des Verfassers bringt die „Allgemeine Rundschau" weiter unten einen grundsätzlich bedeutungsvollen Abschnitt aus dieser Broschüre (S. 35 ff.) zu wörtlichem Abdruck.

Mit unerschrockenem Mannesmute tritt der verdienstvolle protestantische Gelehrte, dem niemand den Vorwurf der Rückständigkeit und des Banausentums wird machen können, dem immer schamloser sich geberdenden Umsturz aller sittlichen Ordnung entgegen. Die systematischen Volksverführer, die heute in einer gewissen Modepresse das große Wort führen, werden auf die Peitschenhiebe, die sie und ihren Anhang mitten ins Gesicht treffen, vielleicht mit einem gellenden Wutschrei antworten. Vielleicht auch nicht, damit das irregeleitete Publikum nicht aufgeschreckt wird! Die anständige Presse aller Parteien sollte es als ihre heiligste Pflicht betrachten, dem bedeutungsvollen Weckrufe eines Mannes der Wissenschaft die weiteste Verbreitung zu vermitteln.

Bezüglich der von dem Verfasser entwickelten Kolonisationsvorschläge verweisen wir auf die Broschüre selbst (Einzelpreis 30 Pfg.). Hier seien zunächst einige besonders hervorstechende Bemerkungen aus dem ersten Teile der Schrift kurz mitgeteilt. Die Hauptursachen der hohen Männersterblichkeit in den Städten erblickt Professor Gruber in der geschlechtlichen Ansteckung und im Alkohol. Ueber den Prozentsatz der venerischen Erkrankungen und die Zahl der infolge von Ansteckung in öffentlichen Irrenhäusern aufgenommenen Paralytiker macht Professor Gruber schauerliche Mitteilungen. „Aerzte, welche die Verhältnisse genau kennen, schätzen, daß nur eine kleine Minderzahl der Männer in der Stadt ohne venerische Erkrankung durchs Leben kommt, und es ist eine außerordentlich verhängnisvolle Tatsache, daß in keiner männlichen Berufsklasse venerische Erkrankungen häufiger sind als unter den akademisch Gebildeten. Nach einer kaum anfechtbaren Statistik erkrankt in Berlin alljährlich etwa ein Viertel der akademischen Jugend an Geschlechtsleiden, und in den anderen großen Universitätsstädten dürfte es kaum besser stehen!"

Erschreckend sind auch die auf Zahlenmaterial gestützten Angaben über das massenhafte Aussterben der Familien in der Stadt. Prof. Gruber verweist mit Recht auf das Beispiel der Juden: „Denn es ist bekannt, wie außerordentlich mäßig der nach Vätersitte lebende Jude ist, und ebenso ist es bekannt, wie frühzeitig er die Ehe eingeht und wie treu er sie hält. Und noch eins lehrt uns das Beispiel der Juden. Sie hätten unmöglich diese Jahrhunderte beständigen Kampfes um ihre Existenz überdauern können, wenn sie nicht einen so gesunden, natürlichen Instinkt und eine so bewundernswerte Aufopferungsfähigkeit für die Erhaltung ihres Volkes besessen hätten. Der junge Mann, kaum erwerbsfähig geworden, hielt es für seine Pflicht, seinem Volke unter Entbehrungen und harter Arbeit zahlreichen Nachwuchs aufzuziehen! So wird ein Volk unsterblich!"

„Und nun vergleichen sie damit unsere städtischen Zustände! Durchaus nicht immer ist, ein Kind zu haben, die heiße Sehnsucht kinderloser Gatten. Das Aussterben der Familien erfolgt zum großen Teil gewollt! Man heiratet nicht mehr oder zu spät. Man will keine Kinder mehr bekommen — und Frauen, welche so wünschen, genießen bei uns trotzdem gesellschaftliche Achtung! — oder man will nur eins, allerhöchstens zwei Kinder haben; viel zu wenige also, um mit Rücksicht auf die unvermeidlichen Todesfälle im Kindes- und Jugendalter der Familie die Fortdauer zu sichern. Rücksichtslose Kindererzeugung ist gewiß ein tadelnswerter Unfug, aber ihre Einschränkung in dem Umfange, wie sie sich jetzt mehr und mehr einbürgert und die breiten Massen gewinnt, ist ein Verbrechen am Leben der Nation. Die eheliche Fruchtbarkeit sinkt in unseren großen Städten rapid, in Berlin in geradezu grauenerregender Weise. Im Jahre 1904 betrug sie hier nur mehr 111 auf 1000 gebärfähige Frauen gerechnet, d. h. nur mehr die Hälfte derjenigen vor 30 Jahren (1863 bis 1872 220)."

Sehr nachdrücklich weist Prof. Gruber darauf hin, daß auch ohne die Gefahr der Geschlechtskrankheiten die sexuelle Ungebundenheit verhängnisvoll sein würde. Die Griechen und

[1]) Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volkshygiene. Im Auftrage des Zentralvorstandes in zwanglosen Heften herausgegeben von Sanitätsrat Dr. K. Beerwald, Berlin. Heft XIV. Kolonisation in der Heimat. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene in Berlin am 21. September 1907 von Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber, München. Erste Auflage. (Erstes bis fünftes Tausend.) München und Berlin. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1907.



Römer hätten gewisse venerische Krankheiten nicht gekannt und seien trotzdem an sexueller Entartung zugrunde gegangen, „*wie jedes Volk zugrunde gehen muß, welches das Geschlechtliche nur als Quelle des Genusses betrachtet* und es nicht als Mittel zur Züchtung eines tüchtigen Nachwuchses mit Ehrfurcht benutzt."

Hier schließt sich der längere Abschnitt an, den die „Allgem. Rundschau" in ungekürztem Wortlaute wiedergeben möchte:

„**Ich wollte, ich könnte mit feurigen Zungen reden, dann würde ich meinem Volke zurufen:** Geh in dich, mein Volk, und knie nieder vor dem Altar der drei gütigen Hausgöttinnen, denen du alles Gute verdankst, das du jemals geschaffen hast: Glaube, Hoffnung und Liebe! Glaube nämlich an deine eigene Kraft, Hoffnung auf deine Zukunft und Liebe zu deinen Kindern!

Knie nieder und flehe zu ihnen, daß sie deinen Sinn stark machen gegen alle Torheit und dein Herz stark gegen alle verderblichen Begierden!

Reiße aus deinem Herzen den Leichtsinn des Genießens, den deine Erfolge und dein wachsender Reichtum hineingepflanzt haben.

Und wenn du dich so gereinigt und gestärkt hast, dann *stehe auf und reinige dein Land, das Erbe deiner Väter, wie einst Jesus den Tempel gereinigt hat, von all dem Gelichter, das sich darauf breit macht, deine Kinder zu verderben.*

Vor allem bringe die überlauten Törinnen zum Schweigen, welche von der freien Liebe faseln, ohne zu ahnen, was sie ihrem eigenen Geschlechte damit anrichten würden!

Sperre ins Tollhaus jene Aestheten, die unter dem Titel der Schönheit alles zum ziellosen Spiel machen, ihren Mitmenschen jeden Maßstab für Nutzen und Notwendigkeit der Dinge, jedes Verständnis für Kausalität — ins Moralische übersetzt Pflicht — zu rauben drohen!

Die falschen Propheten aber, die das rücksichtslose „Sichausleben" als Ideal verkündigen, erschlage! Diese Schurken, die, um selbst zügellos leben zu können, jede Zügelung der Triebe für unmöglich und jede Mahnung dazu für Heuchelei zu erklären wagen!

Das kleine Gesindel der bezahlten Marktschreier im Dienste des Alkoholkapitals und des Prostitutionskapitals lasse irgendwo in einem Winkel abtun!

Zertritt auch die ekle Brut der Perversen und Homosexuellen, die mit ihren Lastern auch noch vor dir zu kokettieren sich erfrechen! Laß dich nicht durch falsches Mitleid davon abhalten. Du wirst dabei vielleicht den einen und anderen wirklich Mißgeborenen töten und jedenfalls gar manchen geistig krankhaft Veranlagten, aber auch alle diese müssen sterben, denn sie sind ansteckend![2]) Es soll in Berlin heute schon 50000 Homosexuelle geben; ich werde mich nicht wundern, wenn es morgen ihrer 100000 geben wird!

Hast du diese alle stillgemacht, dann sorge dafür, daß deine Kinder stets die Stimme der Wissenschaft hören können, wenn sich in ihnen die Begierden regen; die Stimme der Wissenschaft, welche genau so wie die transzendente Moral fordert, daß Voraussicht und Vernunft die Herren im Hause sein und bleiben müssen, und lehrt, daß Selbstbeherrschung die Vorbedingung aller Kultur sei!

Um wieder nüchterner zu sprechen: **Die jetzige systematische Irreführung der öffentlichen Meinung durch einen sehr großen Teil der Tagespresse, der schönen Literatur und der sog. Kunstzeitschriften in bezug auf die gesellschaftliche und rassenhygienische Bedeutung sexueller Ordnung ist geradezu einer der verhängnisvollsten hygienischen Uebelstände unserer Zeit; weit verderblicher noch als die niedere Pornographie, welche durch ihre Gemeinheit Naturen aus besserem Holze wenigstens bald abstößt.** Aber dies ist süßes, schleichendes Gift!

Wer es mit seinem Volke redlich meint, der müßte sich zu ernstlicher Gegenwehr aufraffen, indem er solche Bücher nicht kauft, solche Theaterstücke nicht besucht, solche Blätter nicht in die Hand nimmt, geradeso, wie er sich verpflichtet fühlen müßte, mit den heutigen Trinksitten unbedingt zu brechen! **Er darf sich durch das Geschrei der Afterkunst-Boheme nicht einschüchtern lassen: der ist noch lange kein Philister, der Dirnenkunst verabscheut, und der noch lange kein Dunkelmann, der behauptet, daß Freiheit und Zügellosigkeit zweierlei seien!**

Es wäre unendlich viel wert, wenn an Stelle der jetzt alles übertönenden Irrlehren die Wahrheit über den Alkohol, über die Geschlechtskrankheiten und über die ganze ungeheuere Bedeutung des Züchtungsproblemes überhaupt immer wieder und wieder verkündet würde.

Wir müssen trachten, der Ueberzeugung von der Verderblichkeit unserer Unsitten und von der Notwendigkeit, sich von ihnen loszureißen, die Festigkeit eines Glaubens zu verleihen! Denn es wird unter *allen* Umständen einer Willensanstrengung gewaltigster Art bedürfen, wenn unser Volk auf der schiefen Bahn, auf der es zum Verderben gleitet, sich noch zum Stehen bringen will. Predigen wir also unermüdlich!

Ueberschätzen wir aber auch nicht den praktischen Wert und Erfolg der Predigt *für sich allein!*

Wir müssen uns losmachen von der törichten Vorstellung, als ob jedermann jederzeit jedes Beliebige wollen und tun könnte. Es gibt keinen freien Willen in diesem Sinne. Das Tun des Menschen ist das notwendige Produkt seiner Anlagen und seiner Lebensbedingungen, zu denen auch seine Erziehung gehört. Wir können ihm ein neues Motiv einpflanzen; z. B. indem wir ihm einen Rat geben, eine Einsicht eröffnen, aber dieses Motiv tritt in Wettbewerb mit zahlreichen anderen Motiven, und das Tun des Menschen erfolgt in der Resultierenden aller seiner Willensimpulse.

Für jeden von uns gibt es ein Maß der Versuchung, dem gegenüber unsere Vernunft und unsere moralische Kraft versagen! Darum heißt es ja auch in dem herrlichen Gebete, das allein genügen würde, um den Namen Jesu der Menschheit auf ewig ehrwürdig zu machen: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Wie können wir ein gesundes Geistesleben erwarten, wenn wir den Menschen unter so ganz und gar ungesunde Existenzbedingungen versetzen wie die der Großstadt. Der junge Mensch findet sich fast völlig losgelöst vom Pflanzen- und Tierleben, fast ohne Berührung mit den Naturvorgängen überhaupt, in dem künstlichen Klima der Wohnung und der Stadt; losgelöst vom Boden der Heimat, von dem ihm nichts gehört und von dem ihm sozusagen nur einige Quadratmeter zur Benutzung geliehen sind. Für die ungeheuere Mehrheit gibt es kein wirtschaftliches Band der Familie mehr; keinen gemeinsamen Boden- oder anderen Kapitalbesitz. Fast keine häusliche Verwendung mehr für die Kräfte von Frau und Kindern. Jedes darauf angewiesen, sich außerhalb der Familie Verdienst zu suchen. Die Frau mehr und mehr in wirtschaftlichen Wettbewerb mit dem Manne tretend. Frühzeitig sehr häufig auch räumliche Loslösung von der Familie und von der Heimat. Weitgehende Verschiebung des natürlichen Zahlenverhältnisses der Geschlechter durch die Wanderung. Schlimmer als alles eine weitgetriebene Teilung der Arbeit. An Stelle der Vielseitigkeit und Abwechslung der Arbeit des Bauern mit ihrer Freude am fertigen Produkt eine tödliche Monotonie, die Einschaltung der Tätigkeit des einzelnen in einen vielgeteilten Arbeitsprozeß, wobei der einzelne Arbeiter weder das Rohmaterial noch das Endprodukt zu sehen bekommt und ebensowenig einen Einblick erhält in den ganzen Gang seiner Herstellung. Während des größten Teils seines Tages ist der Städter nur Arbeitsmaschine. Innerhalb weniger Stunden, die er oft dem Schlaf rauben muß, muß er sich die zum Leben notwendigen Lustempfindungen zu verschaffen suchen. *Nur hastige, heiße Genüsse sind für ihn da, keine stillen Freuden, die Muße brauchen.* Und ein Mensch, der ein solches Dasein führt, soll sich den tausendfachen brutalen und raffinierten Lockungen zum Alkoholmißbrauch und zu wildem Geschlechtsgenuß entziehen, die an allen Ecken auf ihn lauern, soll unbeeinflußt bleiben von dieser Atmosphäre atemloser Gier überhaupt, die er in der Großstadt atmet!

---

[2]) Dies ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen. Mein voller Ernst ist es aber, daß die Perversen, welche sich seit einigen Jahren geradezu organisiert haben, über große Geldmittel verfügen, eine Propaganda von erstaunlicher Dreistigkeit betreiben und mit schaudererregendem Erfolge Proselyten machen, mit *drakonischen* Maßregeln bekämpft werden müssen. Ein Erwachsener, der seine perversen Neigungen nicht unterdrücken kann, ist gemeingefährlich, muß aus der Gemeinschaft ausgeschlossen und durch sichere Verwahrung unschädlich gemacht werden. Es ist eine der gefährlichsten Verkehrtheiten unserer Zeit, daß sie voll Wehleidigkeit ist gegenüber dem kleinsten Unlustgefühlchen des Individuums und gänzlich gefühllos gegenüber den Leiden des Volkskörpers als Ganzes. Und doch müßte jeder einsehen, daß es weit besser ist, daß der einzelne leidet — ob im gewöhnlichen Sinne schuldig oder nicht — als daß die Gesamtheit leidet. Ohne Schmerzen und Leiden geht es nun einmal in dieser Welt nicht ab!

Und zu all dem dann noch die städtische Wohnungsnot, welche die Menschen zur Herde zusammendrängt und sie zu einer Herde macht, dem einzelnen wie der Familie keinen genügenden Lebensraum, fast keine Möglichkeit eines von anderen abgeschlossenen Lebens nach dem eigenen Sinn übrig läßt, welche Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, jung und alt, Blutsverwandte und Fremde auf engen Raum zusammenpfercht, jedes häusliche Behagen fast unmöglich macht; die Menschen zwingt, geselligen Verkehr und Vergnügen außerhalb der Wohnung zu suchen, im Wirtshaus, wo sie dem Trinkzwange unterjocht werden!

In dieser Atomisierung der Familie und Verherdung der Individuen liegt die ungeheuere hygienische Gefahr. Man muß sich völlig klar machen, daß die Schädlichkeit der städtischen Wohnungsverhältnisse für die Psyche hygienisch noch weitaus bedenklicher ist als die für den Körper. Die Verkürzung der Arbeitszeit wird so zur Vermehrung der Wirtshauszeit, die Vermehrung des Einkommens zur Vermehrung der Ausgaben für Alkohol und Tabak und Putz und Tand und Tingel-Tangel und Prostitution!"

Seine nun folgenden Kolonisationsvorschläge schließt der Verfasser mit einem beherzigenswerten Appell an den rechten Geist, der die Kolonisten beseelen müsse. „Wir sehen ja, daß auch das Land gegen die Uebel und Verkehrtheiten unserer Zeit keineswegs immun ist. Infolge der Erleichterung des physischen und des geistigen Verkehres verbreitet sich wie das Gute so auch das Schlechte alsbald über alle Teile des Volkes. Schon dringen sexuelle Irrlehren, wie die des Zweikindersystems, bei uns, wie schon früher in Frankreich, ins Landvolk ein." Uns allen, ob arm oder reich, müsse der Gedanke wieder zu Fleisch und Blut werden, daß es für ein Volk keine wichtigere Aufgabe gebe als die Erzeugung einer zahlreichen, gesunden und wieder zeugungskräftigen Nachkommenschaft. Dies ist aber nicht möglich ohne Tugenden.

Die Schlußsätze der Broschüre wollen aus dem Gesichtskreise des protestantischen Gelehrten verstanden und gewürdigt sein. Sie lauten: „Wir Menschen brauchen für unsere Ideen, wenn sie lebendig bleiben sollen, sinnliche Symbole. Das Symbol, welches verdiente, daß wir es uns im Kampfe um eine bessere Zukunft vorantragen lassen, ist schon vorhanden. Die katholischen Völker besitzen es bereits, wenn auch in die Schleier der Mystik gehüllt: die keusche Mutter mit dem Leben sprühenden Kinde auf dem Schoße! Es gibt nichts Edleres auf Erden! „In diesem Zeichen wirst du siegen!" In diesem Zeichen kannst du noch siegen, deutsches Volk, wenn du nur willst!"



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Entwicklung in Portugal.

Zuerst hatte es den Anschein, als ob der junge König und die befragten Führer der Monarchisten eine allmähliche Ueberleitung eintreten lassen wollten, ohne brüsken Bruch mit der Hinterlassenschaft des ermordeten Vaters und seines Vertrauensmannes Franco. Aber bald lenkte König Manuel in eine Politik der weitgehenden Nachgiebigkeit ein, wobei Franco „ausgeschifft" werden mußte. Ob die Königin-Mutter Amalie oder der neue Ministerpräsident Admiral Ferreira nebst seinen Parteifreunden für diese Schwenkung den Ausschlag gegeben, ist nicht klargestellt; vermutlich ist da ein Einfluß zu dem anderen gekommen, um den 19 jährigen Monarchen zum sofortigen Verzicht auf die starke Hand zu bestimmen. Dabei ist der schöne Gedanke der monarchistischen Konzentration auch in die Brüche gegangen. Das Ministerium Ferreira setzt sich nun aus den zwei größeren königstreuen Parteien zusammen und ist als ein Geschäftsministerium zu betrachten; von dem Ausfall der Wahlen wird der künftige Kurs abhängen. Das Bedenkliche bei dieser Entwicklung ist die Wiederkehr der Schmarotzerwirtschaft und der sonstigen landesüblichen Korruption, gegen welche Franco den Kampf aufgenommen hatte.

Der gefallene Diktator hat sich ins Ausland begeben. Er wird jetzt in vielen Blättern als ein feiger Flüchtling verspottet. Eselsfußtritte sind billig, aber nicht schön. Auf dem exponierten Posten neben Dom Carlos so lange auszuhalten, ist doch schon eine anständige Probe männlicher Tapferkeit. Nach der Entlassung durch den neuen König noch in Lissabon zu bleiben, geboten weder Pflicht noch Klugheit. Dem König Manuel ist gewiß die vorläufige Selbstverbannung des Mannes bequemer, als wenn sein Verbleiben weitere Wirren oder gar einen neuen blutigen Zwischenfall veranlaßte. Die melodramatische Szene, in der die Königinwitwe an der Bahre der Ermordeten den Exdiktator in flammenden Worten für die Mordtat verantwortlich gemacht haben soll, ist nicht sehr glaubwürdig. Die Königin hätte mehr den verstorbenen Gemahl als seinen diensteifrigen Minister beschimpft. Wenn ein Dramatiker den Lissaboner Stoff verarbeiten will, so wird er die „tragische Schuld" Francos in der an sich geringfügigen Tatsache finden, daß er die unzulängliche Zivilliste des Königlichen Hauses extra legem erhöht hat. Diese Maßnahme mußte auf sein sonstiges Streben nach Redlichkeit und Sparsamkeit einen Schatten werfen. Der neue König hat den schwachen Punkt erkannt und auf den Genuß der erhöhten Zivilliste bis zum Parlamentsvotum verzichtet. Aber es liegt auf der Hand, daß Franco bei dieser Maßnahme nur dem dringenden Wunsche und Bedürfnisse des Königs Carlos Folge gegeben hat. Soll er dieserhalb gesteinigt werden, so brauchen nicht gerade die Mitglieder des von Franco „sanierten" Königshauses die ersten Steine aufzuheben.

Ueber den Ursprung des Mordanschlages herrscht auch jetzt noch keine Klarheit. Man sagt, es sei für Ende Januar ein Aufstand in Lissabon geplant gewesen, aber von Franco durch rechtzeitige Verhaftung der Führer vereitelt worden; die Erbitterung darüber habe sich in einigen Verschworenen zu dem Plane der Gewaltat gegen die Königsfamilie verdichtet. Auch dabei bleibt es noch rätselhaft, warum man nicht zunächst gegen Franco vorgegangen ist, und warum man außer dem König auch noch den als freiheits- und volksfreundlich bekannten Kronprinzen Luiz Filip erschossen hat. In dem Mangel an realpolitischer Berechnung liegt ein anarchistischer Zug, denn das Wesen dieser Zeitkrankheit besteht in der selbstgefälligen Sucht, durch möglichst auffallende und erschreckende Akte der Zerstörung ohne Rücksicht auf deren nächste Wirkungen eine „weltgeschichtliche Rolle" zu spielen.

Leider muß festgestellt werden, daß die deutsche Sozialdemokratie in ihrer Verweigerung der Beileidsbezeugung nicht vereinzelt dasteht. In Frankreich und Italien haben die Sozialdemokraten ähnliche Proteste sich gestattet, und auffallenderweise hat sogar ein bürgerliches, der italienischen Regierung nahestehendes Blatt, die „Tribuna", die Mörder als Freiheitshelden behandelt. In Ungarn hat das „unabhängige" Magyarentum sich in bedenklichem Lichte gezeigt, als man die parlamentarische Beileidskundgebung unterließ unter dem gesuchten Vorwande, es fehle in Portugal das Parlament, die einzig richtige Adresse. Demgegenüber muß man den gesunden Sinn der Engländer anerkennen; dort machte die Arbeiterpartei der Beileidsadresse des Parlaments keine Schwierigkeiten.

Die Wächter der Ordnung werden sorgfältig beobachten müssen, inwieweit der Mord als politisches Kampfmittel im europäischen Publikum Anklang findet. Die Gefahr wird wahrlich dadurch nicht verringert, wenn in dem betreffenden Lande die Politik des ermordeten Fürsten gar so schnell und auffallend preisgegeben wird.

Die Anrufung Deutschlands durch die marokkanischen Sultane.

Als eine Nachwirkung des Kaiserbesuches in Tanger ist es zu betrachten, wenn sowohl der wankende Sultan Abdul Asis als der Prätendent Mulay Hafid sich an den deutschen Gesandten in Marokko gewandt haben mit der Bitte um Einspruch gegen das Vordringen der Franzosen in Marokko bzw. gegen die Einmischung Frankreichs in den dortigen Thronstreit. Die deutsche Regierung hat „korrekt" antworten lassen: die französische Regierung habe bestimmt versichert, daß sie sich im Rahmen der Algecirasakte halten werde. Nach Inkrafttreten dieser Akte könne Deutschland nicht wohl mehr allein etwas tun. Wenn die marokkanische Regierung sich beschwert fühle, stehe es ihr frei, sich an alle Unterzeichner der Akte zu wenden. Die Kaiserliche Regierung werde aber die geäußerten Wünsche zur Kenntnis der französischen Regierung bringen.

Die Antwort wird wohl der gegenwärtigen politischen Lage entsprechend sein, aber den Marokkanern nicht sehr imponieren. Zu der Annahme, daß Deutschland in erster Linie die Selbständigkeit Marokkos verteidigen werde, hatten sie tatsächlichen Anlaß. Auch nach Unterzeichnung der internationalen Akte hat



Deutschland das Recht, aufzutreten gegen Maßnahmen eines Staates, die über den vereinbarten Rahmen hinausgehen. Das Beste an der deutschen Antwort ist die Festnagelung der Erklärung der französischen Regierung, sich bei ihrem Vorgehen im Rahmen der Akte halten zu wollen. Die Tatsachen, die jetzt im Flusse sind, entsprechen zwar nicht diesem Wort; aber die wiederholte Erklärung wahrt doch dem Deutschen Reich wie den anderen Signaturmächten das Recht, zu geeigneter Zeit der französischen Eroberungspolitik Halt zu gebieten. Die Marokkaner müssen freilich Geduld lernen; denn vorläufig gilt in Europa „Ruhe als erste Staatsmannspflicht“ und das „bißchen Marokko“ als Nebensache. Noch besser kommen die Marokkaner durch Selbsthilfe zum Ziele, indem sie den Franzosen die pénétration verleiden. Es scheint, daß neuerdings die französischen Truppen in der Gegend von Sattat eine empfindliche Schlappe erlitten haben. Das Blutvergießen und der Triumph des muselmännischen Fanatismus ist ja immer zu bedauern; aber solche ernüchternden Schlappen geringeren Umfanges sind doch als das kleinere Uebel zu betrachten im Vergleich zu dem fürchterlichen Unheil, das ein richtiger Eroberungsfeldzug gegenüber der voll entfalteten grünen Fahne mit sich bringen würde.

Die Franzosen können sich über die Art, wie Deutschland die Sultane beschieden hat, wahrlich nicht beklagen. Mögen sie nur nicht durch die rücksichtsvolle Haltung Deutschlands sich gar zu sehr ermutigt fühlen, sondern auch die Warnung beachten, die zwischen den Zeilen zu lesen ist, die Warnung vor einer andauernden Mißachtung der Algecirasakte, deren Einhaltung auch Marokko in einem Appell an die Signaturmächte verlangen kann. Unten am Horizont erscheint da die Eventualität einer neuen Konferenz zur Verwirklichung der Absichten von Algeciras.

Die Enteignungsvorlage im Preußischen Herrenhause.

Der Hakatismus ist keine preußische Sonderangelegenheit, sondern ein Ding von der größten allgemein-politischen Bedeutung, das die Ehre und die Bündnisfähigkeit des Deutschen Reiches berührt, ja auch für die innere Entwicklung sowohl im Staate wie im Reich verhängnisvoll zu werden droht. Die Enteignungsvorlage ist wirklich von größerer Wichtigkeit als die vielbesprochene Wahlrechtsfrage. Darum sind aller Augen jetzt auf das Preußische Herrenhaus gerichtet, wo die Regierung alle Mittel spielen läßt, um einen gefährlichen Widerstand zu brechen. Sollte die Enteignungsvorlage im Herrenhause scheitern, so würde Fürst Bülow sicherlich mit seinem Entlassungsgesuch antworten. Es gibt sogar Leute, die ihm längst den Gedanken zugetraut haben, angesichts der Schwierigkeiten im Blockreich sich einen effektvollen Abgang als hakatistischer Kampfheld in Reserve zu halten. Man tut aber gut, bei ihm eine zähe Freude an Amt und Würden vorauszusetzen, so daß man auf einen sehr ernsten Versuch zur Gewinnung des Herrenhauses rechnen muß.

Die Kommission des Herrenhauses, an die der Entwurf des Enteignungsgesetzes nach der sensationellen Plenarsitzung verwiesen worden, hat in der letzten Woche im Schweiße ihres Angesichtes ein „Kompromiß“ ausgearbeitet. Der Kernpunkt ist, der Regierung zur Enteignung alle Grundstücke auszuliefern, die in den letzten zehn Jahren erst erworben worden sind, dagegen den übrigen Grundbesitz, der seit mehr als zehn Jahren sich in der Hand des Besitzers oder seiner Eltern oder seines Ehegatten befunden hat, sowie den Besitz der Kirchengemeinden und der „anerkannten“ milden Stiftungen von der Enteignung auszuschließen. Dadurch würden die strebsamen Leute, die sich neuerdings eine Heimstatt aus eigener Kraft geschaffen haben, für „vogelfrei“ erklärt werden, und das würde mehr die kleinen und mittleren Besitzer als den Großbesitz treffen. Der Zweck des Gesetzes, der zu seiner Rechtfertigung in den Vordergrund geschoben wurde, nämlich die Ausgestaltung der Ansiedlungsdörfer, denen unverkäufliche polnische Güter wie „ein Pfahl im Fleische sitzen“, tritt bei dem Kompromiß ganz in den Hintergrund, die Ansiedlungskommission würde auf dieser Grundlage das Arrondieren vorläufig vergessen und sich auf die Jagd machen müssen nach Grundstücken, die vor 9 Jahren verkauft worden sind und also bald in den „befestigten“ Besitz aufrücken würden. Die Kommission hat auch folgerichtig die Beschränkung auf 70000 Hektar sowie die engere Zweckbestimmung gestrichen.

Der Vermittlungsvorschlag kann die Gegner des Hakatismus weder grundsätzlich befriedigen noch praktisch beruhigen. Die Hakatisten selbst sträuben sich gegen die „Halbheit“, und die Regierung wird die Frist von einer Woche, die man ihr bis zur zweiten Kommissionslesung gelassen hat, gewiß ausnützen, um weitere Zugeständnisse von der Mehrheit durch List und Druck zu erlangen. Die Mehrheit des Ausschusses hat sich ja auf die schiefe Ebene der Zwangsenteignung aus politischen Gründen verlocken lassen, und nach der Anerkennung des falschen Prinzips gibt es schwerlich einen Halt. Die hakatistische Presse verkündet schon, daß die Opposition der schlesischen Großgrundbesitzer, deren Wortführer Graf Tiele-Winkler war, bereits gebrochen und daß der Wortführer nach Aegypten gereist sei. Die weitere Entwicklung dieses parlamentarischen Spiels wird auch zeigen, inwieweit der Kaiser noch gewillt ist, seine Autorität zugunsten des Hakatismus einzusetzen. Die Nachricht, wonach der Kaiser sich gleichgültig gegenüber dem Schicksal des Enteignungsgesetzes gezeigt habe, sind bisher mit berechtigter Vorsicht aufgenommen worden, da nach inneren Gründen der Zeitpunkt, wo die antipolnische Politik zum Umschlag reif ist, augenblicklich noch nicht gekommen erscheint. Eher darf man vermuten, daß der moralische und reale Fehlschlag der Zwangsvertreibung zu der notwendigen Reaktion den Ausschlag geben werde.

Aber wenn die gegenwärtige Krisis noch nicht das Ende ist, so ist sie doch wohl der Anfang vom Ende der hakatistischen Verirrung. Mögen nur die Polen nicht gar zu ungeduldig werden!

Das ruere in servitium auf der Linken.

Bei den letzten Abstimmungen im Reichstage ist gelegentlich die ausschließliche Blockwirtschaft in Verwirrung geraten. Aber auf solche kleinen Zwischenfälle achtet man jetzt kaum mehr. Im Ernstfalle steht ja doch, wie alle Welt weiß, die linksliberale Gemeinschaft durchaus ad nutum des Blockkanzlers. Das zeigte sich u. a. bei der Abstimmung über den sog. Aggregiertenfonds bei der Militärverwaltung, als die angeblichen Epigonen Eugen Richters das Zentrum bei dem Versuch, die von Richter angestrebte budgetmäßige Ordnung zu begründen, im Stich ließen.

Die Entartung der sog. Demokratie zeigte sich ferner in dem Scherbengericht über die unbequeme Kritik im eigenen Lager. Die früheren Abgeordneten Barth und Gerlach mußten ihre Ausschußstellen im Wahlverein niederlegen, um nicht von einem Ausschußurteil des einberufenen großen Ketzergerichtes betroffen zu werden. Es ist ein wahres Phänomen der politischen Psychologie, diese schnelle Entartung der freisinnig-demokratischen Volkstribunen zu einer Bedientenhaftigkeit, welche bei keiner anderen Partei in Deutschland jemals ein Seitenstück gefunden hat. Fürst Bülow hat diese Fridolinsnaturen offenbar von vornherein richtig eingeschätzt und demgemäß behandelt.

Kardinal Richard von Paris.

Wehmütige Erinnerungen an den verstorbenen ehrwürdigen Erzbischof von Paris ruft Ed. Drumont im „XX. Siècle“ wach: Aus denselben blickt nicht sowohl die greise Duldergestalt des Kardinals, sondern auch ein gutes Stück Zeitgeschichte hervor. Er schreibt: Lange Jahre hindurch war der verehrte Kardinal ein Musterbild bischöflicher Tugenden; aber es ist, als wenn diese Heldenfigur seit den Prüfungen, welche die französische Kirche mitmacht, noch mehr aus dem Halbdunkel des Heiligtums hervorträte, und als wenn das Volk jetzt erst gelernt hätte, ihn zu begreifen. Man anerkannte noch mehr das Wirken des Kardinals, weil eine schamlose Regierung ihn aus seinem Hause gejagt hatte, und weil man nunmehr besser den Schatz von Güte verstehen lernte, den seine zarte und edle Seele mit einer gewissen Aengstlichkeit zu verbergen suchte. Es schien, als ob er fürchtete, die Lobeserhebungen der Menschen könnten seine Verdienste vor Gott schmälern.

Ich erinnere mich, als wäre es gestern, der Austreibung des Greisen; Neger und Wilde hätten ihn sein Leben in dem Frieden seines eigenen Hauses enden lassen . . . .

Es war ein erschütternder Augenblick, der uns allen unvergeßlich bleibt, als die beiden Türflügel des Arbeitszimmers des Kardinals sich öffneten. Die Menge, die sich im großen Hofe befand, hörte auf, das Credo zu singen, eine tiefe, tiefe Stille herrschte . . . Tausend Erinnerungen, tausend Gedanken wogten durch unseren Sinn; unser Herz krampfte sich unter einer Angst zusammen, die Gegenwart und Zukunft umfaßte.

Jetzt erschien der ehrwürdige Greis. Zwei Priester stützten ihn, gebückt unter der Last der Jahre trug er nur das rote Käppchen des Kardinals, das einzige Zeichen seiner Würde.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Kommen Sie näher, ich segne Sie alle im Namen Christi!“

Nichts kann beschreiben, wie diese Worte gesprochen wurden. Es war nur ein Seufzer, der aus weiter Ferne erscholl und klang wie eine Detonation der Ewigkeit.

Das langsame Hinabsteigen über die große Treppe glich einem Leichenbegängnis. Sollte man nicht glauben, daß das alte

Frankreich, die erste Tochter der Kirche, zu Grabe getragen würde, und daß die treuesten Söhne gekommen wären, um den Sarg zu begleiten?

Die Vertreibung des alten Erzbischofs mit seinen 89 Jahren war nur ein Teil jener Häufung von Schmach, Tollheit und Widersinnigkeit, die das Trennungsgesetz auf den Ruhm Frankreichs geschüttet hat; aber diese Episode verursachte einen stärkeren Widerwillen als anderes, das vielleicht gerade so schmählich war, sie löste in Paris einen Schrei des Unwillens und der Verachtung aus, der mehr noch widerhallte als andere.

Zweifellos, der Erzbischof von Paris gehört zu denjenigen Persönlichkeiten, welche vom Sturm der Zeit zuerst gefaßt wurden. Im Jahre 1848 starb der Erzbischof Affre, getroffen von einer Kugel, als er friedenstiftend auf den Barrikaden zwischen den feindlichen Brüdern erschien. 1857 wurde der Erzbischof Siboor von Verger erdolcht, 1871 erschoß die Kommune von Paris den Erzbischof Darboy, während Paris sich im Aufruhr befand und der Himmel gerötet war von den Flammen des Bruderkrieges.

Der letzte Gewaltakt aber, die Austreibung eines altersschwachen Mannes, der fast nicht mehr aufrecht stehen konnte, hat einen ganz besonderen Charakter, sie stellt gleichsam den niedrigsten Stand der französischen Volksseele dar; sie zeigt, bis zu welchem Tiefstand der Verworfenheit jene Nation gesunken ist, welche ehemals die bewundernden Blicke der Welt auf sich zog, und nun dem Hohngelächter preisgegeben ist, verführt von Freimaurern und Juden. Diesmal wurde das Attentat nicht begangen in einer Art von Zügellosigkeit, während eines Aufstandes oder in der Sinnlosigkeit eines Tumultes. Nein, heute geschah es in vollkommener Ruhe und Korrektheit unter einem Parlament, in welchem Männer sitzen, die nicht mehr die fanatische Sprache eines Couton von 1793 führen, und die sich nach den wilden Reden von der Tribüne zu liebenswürdigem Geplauder im Foyer zusammenfinden. — Wir haben eine Polizei, die zwar nicht verhindert, daß die Leute nachts von den Apachen ermordet werden, die aber immerhin im Mittelpunkt der Stadt einige Ordnung hält; aus ihren Reihen hat man die Mannschaft genommen, um einen Greis aus seinem eigenen Hause zu vertreiben, einen Greis, der kaum mehr gehen kann!

Und über allem lag die herbe Trauer eines Wintertages, die dem Ganzen einen wie selbstverständlichen Rahmen bot.

Die Männer, welche dem Schauspiel beigewohnt hatten, drückten sich die Hand; auch Männer, welche sich bekämpften, ohne Feinde zu sein. Hier einigte alle dasselbe Gefühl des Schmerzes um Vaterland und christliches Bewußtsein. Während alledem war der Kardinal selbst derjenige, welcher am wenigsten von dem Sturm berührt schien. Am anderen Morgen arbeitete er schon wieder mit seinem Koadjutor. . . .

Vierzehn Tage vor seinem Tode hatte er darauf bestanden, persönlich einige Trostworte an jene heldenmütigen Nonnen zu richten, deren Schwestern vor 100 Jahren von der Revolution Achtung gefunden hatten, die aber heute von der Republik von den Krankenbetten des „Hôtel Dieu“ vertrieben waren. Der greise Kirchenfürst wollte sie zuletzt noch mit zitternder Hand segnen, mit dem Segen eines Greises, dessen Stirn schon das Siegel der Ewigkeit trug.

G. Rody.

Die französische Kloster-Milliarde.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Am Allerseelentage des Jahres 1789 erließ die Nationalversammlung, auf Antrag des Fürsten Karl Moritz von Talleyrand-Perigord, Bischofs von Autun, ein Dekret, welches alle Kirchengüter und geistliche Pfründen zur Verfügung der Nation stellte. Der Antrag wurde mit 568 Stimmen gegen 346 angenommen.

Besagter Bischof war jener abtrünnige Priester, welcher ein Weib nahm und mit allen hauptsächlichsten Phasen der großen Revolution Schritt hielt, je nachdem der Weg vorwärts oder rückwärts ging.

Am 9. April des folgenden Jahres wurden die Kultusausgaben auf 65'400,000 Frs. festgesetzt, welche 48,000 Personen geistlichen Standes zugute kommen sollten und also per Kopf 1360 Frs., ungefähr 2000 M. nach heutigem Werte, ausmachten.

Schon 17 Tage nach Annahme des Antrages des Bischofs von Autun wurden für 400 Millionen Frs. Schatzscheine ausgegeben, welche bei Ankauf von Kloster- und Kirchengütern an Zahlungsstatt angenommen werden sollten.

Die ersten 400 Millionen von Schatzscheinen auf die Kirchengüter waren noch nicht vollständig untergebracht, als am 29. September 1790 ein weiteres Dekret eine neue Auflage von 800 Millionen verfügte. Diese zweite Ausgabe von Schatzscheinen beschleunigte die Verschleuderung der Kirchengüter, welche auf 1200 Millionen geschätzt waren.

An Neujahr 1792 war die erste Milliarde schon verflogen, und das Jahr 1791 schloß mit einer neuen Ausgabe von 200 Millionen Schatzscheinen.

Wenn auch nicht nach diesen Mustern der großen Revolution das Kirchengut gegenwärtig verschleudert wird, so haben sich bei der „Einkämmerung“ derartige heillose Zustände eingeschlichen, daß alle Welt, selbst der ehemalige Minister Combes, der eigentliche Vater des Kulturkampfes, entrüstet ist. Nur diejenigen, welche bei der Sache ihr Schäfchen geschoren, teilen diese Entrüstung nicht.

Vor allen Dingen muß aber im Interesse der Wahrheit festgestellt werden, wie es sich mit der gegenwärtigen Kirchenguts-Milliarde in Wirklichkeit verhält. Diese „Milliarde“ ist ein geflügeltes Wort des verstorbenen Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau, welcher in einer Rede, im Jahre 1900 zu Toulouse, von der Kloster-Milliarde sprach und dieselbe zugunsten der Altersversorgungskassen zu verwenden versprach. Das geflügelte Wort soll Waldeck-Rousseau nach Kenntnisnahme eines Berichtes des Finanzministeriums in den Sinn gekommen sein. Dieser amtliche Bericht schätzte die Liegenschaften der geistlichen Orden und Genossenschaften auf 1'071'775,000 Frs.

Nun haben aber die „Juligesetze“ von 1901 und 1904 nur die nichtanerkannten Orden und diejenigen Orden und Genossenschaften unterdrückt, welche sich dem Unterricht widmeten. Die Güter dieser beiden Kategorien der Opfer der Juligesetze sind in oben besagtem Berichte auf 267'313,664 Frs., also ungefähr ein Viertel des Gesamtbetrages geschätzt. Die „Einkämmerung“ und Schafschur seitens der Liquidatoren konnte sich also nur auf diese Summe von 267 Millionen erstrecken, welche doch auch schon eine recht nette Summe bilden.

Wie dieselben ihre Aufgabe verstanden, erzählt uns nicht etwa der „Univers“, das Zentralorgan der Katholiken, der „Gaulois“, das Sprachrohr der Orleanisten, das „Echo de Paris“, das Leibblatt der Nationalisten, oder etwa die antisemitische „Libre Parole“. Die „Humanité“, das Blatt des Bürgers Jaurès, das Organ der vereinigten Sozialisten, packt die Leute beim Kragen und steckt ihnen die Nase in ihre gewagten Machenschaften.

Nachdem die „Humanité“ daran erinnert, daß bis Ende 1906 von 710 anberaumten Liquidationen nur 115 zu Ende geführt waren, stellt sie nach einem Berichte des Justizministers Briand fest, daß bei Abwicklung der Liquidationen sonderbare Geschichten unterlaufen seien.

Der amtliche Bericht besagt — fügt die „Humanité“ hinzu —, daß die Liquidatoren bis Ende 1906 sich von dem Fiskus einen Kostenvorschuß von 8 Millionen auszahlen ließen, obgleich sie bis zur selben Zeit 32 Millionen eingesackt, dem Fiskus aber nur 850,000 Frs. abgeführt hatten. Nehmen wir nur zwei Fälle heraus: Der Liquidator der Marianisten von Paris hatte sich vom Fiskus 484,949 Frs. Vorschuß geben lassen und 985,302 Frs. Einnahmen gehabt. Derjenige der Franziskaner von Paris erhielt einen Vorschuß von 336,391 Frs. und erzielte 752,953 Frs. Einnahmen. Weder der eine noch der andere leistete dem Fiskus auch nur einen Heller Abschlagszahlung, unter dem Vorwande, sie müßten auf ihre Betreibungskosten kommen.

Welcher Art diese Kosten waren, und welche Leute dieselben eingesackt haben, konnte man seit Wochen schon durch die Zeitungen der verschiedensten Parteien erfahren. Bei der Schafschur hatten sich hauptsächlich Advokaten eingestellt, welche durch die Bank entweder der Abgeordnetenkammer angehören oder Sekretäre abgetretener Minister waren. Diese Leute gehören zu jener Sorte von Advokaten, welche man avocats sans causes, d. h. beschäftigungslose Advokaten heißt, und welche man gemeinhin in Deutschland als politische Streber bezeichnet.

Die „Libre Parole“ Drumonts hat sich die Expensnote einer kleinen Anzahl dieser Advokaten zu verschaffen gewußt und unterbreitete dieselbe ihren Lesern.

An der Spitze derselben steht ein Mulatte namens Lemery, der aus den Antillen hierhergekommen war und bei dem ehemaligen Justizminister Vallee eine Sekretärstelle innehatte. Lemery berechnete 543 Tagfahrten, für welche er ein Honorar von 131,950 Frs. einstrich. Seine Tätigkeit erstreckte sich auf zwei Gerichtsjahre. Nun hat das Jahr nur 365 Tage, von welchen 58 Sonn- und Feiertage nebst 60 Tagen Gerichtsferien abzurechnen sind. Wie konnte also Lemery in zwei Jahren 543 Tagfahrten mitmachen, während die Gerichtssitzungen nur an 494 Tagen stattfinden? Ein anderer Advokat, der Abgeordnete Renoult von Vesoul, erhielt für eine einzige Tagfahrt 2500 Frs. Nicht weniger als fünf ehemalige Sekretäre des ehemaligen



Ministers Millerand haben sich bei der Schur beteiligt. Zwei dieser Sekretäre sind Juden, einer derselben hat für 68 Tagfahrten 26,150 Frs. Honorar berechnet und erhalten; ein anderer sogar 76,350 Frs. Der Prinzipal dieser Herrchen, der Exminister Millerand, hat für 31 Sitzungen 61,000 Frs. berechnet, so daß der einzigen Schreibstube Millerands 192,000 Frs. zufielen.

Vor vier Wochen wurde gelegentlich der Beratung des Staatshaushaltes dieses Treiben aufgedeckt und der Senator Le Prevost de Launay verlangte, daß sämtliche Akten der Liquidatoren dem Rechnungshofe zur Einsicht und Gutheißung vorgelegt werden sollten. Da die Sache aber aus juristischen Gründen nicht durchführbar war, so hat der Senat einen Ausschuß von 27 Mitgliedern eingesetzt, welcher die Abwicklung der „Einkämmerung" zu prüfen haben wird. Die sozialistische „Humanité" und die antisemitische „Libre Parole" haben dem Ausschusse infolge ihrer Enthüllungen die Sache leicht gemacht. Und sollte der Ausschuß ein Auge zudrücken wollen, so wäre dies eine vergebliche Liebesmühe, denn ganz Frankreich weiß jetzt, daß die zugängliche Viertels-Milliarde schon ziemlich in Rauch aufgegangen ist.



Katholisches Gemeinschaftsbewußtsein.

Von

Dr. Alois Wurm.

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hat in Nr. 4 (S. 57) an meinen Artikel in Nr. 3 der Literarischen Beilage zur „Augsburger Postzeitung" eine Betrachtung über „Katholisches Gemeinschaftsbewußtsein" geknüpft. Der Gegenstand ist so wichtig und drängend, zudem der Herausgeber so loyal und zur Verständigung bereit, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, hier ein Weniges zur Klärung beizutragen.

Unter katholischem Gemeinschaftsbewußtsein verstand ich immer und verstehe ich das lebendige und tatkräftige Bewußtsein, daß uns Glieder der Kirche ein über alles tiefes und starkes, weil unser Heiligstes und Innerstes berührendes Band zu einer wahren Familie, zu einer echten Brüderschaft verbindet. Voraussetzung dafür ist also eine aufrichtige und warme katholisch-religiöse Gesinnung. Mit religiösen Frondeuren läßt sich naturgemäß zu keinem derartigen Verhältnis kommen. Wo die warme, echte und opferfähige Liebe zur Kirche fehlt, ist damit auch der Boden für die Entwicklung eines katholischen Gemeingefühls entzogen. Das ist klar und selbstverständlich.

Wo aber das katholische Gemeinschaftsbewußtsein wirklich vorhanden ist, da quillt aus ihm die nie ermüdende Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Hilfeleistung, zur schonenden Behandlung unserer Schwächen, von denen keiner von uns frei ist, zur kraftvollen Förderung und Verteidigung unserer höchsten gemeinsamen Interessen. Da ist vor allem lebendig eine aufrichtige, männliche gegenseitige Achtung, die durch keine Differenz anderweitiger Ueberzeugungen erschüttert werden kann. Ist unser Gemeinschaftsbewußtsein so schwach, daß es zerbricht, sobald wir bei unseren Glaubensbrüdern auf andere literarische oder künstlerische Wertungen, als die uns geläufigen, stoßen, ist es oberflächlich und äußerlich. Denn dann zeigt es sich, daß es nicht in den religiösen, sondern literarischen und kunstästhetischen Anschauungen seine Wurzeln hat. Oder soll es wirklich von besonderem Gemeingefühl zeugen, wenn wir etwa eine andersdenkende literarische Gruppe unserer Glaubensbrüder öffentlich diskreditieren oder verächtlich abtun? Ich glaube vielmehr, wo wirklich Männer sich im Tiefsten eins wissen, da werden sie im Bewußtsein gegenseitiger Ebenbürtigkeit ihre Differenzen sachlich zum Austrag bringen. Da gibt es kein hochtrabendes Schulmeistern auf der einen und kein nörgelndes Querulieren auf der andern Seite; ein jeder nimmt den anderen so ernst, als er selbst vorausgesetzt genommen zu werden; ein jeder sucht in die Gedanken des anderen mit ehrlichem Bemühen einzudringen, sie von innen heraus zu würdigen, und übereilt sich nicht, seine fertigen Maßstäbe daran anzulegen. Das nenne ich wahres, männliches Gemeinschaftsgefühl.

Dem fehlt es dann auch nicht an Vertrauen. Ich weiß, daß mein Glaubensbruder für die gemeinsame Sache ebenso sehr wie ich sein Wissen und seine Kraft einsetzt, mag sein Weg auch ein anderer sein als der meine. Ich mag mich mit ihm auseinandersetzen, aber es muß in einer Weise geschehen, wie eben zwei im tiefsten Grunde einige Kampfgenossen miteinander verhandeln. Nichts ist verletzender als das schleichende Mißtrauen in die lautere Gesinnung eines Mannes, der dem gemeinsamen Ideal Jahre und Jahrzehnte aufreibender Tätigkeit gewidmet hat. Ein Gemeingefühl, das zu solchen nicht hinzudringen vermag, ist sicherlich noch stark im Gewirre kleiner Einzelinteressen gefangen. Denn wo das Vertrauen fehlt, daß es jeder in der Familie ehrlich und gut meint, kann von eigentlichem Gemeinschaftsbewußtsein keine Rede sein.

Dies ruht endlich auch auf Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Vor allem gilt dies für die literarische und künstlerische Kritik. Eine ernste und strenge Kritik, an uns selbst geübt, ist die Voraussetzung für ein sicheres endliches Vorwärtskommen der Katholiken auf den zwei so wichtigen Gebieten. Das ist der positive Wert der Kritik. Denn die künstlich hinaufgeschraubten Größen werden über kurz oder lang in Staub zusammensinken und der Staub wird voraussichtlich auch das Wertvolle und Hoffnungsreiche bedecken, das in ihnen war. Zudem ist eine wirklich innerliche literarische Bildung unserer gebildeten Kreise nur durch eine gründliche Kritik möglich. Und endlich ist eine Kritik, die an Freund und Feind die gleich strengen Maßstäbe anlegt, eine absolute Forderung des Gewissens. Kein schwächliches Paktieren mit dem Gegner, aber auch keine grundsatzlose Konnivenz gegen unsere Freunde! Möglicherweise beurteilt ein anderer ein Literaturwerk anders; das berechtigt ihn noch keineswegs, einen Schatten auf die Sinnesart des anderen zu werfen. Eben darin dokumentiert sich der Mangel des echten Gemeingefühls. Das fordert nun allerdings, daß man das Bittere, was gesagt werden muß, in so milder Form als möglich sage.

Meines Erachtens muß also das katholische Gemeinschaftsbewußtsein vor allem auf dem Grunde einer gegenseitigen ebenbürtigen Achtung, eines selbstverständlichen Vertrauens aufeinander, einer ehrlichen Wahrhaftigkeit erwachsen. Wo diese freie, frische und gesunde Luft weht, da wird ein jeder zu gegenseitiger Fühlungnahme und Verständigung gern bereit sein.

Wissenschaft und kirchliche Lehrautorität.

Vom Herausgeber.

Professor Dr. Joseph Schnitzer hat seine Lehrtätigkeit an der theologischen Fakultät in München notgedrungen eingestellt. Nachdem der Papst selbst eingegriffen und Professor Schnitzer a divinis suspendiert hatte, war die Frage, ob die in Betracht kommenden Ordinariate (München, Augsburg, Passau, Speyer) den Theologen den Besuch seiner Vorlesungen bereits amtlich und formell untersagt hätten, eine völlig müßige. Es verbietet sich von selbst, daß Theologen nicht länger die Kollegien eines Professors frequentieren können, der sich in einer so maßlosen Form gegen die kirchliche Autorität aufgelehnt hat. Liberale Blätter meinten anfangs, Schnitzer habe nur das Kolleg über Dogmengeschichte eingestellt, werde dagegen seine Vorlesung über Pädagogik fortsetzen. Die „gewaltige Zuhörerschaft", welche dem „gegen Rom" rebellierenden Professor gelegentlich seiner Abschiedsvorlesung „begeisterte Ovationen" bereitete, bestand natürlich weit überwiegend aus solchen, die von katholischer Theologie ungefähr soviel verstehen wie eine Kuh vom Spanischen. Alles, was instinktiv „gegen Rom" marschiert, darunter zahlreiche Juden und Neuheiden, hatte sich in und vor dem auditorium maximum zusammengefunden, um für Schnitzer und gegen den Papst zu demonstrieren. Für eine Vorlesung über das „Vater unser" pflegt sich eine so zusammengesetzte Hörerschaft sonst herzlich wenig zu interessieren, es sei denn, daß man „Simplicissimus"-Witze darüber reißt.

Die liberale Presse wundert sich über das rasche Eingreifen des Papstes, der den Artikel Prof. Schnitzers in der „Internationalen Wochenschrift" noch kaum verbotenus hätte erfahren haben können. Man übersieht dabei, daß dieser Artikel höchstens als letzter Tropfen gelten kann, der ein volles Maß zum Ueberlaufen brachte. Wer Schnitzers Artikel „Legendenstudien" in den „Süddeutschen Monatsheften" gelesen hatte und über einiges andere unterrichtet war, konnte sich höchstens darüber wundern, daß in erster Linie berufene Wächter so lange untätig blieben und die Augen schlossen. In einer Zuschrift an den „Bayerischen Kurier" verwahrt sich Prof. Schnitzer gegen verschiedene ihm vorgeworfene Ketzereien. Die Gottheit Christi

leugne er nicht. Er habe nur als Historiker die menschliche Seite Jesu stark und entschieden hervorgehoben. Jesus sei aus seiner Zeit heraus zu verstehen; er habe manche Anschauungen, Hoffnungen und Erwartungen, ja auch manche **Vorurteile** seiner Zeitgenossen geteilt und darin geirrt. Das sagt Schnitzer nicht etwa von den Jüngern und den Evangelisten, sondern von Christus selbst. Christi Glauben z. B. an die dämonische Besessenheit vergleicht Schnitzer mit den Hexenwahn, meint aber, damit geschehe der Gottheit Jesu kein Eintrag. Diese Meinung dürften nicht viele teilen. Irren ist menschlich, aber nicht göttlich.

Die Reaktion gegen die jüngsten Aergernisse tritt mittlerweile immer kraftvoller in die Erscheinung. Von den namhafteren deutschen Fachtheologen tritt einer nach dem anderen auf den Plan, um die Enzyklika Pascendi gegen ihre Kritiker zu verteidigen. In der „**Kölnischen Volkszeitung**" (Nr. 116 vom 7. Februar) eröffnete Dr. G. **Esser**, Univ.-Professor in Bonn, eine Artikelserie. Im „Tag" (vom 2. Februar) setzte sich Prof. Dr. **Faßbender** mit den Gegnern der Enzyklika auseinander. Zur Unterstützung seiner Darlegung, daß keine größere Gebundenheit der Theologen eintritt, als sie auch früher bestand, beruft Prof. Faßbender sich auch auf die jüngsten Darlegungen in der „Allgemeinen Rundschau": „In dieser Beziehung führt Prof. Sägmüller in Nr. 5 der „**Allgemeinen Rundschau**" unter Bezugnahme auf Paulsens Aufsatz in der „Internationalen Wochenschrift" sehr gut aus, daß auch noch anderwärts als beim katholischen Theologen sachliche Gebundenheit herrsche".... Wir vernehmen, daß Prof. Dr. **Kneib** in Würzburg eine Broschüre über das Thema vorbereitet. Wie man sieht, regt es sich überall zur energischen Verteidigung. Diese aber wird nach Lage der Sache für viele irregeleitete und verwirrte Gemüter **Klärung** und **Beruhigung** im Gefolge haben.

Erteilung der missio canonica an die Lehrer.

Von

P. Reither.

In den meisten Diözesen Deutschlands wird den Lehrern **stillschweigend** die sog. missio canonica, die Berechtigung zur Erteilung des Religionsunterrichts, erteilt. Abgesehen davon, daß in dieser Form eine unangebrachte geringe Einschätzung des bedeutsamen Rechtes der religiösen Unterweisung gesehen werden könnte, ist die stillschweigende Uebertragung an jeden Absolventen eines Lehrerseminars heute auch **praktisch** nicht mehr empfehlenswert. Es ist ein offenes Geheimnis, daß unter der jüngeren Lehrerschaft vielfach Gleichgültigkeit, manchmal sogar Ablehnung gegenüber den religiösen Wahrheiten und religiöser Uebung besteht. Der in Bayern viel besprochene jüngste Fall, daß ein Lehrerseminarist zur Vorbereitung auf die Kommunion Goethes Faust las und — wenn auch nur in jugendlichem Leichtsinn — gerade die verfängliche Stelle von Gretchens Verführung aufschlug, ist ein interessantes Schlaglicht darauf, welchen Leuten nach Umständen die missio canonica mit ihrem Absolutorium verliehen wird.

Das erzbischöfliche Ordinariat Freiburg ist nun mit einem sehr beachtens- und **nachahmenswerten** Erlasse herausgetreten, der neben vorzüglichen Bestimmungen über die Erteilung des Religionsunterrichtes an Lehrerbildungsanstalten auch folgendes bestimmt:

„1. Um die Zulassung zur Erteilung des Religionsunterrichtes in der Volksschule von uns zu erlangen, haben die Lehramtskandidaten am Schlusse des 6. Kurses (d. i. des letzten Kurses D. V.) eine **besondere Prüfung** zu bestehen.

Zu diesem Zwecke sind uns die Nachweise über Heimat, Geburt, Taufe, Fleiß, Betragen und Leistungen in den einzelnen Lehrfächern der Religion vorzulegen. Die Kandidaten werden über ihre Kenntnisse in der Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre, in der Kirchengeschichte, Liturgik und Methodik des katechetischen Unterrichts einzeln geprüft und die Noten gemeinsam von dem Religionslehrer und dem Kommissär festgestellt. **Auf Grund der Ergebnisse der Prüfung entscheidet die Kirchenbehörde über die Zulassung zur Erteilung des Religionsunterrichtes** in den Volksschulen und in den entsprechenden Klassen der höheren Schulen und stellt den Betreffenden durch Vermittlung des Oberschulrates die Urkunde für die missio canonica aus."

Durch die Prüfung sowohl wie auch durch die Ausstellung einer eigenen Urkunde wird die Bedeutung des hohen und hehren Amtes, die Kleinen in der christlichen Wahrheit zu lehren und zu führen, dem jungen Lehrer sicherlich mehr ins Bewußtsein gebracht als durch die formlose, stillschweigende Zuerkennung. Es ist aber auch die Möglichkeit gegeben, ungeeignete Kandidaten von der Religionslehrstunde **ferne zu halten**. Deshalb sei wiederholt: Der Erlaß ist nachahmenswert in allen Diözesen!

Das Märchen.

Märchen mit dem Kindermund,
Tust mir deine Wunder kund!
Zauberst gold'nen Sonnenschein
In mein dunkles Herz hinein! —
Leuchtend, wie ein lieber Stern,
Winkst du stets aus weiter Fern;
Führst an deiner goldnen Hand
Mich zurück ins Kinderland!
Nimmst mir ab der Jahre Last;
Bettest mich zur süßen Rast,
Wo in Glanz und Maiengrün
Deine blauen Blumen blühn! —

Märchen mit der goldnen Hand,
Halt mir auf mein Kinderland!
Bin so gerne bei dir Kind,
Muß ich wandern auch geschwind
In die dunkle Menschenwelt,
Die kein Kindersinn erhellt:
Wandern, wandern fern von dir,
Ach, wie gerne blieb' ich hier!
Märchen, traurig muß ich schau'n
Dann zu deinen blauen Au'n —
Nur in meinen stillsten Stunden
Darf ich, ach, bei dir gesunden.

Fritz Flinterhoff.

Alban Stolz.

Zu dessen 100. Geburtstag von J. M. **Schmidinger**-Donauwörth.

(Schluß.)

Journalisten und populäre Apologeten finden in Alban Stolz' Streitschriften ein Arsenal von Waffen, glatte Kieselsteine für die freche Stirne des modernen Maulheldentums, aufgespeicherten Spott für die Lüge und Bosheit, Wortbilder und Wendungen, die mit einem Schlag die Lacher auf unsere Seite ziehen, womit oft am schnellsten die Federschlacht entschieden und das Rededuell gewonnen ist.

Wenn ein Buch erschiene, in dem die Perlen der Alban Stolzschen Schreibkunst an einer goldenen Schnur gefaßt sind, so rate ich, aus Alban Stolz' unvergleichlichen Polemiken, die nur an Louis Veuilliots Federkriegen ihresgleichen haben, ein Brevier für Journalisten und Diskussionskämpfer herzustellen, damit die vielfach lederne, witz- und humorlose Polemik auf dem Papier und Fechtboden der Parlamente und Volksversammlungen eine Befruchtung erfahre.

Es ist nicht wahr, daß Witz, Spott, Sarkasmus nur das Vorrecht der Gegner seien; sie seien auch unser Rüstzeug gegen Bosheit und Niedertracht, wo das kühle Wort, der niederschlagende Beweis, wie Pathos und Thräne des Advokaten als Komödie verlacht werden, um die falsche Behauptung, die Lüge, aufs neue aufzuwärmen.

Auch eines sei Alban Stolz unvergessen: Er stieg vom Katheder zum Volk herab, schrieb Broschüre um Broschüre zur Rettung aus dem Sumpfe des Josephinismus und Wessenbergianismus, zur Verteidigung der Freiheit und der Ehre der Kirche, zur Belehrung, Entflammung und Erziehung des Volkes, obwohl selbst ein Hirscher meinte, ein Professor auf der Höhe der Universität sollte sich mit Kalendern, Broschürchen usw. nicht abgeben, sondern durch Foliantenarbeit die Reform betreiben. Alban Stolz kehrte sich nicht daran, schrieb 12 Jahre an einer kostbaren Volkslegende, 3 Jahre an seiner klassischen „Elisabeth", schrieb 18 Kalender, gründete den Freiburger Gesellenverein, dem sogar ein **Bebel** angehörte und für dessen Präses dieser Worte des Ruhmes hat; Alban Stolz schämte sich nicht, als Universitätsprofessor seinen Aermel am Rock des Proletariers zu streifen, er gründete den Dienstbotenverein, leitete den Männer-Vinzentiusverein bis zum Tode, liebte, ehrte, arbeitete für das arme Volk, fühlte, litt und stritt mit ihm, behorchte ständig seinen Herzschlag als Professor von europäischem Ruf, als Prorektor der Freiburger Universität, als Ehrendoktor der Wiener Universität, als von einem preußischen König für würdig befundener Kandidat für einen Hermelinmantel und den Purpur einer der größten Diözesen Deutschlands, als ein wahrer praeceptor germaniae durch die Millionen Exemplare seiner Schriften.

Und als politische Niedertracht wieder Luft erhielt durch die Lösung des Konkordates in Baden, als sich eine ganze Meute gegen ihn verschwor, als 18 Professoren — auch Theologen — in einer Petition an das badische Ministerium seine Nichtbestätigung als Universitätsprofessor forderten, als die Tagespresse von Konstanz bis Heidelberg nach dem Büttel und Staatsanwalt gegen ihn schrie, und superkluge, friedselige Freunde in Feigheit von ihm abrückten, um ihre Haut in Sicherheit zu bringen und das Avancement nicht zu gefährden, da stand er — der kleine Mann von Freiburg — fest wie eine Eiche, ungebeugt, ungestürzt, sich im Kugelregen literarischer Feld-

schlacht als hörnerner Siegfried fühlend, der „durch eine Allee von Tigern und Teufeln zu schreiten" — wie er selbst sagt — den Mut in sich fühlte. Und diese Prinzipientreue des Mannes, der erst kurz zuvor die letzten Eierschalen einer erbärmlichen Schultheologie durch Askese und Studium gänzlich abgeworfen und durch die ständige Ziselierarbeit an seinem zu Exzessen geneigten Charakter Herr seiner selbst geworden, die ist's zunächst, die uns Alban Stolz so groß erscheinen läßt: Die Prinzipientreue und logische Konsequenz seines Lebens inmitten einer Zeit, die Windfahnentum als höchste politische Weisheit dem Denkträger und charakterlosen Bildungsphilister mit allen Advokatenkniffen und aller Phrasendrescherkunst aufgeschwindelt hat.

Diese Prinzipientreue eines Mannes hat Männer geweckt, denn der Mann erweckt den Mann und Mut den Mut, hat den Boden in Baden mitzubereitet, für das, was jetzt dort sich entwickelte nach einer traurigen Zeit, die Alban Stolz 1854 in seiner Badischen Kirchengeschichte (Kleinigkeiten, 1. Bd., S. 265) beschrieben hat.

Bei der Größe des Mannes als Literat, Poet, Apologet, Volkspädagog ist's dann wieder seine Originalität und selbst Kuriosität, die ihn so populär gemacht; ein Original durch und durch, wie sie immer mehr aussterben, wegen der Quetschmühle und des geistigen Filtriertrichters unseres Bildungssystems. Wie Diogenes mit der Laterne Menschen sucht, müssen wir heutzutage Originale suchen, denn alles ist Kopie, und Kopie so oft nach schlechten Mustern. Wie originell sind Alban Stolz' Schriften, wie originell allein schon ihre Titel! Er liebte es, wie Hettinger sagt, in der Literatur wie auf Fußreisen Seitenwege einzuschlagen, gleichviel, ob er die Richtung kannte oder nicht; er liebte weder im Essen noch in der Literatur „Aufgewärmtes"; er lebte als Professor wie ein Student auf einsamer Bude, konnte Weiberherrschaft nicht leiden und entzog sich selbst dem Haushaltungsregiment seiner Schwester, um ganz unabhängig zu sein; Blutsverwandtschaft galt ihm weit weniger als Geistesverwandtschaft. Vorhänge, Tafeln, reiche Möbel im Zimmer störten seine Denktätigkeit, ein Kanapee, ein gepolsterter Lehnstuhl waren ihm ebenso ein Greuel wie eine Suppe beim Mittagessen. Das Essen sah er als eine Art geheime Schmach an, niemand hat er je zu Tisch geladen oder ein Gläschen kredenzt, obwohl er bei aller Feindschaft gegen den Schnaps und alle Arten Liköre den roten Wein liebte; nie hat er einen abstrakten oder konkreten Pantoffel ertragen, keinen Schlafrock berührt. Er hat nicht geraucht, nicht geschnupft, eine Prise wohl angenommen, um nicht viel Worte der Ablehnung zu machen, um sie dann zu Boden zu werfen; nie hat er als Priester eine Karte — das „Gebetbuch des Teufels" — berührt. Wie er die klassische Musik, die spanische Kunst, die Spanier, die Tiroler, die Bayern, die Schweizer liebte, ist ebenso bekannt wie seine erst spät aufgegebene Abneigung gegen Scholastik und Choral. Daß er die spanischen Stiergefechte verteidigt, haben ihm manche als einzige Sünde angerechnet, die aber doch hier und im anderen Leben nachgelassen werden kann. Wie er mit Hägele und dem Historiker Weiß Wettrennen bergauf hielt, am Röhrenbrunnen sich wusch, wenn er in der abgelegensten Spelunke übernachtete, sich verregnen ließ, auf dem Meere an den Mastbaum sich band, wie er alle abgeweidete Gebiete des Touristenverkehrs floh, auf dem „Imperiale" des Postwagens saß, um Land und Leute wie aus der Vogelperspektive zu studieren, es bedauerte, in Spanien nicht unter Räuber gefallen zu sein, wie er alle Ovationen verachtete, nie Toaste ausbrachte oder annahm, allen Gratulationen zum Namenstag auswich, die Wahrheit auch bei Höflichkeitsformen über alles stellte, keine überflüssigen Titulaturen liebte, alle Begaffung und Bewunderung als literarisches Wundertier verschmähte, nie sich zeigte, wo es hoch herging und alles zusammenlief, wie er ewig den Vatermörder, den borstigsten Zylinder, die Hornbrille trug, aus der er wie eine Meise auf dem Ast uns anblickt und hundert andere Kuriositäten und Originalitäten sind in Hägeles und Schmitts Biographien und in seinem, wie er sagt „leichtsinnigsten Buche", Spanisches, nachzulesen. Daß er ein solches Buch schreiben konnte, nachdem er nur 3 Wochen in Spanien weilte, ist der glänzendste Befähigungsnachweis seines Schauens und Beobachtens wie seines Genies.

Wie er gelebt, gearbeitet, Almosen nach Hunderttausenden zur Verbreitung des Glaubens, zur Verbreitung guter Schriften, zur Linderung aller Sorten von Not gespendet, ohne sich zu nennen, was er als Mann, Christ, Priester, Lehrer, Pädagog und Selbsterzieher war, bis er zum abgeklärten Greise voll innerem Frieden geworden, wie schön er gestorben und wie er seine Lebensarbeit in seiner Grabschrift in einen Satz von ergreifender Glaubensüberzeugung und Glaubensfreude zusammenfaßt, hat sein Schüler, Intimus, literarischer Erbe und Biograph Dr. Jakob Schmitt mit Lenbachscher Porträtierkunst geschildert.

An Alban Stolz' Grab hat mich die Inschrift an dem Weihwasserkesselchen, das ein Tiroler Bauernbursche gestiftet, nicht weniger ergriffen als die selbstverfaßte Grabschrift Alban Stolz': „Aus Dankbarkeit dem größten Wohltäter meiner Seele."

Und wie sollen wir dem Säkularmenschen und Volksschriftsteller, dem „Kirchenvater des 19. Jahrhunderts" unsere Dankbarkeit beweisen? Ich mache drei Vorschläge:

1. Verbreiten wir seine Schriften im Volke als Immunisierungsmittel gegen alle geistigen, sozialen und pädagogischen Uebel, die Alban Stolz mit Einsatz seines Herzblutes und Drangabe seines Augenlichtes gegeißelt und bekämpft hat, als Immunisierungsmittel gegen aufgewärmten Wessenbergianismus, Deutschkatholizismus, Altkatholizismus, Modernismus, die an unserem Marke fressen, unser Glaubensleben unterwühlen und aushöhlen, unser katholisches Selbstbewußtsein bis zur Selbstvernichtung lähmen und den Charakter in der Beize des schrankenlosen Individualismus und Subjektizismus zerfressen. Lernen wir von Alban Stolz auch wieder etwas mehr Liebe und Ehrfurcht für die Kirche, Durchringung zu klaren Anschauungen, Mut und Courage für den Kampf um die Ehre und der Kirche Freiheit. Lernen wir von ihm auch etwas mehr Aszese und Selbstzucht zur Ueberwindung geistiger Infektionskrankheiten.

2. Denken wir an eine von ersten Künstlerhänden illustrierte Prachtausgabe der Alban Stolzschen Werke, wie sie den Werken des großen protestantischen Volksschriftstellers Jeremias Gotthelf als Ehrengabe der Schweizer zuteil geworden ist. Und Alban Stolz ist nicht weniger als dieser und das katholische Deutschland kann nicht weniger als die Schweiz.

3. Helfen wir die Albanskirche in Neusatz erbauen, wo Alban Stolz 77 Monate in der Schule des Volkes stand, seine literarische Lebensarbeit vorbereitet und den Plan zu seinem ersten und besten Kalender entworfen hat. Welches Denkmal läge mehr im Geiste des Seligen als ein Gotteshaus? Alban Stolz schließt sein Testament mit der Bitte um ein Vaterunser. Wie könnte die Nachwelt den „letzten Willen" des Verewigten besser erfüllen, als indem sie an der im Leben desselben so denkwürdigen Stelle eine Gebetsstätte errichtet, wo das Vaterunser sowohl in der öffentlichen Opferfeier als im stillen Seelentempel für den Verstorbenen verrichtet wird? Das neue Gotteshaus in Neusatz — das an Stelle der alten Kirche kommen soll, die bei 1600 Seelen nur 300 Kirchgängern Raum gewährt — soll den schönen Titel: St. Albanskirche tragen und den Namen des Seligen verewigen helfen. Wir wissen, daß dieser Gedanke in vielen Herzen lauten Beifall findet, in jenen vielen, welche aus den Schriften des unvergeßlichen Mannes Geistesnahrung, religiöse Erhebung und Trost schöpften und noch schöpfen. Durch den Bau einer St. Albanskirche — nur eine Stunde vom Grabe des großen Katholikenführers entfernt — tragen wir zugleich eine Dankesschuld ab und verewigen das Andenken an den seligen Alban Stolz in wahrhaft hehrer Weise, um so mehr als die armen Bewohner von Neusatz nicht imstande sind, aus eigenen Mitteln ein Gotteshaus zu bauen. Deshalb rufen und bitten wir, wie der Mann zu St. Paulus flehte: „Komm herüber und hilf uns!"[1]

---

[1] Siehe den Aufruf zur Erbauung einer St. Albanskirche in Neusatz zu Ehren von Alban Stolz, unterfertigt von Erzbischof Dr. Nörber von Freiburg, Weihbischof Dr. Knecht, Bischof Keppler von Rottenburg und 37 hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Beiträge zur Albanskirche in Neusatz nimmt die Herdersche Buchhandlung in Freiburg, München, Straßburg, Wien entgegen.



Dante-Reminiszenzen.

1.
Die Neidischen.

Mit den zugenähten Augen
Sitzen sie vor goldnen Flüssen,
Deren Fluten ihren Händen
Immerdar entgleiten müssen.

Mit den zugenähten Augen
Müssen sie doch immer hören
Ruhm und Lob glückselger andrer
Von den fernen Engelchören.

Mit den zugenähten Augen
Schau'n sie doch die eigne Blöße,
Schau'n sie doch die eigne Schande,
Schau'n sie doch die fremde Größe.

2.
Tantaliden.

Wir sind des Tantalus Söhne,
Und unser Durst ist groß.
Wir greifen nach goldenen Früchten
Und kosten die Asche bloß.

Wir saßen am Tische der Götter,
Das ist der Sterblichen Fluch,
Nun droht ob unseren Häuptern
Der Schicksalsgöttinnen Zug.

Wir stehen in silbernen Wellen,
Doch treibt uns das siedende Blut
Den Brand unseres Innern zu stillen,
Entweicht uns die kühlende Flut,

Wir haben verloren auf Erden
Und hoch im Olympos den Sitz,
Uns hat gesengt und geblendet
Der funkelnde Jovisblitz.

Wir sind des Tantalus Söhne.
Zutiefst in den Orkus gebannt,
Erschau'n wir mit sehnenden Augen
Das ferne, das leuchtende Land.

Wir kannten die höchste Schönheit,
Wir standen im hellsten Licht,
Wir haben die Krone getragen,
Wo bergen wir unser Gesicht?

Wir herrschten am Throne der Liebe,
Nun stieß uns der Haß in die Not.
Und gleich dem Haupt der Meduse,
So bringt unser Anblick den Tod.

M. Herbert.

Altes und Neues aus der Studentenschaft.[1)]

Von

cand. iur. Joseph Ruby, Freiburg i. B.

Mit großer Freude ist es zu begrüßen, daß gegenüber verschiedener Strömungen im heutigen studentischen Leben endlich auch von katholischer Seite in breiter Oeffentlichkeit Stellung genommen wird. So bespricht ein Artikel in Nr. 1, 5. Jahrgang dieser Zeitschrift die Göttinger „Freischar". Wer nun mit den Strömungen, welche gegenwärtig das akademische Leben ergriffen haben, nicht so recht vertraut ist, der könnte versucht sein, diese „Freischar" als etwas Neues und Originelles anzusehen. Wer sich jedoch im akademischen Leben der Gegenwart etwas näher auskennt, für den ist diese Bewegung nur eine sekundäre Erscheinung. Ganz gewiß verdient sie auch als solche unser regstes Interesse und ist wohl der Beachtung wert. Aber als bloßer Ausläufer einer weit allgemeineren und umfassenderen Bewegung hat sie dieser gegenüber in den Hintergrund zu treten. Die Ideale, welche von der „Freischar" gepflegt und wohl auch nach Kräften verwirklicht werden, sind im Grunde genommen freistudentische Ideale und stellen sich dar als zum Teil einseitige und Teilbestrebungen jener großen allgemeinen Bewegung, die sich an den Namen „Freistudentenschaft, Finkenschaft oder Wildenschaft" knüpft.

Diese freistudentische Bewegung entfaltet schon seit Jahren, besonders aber gegenwärtig und an allen deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen, ein so reiches und mannigfaltiges inneres und äußeres Leben, daß es bald unverantwortlich wird, sie immer nur mit Geringschätzen und Achselzucken von der Seite her anzusehen. Sie verdient in ihrem ehrlichen Streben die volle Achtung der großen Oeffentlichkeit, nicht zuletzt auch der katholischen Oeffentlichkeit, was allerdings nur eintreten kann, wenn man sie kennt. Vielleicht tragen die folgenden Ausführungen dazu bei, die Aufmerksamkeit weiterer katholischer Kreise auf sie zu lenken.

[1)] Der Herausgeber glaubt vorstehende Ausführungen ungekürzt zum Abdruck bringen zu sollen, getreu dem Grundsatze „audiatur et altera pars". Mögen die katholischen Studentenvereinigungen aufs neue zu einer Gewissenserforschung über zeitgemäße Reformen des Korporationslebens veranlaßt werden, zu welchen mancherorts, wie der Herausgeber erfährt, bereits erfreuliche Ansätze zu bemerken sind.

Die „Freie Studentenschaft" einer Hochschule stellt sich dar als die Interessenvertretung aller derjenigen Studenten, welche zu keiner studentischen Korporation an dieser Hochschule in einem offiziellen Verhältnis stehen. Die ganze Organisation ist aufgebaut auf dem Vertretungsprinzip, welches zugleich den Inhalt und das Wesen der „Freien Studentenschaften" ausmacht. Naturgemäß sind die Interessen und Anschauungen der einzelnen Freistudenten verschieden. Wenn also die Organisation ihrer Aufgabe gerecht werden will, so darf sie sich nicht auf einseitige Anschauungen festlegen und diese verfolgen. In diesem Fall würde sie ohne weiteres die Berechtigung verlieren, das Vertretungsprinzip für sich aufzustellen. Aus dem Vertretungsprinzip folgt vielmehr mit logischer Konsequenz, daß das oberste Prinzip der „Freien Studentenschaft" sein muß „Toleranz". Hieraus ergibt sich weiterhin als fundamentaler Satz „Achtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung". Die so viel besprochene Satisfaktionsfrage erhält auch von diesem Standpunkt aus ihre Regelung. Die „Freie Studentenschaft" ist ihr gegenüber neutral: dem Duellanhänger stellt sie ihr „Waffenamt", dem Duellgegner ihr „Ehrenschiedsamt" zur Verfügung. Die Organisationen im einzelnen Falle sind an den verschiedenen Universitäten selbst unter verschiedenen Formen durchgeführt. Der ihnen allen gemeinsame Zweck ist aber, den nichtinkorporierten Kommilitonen, die im akademischen Leben bisher stimmlos und damit rechtlos waren, diejenige Stellung zu verschaffen, die ihnen ihrer Zahl nach gebührt. Damit wird die Frage der allgemeinen Studentenausschüsse aufgerollt, weiterhin die „Einheit der gesamten Studentenschaft" einer Hochschule angestrebt. Diese Gedanken verwirklichte zuerst die „Freiburger Freie Studentenschaft", indem sie in dem Gesamtausschuß der Freiburger Studentenschaft zuerst acht, dann 1892 sechzehn freistudentische Vertreter (aus jeder Fakultät vier) zugebilligt erhielt. In dem bekannten Hochschulrummel hat sich dieser Gesamtausschuß wieder aufgelöst. Damit war eine genügende Interessenvertretung der Nichtinkorporierten erreicht.

Dabei blieb man aber nicht stehen. Die heutige freistudentische Bewegung verdankt ihren Ursprung der Leipziger „Finkenschaft". Diese wurde im Januar 1896 nach erbitterten Kämpfen gegründet, und von hier aus traten nun die freistudentischen Ideen ihren Siegeszug an an die Universitäten und Technischen Hochschulen Deutschlands. Auf dem Boden der ursprünglich reinen Interessenvertretung entfaltete sich ein reiches Leben in den freien Studentenschaften. Man benützte die einmal gesammelten Kommilitonen, um sie zu gewinnen und zu begeistern für die Aufgaben eines modernen Studenten, um sie zu Männern zu erziehen, welche den heutigen Bedürfnissen und der heutigen Zeit, in der wir nun einmal leben, ein offenes Auge und liebevolles Verständnis entgegenzubringen. Und heute weht ein idealer Zug durch die freien Studentenschaften, und ein frisches pulsierendes Leben legt ein sprechendes Zeugnis ab von ihrer Existenzberechtigung. In fortschreitender Entwicklung stellen sie einen immer mächtigeren Faktor im akademischen Leben dar, und ihr steigender Einfluß nach allen Seiten macht sie zu einem immer gefährlicheren Rivalen des alten Korporationswesens. Sie ist auf dem besten Wege, ihr letztes Ziel, „zeitgemäße Umgestaltung des akademischen Lebens", zu erreichen.

Zur Verwirklichung ihrer Ideen hat sie sich vorzügliche Einrichtungen geschaffen. Zunächst die „Abteilungen". In den Abteilungen kann man freistudentische Art und freistudentisches Wesen an der Quelle kennen lernen. Hier tritt man sich gegenseitig näher, man schließt sich mit gleichgesinnten Kommilitonen zusammen zur Förderuug gemeinsamer Interessen und Bestrebungen, hauptsächlich zur Pflege von Wissenschaft, Kunst, körperlichen Uebungen, Geselligkeit usw. So gibt es Abteilungen für freien Vortrag mit Diskussion, Abteilungen für Musik, Literatur, Wandern, Skilauf usw. Von größter Wichtigkeit für diese Abteilungen ist, daß ihnen jedes vereinsmäßige Gepräge fehlt. Pflichtmäßige geldliche Leistungen werden keine verlangt. Die Deckung der Unkosten geschieht einzig durch freiwillige Beiträge. Große Beachtung verdienen weiterhin „die sozialen Einrichtungen", welche die freien Studentenschaften ins Leben gerufen haben. Selbst schon unter der Studentenschaft sozial wirkend, will sie auch ihre Anhänger anregen zu persönlicher sozialwissenschaftlicher Ausbildung. Diesen Interessen dienen vor allem die „Aemter". Hier gibt es ein Bücheramt, Büchervermittlungsamt, Arbeitsamt, Verkaufsamt für Herbergskarten, Exkursionsamt zur Besichtigung von bedeutenden wirtschaftlichen und industriellen Einrichtungen, Presseamt zu gemeinsamem billigen Bezug der Zeitungen u. a. Ein Ruhmesblatt in der Geschichte der freistudentischen Bewegung bilden die von ihr eingeführten „Arbeiterbildungskurse" (zuerst ausgeführt von der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Charlottenburger Wildenschaft 1901), womit sie ihren praktischen Blick für die Bedürfnisse des heutigen Lebens bewiesen und sich zugleich ein reiches außerakademisches Arbeitsgebiet erschlossen hat. Dieselbe Charlottenburger Organisation erreichte ihr höchstes Ziel der Wirtschaftspolitik mit ihrem 1903 eröffneten Studentenheim.

Durch Benützung all dieser Mittel, welche die einzelnen Organisationen in mehr oder minder vollkommenem Maße ihren Anhängern bieten, soll der Student sich in edlem Streben „unter

Vermeidung aller Exklusivität" zur „harmonischen Persönlichkeit" ausbilden. Die mannigfache Verschiedenheit dieser Mittel ermöglicht es dem einzelnen, seine Persönlichkeit nach „individueller Veranlagung" zu gestalten. Durch besonders kräftige Betonung der Pflicht des einzelnen zur Persönlichkeitsbildung wirkt die freie Studentenschaft nach Kräften mit, dem deutschen Volke „ganze Männer" zu schenken.

Will man die von dieser Bewegung bisher erreichten Erfolge einigermaßen würdigen, dann darf man vor allem nicht außer acht lassen, daß ihr zwei mächtige Faktoren fehlen, die anderen Organisationen in bedeutendem Maße zur Verfügung stehen: straffe Disziplin und große Mittel ideeller und materieller Art. Ihre Erfolge verdankt sie vielmehr „der persönlichen, begeisterten Hingabe einzelner an das Ganze" unterstützt durch relativ geringe „freiwillige Beiträge" ihrer Freunde. Von Zwang und Verpflichtung ist bei ihr keine Rede, „die persönliche Freiheit des einzelnen bleibt von der Organisation aus unangetastet."

Eine bedeutende Stärkung und Festigung erlangt die freistudentische Bewegung durch den Zusammenschluß der Einzelorganisationen zu dem Verbande der „Deutschen freien Studentenschaft", welcher alljährlich zu Pfingsten zu einem Verbandstag zugleich mit einem allgemeinen studentischen Kongreß zusammentritt. Außerdem findet die Bewegung eine kräftige Förderung und Unterstützung durch die schon zahlreich bestehenden „Verbände ehemaliger Freistudenten"; alles aber zusammengehalten und in möglichst einheitlichem Sinne geführt durch die monatlich erscheinenden „Finkenblätter" deren Auflage heute schon das 13. Hundert überschritten hat. Unterdessen haben sich die freistudentischen Presseverhältnisse in der Weise verändert, daß die bisherigen „Finkenblätter" halbmonatlich als „Freistudentische Rundschau" in weit größerer Auflage herausgegeben werden.

Hier sehen wir also eine Bewegung vor uns, deren große Bedeutung ein Sehender unschwer wird erkennen können. Herausgewachsen aus den modernen Verhältnissen wurzelt sie mit ihren Ideen und Zielen tief darin und hat demgemäß auch einen guten Grund und Boden für ihre Weiterentwicklung. Ohne zu übertreiben darf man auch sagen, daß ihre Forderungen, wie die Betonung der Persönlichkeitsbildung, der sozialen Betätigung u. a. eminent katholische sind, wenn auch die Art und Weise ihrer Verwirklichung in einigen Punkten in scharfem Widerspruch stehen zur katholischen Weltanschauung. Als eine junge Bewegung kann sie leicht in Radikalismus ausarten und besonders können die einzelnen Organisationen, entsprechend den Persönlichkeiten, welche an ihrer Spitze stehen, offiziell Tendenzen verfolgen, welche der katholischen Weltanschauung direkt widersprechen. Bisher gemachte Erfahrungen können dies bezeugen. Was will nun aber auch gegenüber einer solch umfassenden und mächtigen Bewegung, wie sie die freistudentische ohne Zweifel ist, eine Göttinger „Freischar", eine lokale Organisation bedeuten? Dieser Organisation gegenüber ist es noch einigermassen begreiflich, daß man auf katholischer Seite eine abwartende Haltung einnimmt. Ob man aber diesen abwartenden Standpunkt auch der freistudentischen Bewegung gegenüber einnehmen darf, wollen wir noch des Näheren untersuchen.

Ohne auf großen Widerspruch zu stoßen, kann heute wohl behauptet werden, daß das alte studentische Leben mit seinem romantischen Inhalt unwiderruflich dahin ist. Die Erfassung der gegenwärtigen Kulturprobleme erfordert ganze Männer und nüchterne Studenten. Die Freie Studentenschaft ist von dieser Erkenntnis bereits durchdrungen. Können sich die heute bestehenden studentischen Korporationen zu dieser Auffassung nicht emporringen und sich den veränderten Zeitverhältnissen anpassen, dann steht von vornherein fest, wer der unterliegende Teil sein wird. Wenn man heute vielleicht noch gerade keinen Rückgang des Korporationsgedankens konstatieren kann, so doch einen gewissen Stillstand. In weiten Kreisen der Studentenschaft herrscht nicht mehr die Begeisterung für das Korporationsleben wie ehedem. Immer größer wird die Zahl derjenigen, welche „bewußt" und „aus innerer Ueberzeugung" sich keiner Verbindung anschließen. Nun sind auch die katholischen Studenten Kinder ihrer Zeit. Von der allgemeinen Strömung werden naturgemäß auch sie ergriffen und getragen. Und wer ein offenes Auge hat, kann beobachten, daß heute schon eine große Anzahl von Studenten, denen ihre katholische Ueberzeugung keineswegs Nebensache ist, abseits von den katholischen Korporationen stehen, wohin sie doch nach allgemeiner Anschauung gehörten. Die Gründe hierfür näher auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Begnügen wir uns vorerst damit, die Tatsache zu konstatieren. Mit fortschreitender Entwicklung müssen wir weiterhin damit rechnen, daß ihre Zahl immer größer wird. Werden wir bei dieser Sachlage auch noch abwartend zur Seite stehen? — Weiter! Die Erfahrung lehrt, daß solche einzelne katholische Studenten, auch bei gutem Willen, katholisch zu sein und zu bleiben, leicht der Gefahr ausgesetzt sind, dem katholischen Leben für immer verloren zu gehen. Sollen wir dem auch abwartend zusehen? Diese Frage läßt sich nur nach einer Richtung hin beantworten, und zwar mit einem entschiedenen Nein! Wenn es möglich ist, neben den katholischen Korporationen für die katholische Sache neue überzeugte Anhänger zu gewinnen, dann sind wir auch verpflichtet, unsere Kräfte für diese schöne Sache einzusetzen. Und wenn diese katholischen Kommilitonen eben in stärkerem Maße Kinder ihrer Zeit sind, als ihre Freunde in den katholischen Verbindungen, dann muß man eben, um sie zu gewinnen, den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung tragen. Das ist der einzige Weg, um die Phalanx der katholischen Studentenschaft zu festigen und zu vergrößern. Daß dies eine wichtige Frage ist und im engsten Zusammenhang steht mit der Frage einer Reform der katholischen Verbindungen, braucht wohl des Näheren hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Wir wollen uns hier nur mit der Lösung des Problems einer Sammlung und Gewinnung der nichtinkorporierten katholischen Kommilitonen beschäftigen. Und hier haben wir glücklicherweise das Stadium einer bloßen Diskussion dieser Frage bereits überschritten. In Verbindung mit den Ausführungen über die freistudentische Bewegung dürfte es auch nicht zweifelhaft sein, welche Art der Lösung hierbei zu wählen ist. Sind wir überzeugt von der Wichtigkeit gerade dieser Bewegung, dann kann eine Antwort nur lauten: Eine Sammlung der nichtinkorporierten katholischen Kommilitonen kann sich nur fruchtbringend gestalten auf dem Boden dieser aufstrebenden Bewegung. Getragen von dieser Ueberzeugung ist man auch in Freiburg i. Br. bereits zur Tat übergegangen. Die dort gegründete „Vereinigung katholischer Freistudenten" verfolgt den Zweck, die katholischen Nichtinkorporierten zu sammeln und gemeinsam als katholische Studenten mitzuarbeiten an der Verwirklichung freistudentischer Ziele und Ideale. Ihren katholischen Charakter beweist sie der Oeffentlichkeit gegenüber durch ihren Namen und, um bescheiden hinzuzusetzen, auch durch ihre Tätigkeit. Durch geschlossenes Auftreten der katholischen Freistudenten wird verhütet, daß die freistudentischen Organisationen Formen annehmen, die der katholischen Ueberzeugung widersprechen, was an sich schon ein bedeutender Erfolg ist. Durch sie werden auch die Katholiken eingeführt in diese große Bewegung und so aufmerksam gemacht auf ihre Bedeutung. So ist zu hoffen, daß der Stillstand oder gar der Rückschritt, dem die katholischen Korporationen bei Beharrung in den alten Formen entgegengehen, durch fortschreitenden Ausgleich auf der andern Seite paralysiert wird.

Die Organisationsform der „Vereinigung katholischer Freistudenten" ist gemäß ihrem freistudentischen Charakter diesem auch angepaßt. Ihr einziger fester Kern ist der aus drei Mitgliedern bestehende Vorstand. Um ihn herum gruppieren sich in freiester Form die Gesinnungsgenossen, zusammengehalten nicht durch Zwang, sondern bloß durch ihre Begeisterung für ihre Sache. Die Kosten der Geschäftsführung werden gedeckt durch freiwillige Beiträge. Daß man auch auf diese Art und Weise Erfolge erringen kann, lehren die bisherigen Erfahrungen. Lust und Liebe zur Sache sind die treibenden Motive zu ihrer Wirksamkeit.

Mögen diese kurzen Ausführungen dazu beitragen, daß die katholische Welt zunächst der allgemeinen freistudentischen Bewegung die gebührende Aufmerksamkeit schenke, dann aber auch, durchdrungen von ihrer Größe und Bedeutung, sich erwärme für die Gedanken, an deren Verwirklichung die Freiburger „Vereinigung katholischer Freistudenten" seit einigen Semestern mit Erfolg arbeitet. Dann wird auch die Stunde gekommen sein, um an andern Hochschulen mit derselben Bewegung einzusetzen und so die Schar derjenigen zu verstärken, welche heute die Träger des katholischen Gedankens an unsern Hochschulen darstellen.

Münchener Kunst.

Die Galerie Zimmermann veranstaltete in der vorigen Woche eine Sonderausstellung von Werken des Hans Schwegerle. Der Künstler betätigt sich als Zeichner, Maler und Bildner kleiner Plastiken. Die letzteren sind zumeist Porträtreliefs von charakteristischer und feiner Durchführung. Ein paar runde Figuren sind da, wovon ein auf einer Maske stehender weiblicher Akt in Silber bereits ehedem ausgestellt war. Die Malereien sind Landschaftsimpressionen von kräftiger Farbenempfindung. Die bei weitem überwiegende Menge des Ausgestellten sind Schwarz-Weiß-Zeichnungen für Buchillustrationen. Gegenständlich sind all diese Sachen derb-humoristisch, zumeist Szenen aus dem Leben von Lausbuben. Die dargestellten Personen sind lustig aufgefaßt und bei aller Karikiertheit doch lebenswahr und scharf geschildert. Die Harmlosigkeit und der Mangel an jeglicher Satire oder Schärfe wirkt angenehm. Immerhin wäre eine etwas bemerkbarere geistige Vertiefung zum Vorteil gewesen. Technisch erinnern viele Blätter an die Art von Julius Diez, auch an manche der humoristischen Blätter von Stuck möchte man denken.

Im Münchener Kunstverein gibt es zurzeit eine interessante Ausstellung japanischer Originalholzschnitte. Eine stattliche Anzahl von Einzelblättern und Sammelbänden veranschaulicht das Aufsteigen dieser Kunst bei dem Volke des Ostens, und auch die Art, wie sie sich in neuerer Zeit von den alten bewährten Ueberlieferungen abzuwenden beginnt. Ueber-

raschend weit reichen die ausgestellten Werke in die Vergangenheit zurück. Schon aus der Mitte des 17. Jahrhunderts tritt uns ein Meister Moronobu entgegen, leider nur mit einem Blatt, das aber hinreicht, um diesen Künstler als Vorläufer einer das ganze 18. Jahrhundert hindurch glänzenden Kunstentwicklung darzustellen. Eine strenge, von der europäischen durchaus abweichende Art, flächig zu zeichnen und zu färben und dabei doch das einzelne mit größter Liebe zu beobachten und wiederzugeben, dazu eine Koloristik, deren Vornehmheit gleichfalls dieser ganzen Epoche eigen bleibt. Gegenständlich interessiert jenen Meister, und fast alle nach ihm, das aufs intimste beobachtete Volksleben, wobei unter Volk alle Schichten der Nation zu verstehen sind. Der Darstellung des Menschenlebens ordnet sich die Schilderung der Landschaft bescheidentlich unter. Die vielen technischen Feinheiten und die Verschiedenheit, mit der die einzelnen Künstler ihre Aufgabe erfaßt haben, kann hier unmöglich näher geschildert werden. Diese Meister schufen nicht im mindesten gleichartig, wie es bei flüchtigem Hinschauen scheinen möchte, sondern stark individuell. Wir finden unter ihnen z. B. treffliche Aktzeichner, und die Auffassung betreffend interessieren nicht wenige durch ihren Hang zu Humor und Satire. Von den Künstlern, deren Lebenszeit teilweise oder ganz ins 19. Jahrhundert fällt, ragen Hukusai und Hiroshige besonders hervor. Sie unterscheiden sich von den früheren durch starke Vorliebe für die Schilderung der Landschaft, die sie aus ihrer Nebenstellung zu selbständiger Bedeutung bringen. Nicht übersehen aber läßt sich in ihrer Zeichnung und besonders auch in dem Abweichen von den alten feinen und vornehmen Tönungen der Beginn eines Absteigens von der früheren Höhe. Die Bewunderung, die gerade diesen beiden Meistern heutzutage entgegengebracht wird, erscheint nicht durchgängig in ihrem hohen Maße gerechtfertigt.

Dr. Doering, Dachau.

Vom Büchertisch.

Eine Alban Stolz-Doppelnummer. Zum 100. Geburtstag Alban Stolz' hat die von J. M. Schmidinger, dem temperamentvollen Verfasser des Artikels „Alban Stolz" in Nr. 6 und der vorliegenden Nr. 7 der „Allgemeinen Rundschau", seit 20 Jahren redigierte Jugendschrift „Raphael" eine interessante, reich illustrierte, literarisch wertvolle Alban Stolz-Doppelnummer herausgegeben, die gegen 25 Pfg. auch separat durch die Verlagsbuchhandlung L. Auer in Donauwörth zu beziehen ist. Sie bietet vier prächtige Originalfestgedichte von Leo van Heemstede, dem Herausgeber der „Dichterstimmen", von E. Miller, Professor Wipfli und P. Gaudentius Koch O.C. Die schlesische Schriftstellerin Silesia (A. Siebelt) hat eine flotte Biographie, unsere M. Herbert einen geistvollen Essay über Alban Stolz' „Elisabeth" beigetragen. Berechtigtes Aufsehen erweckt wohl das mitgeteilte Urteil der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung" in Leipzig über Alban Stolz' literarische Bedeutung. Daraus sieht man, daß katholische Rezensenten und Literaturgeschichten sich bisher, von Hettinger und Eichendorff abgesehen, noch ziemlich zugeknöpft über Alban Stolz verhielten; doch haben auch die „Kölnische Volkszeitung" in Nr. 104 und G. Baumberger in den „Neuen Züricher Nachrichten" zum 100. Geburtstag in prachtvollen Artikeln die Reserviertheit aufgegeben und Alban Stolz endlich auch vom katholischen Standpunkte nach dem hohen dichterischen und psychologischen Werte gebührend gewürdigt. Besonderes Interesse dürften auch die zum erstenmal von J. M. Schmidinger veröffentlichten Briefe Alban Stolz' an die bekannte Dichterin und Konvertitin Kordula Wöhler und ihren Vater, den lutherischen Pastor Dr. Wöhler in Lichtenhagen in Mecklenburg, erregen. Alban Stolz war es, der der jungen, feingebildeten Pfarrerstochter die Hand reichte, als sie diese mit Sehnsucht nach der katholischen Kirche ausstreckte, und er nahm sie als seine bevorzugte Geistestochter gegen moralische Mißhandlung in Schutz und war ihr geistlicher Vater bis zu seinem Tode. Der erste Brief Alban Stolz' an Kordula Wöhler vom 10. November 1867 ist in Nr. 6 des „Raphael" in Autotypie, zugleich als Probe seiner Handschrift, wiedergegeben. Als Illustrationsschmuck bringt die Alban Stolz-Doppelnummer des „Raphael" 3 Bildnisse von Alban Stolz, das Porträt seines Biographen Hägele, Hettingers, Kordula Wöhlers und Ansichten von Bühl.

J. Bernhard.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Meister Bülows Monolog am Wurstkessel.

Fort mußt du, Stengel, deine Uhr ist abgelaufen. Gesellen mit ernsten Stirnen kann ich nicht leiden. Die denken zu viel, und grübelnde Mitarbeiter sind mir verhaßt. Dazu ist er auch noch „einer von da unten". Er lächelt immer so eigentümlich, wenn jemand von „Keim" spricht. Neulich stießen zwei Lehrbuben sich in die Seite, als Geselle Stengel von Konflikten im Kaimorchester erzählte. Solche Anzüglichkeiten dulde ich nicht. Einer lachte mir offen ins Gesicht und sagte: „Meister, das ist ja Ihre schwache Seite!" Als ich aufbrauste und ihn zur Rede stellte, entschuldigte sich der Naseweis: „Ich habe ja nur die Musike gemeint." Und dann dieses ewige Pochen auf die süddeutsche Biederkeit, dieses Obachtgeben auf die Güte und Menge des verwandten Fleisches. Ein Wurstkessel ist doch kein Maischbottich. Das ist mir Farcimentum, sagte Bismarck, und der war mehr als ein Stengele. „Die da unten" werden jetzt, um mit Bismarck zu reden, die ganze Maschinerie des Kaukus gegen mich in Bewegung setzen. Alles Brimborium, sagte Bismarck, Papperlapapp, sagte der alte Fritz, und Papa Wrangel meinte: Du mußt dir nicht verblüffen lassen, und gar nix darf dich imponieren. Man wird ja einmal nur geboren, man lebt nur einmal in der Welt, singt der Knappe in „Undine", und wer zuletzt lacht, lacht am besten, sagt ein altes Sprichwort. Das bin auf alle Fälle ich, der Zitatenwurstler; denn sobald der Wurstkessel anbrennt und raucht oder das dividierte Fleisch dem multiplizierten Mehl auffässig wird, dann gehe ich durch die Lappen. Einstweilen aber schnürt Stengel sein Bündel. Im Gehen ruft er quietschvergnügt mir zu: „Soll ich Posadowsky von dir grüßen, Meister?" Was soll das heißen! Der Mann ist auch noch malitiös. Das ist der Dank im Hause Wurstkessel!

Rigoletto.

Politische Definitionen.

Das, was heute kaum beendet
Und für ew'ge Zeit sollt sein,
Morgen, weil der Draht nicht reichte,
Wieder setzt von neuem ein;
Was zerrüttet die Finanzen
Jeden Bürgers ganz enorm,
So etwas, man soll's kaum glauben,
Nennt man jetzt — Finanzreform.

Was gern große Worte präget,
Viel von Volkeswohlfahrt spricht,
Wenn ein Hoher furcht die Stirne,
Winselnd auf dem Bauche liegt,
Was gern was im Knopfloch hätte,
Was vor Schreck ist wie gebannt,
Wenn man drohet mit den „Schwarzen",
Das wird — Freisinn wohl genannt.

Wir sind wir, die Herrn der Erde,
Wir die Blüte der Nation,
Nur gemeines Volk ist jenes,
Das sich plagt um kargen Lohn;
Freilich brauchen wir's bisweilen,
So zum Beispiel bei 'ner Wahl.
Dann zum Danke für die Hilfe
Einen Tritt, heißt — liberal.

„Dein ist mein, doch mußt du hängen,
So du glaubest, mein sei dein."
„Willst du nicht mein Liebchen werden
Hau' ich dir den Schädel ein."
Bambusrohr und Nilpferdpeitsche,
Daß die schwarze Schwarte kracht.
In der kolonialen Sprache
Nennt man das — Kultur gebracht.

Ein'ge grundverschiedne Brocken,
Wie man sie zusammenfand,
Die man gut verpicht, verpappte,
Fest umschnürt mit schwarzem Band;
Das, wenn's auch geriet ins Wanken,
Wieder steif steht wie ein Bock,
Wenn man kräftig spuckt dazwischen,
So ein Ding, das ist ein — Block.

Mehr davon beim nächsten Male,
Doch für heute sei's genug,
Allzuviel soll nicht gesund sein,
Sicher ist's nicht immer klug;
Umgekehrt darfst gern du schimpfen,
Doch bedenk auf jeden Fall:
Ungeschminkt die Wahrheit sagen
Nennt man — antinational.

Schmitt.



Vornehme Skandalchronik.

Schöne Dinge hört man so,
Hier und dort und anderswo:
Wie der Mensch sich Ehr' erweist,
Und was wirklich vornehm heißt.
Unter anderem ist noch neu:
Ehebruch und Zoterei,
Händel, Klatsch und Lärm im Haus
Schließen nicht Noblesse aus.

Sonst hingegen! ei, wie zart:
Fein der Teint und sanft die Art.
Auf dem Sportplatz, im Salon
Uebt man strenge Knigges Ton,
Der an Inhalt und Gemüt
Schöne Seelen anerzieht.
Vor der Arbeit Schweißgeruch
Hält man fest das Taschentuch. Ridens.

Stachel-Aphorismen.

Früher sagten die Leute: „Politik verdirbt den Charakter". Heute ist dieses Wort zu schanden geworden. Denn — wo ist in der neuen Aera der Charakter, daß ihn die Politik verderben könnte!?

* * *

Die Minister in Berlin gleichen den Schiffern ohne Steuer und Kompaß. Sie fahren drauf los, ohne zu wissen, wohin und was die nächste Stunde bringt. Drum können auch die, die's wissen wollen, keine Minister bleiben!

* * *

„Im Interesse des Staates" wird den Polen das Eigentum weggenommen. Schön! Können sich nicht manche Staatsmänner zu der Ueberzeugung durchringen, daß die „Enteignung" von Ministersesseln auch „im Interesse des Staates" läge?

* * *

Man hat die Politik „die Kunst des Möglichen" genannt. Heutzutage nennt man sie richtiger: „die Kunst des Unmöglichen."

* * *

Die modernen Frauen gleichen den Schneeflocken. Wenn sie gefallen sind, tritt die Welt sie mit Füßen, und sie zerrinnen dann im Schmutz der Gasse.

* * *

„Moderne Kultur!" Auch so ein Schlagwort, das diejenigen am wenigsten verstehen, die es am meisten gebrauchen. Denn verstünden sie es, so würden sie sich schämen, es auszusprechen. Warum? Weil die „moderne Kultur" einer mit Goldpapier überklebten tönernen Urne gleicht, in der modernde Gebeine ruhen!

* * *

„Gibt es noch einen Gott?" — Wie kann man in unseren Tagen nur so fragen!? Freilich gibt es einen Gott. Es gibt sogar Millionen von Göttern! Das sind die Menschen! Denn heutzutage ist der moderne Mensch sich selbst sein eigener Gott, und gewissenhaft befolgt er das alte Gebot: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben". Faust.

Bühnen- und Musikrundschau.

Von den Hofbühnen, an welchen sich kommende Woche die Novitäten drängen (d'Alberts „Tiefland", Wildenbruchs „Rabensteinerin" und Blumenthals „Schwur der Treue"), ist über die letzten acht Tage nur einiges zu berichten. Frl. Terwin von der Zürcher Bühne setzte als Franziska in Lessings „Minna" ihr vor ein paar Wochen unterbrochenes Gastspiel fort und wurde auf Grund des guten Erfolges engagiert. Sie ist als Ersatz für das nach Frankfurt gehende Frl. Neubke gedacht. Besteht der Vorzug der letztgenannten Naiven in einer sonnigen Natur, so besitzt die kommende eine viel herbere Note. Da jedoch auch Frl. Valéry uns wieder verläßt, gerade da sie sich hübsch eingespielt hat, kann ja wohl eine Verschiebung in der Rollenverteilung erfolgen. Die Oper, welche am 13. Februar die 25. Wiederkehr von Wagners Todestag mit den „Meistersingern" begehen wird, bot „Tristan und Isolde". Frau Burk-Berger sang erstmalig die weibliche Titelrolle mit starkem Erfolg und in dem Tristan des Herrn Spemann (Darmstadt) machte man eine sympathische Bekanntschaft. Es scheint, daß diese mittleren Hofbühnen mehr Opernkräfte von Qualität als gute Schauspieler bergen. — Unsere Hoftheaterintendanz soll dem Vernehmen nach einen jungen Heldentenor entdeckt haben, der an die Augsburger Bühne einstweilen beurlaubt wird, um sich daselbst die ersten Sporen zu verdienen.

Theater am Gärtnerplatz. Die Uraufführung einer Operette ist heutzutage ein „Ereignis", zu welchem sich viele auswärtige Theaterdirektoren einfinden. Einen „Schlager" sich rasch zu sichern, dies entscheidet oft über das finanzielle Ergebnis eines ganzen Bühnenjahres. Aber auch mittlere Erfolge sind bei der Operette nicht unergiebig, während ein seriöses Kunstwerk mit gemäßigt warmer Aufnahme aus dem Gesichtswinkel des Theaterkassiers tot ist .... Das volle Haus begegnete Reinhardts „Mädchen für alles" mit einiger Zurückhaltung; gewiß wurden verschiedene Nummern da capo verlangt und die zugereisten drei Verfertiger gerufen, aber auch die Bescheidenen schienen nicht so recht begeistert. „Das ist das süße Mädel" sang man einst in allen Gassen, heute läßt der Komponist „Das ist das Mädchen für alles" singen, nun, es klingt ähnlich. Es gibt noch manchen Walzer echt Wiener Genres, insbesondere sentimentale Weisen, die ganz angenehm zu hören sind. Die Textdichter schufen „teilweise nach einer französischen Idee". Hat Ben Akiba wirklich nur „teilweise" recht? Schließlich sind die Badewanne und das Schwimmkostüm auch schon „dagewesen", allerdings auf Brettern von tieferem Kunstniveau.

Aus den Konzertsälen. Hofrat Kaim teilte der Presse mit, daß Artur Nikisch sich vom Herbste an für eine Reihe von Konzerten dem Orchester zur Verfügung gestellt habe, um dem Institute seine Sympathie zu beweisen. Wir freuen uns, daß das Unternehmen diesen bedeutenden Dirigenten gewonnen hat, dessen Name allein schon ihm stärkeren Besuch verbürgt, als ihm in dieser Saison vergönnt war. Auch an dem zweiten volkstümlichen Kammermusikabend wurden die Herren Konzertmeister Heyde und von Vliet stürmisch gefeiert. Gewiß wollte das Publikum damit ihre und August Schmid-Lindners vortreffliche Beethoveninterpretation anerkennen, gleichzeitig aber den treuen Stützen des Kaimschen Instituts von neuem seine Sympathie ausdrücken. Professor Schmid-Lindner war auch mit schönstem Erfolge mit Dukas Es-moll Sonate an dem modernen Abend beteiligt, den Jan Ingenhoven im Odeon jüngst gab. Der talentvolle Dirigent bot mit dem Philharmonischen Orchester Erstaunliches, denn es galt Werke musikalisch zu gestalten, welche an die verdienstliche Kapelle sehr hohe Ansprüche stellen. Lorenzo Perosis „Tema variatis" ist ein wirksames Stück von schöner Klangpoesie und feinsinniger Technik. Gleichfalls Novität war für München die D-moll Symphonie eines anderen Italieners Giuseppe Mortucci, die weniger stark in der Erfindung, aber doch stark empfunden und mit reifer Technik gestaltet ist. Einen erfolgreichen Klavierabend bot zu gleicher Stunde Ernst Riemann, an welchem er sich, wie mir berichtet wird, als ein hervorragender Künstler erwies. Reifste Technik und musikalisches Empfinden stehen in schönster Harmonie. Das reichhaltige Programm wies Stücke von Beethoven, Liszt, Brahms und Schubert auf. Die Aufnahme war eine sehr beifällige. Sehr sympathische Eindrücke hinterließen die Liederabende von Paula Schick-Nauth und Hella Rentsch-Sauer. Beiden ist viel künstlerische Kultur des Vortrages eigen. Ueber die größeren Stimmittel verfügt erstere, in deren Konzert auch Adele Ries von Trzaska sich pianistisch betätigte und freundliche Aufnahme fand. — Bruckners Streichquintett in F-dur und Beethovens Es-dur Quartett op. 127 fanden jüngst durch die „Münchener" eine in jeder Hinsicht geniale Wiedergabe, welche den Abend zu einem restlos genußreichen machte.

Verschiedenes aus aller Welt. Das diesjährige bayerische Musikfest findet zu Pfingsten in Nürnberg unter Felix Mottls Leitung statt. — Das Berliner Lessingtheater hat mit Ibsens „John Gabriel Borkman" einen großen Erfolg errungen. Stärker wie vor Jahren trat hinter den dramatischen Vorgängen das Symbolische hervor. — In Düsseldorf hatte der „Graf von Gleichen", ein Schauspiel von Wilhelm Schneidbonn Erfolg. Der Dichter löst den Konflikt der bekannten Sage tragisch. Die Kritik rühmt die knappe, sichere Charakterzeichnung und die schöne Jambensprache, die für mittelalterliche Romantik, Frühlingsstimmung, Liebe und Glück reichen Ausdruck findet. — In Neapel fand die Erstaufführung von Strauß' „Salome" unter der Leitung des Komponisten eine begeisterte Aufnahme. Gemma Bellincionis Wiedergabe der Titelrolle wird ungemein gepriesen. — In Zürich wurde die Uraufführung von „Masken", eine Einaktertrilogie von Konrad Falke, gegeben. Stärkere Wirkung hatte nur „Julia". Der Konflikt einer Schauspielerin, bei der das eigene Gefühl durch die Hingabe an fremde Dichtergestalten in Verwirrung gerät, ist originell empfunden. Ein zweites Stück erschien der Kritik erklügelt und das Dritte erregte ob seiner ethischen Umwertungen beim Publikum Anstoß. — Im Berliner Schillertheater hatte der „Rote Leutnant" von Hermann Kienzl und Ed. Goldbeck eine sehr freundliche Aufnahme. Das Schauspiel löst den Konflikt zwischen Herz und Pflicht in volkstümlicher Weise. — In Frankfurt hatte ein Koloniallustspiel „Bei uns da drüben" von M. Reimann und Otto Schwartz Beifall. Es ist ein harmlos lustiger Schwank, welcher sich des neuen Milieus mit Geschick bedient, dagegen wird ein ähnliches Stück, „Der Kolonialheld" von H. Werner, das in Leipzig erstmals gespielt wurde, als ziemlich wertlos bezeichnet. — Guten Erfolg hatte in Berlin die Wiederaufnahme von Boieldieus „Johann von Paris" in den Spielplan der Kgl. Oper. Das Werk stellt den Sängern Aufgaben, die ihnen heute recht ungewohnt geworden sind.

München. L. G. Oberlaender.

Musik und Theater in Köln. Von den vier Gürzenichkonzerten, die seit meinem letzten Berichte absolviert wurden, sind ein Bruch- und ein Brahmskonzert besonders zu erwähnen. Bruch, ein Kölner Kind, feierte kürzlich seinen 70. Geburtstag und erhielt bei dieser Gelegenheit den hohen Orden pour le mérite. Die Direktion der Gürzenichkonzerte lud ihn ein, eine Abteilung des sechsten Konzertes zu leiten, in dem nur Werke von ihm auf dem Programm standen. Großen Eindruck machten mehrere Messesätze, in denen Bruch sich auf seiner Höhe zeigt. Selbstverständlich fehlte nicht sein berühmtes G-moll Konzert, das der Pariser Geiger Jacques Thibaud spielte.

In dem Brahmskonzert ließ Steinbach unter anderem die tragische Ouvertüre und die E-moll-Sinfonie spielen und den Chor die Fest- und Gedenksprüche singen. Die vereinigten Stadttheater machen den Vätern der Stadt viele Sorgen, indem die Stadt einen Zuschuß leisten muß, wie er nur bei großen Hoftheatern üblich ist. Die Oper brachte als Neuigkeit Soléa, Dichtung und Musik von Isidore de Lara. Daß das glänzend ausgestattete Werk den gleichen Erfolg haben wird wie seine Messalina, ist kaum zu erwarten, denn das Textbuch ist unklar und die Musik steril. — Das Schauspiel brachte drei Neuigkeiten, nämlich: Der Dieb von Henry Bernstein, alsdann drei Einakter unter dem Gesamttitel Vom anderen Ufer von Felix Salten, die vom Oberregisseur Kienscherf, den wir leider an das Hoftheater in Karlsruhe abgeben müssen, trefflich einstudiert, ein größeres Interesse erregten. Die bedeutendste Novität war das dreiaktige Drama Tantris der Narr von Ernst Hardt, das hier seine Uraufführung erlebte und besonders durch seine kunstvoll gefügte Sprache Anklang fand.

Ende Dezember wurde das Residenztheater wieder unter Leitung des früheren Intendanten Peter Liebig eröffnet mit dem französischen Schwank Fräulein Josette, meine Frau. Das Personal ist gut, aber man findet noch nicht die richtige Fühlung mit dem Publikum dieses Theaters. Das Metropoltheater brachte als Neuigkeit die Vaudeville-Operette Ein tolles Mädel, die dem Publikum doch etwas über den Spaß ging; und da hat man denn wieder zu der Lustigen Witwe gegriffen und als Gast die erste Darstellerin, die frühere Ilona Sperl, jetzige Baronin von Schönhausen, kommen lassen. Professor Hermann Kipper.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Clou der vergangenen Börsenwoche war die sensationelle Steigerung der internationalen Rentenkurse. Die Diskontermässigung in Oesterreich, sowie die Perfektionierung von 200 Millionen Kronen ungarische Investitionsanleihe seitens der bisherigen Rentengruppe lenkte die Aufmerksamkeit der Spekulation in letzter Stunde auch auf österreichische Werte. Nach längerer Zeit konnte sich daher in diesen vernachlässigt gebliebenen Staatspapieren ein wenn auch nur vorübergehendes Interesse etablieren. London, dessen bekannte raschlebige Beweglichkeit und scharfe Beobachtungsgabe die Motive zur Weltbörse bilden, setzte alle Welt in Erstaunen durch eine vehemente Aufwärtsbewegung der englischen Konsols, welches Standardvaleur bekanntlich das Barometer für die ganze wirtschaftliche Konstellation Englands bildet. In wenigen Tagen war eine Steigerung bis zu 4% zu registrieren. Man war überzeugt, dass diese Steigerung last not least auf die Bekanntgabe des überaus günstigen Budgets Englands, mit Ueberschüssen von mehreren Millionen Pfund, zurückzuführen ist. In der Marktlage für russische Anleihen zeigte sich neuerdings auch eine günstige Kursbewegung mit prozentweisen Avancen, wohl im Hinblick auf taktische Vorbereitungen für neue Anleihen, die jedenfalls unter Mithilfe der deutsch-russischen Bankgruppe in Bälde signalisiert werden dürften.

Es war nur zu natürlich, dass mit der Bekanntgabe der portugiesischen Katastrophe das Aufflackern der Bewegung am Rentenmarkt mit einem Ruck erlahmte. Deutschland hat die früheren kolossalen und nachhaltenden Verluste an portugiesischen Werten ziemlich verschmerzt. Die deutschen Interessen an portugiesischen Werten sind nicht mehr belangreich, und auch Deutschlands Handel und die sonstige wirtschaftliche Fühlung mit Portugal sind nicht nennenswert, dass, so beklagenswert diese Untat an sich ist, dieselbe nicht den befürchteten Einfluss ausüben konnte. Sogar die Kursbewegung der portugiesischen Werte, sowohl an den deutschen Börsen, wie an den Hauptmärkten, in Paris und London, wurde nur verhältnismässig wenig von diesen Vorgängen affiziert. — Mit mehr Besorgnis und Interesse verfolgte man allenthalben die Vorgänge in Marokko. Das Gerücht der Mobilmachung eines französischen Kolonial-Armeekorps und die Hereinziehung Deutschlands in den französischen Interessenkampf machten verschiedene Börsenkreise und Faktoren, vielleicht mehr als notwendig, nervös. Nicht mit Unrecht sind daher bereits vor Wochen in der „Allgemeinen Rundschau“ an dieser Stelle eventuelle politische Komplikationen und deren ungünstiger Einfluss auf die Wirtschafts- und Börsenlage Deutschlands kommentiert worden.

Zwei Faktoren waren es ausserdem, die einen Einfluss der ungünstigsten Art auf die ganze Marktlage und Kursbewegung nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen internationalen Börsenwelt herbeiführten: die neuerliche, wenn auch nur geringfügige Versteifung der Geldmärkte und die noch ungeklärt gebliebene wirtschaftliche Situation Amerikas. Die vorsichtige Diskontpolitik der neuen Reichsbankleitung scheint mehr als berechtigt. Die letzten Ausweise der Bank von England, der reichsten Geldquelle Europas, beginnen neuerdings die Signatur der Geldmarktverhältnisse zu beunruhigen. Die grosse Differenz zwischen der offiziellen Rate der Deutschen Reichsbank und dem Privatdiskontsatz an den Börsen erlitten gleichfalls eine Verminderung durch die wiederholten Rediskontierungen von deutschen Schatzscheinen an den Börsen. Der vermehrte Geldbedarf unseres deutschen Zentralnoteninstitutes und der Märkte dürfte auf die grossen Summen für die Einzahlung der neuen Anleihen zurückzuführen sein; immerhin wurde bekannt, dass die normalen Rückflüsse bei der Reichsbank sich befriedigend gestalten. — Die Entwicklung der ohnehin äusserst latenten und geschwächten Märkte Amerikas steht nach wie vor unter dem Einfluss der Unsicherheit bezüglich der Zukunft der Industrie und vor allem der erneuten heftigen Angriffe des Präsidenten, diesmal gegen die Korruption des Geschäftsverkehrs. Die Kalkulation über die voraussichtliche Bewegung der Neuyorker Börse und die besonders für unsere Verhältnisse so notwendige Entwicklung der amerikanischen Wirtschaftslage steht unter dem Einfluss der demnächst wohl heftig eintretenden Wahlkampagne in Amerika. Dieser Hinweis im Verein mit der durchaus undurchsichtigen industriellen Lage und der verworrenen Eisenbahnpolitik Amerikas wird genügen, die seriösen Kapitalistenkreise von jedwedem Engagement in amerikanischen Papieren strikt abzuhalten.

Die deutschen Börsen konnten sich dieser Einwirkung und dem Einfluss der Zahlungseinstellung einer Kopenhagener Bank nicht entziehen, um so mehr als in letzter Zeit speziell vom Montanmarkt die ungünstigen Nachrichten überwiegend blieben. Die Betriebsgewinne und Quartalsausweise einzelner Bergwerksgesellschaften sind zufriedenstellend. Die Werke für Fabrikation in Eisenbahnmaterial haben durch die neuerlichen grossen deutschen Staatsaufträge lohnende Arbeit für längere Zeit hinaus gefunden. Die Lage am Eisenmarkte ist seit Anfang dieses Jahres jedoch eine unverändert undurchsichtige. Es macht sich überall noch die Nachwirkung der anormalen Geldmarktlage des vergangenen Jahres höchst schädlich bemerkbar. Die Betriebe sind fast ausnahmslos zu mehr oder weniger grossen Einschränkungen gezwungen, dies um so mehr, als die Preisgestaltung der Rohstoffe, besonders für Kohle und Koks, noch nicht im Einklang mit der Herabminderung der übrigen Preise gebracht worden ist.

Die überwiegende Meinung aus Kreisen von Handel und Industrie geht nach wie vor dahin, dass ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung nicht in der kurzen Zeit von Woche zu Woche erfolgen kann, dass aber immerhin durch die günstige Einwirkung der Geldmarkterleichterung eine Besserung in Bälde unausbleiblich sein wird. M. Weber.

Bankaktien. Die Bilanzsitzung der Nationalbank für Deutschland findet am 18. Februar statt. Die Dividende wird 6—6½% (i. V. 7½%) betragen. Am 20. Februar wird die Berliner Handelsgesellschaft die Bilanzsitzung abhalten und voraussichtlich die vorjährige Dividende mit 9% in Vorschlag bringen. Die Dividenden der übrigen Grossbanken dürften betragen: Darmstädter Bank 6% (i. V. 8%), Dresdner Bank 7% (i. V. 8½%), desgleichen auch die Dividende des mit ihr liierten Schaaffhausen'schen Bankvereins. Nur die Deutsche Bank und die Diskonto-Gesellschaft werden die gleiche Dividende wie im Vorjahre von 12% bzw. 9% verteilen können.

Von bayerischen Provinzbanken interessiert besonders die Meldung der Bayerischen Vereinsbank von der Erweiterung des Filialnetzes derselben durch Errichtung von Zweigniederlassungen in Augsburg und Kempten. Privatbankfirmen in diesen Städten werden von der Bank zu diesem Berufe aufgekauft. Es bleibt abzuwarten, ob die in den letzten Jahren so rasch und sogar an den kleinen und kleinsten Plätzen vorgenommene Aufsaugung der Privatbankfirmen vorteilhaft für die Grossbanken sein wird. Die Süddeutsche Bodenkreditbank erhöht ihr Aktienkapital um 3 Millionen Mark.

Bayerische Brauereien. Die in der „Allgemeinen Rundschau“ bereits gemeldete starke Kurserhöhung von Löwenbrauerei-Aktien ging im Laufe dieser Woche vollständig verloren. Die Fusionsgerüchte bezüglich dieser Gesellschaft mit anderen hiesigen Brauereien, wie Paulaner-Brauerei, werden der „Allgemeinen Rundschau“ als unbegründet bezeichnet und dementiert.

„Anlage und Spekulation“ betitelt sich ein Handbuch des Londoner Effektenmarktes, welches von der London and Paris Exchange, Ltd. Basildon House Moorgate Street, London, E. C. an jedermann kostenlos zugesandt wird. Die Broschüre enthält Erläuterungen über die gebräuchlichsten Börsengeschäfte. Dargestellt ist der Hergang bei Transaktionen mit beschränktem Risiko, bei Vorprämien-, Rückprämien- und Stellagegeschäften, bei der Prolongation, bei gedeckten Hausse- und Baisseoperationen. Interessantes Material bieten die Abhandlungen über die Londoner Fondsbörse und die London and Paris Exchange, Ltd.; das deutsche Departement und seine Einrichtungen; die „Londoner Börsenhalle“; die Kapitalsanlage; die Börsenspekulation; die Londoner Kurszettel; die Beschreibungen von Käufen und Verkäufen mit Lieferung von Effekten, ferner der Hinweis auf die Modalitäten der Reklamierung der englischen Einkommensteuer. Der Leser findet ferner Aufschluss über Käufe und Verkäufe mit Teilzahlung, über Vorschüsse auf Effekten, Verlustgrenzen, Namenkürzungen marktgängiger Effekten, englisches Geld, Masse und Gewichte. Angesichts der Tatsache, dass bei Auslandsspekulationen schon viel deutsches Geld verloren ging, ist dem Nichtfachmanne naturgemäss die peinlichste Vorsicht bei derartigen Transaktionen zu empfehlen.



Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München

Karlstrasse 52/II

Dem hochwürdigen Klerus

empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch Leo-Krägen.
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 3.
Lieferant des Georgianums.

Soeben erschienen! **Soeben erschienen!**

Auch ein Beitrag z. Lösung d. sozialen Frage!

„Baronesse Mizzi."

Sechs dramatische Bilder aus der Gegenwart von

Alexander Halka.

(Gräfin M. Th. Ledóchowska.)

Preis **45 Pfg.**

Für geschlossene Vereine ist mit der Abnahme von 20 Exemplaren das Aufführungsrecht verbunden. Das Aufführungsrecht für öffentliche Bühnen erteilt die St. Petrus Claver-Sodalität in Salzburg.

Bezugsadressen: **St. Petrus Claver-Sodalität München,** Türkenstrasse 15/II. —

„Die Verfasserin weiss in „Baronesse Mizzi" nicht nur einem edlen Zweck zu dienen, sondern versteht es auch, durch reiche Abwechslung in der Szenenfolge die Zuschauer zu fesseln."

(Münchener Zeitung).



Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen. Fertige Gewänder etc.

Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**

F. J. Casaretto, Crefeld, Südwall 80 Gegründet 1851.

Die

Bayerische Landwirthschaftsbank

E. G. m. b. H.

Prinz Ludwigstr. 3 • München • Prinz Ludwigstr. 3

gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirthschaftl. Grundbesitz mit 3¾% Zins und wenigstens ½% Tilgung, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden.

Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.

Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.

Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

Weingut im Rheingau

Champagnerkellerei u. eigene Kognakbrennerei

Spezialität: Naturweine und feine Flaschenweine, in Südbayern und Württemberg eingeführt, **sucht** einen tüchtigen u. gebildeten

Vertreter

der in den besten Kreisen verkehren und zu diesen erfolgreiche Beziehungen nachweisen kann. Offerten unter **F. H. 350** an die **Exped.** der „**Allgem. Rundschau", München, Tattenbachstr. 1/a.**

Hervorragende Neuheit für Damen

Apparat zum Selbst-Vorzeichnen für Stickereien

Preis portofrei 5.75 ℳ durch das Atelier **A. Zschernig, Dresden,** Grunaerstr. 30.

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr

Niederlage u. Probierstube Berlin: Alexanderstrasse 43.



Gegründet 1868.

Ahr-Rotwein Nur eigenes Wachstum.

Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und **Proben frei.** Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.

Der Vorstand.

Tabernakel

Opferkasten, Geldschränke
in nur bester Ausführung
Bern. Rosemeyer
Lingen a. d. Ems.

Thüringer Wurst!

10 Pfd.-Postpaket enthält: 3 Pfd. Sülzen-, 3 Pfd. Knack- und 3 Pfd. Zervelatwurst für Mk. 10.— franko per Nachnahme. Alles prima Ware, ff. geräuchert, hochfein im Geschmack. Preisliste frei.

Gebrüder Ortmann
Cabarz bei Gotha 20.

Schiffsjungen

sucht **Heinrich Zabel, Altona 154,** Gr. Elbstr. 86.

1000-jährige Burg

in kathol. Stadt Westfalens, mit groß. Wohnräumen, Gärten, Wiesen von 3, 54, 30 Hektar, Wasserleitung, waldreiche, gesunde, hohe Lage, habe ich für den billigen **Preis** von 30,000 **Mark zu verkaufen und sofort zu übergeben.**

Rendant Kleine, Paderborn.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 8

22. Februar
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 8 München, 22. Februar 1908. V. Jahrgang.

Kirche, Liberalismus und akademische „Lehrfreiheit".

Vom Herausgeber.

Die „Allgemeine Rundschau" hat vor nicht langer Zeit vom „Heuchler Liberalismus" ein Porträt entworfen, dessen Naturtreue nichts zu wünschen übrig ließ. Liberale Blätter schüttelten sich vor Wut, als sie in diesem unbarmherzigen Spiegel ihr wahres Konterfei erblickten. Aber gebessert haben sie sich nicht, denn das doppelte Maß, mit dem man sich und andere mißt, gehört zum System des Vulgärliberalismus.

Genau vor Jahresfrist war es, als mitten im Stichwahlkampfe um die Reichstagsmandate in München I und II und in Erlangen die liberale Parteipresse mit allen Mitteln rabulistischer Dialektik an die Bischöfe, ja an den Papst appellierte, um einen kirchlichen Wahlbefehl zugunsten der liberalen Kandidaten herauszupressen. Die Münchener „Allgemeine Zeitung", rief damals die — „Jurisdiktionsgewalt" des Erzbischofs an und antichambrierte eifrigst beim Generalvikar. Der Erfolg ist bekannt. Der Liberalismus quittierte dankbar die Wahlhilfe des Münchener wie des Bamberger Erzbischofs. Dann kamen die Landtagswahlen. Die kühner gewordenen Liberalen stellten den katholischen Pfarrer Grandinger als Trutzkandidaten gegen das Zentrum auf. Der Erzbischof von Bamberg machte von seiner „Jurisdiktionsgewalt" Gebrauch und untersagte dem Pfarrer den förmlichen Beitritt zur liberalen Fraktion. Grandinger wurde Hospitant, trat als enragierter Zentrumshasser in Volks- und Wahlversammlungen auf, unterschrieb einen liberalen Antrag gegen die weiblichen Klosterschulen. Im Begriffe, das Aergernis in einer Nürnberger Versammlung fortzupflanzen, findet er jetzt hemmend auf seinem Wege die „Jurisdiktionsgewalt" seines Erzbischofs, der ihm das Auftreten in Nürnberg und die Fortsetzung des dem katholischen Volke gegebenen Aergernisses verbietet. Der Liberalismus ist außer sich, und die liberalen Blätter protestieren in schärfster Tonart gegen den „unerhörten kirchlichen Eingriff in die Rechtssphären des Staates und des Parlamentes". Was man vor Jahresfrist gesprochen und geschrieben, ist alles vergessen. Die „Jurisdiktionsgewalt" der Kirche ist nur in einem Falle berechtigt: wenn sie zum Nutzen des Liberalismus eingreift.[1])

So hat es der Liberalismus stets gemacht: Freiheit für sich, Zwang für die anderen! Die Schlagworte von der unbedingten „Freiheit für alle" sind nur Komödie. Auch die Phrase von der „akademischen Lehrfreiheit", mit der zurzeit in München anläßlich des Falles Schnitzer und des konträr gelagerten Falles Bardenhewer die Luft erschüttert wird, ist Komödie. Was will es heißen, wenn eigens ad hoc eine Münchener Ortsgruppe des Deutschen Hochschullehrertages in Salzburg gegründet wird, um als erste Kundgebung dem von der Kirche gemaßregelten Prof. Schnitzer die Sympathie für die Unerschrockenheit des Bekenntnisses seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung auszusprechen? Die unterzeichneten Herren und ihre Auftraggeber mögen sich der inneren Haltlosigkeit der Phrasen, an denen sie sich berauschen, nicht bewußt sein. Aber wenn sie dafür eintreten, daß jeder Hochschullehrer seine Lehre und die Resultate seiner wissenschaftlichen Arbeit rückhaltlos und „unbeirrt durch alle von außen drohenden Angriffe" seinen Schülern mitteile, so sind sie gerade in den jüngsten Tagen von ihrem lärmenden Anhang in der Presse und in der Studentenschaft so gründlich wie nur möglich ad absurdum geführt worden.

Es bliebe den Studenten, soweit sie nicht auf dem Boden der katholischen Kirche, ihrer Lehrautorität und Disziplin stehen, unbenommen, eine „Ehrung" für Prof. Schnitzer zu beschließen, vorausgesetzt, daß Professor Schnitzer eine solche Ehrung mit seinen eigenen Gedankengängen für vereinbar hält. Niemand kann aus seiner Haut heraus, und der akatholische und antikatholische Student hat doppelten Anspruch auf Nachsicht, wenn selbst vollausgereifte Lehrer und Meister in Vorurteilen befangen sind, von denen nur vereinzelte weiße Raben, wie Professor Paulsen, sich ernstlich frei zu machen bemüht sind. Wenn also diese Spezies von Studenten das Bedürfnis fühlt, den gegen die kirchliche Autorität frondierenden Professor durch stürmische Ovationen noch mehr zu kompromittieren, so ist das eine Sache, die sie mit Professor Schnitzer selbst ausmachen mögen. Nachdem Schnitzer, wie wir voraussahen, mangels eines regulären Auditoriums seine sämtlichen Vorlesungen eingestellt und durch Erholungsurlaub und Abreise einen angekündigten Fackelzug vereitelt hat, hätte ihm eigentlich die Klugheit gebieten müssen, auch die geplante „Ehrung" durch eine „allgemeine Studentenversammlung" von der Hand zu weisen.[2])

Die studentischen Kundgebungen für Professor Dr. Schnitzer stehen jedenfalls auf dem Boden der mit so großer Emphase verkündeten absoluten „Lehrfreiheit". Aber wie steht es mit den von genau den gleichen studentischen Kreisen veranstalteten tumultuarischen Demonstrationen gegen Professor Dr. Bardenhewer? Die intellektuellen Urheber und Anstifter

[1]) Die liberale Presse veröffentlicht soeben eine doppelte „Verwahrung" an die Adresse des Bamberger Erzbischofs: eine „ehrfurchtvollste" und „ehrerbietigste" des liberalen Hospitanten Grandinger und eine steifnackig-hochfahrende des liberalen Fraktionschefs Dr. Casselmann, der als Protestant im Namen „weitester Kreise des katholischen Volkes", nämlich „aller liberalen Katholiken", spricht. Es dürfte ungetrübte Heiterkeit erwecken, daß Casselmann die „liberalen Katholiken", insonderheit die katholischen Mitglieder der liberalen Fraktion, als „treue Anhänger der katholischen Religion" herausstreicht. Aber jedesmal, wenn es sich um gerechte Ansprüche der katholischen Kirche, um Aeußerungen der höchsten kirchlichen Autorität handelt, findet man diese „treuen Anhänger", diese „guten Katholiken" selbst und durch ihre Organe in Opposition gegen den päpstlichen Stuhl und das kirchliche Lehramt. Vide: Enzyklika! Die „Allgemeine Zeitung" beleidigt den Bamberger Erzbischof auch bei dieser Gelegenheit durch die Unterstellung, daß „dessen Standpunkt oft genug der unserige gewesen ist", wenn er sich auch jetzt zu einer beklagenswerten Stellung habe verleiten lassen. Die „Allgemeine Zeitung" nennt die „liberalen Katholiken" ausdrücklich „gläubige und kirchentreue Männer". In ihren Augen gilt, wie wir jüngst erfuhren, auch der Professor des katholischen Kirchenrechtes in Innsbruck, Wahrmund, noch als verteidigenswerter „Katholik", trotzdem er laut „Salzburger Chronik" am 18. Januar in Innsbruck die katholische Kirche, die Marienverehrung, das Priestertum, die Lehre von der Erbsünde, den katholischen Kult mit den denkbar ärgsten Schmähungen überhäuft hat.

[2]) Die Versammlung wurde übrigens vom Rektor aufgelöst, weil die Veranstalter gleichzeitig einen Protest gegen Bardenhewer vorschlugen. Ein starkes Aufgebot der katholischen Korporationen gab der Versammlung einen im Programm nicht vorgesehenen Charakter.

dieser Skandale waren liberale Blätter, welche die Meute erst zurückpfiffen, als die Sache brenzlig zu werden anfing, als der Rektor magnificus den Ruhestörern, die schon am ersten Tage widerrechtlich und mit roher Gewalt in ein von ihnen nicht „belegtes" Kolleg eingedrungen waren, bei der wiederholten Betätigung dieser „Freiheit" am zweiten Tage mit dem consilium abeundi und schließlich mit dem Einschreiten der Polizei drohte.

Hier lag ein flagrantes Attentat auf die „akademische Freiheit", insonderheit auf die „Lehrfreiheit" vor. Man hatte sich den Fall so konstruiert, daß der erst kürzlich zum Geheimen Hofrat ernannte vorigjährige Rektor magnificus die „Lehrfreiheit" seines Fakultätskollegen Professor Schnitzer angetastet und die Kollegialität gegen diesen verletzt habe. Was hatte Professor Bardenhewer verbrochen? Angesichts der hetzerischen Mißdeutungen des vom Heiligen Stuhle unternommenen Schrittes und im Vollbewußtsein der in manchen Köpfen bereits angerichteten Verwirrung hatte der hochangesehene Lehrer es für seine Pflicht erachtet, an die Theologiestudierenden in seinem Kolleg einige Worte der Beruhigung und Klärung zu richten. Bardenhewer verbreitete sich über den Artikel in der „Internationalen Wochenschrift", der den äußeren Anlaß zum Fall Schnitzer gegeben hat, stellte nach seiner Ueberzeugung fest, daß Schnitzer nicht mehr auf katholischem Boden stehe, und ermunterte die jungen Theologen, treu an ihrem Glauben und an der kirchlichen Autorität festzuhalten.

Daß Prof. Bardenhewer durch diese Ansprache von seiner „Lehrfreiheit" einen durchaus korrekten und einwandfreien Gebrauch gemacht, scheint den Demonstranten gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Denn der Liberalismus und seine Bundesgenossen von der gewerbsmäßigen Konfessionshetze haben ihnen ja längst als unumstößliches Dogma eingeimpft, daß alle Freiheit stets nur gegen und niemals zugunsten der „römischen Lehre" wirksam sein kann.

Jeder akademische Bürger einer bayerischen Staatsuniversität hat sich aber unbedingt an das zu halten, was in Bayern geltendes Recht ist. Und geltendes Recht ist nach der feierlichen Erklärung des Kultusministers Dr. v. Wehner im Landtage, daß die Lehrfreiheit der Professoren der katholischen Theologie ihre Grenze hat am kirchlichen Dogma, über das einzig und allein der kirchlichen Autorität die Entscheidung zusteht. Nicht nur die Studenten, sondern auch die Professoren, die für Schnitzer und eventuell gegen Bardenhewer demonstrieren, lehnen sich gegen den für die bayerischen Staatsuniversitäten geltenden Rechtszustand auf.

Das Recht des Prof. Bardenhewer, für die dogmatische Korrektheit, auf die er kirchenamtlich verpflichtet ist, und in welcher er staatsrechtlich geschützt werden muß, vor seinen Hörern Zeugnis abzulegen, ist also ein unbestreitbares. Dem bekenntnistreuen Lehrer wurde dieses Recht in einem bedeutungsvollen Augenblicke zur heiligsten Pflicht, nachdem falsche Langmut Jahre hindurch die allmähliche Entwicklung des Aergernisses toleriert hatte.

Denen, welche die „Lehrfreiheit" dadurch feierten, daß sie einen theologischen Lehrer an der Fortsetzung seiner Vorlesungen gewaltsam zu hindern versuchten, blieb als letzter Strohhalm die leere Ausrede, Prof. Bardenhewer habe die Rücksichten der „Kollegialität" verletzt und durch Veröffentlichung seiner Ansprache vom Hörsaale an die Oeffentlichkeit appelliert. Merkwürdig! Als Prof. Schnitzers Brandrede „gegen Rom" unverzüglich den Weg aus dem Kolleg in die liberale Presse fand, war dieser Appell an die Oeffentlichkeit ganz in der Ordnung. Immer die alte Geschichte: Zweierlei Maß — gegen und für die Katholiken. Zu allem Ueberfluß wird uns von Prof. Dr. Bardenhewer ausdrücklich mitgeteilt, daß die Veröffentlichung der Rede in der „Augsb. Postztg." ohne sein Wissen geschehen ist, daß manche Wörter, Wendungen, Sätze unrichtig wiedergegeben sind.

Neu ist die Entdeckung, daß für die „Lehrfreiheit" nun wenigstens eine feststehende Schranke gelten soll, vor der sie Halt macht: die „Kollegialität". Wir vernehmen im Geiste das homerische Gelächter der Auguren, die sich darin auskennen!

Daß es auch noch etliche weitere „kleine" Schranken der Lehrfreiheit gibt — oder dürfte z. B. ein vom bayerischen Staate bezahlter Professor an einer bayerischen Hochschule unbeanstandet den Doppelkönigsmord in Lissabon rechtfertigen oder die Etablierung der Republik in Bayern empfehlen? —, braucht den liberalen Wortmachern und Schaumschlägern ja nicht in Erinnerung gebracht zu werden. Und wenn jetzt wieder über die Unfehlbarkeit der Papstkirche gewitzelt wird: gibt es etwas Unfehlbareres als einen liberalen Professor? Ein wissenschaftliches „Dogma" löst das andere ab. Ueber dem heutigen Modedogma thront Haeckel. Wehe, wer daran rührt!

Die Münchener Studententumulte gegen Prof. Bardenhewer haben aber wenigstens eine gute Frucht gezeitigt: die Geduld der katholischen Studentenschaft wurde auf eine zu harte Probe gestellt und bäumte sich zu einer imponierenden Gegenkundgebung auf. Man muß die drastische Schilderung des Eindruckes, den diese unerwartete Kraftprobe des katholischen Korpsgeistes hervorrief, in der liberalen „Augsb. Abendztg." nachlesen, denn die Münchener liberalen Blätter halten es mit ihrem System der systematischen „Einseifung" ihres Leserkreises für unvereinbar, hier die volle Wahrheit einzugestehen. Die jugendlichen liberalen Schreier schienen vergessen zu haben, daß es außer den hundert Theologen, die das Kolleg Prof. Bardenhewers frequentieren, auch noch andere überzeugungstreue katholische Studenten gebe. Als die Ruhestörer am Freitag nachmittag vor dem Hörsaale warteten, um dem heraustretenden Professor die Lehrfreiheit durch Johlen, Pfeifen und Pereatrufe begreiflich zu machen, waren sie starr vor Staunen, als aus hunderten junger Studentenkehlen den Korridor und die Treppe entlang „brausende Hochrufe" auf Bardenhewer erklangen und das heisere Geschrill der Berserker dutzendfach übertönten. „So konnte Bardenhewer mit dem Gefühle eines Triumphes abziehen," heißt es im Berichte der „Augsburger Abendzeitung". Dem Verfasser dieser Zeilen fielen dabei Sätze ein, die er nach dem siegreichen Ausfall der Reichstagswahlen und Landtagswahlen an dieser Stelle schrieb, und die dann später vom Abg. Dr. Schädler im Landtage dem Abg. Dr. Casselmann vorgehalten wurden. Die Quintessenz dieser Sätze war: „Wie lange willst du dir diese zweitklassige Behandlung noch gefallen lassen, katholisches bayerisches Volk? Du brauchst nur ernstlich zu wollen, deiner Kraft bewußt zu werden, und die ganze liberale Zwingburg fällt zusammen wie ein toller Spuk. Man muß dich hören und man muß dich auch nach Gebühr beachten und mit dir rechnen, wenn du nur willst!"

Was sagt aber das katholische Volk zu der vom „Bayer. Kurier" verbürgten Nachricht, der Rektor der Universität München habe dem Prof. Bardenhewer schriftlich zugemutet, seine Vorlesungen ins Georgianum zu verlegen, also Fersengeld zu geben und den Radaumachern die Walstatt zu überlassen? In diesem selbstredend mit Entrüstung abgelehnten Vorschlage ist das letzte Ziel des Liberalismus implicite ausgedrückt. Die staatlichen Hochschulen, die das Volk mit seinen Steuern bezahlt, und deren Mittel von der katholischen Kammermehrheit votiert werden, sollen die ausschließliche Domäne der ungläubigen Wissenschaft werden. Die gläubige Wissenschaft soll sich in die Lyzeen und kirchlichen Kollegien zurückziehen. Was sagt das katholische bayerische Volk dazu?



Die Enzyklika Pascendi und die Lage der katholisch-theologischen Fakultäten. (II.)

Von

Universitätsprofessor Dr. Atzberger, München.

Zwischen den innerkirchlichen Kämpfen der Gegenwart und einer nicht weit hinter uns liegenden Vergangenheit, nämlich der Zeit des Vatikanischen Konzils, besteht auf den ersten Blick ein auffallender Gegensatz. Damals hieß es: Das Alte und nur das Alte hat Anspruch auf Wahrheit und Geltung in der Kirche. Heute lautet der Ruf: Das Alte ist für immer vorüber, dem Neuen, dem Modernen gehört die Zukunft, das Moderne hat Anspruch auf Geltung. Die Kirche selbst muß sich mit dem modernen Denken und Empfinden, mit der modernen Kultur aussöhnen und vertragen, wenn sie weiter existenzfähig sein soll. Im Grunde genommen handelte und handelt es sich aber in den Kämpfen vor vier Dezennien wie in der Gegenwart um Fragen, die so alt sind wie das Christentum und die katholische Kirche, die aber zu allen Zeiten auch wieder neu und modern waren, insofern sie immer wieder in einer neuen Form auftauchten und diskutiert wurden. Diese Fragen betreffen das Verhältnis von Wissen und Glauben, Wissenschaft und Autorität, speziell theologischer Wissenschaft und kirchlicher Lehr-

autorität, sie betreffen das Verhältnis des prinzipiell (dem Ausgangspunkte oder Formalprinzip nach) theologischen Erkennens zum profanen Wissen, des Wissens vor dem Glauben und unabhängig vom Glauben zum Wissen aus dem Glauben, sie betreffen endlich das Wesen des Glaubens als eines intellektuellen Aktes, sowie die Möglichkeit und Tragweite des Wissens aus dem Glauben und vor dem Glauben. In weiterer Abfolge betreffen dann die genannten Fragen auch den näheren Inhalt des Glaubens und der Glaubenserkenntnis sowie des Wissens vor dem Glauben. An der Lösung all dieser Fragen haben Kirche und Theologie seit zwei Jahrtausenden gearbeitet. Hier war es nötig, dieselben kurz in Erinnerung zu bringen, weil nur so der Kampf um die Enzyklika in die rechte Beleuchtung gerückt wird. Es ist aber auch nötig, in kurzen Sätzen zu betonen, wie jene Fragen allein beantwortet werden können, solange man prinzipiell auf katholischem Standpunkte stehen will. Die vorgelegten Antworten werden uns dann den Maßstab abgeben zur Beurteilung mancher Angriffe gegen die Enzyklika und den Schlüssel zur Lösung der am Schlusse unseres ersten Artikels aufgerollten Frage.

Ich fürchte von katholischer Seite keinen begründeten Widerspruch, wenn ich sage: Es gibt ein Wissen, ein wahres, bis an die letzten Ursachen und das Wesen der Dinge reichendes Wissen vor dem Glauben, es gibt ein Wissen um den Glauben, um die Voraussetzungen und Vorbedingungen, die Vernünftigkeit und Pflichtgemäßheit des Glaubens, es gibt endlich ein Wissen aus dem Glauben oder ein theologisches Wissen im engen Sinne, welches von den Glaubensartikeln ausgeht und die im Glauben eingeschlossenen Sätze einzeln heraus̈stellt, deduktiv entwickelt, spekulativ erklärt und positiv aus den Quellen des Glaubens beweist. Die Frage ist aber sofort, ob alle oder einzelne und welche Objekte dieser dreifachen Art des Wissens behandelt werden können ohne den Glauben und unabhängig von demselben, näherhin und deutlicher, ob alle oder einzelne und welche religiösen, christlichen und kirchlichen Materien wissenschaftlich behandelt werden können losgelöst vom Glauben und der Theologie im engen Sinne, ohne daß die Untersuchung prinzipiell ausgeht vom Glauben. Daß die eigentlichen Glaubensgeheimnisse nur unter Zugrundelegung des Glaubens und in diesem Sinne nur von der Theologie im engeren Sinne erschöpfend und sachgemäß behandelt werden können, ist wohl unter Katholiken unbestreitbar. Aber es gibt außerdem zahllose, irgendwie in die Religion und Theologie einschlägige und damit zusammenhängende Dinge, es gibt „eine biblische, eine apologetische, eine dogmengeschichtliche Frage, von denen jede wieder eine Unsumme von Einzelfragen in ihrem Schoße birgt.“ Wie sollen, wie dürfen künftighin alle diese Fragen behandelt und gelöst werden? Nur nach der Methode und mit den Mitteln der Theologie und der Wissenschaft der Vorzeit, nur auf einem prinzipiell theologischen oder dogmatischen Standpunkte? Keineswegs. Wohl die meisten, wenn nicht alle angedeuteten Fragen können und dürfen jetzt wie früher behandelt werden, ohne daß man von Anfang an (methodisch) von dem sog. Formalprinzip der Theologie ausgeht. Dabei kann und darf der Philosoph und der Historiker, der Kritiker und Exeget alle modernen Mittel der Forschung anwenden und die moderne Arbeitsweise sich aneignen. Sie haben zudem alle ein geradezu unbegrenztes Gebiet von Gegenständen, die mit dem Glauben und der Theologie im engeren Sinne gar nicht oder nur lose sich berühren. Es ist z. B. für den Glauben und die Theologie im engeren Sinne ohne Belang, ob dieser oder jener Kodex älter ist als irgend ein anderer, ob er aus dem 5. oder 6. Jahrhundert stammt, ob diese oder jene Schrift diesen oder jenen Verfasser hat. So gibt es unzählige, von Tag zu Tag sich mehrende Fragen, die für die wissenschaftliche Spezialforschung von Bedeutung sind, für den Glauben und die Glaubenswissenschaft aber kein weiteres Interesse haben.

Wenn aber auch der katholische Gelehrte selbst bei Behandlung religiöser Materien vom Glauben methodisch absehen und nach Arbeitsweise, Hilfsmitteln und wissenschaftlicher Methode ganz und gar modern sein kann, so darf er gleichwohl, um auf katholischem Standpunkte zu verbleiben, drei Dinge nicht aus dem Auge verlieren. Wie das Vatikanum nach dem Vorausgange vieler kirchlichen Entscheidungen ausdrücklich definiert (Sess. III, cap. 3, can. 6), darf der einmal Gläubige in Glaubenssachen mit dem sog. methodischen Zweifel nicht auch den praktischen Zweifel verbinden, d. h. er darf nicht etwa den Glauben, welchen er vom kirchlichen Lehramt empfangen, durch eine wirkliche Aufhebung des Glaubensassenses ernstlich solange leugnen oder in Zweifel ziehen, bis er den wissenschaftlichen Beweis der Glaubwürdigkeit und Wahrheit seiner Lehre vollendet hat. (Die Frage, ob eine Abirrung vom wahren Glauben stets auch eine subjektive Schuld voraussetze, und die weitere Frage, ob solches vom Vatikanum formell definiert sei oder nicht, kann hier außer Betracht bleiben. Vergleiche hierüber Th. Granderath, Constitutiones dogmaticae sacrosancti Concilii Vaticani, 1892, p. 61 s sqq. Al. v. Schmid, Die Wissensfreiheit im Lichte des Vatikanums, Histor.-polit. Blätter, Bd. 110, S. 857 ff.) Wenn aber dem so ist, dann folgt von selbst, daß für den gläubigen Forscher überhaupt und speziell in theologischen und religiösen Materien die feststehenden Glaubenslehren der Kirche eine negative Norm und Richtschnur bilden, insoferne seine Forschungsresultate gegen die letzteren nicht verstoßen dürfen. Eine solche negative Norm und Richtschnur bilden aber für den gläubigen Forscher nicht bloß die formellen und eigentlichen Dogmen, d. h. die von Gott geoffenbarten und von der Kirche als geoffenbart verkündeten Glaubenslehren, sondern auch jene Lehren, welche das eigentliche Glaubensdepositum als Schutzwall umgeben, die sogenannten res ad integritatem fidei pertinentes, d. h. die logischen Folgerungen aus den eigentlichen Glaubenssätzen und solche Lehren oder Tatsachen, die an und für sich auch durch die Vernunft erkennbar sind, die aber mit der Offenbarung sich innigst berühren, mit ihr in Wechselwirkung treten, deren volle konkrete Geltendmachung und allseitige Entwicklung und Anwendung bedingen. (Vergleiche hierüber das Vatikanum, Sess. III, cap. 4, can. 2 und den Schlußabsatz, ferner S. IV, cap. 4.)

Nunmehr können wir die Befürchtungen und Forderungen Ehrhards in seinem vielbesprochenen Artikel über „Die neue Lage der katholischen Theologie“ (Internationale Wochenschrift, 1908, Nr. 3) entsprechend würdigen. Derselbe meint: „Auch für den katholischen Theologen gibt es eine biblische, eine apologetische, eine dogmengeschichtliche Frage . . . . Diese Fragen fordern aber gebieterisch eine Lösung, und an dieser Lösung kann nur mitarbeiten, wer die neuen Probleme innerlich, seelisch empfindet, ja darunter leidet.“ Ich frage mich, was mit diesen Worten gesagt sein soll. Ist der Sinn der, daß jeder Theologe sich erst durch einen praktischen Zweifel zu einer festen Ueberzeugung in diesen Problemen hindurchringen muß? Das wäre abzulehnen nicht bloß auf Grund der Enzyklika Pascendi, sondern vor allem auf Grund des Vatikanums. Ob irgend ein Forscher bei derartigen Problemen auch von einem praktischen Zweifel befallen wird und wie er diesen beseitigt, ist Sache seines individuellen Gewissens. Die Behauptung aber, daß nur derjenige an der Lösung der mehrgenannten Probleme mitarbeiten kann, der darunter seelisch leidet, ist eine ungeheuere Uebertreibung und zugleich eine ganz ungerechtfertigte Unterschätzung der Befähigung jener, welche ohne solches Leiden an der Lösung der gleichen Probleme arbeiten.

Ehrhard fordert „die Freiheit der theologischen Lehrmeinungen innerhalb des kirchlichen Dogmas“ und „die Anerkennung des Rechtes der theologischen Forschung, sich auf allen Gebieten der theologischen Wissenschaft zu betätigen“. Wenn unter kirchlichem Dogma nicht bloß das Gebiet der formell geoffenbarten Glaubenslehren verstanden wird, sondern auch das Gebiet der sog. res ad integritatem fidei pertinentes, wenigstens insoweit die Kirche selbst hierüber allgemein bindende und zugleich unfehlbare Bestimmungen trifft, so kann man dem prinzipiell zustimmen. Freilich tritt einem Dogmatiker sofort noch ein sehr umfangreiches Gebiet von Lehrsätzen vor Augen, die theologisch mehr oder minder sicher sind und von denen sehr viele nur auf die gewichtigsten Gründe hin ohne Verwegenheit, ja ohne Gefahr für den Glauben geleugnet werden können. — Ehrhard meint: „Die katholische Kirche der Gegenwart hat wohl ein einheitliches Dogma; sie besitzt aber keine einheitliche Theologie. Es kämpfen vielmehr zwei feindliche Theologien in ihrem Schoße um die Vorherrschaft: die scholastische und die moderne.“ Durch die Enzyklika sei nun zwar der Kampf zwischen beiden nicht etwa schlechthin entschieden zu ungunsten der modernen Theologie, denn der Modernismus sei nur eine Richtung innerhalb der modernen Theologie, wohl aber sei in manchen theoretischen Ausführungen der Enzyklika und in ihren praktischen Maßregeln die (ganze) moderne historisch-kritische Theologie in starke Mitleidenschaft gezogen. Darauf sei erwidert: Der Kampf der scholastischen und modernen Theologie, wenn er stattfände, wäre jedenfalls kein innerlich notwendiger. Solange ich auf katholischem Standpunkte stehe, muß ich prinzipiell annehmen, daß es eine

Mittellinie gibt, auf welcher der konsequenteste Dogmatiker und der strengste Historiker und Kritiker sich zusammenfinden können. Der „Scholastiker“ kann irren in der Abfolge seiner Deduktionen, aber auch der „Historiker“ und „Kritiker“ kann irren in seinem mehr induktiven Beweisverfahren, und so kann es allerdings zu Kämpfen zwischen beiden kommen. Wie aber die Enzyklika und überhaupt die Kirche nicht alle Meinungen der „Scholastiker“ in Schutz nimmt, so verbietet sie nicht im mindesten dem Historiker und Kritiker, in seiner Weise zu arbeiten und zu forschen. Nur muß derselbe in theologischen Fragen das kirchliche Dogma (im oben erklärten weiteren Sinn) als negative Richtschnur anerkennen, solange er auf katholischem Standpunkte bleiben will. Das war stets der Fall, das folgt aus dem Wesen und der Aufgabe der Kirche und ist durch die Enzyklika nicht geändert, geschweige denn erst eingeführt worden. Wenn darum Ehrhard für die Zukunft der historisch-kritischen Theologie in Sorge ist, so legt er der Enzyklika einen Sinn und eine Tendenz unter, die sie weder in ihren theoretischen Ausführungen noch in ihren praktischen Maßregeln hat, oder er kommt in Widerspruch mit sich selbst, indem er hinterher für eine historisch-kritische Richtung Freiheit und Duldung fordert, die in der Linie des vorher als antikatholisch abgelehnten Modernismus liegt. Kurz, nach wie vor der Enzyklika ist eine historisch-kritische Theologie zulässig, solange sie nicht antikatholisch oder modernistisch im Sinne der Enzyklika ist, und eine solche Theologie wird bei uns in Zukunft faktisch auch kaum schärfer beaufsichtigt werden als bisher. Also ist die Lage der katholischen Theologen und der katholisch-theologischen Fakultäten durch die Enzyklika im Grunde keine andere, keine neue geworden. (Vgl. auch den Artikel von Sägmüller in Nr. 5 der „Allg. Rundschau“: Die angeblich neue Lage der katholischen Theologie.)

Noch viel weiter als Ehrhard geht Schnitzer in dem Artikel: „Die Enzyklika Pascendi und die katholische Theologie“ (Intern. Wochenschrift, 1908, Nr. 5). Wenn man diesen Artikel seines, wollen wir sagen, rhetorischen Beiwerkes entkleidet, dann sind die hier einschlägigen Grundgedanken etwa folgende: Auch Schnitzer schwebt der Unterschied zwischen „scholastischer“ und „moderner“ Theologie vor, er überspannt aber diesen Unterschied sofort zu einem unvereinbaren Gegensatz beider. Erstere charakterisiert Schnitzer als Thomismus und Traditionalismus. Der Thomismus hinwiederum sei aristotelische Philosophie und Bibel (diese nach dem Verständnis und der Erklärung der Kirche) zusammen mit der sogenannten Ueberlieferung, wie sie den unveräußerlichen kirchlichen Glaubensschatz bilden sollen, dem der hl. Thomas sein klassisches, wissenschaftliches Gepräge, seine blendende Fassung verliehen habe. Der Traditionalismus soll darin bestehen, daß nach dem römischen Absolutismus alle theologische Wissenschaft, aller theologische Unterricht nur ein Tradieren, ein Nachsprechen, ein Wiederholen sein könne. Wie nun die Enzyklika für diesen Scholastizismus und Traditionalismus entschieden eintrete, so breche sie zugleich den Stab über bedeutsame Ideale unserer Zeit, wie Glaubensfreiheit, Lehrfreiheit, Preßfreiheit, die ganze nichtscholastische Philosophie, die historische Kritik und Methode, sie belege mit Acht und Bann die ganze philosophische, apologetische, theologische, historische, kritische Arbeitsweise der modernen wissenschaftlichen Welt. Auf diese Arbeitsweise können aber auch katholische Gelehrte nicht verzichten, wenn sie wissenschaftlich ernst genommen werden wollen. Der bloße Traditionalismus sei für die deutschen Universitäten ein längst überwundener Standpunkt. Unsere Fakultäten wollen und sollen auch Forschungsstätten sein. Die theologische Wissenschaft könne ganz unmöglich die Forschungsgebiete, die sie in Angriff genommen, namentlich ihre kirchen- und dogmengeschichtlichen Studien preisgeben, wenn sie nicht zugleich auf jeden Anspruch verzichten wolle, als wirkliche Wissenschaft angesehen und geachtet zu werden und eben damit auch auf jeden Anspruch, dem Organismus der Universitäten eingegliedert zu sein und zu bleiben, insofern eben nur eine Wissenschaft diesen letzteren Anspruch erheben könne.

Wenn auch nicht mit nackten Worten, so ist doch sachlich in den obigen Ausführungen gelehrt, daß es ein wirkliches, modernes, den Forderungen der Zeit und der Stellung unserer Fakultäten im Organismus der Universitäten entsprechendes theologisches Wissen nur gebe in völliger, nicht bloß methodischer, sondern auch praktischer Unabhängigkeit von jeder kirchlichen Lehrautorität, jedem kirchlichen Dogma und Glauben, so wie diese Worte herkömmlich verstanden werden. Dem aber muß ich mit aller Entschiedenheit widersprechen, und zwar nicht erst auf Grund der Enzyklika und überhaupt nicht bloß vom Standpunkte meiner katholischen Glaubensüberzeugung, sondern auch vom Standpunkte der Wissenschaft aus, und ich schmeichle mir, annehmen zu dürfen, daß meinem Widerspruch prinzipiell nicht bloß meine hiesigen Fakultätsgenossen, sondern auch die Kollegen der übrigen katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands und Oesterreichs zustimmen. Ich habe oben darzulegen gesucht, in welchem Sinne und Umfange es auch ein theologisches Wissen geben könne, das methodisch nicht vom kirchlichen Dogma ausgeht, und wie dieses Wissen ganz und gar modern gestaltet sein könne. Ich habe aber auch negativ die Grenzen angegeben, innerhalb deren allein gemäß dem Vatikanum ein solches Wissen Bewegungsfreiheit genießt. Ich habe weiterhin betont, daß es ein wahres Wissen aus dem Glauben gibt und ein Wissen um den Glauben. Speziell in bezug auf das letztere Wissen sei hier noch hervorgehoben, daß die theologische Disziplin der Apologetik den philosophisch-historischen Beweis erbringen kann für die Vernünftigkeit und Pflichtgemäßheit des christlichen Glaubens, für die Göttlichkeit und Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche und ihres Lehramtes und damit indirekt für die Glaubwürdigkeit des ganzen Komplexes der Dogmen. — Um von dem näheren Inhalte der modernen Theologie hier zu schweigen, steht es weiterhin mit der Natur der Sache wie mit der Geschichte im Widerspruch, wenn Schnitzer lehrt, daß Rom und seine Monsignori, weil vom Hl. Geiste geführt und erleuchtet, sich längst des Vollbesitzes der göttlichen Wahrheit zu erfreuen und von menschlicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit völlig unabhängig zu sein glauben. Die Geltendmachung, Erklärung und Anwendung der göttlichen Offenbarung setzt vielmehr neben der allerdings bestehenden Assistenz des Hl. Geistes immer den Gebrauch aller menschlichen Hilfsmittel zur Eruierung der Wahrheit voraus. — Widersprochen muß ferner der geringwertigen Einschätzung des von Schnitzer sog. „Tradierens“ werden. Es ist nämlich eine hervorragende Aufgabe unserer Universitäten, nicht bloß der katholisch-theologischen Fakultäten, die Zuhörer mit dem für ihren späteren Beruf unerläßlichen Wissen auszustatten. Für die weitaus größte Mehrzahl der Schüler ist die Universität eine Stätte, an welcher sie für ihren Beruf herangebildet werden. Keineswegs soll damit in Abrede gestellt sein, daß sie auch eine Stätte des Forschens für Lehrer und Schüler sei. — Endlich muß noch widersprochen werden, wenn Schnitzer durch die Enzyklika über „die ganze nichtscholastische Philosophie“ den Stab gebrochen sein läßt. Die Modernisten-Enzyklika bezieht sich selber auf das Rundschreiben Leos XIII. Aeterni Patris vom 4. August 1879. Hier wie in vielen anderen Erklärungen hat Leo XIII. klar und bestimmt die Grenzen bezeichnet, innerhalb deren die Philosophie die Lehren der Alten, speziell des hl. Thomas, festhalten solle, wie sie aber keineswegs die spitzfindigen und weniger vorsichtigen Lehren der Vorzeit nachahmen müsse, wenn sie mit den ausgemachten Lehrsätzen der späteren Zeit nicht übereinstimmen. Auch hier ist also ein Fortschritt möglich und wünschenswert, freilich innerhalb gewisser, auf die Grundanschauungen sich beziehender Grenzen.

Aber, so kann man am Schlusse fragen, mag auch die Enzyklika unsere Lage nicht wesentlich ändern, wird denn nicht durch alle in unserem Artikel als für die Theologie gegeben hingestellten Grenzen deren Freiheit so beschränkt, daß sie in dem Organismus unserer Universitäten keinen Platz mehr einnehmen kann? Diese Frage greift hinaus über die Zwecke des gegenwärtigen Artikels. Es sei nur bemerkt, daß alle Einsichtigen darüber einig sind, daß es keine absolute, völlig schrankenlose akademische Lehrfreiheit geben könne. Wenn darum die Theologie irgendwelche Schranken der Bewegungsfreiheit hat, so ist sie deswegen noch nicht unwürdig, dem Universitäts-Ganzen anzugehören, und sie ist es auch nicht, wenn diese Schranken entsprechend ihrem Wesen und ihrer Aufgabe enger sind als die eines Nichttheologen. — Die Frage, ob die katholisch-theologischen Fakultäten an unseren Universitäten verbleiben sollen, wird übrigens nicht durch gelehrte Erörterungen und wissenschaftliche Tribunale, sonden durch andere höhere Machtfaktoren entschieden. Nur das sei noch bemerkt, daß dem Ansehen unserer Fakultäten ein ganzes Dutzend nur mittelmäßiger Lehrer nach meinem Dafürhalten viel weniger schadet als die neuesten Expektorationen katholischer Theologen. Diese nämlich sind geeignet, die Vorurteile unserer Gegner zu bestärken, aber auch das Mißtrauen der treuen, kirchlich gesinnten Katholiken zu erregen und zu vermehren und so von zwei Seiten her den Fakultäten Schwierigkeiten zu bereiten.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Sandschakbahn als Freundschaftsprobe.

Man kann nicht behaupten, daß der Sandschak Novibazar den Mittelpunkt von Europa bilde, und an sich ist die dort geplante Verbindungsbahn von Bosnien nach dem Aegäischen Meere kein Weltwunder. Aber es scheint doch, als ob die Sandschakbahn, nachdem sie 30 Jahre lang in den Akten des Berliner Kongresses ihrer Geburt entgegengeschlummert hat, jetzt eine zeitgeschichtliche Rolle spielen will. Oesterreich-Ungarn schickt sich an, von einem Rechte Gebrauch zu machen, das es sich schon 1879 geben ließ: ein gutes Zeichen für das gehobene Selbstbewußtsein und die gesteigerte Unternehmungslust der habsburgischen Monarchie von heute, die nach dem Ausgleiche trotz aller restierenden inneren Schwierigkeiten sich lebhaft als Großmacht fühlt und als solche betätigen will. Der Sultan hat mit einer Schnelligkeit, die im Orient als fabelhaft gilt, seine Genehmigung zu der Verbindungsbahn erteilt — woraus man schließen kann, daß in Konstantinopel weder Rußland noch England Trumpf ist. Nun waren die russischen und „verbündeten" französischen Zeitungen offenherzig genug, wegen dieser ersten kleinen Probe der österreichischen Tatkraft Lärm zu schlagen und Einspruch zu erheben, als ob es ein unveräußerliches Recht des Zweibundes wäre, Oesterreich-Ungarn von den natürlichen Handelswegen nach Südosten abzusperren, gleichsam eine chinesische Mauer des Panslawismus auf dem Balkan aufzurichten. Als Frhr. v. Aehrenthal in den Delegationen die wirtschaftspolitische Freiheit der habsburgischen Monarchie verteidigen mußte, hatte er zu gleicher Zeit das Bündnis mit Deutschland zu verteidigen, und jedermann wurde dabei auf die Frage gedrängt: Wohin käme Oesterreich bei der Anmaßung und der Mißgunst der anderen Mächte, wenn es nicht in der Solidarität mit Deutschland einen so starken Halt hätte?

Die handgreifliche Belehrung über die Notwendigkeit und den Nutzen des Bündnisses kam gerade zur rechten Zeit. Denn von slawischer Seite war die preußische Enteignungspolitik gegen Deutschland ausgespielt worden, und diese hakatistische Verirrung hatte auch in weiteren Kreisen die Sympathie für Preußen-Deutschland gefährdet. Die schöne Bemerkung, daß man sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates nicht einmischen dürfe, konnte leider den fatalen Eindruck nicht ganz beseitigen. Bei dem Verhältnis, wie es zwischen den beiden Kaiserreichen besteht, bei dieser Art von politischer Ehe spricht nicht bloß der formgerechte Verstand mit, sondern auch wesentlich das Gefühl, und in dieser Hinsicht muß man mit Bedauern gestehen, daß unsere neueste Politik mit Erfolg wieder zurückgreift auf die alte preußische Virtuosität, sich der Welt von einer unliebenswürdigen Seite zu zeigen. Leider ist obendrein der krampfhafte „Kampf" gegen die schwache polnisch sprechende Minderheit auch nicht geeignet, die Furcht vor der deutschen Macht und Kraft zu erhöhen und so das bekannte Surrogat für den Mangel an Liebe zu schaffen. Wir hoffen natürlich, daß unsere Intimität mit Oesterreich etwas länger dauern wird als der unselige Hakatismus; aber es ist doch eine schätzbare Erleichterung für die kritische Zeit, wenn dieser oder jener Zwischenfall den Zweifelnden und Schwankenden ad oculos demonstriert, wie unentbehrlich den beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen das Zusammenhalten gegen die eng verbundenen Gegner von Ost und West ist.

Ein österreichischer Redner meinte, Deutschland müsse sich durch die Unterstützung der österreichischen Balkanpläne jetzt revanchieren für die Dienste, die ihm Oesterreich in Algeciras erwiesen. Nach unserer Ansicht hat Oesterreich in Algeciras nicht bloß für die Verbündeten, sondern auch für sich selbst gearbeitet, als es den Triumphzug der französisch-englisch-russischen Koalition einzuschränken suchte. Bei einer richtigen Solidarität muß man nicht den Saldo in jedem einzelnen Konto mit der Rechenmaschine austüfteln. Wenn Deutschland die habsburgische Orientpolitik zu fördern und zu schützen sucht, so tut es das auch nicht aus selbstverleugnendem Altruismus, sondern in der Erkenntnis, daß die wirtschaftlichen und politischen Erfolge im Südosten beiden Reichen nützen. Die Form der Unterstützung muß den jeweiligen Verhältnissen sich anpassen. Sie kann auch in Gestalt einer Vermittlung, einer Beschwichtigung der russischen Eifersucht wirksam sein.

Die Gerüchte über kriegerische Absichten Rußlands gegenüber der Türkei halten wir für verunglückte Versuche des Bangemachens. Zum Kriegführen fehlt Rußland u. a. das Geld. Den Geldpunkt darf man auch nicht aus dem Auge lassen, wenn von „Kompensationen" gegenüber der Sandschakbahn gesprochen wird, die sich Rußland und sein Anhang durch eine Donau-Adriabahn, nötigenfalls mit Umgehung des vertragsmäßig dem österreichischen Einfluß vorbehaltenen Montenegro, verschaffen wollten. Ein höchst kostspieliger und unrentabler Bahnbau, für den auch König Eduard wohl keine Kapitalien flüssig machen wird. Sollte es doch zu dieser oder einer anderen Kompensationsbahn kommen, so würde Oesterreich sich darüber nicht grämen. Denn tatsächlich bilden die Schienenstränge dort zulande wie in allen halbwilden Gegenden das beste Fundament für Reformen und Ordnung.

Französisch-deutsche Zärtlichkeiten.

So viel Honig ist seit vier Jahrzehnten nicht verbraucht worden, wie jetzt Paris und Berlin sich auf Gegenseitigkeit servieren. Herr Pichon, der Minister der französischen Diplomatie, beehrte das deutsche Antwortschreiben an die marokkanischen Sultane mit einer ganzen Skala von lobenden Eigenschaftswörtern, die von „korrekt" sich bis „herzlich" steigerten. Er und die Kammer hatten ja auch vielen Grund, entzückt zu sein von der geduldigen Passivität Deutschlands; ob sie die Mahnung und Warnung verstanden haben, die in dem Schreiben zart enthalten war, blieb zweifelhaft. Dann hielt der Ministerpräsident Clemenceau zu Ehren des aus dem Elsaß stammenden Senators Scheurer-Kestner eine Festrede, die sich im geistreichsten französischen Stil mit nichts Geringerem als der elsaß-lothringischen Frage befaßte. Ueber die gekünstelten Phrasen Clemenceaus ist nun unsere offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." geradezu entzückt. Sie führt aus, daß die Betrachtung Clemenceaus, wenn sie jenseits der Vogesen Beachtung fände, wohl geeignet wäre, die fernere Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden großen Nachbarnationen günstig zu beeinflussen. In die Sprache der praktischen Politik übersetzt, gehe die Rede des Ministers dahin, daß Deutschland und Frankreich ihr Verhältnis zueinander in Fragen, die an sie herantreten, vorurteilsfrei nach dem Stande ihrer wirklichen Interessen regeln sollten; die aktuellen Beziehungen zu Deutschland wolle Clemenceau von dem ständigen Drucke schmerzlicher Erinnerungen befreien. „Wir haben", so ruft das Bülowblatt aus, „bei früheren Gelegenheiten wiederholt ausgeführt, daß der Weg zu einem besseren allgemeinen Verständnis zwischen den beiden Nationen für einander über eine die Erledigung von Tagesfragen fördernde realpolitische Praxis führt, und würden es daher mit Genugtuung begrüßen, wenn die Mahnung Clemenceaus in seinem Vaterlande williges Gehör finden sollte."

Man sieht, der alte Reineke Fuchs hat sich mit Erfolg als Bußprediger des Friedens versucht. Die „realpolitische Praxis" wird freilich den Franzosen wohl nur so lange munden, als sie sich im Stile unserer gegenwärtigen Marokkopolitik des Gewährenlassens hält. Gambetta sagte seinerzeit in bezug auf das Vogesenloch, man müsse immer daran denken, aber nicht davon sprechen. Herr Clemenceau meint, man brauche weder zu vergessen, noch zu schweigen; man müsse nur bei den aktuellen Beziehungen sich nicht in den Schmollwinkel stellen. Freilich, warum sollte man nicht Freundlichkeiten und Geschenke auch aus der deutschen Hand annehmen, wenn keine Verpflichtung damit verknüpft ist? Auf dem Standpunkt der früheren Sara Bernhardt, die erst nach Rückgabe Elsaß-Lothringens in Berlin Komödie spielen wollte, steht doch seit langem schon keine französische Regierung mehr.

Alles mit Maß, auch der Austausch der Zärtlichkeiten. Die impulsiven Franzosen können sonst zu leicht vergessen, daß damals nicht sie, sondern wir die Stärkeren waren. Sie könnten insbesondere in dem Glauben bestärkt werden, daß sie jetzt in Marokko carte blanche hätten, und zwar als Mandatare Europas mit Einschluß des einstigen Gegners von Algeciras.

Die Befürchtung, daß sie die zarten Mahnungen Deutschlands nicht recht verstehen, wird verstärkt durch die Beobachtung, daß sie jetzt mit erneuten Kräften Spanien in die Abenteurerpolitik hineinzuziehen suchen. Es hieß letzter Tage, daß König Alfons eine Landungstruppe zur Ueberfahrt nach Afrika bereit gestellt habe. Jetzt wird berichtet, daß die Abfahrt im letzten Moment vertagt sei. Ein Glück, daß Spanien in Geldnot steckt und das vorsichtige Ministerium den Kostenpunkt gegen den jugendlichen Monarchen ins Feld führen kann.

Bei den Zärtlichkeiten an der Vogesengrenze fällt uns die Geschichte von Delila und Samson ein. Samson darf sich nicht einschläfern lassen; es stehen Philister in Massen auf der Lauer.

Die Kultusdebatte in Preußen.

Die Liberalen haben kein Glück mit der Ministerstürzerei. Wie im Reich die Krisis Stengel zu ihren Ungunsten auszuschlagen droht, so sind sie in Preußen durch die Verdrängung des alten Kultusministers Studt aus dem Regen in die Traufe gekommen. Sein Nachfolger Holle hat sich nämlich im wesentlichen auf den Standpunkt Studts gestellt, und das ist für die Liberalen nicht bloß eine herbe Enttäuschung, sondern ein reeller Nachteil, da Herr Holle jünger und kräftiger ist als der schwerbelastete Studt. Ein besonderes Mißgeschick traf den preußischen „Kulturblock" in einem Nebenpunkte, bei dem sie den Hebel der Agitation anzusetzen gedachten. Der Minister hatte sich für das Liegnitzer Verbot der Verbreitung von Haeckels „Welträtsel" und gleichwertiger Bücher durch die Volks- und Schulbibliotheken erklärt. Mit dem Schreckgespenst dieses „staatlichen Index" sollte das Volk aufgeregt werden. Aber siehe da, die Leitung des betroffenen Vereins für Volksbildung erkannte die Berechtigung an, daß die Regierung über die Volksbibliotheken, die sie mit ihrer Autorität und Staatsmitteln unterstütze, auch etwas mitzureden habe. Allerdings wurde das nicht wörtlich zugestanden, sondern durch die Tat, indem der Vereinsvorstand sich mit dem Minister über die Bücherauswahl verständigte. Damit war der agitatorische Hebel abgeglitten. Dem Minister gereicht es zur Ehre, daß er in dieser Frage, wo die Schlagworte von „Wissenschaft", „Geistesfreiheit", „Aufklärung" usw. so viel Verwirrung anrichten, der liberalen „öffentlichen Meinung" zu trotzen verstand.

Der Kern des liberalen Jammers ist die Schulpolitik des neuen Herrn. Dr. Holle hatte schon früher erklärt, daß er die Kirche nicht von der Schule trennen wolle. Demgemäß will er sich auch bei der Ausführung des Schulunterhaltungsgesetzes verhalten, obschon die Liberalen behaupten, bei dem Kompromiß, den sie zur Verabschiedung des Gesetzes geschlossen, sei etwas anderes vereinbart worden. In der Frage der Schulinspektion denkt Herr Holle eine mittlere Linie zwischen den verschiedenen Interessen zu finden in der Weise, daß die technische Schulaufsicht den Kreisschulinspektoren im Hauptamt, also einem Staatsbeamten zufällt, während die Ortsschulinspektion (abgesehen von den Städten mit „Rektoren") den Geistlichen verbleiben soll, jedoch nicht zur technischen Kontrolle des Lehrers, sondern im Sinne eines väterlichen Beirats für den Lehrer. Was aus diesen Ideen wird, ist noch abzuwarten; jedenfalls sind sie den liberalen Wünschen schroff entgegengesetzt. Die Katholiken Preußens müssen gegenüber den Fußangeln, die in dem neuen Gesetz stecken, mit aller Vorsicht auf der Wacht sein, namentlich bei den kommunalen Wahlen. Sie müssen auch mit der Möglichkeit eines liberalen Kultusministers rechnen, wenn die Blockära, in die Herr Holle nicht paßt, andauern sollte.

Die Aussichten des Blocks

sind freilich in der letzten Zeit nicht besser geworden. Auch nüchterne Propheten wollen schon hippokratische Züge der bedenklichsten Art entdeckt haben.

Zunächst steht die Enteignungsvorlage, die zu einem wesentlichen Bestandteile der Bülowschen Politik gehört, noch immer auf dem toten Punkt. Die Herrenhauskommission hat ihre Beschlüsse trotz des Widerspruchs der Regierung aufrechterhalten. Diese Schwierigkeit gefährdet das Ansehen des Blockkanzlers.

Viel schlimmer ist der Bankerott der Finanzpolitik. Fürst Bülow hat auf der Suche nach einem brauchbaren Nachfolger für Stengel sich eine Menge Körbe geholt. Er findet keinen Gehilfen für seine verfahrene Finanztaktik, wohl aber eine stille und scharfe Gegnerschaft im Bundesrat. Fürst Bülow ist schuld an der Verschiebung der dringend notwendigen Finanzreform; um das Odium zu mindern, wollte er die Aufbesserung der Beamten vorwegnehmen, obschon die Mittel dazu noch nicht beschafft sind. Es heißt jetzt, daß der Bundesrat diese Vorlage abgelehnt habe. Sollte sie doch noch kommen, so würde sicher im Reichstag die ganze Falschheit einer solchen Pumpwirtschaft im Banne des Blockliberalismus eine vernichtende Kritik erfahren. Kein Wunder, wenn das Gerücht auftaucht, das Zentrum solle als Retter in der Not wieder eingeschaltet werden und der neue Schatzsekretär werde dem alten Stengel ganz ähnlich sehen.

Wichtige Schulfragen in der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Von

Domkapitular Dr. Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter.

In den geistigen Kämpfen unserer Zeit zwischen den verschiedenen Weltanschauungen steht die Volksschule im Vordergrunde. Speziell in der bayerischen Abgeordnetenkammer knüpfen sich bei den allgemeinen Erörterungen zum Kultusetat die lebhaftesten Parteikämpfe an die Fragen der Volksschule. Dazu kam in den letzten Wochen und Monaten eine gewisse Erregung in katholischen Volkskreisen, hervorgerufen durch verschiedene Bestimmungen in den neuen Schul- und Lehrordnungen, in welchen man ein systematisches allmähliches Untergraben der Grundlagen erblicken zu können glaubte, welche bisher für das bayerische Volksschulwesen maßgebend waren. Aus diesen Verhältnissen heraus war es durchaus angezeigt und sehr zu begrüßen, daß der Referent für den Kultusetat, Prälat Dr. Schädler, diese aktuellen Fragen an die Spitze seines Referates stellte, um damit eine offene Aussprache über die Stellung der Regierung und des Kultusministers und die notwendige Aufklärung für die weitesten Volkskreise herbeizuführen.

Abgeordneter Dr. Schädler richtete an die Staatsregierung folgende drei Fragen:

1. Ist in den in neuerer Zeit erschienenen Lehrplänen für die Volksschulen die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden in der Religionslehre vermindert worden, eventuell inwieweit und aus welcher Veranlassung?

2. Sind Aenderungen in der schulordnungsmäßigen Verpflichtung der Schulkinder zum Besuche des Gottesdienstes beabsichtigt, im Bejahungsfalle welche, insbesondere im Kreise Unterfranken?

3. Sind vom K. Staatsministerium Aenderungen der Vorschriften über das Prüfungswesen an den Volksschulen in Aussicht genommen, eventuell welches sind dieselben?

Mit diesen Fragen war der Kern der gegenwärtig in Bayern aufgeworfenen Schulfragen erfaßt, und es ist wohl auch für die verehrlichen Leser der „Allgemeinen Rundschau" von Interesse, in einem kurzgedrängten Ueberblick die wichtigsten Ergebnisse dieser Diskussionen sich vor Augen zu führen.

I. Religionsunterricht in der Volksschule.

Kultusminister Dr. von Wehner hat gegenüber der ersten Frage des Referenten im Finanzausschusse wie im Plenum der Abgeordnetenkammer eine rückhaltlose offene Darlegung gegeben. An die Spitze seiner Ausführungen stellte er in seiner vielbemerkten Rede vom 10. Februar die Sätze:

„Der Staat würde einen großen Fehler begehen, wenn er der Jugend den Religionsunterricht vorenthalten oder wenn er die Jugend nur in ungenügendem Maße in der Religion unterrichten lassen wollte. Der Staat darf in seinem eigenen Interesse die Jugend nicht religionslos heranwachsen lassen. Daraus würden sich für den Staat selbst die größten Gefahren ergeben. Der Staat muß in seinem eigenen Interesse, soweit es an ihm liegt, beitragen, daß die Jugend in der Religion in ausreichender Weise unterrichtet werde. Der Religionsunterricht ist nicht bloß in religiöser und in sittlicher Hinsicht von der größten Bedeutung, er hat auch große politische Vorzüge. Die bewährten Grundsätze der christlichen Erziehung dürfen aus den Volksschulen nicht verdrängt werden. Die Besorgnisse, die in dieser Hinsicht in der jüngsten Zeit laut geworden sind, sind durchaus unbegründet. Die Staatsregierung steht auf dem prinzipiellen Standpunkt, daß der Religionsunterricht nach wie vor die Grundlage für die erziehliche und unterrichtliche Aufgabe in der Volksschule sein und bleiben muß. Die Regierung wird ehrlich mitwirken, daß der Jugend ein vollkommen ausreichender Religionsunterricht zuteil wird." Der Minister fügte bei, es sei selbstverständlich, „daß die ganze Angelegenheit des Religionsunterrichts nach der theoretischen wie praktischen Seite nicht ohne das Einvernehmen mit den kirchlichen Oberbehörden geregelt werden kann, weil die Fürsorge für den Religionsunterricht verfassungsmäßig eine innere kirchliche Angelegenheit ist. Das schließt aber naturgemäß eine staatliche Mitwirkung schon deshalb nicht aus, weil die Regelung des Religionsunterrichts und des Besuchs des Schulgottesdienstes in den Schulordnungen zu erfolgen hat, Schulordnungen aber staatliche Erlasse sind. Die Bemessung des Religionslehrstoffes, welcher in der Volksschule geboten werden soll, ist Sache der kirchlichen Oberbehörden; die Feststellung der

Stundenzahl für den Religionsunterricht aber erfolgt im Benehmen mit den kirchlichen Oberbehörden durch die Regierung."

Die Zahl der wöchentlichen Religionsstunden war bisher in den einzelnen Regierungsbezirken sehr verschieden bemessen. Sie schwankte zwischen 14 in der Oberpfalz und 28 in der Pfalz. Auch in Niederbayern war die Zahl nicht unerheblich größer als in den übrigen Regierungsbezirken. In der Oberpfalz waren sie von jeher am geringsten; durch die Schulordnung von 1898 ist eine Verminderung der Stundenzahl nicht eingetreten, von kirchlicher Seite ist eine Erinnerung nicht erhoben. In der Pfalz ist für die Landschulen mit gekürzter Schulzeit im Sommersemester die Zahl der wöchentlichen Religionsstunden etwas vermindert worden; sie ist aber immer noch größer als in allen rechtsrheinischen Regierungsbezirken. In Niederbayern hat die neue Lehrordnung von 1907 teilweise eine Verminderung der Religionsstunden gebracht. Die Ordinariate von München und Passau haben zugestimmt, ebenso die geistlichen Mitglieder der Kreisschulkommission, weil die bisher bestandene größere Zahl in den weitaus meisten Fällen praktisch nicht mehr eingehalten war. In Unterfranken hat bisher eine Neuregelung noch nicht stattgefunden, es liegt nur der Entwurf einer neuen Schul- und Lehrordnung vor, über welchen Verhandlungen zwischen Regierung und Ordinariat gepflogen werden; dieselben haben in bezug auf die Zahl der Religionsstunden bisher zu einer Einigung nicht geführt.

Das Kultusministerium selbst hat zu den Schulordnungen der einzelnen Regierungsbezirke noch keine Stellung genommen. Wohl aber hat dasselbe an die kirchlichen Oberbehörden die Einladung gerichtet, sich nach Tunlichkeit über Vorschläge für eine einheitliche Festsetzung der Wochenstundenzahl für den Religionsunterricht zu einigen. Eine solche Einigung erscheint um so mehr wünschenswert und notwendig, weil im rechtsrheinischen Bayern die Regierungsbezirke mit den Grenzen der Diözesen durchaus nicht zusammenfallen — der Regierungsbezirk Oberbayern z. B. umfaßt den größten Teil der Erzdiözese München und Teile der Diözesen Augsburg, Eichstätt, Regensburg und Passau. Es müßte also ohne eine solche Einigung entweder für den einzelnen Regierungsbezirk oder für die einzelnen Diözesansprengel eine durchaus verschiedene Regelung des Religionsunterrichtes in der Volksschule Platz greifen. Die kirchlichen Oberbehörden haben bisher die Forderungen sehr verschieden bemessen, ohne daß rein sachliche Gründe für eine so verschiedenartige Behandlung zu bestehen scheinen.

Von seiten des Zentrums mußte die grundsätzliche Stellungnahme des Ministers und das praktische Vorgehen desselben zur Herbeiführung einer gedeihlichen Ordnung der Frage als durchaus korrekt nach kirchlichen Grundsätzen und im Rahmen der Verfassung anerkannt werden. Abgeordneter Wörle sprach sicher aus dem Herzen von Tausenden, wenn er betonte, der Minister dürfe für sein offenes Bekenntnis und für die entschiedene Betonung der Notwendigkeit und Bedeutung eines guten Religionsunterrichtes des Dankes zahlreicher Väter und Mütter im Lande und der Anerkennung der christlichen Bevölkerung ohne Unterschied der Konfession sicher sein.

Auch die Liberalen waren sichtlich bemüht, bei dieser Gelegenheit den Vorwurf der Religionsfeindlichkeit von sich abzuweisen. Abgeordneter Schubert pries den Eifer, mit welchem gerade die Lehrer um den Religionsunterricht sich annehmen. Auch Dr. Casselmann verwahrte sich feierlich dagegen, daß die Liberalen die Beseitigung des Religionsunterrichtes anstreben; es müsse demselben der gebührende Anteil in der Schule bleiben, aber man dürfe diese Forderung nicht übertreiben, die Schule müsse die Kinder zu tüchtigen Bürgern erziehen, und deshalb müsse der Lehrer die notwendige Zeit für die weltlichen Fächer haben und dürfe nicht ein zu großes Uebergewicht der Religionsstunden herbeigeführt werden. Dr. Günther glaubte versichern zu können, daß die Aeußerungen über den Religionsunterricht eigentlich nur offene Türen einstoßen; man sei in Bayern im großen und ganzen einig, daß ein Religionsunterricht in der Volksschule stattfinden müsse, nur über das Maß und das Wie sind verschiedene Auffassungen gegeben.

Für die Sozialdemokratie betonte Abgeordneter Dr. Süßheim den Grundsatz: „Religion ist Privatsache"; daraus die Konsequenzen zu ziehen, war jedem überlassen.

II. Besuch des Schulgottesdienstes.

Diese Frage wurde in der Oeffentlichkeit brennend durch Vorgänge in Unterfranken. In diesem Regierungsbezirk bestanden bisher in dieser Beziehung strengere Vorschriften als in anderen Kreisen; in der Praxis wurde mehrfach darüber noch hinausgegangen. Der Kultusminister gab im Finanzausschusse längere Erklärungen ab. Danach hat die unterfränkische Regierung eine Aenderung der bisherigen Vorschriften der Schulordnung über den Schulgottesdienst in Erwägung gezogen und Vorschläge an das bischöfliche Ordinariat Würzburg gemacht. Eine Einigung konnte bisher nicht erzielt werden. Ein Entscheid der Regierung liegt auch noch nicht vor, dieselbe hat sich entschlossen, die Frage in der neuen Schulordnung einstweilen unberührt zu lassen und durch spezielle Verordnung zu regeln, um die Einführung der neuen Schulordnung nicht länger zu verzögern. In den übrigen Regierungsbezirken beziehen sich die Vorschriften über den Besuch des Gottesdienstes nur auf den Besuch einer unmittelbar vor dem Beginn des Vormittagsunterrichtes stattfindenden hl. Messe. In Unterfranken wurde verlangt, daß die Kinder im Advent auch das Rorate besuchen, daß Kinder von Filialschulen an den Pfarrort zum Schulgottesdienst an Werktagen kommen usw. Der Minister erklärte, daß er sich auch in dieser Frage an die bischöflichen Ordinariate wenden werde, um eine gleichheitliche Regelung für die bayerischen Diözesen herbeizuführen.

In dieser Frage gingen Liberale und Sozialdemokraten durchaus einig; der Besuch des Schulgottesdienstes müsse dem freien Willen der Eltern überlassen, ein Zwang dürfe vom Staate nicht ausgeübt werden. Dr. Casselmann erklärte sich grundsätzlich dagegen, daß gegen ein Versäumnis des Schulgottesdienstes mit Schulstrafen eingeschritten werde; diese Bestimmung müsse aus den Schulordnungen gestrichen werden.

Der Kultusminister trat diesen Forderungen ebenso ruhig wie entschieden entgegen. Er führte aus: Aus den Bestimmungen der Schulordnungen über den Besuch des Schulgottesdienstes haben sich bisher im wesentlichen Schwierigkeiten nicht ergeben; die Bevölkerung ist daran gewöhnt und erblickt im geregelten Besuch des Schulgottesdienstes keinen Gewissenszwang. Religiöse Erziehung ohne Betätigung des Bekenntnisses sei eine Halbheit, der Unterricht werde zur leeren Form, wenn sich nicht die Anleitung zur praktischen Religionsübung anschließt. Dabei konnte er unter Berufung auf die Verfassung die Tatsache konstatieren, daß der Verwaltungsgerichtshof in seinen Entscheidungen die Anleitung zur praktischen Religionsübung als notwendig zur Religionserziehung gehörig betrachtet, und auf die weitere Tatsache, daß selbst der liberale Schulgesetzentwurf von 1867 sich auf den Standpunkt stellte, daß in der Schule nicht bloß Religionsunterricht erteilt, sondern auch das religiössittliche Leben nach Anordnung der kirchlichen Oberbehörden gepflegt werden solle. Es handle sich da um eine das innere kirchliche Leben berührende Frage.

Diesen warmen Ausführungen gegenüber betonten die Liberalen, daß in der Schule der Staat Herr sein müsse, die Forderungen der Kirche stünden da mit der Verfassung im Widerspruch. Das Zentrum konnte und mußte auch hier den Standpunkt des Ministers und sein Vorgehen für korrekt anerkennen, es handle sich in der Tat um eine innerkirchliche Frage, welche nicht von der Regierung oder den politischen Parteien allein zu entscheiden ist, in welcher vielmehr zunächst die kirchlichen Oberbehörden maßgebend erscheinen. Es wurde der Appell erhoben, auch die Andersgläubigen möchten in solchen Fragen die katholische Auffassung achten. Für den Katholiken ist die Religion nicht bloß Sache des Gefühls, sondern eine auf dem Dogma beruhende Glaubensüberzeugung, aus welcher die Pflicht der religiösen Betätigung sich ganz von selbst ergibt. (Forts. f.)

Heimkehr.

Hängt mir die alten Bilder auf,
Die mit mir so tröstlich reden!
Schlagt mir die alten Lieder auf,
Die mit mir weinen und beten.

Ich ward so fremd in der fremden Welt!
Mich faßt ein schweres Bangen,
Mich faßt ein heimliches Frösteln an
Und ein tiefes Heimverlangen.

Zu meinen Toten hin will ich geh'n
Und bitten, daß sie vergeben
Die große, schwere Vergessensschuld —
Und wieder mit ihnen leben.

M. Herbert.

Das Ministerium Heemskerk in Holland.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

In Nr. 2 vom 11. Januar der „Allgemeinen Rundschau“ schrieben wir nach Schilderung der Lage in den Niederlanden: „Allem Anschein nach wird ein christliches Kabinett ans Ruder kommen. Die Königin hat Dr. Heemskerk, Freund Dr. Kuypers und Führer der Antirevolutionären, mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut.“ Fünfzig Tage hat es gedauert, bis Dr. Heemskerk unsere damalige Nachricht offiziell bestätigte. Nach langen Unterhandlungen hat er ein christliches Kabinett zustande gebracht. Von den neuen Ministern gehören drei der antirevolutionären, drei der katholischen Partei an und drei standen bisher der Politik fern.

Der neue Ministerpräsident ist 54 Jahre alt und Sohn des Ministers Wilhelms III. gleichen Namens. Der Ackerbauminister Talma, ebenfalls Antirevolutionär, ist Theologe; als Prediger wie auch als Redakteur des Arbeiterverbandsblattes „Patrimonium“ bekämpfte er besonders die Sozialisten und wurde 1901 gegen den Sozialdemokraten Troelstra in die Zweite Kammer gewählt. Der Kolonialminister Idenburg bekleidete den gleichen Posten im Kabinett Kuyper. Der Finanzminister Dr. Kolkman gründete mit dem unvergeßlichen Dr. Schaepman die katholische Fraktion, deren Vorsitz er jetzt noch führt. Der Justizminister Nelissen, ebenfalls Katholik, war bisher Gerichtsrat am obersten Gericht des Landes. Bevers, der katholische Minister des Waterstaat, trat bisher politisch wenig hervor. Er ist seit 12 Jahren Verwaltungsbeamter und Mitglied der Ersten Kammer. Kriegsminister Sabron gilt als ein tüchtiger Militärtechniker; Vize-Admiral Weuthold, Marineminister unter dem liberalen De Meester, behält diesen Posten unter Heemskerk. Jonkheer R. de Marees van Swinderen endlich, der neue Außenminister, ist ein Diplomat, der seinen Botschafterposten in Washington verläßt, um das Auswärtige Amt zu übernehmen.

Die schwächste der drei „christlichen“ Parteien, nämlich die der Christlich-historischen, ist in dem Kabinett Heemskerk nicht vertreten, und dieser Umstand lehrt uns, daß man bei Besprechung eines politischen Ereignisses in den Niederlanden die kirchenpolitische Lage des Kalvinismus nicht ganz aus dem Auge verlieren darf. Das neue Kabinett schwimmt in Kuyperschem Fahrwasser. Was das vom protestantischen Standpunkt aus bedeutet, sagten wir gelegentlich des 70. Geburtstages Dr. Kuypers (Nr. 46 vom 16. Nov. 1907): „Hinsichtlich der äußeren Organisation der Kirche huldigt er dem Grundsatz der möglichsten Dezentralisierung. Die reformierte Kirche solle ‚demokratisch, frei, selbständig in der Lehre, im Kultus und ihren Liebeswerken vollständig organisiert sein‘. In diesem Sinne hat Dr. Kuyper jahrelang mit solchem Erfolg gekämpft, daß zahlreiche Gemeinden ‚namentlich auf dem Lande sich dem synodalen Joch entzogen und nur solche Geistliche beriefen‘, die der Kuyperschen Richtung angehörten.“ Diese Bestrebungen bekämpfen energisch die Christlich-historischen. Zur Zeit seiner Regierung war es Dr. Kuyper gelungen, einen modus vivendi durchzusetzen und auch die Christlich-historischen mit in seine geschlossene Mehrheit aufzunehmen. Seitheit scheint es mit der Einigkeit nicht mehr so klipp und klapp zu gehen. Bei der Abstimmung über den Kriegsetat, der im Dezember das liberale Kabinett De Meester zu Fall brachte, stimmte z. B. der bekannte Parlamentarier Savornin-Lohmann, Führer der Christlich-historischen, mit den Liberalen. Aus dem Umstande, daß die Fraktion im Ministerium nicht vertreten ist, darf man allerdings nicht ipso facto die Schlußfolgerung ziehen, die Partei Lohmanns werde zur Opposition umschwenken. Jedenfalls wird aber dadurch die Lage Heemskerks nicht erleichtert. Denn, wenn auch die Rechte sich geschlossen um die Minister schart, verfügt sie nur über 49 Mandate, während die Linke davon 51 beansprucht, von denen keines für eine positiv christliche Politik zu haben sein dürfte.

Ueber die Projekte Heemskerks wird momentan im Blätterwalde viel orakelt; aber in Ermangelung offizieller Erklärungen wird man gut daran tun, vorderhand den Gang der Dinge abzuwarten. Immerhin sei aber bereits heute hervorgehoben, daß auch in der ernsten liberalen Presse das neue Kabinett gar nicht allzu abfällig beurteilt wird. Liberale Blätter heben sogar hervor, daß sich Heemskerk als Beigeordneter in Amsterdam recht demokratisch zeigte, und daß man von ihm soziale Reformen erwarten dürfte.

Ungehobene Schätze.

Zu dem Artikel unter dieser Ueberschrift in Nr. 5 (S. 71) bemerkt die „Kölnische Volkszeitung“ in ihrer Nr. 98 vom 2. Febr.: „Im neuesten Hefte der „Allg. Rundschau“ (Nr. 5) gibt der Redakteur der „Bücherwelt“, Hermann Herz in Bonn, unter obiger Marke eine beachtenswerte Anregung, der auch viele Geistliche und Laien aus unserem Leserkreise in der einen oder anderen Weise ihre Teilnahme zuwenden werden.“ Nach einer Wiedergabe der Hauptgedanken des Herzschen Artikels schließt die „Kölnische Volkszeitung“: „Diese Anregungen verdienen, in weiteren Kreisen beachtet, besprochen und verwirklicht zu werden. Man braucht die Ausleihbücher der Volksbibliotheken nur zu überfliegen, in Kasernen nur zu beobachten, wie die Soldaten eines jeden bedruckten Stückchens Papier habhaft zu werden suchen und wie eifrig sie die Anzeigen einer Zeitung durchlesen, und man erkennt, wie groß das Lesebedürfnis, nein der Lesehunger des gemeinen Mannes ist. Gerade solche Schriften, wie sie der Schreiber des Artikels in der „Allg. Rundschau“ anstrebt, würden nicht nur gelesen werden, sondern müßten für die Zwecke einer gesunden, veredelnden Volksbildung unbeschreiblichen Nutzen stiften.“

Felduniform.

Von einem Offizier.

Der Herausgeber dieser Wochenschrift kann es mir bestätigen, daß ich seit einem Jahrzehnt gegen unsere bunten Uniformen kämpfe. Ich gehörte zu den ersten, die dies wagten. Wenn ich es in Kameradenkreisen tat, wurde ich als militärischer Ketzer angesehen und danach behandelt. Manche Vorurteile wurzeln eben sehr tief, besonders wenn die Eitelkeit mit ihnen verbunden ist. Allmählich hatte ich aber doch Erfolg. Zunächst befolgte man meinen Vorschlag, die weißen Handschuhe im Felddienst durch braune zu ersetzen. Besonders energisch wandte ich mich gegen die hohen Stiefel. Sie sollen jetzt durch Schnürschuhe und Gamaschen aus gebräuntem Leder ersetzt werden. Die neue Felduniform für die Infanterie ist grau, mit einem Stich ins Bräunliche, bei den Jägern grünlich. Alles Bunte und Glitzernde, wie Achselklappen, Aufschläge, silberne Achselstücke, blinkende Knöpfe, fällt fort. Die silberne Feldbinde der Offiziere wird durch einen braunen ledernen Gürtel ersetzt. Der Rock hat einen Umlegkragen, und statt der steifen Halsbinde trägt man fortan ein graues Halstuch. Alles vortrefflich!

Aber der Helm bleibt! Was wäre der preußische Soldat auch ohne Pickelhaube! Da zeigt sich das Beharrungsvermögen wieder von seiner schädlichsten Seite. Nichts hindert den Schützen beim Schießen im Liegen — und es wird fast ausschließlich nur noch in dieser Stellung geschossen — mehr als der Helm. Der harte Rand stößt ihm in den Nacken, der Helm rutscht über die Augen. Da legt ihn der Soldat beiseite, und ohne Augenschutz gegen Sonne oder Wind knallt er drauf los. Der Helm hat sich keineswegs, wie behauptet wird, in allen Feldzügen bewährt. Man frage die Patrouillengänger! Im Walde ist er mit seiner Spitze so hinderlich wie nur möglich. Stets stößt man gegen die Aeste. Und der gewöhnliche Helmüberzug ist schauderhaft unpraktisch, denn er macht die Lederkappe zu der gefürchteten Dunstkiepe, auf deren Konto nach militärärztlichen Feststellungen 90 Prozent aller Hitzschläge zurückzuführen sind. Wenn man den Helm nicht abschafft, bleibt auch diese Bekleidungsreform eine Halbheit.

Und bei der Kavallerie soll überhaupt alles beim alten bleiben! Das verstehe, wer will. Eine Kürassierpatrouille ist durch ein scharfes Glas gegen einen dunklen Hintergrund auf 15 Kilometer erkennbar. Sie erfüllt den Zweck der Aufklärung vollkommen. Aber nur für den Gegner. Mit Husaren, Ulanen und Dragonern ist es nicht anders. Trotzdem soll alles beim alten bleiben. Ach ja, die vielgeliebte Buntheit! Ob ein Regiment mit Schnürrock und Pelzmütze attackiert oder in schlichter Gewandung, bleibt sich wohl gleich; die Hauptsache ist, daß der Feind geworfen wird. Den Japanern wurden schon die roten Beinkleider ihrer Reiter verhängnisvoll; sie schafften schleunigst Ueberzüge von unscheinbarer Farbe an. Sollen wir auch erst durch die Not klug werden? Dann müßte an unseren Kavallerieuniformen eben fast alles geändert werden, und das ist im Felde schwer möglich.



Vier Urteile.

Ein Beitrag zum Kapitel: Schutz der öffentlichen Sittlichkeit.

In einem offenen Laden an der Schützenstraße in München waren Bücher ausgestellt, deren Titel zu erkennen gaben, daß sie geschlechtliche Dinge behandelten (Kleiner Familienfreund oder Ehe ohne Kinder; Geschlechtsleben des Menschen; des Weibes Blüte und Frucht, Liebe und Liebesglück usw.). Neben diesen Büchern befanden sich in den Schaufenstern und Auslagekästen noch sogenannte Aktphotographien und zwei Rötelzeichnungen, die nackte Frauen darstellten. In dem Schaufenster eines offenen Ladens an der Bayerstraße in München war eine Reihe von Büchern ausgestellt, die, wie sich aus ihren Titeln und Umschlagzeichnungen ergab, sadistischen und masochistischen Inhalt hatten (Sklavenliebe; unter der Peitsche Donna Isabellas; ein Sadist im Priesterrock; die Venuspeitsche usw.).

Das Schöffengericht München I verurteilte die Inhaber der beiden Läden wegen groben Unfugs. In der Begründung des Urteils war ausgeführt:

„Es braucht nicht geprüft zu werden, ob die von den Angeklagten ausgestellten Bücher und Bilder im Sinne des Strafgesetzbuchs unzüchtig sind. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß sie sich in unverhohlener und aufdringlicher Weise auf geschlechtliche Dinge beziehen und daß durch deren Ausstellung auf die Lüsternheit unreifer und ungebildeter Menschen ein Anreiz geübt werden sollte. Das genügt, um den Tatbestand einer Uebertretung des groben Unfugs festzustellen. Sitte und Anstand verlangen, daß in geschlechtlichen Dingen Zurückhaltung geübt, daß nicht ohne Scham und Scheu damit vor die breite Oeffentlichkeit getreten wird. Die Verletzung dieses Gebotes ist geeignet, bei allen anständig denkenden und fühlenden Menschen Aergernis zu erregen. Weitaus die größte Mehrzahl der Bevölkerung fühlt es als eine Verletzung ihres sittlichen Empfindens, wenn sie nackte Darstellungen und Abhandlungen über geschlechtliche Dinge zum Zweck der Anreizung der Lüsternheit öffentlich ausgestellt sehen muß. Dieses Empfinden hat Anspruch auf Schutz. Seine grobe Verletzung gibt Anlaß zu allgemeinem Aergernis. Der Angeklagte T. hat zwar behauptet, die von ihm ausgestellten Bilder und Aktphotographien seien künstlerisch wertvoll. Das Gericht hatte keinen Beweis darüber erhoben. Auch wenn bestätigt würde, daß die Zeichnungen technische Fertigkeit ausweisen, so daß möglicherweise Künstler, die ihr Augenmerk hierauf richten, den Gegenstand der Darstellung bis zu einem gewissen Grade unbeachtet lassen und in ihrem sittlichen Empfinden nicht gekränkt werden, so kommt in Betracht, daß die große Mehrzahl der Beschauer die Bilder nach dieser Richtung zu prüfen nicht in der Lage ist und demgemäß von dem Gegenstand der Darstellung nicht abgelenkt wird. Noch mehr muß das von den Photographien gelten. Daß die Gegend des Geschlechtsteiles mit schmalen Papierstreifen überklebt war, machte die Sache nur schlimmer, indem gerade dadurch auf das geschlechtliche Gebiet hingewiesen und die Neugierde unreifer Personen angestachelt wurde. Die vom Angeklagten Sch. ausgestellten Bücher behandeln Sadismus und Masochismus, also widernatürliche Auswüchse des Geschlechtslebens. Das ergibt sich aus ihren Titeln teils mit unabweislicher, teils mit einer jedenfalls dem erfahrenen Buchhändler nicht entgehenden Deutlichkeit. Wenn auch zu berücksichtigen ist, daß diese Begriffe nicht in sehr weiten Kreisen bekannt sind und daß demgemäß viele Beschauer die Titel der Bücher ohne Verständnis lesen, so ist doch damit zu rechnen, daß immerhin viele Personen diese Begriffe kennen und durch deren rücksichtslose Behandlung vor der Oeffentlichkeit sich in ihrem sittlichen Empfinden verletzt fühlen. Das auf diese Weise erregte Aergernis ergreift so weite Kreise, daß von einer erheblichen Belästigung der Oeffentlichkeit gesprochen werden muß und daß demgemäß der Tatbestand des groben Unfugs auch hier erfüllt ist."

Das Landgericht München I hob das schöffengerichtliche Urteil auf und sprach die beiden Angeklagten frei. Aus der Begründung des Urteils sind folgende Stellen hervorzuheben: „Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß die Schriften, Darstellungen und Abbildungen, welche T. ausgestellt hatte, wohl geeignet sind, die Lüsternheit unreifer und ungebildeter Menschen zu erregen. Dem angefochtenen Urteile ist auch völlig zuzustimmen, wenn es ausführt, daß Sitte und Anstand verlangen, in geschlechtlichen Dingen Zurückhaltung zu üben und verbieten, solche Dinge den lüsternen Augen Ungebildeter öffentlich vorzuführen. Mit Recht führt auch das angefochtene Urteil aus, daß weitaus der größte Teil der Bevölkerung es als eine Verletzung seines sittlichen Empfindens erachtet, wenn zum Zwecke der Anreizung der Lüsternheit Abhandlungen über geschlechtliche Dinge und Darstellungen des nackten menschlichen, besonders des weiblichen Körpers öffentlich ausgestellt werden. Die öffentliche Ausstellung einer großen Zahl sadistischer und masochistischer Werke erregt auch zweifellos den Unwillen und verletzt sicherlich das sittliche Empfinden desjenigen Teils des anständigen Publikums, dem Sadismus und Masochismus bekannte Begriffe sind. Das Berufungsgericht ist daher der Anschauung, daß die Art und Weise, wie die beiden Angeklagten ihre Lädenauslagen ausgestaltet haben, einen Unfug darstellt, von dem sich ein anständiger Buchhändler freihalten sollte. Dagegen ist das Gericht, im Gegensatz zum Schöffengericht, der Meinung, daß die geschilderte Handlungsweise der Angeklagten den Tatbestand einer Uebertretung des groben Unfugs nach § 360 Nr. 11 des StGB nicht erfüllt, da im gegebenen Falle die gesetzlichen Voraussetzungen dieser Uebertretung nicht nachgewiesen sind. Der Begriff des groben Unfugs im Sinne dieser Gesetzesstelle setzt voraus eine grobe ungebührliche Handlung, durch welche das Publikum in seiner unbestimmten Allgemeinheit belästigt oder gefährdet wird, und zwar dergestalt, daß in dieser Belästigung oder Gefährdung zugleich eine Verletzung oder Gefährdung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung zur Erscheinung kommt."

Auf die Revision des Staatsanwalts hob das Oberste Landesgericht in seinem Urteile vom 2. November 1907 das Urteil des Landgerichts auf[1]) und verwies die Sache zu neuer Verhandlung an das Landgericht zurück. Dieses oberstrichterliche Erkenntnis, das berufen ist, der Rechtsprechung auf diesem Gebiete die Bahn zu weisen, besagt im wesentlichen: „Als Verübung groben Unfugs im Sinne des § 360 Nr. 11 des StGB stellt sich jede Handlung dar, durch die das Publikum in seiner unbestimmten Allgemeinheit unmittelbar in grob ungebührlicher Weise belästigt oder gefährdet wird oder werden kann, und zwar dergestalt, daß hierin zugleich eine Verletzung oder Gefährdung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung zur Erscheinung kommt. Das Berufungsgericht ist bei der Würdigung der Sache von dieser Rechtsauffassung ausgegangen: die Begründung seines Urteils läßt jedoch erkennen, daß die Annahme, es liege in der Handlung der Angeklagten keine Verletzung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung, auf einer unrichtigen Auslegung dieses Begriffsmerkmals beruht. Die Strafkammer hätte ohne Rechtsirrtum das Vorhandensein dieser Merkmale verneinen können, wenn der Begriff des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung beschränkt wäre auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Ein Angriff auf den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung liegt aber nicht bloß dann vor, wenn die Handlung des Täters sich als Angriff auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit darstellt, sondern auch dann, wenn der sittliche Anstand auf der Straße, der öffentliche Anstand, durch sie verletzt oder gefährdet ist. Die Strafkammer durfte das Vorhandensein einer Verletzung oder Gefährdung des öffentlichen Anstandes und damit des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung nicht schon deshalb verneinen, weil die die Darstellungen besichtigenden Passanten dem Gefühl der Kränkung ihres sittlichen Empfindens nicht äußeren Ausdruck gegeben haben. Auf diesem Rechtsirrtum beruht die angefochtene Entscheidung."

In der neuerlichen Verhandlung des Landgerichts wurden die Berufungen der Angeklagten verworfen und das Urteil des Schöffengerichts bestätigt. In der vorigen Woche wurde auch ein Ladeninhaber in der Liebfrauenpassage (Stefan) verurteilt.

---

[1]) Die Strafkammer des Landgerichts München I hat mittlerweile auch vom Reichsgericht, und zwar in zwei Fällen, Korrekturen erfahren, welche den betreffenden Richtern denn doch den Wunsch nahelegen sollten, baldmöglichst an eine Zivilkammer versetzt zu werden, denn das Ansehen der Justiz leidet gewaltig unter solchen Fehlschlägen. Das Reichsgericht hat sowohl das freisprechende Urteil in Sachen der „Budapester Zotenkompagnie" im Hotel Trefler (Fall Schweinburg), das in Nr. 43 der „Allgem. Rundschau" 1907 (S. 607) scharf gegeißelt wurde, als auch das freisprechende Urteil in Sachen des „Sekt" (Laue) aufgehoben. In beiden Fällen ist entschieden, daß die Strafkammer den Begriff des Unzüchtigen völlig verkannt habe. Im ersten Falle entschuldigte die Strafkammer die grob unzüchtigen Verse mit dem „Volkswitz", eine Auffassung, die vom Reichsgericht als leichtfertig gekennzeichnet wird. Die freigegebenen „Schweinburg"-Verse sind inzwischen bereits eingezogen. An solch schwankender Rechtsprechung muß das Volk irre werden.

Winterstürme.

Der Sturm fuhr zur Nachtzeit das Tal hindurch
Mit wildem Johlen und Singen;
Er stahl von den Fluren das Winterkleid
Und scheuchte das Schellenklingen.

Das Eis im Teiche zerrann im nu,
Die Wälder stöhnten im Schlummer.
Naßfeuchte Felder und nacktes Geäst,
Allüberall Leid und Kummer . . .

Der Sturm schlief ein; es wirbelten weich
Mit lautlosem Falle die Flocken
Und hüllten die Tale in warmes Gewand
Beim Klange der Morgenglocken . . .

Beim Brausen des Sturmes erbebte mein Herz,
Als wären Saiten zersprungen;
Es kam das Leid mit wühlender Wucht,
Die Qual war ins Herz mir gedrungen . . .

Den lichtlosen Stunden der Sturmesnacht
Folgt sachte ein lindernder Morgen;
Da schwanden die Leiden; mit sanfter Ruh
Umhüllte der Frieden die Sorgen . . .

Hans Gesold.



Das Verhältnis des Reiches zur Schule.

Von

F. Weigl.

Neuerdings wird in Kreisen des Deutschen Lehrervereins wieder viel Propaganda für reichsgesetzliche Regelung des Schulwesens gemacht. Demgegenüber hat der Katholische Bezirkslehrerverein München nach einem umfassenden Referat den Satz aufgestellt: „Die Forderung eines Reichsschulgesetzes ist aus staatsrechtlichen und pädagogischen Erwägungen, für den konservativen Schulmann auch aus schulpolitischen Gründen abzulehnen." Die Begründung aus der Geschichte der Forderung und aus den verfassungsmäßigen Grundlagen muß der Fachpresse zugewiesen werden; sie findet sich in Nr. 7 ff. der „Katholischen Schulzeitung" von Auer.

Als sehr wünschenswert wurde im Gegensatz zur reichsgesetzlichen Regelung des Schulwesens die Errichtung eines Reichserziehungsamtes beim Reichsamt des Innern bezeichnet. Seine Aufgabe soll sein: „a) jährliche zusammenfassende Darstellung und genaue statistische Bearbeitung der Tätigkeit auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens in allen deutschen Bundesstaaten und vergleichende Gegenüberstellung mit dem Ausland; b) Ausnützung des gewonnenen Materials für Sparten, wie Medizinalpolizei, bürgerliches und Strafrecht, Handels- und Gewerbegesetzgebung, die der Regelung durch das Reich schon unterliegen." Wer einmal versucht hat, eine schulorganisatorische Frage mit wissenschaftlicher Exaktheit unter Zugrundelegung guten statistischen Materials zu bearbeiten, wird die Berechtigung dieses Wunsches anerkennen. Es sind auch bereits analoge Fälle geschaffen durch Aufnahme eines „Beirates für Arbeiterstatistik" im Statistischen Amt, sowie durch Einrichtung des Reichsgesundheitsamtes innerhalb des Reichsamts des Innern.

Für die indirekte gesetzgeberische Wirkung sei nur ein Beispiel angeführt. Seit Jahren wird darauf hingewiesen, wie notwendig die Ergänzung des Kinderschutzgesetzes nach der Seite des sittlichen Kinderschutzes ist, wie die Jugend vor all dem Schlamm und Schmutz in Wort und Bild, der auf allen Gassen und Plätzen, auf dem Schulweg und in der Nähe von Spielplätzen auf die Kleinsten schon eindringt, bewahrt werden müßte. Die Kompetenzen zur Behebung dieses Uebelstandes liegen beim Reiche, bei der Reichsgesetzgebung. Wäre nun nicht zu hoffen, daß ein offizielles Amt, das sich um Erziehungsfragen zunächst zu kümmern hat, bei der heutigen Uebereinstimmung aller Pädagogen und ernsten Männer des Volkes in der Erbitterung über die Jugendverführung die Grundlagen geben würde für eine endliche Regelung dieser Sache von Reichs wegen?

Will der Deutsche Lehrerverein in diesem Sinne Erziehungsfragen in die Kompetenz des Reiches rücken, so findet er gewiß auch die Unterstützung konservativer Schulpolitiker; mit der Forderung eines Reichsschulgesetzes jedoch reist er ins Land der Utopien.

Die Gemälde der Boehle-Ausstellung.

im Städelschen Institut Frankfurt a. M.

Von

Wilhelm Haenlein, Hochheim a. M.

„Ein neuer Heiland der Kunst ist uns erstanden!" Nach dem großen Furore erwartete ich etwas Großes, angesichts dessen man nicht wagt, auch nur bescheidene Einwände zu erheben. Etwa ein Erlebnis, an das ich heute noch mit großer Freude denke: die erste größere Böcklin-Ausstellung, die ich vor 7 oder 8 Jahren in Dresden sehen konnte.

Was sollen jene maßlosen Verhimmelungen? Zunächst schaden sie dem Künstler in zweierlei Hinsicht. Er kommt sich vor, als sei er tatsächlich ein Halbgott, wenn nicht ein ganzer, wie mir ein Frankfurter Kunstmäcen glaubhaft machen wollte. Auch hetzt der Panegyriker kritische Menschen auf die Fehler, die man dann gerne übertreibt.

Ich sage: Boehle ist ein Künstler mit vornehmen Talenten. Suchet einen Zweiten, der solch wundersame Farben herausbringt wie er an seinem Ritter, der seinen gezäumten Schimmel führt. Ueberhaupt seine Schimmel! Es ist zwar eine etwas große Familie, die er uns präsentiert, aber man nimmt sie gerne öfter entgegen, weil sie so schön sind. Welch eminentes Können liegt in der Herausarbeitung der Rüstung des Reitersmannes; welch brillante Tonung der Zügel und des Sattelzeuges!

Aber warum hat der Ritter ein so nichtssagendes Gesicht? Vielleicht weil Boehle keine Köpfe malen kann? O nein, denn das beweist er in dem faszinierenden Porträt „Bauernsohn in Schwarzwaldtracht". Und warum hat der Ritter eine Proletenfaust, die dem Bild direkt schadet? Man verstehe mich recht! Ich liebe keine „weißen Lilienfinger", aber ich weiß eine schöne deutsche Männerfaust zu schätzen.

Ich frage: Warum bei fast allen Bildern die Mißachtung der Hände und Füße? Ich sehe bei einem Bilde nicht auf Dinge, die nach der heutigen Malkunst nebensächlich sein sollen, solange sie nicht störend im Bilde stehen. Aber die Boehleschen Hände und Füße erinnern doch sehr stark an die Wunder, die man an den Oelbildern der Schaubuden auf Jahrmärkten und Messen erleben kann.

Boehle will echt, wahr, ursprünglich sein; das war er. Frühere Bilder zeigen es, manche neuere auch heute noch. Aber bei den meisten, die zweifelsohne in den letzten Jahren entstanden sind, ist Boehle gesucht rauh, ja roh. Da ist nichts naiv Naturgewachsenes mehr; das ist Manier.

Welche Meisterschaft zeigt der junge Männerkopf 1894; und warum dann diese gewollte Einfachheit bei dem Porträt Perron (zweifelsohne aus der letzten Zeit), das nur deshalb einen Rückgang zu verzeichnen hat, weil es gesucht und nicht natürlich ist.

Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, ist Boehle ein Schwarzwälder Bauernsohn. Die drei Porträts, vielleicht Vater, Mutter und Bruder, atmen auch noch reine Waldluft. Der erwähnte Kopf aus 1894 ist anzuschließen. Mag sein, daß er in den Sachsenhauser Apfelweinkneipen wohl der Natur nachgespürt hat, aber dabei seine edlen vornehmen Schwarzwälder Bauern vergaß und nicht auf die Kosten kam. Und doch ist sein Interieur Sachsenhauser Apfelweinstube ein im Licht und in der Farbe meisterhaftes Stück, wenn ich ihm schon des Stoffes wegen Ewigkeitswert auch nicht zusprechen kann, wie man es anderwärts beliebte.

Wunderschöne Bilder sind noch St. Martin mit prachtvoller Winterstimmung und der Ritter auf dem Schimmel mit der wehenden Fahne, und dann Ritter zu Pferd in heitere Taunuslandschaft reitend. Im Vordergrund Weib, Kind und Greis. Das Weib, eine schöne deutsche Frau, ist dem Gaul zu dicht an die Hinterbeine geraten, aber wenn man von dem häßlichen Kinde absieht, gehört wohl das Bild mit zu den besten.

Kinder kann Boehle nicht malen. Ich erinnere nur an die beiden Engelein, die der Muttergottes den Mantel halten, um den vier Ständen Platz zu geben. Das Bild hat im Hintergrund das Lahntal; es hat große Qualitäten, allerdings nicht nach der religiösen Seite, aber auch merkwürdig starke Oberflächlichkeiten. Es hängen viele halbfertige Bilder in der Ausstellung. Zum Beispiel ein geradezu stümperhaftes Werk: Einsiedler mit dem Hirsch. Boehle hat doch gezeigt, daß er etwas Großes leisten kann, wenn er nur will. Warum hängt er dann ein Bild wie Eva, Adam und Kind auf? Und notabene hat die Stammmutter einen Spinnrocken zur Seite. Es ist höchste Zeit, daß sie sich ein Kleid webt, um ihren schwammigen Körper zu bedecken. Die drei Menschen sind splitternackt; nicht einzusehen ist dann, warum und wofür Eva spinnt?

Man beliebte Boehle mit dem angeblich ganz großen Max Liebermann in einem Atemzuge zu nennen. Nun wohl: Liebermann zitierte einmal gelegentlich einer Empfehlung von Eduard Griesebach. Es war in der „Neuen Rundschau" 1906, 6. Heft S. 219. Da stand zu lesen: „In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun. Darin besteht das



eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt."

Max Liebermann macht sich diesen Satz zu eigen (wer lacht da!). Ich stelle Böhle weit, weit über Liebermann. Das hat er mir mit einigen Bildern gezeigt, aber Boehle muß arbeiten und malen, seine Kunst als hehre und hohe Gabe achten und lieben, damit der Satz des alten Schiller, von einem Modernen sanktioniert, auch wahr wird. Ueber Boehles Stellung zur religiösen Malerei sage ich vielleicht ein andermal etwas, wenn ich seine Radierungen gesehen habe, die leider verschlossen waren.

‚Studienassessor' und ‚Studienreferendar'?

Von

J. Elmar.

Die norddeutschen Philologen- (Oberlehrer) Vereine haben seit Jahren ihre Wünsche formuliert und auch jüngst wieder durch ihre Vertreter unter dem Vorsitze des Gymnasialdirektors Dr. Mertens-Brühl ihre „Thesen von 1904" erneuert und ergänzt.

An der Spitze steht die alte Forderung nach Gleichstellung mit den Richtern. Die lang ersehnte Gehaltsvorlage wird diese ja wohl endlich bringen (wenigstens von der 2. Gehaltsstufe an) und so „die alte Ehrenschuld" (Fürst Bülow) begleichen.

Auch die übrigen Thesen verdienen zum Teil allseitige Zustimmung, so die Forderung, daß die 1. Hälfte der Oberlehrer den Professortitel erhält und die älteren Direktoren den Titel „Geheimer Regierungsrat", wie die Landgerichtsdirektoren den Titel „Geheimer Justizrat".

Berechtigt ist gewiß auch der Wunsch, daß die Vorsitzenden der Provinzial-Schulkollegien aus den Provinzial-Schulräten hervorgehen und nicht immer Juristen die Verfügungen über Fragen des höheren Schulwesens zu unterzeichnen haben.

Was aber weiten Kreisen nicht gefallen wird, ist der neue Vorschlag, den Kandidaten die Amtsbezeichnung Referendar und Assessor zu geben mit oder ohne den Zusatz „Studien-". Erscheint das nicht als Bettelei bei den Juristen? Was hat denn der Kandidat zu „referieren" und „beizusitzen"? Solche Titel wären inhaltsleere Bezeichnungen, die nur den neidischen Blick nach der Stellung eines anderen Berufes erkennen lassen und den Lehrer noch mehr zum steifen Bureaukraten und Beamten anstatt zum lebenspendenden Erzieher stempeln.

Wahr ist, daß der Titel Oberlehrer durch Verleihung desselben an nichtakademische Lehrer (Seminarlehrer usw.) an Ansehen verloren hat. Man sollte dann aber lieber davon ausgehen, daß es seit Jahrhunderten Gebrauch ist, die Gymnasiallehrer „Professor" zu nennen; sogar Kandidaten werden von den Schülern gewöhnlich „Herr Professor" angeredet. Darum könnte man die eigentlichen philologisch gebildeten Oberlehrer alle Professoren nennen (Gymnasialprofessor, Realgymnasialprofessor usw.) und der ersten Hälfte den Titel „Schulrat" geben. Das paßt geradeso gut wie bei Richtern der Titel Gerichtsrat. Die „Regierungs-Schulräte" sind noch genügend von ihnen unterschieden. Auch die Kollegen, welche Kreisschulinspektoren werden, erhalten ja den Titel Schulrat.

Die Kandidaten könnten dann „Professurkandidat" und die Hilfslehrer „Hilfsprofessor" heißen. So hätten alle eine gemeinsame Grundbezeichnung erhalten.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Sektion für Altertumskunde.

Die Wissenschaft vom klassischen Altertum ist in den letzten Jahrzehnten auf den alten, soliden Fundamenten, verstärkt durch die neuen Erkenntnisse aus monumentalen, epigraphischen, handschriftlichen Quellen, fast gänzlich neu aufgebaut worden, sodass sie heute mitten im modernsten Wissenschaftsbetriebe steht. Sie hat eine noch erhöhte Bedeutung erlangt, seitdem die orientalische Philologie und Altertumskunde sich zu grosser Selbständigkeit entwickelt und der älteren Schwesterwissenschaft zu gemeinsamer Arbeit die Hand gereicht hat. Die Wissenschaft vom ältesten Orient zumal hat auch für die Allgemeinheit ein grösseres Interesse gewonnen, nachdem durch die Babel-Bibel-Erörterung die Probleme der religionswissenschaftlichen Forschung in weiteren Kreisen Beachtung gefunden haben. Die allgemeinen kulturgeschichtlichen Fragen haben sich mit religionsgeschichtlichen Versuchen verquickt, deren moderne Behandlung vielfach destruktiven Tendenzen dient, weil die Nichtbeachtung der christlichen Grundwahrheiten einer ungebundenen Phantasie freien Spielraum lässt.

Es war danach Pflicht der Görres-Gesellschaft, im katholischen Deutschland das Interesse für die Aufgaben der Altertumskunde im weitesten Umfange zu wecken und zu fördern, die vorhandenen wissenschaftlichen Kräfte zu sammeln und die Forscher in ihren Arbeiten zu unterstützen. Diesem Zwecke dient die auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Bonn (Sept. 1906) begründete, auf der Generalversammlung in Paderborn (Sept. 1907) organisch ausgebaute „Sektion für Altertumskunde", deren Vorstandschaft gebildet wird von den Herren Univ.-Prof. Prälat Dr. J. P. Kirsch-Freiburg, Schweiz als Präsidenten, Univ.-Prof. Dr. E. Drerup-München als Vizepräsidenten, Univ.-Prof. Dr E. Lindl-München als Schriftführer.

Ihre erste Aufgabe erkannte die neugegründete Sektion in der Herausgabe eines eigenen Publikationsorgans, der „Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums" (im Verlage von Ferdinand Schöningh-Paderborn), die im Auftrage und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgegeben werden von den Universitätsprofessoren Dr. E. Drerup-München (für das klassische Altertum), Dr. H. Grimme-Freiburg, Schweiz (für den alten Orient), Dr. J. P. Kirsch-Freiburg, Schweiz (für das christliche Altertum). Die „Studien" erscheinen in jährlich 4—6 Heften von 4—8 Bogen oder entsprechenden Doppelheften, im Gesamtumfange von jährlich ca. 30 Bogen. Jedes Heft enthält eine abgeschlossene Arbeit und ist einzeln käuflich. Die „Studien" sollen in erster Linie dem Zwecke dienen, einen Sammelpunkt für die katholischen Altertumsforscher zu bilden. Darum sind namentlich auch jüngere Gelehrte hiermit zur Mitarbeit eingeladen.

Inhalt und Ziel der „Studien" werden am besten verdeutlicht durch eine Uebersicht über die bisher erschienenen und zur Veröffentlichung vorbereiteten Hefte. Im ersten Jahrgang (1907) sind erschienen:

Heft 1: Hubert Grimme, Prof. a. d. Univ. Freiburg, Schweiz: Das israelitische Pfingstfest und der Plejadenkult. 132 S. mit 3 Tafeln. Preis M 3.60.

Heft 2: Theodor Anton Abele, Dr. phil. in Strassburg, Els.: Der Senat unter Augustus. VIII, 78 S. Preis M 2.40.

Heft 3/4: Henri Francotte, prof. à l'université de Liège: La Polis grecque. Recherches sur l'organisation des cités, des ligues et des confédérations dans la Grèce ancienne. VIII, 252 S. Preis M 6.60.

Heft 5: Hans Weber, Dr. phil. in München: Attisches Prozessrecht in den attischen Seebundsstaaten. Ein Beitrag zur Geschichte des gemeingriechischen Rechts. 66 S. Preis M 2.—.

Für den zweiten Jahrgang (1908) sind u. a. vorgesehen:

Heft 1 (im Druck): Engelbert Drerup, Prof. an der Univ. München: Ps.-Herodes Περὶ Πολιτείας. Ein politisches Pamphlet aus Athen 404 v. Chr.

Heft 2 (im Druck): P. Simon Landersdorfer, Dr. phil. in Kloster Scheyern (Bayern): Altbabylonische Privatbriefe.

Edgar Martini, Prof. a. d. Univ. Leipzig: Zur indirekten Ueberlieferung des Laertios Diogenes.

Ernest Lindl, Prof. a. d. Univ. München: Beiträge zur altbabylonischen Kulturgeschichte.

Joh. Pet. Kirsch, Prof. a. d. Univ. Freiburg, Schweiz: Die hl. Cäcilia in der römischen Kirche des Altertums.

Ausserdem haben ihre Mitarbeit für die folgenden Hefte, z. T. bereits unter Zusage bestimmter Arbeiten, in sichere Aussicht gestellt u. a. die Herren: Dr. Anton Baumstark in Sasbach, Univ.-Prof. Dr. Ad. Dyroff in Bonn, Gymn.-Prof. Dr. Jos. Fürst in Riedlingen (Württemberg), Univ.-Prof. Dr Joh. Hehn in Würzburg, Privatdozent Dr. Jos. Hell in München, Dr. Herm. J. Heyes in Bonn, Dr. Alfr. Hoffmann in Neisse, Schles., Dr. C. M. Kaufmann in Frankfurt a. M. Gymn.-Prof. Dr. Bern. Krieg in Rottweil a. N., Univ.-Prof. Dr. Joh. Nickel in Breslau, Univ.-Prof. Dr. Alph. Roersch in Gent, P. V. Scheil, prof. à l'École des Hautes-Études in Paris, Dr. theol. P. Nivard Schlögl, O. Cist., Stift Heiligenkreuz bei Wien, Univ.-Prof. Dr. J. P. Waltzing in Lüttich, Univ.-Prof. Dr. C. Weyman in München, Msgr. Dr. Jos. Wilpert in Rom.

Mit der Herausgabe der „Studien" sind die Aufgaben der Sektion für Altertumskunde nicht erschöpft. Die jährlichen Generalversammlungen der Görres-Gesellschaft sollen die Mitglieder der Sektion zu belehrenden und anregenden Sitzungen vereinigen, in denen neue Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung vorgelegt und aktuelle Fragen aus dem Gesamtgebiete der Altertumskunde besprochen werden. Mit allem Eifer wird die Sektion für die Verwirklichung des auf der Paderborner Generalversammlung erörterten Projektes eintreten, in Jerusalem ein Institut für orientalische Studien zu begründen. Der Vorstand der Görres-Gesellschaft hat für die vorbereitenden Schritte bereits eine Kommission unter dem Vorsitz des Präsidenten der Sektion, Prof. Dr. Kirsch, eingesetzt. Hiernach wird ferner auch die Subventionierung grösserer wissenschaftlicher Publikationen, die Verleihung von Reisestipendien für besondere Aufgaben der Altertumskunde und dergl. ins Auge gefasst werden können.

Die gedeihliche Entwicklung der Sektion und ihrer Unternehmungen ist jedoch wesentlich abhängig von der Gewinnung neuer Mitglieder der Görres-Gesellschaft. Darum ergeht an alle Freunde der gesamten Altertumskunde unter den Katholiken deutscher Zunge die dringende Bitte, sich als Mitglieder der Görres-Gesellschaft anzuschliessen. Vor allem in den Kreisen der Gymnasialprofessoren und des Klerus, dessen Sympathien der Gründung des orientalischen Instituts in Jerusalem gehören dürften, hoffen wir Verständnis für unsere Bestrebungen zu finden. Wir bitten die neu eintretenden Mitglieder, ihre Anmeldung zur Görres-Gesellschaft zu vollziehen an Herrn Generalsekretär Dr. H. Cardauns-Bonn, Arndtstr. 10. Die an den Arbeiten der Sektion

interessierten Mitglieder wollen sich zugleich als Teilnehmer der Sektion bei einem der unterzeichneten Vorstands- und Redaktionsmitglieder melden. Der Jahresbeitrag der Görres-Gesellschaft beträgt 10 Mk., wofür der Jahresbericht mit dem ausführlichen Berichte über die Generalversammlung und drei Vereinsschriften in allgemein verständlicher Form den Mitgliedern geliefert werden.

Der Erfolg krönt das Werk! Wir hoffen, dass wir nicht auf halbem Wege stehen bleiben müssen. Die Opferwilligkeit der deutschen Katholiken wird gewiss auch für die grossen Aufgaben der Wissenschaft nicht versagen.

Prof. Dr. J. P. Kirsch, Freiburg, Schweiz.
Prof. Dr. E. Drerup, München, Kaiserstr. 33 I.
Prof. Dr. H. Grimme, Freiburg, Schweiz.
Prof. Dr. E. Lindl, München, Theresienstr. 39 I.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Marokko!

Der General Damade
Der drahtet nach Paris:
Nach der letzten Kanonade
Ist uns der Sieg gewiß.

Der Feind ließ auf dem Schlachtfeld
Als Tote Hundertvier,
Er gab darauf das Fersgeld —
Gesund sind alle wir.

Der Feind, das ist kein Zweifel,
Benimmt sich furchtbar frech,
Er wütet wie die Teufel —
Nimmt man ihm etwas weg.

Er weidet seine Schafe
Vor unserm Angesicht,
Und so was fordert Strafe
Und die Revanche nicht?

So kostbare Kamele
Hat er und Rind und Roß'
Und da soll, meiner Seele,
Zusehen der Franzos!

Von Makkaresch bis zur Loire
Ertönen die Vivats schon:
Es lebe die neue Gloire
Der Großen Nation.

Ridens.

Vom Auto.

Es wird gar mannigmal ein harmloser Passant
Von einem rasendschnellen Auto überrannt;
Ob solcher Rücksichtslosigkeit ist man empört:
Der Autler Treiben sei nachgerade unerhört!

Ehrfürchtiger Schauer doch durchzieht des Volks Gemüt,
Wenn in dem Auto sitzt ein Prinz gar von Geblüt;
Der schlichte Mann erstirbt in tiefster Devotion,
Erreicht er lebend nur die Unfallstation.

Dr. Weer.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater wurden zum Gedächtnis von Richard Wagners fünfundzwanzigjährigem Todestage am Vorabend „Die Meistersinger" gegeben, eine Aufführung, deren bekannte Besetzung zu neuerlichen Besprechungen keinen Anlaß bietet. Am 13. Februar selbst, für welchen die meisten großen Bühnen des Meisters persönlichste Schöpfung „Tristan und Isolde" angesetzt, wurde bei uns „Undine" gespielt. Eine etwas unglückliche Wahl, die auswärts noch mehr aufgefallen ist als bei uns, und es ist für den Münchener Kunstfreund gar verdrießlich zu lesen, wie fremde Blätter sich darob amüsieren. Wir Einheimische wissen ja, daß unser vielberühmter Tristansänger erst um einige Tage später vom Urlaub heimkehrt und anderes mehr. Auch daß es immer noch nicht möglich war, die Oper „Don Quixote" (seit 1. Januar) wieder aufzuführen, ist bedauerlich. — Mit der Première von Eugen d'Alberts „Tiefland" hatte unsere Oper wieder einmal ihren großen Tag. Gewiß, sehr viele Bühnen sind uns mit der Aufführung dieses zugkräftigen Werkes vorausgegangen, aber ich wage es dreist zu behaupten, einer Wiedergabe, die musikalisch und darstellerisch auf solch hoher Stufe stand, werden sich wenige rühmen können. (Um es nochmals an dieser Stelle zu sagen, alle Schwierigkeiten, die in der Münchener Oper obwalten, liegen nicht in der Qualität der Führer und ausübenden Künstler, sondern lediglich an einigen Herrschaften, welche ihre Sonderinteressen nicht dem Kunstinstitute unterordnen wollen.) D'Albert hat seinen als Pianist erworbenen glänzenden Ruf in vollem Maße sich zu wahren gewußt, als der seither reproduzierende Künstler mit eigenen Schöpfungen hervortrat, und die Bühnenwerke, die er uns schenkte, haben in nicht unterbrochener Steigerung uns künstlerisch zu fesseln gewußt. Die neue Oper hat an Stimmungszauber wie in den dramatischen Szenen eine uns mächtig packende Tonsprache. Der Komponist zeigt sich in der Orchesterbehandlung als charakteristischer und farbenreicher Melodiker, welcher stets mit vornehmen Mitteln zu wirken versteht. Hält er sich von dem modernsten Raffinement in der Mischung der Klangfarben fern, so hat er mit diesen heute bereits den kleineren Meistern zu Gebote stehenden Künsten nicht nötig, ein Stocken der Erfindung zu verdecken. Die Textdichtung von Rud. Lothar (nach A. Guinera) bringt eine geschickt gefügte Handlung im Geschmacke der „Cavalleria", deren verschiedene Unwahrscheinlichkeiten nicht sonderlich stören. Die von Mottl vortrefflich dirigierte und von Fuchs stimmungskräftig inszenierte Oper bot eine ganz hervorragende Leistung Frl. Faßbenders, welche der Gestalt der Marta im höchsten Sinne gerecht wird. Auch Hagen und Brodersen vereinigten sangliches und darstellerisches Können aufs beste. Ist doch die Verführerrolle des letzteren bei minderem Spiel leicht der üble Theaterbösewicht, der uns heute nicht mehr schrecken kann. Den Hirten hat Hagen wundervoll gesungen. Es ist eine Freude, zu hören, wie sich das Organ dieses zukunftsreichen Künstlers immer strahlender entwickelt. Herr Hagen hat in dieser Woche an vier aufeinander folgenden Tagen große Partien gesungen, ein Beispiel schönen Eifers, das von vielen nachgeahmt werden möge. Charakteristische Leistungen boten noch Bender, Lohfing und Fräulein Brunner; aber auch die kleineren Rollen waren gut besetzt. Mit den Darstellern wurde d'Albert wohl zwölfmal gerufen, dann ging der eiserne Vorhang hernieder, und erst die erlöschenden Lichter setzten den Ovationen ein Ende. Mottl hatte den Hervorrufen nicht Folge geleistet. — Auch die Aufführung der Schauspielnovität des Hoftheaters stand unter günstigen Sternen. Der starke Erfolg, den Wildenbruchs „Rabensteinerin" da und dort schon gefunden hat, ist ihr auch hier treu geblieben. Was ist es, das die Geschicke der Raubritterstochter für uns interessant macht, uns, die wir auf die differenziertesten Seelenschilderungen stolz sind, hier mit primitiveren Mitteln vorlieb nehmen läßt? Der starke Theatraliker Wildenbruch, der zugleich eine naive Künstlernatur ist. Man wird den Vielgescholtenen und Vielgepriesenen vielleicht später noch höher schätzen als heute, als den einzigen großzügigen Idealisten, der unberührt von den Kunstmoden des Tages seinen Weg Jahrzehnte hindurch vorwärts schritt, wenn auch seine Bahn nicht in künstlerisches Neuland führte. Deutsche Treue, Mut, Hingebung, inniges Gefühl, starke Liebe und Tapferkeit, all diese Tugenden weiß Wildenbruch in seinen Gestalten so überzeugend zu verkörpern. Der Dichter zeigt den Kontrast dreier Weltanschauungen: des sinkenden Rittertums, des im Besitz stolzen Bürgertums und der in dem jungen Welser verkörperten Kolonisatoren, die bei der Teilung der Erde auch dem Deutschtum sein Recht an fremdländischem Besitz mit Einsetzung der eigenen Person erkämpfen wollen. Frl. Rottmann, welche mit Frl. Berndl in der Titelrolle alternieren wird, gab einen neuen Beweis ihrer starken, kleinere Effekte verschmähenden Kunst. Birrons junger Welser war eine gute Leistung des aufstrebenden Künstlers. Von den übrigen sehr zahlreichen Rollen hatten Höfer, Jacobi und Rottmann besonders Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Auch die Inszene des Herrn Runge konnte voll befriedigen. Man darf hoffen, daß der Erfolg des romantischen Stückes von Dauer sein wird.

Kgl. Residenztheater. Es verdient Anerkennung, wie emsig am Herausbringen von Novitäten gearbeitet wird. Blumenthals „Schwur der Treue" gehört zu den Stücken, die durch ihre leichten, flotten Verse uns bei graziösem Spiel angenehm zwei Stunden unterhalten, ohne unser Interesse stärker zu engagieren. Die Idee des Stückchens ist nicht neu. Eheliche Seitensprünge verlieren den Reiz, wenn man ihnen die Heimlichkeit des Unerlaubten nimmt. Sardou hat es einst in „Cyprienne" gesagt, Auernheimer und jetzt Blumenthal haben das Motiv in ähnlicher Weise aufgegriffen. Das glänzende Kostüm der Rembrandtzeit hebt die Wirkung der graziösen Verse. Die heiteren mit einer drolligen Pointe gelingen Blumenthal am besten. Wird er seriös, dann klingen die Reime schon konventioneller. Die flotte Regie führte Heine. Storm wurde dem flatterhaften Maler gut gerecht; Frau Swoboda spielte die Claudine sehr liebenswürdig; Basils trockener Humor war just in seinem Elemente. Frl. Hagen, Wohlmuth, Rottmann und Trautsch taten das Ihrige zum freundlichen Erfolge des hübschen Stückchens.

Schauspielhaus. Wenn uns Herm. Bahr nicht ernst kommt, kann sein witziger Kopf uns Vergnügen bereiten. Was in der „Gelben Nachtigall" anderswo als niedliche Bosheit empfunden werden mag, ist für uns nur ulkige Satire auf gewisse Theatergeschäftsleute, wie sie der Konkurrenzkampf in einigen Weltstädten gezeitigt hat. Sensationen wie die zur Japanerin geschminkte Sängerin sind freilich auch München nicht ferngeblieben,

man erinnere sich nur an träumende und andere Tänzerinnen, über die manches Wort von wissenschaftlicher Seite später doch vielleicht lieber im Busen verwahrt geblieben wäre. Bahrs Satire geht nicht in die Tiefe, das ist nun einmal seine Art nicht, aber er weiß über die Reklamehelden der Kunst doch manch erheiterndes Wort zu sagen. Ist er doch nicht unberufen, über diese Kreise zu urteilen. Das Publikum nahm die animiert verlaufene Vorstellung dankbar auf, und Direktor Stollberg dankte namens des abwesenden Verfassers.

Aus den Konzertsälen. Die ungünstig gelagerten Premièren hinderten mich, den Novitätenabend im Odeon zu besuchen. Der dritte Akt von unseres unvergeßlichen Herm. Zumpes „Sâvitri“ kam, mit Perron, Wallnoefer und Irma Koboth erstklassig besetzt, zur Wiedergabe. Es war, wie mir berichtet wird, ein großer Erfolg. Mag ein Teil der Wirkung auch in dem Gefühl dankbarer Pietät begründet sein, welche wir unserem verstorbenen Meisterdirigenten schulden, so bleibt doch genug übrig, was Beweis bietet, daß auch im Schöpferischen Zumpe eine machtvolle Persönlichkeit gewesen ist. Auch in seinen Liedern sprach der Tondichter durch Perron zu uns. Gg. Stoebers „symphonische Variationen über ein eigenes Thema“ werden mir als eine verunglückte Komposition bezeichnet, dagegen zeigte derselbe in Liedern und zwei Violoncellkonzerten frische Begabung. Den Abend leitete Thuilles Frühlingsouverture, eine Jünglingsarbeit des liebenswerten Meisters, ein. V. W. Schwarz dirigierte mit Umsicht und Sorgfalt das verstärkte Tonkünstlerorchester (mit welchem Namen sich Herrn Kaims verabschiedete Mannen bezeichnen). — In der Tonhalle veranstaltete das neugebildete Kaimorchester ein Konzert, dessen Ertrag dem Unternehmen selbst zugute kommen sollte. Das Orchester zeigte unter Cor de Las' Leitung ein gutes Zusammenspiel. Bei dieser Gelegenheit bekam man auch Schuberts unvollendete H-Moll-Symphonie zu hören. Unter Mitwirkung von Frl. Emmy Braun (Klavier), einer Schülerin von Frau Langenhan-Hirzel, gelangten das Chopinsche Klavierkonzert und Liszts Ungarische Fantasie wirkungsvoll zum Vortrag. Die jugendliche Künstlerin verfügt über eine vollendete Technik und einen schönen Anschlag.

Verschiedenes aus aller Welt. In Leipzig interessierte die Uraufführung von Rud. Gottschalls Lustspiel „Die Welt des Schwindels“, eine ältere Arbeit des Dichters, in welcher er die Bankherrschaft John Laws auf historischer Grundlage schildert. — Sudermanns „Rosen“ hatten in Rom den starken Erfolg, der ihnen in Deutschland bis jetzt versagt geblieben ist. — In Mailand kam es bei der Première von Roberto Braccos „Nellina“ zu einer Prügelei zwischen Verehrern und Gegnern des Dichters. Das Stück des auch auf den deutschen Brettern nicht unbekannten Autoren wird als ziemlich schwächlich bezeichnet. — Conried, der Direktor der Metropolitanoper in Neuyork, ist zurückgetreten. Zu seinem Nachfolger ist Gatti-Casazza von der Scala in Mailand ernannt worden. — In Berlin gefiel ein Pariser Sensationsstück „Simson“ von Henry Bernstein, in welchem Bonn die Hauptrolle eines skrupellosen Spekulanten spielte. — Ein Oratorium „Reinhart“ von Hermann Gilcher hatte bei seiner Uraufführung in Frankfurt a. M. starken Erfolg, obwohl der an Wagner und Schumann gebildete Tonkünstler stärkerer Eigenart entbehrt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Signatur der Börsenwoche prägte sich auch im Verlaufe der letzten Tage nur zu deutlich dahin aus, dass die gesamte europäische Wirtschaftslage trotz allen Widerstrebens nach wie vor in knechtischer Abhängigkeit von den amerikanischen Finanzverhältnissen bleibt.

Es war eine grosse Täuschung, dass man sich der trügerischen Hoffnung hingab, der wirtschaftliche Niedergang in Amerika hätte einer freundlichen Auffassung Platz gemacht. Der amerikanische Finanzmarkt und die voraussichtliche Entwicklung auf dem mannigfaltigen Gebiete der Wirtschaftslage der Vereinigten Staaten hält die gesamte Börsenwelt in Atem. Man kann nicht verleugnen, dass diese Situation des Hangens und Bangens für Handel und Industrie schlimmer ist als etwaige bekannt werdende ungünstige Fait-accomplis. Sachlich ist zu registrieren vor allem der Rückgang der Einnahmen der gigantischen amerikanischen Eisenbahnen und die dadurch gehegte Befürchtung einer ermässigten Rente solcher Werte.

Auch die verschiedentlichen, bereits hier erwähnten Massnahmen des amerikanischen Präsidenten gegen die Trusts und die diversen Interessentenkämpfe zeigen ein betrübendes Bild hinter den Kulissen der Finanzwelt Amerikas. Man kann daher resümieren, dass die Tendenz unserer Börsen und besonders der deutschen finanziellen Verhältnisse, die sicherlich über Gebühr grau in grau charakterisiert sind, nur dann eine rationelle Besserung erfahren, wenn die ersichtliche Abhängigkeit gegenüber den amerikanischen Zuständen endlich abgeworfen wird. Bei einzelnen Branchen, wie z. B. der chemischen Industrie, die mehr oder minder das Hauptabsatzgebiet in Amerika etabliert hat, wird diese unsichere Position Amerikas leider sehr verspürt. Die Neuyorker Börse und in Rückwirkung damit auch der Markt in London zeigten eine äusserst flaue Haltung. Kursverluste von erheblicher Bedeutung sind daher leider wiederum zu registrieren. Es wurde neuerdings bekannt, dass daran insbesondere das deutsche Publikum in grossem Masse partizipiert, ein Zeichen, dass die lauten und wiederholten Mahnungen, die auch an dieser Stelle in der „Allgemeinen Rundschau“ gebracht wurden, ziemlich vergeblich waren. Es kann nicht oft genug betont werden, dass das Eingehen von jedweden Engagements in derartigen Werten ein Risiko von einschneidender Natur bedeutet, und Kapitalisten sollten sich dagegen verschliessen, trotz oft intensiver Aufmunterung. Trotz dieser unerfreulichen Tatsachen darf man sich jedoch der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass die Kursbildung und die ganze Haltung der deutschen Börsen eine bemerkenswerte Widerstandskraft entgegengesetzt und eine nicht zu unterschätzende Belastungsprobe bestanden haben. Es hängt dies sicherlich nicht in letzter Linie mit der wenn auch langsamen, so doch kontinuierlichen Besserung der Geldmarktlage zusammen. Der letzte Ausweis der Deutschen Reichsbank zeigte in diesem Sinne auch eine angenehme Ueberraschung. Die Tatsachen, dass die steuerfreie Reserve der Bank eine Kräftigung erfahren und die Besserung des Statuses weitere Fortschritte gemacht hat, sind Momente von grosser Tragweite. Auch die internationale monetäre Situation war ziemlich zufriedenstellend, dies um so mehr, als bekanntlich grosse Posten der während der vorigjährigen Geldkrisis von Frankreich nach London gegebenen grossen Millionenverleihungen schlankweg zur Abzahlung gelangten. Die neuerliche Besserung der Rentenmärkte war die nächstliegende Konsequenz dieser günstigen Geldmarkt-Situation.

Von einzelnen Gebieten des deutschen Wirtschaftslebens erscheint diesmal besonders der Bankenmarkt bemerkenswert. Die derzeitige Konjunktur dieses Gebietes steht gänzlich unter dem Einfluss der täglich bekannt werdenden Bilanzen, besonders natürlich der heimischen Grossbanken. Vor Jahrzehnten bildete den Massstab und den ganzen Aufbau aller Betrachtungen die Bilanz der Oesterreichischen Kreditanstalt, in welchem Effekt bekanntlich die hauptsächlichsten Engagements, besonders der Spekulation, unterhalten worden waren. Mit dem Verschwinden des Einflusses der österreichischen Verhältnisse auf unser Marktgebiet ging auch das Interesse an diesen Werten verloren. Die Wahrnehmung, dass diese Bank zum erstenmal seit langer Zeit einen Rückgang des Reingewinnes aufweist, und anderseits das Faktum, dass an diesem Gewinn besonders die starke Zunahme des Erträgnisses aus den hohen Zinsenraten beigetragen hat, wird wohl das Charakteristikum der diesjährigen Bankbilanzen bilden. Am Montangebiete, dieser für Deutschland so überaus wichtigen Industrie, scheinen die Verhältnisse eine kleine Wendung zur Besserung zu nehmen. Das Perfektwerden der Vereinigungsbestrebungen in der Zinkproduktion unter Bildung eines Syndikates wird die Produktion und das Absatzgebiet des Zinkmetalls in Deutschland auf eine bessere, sicherlich rationellere Stufe bringen. Auch Deutschlands Handel wird dadurch um einen weiteren Grad von den Allüren des Auslandes unabhängiger gemacht. Die Berichte und Versandziffern des Stahlwerksverbandes im Januar und der Kohlenabsatz des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikates zeigen gleichfalls zufriedenstellende statistische Momente.

M. Weber.

Bankaktien-Markt. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank veröffentlicht den Geschäftsbericht für das abgelaufene Bilanzjahr und betont die günstige Entwicklung der einzelnen Sparten und Unterbeteiligungen dieses unseres ersten bayerischen Bankinstitutes. — Die Bayerische Notenbank nimmt in ihrem Geschäftsbericht Stellung zu der Frage der Erneuerung des Notenbank-Privileges. Es steht zu erwarten, dass im Interesse des bayerischen Handels und auch der Landwirtschaft der Fortbestand des Privilegiums durch die massgebenden Stellen der Reichsregierung gewährleistet wird. Die bayerischen Handelskammern haben sich in diesem Sinne entschieden befürwortend ausgesprochen. — Die Generalversammlung der Anteilseigner der Reichsbank findet am 3. März statt.

Vom Terrainmarkt, welches Gebiet bekanntlich in der Hauptsache von den Geldverhältnissen abhängt, ist der Bericht der Heilmannschen Immobiliengesellschaft München erwähnenswert. Die günstige Statistik der leeren Wohnungen in München und die kommende Ausstellung werden im Verein mit der herrschenden Geldabundanz wohl über kurz oder lang dem sehr darniederliegenden Immobilienmarkt nach so langer Zeit endlich zu einer Besserung verhelfen.

„Ratgeber auf dem Kapitalmarkt.“ Der flüchtig gewordene Bankier Friedberg in Berlin hat notorisch durch seinen „Ratgeber auf dem Kapitalmarkt“ Kunden angelockt, die jetzt um ihr gutes Geld betrogen sind. In der „Allgemeinen Rundschau“ ist wiederholt vor unvorsichtigen Spekulationen, namentlich in exotischen Werten und durch Vermittlung ausländischer Banken, gewarnt worden. Ohne eine Firma durch irgend einen Verdacht kränken zu wollen, muss man die Warnung wiederholen: Wer sich in Geldgeschäften nicht sehr genau auskennt, sollte sich durch Anpreisungen ausländischer Unternehmungen nicht verlocken lassen. Es heisst da immer: Die Augen auf oder den Beutel. Also Vorsicht!



Bayerische Hypotheken- u. Wechsel-Bank.

Gemäss der §§ 19, 20 und 21 des revidierten Statuts ergeht hiermit an die Herren Aktionäre die Einladung zur Teilnahme an der am

Donnerstag, den 5. März d. Js.
vormittags 10 Uhr

im Saale des Bankgebäudes, Theatinerstrasse Nr. 11, II. Stock, dahier stattfindenden ordentlichen

Generalversammlung.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. Entgegennahme des Geschäftsberichtes der Direktion und des Aufsichtsrates für das Jahr 1907.
2. Bericht der Revisionskommission, in Verbindung hiermit die Genehmigung der Jahresrechnung, der Bilanz, Verwendung des Reingewinnes und die Erteilung der Entlastung.
3. Antrag zu beschliessen:
   a) Aufsichtsrat und Direktion werden ermächtigt, innerhalb der ihnen geeignet erscheinenden und von ihnen festzustellenden Fristen den Aktionären den Umtausch von je 7 Gulden-Aktien zu fl. 500.— in je 6 neu auszufertigende Mark-Aktien zu M. 1000.— anzubieten.
   b) § 4 des Bankstatuts wird dahin geändert, dass zwischen dem bisherigen Absatz I und Absatz II ein neuer Absatz eingefügt wird mit dem Wortlaute:
   „Aufsichtsrat und Direktion sind ermächtigt, den Aktionären den Umtausch der Aktien zu fl. 500.— gegen neu auszufertigende Aktien zu M. 1000.— in der Weise anzubieten, dass je sieben Gulden-Aktien gegen je 6 Mark-Aktien eingezogen werden."
4. Wahl von 4 Mitgliedern des Aufsichtsrates.
5. Wahl der Revisionskommission nach § 22 des revidierten Statuts.

Die Anmeldung zur Legitimation über den Aktienbesitz und die Abgabe der Karten zur Teilnahme an der Generalversammlung findet vom **18. Febr. d. Js.** ab statt:

a) in München im Bankgebäude, Theatinerstrasse 11, I. Stock, Zimmer Nr. 64,
b) in Frankfurt a. M. bei der Direktion der Disconto-Gesellschaft.

Zur Ausübung des Stimmrechtes sind nur jene Aktionäre berechtigt, welche ihren Aktienbesitz bis spätestens **17. Februar d. Js. inkl.** im Aktienbuche der Bank auf ihren Namen umschreiben liessen, und welche bis spätestens **2. März d. Js. inklusive** ihre Aktien unter Uebergabe eines arithmetisch geordneten Nummernverzeichnisses entweder vorgezeigt oder deren Besitz nachgewiesen haben, wobei bemerkt wird, dass bezüglich der Berechtigung zur Ausübung des Stimmrechtes nach § 21 Abs. 6 des revidierten Statuts folgende Anordnung getroffen ist:

„Der Besitz einer Aktie zu fl. 500.— berechtigt zur Abgabe von 6 Stimmen, der Besitz einer Aktie zu M. 1000.— zur Abgabe von 7 Stimmen, doch kann niemand mehr als 1500 Stimmen für den eigenen Besitz und weitere 1500 Stimmen für Stellvertretung in sich vereinigen."

Die für die Generalversammlung bestimmten Rechenschaftsberichte, Bilanzen und Anträge stehen den Aktionären bei den obenbezeichneten Stellen zur Verfügung.

München, den 18. Februar 1908.

Die Direktion.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 9

29. Februar
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 9. München, 29. Februar 1908. V. Jahrgang.

Aus Offiziergräbern.

Ein Weckruf von einem Kameraden.

Im letzten Jahrzehnt lassen zunehmend unsere Prozesse, deren Mittelpunkt Offiziere sind, eine glückliche taktische Hand vermissen. Wir könnten uns damit trösten, daß die Uhr des Chefs des Militärkabinetts, des Grafen Hülsen-Häseler — er war unstreitig mehr ein von Hülsen als ein Häseler —, bald abgelaufen sei; aber schon muß man fürchten, daß es unter seinem Nachfolger in Sachen der Militärrechtsordnung für die Offiziere doch wesentlich beim Alten bleiben wird.

Noch weiß man nicht, ob und wie die langjährigen Prozesse Hüger und Gädke schließlich enden, noch sind die vielseitig notwendigen Folgerungen aus den Verhandlungen Lynar, Hohenau und Genossen nicht gezogen, da wird die Militärrechtspflege durch das Offiziersdrama in Allenstein vor eine nie geahnte neue Aufgabe gestellt. Und schon hört man die juristische Leisetreterei. Die sonst auf ihre Selbsttätigkeit so eifersüchtige Justitia nimmt ihre Zuflucht zum Psychiater; der ist ja jetzt der Retter in allen Nöten. Vergleiche Arenberg, Hüger usw.

Uns will aber dünken, als ob durch den Zickzackkurs in der Prozeßführung das „natürliche" Rechtsgefühl des Volkes systematisch untergraben werde. Darüber äußert sich treffend der Rechtslehrer von Liszt:

„Ein Staat kann die schwerste Niederlage im Kriege, aber niemals die Zerstörung des Rechtsbewußtseins seiner Bürger ertragen."

Das deutsche Volk ist gebildet genug, um sich in Rechtssachen ein selbständiges Urteil zu verschaffen; auch Mord und Totschlag kann es unterscheiden; es weiß selbst mit „Liebesraserei" manches, aber nicht den Mord eines Kameraden zu beschönigen. Als Volk in Waffen hängt es fest an dem militärischen Autoritätsprinzip, aber es will sich anderseits sein Vertrauen auf eine einheitliche unabhängige Rechtsprechung selbst in Offizierprozessen nicht nehmen lassen.

Nach volkstümlichen Begriffen dürfen auch in Militärrechtssachen Rang und Stand ebensowenig wie Zu- oder Abneigung, Gnade oder Ungnade, Glück oder Unglück mitsprechen. Wer will, so sagt man sich u. a. in Volkskreisen, den im Kampfe um Ehre und Recht anscheinend unterlegenen Offizieren Gädke, Hüger u. a. verargen, wenn sie den Kampf weiterführen?

In der „Germania" las ich hierüber eine ernste, an die aktive und zumal inaktive Generalität gerichtete Warnung: nicht zum Nachteile des volkstümlichen militärischen Autoritätsprinzips und Mitgefühls solche Kameraden, die eben aus den mit allem Pomp und aller Macht ausgestatteten Autoritätsstellen geschieden sind, sobald als gänzlich rechtlos, weniger ehrenwert oder gar als satisfaktionsunwürdig, im Falle Hüger weiter als minder zurechnungsfähig hinzustellen.

Kann einem alten, ehrenhaft gedienten Offizier, wie Oberst Hüger, eine schwerere Kränkung durch die Rechtsprechung zugefügt werden, als

1. die Beurteilung als minder zurechnungsfähig bei Vollbesitz aller Geisteskräfte und
2. die Erklärung als satisfaktionsunwürdig bei voller Ehrenhaftigkeit?

Zu der mißbräuchlichen Heranziehung des Psychiaters hat in seiner letzten Nummer „Der Rechtshort" scharf Stellung genommen. Man könnte sagen: „Der Psychiater ist heut' ein gar guter Mann; er soll helfen, wo keiner helfen kann".

Wer sollte auch die auf 30000 M geschätzten Kosten des Prozesses Hüger bezahlen, wenn der Psychiater nicht diesen „wahnsinnigen" Ausweg fand? Und so ist der Prozeß Hüger der in materieller wie ideeller Hinsicht kostspieligste für den preußischen Staat geblieben, den man im letzten Jahrzehnt in dieser Art geführt hat.

Die Kränkung des Oberst Hüger durch Beurteilung als Querulant ist noch gesteigert worden, indem seine Kameraden ihn als satisfaktionsunfähig und -unwürdig hinzustellen suchten. Gibt es schon für einen gesunden Menschen, der die Verantwortung für seine Handlungsweise tragen will, nichts Grausameres, als für minder zurechnungsfähig erklärt zu werden, so kann man wohl niemand eine schwerere Beleidigung zufügen, als ihn öffentlich für satisfaktionsunfähig oder -unwürdig anzusehen. Und das hat Oberst Hüger vor der Strafkammer in Dortmund am 16. Juni 1906 erdulden müssen.

Mußte nicht ein preußisches Richterkollegium diese Forderung des militärischen Sachverständigen als mit dem Strafgesetze, welches den Zweikampf strikte verbietet, unvereinbar zurückweisen? Ist nicht jeder Bürger von Rechts wegen bei Beleidigungen als satisfaktionswürdig und auch -fähig anzusehen?

So wird Oberst Hüger seine Freisprechung bis zu seinem Lebensende als eine zweifache Hinrichtung, als einen Doppeljustizmord empfinden, wenn nicht ein rettender Psychiater seinen Kollegen superrevidiert und nicht der Kaiser das Urteil des Oberst Wischer annulliert.

Im übrigen wollen wir nicht die Richter, allerdings zum Teil Reserveoffiziere, für die vollständige Entgleisung des kriegsministeriellen Sachverständigen und des Generalleutnant von Cämmerer auf ehrenrechtlichem Gebiete verantwortlich machen. Die übrige Generalität hat ja mit verschränkten Armen der wochenlangen Hinrichtung des Kameraden Hüger beigewohnt. Niemand konnte oder wollte eine Allerhöchste Kabinettsorder vom Mai 1879 kennen, nach welcher mit schlichtem Abschiede entlassene Offiziere nicht ohne weiteres als satisfaktionsunfähig anzusehen sind. In den Veröffentlichungen des „Münsterschen Anzeigers" vom 12. Januar 1906 und der „Breslauer Morgenzeitung" vom 31. Dezember 1907 ist genug hierüber gesagt.

Das Gefühl des erlittenen Unrechts ist jedem Menschen unerträglich; selbst der roheste Neger und der größte Tölpel empört sich hiergegen. Also verlange niemand von einem ehrenwerten preußischen Offizier etwas Unmenschliches. Die Inaktivität bezieht sich nicht auf Verteidigung von Ehre und Recht. Im heutigen erbitterten militärischen Existenz- und Interessenkampfe tauchen unsere Ideale unter; das kameradschaftliche Mitgefühl wird bei den siegreich aus dem Existenzkampfe hervorgegangenen aktiven Kameraden oft seitens der „Inaktiven" vermißt. „Wer fremde Wunden verbindet, heilt die eigenen," so sage ich im Mitgefühl für den schwer gekränkten Mann. Mehr noch als einer Gehaltsaufbesserung bedarf der „preußische" höhere Offizier einer Aufbesserung seiner Rechtslage bei der Verabschiedung.

Aus den Gräbern preußischer, im Frieden gefallener Offiziere hören wir den eindringlichen Ruf:

„Freie Bahn für Ehre und Recht; fort mit der engen militärischen Halsbinde auch bei der martialisch umkleideten Göttin Justitia, dafür desto fester eine doppelte Augenbinde!"

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die „guten Katholiken“ des Liberalismus.

Wenn es sich um Erreichung bestimmter Zwecke handelt, schreckt der Liberalismus vor keiner Komödie zurück. Seitdem der katholische Renommierpfarrer Abgeordneter Grandinger der liberalen Landtagsfraktion in Bayern als dekoratives Anhängsel dient, ist das Gedächtnis der Casselmann, Müller-Meiningen (Hof) und Konsorten für alle kulturkämpferischen Heldentaten des Liberalismus und Jungliberalismus außerordentlich kurz geworden. Die Herrschaften machen aber ihre Rechnung ohne das katholische Volk, das angesichts der pharisäischen Redensarten, mit denen man dem Erzbischof von Bamberg zu imponieren suchte, dem Liberalismus direkt ins Gesicht lacht. Die Liberalen glauben jetzt in dem Antwortschreiben des Erzbischofs einen rettenden Strohhalm gefunden zu haben, weil der Erzbischof zugibt, daß ihm einige Liberale bekannt seien, welche aus Inkonsequenz oder Mangel an Verständnis der Meinung sein sollen, daß die Zugehörigkeit zur „antipäpstlichen“ Kulturkämpferpartei mit der gehorsamen Unterwerfung unter die Gebote der „Papstkirche“ vereinbarlich sei. Eine Partei, der ein katholischer Priester unter keinen Umständen angehören darf, ist selbstredend auch kein Aufenthalt für katholische Laien. Der Bamberger Oberhirte hat die grundsätzliche Unvereinbarkeit beider Standpunkte so klipp und klar dargelegt, daß man über diese neueste Fuchsenpredigt des Liberalismus ohne viel Worte zur Tagesordnung übergehen kann.

Niederlage der Franzosen in Marokko.

Die Lage wird kurz und klar beschrieben von einem Franzosen selbst, dem Abg. Jaurès: „Seit einem Monat, seit dem unvorsichtigen, herausfordernden Marsche nach Settat, gibt es für die französischen Truppen nichts als Niederlagen und Gefahren. Gegen dieses Häuflein tapferer Leute, die die Werkzeuge einer unglücklichen Politik sind, hat sich ganz Marokko erhoben. Wenn die Regierung auf diesem Wege fortschreitet, kommt es zur Katastrophe.“ In der Tat haben sich die Schlappen und Verluste in der dritten Februarwoche etwas arg gehäuft. Die Regierung läßt durch den halbamtlichen Telegraphen erklären, man dürfe nicht vergessen, daß die französischen Truppen nicht bloß mit Nomadenstämmen zu tun hätten, sondern auch mit den geschulten Streitkräften Muley Hafids, die mit Repetiergewehren und Kanonen ausgerüstet seien. Freilich, das hätten vor allem die französischen Befehlshaber „nicht vergessen“ sollen, ehe sie den Vorstoß gegen Muley Hafid unternahmen. Und die Drahtzieher in Paris hätten sich vorher überlegen sollen, ob es geraten sei, sich in den marokkanischen Thronstreit einzumischen und mit französischen Truppen dem Gegensultan den Weg nach Rabat und Fez zu verlegen zu suchen. Neuerdings scheint man, durch die blutige Erfahrung belehrt, eine andere Taktik gegenüber Muley Hafid einschlagen zu wollen. Es soll ihm mitgeteilt werden, daß die Vertreter Frankreichs bereit seien, seine Kaids zu empfangen; daran soll sich die väterliche Belehrung schließen, daß er doch nicht in demselben Augenblicke, wo er seine Vermittlung zur Beruhigung der feindlichen Stämme anbiete, die französischen Truppen angreifen lassen dürfe. Soweit wir uns auf die maurische Psychologie verstehen, wird die Predigt der geschlagenen Franzosen dem Thronprätendenten wenig imponieren. Mit Halbheiten und diplomatischen Kunstgriffen ist da nichts zu machen. Entweder müssen die Franzosen sich auf Casablanca und die anderen Hafenplätze beschränken, oder sie müssen die Truppenzahl von 8000 auf wenigstens 80 000 bringen und sich auf einen Eroberungskrieg von einem Jahrzehnt gefaßt machen. Zum Trost sagt man den beunruhigten französischen Familienvätern, andere Nationen hätten in ihren Kolonialkriegen noch schwerere Nackenschläge erlitten. Socios habuisse malorum ist ein Narkotikum, das nichts heilt sondern nur für den Augenblick täuscht auf Kosten der katzenjämmerlichen Zukunft. Deutschland hat auch schon opferreiche Kolonialkriege geführt, aber immer nur für ein Land, das uns nach allen Regeln des Völkerrechtes gehörte und dessen Behauptung ein dringliches Ehrengebot war. Aber ist denn Marokko eine französische Kolonie? Hat Frankreich das Recht, es zu erobern?

Der Sultan als tertius gaudens.

Von den Fehlern der christlichen Mächte profitiert die mohammedanische Welt. In Marokko erstarkt das Selbstbewußtsein der Anhänger des Propheten durch die unbesonnenen Vorstöße der Franzosen, und drüben am Goldenen Horn freut sich der Padischah, daß die Mächte, welche ihn mit dem verhaßten Reformprogramm für Mazedonien drangsalierten, unter sich uneinig geworden sind. Das bißchen Sandschakbahn hat eine Verstimmung zwischen Rußland und Oesterreich, ja eine Erschütterung des europäischen Gleichgewichtes zuwege gebracht. Nachdem die russische Presse im Verein mit den deutschfeindlichen Blättern Frankreichs und Englands Alarm geschlagen hatte, wurde in St. Petersburg eine halbamtliche Kundgebung erlassen des Inhaltes, Oesterreich habe freilich das Recht zu dem Bahnbau, aber als es dazu die Genehmigung der Pforte erwirkte, habe es die Pforte in ihrem Widerstande gegen das Mürzsteger Programm bestärkt. Dieser Vorwurf läßt, auch wenn er nur in halbamtlicher Form erhoben wird, doch „tief blicken“. Es steckt eine bedenkliche Unhöflichkeit dahinter, auch dann noch, wenn man mit unserer „Nordd. Allg. Ztg.“ annehmen will, die russische Regierung habe aus Rücksicht auf ihre eigenen Panslawisten und auf die Freunde in Paris und London der österreichischen Politik nur halb recht geben dürfen. Wie ernste Wirkungen der Zwischenfall ausgeübt, ersieht man deutlich aus der gewundenen Sprache, welche die offiziöse „Nordd. Allg. Ztg.“ in ihrer jüngsten Wochenrundschau führt. Sie wagt keine bessere Schlußfolgerung zu ziehen, als „daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen Oesterreich und Rußland, die sich vorübergehend gezeigt hatten, keineswegs so schwerwiegender Natur gewesen sind, daß eine unheilbare Verstimmung zwischen den beiden Ententemächten zu befürchten gewesen wäre“. Sie erkennt ferner eine gewisse Gefahr und Sprengung des europäischen Konzerts an mit der Bemerkung, diese Gefahr habe bisher „eine mehr publizistische Scheinexistenz“ geführt und wäre nicht „schon“ als Faktor in die realpolitischen Berechnungen der Diplomatie einzustellen gewesen. „Vorläufig“ sei denn auch die in den englischen Blättern aufgetauchte Anregung, das europäische Konzert in der mazedonischen Frage auszuschalten und an seine Stelle eine englisch-russische Aktionsgruppe zu setzen, von den maßgebenden Stellen Rußlands und Englands abgewiesen worden. Das offiziöse Blatt geht auch noch auf die mazedonische Reformaktion selbst ein und deutet an, daß die Bewahrung der Einigkeit unter den Großmächten, die sich Deutschland vor allem angelegen sein lasse, nicht so leicht sei.

Der Sultan und die Paschas sind bekanntlich gegen alle Reformen, namentlich gegen solche, die von den fremden Ungläubigen für die dortigen Ungläubigen gefordert werden. Da hilft nur der Zwang, und dessen Vorbedingung ist die Eintracht der Mächte. Eine schöne Grundlage für die Eintracht bildete bisher das Balkanabkommen, das Goluchowsky seinerzeit mit Rußland abgeschlossen hatte. Jetzt ist diese wichtige Entente ins Wanken gekommen. Durch wessen Schuld?

Sollte man in Petersburg, Paris und London die Entente mit Oesterreich dahin verstanden haben, daß letzteres jenseits seiner südöstlichen Grenzlinie nichts zu sagen, nichts zu suchen und nichts zu schaffen habe, so wäre die Aufklärung dieses Mißverständnisses gewiß nicht zu früh gekommen. Rußland hat es bei Abschluß der Entente und des Mürzsteger Programms gewiß noch anders gemeint. Inzwischen ist aber der englisch-russische Vertrag geschlossen worden und damit die russische Politik unter den verstärkten Einfluß von Gegnern Deutschlands und Oesterreichs gelangt. Die Bündnispolitik des Königs Eduard hat den Boden bereitet, auf dem der gefährliche Vorschlag aufsprießen konnte, eine „englisch-russische Aktion“ eintreten zu lassen, das heißt Oesterreich in den Balkanangelegenheiten auszuschalten.

Wie müssen solche Dinge auf den Sultan und seine Minister wirken? Dort weiß man doch, daß Oesterreich sich von seinem südöstlichen Hinterlande nicht abschneiden und auch nicht von seiner Großmachtstellung herabziehen lassen wird. Je schärfer Rußland und seine Verbündeten gegen Oesterreich Stellung nehmen, desto größer wird die Zuversicht des Padischah, daß aus der Zwietracht der Großmächte nach wie vor sein Heil erblühen werde. Warum sollte er dem uneinigen Europa die Zugeständnisse machen, die er dem bisher einig erschienenen Europa vorenthalten hatte?

Wenigstens etwas Gutes hat der leidenschaftliche Widerspruch gegen die 100 Kilometer Sandschakbahn: die Optimisten, welche seit der Kaiserfahrt nach England sich üppig entwickelten, haben eine ernüchternde Lehre erhalten. Wer die Augen nicht

krampfhaft zumacht, kann jetzt erkennen, daß das europäische Gleichgewicht noch längst nicht stabil ist, sondern immer noch äußerst labil.

Der neue Finanzsekretär und Staatsminister.

Endlich! Nach vielen Körben ein resigniertes Ja. Herr Sydow, der bisherige Unterstaatssekretär im Reichspostamt, als solcher bereits zur Exzellenz erhoben, hat die Nachfolge im Reichsschatzamt übernommen. Frhr. von Stengel ist in Gnaden und mit kaiserlicher Auszeichnung entlassen; Fürst Bülow hat jedoch das Maß der Ehrung nicht überlaufen lassen, obschon doch die Leistungen Stengels über die Norm beträchtlich hinausgegangen. Man mußte einen tüchtigen und pflichteifrigen Beamten auf den dornigen Posten berufen, weil sich kein brauchbarer Politiker und auch kein Fachmann aus der privaten Finanzwelt werben lassen wollte. Aus dem Bekanntenkreise des Herrn Sydow wird berichtet, daß er mehr aus Zwang als aus Neigung eingesprungen ist. Alle Welt hat seinen Mut bewundert; dazu hat er vielleicht wie Schiller gesagt: Mut zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist des preußischen Beamten Schmuck! Ein scharfsinniger Jurist und ein gewandter Verkehrsbeamter braucht noch kein Finanzgenie zu sein; doch muß man abwarten, ob er es nicht wird. Vorläufig sieht es mehr so aus, als ob sich Fürst Bülow einen geschickten Gehilfen zugelegt habe, und da Fürst Bülows Finanzprogramm noch sehr unklar ist, wird man den neuen Schatzsekretär wohl auch noch keinen finanzpolitischen Heilsplan abfordern können. An demselben Tage, als das lange Interregnum sein Ende erreichte, hat der Reichskanzler mit dem sächsischen Finanzminister im besonderen und den stimmführenden Bundesratsmitgliedern in ihrer Gesamtheit eine Besprechung abgehalten. Leute, die es wissen wollen, erzählen, die Konferenz habe „kein positives Resultat ergeben". Das ist nicht überraschend, da bekanntlich Fürst Bülow in der Finanzfrage mehr zu den Blocklinken als zu den einzelstaatlichen Finanzministern neigt.

Gedenkt der Kanzler etwa mit Hilfe des neuen Schatzsekretärs die „Opposition" im Bundesrat zu brechen? Daran könnte man wohl denken angesichts der organisatorischen Neuerung, die mit dem Wechsel im Reichsschatzamte verbunden worden ist. Freiherr v. Stengel und seine Vorgänger waren nur Vorsteher des betreffenden Reichsamtes, nicht Staatsminister oder Mitglieder des preußischen Staatsministeriums. Herr Sydow hat aber sofort die preußische Staatsministerschaft in seiner neuen Wiege gefunden. Das bedeutet: der Reichskanzler will sich eine weitere Stimme im preußischen Staatsministerium sichern, ein Gegengewicht gegen den nicht immer bequemen preußischen Finanzminister zur Verfügung haben. Soll man das als einen weiteren Schritt zur Imperialisierung Preußens begrüßen? Oder deutet der Vorgang, wenn man den Dingen auf den Grund geht, vielleicht doch eher auf eine Verstärkung des preußischen Elementes in der Reichsverwaltung hin?

Von nationalliberaler Seite ist früher wiederholt darauf gedrungen worden, dem Leiter der Reichsfinanzen eine starke, selbständige Stellung zu geben, einen mächtigen Reichsfinanzminister als Seitenstück zu dem einflußreichen preußischen Finanzminister zu schaffen. Dieses Ideal einer zentralistischen Partei ist durch die neue Ordnung nicht erreicht worden. Das Stühlchen im preußischen Ministerrat tut es nicht; der Schatzsekretär bleibt in seinem Amt nach wie vor Untergebener des Reichskanzlers. Infolgedessen kann er die anderen Ressorts, namentlich die des Krieges, der Marine und der Kolonien, nur dann zur Sparsamkeit nötigen, wenn der Kanzler eine solche Aktion voll und ganz mitmacht. Ebenso kann er in der Steuergesetzgebung nur diejenigen Bahnen einschlagen, die der Kanzler gebilligt hat. Am besten fährt der Schatzsekretär, wenn der Kanzler sich um die Finanzgesetzgebung gar nicht kümmert, wie es bis zum 13. Dezember 1906 die Regel war. Seitdem aber ist Fürst Bülow mit blockpolitischem Dilettanteneifer in die inneren Angelegenheiten hineingeraten, und weil er in der Steuerpolitik mehr auf die Blockpolitik als auf das Reichsbedürfnis Rücksicht nahm, ist jene Zerfahrenheit entstanden, die dem Frhrn. v. Stengel die Weiterarbeit unmöglich machte. Wir können in der bloßen Berufung Sydows noch keinen Ansatz zur Besserung erblicken und deshalb auch nicht den Optimismus teilen, der schon in diesem Frühjahr noch eine Finanzreform erwartet. Es wäre ja schön, wenn jetzt sofort das Defizit beseitigt würde. Auch in unserem Parteiinteresse wäre es sehr erwünscht, da wir die Erbschaft des Blocks nicht eher antreten möchten, als bis er die leidige Steuerfrage erledigt hat.

Akademische Freiheit und schrankenlose Lehrfreiheit?

Vom Herausgeber.

Die vielmißbrauchten Phrasen von der akademischen Freiheit des Studententums und der unbedingten, schrankenlosen Lehrfreiheit der Professoren sind wohl kaum jemals so gründlich und drastisch ad absurdum geführt worden wie anläßlich der jüngsten akademischen Demonstrationen für den kirchlich gemaßregelten Professor Schnitzer und gegen seinen Widerpart Professor Bardenhewer. Der übliche Dunst und Nebel, mit dem die liberale Presse die Kernpunkte der Sache zu verdunkeln bestrebt war, hat klarere Köpfe selbst im Lager der Kirchenfeinde nicht ganz zu betäuben vermocht. Und so vernahm man denn sogar aus dem Munde junger Studenten, die sich in Versammlungen für Schnitzer und gegen Bardenhewer begeisterten, manche treffende Bemerkung, die in das pharisäische System der liberalen Presse so gar nicht hineinpaßte. Eine von der Münchener Klinikerschaft einberufene Versammlung von Studenten und — — Studentinnen der drei Münchener Hochschulen (Universität, Technische Hochschule, Tierärztliche Hochschule) entlarvte die so viel gepriesene studentische Freiheit als eine geradezu lächerliche Farce, alldieweil diese akademische Freiheit nach dem authentischen Urteil des derzeitigen Rektors den Studenten lediglich zustimmende Ovationen und Ehrungen für die Professoren gestattet, dagegen jedwede Aeußerung des Mißfallens mit den strengsten Maßregeln bedroht. Je mehr die Studentenschaft sich dieses Hohnes auf ihre vermeintliche Freiheit bewußt wurde, um so zahlreicher wurden die Stimmen, welche die wüsten terroristischen Demonstrationen gegen Professor Bardenhewer teils aus prinzipiellen, teils aus sehr nüchternen praktischen Erwägungen verurteilten. Waren doch die muskelkräftigen Heizer der Universität und zwei Dutzend Schutzleute und Geheimpolizisten aufgeboten worden, um den Musensöhnen und Musentöchtern die Schranken der akademischen Freiheit fühlbar zu machen. Der Rektor in eigener Person, durch eine höhere Stelle für die akademische Sicherheit verantwortlich gemacht, entwickelte seine ganze, selbst körperliche Energie, um den Studenten und Studentinnen zu zeigen, daß sie Order zu parieren haben.

Aber auch die unwahre Phrase von der schrankenlosen akademischen Lehrfreiheit hat inzwischen eine geradezu groteske Widerlegung erfahren. Greifbarer hätte nicht bewiesen werden können, daß diese sog. Lehrfreiheit eine äußerst problematische und differenzielle und eigentlich nur ein Privilegium des Liberalismus ist. Man beansprucht schrankenlose Lehrfreiheit für die Leugnung jeder Autorität namentlich auf religiösem Gebiete und möchte diese Lehrfreiheit für das Bekenntnis zu positiver Gläubigkeit und kirchlicher Autorität aufs äußerste beschränken. Selbst ein Kind könnte einsehen, daß, wenn es wirklich eine schrankenlose Lehrfreiheit für die Professoren gäbe, diese für Prof. Bardenhewer genau ebenso gelten müßte wie für Professor Schnitzer und seine Helfershelfer. Aber hier hat die große Pauke der akademischen Lehrfreiheit ein gewaltiges Loch. **Die Propheten der schrankenlosen Lehrfreiheit entpuppen sich in der Praxis als die rückständigsten Meinungsterroristen.**

Die Vorgänge, die sich am letzten Mittwoch im akademischen Senat abspielten, waren in dieser Hinsicht mehr als beschämend. „Liberale" Senatsmitglieder sollen sich hinterher gebrüstet haben, daß der Wortführer der theologischen Fakultät einfach niedergeschrien worden sei. Er konnte kein Wort zur Verteidigung des Angeklagten Professor Bardenhewer vernehmbar machen und mußte sich begnügen, einfach seinen Standpunkt zu Protokoll zu geben. Und das nennt man akademische Freiheit! Der Senat hat inzwischen an Professor Bardenhewer ein Schreiben gerichtet, in welchem nicht nur der Vorwurf der Unkollegialität gegen ihn erhoben, sondern ihm auch der ganze Radau an der Universität zur Last gelegt wird. Professor Bardenhewer hat, wie wir hören, in einer Vorstellung an das Kultusministerium gegen diese merkwürdige Auslegung der schrankenlosen Lehrfreiheit Verwahrung eingelegt. Es wird sich nun zeigen müssen, ob die bayerische Staatsregierung willens und imstande ist, einen Professor der Theologie, der seinen Lehrauftrag nicht nur vom Staate, sondern in erster Linie von der kirchlichen Autorität hat, vor einem Meinungsterrorismus, der unter der falschen Flagge der aka-

demischen Lehrfreiheit segelt, zu schützen. Wie würde es wohl im umgekehrten Falle einer Senatsmehrheit ergehen, wenn in der Volksvertretung eine liberale Mehrheit am Ruder säße?

Es war und ist den Mitgliedern des Senats bekannt, daß Prof. Bardenhewer die Kundgebung, welche er an seine Schüler, also ausschließlich an Kandidaten des künftigen Priesterberufes richtete, nur für diese bestimmt hatte und von der Veröffentlichung des nicht einmal korrekt wiedergegebenen Wortlautes in der Presse peinlich überrascht war. Das hilft aber alles nichts: Prof. Bardenhewer hat das Unglück, autoritätstreuer katholischer Theologe zu sein. Für diese erkennt der Liberalismus keine unbedingte Lehrfreiheit an. Selbst zarte Rücksichten der „Kollegialität" sollen diese Lehrfreiheit einengen. Es wäre interessant, einmal öffentlich festzustellen, ob die Kollegialität auch von liberalen Professoren stets und in halbwegs urbanen Formen geübt wird. Gewisse drastische Wendungen, die in Vorlesungen Münchener Hochschullehrer gegen namhafte Kollegen üblich sind, gehen von Mund zu Mund. Freilich handelt es sich in diesen Fällen nicht um Verteidiger kirchlicher Lehrautorität.

Des Pudels Kern ist und bleibt, daß gläubigen, kirchentreuen Lehrern der Theologie die Gleichberechtigung und Vollgültigkeit von vorneherein abgesprochen wird. Wenn man die Macht dazu hätte, würde man sie aus den Toren der Alma mater kurzerhand hinausweisen. Daß derartige radikale Forderungen in München praktisch nicht vertreten und in wenig mutiger Weise sogar abgeleugnet werden, hat seinen einzigen Grund darin, daß sie unter den heutigen politischen Machtverhältnissen absolut aussichtslos und unausführbar wären.



Wichtige Schulfragen in der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Von

Domkapitular Dr. Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter.

III. Prüfungswesen und geistliche Schulaufsicht.

Mit außerordentlicher Lebhaftigkeit wurde in der Presse die Frage der Schulprüfungen und damit in unmittelbarem Zusammenhang die Frage der geistlichen Schulaufsicht erörtert. Man befürchtet aus einer Aenderung der bisherigen Prüfungsordnung die Uebertragung von weiteren Kompetenzen an die Bezirks-Oberlehrer und die Kreisschulinspektoren und damit eine allmähliche Aushöhlung und Verflüchtigung der geistlichen Schulaufsicht.

Nach Erklärung der Regierung ist der Stand der Sache folgender: Schon seit einer Reihe von Jahren besteht an größeren Schulen die Gepflogenheit, daß am Ende des Schuljahres nur noch für die oberste Klasse eine Schluß- und Entlaßprüfung vorgenommen wird, während die übrigen Schulklassen während des Jahres einer unvermuteten Visitation unterstellt werden. Der Minister betonte, das sei allgemein bekannt, es sei auch in der Kammer öffentlich erklärt worden, ohne daß ein Widerspruch dagegen sich erhob. Aus Anlaß einer Eingabe des Bayerischen Lehrervereins (1907) wurden die Kreisregierungen beauftragt, in der ordentlichen Jahressitzung der Kreisschulkommissionen für 1907 über diese Frage zu beraten und das Ergebnis ans Ministerium mitzuteilen. Die Kreisschulkommissionen haben ganz übereinstimmend die Reformbedürftigkeit der bisherigen Vorschriften über das Prüfungswesen anerkannt und befürwortet, daß öffentliche Schulprüfungen am Jahresschluß nur für die letzte Klasse, für die übrigen Klassen während des Jahres unangesagt außerordentliche Prüfungen stattfinden. Die Landesschulkommission hat einstimmig im gleichen Sinn beschlossen. Das vorliegende Material soll mit allen Sachäußerungen im Ministerium überprüft und dann ein Entwurf für neue Prüfungsvorschriften ausgearbeitet werden, welcher in der Landesschulkommission einer eingehenden Beratung zu unterziehen sein wird.

In dieser Frage stießen die Gegensätze aufs schärfste gegeneinander wegen des notwendigea Zusammenhanges mit der geistlichen Schulaufsicht. Der liberale Lehrer-Abgeordnete Schubert glaubte konstatieren zu können, daß in keinem Staate so viel in der Volksschule geprüft wird wie in Bayern. Er verlangte Aenderung des Prüfungswesens und Uebertragung der Schulaufsicht an den Lehrerstand selbst. Die geistliche Schulaufsicht sei 1808 in Bayern eingeführt worden, könne also jetzt ein Jubiläum feiern. Damals bestand der Lehrerstand aus ehrsamen Handwerkern, da war es notwendig, daß dem Lehrer der Geistliche als der gebildetste Mann im Orte als Leiter vorgesetzt wurde. Inzwischen hat der Lehrerstand sich so emporgearbeitet, daß er selbst die Leitung der Schulaufsicht in Anspruch nehmen zu können glaubt. „Am Stande unseres blühenden Volksschulwesens sind die Lehrer und Lehrerinnen Bayerns allein schuld."

Dieser von großem Selbstbewußtsein getragenen Aeußerung wurde vom Kultusminister mit größter Bestimmtheit die notwendige Ergänzung beigefügt: So gern er die vorzüglichen Leistungen der Lehrkräfte anerkenne, so müsse er doch auch für alle übrigen beteiligten Faktoren, insbesondere für die geistlichen und weltlichen Schulaufsichtsbeamten wie für die Gemeinden, einen entsprechenden Anteil am Verdienst für den guten Stand unserer Schulen in Anspruch nehmen.

In dieser Frage wurden die Grundsätze des Zentrums vom Abgeordneten Freiherrn v. Franckenstein ebenso warm wie klar ausgesprochen. Das katholische Volk betrachte die konfessionelle Schule als ein unantastbares Kleinod; zu dessen ungeschmälerter Erhaltung gehöre die konfessionelle Lehrerbildung und die geistliche Schulaufsicht. Wenn wir ein blühendes Schulwesen haben, so ist dies neben der Berufstreue der Lehrer auch der reichen und aufopferungsvollen Tätigkeit der geistlichen Schulaufsichtsorgane zuzuschreiben, welche sich außerordentlich große Verdienste um Unterricht und Erziehung der Jugend erworben haben.

Der liberale Abgeordnete Prof. Dr. Günther gab die Quittung, indem er dem Abgeordneten Freiherrn v. Franckenstein dankte für seine Rede nach Inhalt und Form. Dieselbe habe deutlich gezeigt, was man vom Zentrum zu erwarten habe, jede Möglichkeit einer Verwischung und Vertuschung sei bei solcher Klarheit ausgeschlossen. Auch Dr. Günther anerkannte in seiner noblen Art, die von anderen liberalen Vertretern so wohltuend absticht, die Verdienste der Kirche um die Schule. Die Kirche kann nach ihm stolz darauf sein, daß durch ihre stete Mitwirkung die Schule etwas Ordentliches geworden ist, aber sie braucht keineswegs jetzt dasselbe Recht geltend zu machen, welches ihr früher kein denkender Mensch bestritten haben würde. Jetzt steht die Schule auf eigenen Füßen und hat das Recht, auf ihnen zu stehen. „Wir verlangen die Fachaufsicht, weil die Lehrer ein gutes Recht haben, zu fordern, daß sie nicht anders behandelt werden, als andere Bevölkerungsklassen auch: Wir sind prinzipiell für die Fachaufsicht in der Volksschule."

Abgeordneter Schubert hatte sich für die liberale Forderung nach Fachaufsicht auch auf die Forderungen katholischer Lehrer und katholischer Lehrervereine berufen. Unter diesen Umständen mußten die gehaltvollen Ausführungen des Zentrumsabgeordneten Oberlehrer Wörle das größte Interesse von allen Seiten beanspruchen. Sie gehörten wohl zum besten, was in der ganzen Debatte gesprochen wurde. Abgeordneter Wörle erklärte sich zunächst mit den Vorschlägen der Landesschulkommission in bezug auf die Aenderung des Prüfungswesens durchaus einverstanden. Das Hauptgewicht soll künftig auf die unangesagten, außerordentlichen Prüfungen gelegt werden. Bezüglich der Schulaufsicht erklärte er, daß die Fachaufsicht im liberalen Sinne der vollständigen Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht für die Kirche unannehmbar sei; damit ist diese Frage auch für katholische Lehrervereine erledigt. Auf die Frage: „Was ist Fachaufsicht?" ergibt sich eine verschiedene Antwort, je nachdem man das Hauptgewicht auf die Schulerziehung oder auf die Schultechnik legt. Legt man das Hauptgewicht auf die Schulerziehung, so ist als „Fachmann" der Geistliche anzusehen, legt man das Hauptgewicht auf die Schultechnik, so entsteht die Frage, ob in dieser Beziehung der Geistliche oder der Lehrer als der Tüchtigere erscheint. Aus der Erziehungsaufgabe der Schule heraus hat der bayerische Episkopat die geistliche Schulaufsicht als die wesentliche Garantie für den christlichen Charakter die Volksschule bezeichnet. Es ist nicht möglich, den Geist des Unterrichts im Sinne der erziehlichen Wirkung und die Unterrichtstechnik vollständig zu trennen und abzugrenzen; daher ist es auch unmöglich, ohne schwere Schädigung der Interessen der Kirche den Lehrern die gesamte technische Schulleitung zu übertragen. Nach Anschauung des Abgeordneten Wörle kann aber die Lehrerschaft mit Recht eine weitergehende Mitwirkung an der technischen Leitung der Volksschule fordern; das ist auch der Standpunkt des Katholischen Lehrervereins im Gegensatz zum Bayerischen Lehrerverein.

Wörle macht in dieser Beziehung zunächst drei Vorschläge:
1. Die Handhabung der äußeren Schulordnung an größeren

Schulkörpern (mit einer größeren Anzahl von Klassen) soll besonderen Lehrern übertragen werden, 2. durch die Bezirks-Oberlehrer sollen öfter Schulbesuche beim fortbildungspflichtigen Lehrpersonal stattfinden, 3. die Zahl der Kreisschulinspektoren soll vermehrt und dieselben auf den Staat übernommen werden. Die Vermehrung sei notwendig, damit alle Schulen, namentlich auch Stadtschulen, alle 5—6 Jahre einmal durch den Kreisschulinspektor visitiert werden können. Als weitere Aufgaben für die Kreisschulinspektoren bezeichnet Wörle die Visitation der Sonntagsschulen und der gewerblichen Fortbildungsschulen. Letztere sind jetzt der Aufsicht von Realschulmännern übertragen. Wörle glaubt hierin eine große Gefahr erblicken zu können, sie werden dadurch zu sehr von der Volksschule losgetrennt, und manche Dinge werden vernachlässigt, die für den einzelnen im praktischen Leben sehr notwendig sind. Ferner haben die Kreisschulinspektoren die Aufsicht über die Präparandenschulen und Lehrerseminare, es obliegt ihnen die Vorbereitung von schultechnischen Gutachten für die Landesschulkommission, die Vorbereitung für die Sitzungen der Kreisschulkommission, die Kontrolle der Fortbildung, die Mitwirkung bei den Seminaraustritts- und Anstellungsprüfungen usw. Diese großen Aufgaben können richtig nur erledigt werden, wenn die notwendige Anzahl von Kreisschulinspektoren vorhanden ist. Dabei wünscht Wörle, daß die Kreisschulinspektoren mit dem geistlichen Distriktsschulinspektor zusammenarbeiten, demselben also ihre Visitationen vorher anmelden; um eine Einheitlichkeit herbeizuführen, wünscht er, daß jährlich Konferenzen der Distriktsschulinspektoren und der Lokalschulinspektoren gehalten werden.

Kultusminister Dr. von Wehner sprach sich bestimmt für Beibehaltung der geistlichen Schulaufsicht aus. Die Besorgnisse wegen allmählicher Beschneidung der Rechte der geistlichen Schulinspektoren seien unbegründet. Er wies dabei auf die bayerische Verfassung hin (sog. Protestanten-Edikt), wonach die Regierung verpflichtet ist, auf protestantischer Seite die Distriktsschulinspektoren in der Regel aus dem Stande der Pfarrer zu nehmen und denselben die zum Wesen ihres Amtes gehörigen Befugnisse ungeschmälert zu erhalten. Es sei selbstverständlich, daß das nämliche für Katholiken beachtet werden müsse.

Auf beiden Seiten wurden in dieser Schuldebatte die letzten Ziele mit voller Offenheit und Klarheit ausgesprochen: Weltliche Schule — konfessionelle christliche Schule! Der liberale Parteiführer Dr. Casselmann betont wieder die Forderung der Simultanschule. Er war dabei so ehrlich, ganz offen einzugestehen: „Daß die Geistlichkeit vielfach gegen die Simultanschule ist, verstehe ich, denn mit der Einführung der Simultanschule fällt die geistliche Schulaufsicht.“ Ebenso offen fügte er bei: „Wenn wir die Simultanschule verlangen, so fordern wir auch simultane Lehrerbildungsanstalten und simultane Lehrbücher.“

Abgeordneter Wörle lehnte die Simultanschule ab gerade aus pädagogischen Gründen. Die moderne Pädagogik stellt als Grundforderung auf die Einheit des Erziehungsgeistes. Dieser fehlt der Simultanschule. Die Simultanschule erschwert das psychologisch-methodische Unterrichtsverfahren, welches anknüpfen soll an den religiös-sittlichen Gedankenkreis, den das Kind aus dem Elternhause mitbringt. In der Simultanschule ist es ferner dem Lehrer unmöglich, seine volle Persönlichkeit zu entfalten; er muß seine heiligsten Gefühle in sich verschließen, um nicht bei anderen Kindern anzustoßen; dadurch wird der erziehliche Einfluß ungemein beeinträchtigt. Daher ist die Simultanschule nicht das Ideal der pädagogischen Wissenschaft. Ideal der modernen Pädagogik ist die Simultanschule ohne konfessionellen Religionsunterricht, also die religionslose Schule, zu welcher Dr. Süßheim sich bekennt.

Mit diesen schönen Worten ist klar gezeigt, um was es sich in der Schulfrage handelt.

Konsequent sind nur die gläubigen Christen mit der Forderung einer konfessionellen christlichen Schule auf der einen und die Sozialdemokraten mit der Forderung einer rein weltlichen Schule ohne Religionsunterricht auf der anderen Seite. Darum dreht sich der letzte Kampf: hie Christentum, hie Atheismus.

Il majale nero — Das schwarze Schwein.

Der neueste Vorstoß des pornographischen Atheismus.

Von

Dr. B. Realino-Vero.

„Das schwarze Schwein“, 60,000 Exemplare in einem Monat; so verkündet der Prospekt der L'amministrazione Notari-Milano; in ganz Europa sollen an allen Universitäten, technischen Schulen, Gymnasien, Lyzeen, in allen großen Restaurants, Cafés, Barbierstuben usw. Reklamezettel verteilt werden. Neben der italienischen wird eine deutsche, französische und spanische Ausgabe angekündigt. Der Verfasser Notari hat wegen pornographischer Schriften bereits mehrmals die unliebsame Bekanntschaft mit den italienischen Gerichten gemacht. Er selbst hält sich für einen bedeutenden Schriftsteller, sein blattgroßes Porträt steht vor dem Titelblatt: Notari — Il majale nero — Rivelazioni e documenti. Es sind weder Enthüllungen noch Dokumente. Der atheistische Tam-Tam hat auch in Deutschland für dieses den Vorkämpfern für ein „Italia pagana“ (Heidnisches Italien) gewidmete Buch Lärm geschlagen. Noch ehe es erschienen, schrieb das atheistische „Freie Wort“ (Frankfurt 1907, Nr. 18): „Das Werk enthält, wie ich aus den Druckbogen ersehen konnte, die Sammlung aller Dokumente, durch welche hervorgeht, mit welchen Mitteln der Klerikalismus sich die politische und wirtschaftliche Macht zu sichern sucht. Diese Dokumente wirken in ihrem Realismus besser als jede literarische Phantasiearbeit mit künstlerischen Formen.“ In dem ganzen Buche ist von Dokumenten keine Spur, wenn man nicht Dokumente nennen will Abschreibereien aus bekannten, vielfach mehr als anrüchigen atheistischen Büchern und Machwerken. Alles Schändliche, was je auf Erden geschehen, haben die Priester getan. Il prete (der Priester) als Ehebrecher, Sodomit, Räuber, Mörder usw., das ist kurz der Inhalt dieser „Dokumente“. Sexuelle Dinge aus Beichtbüchern (auch wieder aus dem alten Bischof Burkard) werden à la Graßmann-Hoensbroech mit Behagen breitgetreten. Die Päpste sind die größten Scheusale. Durch die Schuld der Päpste, Priester usw. sind ganz genau ausgerechnet 9,723,500 Mordtaten verübt worden. Auf Befehl der Jesuiten hat Gerard den Fürsten von Oranien erdolcht, die Jesuiten haben Barrère, Chastel usw. das Mordmesser in die Hand gedrückt; die Jesuiten haben den Kardinal Tournon vergiftet; sie haben selbst ihren besten Freund Klemens XIII. ermordet usw. usw.

Aus dem schmutzigen Prozeß der hysterischen halbverrückten Cadière werden über dreißig Seiten abgedruckt: Das Schwein wälzt sich gern im Schmutz. Von „dem größten und wichtigsten Dokument für die unersättliche Habsucht des Klerus“, „das wegen seiner ungeheueren Wichtigkeit mit der größten Eifersucht von den Jesuiten gehütet wird“, will der große Historiker nicht verraten, „wie es in meine Hände gekommen ist, ich werde es dem Leser nicht sagen.“ Aber „man möge es aufmerksam lesen, und aufmerksam sollen es lesen die Leserinnen, die Mütter und Witwen“. Aus diesem wichtigen, geheimnisvollen Dokument druckt der Verfasser über zehn Seiten ab und wendet sich dann mit Emphase an die Minister und den König von Italien, was sie dazu sagen! Ja was soll man zu diesem Schwindel sagen? Das ganze Dokument ist weiter nichts als ein Abdruck aus den allein im 19. Jahrhundert gegen hundertmal auch in italienischer Sprache gedruckten „Monita secreta“, den geheimen Verordnungen der Jesuiten. Diese Monita sind aber nun bereits seit ihrem ersten Erscheinen vor fast drei Jahrhunderten (im Jahre 1614) unzählige Male als Fälschung gebrandmarkt worden und werden heute selbst vom Evangelischen Bunde — und das will viel heißen — als Fälschung anerkannt. Das Schönste ist, daß das Frankfurter „Freie Wort“ auf den Schwindel hereingefallen und aus den ihm zur Verfügung gestellten Druckbogen des „Schwarzen Schweins“ gerade ganze Seiten dieser „Monita“ als neue Weisheit für seine Leser abdruckt, denn „das wertvollste Dokument, das Notari reproduziert, sind die geheimen Instruktionen, die der Jesuitengeneral an alle Pater (sic), Provinzialen (von der Redaktion des „Freien Wort“ gesperrt) der Welt erlassen hat. Wie dieses sorgsam behütete Dokument in seine Hände hat kommen können, das sagt er uns einstweilen noch nicht.“ Und diesen Hereinfall hat das „Freie Wort“ noch mit großen Worten zu rechtfertigen gesucht. Fürwahr, es muß ein hochgebildetes Publikum sein, dem Notari und seine Tamtamschläger solche Dinge zu bieten wagen.

Eingleisige Wissenschaft.

Von

Dr. Mich. Eberhard, Stadtpfarrprediger bei St. Ludwig, München.

Das πρῶτον ψεῦδος des Falles Ehrhard und des Falles Schnitzer liegt nicht auf dem Gebiete des Glaubens, sondern auf dem Gebiete des Wissens. Eigentlich auch nicht auf dem Gebiete des Wissens, sondern genauer auf dem Gebiete der Wissenschaft. Wissen ist Natur und kann nicht gefälscht werden; Wissenschaft ist Kultur und unterliegt der Irrung.

Der Begriff der Wissenschaft entspricht heute nicht mehr der Natur des Wissens. Das Wissen ist die Quelle, die uns unsere Erkenntnisse liefert. Die Wissenschaft faßt die Quelle und leitet sie; die Wissenschaft methodisiert das Wissen.

Die Quelle unseres Wissens, auch unseres Wissens vom Göttlichen, ist aber dreifach: Erfahrung, Intuition und Ueberlieferung. Das Quellgebiet ist demnach ebenfalls dreifach: Welt und Leben, das Geistesinnere, die Ueberlieferung der Vorzeit. Schon Plato und Aristoteles kennen diese Trias; sie sehen nicht bloß Erfahrung aus Welt und Leben, sondern auch die Intuition und die Ueberlieferung als wissenschaftlich vollwertige Quelle an.

Die Wissenschaft soll nun diese Quellen methodisieren; die Kultur soll auf der Natur aufbauen. Es ergäben sich somit drei getrennte gleichberechtigte Sphären der Wissenschaft mit getrennten, aber gleichberechtigten wissenschaftlichen Methoden: die Sphäre der Erfahrungswissenschaften, die Sphäre der Philosophie und die Sphäre des Glaubens.

Unser Zeitalter hat nun die fixe Idee, nur die Erfahrungswissenschaften, deren Methoden allerdings außerordentlich fein kultiviert sind, für wissenschaftlich vollwertig zu nehmen. Die Gelehrten haben ja aus demselben Grunde Anlage zu fixen Ideen wie die Frauen: ein beschränktes Arbeitsgebiet verengt den Gesichtskreis. Dabei haben die Frauen wenigstens eine Ablenkung durch äußere Tätigkeit, während bei den Gelehrten der theoretische Trieb kein Korrektiv durch den poietischen Trieb erfährt.

Diese fixe Idee hat suggestiv auf die Philosophen und Theologen gewirkt. Sie wollten modern sein. Sie verpflanzten darum die Methoden der empirischen Wissenschaften, namentlich die historisch-kritische Methode, auf Böden, auf denen diese Pflanzen nicht heimisch sind und nicht heimisch werden. Es ist nicht einzusehen, wie aus der Erfahrung Weltanschauungsfragen gelöst werden könnten. Wenn Häckel philosophiert, verläßt er eben sein Gebiet. Er kann unmöglich als Naturforscher mit seiner Methode in das Wesen der Dinge eindringen; seine Methode ist ja nur eingerichtet auf die Erscheinungen der Dinge und auf die Gesetze der Erscheinungen. Das Mikroskop kann nicht leisten, was das Teleskop leistet. Noch viel weniger erklärt die Erfahrung, was Spekulation und Glaube erklären können. In dem Sinne war es wohl gemeint, wenn es in der „Corrispondenza Romana“ auf die Angriffe Ehrhards zurückschallte: Er versteht nichts von Philosophie und Theologie.

Die Wissenschaft bildet einen gemeinsamen Bahnkörper, auf dem drei Gleise gleichberechtigt nebeneinander herlaufen; auf jedem Gleise werden die Züge, wenn auch in verschiedener Zugsrichtung, tadellos befördert. Es wird geschickte Weichensteller geben, die glücklich Güterwagen des anderen Gleises auf ihr Gleise lenken. Es wird aber auch ungeschickte Weichensteller geben, die Zusammenstöße verschulden, so daß das eigene Gleise zerstört wird.

Die Wissenschaft des christlichen Glaubens benützt das Gleise der Ueberlieferung; es ist ihr eigentümliches Gleise. Weichenstellen ist nicht verboten, sogar gewünscht; allein es muß mit Geschick geschehen; das eigene Gleise darf nicht zerstört werden.

Akademische Freiheit.

Randglossen zu den Demonstrationen an der Münchener Universität.

Von

cand. jur. Hans Besold, München.

Das waren laute Tage in unserer Alma mater gewesen und — leider — auch traurige Tage. Der Fall „Schnitzer“ löste eine Anzahl von Radauszenen aus, die den Zulukaffern alle Ehre gemacht hätten; aber das Feldzeichen, das man dabei vorantrug, war die „Akademische Freiheit.“

Dieser soviel gedeutete, verunstaltete und bestrittene Begriff — nämlich von solchen, die ihm eine objektive Definitionsberechtigung absprechen — ist in den vergangenen Wochen zur lächerlichsten Karikatur, zur Utopie herabgesunken. Und das bei uns in Bayern.

Und wer waren die Sturmläufer? Man frage nicht: Weit vorwiegend unsere Kollegen von „da droben“ aus dem Norden, von denen manchem im Kolleg bereits „schauert“, wenn das Wort „katholisch“ ausgesprochen wird oder gar erst das Wort „Rom“ oder „Zentrum“, sodann Kommilitonen, deren eigenartige Nasenwinkel stark für ihre Abstammung sprechen, endlich Ausländer samt weiblichem Anhang, die nicht einmal den Namen des Professors kannten, dem der Radau galt. Das waren also zumeist die Repräsentanten der „akademischen Freiheit“, zumeist, schränke ich ein. Denn dazu kamen noch heimische Gruppen, die im suggestiblen Unverstand mitbrüllten.

Und warum? Um auch einmal sich auf unserer Universität bemerkbar gemacht und im Vordertreffen für die „akademische Freiheit“ gestanden zu haben. Wahrlich, difficile est satiram non scribere.

Löblich, im höchsten Grade löblich erschien mir als Freistudenten das durchweg korrekte Verhalten und Vorgehen unserer katholischen Studenten. Der gute Kern treibt zur Frucht. Die Scharen, die die Traditionen ihrer Väter auch heilig zu halten wissen und jedem fremden, aufrührerischen, neuheidnischen Geiste feindlich entgegenstehen, sind bei uns stärker, als es gewöhnlich den Anschein haben mag. —

Sonst, wenn Arbeiter Spektakel machen, pflegt die Polizei blank zu ziehen, weil eben so Revolutionen am nachhaltigsten niedergehalten werden. Bei Studenten gibt es solches Eingreifen nicht; das wäre ja gegen die „akademische Freiheit“ in deren Betätigung. Man ließ sie also ungestört gewähren in ihren Störungen. Und wieder, man frage nicht nach der Qualität dieser Studenten; zumeist „erste Semester“, Heißsporne ohne jeden Ernst bei ihrem Beginnen. Das allein mag vielleicht vieles entschuldigen.

Um ja nicht zu vergessen: auch sonst anderweitig so viel beschäftigte Korps und Burschenschaftler, die „Träger des guten Tons“, haben diesmal sich Zeit genommen, occasione data wieder einmal in der Universität sich vorzustellen, vielleicht das erste Mal in diesem Semester, und halfen den Burgfrieden brechen.

Noch ein Wort zur „Lehrfreiheit“. Besteht nach den Vorfällen denn eine solche wirklich? Mir scheint das Gegenteil haarscharf bewiesen; denn sonst könnte man einem Gelehrten, der eine berechtigte Kritik übt, und das in Wahrung der Interessen seiner Fakultät, nicht so „unkollegial“ und aller Vornehmheit bar mitspielen.

Und die „Schnitzerpresse“? Ich meine die „Münchner Neuesten Nachrichten“, die „Allgemeine Zeitung“ und Konsorten. Diese Pharisäer haben sich gemäß ihrem Beruf aufgeführt und ihre suggestive Wirkung nicht verfehlt, denn sie sind die ständige und ausschließlich geistige Tageskost der großen Herde der angeblich „Aufgeklärten“, der Halbgebildeten und der gedankenlosen Mitläufer.

Das Resümee ist leicht gezogen: der Begriff „akademische Freiheit“ hat wieder einmal in seiner Dehnbarkeit die Elastizitätsgrenze überschritten und ist, wenigstens für dieses Semester in München noch, zur Karikatur geworden. Trotz alledem hat sich Gold im Feuer bewährt: Wir haben noch, seien sie inkorporiert oder nicht, echte, überzeugte katholische Studenten, die ganz und voll für die Religion ihres Volkes eintreten und beim Trumpfspiel auch wirklich Farbe bekennen, wenn auch nicht als offizielle Korporation, so doch als vollberechtigte Einzelindividuen.

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Beim Kultusetat scheiden sich die Geister. Dabei geht es ohne Scharfschießen natürlich nicht ab. Um einige Prozente zahmer in der Form, bleibt der Liberalismus sich natürlich gleich in der Sache. Ersteres ist vielleicht ein Zugeständnis an den liberalen katholischen Pfarrer. Doch ist es ausgeschlossen, daraus irgend welchen Schluß zugunsten der grundsätzlichen Stellung des Liberalismus zu ziehen. Das führte zu Täuschungen. Wir haben aber sicher nicht die Absicht, Gegensätze durch Worte zu verschleiern. Im übrigen findet das Gefecht außerhalb des Hauses „Fortsetzung“, indem ausgerechnet die liberabe Presse den Erzbischof von Bamberg darüber belehrt, wie er sich seinen Priestern gegenüber zu verhalten hat.

Die Grundfragen finden von berufener Seite ohnehin in diesen Blättern ihre Beleuchtung. Nur um den Faden der Handlung nicht abzureißen, darf einzelnes noch festgehalten werden.

Wenn es sich um Universitäten und Gymnasien handelt, haben selbstverständlich die Professoren das Wort. Und sie hatten es gründlich. Auch waren sie ziemlich einig; insbesondere in der Beseitigung mancherlei Beschwernisse an den Gymnasien. Natürlich aber nicht hinsichtlich des Kirchenbesuches. „Man gefährdet durch den Zwang die Religion“, so meinten die Vertreter des Liberalismus. Es ist aber wohl richtig darauf hingewiesen worden, daß, sofern man sich zu einer Religion bekennt, sie auch in der Schule zu betätigen ist. Allseitige Zustimmung erregt die Reform des obersten Schulrates. Im Interesse der künstlerischen Erziehung unseres Volkes ist es zu begrüßen, daß die Anregungen des Verfassers, den Zeichenunterricht tiefgehender zu gestalten, ihm Kultur- und Kunstgeschichte zuzuteilen und Vertretung im obersten Schulrat im Hauptamt zu verschaffen, Aussicht auf Verwirklichung hat. Die Zustimmung aus Laien- und Lehrerkreisen beweist, daß die Bedeutung dieses Schrittes richtig gewürdigt wird. Die Alkoholfrage findet als Abstinenzfrage keine Mehrheit, wohl aber die Krüppelfürsorge usw. Der Kampf um die humanistische und realistische Bildung ruft die Schulmänner auf den Plan. In Bayern können die Realisten schon bald alles werden, nur keine Juristen, dazu müssen sie nach Preußen gehen.

Vermutlich werden die kommenden Real- und Volksschuldebatten eine vermehrte Auflage der Widersprüche in der prinzipiellen Auffassung der Schulfragen zutage fördern. Bei alledem bleibt aber die erfreuliche Tatsache bestehen, daß alle Parteien des Landtages in dem Bestreben einig sind, die Bildung aller Schichten des Volkes zu heben, welches Streben seinen beredten Ausdruck u. a. in der einmütigen Ablehnung der Schulgelderhöhung fand.

Das große Ereignis der Woche ist die so lange sehnsüchtig erwartete Veröffentlichung der neuen Gehaltsordnung und Gehaltsaufbesserung für alle bayerischen Staatsbeamten und Staatsbediensteten. Der Unterschied zwischen pragmatischen und nichtpragmatischen Beamten ist grundsätzlich aufgehoben. Die Beamtenaufbesserung bedingt einen jährlichen Mehraufwand von 8'600,000 Mk. Die außerdem in Aussicht genommene Aufbesserung der Geistlichen und Lehrer wird auf jährlich 3½ Millionen geschätzt.

Die Sandschakbahn.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die Presse in Rußland, Frankreich und Italien schlägt gewaltig Lärm über den vom österreichisch-ungarischen Minister des Aeußeren, Baron Aehrenthal, angekündigten Bahnbau von Uvac nach Mitrovitza.[1]) Man stellt den Minister, welcher vor Jahresfrist noch als die festeste Stütze des Friedens in Europa gefeiert wurde, als einen gefährlichen Intriganten hin, der die gesamte europäische Diplomatie hinters Licht geführt habe, obwohl unsere Regierung, gemäß den Mürzsteger Abmachungen, den Bahnbauplan den Kabinetten von Petersburg und Rom mitgeteilt hat, ohne irgend welchen Einspruch zu erfahren. Der war auch ganz unmöglich, da unsere Monarchie schon vor mehr als dreißig Jahren die Zustimmung sämtlicher Großmächte zur Erbauung der Sandschakbahn erhalten hat. Darum ist es auch klar, daß diese Bahn in Wirklichkeit nicht die Ursache des Preßlärms sein kann, der gegen den Leiter unserer Auslandspolitik gemacht wird. Der einzige, welcher etwa Einspruch gegen die Bahn hätte erheben können, ist der türkische Sultan, und dieser hat nicht protestiert, ja er hat sogar seine Zustimmung gegeben, so daß heute bereits die finanziellen und technischen Vorarbeiten im Gange sind.

Was soll also der Preßlärm bezwecken? Daß er Baron Aehrenthal von dem Bahnplan nicht abschrecken wird, haben dessen Erklärungen in der österreichischen Delegation deutlich genug gezeigt. Unser Aeußernminister weiß, daß das Deutsche Reich bereit ist, die von Kaiser Wilhelm II. anläßlich der Algecivaskonferenz gelobte treue Bundesgenossenschaft zu halten bzw. uns zu vergelten. Ein Rücktritt von dem so programmatisch angekündigten Bahnbau würde einer Abdankung unserer Monarchie als Großmacht gleichkommen. Es ist also garnicht daran zu denken, daß die neuen Wege verlassen werden, welche Baron Aehrenthal unserer Auslandspolitik gezeichnet hat, mag die Presse noch so sehr hetzen. Man hat ja längst eingesehen, wozu der Lärm dienen soll: es soll die Spannung, welche von 1878 bis zum Tode Alexanders III. zwischen Rußland und Deutschland-Oesterreich bestand, wieder herbeigeführt werden, ein Zustand, welcher allein es England möglich macht, seine Weltherrschaft aufrecht zu erhalten. Es scheint sicher zu sein, daß England diesen Zweck erreicht. Für unsere Auslandspolitik gibt es aber kein Zurück.

Die Sandschakbahn hat eine große verkehrspolitische Bedeutung sowohl auf wirtschaftlichem und politischem, wie auch auf militärischem Gebiet. Sie soll die bosnischen Bahnen mit der von Saloniki kommenden orientalischen Bahn verbinden und einen großen Teil des jetzt über Serbien gehenden Verkehrs auf unsere bosnischen Bahnen überleiten. Zugleich soll bekanntlich von den Bocche di Cattaro eine Bahn nach Süddalmatien und dem montenegrinischen Littorale gebaut werden, um einen Anschluß an Skutari, den Haupthandelsplatz Oberalbaniens, zu gewinnen. Diese Bahn, die ihre Fortsetzung durch Albanien erhalten soll, wäre ein Paroli für die italienisch-serbischen Bahnbaupläne.

Ihre wirtschaftliche Bedeutung wird die Sandschakbahn hauptsächlich in der Erschließung Makedoniens suchen müssen. Das Land ist noch wenig bekannt, das Volk infolge der unaufhörlichen Nationalitätenkämpfe sehr rückständig, der sehr fruchtbare Boden irrationell bebaut, so daß der Ertrag sehr hinter der Ertragsfähigkeit zurücksteht. Der Verkehr ist auf minderwertige Bahnen und ganz unzulängliche Straßen angewiesen und geht in echt orientalischer Weise vor sich. Tüchtige Kaufleute, Kulturtechniker, Ingenieure hätten da ein reiches Feld erfolgverheißender Tätigkeit vor sich. Da die bisherigen bosnisch-herzegowinischen Bahnen trotz ihrer Unzulänglichkeit Betriebsüberschüsse abwerfen (für 1908 sind 1,4 Millionen ins Budget eingesetzt), so ist auf ein Erträgnis der Sandschakbahn auch zu rechnen. Daß ein mit österreichischem Gelde ins Innere von Makedonien hinein gebauter Schienenstrang Oesterreichs Einfluß in dem Lande sehr heben wird, bedarf keines Nachweises. Die wirtschaftliche Bedeutung der Bahn wird natürlich steigen mit dem Wachsen des politischen Einflusses Oesterreich-Ungarns und dem Aufhören der nationalistischen Bandenkämpfe. Baron Aehrenthal hat rechtzeitig erkannt, daß in dem mit Familienbeziehungen geschaffenen Freundschaftsverhältnisse Italiens zu Montenegro augenblicklich ein Riß entstanden ist, und hat das sofort benützt, um unsere Beziehungen zum montenegrinischen Hofe zu bessern, indem er den Bau einer Eisenbahn ankündigte, welche nicht nur dem Fürsten der Schwarzen Berge in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht sehr willkommen sein muß, sondern auch unserer Monarchie gestattet, einen starken Druck auf Montenegro auszuüben. Die Küstenbahn wird nämlich eine militärisch-strategisch sehr wertvolle Linie, weil sie von unserem südlichsten Stützpunkte zu den Quellen der montenegrinischen Macht führen wird und es uns ermöglicht, in kurzer Zeit unsere Militärposten in Süddalmatien zu verstärken und im südlichen Montenegro österreichische Truppen anzusammeln. Wirkt also die geplante Küstenbahn politisch und militärisch auf Montenegro zu unseren Gunsten ein, so die Sandschakbahn auf Serbien, mit dem wir soeben nach einem zweijährigen Zollkriege zu einem Handelsvertrage gekommen sind. Jetzt ist ein militärisches Eingreifen unserer Monarchie auf dem Balkan nur über Serbien möglich. Im Falle eines Krieges mit Serbien wäre unsere im Sandschak dislozierte Infanteriebrigade in größter Gefahr, da sie aus der Heimat nur auf sehr mangelhaften Verbindungswegen Verstärkungen erhalten könnte. Ein Vorstoß aus Bosnien heraus wäre fast unmöglich. Ist aber erst die Bahn bis Mitrovitza ausgebaut, so ergeben sich für Militäroperationen ganz andere, günstigere Verhältnisse, welche vor allem in Makedonien unserer Monarchie ein weit nachdrucksvolleres Auftreten ermöglichen.

Daß diese österreichischen Bahnbauten die Pläne Italiens durchkreuzen, mag ja sein. Montenegro wird sich mit der Zeit von seinem allzu selbstsüchtigen Freunde Italien freimachen und sich unserer Monarchie wieder nähern. Das mag den Staatslenkern auf dem Monte Citorio noch unangenehmer sein, als wenn nun ihr Liebeswerben in Athen auch unerhört bleiben sollte, das zeitweilig erfolgreich zu sein schien. Mit dem Zustandekommen des Mürzsteger Programms, welches ja auch gegen die griechische Propaganda in Makedonien und Albanien gerichtet ist, trat eine Entfremdung zwischen Wien und Athen ein, welche sofort von Italien zu Anbiederungen in Athen benützt wurde, und tat-

[1]) Vergl. „Neue Wege in Oesterreich-Ungarn“ in Nr. 6 der „Allgem. Rundschau“ vom 8. Februar 1908.

sächlich gelang es den italienischen Diplomaten, die Feindschaft der Griechen, welche aus der Bekämpfung des Hellenismus in Albanien durch Italien entstanden war, zu beschwichtigen. Wenn jetzt Baron Aehrenthal mit dem Bahnanschlusse Saloniki-Larissa einen schon lange geplanten Wunsch Griechenlands der Erfüllung näher bringt, so schafft er die Bedingung für ein freundschaftlicheres Verhältnis unserer Monarchie mit Griechenland, und für unsere Balkanpolitik ist es gewiß ein großer Vorteil, wie in Rumänien nun auch in Montenegro und Griechenland gute Freunde zu erhalten und die italienischen Machtbestrebungen auf dem Balkan durchkreuzt zu haben.

Mit der Rückendeckung durch das verbündete Deutsche Reich muß Baron Aehrenthal nun die neuen Wege nach Osten gehen, welche er selbst unserer Monarchie vorgezeichnet hat. In Oesterreich diesseits der Leitha freut sich besonders die Industrie über die tatkräftigere Leitung unserer Auslandspolitik, freuen sich aber auch alle jene Vaterlandsfreunde, welche jahrelang mit Groll der tatenlosen Politik Goluchowskis zusehen mußten. Will aber Baron Aehrenthal seine Politik auch zu den von ihm selbst angekündigten Erfolgen führen, so muß er nicht nur allen Beeinflussungen aus London, Petersburg und Rom sein Ohr verschließen, sondern vor allem jene magyarische Hintertreppen-Nebenregierung beseitigen, welche nie die Interessen der Gesamtmonarchie, sondern stets nur die der Unabhängigkeitspartei Kossuths im Auge hat.

Daß er diese magyarischen Einflüsse nicht wird bannen können, fürchten wir, nicht nur weil er seine ganze Politik allzu magyarenfreundlich eingerichtet hat, sondern hauptsächlich weil beim ersten Falle, wo er den unbeugsamen Leiter der Reichspolitik hätte hervorkehren müssen, vor den bramarbasierenden Schreiereien der magyarischen Berufspolitiker zusammenknickte wie ein federloses Taschenmesser. Auf dem Balkan aber hat nur der Name „Oesterreich" Klang und Einfluß, mit „Ungarn" oder gar „Kossuth" ist dort kein Geschäft zu machen. Erst recht nicht in der hohen Staatspolitik.

Wider den Schmutz.

Von

F. Weigl.

53510 bayerische Männer in Kampfesstellung gegen den Schmutz in Wort und Bild, eine machtvolle Hilfstruppe für die norddeutschen Brudervereine, das ist eine erfreuliche Mitteilung aus dem Rechenschaftsbericht, den der I. Präsident des Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, Frhr. v. Freyberg, in der am 21. Februar abgehaltenen Generalversammlung erstattete. Ohne die eindrucksvollen Worte der übrigen Redner abschwächen zu wollen, muß doch gesagt werden, daß die tiefgehendste Wirkung die Beantwortung der Frage: „Warum brauchen wir interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit?" durch Herrn Gymnasialprofessor Abraham Böhmländer, dem II. Vorsitzenden des Deutschen Verbandes, hervorrief. Die ungemein tiefschürfenden Ausführungen werden im Wortlaut in der „Allgemeinen Rundschau" erscheinen.

Mit der Wärme des seine Religion und sein Vaterland, das reine deutsche Volk innig liebenden Mannes sprach darnach Frhr. von und zu Franckenstein über den Ernst der Lage. Er erinnerte zunächst daran, wie nach dem Hardenprozesse wieder etwas von jenem Aufschrecken durchs Land gehe, das der Lex Heinze vorangegangen sei. Weite Kreise werden aus dem Schlaf, in den sie sich diesen Dingen gegenüber einlullen ließen, mit Kraft geweckt. So habe z. B. sogar die „Neue Freie Presse" kürzlich dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die neuerdings stark propagierte Theorie des „Sichauslebens" ihre schweren Bedenken habe, und auch die Ausführungen Paulsens in der „Woche" stünden wohl unter dem Eindruck der letzten Ereignisse. Nicht nur Parlamentarier ergreifen das Wort, auch Lehrer und Seelsorger, die Väter und — sogar die Mütter, unsere deutschen Frauen sehen sich gezwungen, mit Protesten gegen all den Schmutz vorzugehen. Wenn in dieser Situation der Ernst der Lage kurz charakterisiert werden soll, so läßt sich dies tun mit dem Hinweis darauf, daß die Freiheit in Ungebundenheit ausarte. Das ist der Ernst der Lage, daß im Galopptempo der völligen Zügellosigkeit zugetrieben wird. Schon erregen heute Dinge keine Verwunderung mehr, die noch vor wenigen Jahren allgemeine Entrüstung hervorgerufen hätten. Wäre es möglich gewesen, daß z. B. noch vor 20 Jahren Schamlosigkeiten gewöhnlichster Art in Läden ausgestellt worden wären, die sich noch zu den „anständigen" zählen? Wäre damals der offene Vertrieb des Schmutzbuchhandels von heute möglich gewesen? Man denke weiter an die große Verbreitung, die die „Simplicissimus"-Gemeinde findet, selbst in der jüngeren Damenwelt, ferner an die Propaganda der Nudonatioidee, und man muß die „Umwertung aller Werte", besonders die der Freiheit in Ungebundenheit und Zügellosigkeit, bestätigen. Künstlerischen Nuditäten gegenüber ist gewiß jede falsche Prüderie zu meiden; aber bei Konflikten zwischen Aesthetik und Ethik muß die letztere entscheidend sein. Bei dem großen Kultus des Nackten in der Kunst ist auch nicht zu vergessen, daß dabei nicht immer die edelsten Motive mitspielen, vielmehr häufig ein metallischer Ton hereinklingt! Sehr bedeutsam ist der Schlußgedanke des Redners: wenn gar nichts mehr zu retten wäre bei der verdorbenen Generation, so möge man doch an unsere Kinder denken und sich einmal die Frage vorlegen, was ästhetisch erhebender sei: das Auge des verdorbenen Kindes, aus dem schon das Laster schaut, oder das reine, unschuldige Kindergesicht, das noch unberührt ist von dem Gifthauch des sittlichen Schmutzes. Die Sorge um das reine Kinderauge muß uns auf der Wache halten!

Diese ernsten Worte fanden nach der Seite einiger Detailaufgaben wertvolle Ergänzung. So war der Protest gegen die Propaganda der Konzeptionsverhütung gerade im Munde des erfahrenen Arztes (Dr. Amann) und des auch die amerikanischen Verhältnisse überblickenden Mannes (Direktor Sauerwein) bedeutsam. Auch die Beziehung zwischen übermäßigem Alkoholismus und der Unsittlichkeit, die Bildhauer Prugger berührte, ist sehr beachtenswert; nicht weniger der Hinweis von Apotheker Rehle auf den Protest der Leser einer Zeitung gegen anstößige Inserate u. ä.

Der II. Präsident, Dr. Armin Kausen, konnte in seiner Demonstration eines wohlgeordneten reichen Materials, das in verschiedenen Gängen — manchmal recht versteckten Maulwurfsgängen — den Weg ins Volk findet, zeigen, wie der Verein gerade dem Unfug des ungenierten Vertriebes der „Schutzmittel" nachgegangen ist.

Der Hinweis im Schlußwort des Frhrn. v. Freyberg auf den Wunsch des bayerischen Justizministers, die Uebereinstimmung aller Parteien über die Eindämmung der Schmutzflut möge auch auf die Richter die Wirkung nicht verfehlen, verdiente durch alle Hallen der deutschen Justiz mit nachdrücklicher Deutlichkeit gerufen zu werden! Bedauerlich ist, daß die Einmütigkeit aller Parteien in dieser Sache nicht auch in der Presse zum Ausdruck kommt. So ist der Bericht der „Münchner Neuesten Nachrichten" über die geschilderte Versammlung in Nr. 90 vom 24. Febr. voll schiefer Darstellungen, mitunter in gehässiger Tendenz den Tatsachen widersprechend.

Das Justizministerium in Bayern hat soeben eine Bekanntmachung erlassen, die besonders Frauen und Kinder schützen will. Sie besagt u. a.: „Die Entscheidung darüber, welche Strafe im einzelnen Falle angemessen ist, steht zwar den Gerichten zu, das Gesetz räumt aber der Staatsanwaltschaft das Recht ein, durch Anträge und Ausführungen auf diese Entscheidung einzuwirken. Hiervon den richtigen Gebrauch zu machen, ist die besondere Pflicht der Staatsanwaltschaft. . . . Kommt sie nach gewissenhafter Prüfung aller Umstände des Falles zu dem Ergebnisse, daß eine strenge Bestrafung des Schuldigen am Platze ist, so hat sie dies bei der Stellung und Begründung ihres Antrags in der Hauptverhandlung mit Nachdruck geltend zu machen. Dabei muß sie in den Fällen der Verübung roher und unsittlicher Handlungen gegen Frauen oder Kinder namentlich auch auf deren größere Schutzbedürftigkeit, auf die Unersetzlichkeit des angerichteten Schadens und auf die Niedrigkeit der Gesinnung, die in der Begehung solcher Handlungen gegen Frauen oder Kinder überhaupt und besonders dann zutage tritt, wenn die Tat unter Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses verübt wird, das gebührende Gewicht legen, um eine die Schwere der Tat entsprechende Bestrafung herbeizuführen, die auch das öffentliche Rechtsbewußtsein als ausreichende Sühne der Tat empfindet."

Angesichts der Zunahme der Sittlichkeitsvergehen ist der Erlaß sehr begrüßenswert; der Kenner der Verhältnisse wird nur bedauern, daß nicht auch für die Verurteilung pornographischer Erzeugnisse in Wort und Bild ähnliche Anweisung erging. Manche Urteile der jüngsten Zeit haben recht deutlich bewiesen, daß eine solche Aufrüttelung des zarteren Gewissens mancher Richter gut wäre!

Fastnacht.

Die goldenen Sterne flimmern
Hoch über der alten Stadt,
Darin seinen Thron der Fasching
Als König errichtet hat.

Nun wandern jubelnd die Menschen
Im bunten Narrengewand,
Nun schimmert's im Glanze der Sterne
Von Flitter und gleißendem Tand.

Und lautes Lachen und Lärmen
Die Straßen der Stadt erfüllt,
Da kommt durch die Nacht gefahren
Ein Wagen, schwarz verhüllt.

Es traben zwei schwarze Rosse
Vorm Totenwagen her;
Und wo sie ziehen vorüber,
Da braust kein Jubel mehr.

Da stehen die Narren und schweigen
Und starren zum Wagen bang:
Verstummt die gellenden Hörner,
Verstummt der wilde Gesang. — —

Bald aber durchbraust die Straßen
Der Jubel wie zuvor —
Doch mancher im Narrengewande
Schlich still aus dem lärmenden Chor.

Fritz Hinterhoff.

Der allweise Kritiker.

Eine launige Epistel.

Von Ansgar Albing.

Der Kritiker — wem wäre er nicht bekannt und für wen hätte er sich nicht schon interessiert! Ein jeder von uns hat ihn — und wir alle haben ihn gern. Machen wir aus unseren Herzen keine Mördergrube und geben wir es neidlos zu: der Kritiker ist unser Schatten, unser unzertrennlicher Gefährte, unser fidus Achates, unser aufopfernder Mentor, unsere ablehnende Vorsehung. Wieviel heißen Dank sind wir doch dem Kritiker schuldig! Ohne ihn könnten wir dem verhängnisvollen Wahne verfallen, daß wir wohlmeinende Christen und anständige Staatsbürger, Leute von Urteil und Erfahrung, Sachverständige in unserem Berufe, einigermaßen gebildete und erzogene Individuen — kurz „Menschen" seien. Der Kritiker aber lehrt uns von dem allen das genaue Gegenteil.

Unser religiöses Bekenntnis, so sagt er, ist speckfleckig und unsere politischen Ideen sind gemeingefährlich. Unser Wissen ist Stückwerk und unser Betragen anstößig. Vom Kritiker erfahren wir, daß unsere Geistesprodukte hirnverbrannt, unsere Forschungen lückenhaft und unsere Handlungen übereilt, unüberlegt, verfrüht oder sonstirgendwie unangebracht sind. Der Kritiker erforscht unser Herz und unsere Nieren und siehe da: es ist alles Torheit. Die ganze Welt ist ein großes Narrenhaus, und der Kritiker lehnt sich vorsichtig über die Brüstung einer bessern, fortgeschrittenen Welt, schaut auf unseren elenden Planeten herab, und ruft: „Mein Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Toren, Unmündigen und Kunstpfuscher!" Und dann versetzt er sich mit Aufbietung seines innersten Wesens in einen großen Zorn über die Unzulänglichkeit der elenden Rasse, die es wagt zu dichten und zu trachten oder gar zu schreiben. Und in seinem Grimme entwurzelt der Unfehlbare eine der ragenden Zedern des Libanon, taucht sie ins Schwarze Meer, da wo es am tiefsten ist, und malt seinen Verdammungsukas in riesengroßen Charakteren auf alle weißen Wolkenflächen des Firmamentes, bis diese, getränkt mit schwarzer Galle, herniedertauen auf die blühenden Gefilde, auf denen eine keuchende Menschheit im Schweiße ihres Angesichts den Acker bestellt. Und wenn die Schalen seines Zornes sich entleert haben, und doch noch hier und da ein lebendes Hälmchen emporsprießt, dann sammelt der Titan die Sandmassen der Sahara in den Sack seiner riesengroßen Gewissenhaftigkeit und greift mit beiden Fäusten hinein, um den Inhalt über die verkehrte Welt hin auszustreuen. Und ist auch dann noch nicht jeder Lebenskeim zerstört, so stampft der Gewaltige auf den Boden, und die Erde tut sich auf, um Feuer zu speien und Mensch und Vieh unter glühenden Lavaströmen zu begraben. Wie mächtig und furchtbar ist doch der Kritiker! Zuzeiten freilich, da fühlt auch er sich als Mensch. Dann steigt er von den olympischen Höhen herab, läßt die Donnerkeile zurück und wird wie unsereiner. Dann verbirgt er sich scheu im Dickicht der Wälder, in dunklen Schlupfwinkeln oder hinter den Säulen marmorschimmernder Paläste oder gar hinter dem Herde in der Hütte des armen Mannes. Aber aus seinem Verstecke heraus schießt er unsichtbare Pfeile. Oder aber er hüllt sich in einen unscheinbaren Schafpelz, bettelt als armer Hirte auf der großen Heerstraße des Lebens die Vorübergehenden an, und wenn sie ihn im Rücken haben, fällt er über sie her. In volkreichen Gegenden tritt er auch wohl als Pharisäer auf, in wallendem Prophetenmantel mit Gebetsriemen und klingenden Schellen, mit Honigseim auf den Lippen und dann — trägt er den Dolch verstohlen im faltenreichen Gewande. Den wenigen Einsichtigen erscheint der Zionswächter als Ahasverus, als ewiger Jude; aber diejenigen, die ihn erkannt haben, verfolgt er mit unauslöschlichem Hasse. Denn Er ist der Allmächtige und der Allwissende, und wehe der Kreatur, die ihm nicht willig die Knie beugt. Wie groß und wie furchtbar ist doch der Kritiker! Wahrlich nur der Tor spricht in seinem Herzen: „Ich will nicht dienen." Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und Gott sah, daß sie gut waren. Aber da kam die Schlange und biß sich selber in den schuppigen Schwanz, und siehe, der Kritiker ward geboren, und der Kritiker sah, daß alles schlecht und untauglich war. Und er sprach: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dem Menschen und dem Menschen und sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein." Und so geschah es bis auf den heutigen Tag.

Winter im Parke.

Hin durch die Erdenhallen fließen
Des Mondes Silberwellen weich.
Die Azurpracht des Äthers flutet
Hoch überm weiten Schneebereich.

Im Parke liegt das große Schweigen,
Auf allen Ästen sanfte Ruh. . . .
Es knirscht auf halbgefrornem Wege
Der Schnee schrill unter meinem Schuh. . . .

Ich ging am Sommerabend gerne
Gar frohgemut den heißen Pfad —
Es kam der Herbst, die Blätter fielen
Und drüber fuhr das Totenrad.

Nun schlafen meine Jugendträume;
Ich trug sie lang mit froher Lust,
Im Parke sah ich's manchmal flammen
Und dann verglühn in meiner Brust. . . .

Und doch, mir ist's wie großes Ahnen,
Daß sie bald wieder wandeln gehn
Im Blütenkleid der Frühlingstage,
In meiner Jugend Gärten stehn. . . .

Ich schreite weiter meine Wege
Wie einst und laß das Leid zurück;
Beim altersgrauen Schloßgemäuer
Verschwiegen huscht vorbei das Glück . .

Hans Besold.

Sein Rosenmontag.

Skizze v. Anton Krieger.

Er ist allein.

Den ganzen Morgen und die lange, lange Nacht ist er allein.

Pap' und Mäm' sind gestern abend fortgegangen.

Sie haben die Tür zugeschlossen.

Da war er wieder einmal allein, da schlief er nicht mehr ein auf seinem Lumpenlager. Da sah er den öden Raum voll Gespenster. Da verknisterten im Herdfeuer die letzten Gluten.

Es war schaurig. Und er saß die Nacht über auf seinem Lumpenlager und fror und hustete. Und als der Morgen kam — spät, sehr spät, erhob er sich, schlüpfte in seine Fetzen und setzte sich an den kalten Herd. Er fand ein wenig kalten, schwarzen Kaffee. Den trank er gierig; denn ihn quälte der Durst. Und er aß eine harte Brotkruste dazu.

* * *

Jetzt — jetzt kommt die Sonne.

Wenn die Sonne durchs Fensterchen in das feuchte Erdgeschoß hineinguckt, dann ist's bald Mittag.

Ihn hungert.

Er ist auf einen Stuhl geklettert, weil ihm auf dem rohen Ziegelboden die Füße so kalt geworden sind.

Da steht der arme — bleiche Junge — verträumt — vereinsamt — vergrämt!

Er lauscht . . . Draußen ist frohes Leben . . . Draußen ist — — — Rosenmontag! Alle Leute haben Feiertag! Auch die Kinder! — Er nicht . . . . Warum?

Das Lied, das die Jungen draußen singen, kann er auch!

„O, Susanna, wie ist das Leben doch . . ."

Das „so schön" wird durch einen Hustenkrampf erstickt. Da krümmt sich sein Rücken, und er hält beide Händchen krampfhaft auf der eingezogenen Brust gekreuzt.

Dann klettert er vom Stuhl.

Nun ist der Sonnenfleck auf dem Tisch. Er tritt hinzu und legt seine hageren, blaugeäderten Händchen auf den weißen Schimmer. Der geht immer weiter. Gleich fällt er vom Tischrand auf die Erde. Da stellt er ein Kistchen auf den Tisch. Es hilft nichts. Die Sonne klettert darüber und fällt auf die roten Ziegeln — geht über den Herd.

Der Junge sieht dem flüchtigen Sonnenkind nach. Er legt noch einmal die Händchen auf die Herdplatte. Hu, wie kalt!

Es hilft nichts! Muß wandern — immer wandern — hat noch einen weiten Weg. Klettert die schwarze Wand hinauf — ist verschwunden ....

Einsam!

Draußen ist Rosenmontag ... und Pap' und Mam' sind fort.

„Ticktack" ist stehen geblieben. Das Gewicht ist ganz tief unten am Boden. Er darf sie nicht aufziehen ... Ein bißchen darf er am Kettchen ziehen — ein bißchen — dann spricht die Uhr mit ihm.

Ein bißchen hat er am Kettchen gezogen.

Ticktack ... ticktack ... Wie lange noch?

Er starrt mit den großen, leidvertrauten Augen auf das Zifferblatt und lispelt mit bleichen Lippen. Er kann schon die Zeit ablesen; aber nur die ganzen und halben Stunden. Wenn der große Finger strack auf den Boden zeigt, dann ist's „halb". Wenn er wissen will, wieviel Uhr es ist, dann zählt er immer von der I an bis dahin, wo der kleine Finger hinzeigt. Soviel Uhr ist es.

Soweit ist Großmutter mit ihm gekommen. Da starb sie — vor wenig Wochen. Er hat ihr einen Kranz von Immergrün nachgetragen — den einzigen. Und Schnee fiel ins Grab — —

Er gähnt wieder ... Er schaut nach Brot ... Vergebens! Was jetzt?

Kinder wollen Zeitvertreib. An die Kommode darf er nicht gehen. Er macht immer einen Bogen um dieses Möbel. Da ist eine Hexe drin. Die Mam' hat's gesagt.

Er kauert sich wieder in ein Eckchen an die feuchte Wand. Er hustet ... es schüttelt, es packt ihn. Er schielt mit glänzenden Augen nach der Kommode.

In der Kommode ist auch sein Fleißbildchen, das er einmal, als er noch in die Schule gehen konnte, vom Kaplan bekommen hatte. Sein Fleißbildchen! Großmutter hat es noch weggelegt. Seitdem hat er es nicht gesehen — geküßt. Und all sein Sehnen war bei seinem Fleißbildchen ... Das war die Liebe schuld ... Der es ihm gegeben, hatte die armen Kinder lieb. Nur einmal sehen — nur einmal küssen ...

Und er hebt sich auf und drängt sich vor, als wenn er gegen einen Schwarm von Gespenstern ankämpfe, und ringt sich durch und sinkt vor der Kommode in die Knie, und die zitternden Händchen mühen sich ab. Und Schweiß perlt auf seiner bleichen Stirn.

Einmal ... einmal ...

In der untersten Schublade ruht sein Schatz.

Es ist dem Jungen eine harte Arbeit. Die kranke Brust keucht schwer ... Jetzt kann er schon durch einen kleinen Spalt in die Schublade hineinschauen. Dann — mit einer großen Anstrengung öffnet er sie ganz.

Ein Ruf der Verwunderung ... Die großen Augen des Jungen staunen die schillernden Farben an, die ihm da entgegenleuchten. Er ist sprachlos. Was mag das sein?

Er liebt die buntigen Farben so sehr — besonders die gelben und blauen ... Seine Hände tasten liebevoll zart darüber.

Bei all der bunten ungewohnten Pracht vergißt er sein Fleißbildchen. Er hebt das feine Zeug ein wenig empor. Da rasseln hundert kleine Schellchen.

Und er erinnert sich, daß Mam' gestern öfters an der Kommode gestanden und gelacht hat, während er in der Ecke lag.

Das sind Mam's Fastnachtskleider.

Wie schön! Wie schön!

Er nestelt mit zitternden Händen in dem Samt- und Seidenstoff. Die Farben und die Schellen haben es ihm angetan. Sein Eifer läßt ihn jede Vorsicht vergessen.

Die schönen Sachen würden ihm auch gut stehen.

Er findet eine bunte Mütze ... Blaue, rote, gelbe Streifen wie ein Stern! Er setzt sie auf — zärtlich — lächelnd. Wenn sie doch sein wäre! Er hat gar keine Mütze. ...

Draußen ist Rosenmontag! Draußen singen sie immerfort: „O Susanna, wie ist das Leben doch so schön!"

Da packt es den bleichen, kranken Jungen. Er tanzt und springt und singt. Er will auch lustig sein — — — in seinem Kerker.

Er hebt das farbige Zeug aus der Schublade.

Wie das glitzert und klingelt!

Stück um Stück legt er an. Es sitzt nicht alles an der rechten Stelle, es hängt so schlaff an dem unscheinbaren Leib des Kindes.

Aber, er ist stolz und schleudert die großen Schlappen von seinen Füßen und rutscht in Mam's kleine, weiche Schuhe .... Er hatte gar keine Schuhe ....

Wirklich! Die Mütze sitzt ihm verwegen auf dem Kopf! Er tanzt und springt und singt: „O, Susanna! ..."

Wie das klingelt und rasselt!

Er tanzt, daß ihm der Atem ausgeht. Er hustet. Er rüttelt an der Tür. Hinaus, hinaus will er!

Kleine Seele, Kindesseele, du hast Heimweh! Ein Weilchen noch — — — dann ist dein Rosenmontag!

Die Tür ist unbarmherzig.

Das Fensterchen ist hoch.... Aber nicht zu hoch! Er will, er muß zu den Menschen hinaus. Er ist ja auch schön geputzt — ist ja auch ein Fastnachtsgeck ...

Er hebt den Stuhl auf den Tisch. Er keucht, er hustet, aber es ist gelungen: der Stuhl ist oben.

Nun hinauf!

Das Flitterzeug hindert ihn. Endlich!

Er steht auf dem Tisch — auf dem Stuhl.

Er rastet. Ein neuer Hustenkrampf! Er wankt! Er hält sich an der Stuhllehne fest. Es schüttelt ihn ... Weh!

Ein jäher Aufschrei! Der Stuhl, der Junge stürzt — — liegt am harten Ziegelboden .... stöhnt, verstummt — regungslos ....

Da liegt er in seinem bunten Staat — der arme — bleiche Junge — — und eine Blutwelle entquillt dem Munde — — befleckt den Flitter.

Und es sind lauter rote — blutrote Rosen auf dem kleinen Leichnam ...

Nun ist sein Rosenmontag.

Der Junge ist ganz still und die Uhr auch.

* * *

Und es ist gen Abend.

Draußen vor der Tür lallt eine rauhe Stimme: „O Susanna ..." Und draußen stößt ein Weib einen Juchzer aus und stimmt mit greller Stimme ein: „... wie ist das Leben doch so schön!"

Endlich haben sie das Schlüsselloch gefunden.

Das Türschloß knarrt!

„'rin ins Vergnügen!" gröhlt der Mann und stößt sein lachend Weib in den öden, feuchten Raum.

„Mach' Licht! Fang' die Kerze an!"

Ja, sie zündeten die Kerze an — die Totenkerze. Es war das erste Licht, das dem armen Kleinen hier geleuchtet.

Pap' und Mam' stehen bei ihrem einzigen, toten Kinde — stumm, erschüttert, entsetzt. — — — — — — — — — — —

Fastnacht ist um ..... Aschermittwoch!

Vom Büchertisch.

Die Sendgerichte in Deutschland. Von Dr. theol. Albert Michael Koeniger in München. Erster Band. München 1907. Verlag der J. J. Lentnerschen Buchhandlung (E. Stahl). 203 S. 8°. Ladenpreis 4 M 50 Pf. Das Buch ist in den von Universitätsprofessor Dr. A. Knöpfler herausgegebenen „Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München" erschienen. Der Verfasser ist ein junger Privatdozent der Münchener theologischen Fakultät, aber kein Neuling mehr auf dem Gebiete der kirchengeschichtlichen Forschung. Sein im Vorjahre erschienenes Buch: „Die Beicht nach Cäsarius von Heisterbach" hat in der theologischen Fachwelt ein gewisses Aufsehen erregt. Außerdem liegt von ihm, von ein paar kleineren Arbeiten abgesehen, noch eine Schrift über „Burchard I. von Worms und die deutsche Kirche seiner Zeit" vor. Das vorliegende Thema ist von dem Autor zum ersten Male in einer den ganzen Stoff umfassenden Detaildarstellung behandelt worden und darf auch das Interesse außertheologischer Kreise beanspruchen. Fragen der katholischen Kirchengeschichte haben ja bei den Rückschlüssen, die gerade in unserer Zeit von gewisser Seite mit großer Geschäftigkeit gemacht und zu polemischen Zwecken verwertet werden, immer ein bestimmtes Maß von Aktualität und Gegenwartsbedeutung; und angesichts der Angriffe, die heute dicht und immer dichter auf die „im finstern Mittelalter steckengebliebene" Kirche niedergehen, muß es für den gläubigen Katholiken nicht nur ein Bedürfnis, sondern geradezu eine Pflicht sein, sich in der mittelalterlichen Kirchengeschichte ganz besonders genau und sachgemäß zu orientieren und zu ernster Laienapologetik sich mit ihren Licht- und Schattenseiten vertraut zu machen. Ueber die „Sendgerichte in Deutschland", ihre Entstehung, Verfassung, über das beim Send eingeschlagene Verfahren, über Zeit und Ort desselben, Urteil und Beweis, über ihre sachliche und persönliche Zuständigkeit usw., ihre Verbreitung und Bedeutung im 8. bis 11. Jahrhundert (der Zeit der ungeteilten bischöflichen Sendgerichtsbarkeit) findet man in dem vorliegenden 1. Bande



willkommenen Aufschluß. Der Verfasser beherrscht das einschlägige Quellenmaterial, soweit es ihm überhaupt zugänglich war, ebenso ausgezeichnet wie die vorhandene Literatur, und dort, wo die Urkunde schweigt, weiß er mit einer glücklichen Divinationsgabe, aber doch behutsam und umsichtig aufbauend, die Brücke zu schlagen, auf der ihm die Herstellung des Zusammenhanges gelingt. Die Bearbeitung des zweiten und dritten Zeitraumes der Sendgerichtsbarkeit, die durch das Tridentinische Konzil unterschieden werden, steht noch aus. Eine abschließende Würdigung der gesamten Arbeit muß darum auf später verschoben werden. Die vorstehenden Zeilen verfolgen den Zweck, auf den jungen Gelehrten aufmerksam zu machen, der sehr produktiv zu werden verspricht und in der Wissenschaft noch manches Mal genannt werden wird. Zwar kann man nie sagen, wie ein katholischer Theologe unserer Tage sich noch auswächst, wenn ihm eine lange Tätigkeit beschieden ist; soviel aber scheint mir festzustehen: Koeniger ist ein ebenso fleißiger und begabter Arbeiter wie gewissenhafter Wahrheitssucher und vereinigt damit Eigenschaften in sich, die nur Gutes erhoffen lassen. Dr. Flemisch.

Professor Max Littmann: **„Das grossherzogliche Hoftheater in Weimar"**. Denkschrift zur Feier der Eröffnung. München 1908, L. Werner, Architekturbuchhandlung. Diese buchtechnisch hervorragend ausgestattete Publikation wurde schon in der „Bühnenschau" anläßlich der Weimarer Einweihungsfeierlichkeiten gestreift. Sie gibt auch dem architektonisch nicht ausgebildeten Leser, durch treffliche Abbildungen unterstützt, eine anschauliche Vorstellung von dem vom Verfasser erbauten Hause, welches für Städte mit nur einem Theater, wohl das denkbar vollkommenste ist. Littmann kombinierte mit Geschick die Vorzüge des Amphitheaters mit dem Logenhaus alten Stils. Sein variables Proszenium macht die Bühne gleich geeignet für Tragödie, Spieloper, Musikdrama und Konzert. In Architektur und Ausschmückung zeigt das Bauwerk vornehmen Geschmack und stilsichere Schlichtheit. Der Rückblick auf die Geschichte des Weimarer Theaters bietet in knappen Zügen alles Wichtige. Lebhaft interessiert die bis jetzt unveröffentlichte Niederschrift Coudrays über Goethes Baupläne. Hier entwickelt der Dichter Gedanken über Theaterbauten, die erst in unseren Tagen Verwirklichung fanden. Kein Bühnenfreund wird die Schrift dieses hervorragenden Baumeisters unbefriedigt aus der Hand legen. L. G. O.

Zur Hebung des Standes der weiblichen Angestellten im Gastwirtsgewerbe.

Von

Karoline Freiin von Raesfeldt.

In der Zeitschrift für „Soziale Praxis" sowie in dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" wurden mit wahrheitsgetreuen Zügen im vergangenen Jahr die Mißstände geschildert, welchen die Dienenden im Gastwirtsgewerbe ausgesetzt sind. — Durchgreifender als diese schriftlichen Anregungen, die zur Abhilfe aufforderten, war die Tat einer edlen, energischen Frau in Stuttgart, die mutig den Anfang zur Reform machte durch tatkräftige Fürsorge für die Kellnerinnen bei städtischen Volksfesten und schließlich durch Gründung eines Kellnerinnen-fürsorge-Vereins mit Heim in der genannten Stadt. — Ermutigt durch dieses gelungene Vorgehen, beabsichtigen vier Münchener Frauenvereine (Katholischer und Evangelischer Frauenbund, Freundinnen junger Mädchen und Marianischer Mädchenschutzverein) in einem nächst dem Ausstellungsplatz gelegenen Lokal während der Zeit der diesjährigen Ausstellung für die von auswärts kommenden Kellnerinnen ein billiges Unterkommen mit Gelegenheit zu Frühstück und Abendbrot einzurichten. Die Vereine hoffen hierdurch braven Mädchen, welche mit ehrlichem Fleiß ihr Brot verdienen, einen sittlichen Halt zu geben und womöglich, wenn eine Anzahl derselben sich vertrauensvoll an ihre Beraterinnen anschließt, eine Vereinigung der besseren Elemente mit Gründung eines dauernden Heims zustande zu bringen. Erst dann wird es für die Ernstgesinnten möglich sein, gegen die schreienden Mißstände in ihrem Gewerbe, wie die schlimmen Wohnungsverhältnisse, den Mangel an Kündigungsfrist und das übertriebene Trinkgelderwesen (statt festen Lohnes), erfolgreich anzukämpfen. Der Verein für Wärmestuben ist dem Unternehmen sehr zu Hilfe gekommen, indem er hierfür unentgeltlich sein Lokal in der Tulbeckstraße zur Verfügung gestellt hat. Es ist aber zum Gelingen einer behaglichen Unterkunft noch viel Mitwirkung, tätig und finanziell, von Vereinen und Einzelpersonen notwendig. Besonders erwünscht ist das rechtzeitige Bekanntwerden der wohlwollenden Absicht der Vereine, den Mädchen, die hier fremd sind, in allen Anliegen freundlich beizustehen. Es ist durch caritative Schriften vor Jahren der Bericht gegangen von der Fürsorge durch die Mädchenschutzvereine bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung, welche Fürsorge sich als sehr zeitgemäß erfolgreich bewährt hat.

Zeitungsliteratur.

So sehr die Zeitungslektüre Gemeingut der weitesten Bevölkerungskreise der Kulturländer geworden ist, so wenige Leser verhältnismäßig sind orientiert über die geistige und technische Werkstatt, aus der sie hervorgeht, machen sich Gedanken über die Bedeutung und Wichtigkeit der Presse für die Außenwelt. Eine vorzügliche, knappe Einführung in die Kenntnis dieser Dinge vermittelt die kleine Schrift von Dr. Robert Brunhuber: „Das moderne Zeitungswesen" (System der Zeitungslehre). (Sammlung Göschen, Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1907, 109 S. geb. M 0.80, mit einem Sachregister.) Der Verfasser gibt hier eine wenn auch in aphoristischer und, wie er selbst betont, vielfach nicht ausreichenden Form gehaltene Systematik des modernen Zeitungswesens mit dem Zweck: populärwissenschaftliche Schilderung der feststehenden Ergebnisse. „Zeitung im engeren Sinne ist" nach ihm „jede in gewissen Zeitabständen erscheinende, einem individuell nicht bestimmten Personenkreis zugängliche Veröffentlichung mit vielseitigem zeitgemäßen, allgemein interessierenden Inhalt." Nach diesen adjektivischen Begriffsmerkmalen bringt Brunhuber dann im ersten Abschnitt des ersten Teiles eine leicht verständliche Schilderung der modernen Zeitung größeren Stils, der er im zweiten Abschnitt eine Behandlung des Subjektes des Zeitungswesens, des Journalisten (Redakteure, Unterleiter) folgen läßt. Der zweite Teil betrachtet das Zeitungswesen im Verhältnis zur Außenwelt: Oeffentliche Meinung und Presse; Bildung und Presse; Staat und Presse. Der Schluß würdigt Bedeutung und Wert der Presse. Besondere Beachtung verdienen des Verfassers zutreffende Bemerkungen über Vorbildung und soziale Stellung des Redakteurs (S. 81) sowie die Anonymität der Presse, die er aufgehoben wissen will. In letzterem Punkte kann man allerdings bis zu einem gewissen Grade verschiedener Meinung sein. Alles in allem aber eine recht empfehlenswerte Orientierungsschrift, die auch das historische Moment nicht ganz vermissen läßt. Diesem trägt als Spezialschrift Rechnung die in der gleichen Sammlung erschienene „Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens" von Dr. Ludwig Salomon (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1907; 186 S. geb. M 0.80). Als Verfasser der anerkannt guten zweibändigen Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches (Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg und Leipzig) war Dr. Salomon gewiß zu dieser Schilderung berufen. Den breitesten Raum nimmt die Darstellung des Zeitungswesens in Deutschland, wobei zugleich auch das österreichische Zeitungswesen mit berücksichtigt wird. Es folgt sodann die Presse des gesamten Auslandes, von dem Lande der Presse vorzugsweise, England, bis zur Presse Arabiens und Indiens. Ueberall wird auf die Anfänge des Zeitungswesens in den einzelnen Ländern zurückgegangen, in der weiteren Darstellung speziell auch nach Möglichkeit die Rolle, welche die Presse des einzelnen Landes im öffentlichen Leben spielt, skizziert und ihre politische Stellung angegeben. Für denjenigen, welcher über den Inhalt einer Zeitung nicht bloß hinwegliest, sondern sie mit Ernst und Interesse vornimmt, möchte man speziell wegen der Darstellung des ausländischen Zeitungswesens die Schrift von Dr. Salomon fast für unentbehrlich bezeichnen. Das Schlußkapitel enthält eine Zusammenstellung der inländischen und ausländischen Literatur über das Zeitungswesen. Weniger die Zeitung selbst, wie man nach dem Titel schließen sollte, als mehr den Journalisten, den Redakteur hat zum Objekt Band V der Gesellschaft „Sammlung sozialpsychologischer Monographien". Herausgegeben von Martin Bubes: „Die Zeitung", von J. J. David (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten und Loening 98 S. kart. M 1.50, geb. M 2.—). Der Verfasser schildert in mehr feuilletonistischer Form Stellung, Bedeutung und Bestimmung der Journalisten. Was er an Vorbildung verlangt: Geschichte, Sprachen, Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft wird in gründlicher Weise wenigstens der Durchschnittsjournalist schwerlich in sich vereinen können; für alle diese Einzelfächer wird die große Presse ihrer Spezialisten bedürfen und besetzt sie auch tatsächlich vielfach. Was David über die „Zermalmung der Individualitäten" durch den Zeitungsgroßbetrieb sagt, über die Unterordnung des Einzelwillens unter den Willen des Unternehmens, wenn man sich so ausdrücken darf, dürfte leider in vielen Fällen zutreffen. Der tiefste Grund für diese Erscheinung dürfte mehr liegen in der eigentümlichen sozialen und wirtschaftlichen Lage des Journalistentums. Im übrigen gewinnt man den Eindruck, daß David allzusehr von österreichischen Verhältnissen abstrahiert; in Reichsdeutschland liegen die Dinge nach mancher Richtung hin doch anders als in Oesterreich. Wie objektiv der Verfasser dem Zentrum gegenübersteht, möge man aus folgendem Satz (S. 50) über dessen Presse entnehmen: „Im Schimpfen und in Verdächtigung des Gegners und seiner An- und Absichten dürften nämlich augenblicklich Zentrumspresse und sozialistische Zeitungen einander ebenbürtig sein." Und damit abgemacht, Sela! Registriert seien endlich die Studien über das Zeitungswesen. Prof. Dr. Adolf Koch, dem Begründer und Leiter des journalistischen Seminars der Universität Heidelberg,

anläßlich der Vollendung des 20. Seminarsemesters gewidmet von seinen Schülern und Freunden. (Herausgeber und Verleger J. Friedrich Meßner. Frankfurt a. M. 1907. 299 S. M 6.—). Der Band enthält folgende größere Aufsätze: Ueber Journalistik und journalistischer Berufsbildung von Valdemar Langlet-Stockholm; Entwicklung, Bedeutung und Aufgaben der deutschen Fachpresse von Meßner-Frankfurt a. M.; zur Entstehungsgeschichte der modernen Zeitung von Bode-Heidelberg; die Entwicklung des Anzeigen- und Reklamewesens in den Zeitungen von Keller-Essen. Unter den „Spänen" interessieren die Aufsätze das jüngste Kind der Alma mater von Dr. Wettstein-Zürich und Joseph von Görres, Redakteur des „Rheinischen Merkur". Dr. Emil van der Boom.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Weltpolitik.

Am diplomatischen Himmel
Ist immer etwas los,
Und ist es nicht Old England,
So ist es der Franzos.

Leicht macht sich's der Franzose,
Er weiß, wozu man's hat:
Wozu ist da Marokko?
Wozu der Diplomat?

Der Yankee zieht mit Streitmacht
Nach seinen Kolonie'n,
Er hält die erhabene Predigt
Der Monroë-Doktrin.

Es gilt die kleinste Sorge
Der Wage vom guten Recht:
Ein Land mit Geld ist das rechte,
Was kein Geld bringt, ist schlecht.

Der Russe wetzt den Säbel
Und kitzelt den Türken bloß,
Und kratzt der sich ein bißchen,
Dann schlägt er glücklich los.

Bald sitzt er unter den Palmen
Und schlürft den Mokka dabei,
Als ob seit tausend Jahren
Er Herr des Landes sei.

Sogar der Italiano
Spielt wieder um das Glück,
Er lost auf Sieg — oder Prügel
Vom König Menelik.

Dem guten deutschen Michel,
Dem ist das alles Wurst,
Er denkt an gute Freunde
Und an den guten Durst.

Der gute deutsche Michel
Muß haben seine Ruh,
Hat immer sein drollig Gesichte
Und seine Schlafmütz dazu. Rikens.

Reichspost.

Hamecher redet — Krätke schweigt,
Tief Er sich auf die Akten beugt;
Hamecher redet lang und wuchtig,
Der Staatssekretär wird schließlich fuchtig:
„Was redet der denn da für'n Blech!
Ein Postsekretär — 's ist wirklich frech."
Vor Schamröte im Antlitz brennt's
Herrn Reinhold Krätkes Exzellenz:
„Daß sich der Mensch doch nicht entblödet....
Höre, Herr, dein Diener redet! — —"

* * *

Im Reichstag Krätke ganz vergaß,
Daß er nicht in 'nem Postamt saß. Dr. Weer.

Eine gräßliche Geschichte.

Der Ritter Wolf von Schlagintweit
Gab seinen Armstuhl einen Ruck,
Nahm aus dem Humpen einen Schluck
Und rief: „Noch eins aus alter Zeit!
Wir sprengten einstmals ho! halloh!
Zum Städtchen Duselbach hinein:
Es sollte drinnen irgendwo
Ein Trödelmarkt und Kirmeß sein.
Des Volks Gejuch, der Fiedel Ton
Verriet das Nest von Weitem schon.
Uns freute, über Stock und Stein
Auf schnellem Roß dahinzufliegen,
Nur kehrten wir nicht gerne ein,
Wo schon Philister abgestiegen.
Uns grauste vor Pedanterie —
Davon war Duselbach nicht frei.
Der Duselbacher, der mit Fleiß
Den alten Schiebekarren schiebt
Im staubigen Ideenkreis,
Daraus es kein Entrinnen gibt,
Der Duselbacher — ungespaßt! —
War uns aus tiefster Seel' verhaßt.
Er schalt uns Ritter heimatlos,
Weil wir im ganzen Land zu Haus',
Er dacht' an seinen Kirchturm bloß,
Wir dachten drüber noch hinaus.
Er zählte still sein blankes Geld.
Und wir? Wir fuhren durch die Welt.
Spießbürgerlich strich er den Bart,
Wenn er am grünen Tische riet,
Und war getrost nach Bürgerart,
Wenn nur sein Huhn am Spieße briet.
Derweilen uns manch harter Strauß
Entbot in Feld und Wald hinaus. —
Wir sprengten also ho! halloh!
Ins brave Städtchen einst hinein:
Am Stadttor schrie man: Mordio!
Die Wächter rannten querfeldein.
Nun setzten wir in scharfem Ritt
Wohl über tausend Bücherkisten,
Wo mitten im Gedankenkitt
Der Zopfgelehrten Gimpel nisten;
Dann trat der Rosse Huf entzwei
Die ganze Krämertöpferei.
Wir packten in dem Unkenrest
Die eingefleischten Ratspedanten,
Drauf nahmen wir die Heuchler fest
Und dann die Maurer, die wir kannten.
Und endlich stießen mit Triumph
Die Wucherer wir in den Sumpf.
Den Bürgermeister hängten wir,
Daß er nicht mehr die Leute quäle.
In einem Wuste von Papier
Begrub man manche Schreiberseele,
Ein Stadtspion hing dicht dabei —
Die Musikanten kamen frei.
Wir steckten dann die Stadt in Brand,
Die Asche flog in alle Winde;
Die Stätte — wird nicht mehr genannt,
Damit kein Philolog sie finde.
Das war der Tag von Duselbach!
Nun weint ihm eine Träne nach!"
Der Ritter Wolf von Schlagintweit,
Schaut' auf den Humpen: er war leer.
Dann seufzt' er: „Gute, alte Zeit,
Heut gibt es keine Degen mehr!"

Ansgar Albing.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Auch diese Woche brachte eine Première. Das Lustspiel von Karl Friedrich Feldner: „Der rechte Mann" hebt recht munter und flott an. In den Mitteln nicht neu, bringt es eine ulkige Satire auf politische Wahlgeschäfte. Der letzte Akt ist zu gedehnt; die Lösung zu umständlich. Der freundliche Beifall, den die ersten Aufzüge ernteten, zeigte am Schluß eine kleine Abschwächung. Die Rotstiftstriche einer glücklichen Stunde können dem Werkchen stärkere Wirkung geben; nebenbei gesagt, ein paar aktuelle Anspielungen sollten hierbei auch ruhig getilgt werden. Zwischendurch behandelt der Autor das Verhältnis eines älteren Mannes zu seiner jüngeren Gattin, welche sich noch nicht gleich ihm nach beschaulicher Ruhe sehnt. Diesem Motiv war wohl eine führendere Rolle in dem Stücke zugedacht, als es die schwankartigen Elemente der Wahlkomödie dann zuließen. Gespielt wurde sehr hübsch und flott, insbesondere Basil in der Hauptrolle gab eine durch vornehme Eleganz und feine Komik fesselnde Kunstleistung. (Die Damen Dandler, Valéry und Wimmer, die Herren Höfer, Birron, Leßmann, König, Storm, Trautsch u. a. spielten sehr flott und hübsch.) — Die Generalintendanz hat dem Regisseur Runge die sofortige Annahme einer Stellung am Hebbeltheater in Berlin gestattet. Sein Nachfolger Dr. Kilian, dessen Eintritt zum nächsten Herbst vorgesehen war, wird demzufolge schon zu früherem Termine seine hiesige Wirksamkeit aufnehmen.

Aus den Konzertsälen. Der Verein für volkstümliche Kunstpflege konnte in dieser Woche nun wieder ein Symphoniekonzert an Stelle der Kammermusikabende bieten, nachdem das neue Kaimorchester sich so günstig entwickelt hat. Emmy Braun, welche wir erst kürzlich als eine hochbegabte Pianistin kennen gelernt hatten, hat wiederum sehr starken Beifall geerntet. Ihre schöne Technik und ihr reifes musikalisches Empfinden bewährten sich neuerdings auf das schönste sowohl in Chopins E-Moll-Konzert wie in Liszts ungarischer Phantasie. Das Kaimorchester besitzt nun wieder nahezu fünfzig Mann. Das Zusammenspiel ist sehr gut, manches gelang, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, schon glänzend. Schuberts unvollendete Symphonie hörten wir schon unlängst; eine sehr feine und sorgfältige Wiedergabe erfuhr u. a. die Don Juan-Ouvertüre. Es verdient lebhafteste Anerkennung, welche Resultate Kapellmeister Cor de Las in so kurzer Zeit zu

erzielen vermochte. Weniger besucht war leider diesmal der **Kammermusikabend**. Wie jüngst gesellte sich der Pianist Rueff zu den Konzertmeistern Heyde und van Vliet, um uns durch hochstehende Beethoveninterpretation zu erfreuen. — Charlotte Schloß ist als Bühnensängerin bei dem Münchener Publikum unvergessen. Auch im Konzertsaal kamen die Vorzüge ihres sympathischen Soprans zu schöner Geltung. Ihr Programm brachte Spohr, Mozart und neue Komponisten. Unter den seltenerer gehörten Liedern seien die frisch empfundenen des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern erwähnt. Schmid-Lindner, welcher die Künstlerin feinsinnig begleitete, bot noch zwei beifällig aufgenommene Etuden von Liszt. — Einen erlesenen Genuß vermitteln uns stets die Liederabende von Tilly Koenen. Es bedarf keiner neuerlichen Hervorhebung ihrer starken Vorzüge. Vortrefflichen Eindruck hinterließ auch die Sängerin Elena Gerhardt. Sie gehört zu den Wenigen, bei denen sich ursprüngliches Empfinden ausdrückt. Ihre Mittel sind, ohne allzu groß zu sein, wohlgeschult und ausgiebig. Als Begleiter hatte die Sängerin Artur Nikisch, dessen hervorragendes Spiel den Genuß des Abends noch erhöhte. — Florizel v. Reuter kennen wir von den Kaimkonzerten. Er ist ein Geiger, der trotz seiner Jugend nicht nur ein starker Könner, sondern auch ein tiefempfindender Künstler ist. Mit gutem Gelingen war der Pianist M. Behrens an seinem Abend beteiligt. Das Münchener Streichquartett bot unter Mitwirkung von Schmid-Lindner (Klavier) und J. Horbelt (Kontrabaß) einen Schumann-Schubertabend, welcher in jeder Hinsicht glänzend verlief.

Die Musik auf der Ausstellung München 1908. Das Musikkomitee veröffentlicht sein reiches Arbeitsprogramm. Das Leitmotiv seines Handelns illustriert am besten der Satz: „Die Tonkunst nicht als müßiger Luxusartikel, sondern als Kulturfaktor, sei es zerstreuend und erquickend, dem täglichen Leben sich gesellend, sei es, das Gemüt aus dem Alltag auf die Höhe genialer Offenbarung geleitend, dies sei letzten Endes der Sinn, aus welchem heraus die Musik auf der Ausstellung ein Wort mitzusprechen hat.“ Es sind geplant, Konzerte im Freien, ferner in der Halle Unterhaltungs- und Symphoniekonzerte, Männergesangs- und Kammermusikabende.

Verschiedenes aus aller Welt. Eine bisher unbekannte Komposition von Grillparzer veröffentlicht die „Neue Revue“ in Berlin. Er versuchte Verse der Odyssee in der Ursprache zu vertonen. Ueber eine trocken rezitierende Singweise ist der Dichter nicht hinausgekommen. Er bietet also gerade das, was er theoretisch bekämpfte. — In Berlin hatte Rudolf Presbers phantastisches Lustspiel: „Die Dame mit den Lilien“ geringen Erfolg. Der als Lyriker und Novellist beliebte Autor müht sich seit Jahren vergebens, auf den Brettern festen Fuß zu fassen. — Eberhard Königs derbgezimmertes Schauspiel: „Meister Joseph“ wird von der Berliner Kritik nicht günstig besprochen. Ihre Urteile decken sich mit dem, was wir vor zwei Jahren anläßlich der Münchener Uraufführung über das Stück sagten. — In Berlin starb der Schriftsteller Franz Held. Sein vergessenes soziales Drama: „Manometer auf 99“ stand kurze Zeit im Brennpunkt des öffentlichen Interesses, als die Wogen des längst verebbten letzten Sturmes und Dranges am höchsten gingen. — In Berlin gefiel des Dänen Gustav Wied Satyrspiel: „Zwei mal zwei ist fünf“. Der Autor ist ein Ironiker wie Shaw; immerhin scheint er im Grunde mehr Glauben in eine Besserung der Menschheit zu setzen als der irische Spötter. — Die Wiesbadener Hofbühne brachte die beifällig aufgenommene Oper eines dortigen Komponisten, Otto Dorn. Der Tondichter der „schönen Müllerin“ zeigte sich als vornehmer Musiker, der jedoch wenig melodische Erfindungsgabe besitzt. — Ein Schauspiel „Der Unsichere“ von Richard Fellinger, welches im Neuen Theater in Berlin gespielt wird, nennt die Kritik ein nüchterngemachtes Vorstadtdrama mit geschickter Spannung. — In einem Berliner Krankenhause werden künstlerisch wertvolle Konzerte gegeben, welche auf die Patienten von sehr wohltätigem Einfluß sein sollen. — Ein symphonisches Drama „Hero und Leander“ von Robert Heger fand in Straßburg sehr günstige Aufnahme.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Handel und Industrie wie auch die Börse und die ganze finanzielle Wirtschaftslage können nicht zur Ruhe kommen. Nach den grossen Erschütterungen und vielfachen Schicksalsschlägen, womit diese Faktoren seit Monaten zu kämpfen hatten, ist überall das Bedürfnis nach Sammlung und Konzentration eingetreten, um sich zu neuen Unternehmungen und frischem Schaffensgeist aufzuraffen. Dieses Uebergangsstadium wird durch alle möglichen Verhältnisse erschwert. In den letzten Tagen machten sich neue ungünstige Eindrücke bemerkbar, von denen besonders die politischen Sorgen in den Vordergrund traten. Die Presse-Erörterungen, zu denen die Fahrt der amerikanischen Flotte nach dem Pazifischen Ozean immer wieder Anlass gab, stellten die Gereiztheit der japanisch-amerikanischen Beziehungen in den Vordergrund. Die Aufrollung der Orientfrage lenkte gleichfalls die Aufmerksamkeit auf die mit so vielen Gewitterwolken verdüsterten politischen Ausblicke. Alarmmeldungen über militärische Vorbereitungen seitens der Türkei und Russlands, und die Möglichkeit eines kriegerischen Konfliktes der beiden Staaten wurden ganz ernsthaft erörtert. Es war nur zu begreiflich, dass die flaue Tendenz und die rückläufige Bewegung bei Beginn der Woche ihren Fortlauf nahmen.

Die undurchsichtige und schwankende Tendenz der Neuyorker Börse bildete gleichfalls ein weiteres Motiv der Missstimmung aller finanziellen Kreise. Befürchtungen über Dividenden-Inhibierungen, die neuerliche Attacke und Erregung am Metallmarkt, insbesonders des Zink- und Kupfermetalls, ungünstige Einnahmen der Bahnen und unbefriedigende Handelsberichte aus der Union bildeten die Ursache einer neuerlichen scharfen Kursentwertung in Neuyork, welches Moment in der Unsicherheit und leblosen Tätigkeit der deutschen Börsen nur zu deutlich ein Spiegelbild fand. Nach diesen Ereignissen auf dem finanzwirtschaftlichen Gebiete Amerikas beginnt man die Meldungen aus Amerika mit einer grossen Dosis Skepsis zu beurteilen. Es war daher nicht zu verwundern, dass gegenüber der zuletzt eingesetzten Besserung sowohl der Effektenmärkte, als auch der scharfen Erholung der Preise für Rohmetalle in Amerika und London vom Kontinent aus grosse Reserve und Beobachtung der weiteren Entwicklung der Zustände betätigt wurden. — Dieser Neuyorker Tendenzumschwung der vorerst mehr oder minder problematischer Natur ist, fand in der Entwicklung der Geldmarktlage eine weitere Stütze zur Konsolidierung der heimischen Märkte. Die Position der Bank von England hat infolge der wiederholten grossen Erwerbungen von respektablen südafrikanischen Goldimporten eine neuerliche Besserung erfahren, und nach den Berichten konnte der Goldbestand dieses englischen Zentral-Noteninstituts weiter erhöht werden. Diese Londoner Gelderleichterung muss auch bei uns sympathisch berühren, da dadurch die Möglichkeit einer neuerlichen Londoner Diskontermässigung in greifbare Nähe gerückt ist. Dass dies von günstigem Einfluss auf die so vorsichtige Diskontpolitik unserer Reichsbank sein muss, ist klar, um so mehr als der neuerliche Ausweis unserer Reichsbank noch erkennen lässt, dass die Rückflüsse sich immer noch in engen Grenzen bewegen. Hierbei kommt ferner in Betracht, dass das Reich fortwährend das deutsche Noteninstitut mit erheblichen Beträgen in Anspruch nimmt, welches Faktum durch die weitere Bestandszunahme der Reichsbank in deutschen Schatzscheinen zum Ausdruck kommt. Es wird einem aufmerksamen Beobachter gleichfalls nicht entgangen sein, dass auch die Lombard- und Wechselbestände der Reichsbank immerhin noch erhebliche sind, und der anormale Zinsfuss der Reichsbank gleichfalls nicht im Einklang zu den Raten der übrigen grossen auswärtigen Notenbanken steht.

Am Montanmarkt konnten diesmal die günstigen Meldungen eine Einwirkung in der Betrachtung der Situation ausüben. Die Nachfrage nach Kohle hält weiter an, und aus den amerikanischen Berichten ist eine langsame Belebung des Eisenmarktes zu ersehen. Eine weitere günstige Auslassung des Stahlwerksverbandes über die Entwicklung seiner Sparten und deren Beschäftigung bewirkte mit den Mitteilungen bei der Generalversammlung der Laurahütte neue Hoffnungen hinsichtlich einer sukzessiven Besserung der industriellen Lage Deutschlands. Es darf jedoch keineswegs vergessen werden, dass die Nachwehen der grossen Verluste auf allen Effektenmärkten aus dem Krisenjahre 1907 auch weiterhin eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Entwicklung der internationalen Gesamtmärkte spielen dürften.

Der Reigen der Bilanzpublikationen der Grossbanken wurde durch die Nationalbank für Deutschland eröffnet. Die Bilanzziffern, sowie der erzielte Gewinn dieser Bank geben deutlich zu erkennen, dass das abgelaufene Jahr dennoch ungünstiger gewirkt hat, als angenommen wurde. Auch die Ziffern der weiter publik gewordenen Bilanzveröffentlichungen rechtfertigen die an dieser Stelle in der „Allgemeinen Rundschau“ niedergelegte Ansicht von einem verminderten Verdienst der Banken im abgelaufenen Jahre. M. Weber.

Bankaktienmarkt. Die Nationalbank für Deutschland, Berlin, veröffentlicht als erste der Berliner Grossbanken ihre Bilanz. Die Bank verteilt 6% Dividende gegen 7½% im Vorjahre. Die Berliner Handelsgesellschaft stipuliert in der Aufsichtsratssitzung für das abgelaufene Geschäftsjahr bei erheblich günstigeren Gewinnziffern die gleiche Dividende wie im Vorjahre mit 9%.

Von bayerischen Banken zeigt der Abschluss der Münchener Industriebank günstige Ziffern und eine erfreuliche Vergrösserung des allgemeinen Geschäftsverkehrs. — In der ausserordentlichen Generalversammlung der Bayerischen Vereinsbank werden die Fusionsverträge mit den verschiedenen Provinzbanken und die Erhöhung des Aktienkapitals der Bank von 7½ Millionen Mark genehmigt. Das neuerliche Aufsaugungssystem von Provinzbanken und Privatgeschäften seitens unserer grösseren bayerischen Bankinstitute wird hoffentlich nicht ungünstig auf die bisherige Liquidität und solide Entwicklung der betreffenden Institute einwirken. Den Aktionären wird es ebenfalls nicht gleichgültig sein, dass mit diesen Expansionsgelüsten auch das Aktienkapital verwässert und die Betriebsspesen sicherlich nicht geringer werden.

Vom Industriemarkte sind zu berichten die günstigen Abschlüsse einzelner erstklassiger Fabriken der Automobilbranche, wie der Adler-Werke vormals Heinrich Kleyer (Dividende 25%), und einzelner Nürnberger Etablissements: der Metallwarenfabrik Bing und der Bayerischen Celluloidwarenfabrik Nürnberg, welch beide Gesellschaften bei reichlichen Abschreibungen die gleiche Dividende wie im Vorjahre zu verteilen in der Lage sind.



Bayerische Handelsbank.

Pfandbrief-Verlosung.

I.

In Gegenwart des kgl. Notars Herrn Geheimen Justizrats **Schmidbauer** wurde heute die 35. Pfandbrief-Verlosung vorgenommen. Es wurden gezogen:

A. 4%ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera		Betrag		Nummern
Litera O	zu M.	2000.—	von No.	3029— 4159
Litera P	„	1000.—	„	14009—19479
Litera Q	„	500.—	„	14009—17449
Litera R	„	200.—	„	16009—20119
Litera S	„	100.—	„	16029—20219

alle Stücke, welche die **Endnummer 9** tragen; also beispielsweise die Stücke Litera O 3029, 3039 usw.
„ P 14009, 14019 „
„ Q 14009, 14019 „
„ R 16009, 16019 „
„ S 16029, 16039 „

B. 3½%ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera		Betrag		Nummern
Litera T	zu M.	2000.—	von No.	3— 863
Litera U	„	1000.—	„	13—3473
Litera V	„	500.—	„	13—2813
Litera W	„	200.—	„	3—4043
Litera X	„	100.—	„	53—4273

alle Stücke, welche die **Endnummer 3** tragen; also beispielsweise die Stücke Litera T 3, 13 usw.
„ U 13 23 „
„ V 13, 23 „
„ W 3, 13 „
„ X 53, 63 „

II.

Die couponmäßige Verzinsung der heute gezogenen Pfandbriefe endet mit dem 1. Juli l. Js.

Dagegen werden auf diese, wie auf alle früher verlosten und auf die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe von dem Tage an, mit welchem die couponmäßige Verzinsung abgelaufen ist, bis auf weiteres 1% Depositalzinsen vergütet.

III.

Die heute oder früher verlosten, sowie die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe werden, unter Vergütung der entsprechenden Stück- und Depositalzinsen, gegen Rückgabe der Pfandbriefmäntel der nicht verfallenen Coupons und der Talons kostenfrei eingelöst: in **München** an unserem Effektenschalter, Maffeistraße 5, in **Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D.** und **Nördlingen** bei unseren Filialen, in **Augsburg** bei Herrn **S. Rosenbusch**, ferner bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und bei deren Filialen in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing** und **Würzburg**, alsdann bei der **Deutschen Bank** in **Berlin** und deren sämtlichen Filialen, sowie bei der **Bank für Handel und Industrie** in **Berlin**, dann bei der **Bergisch-Märkischen Bank** in **Elberfeld** und deren **Filialen**, bei der **Filiale der Diskontogesellschaft** und der **Filiale** der **Bank für Handel und Industrie** in **Frankfurt a. M.**, endlich bei Herrn **J. H. Stein** in **Köln**.

Auf Namen gestellte (vinkulierte) Pfandbriefe können nur an unserem Effektenschalter und nur auf ordnungsmäßigen Devinkulierungsantrag eingelöst werden.

IV.

Die heute gezogenen 4%igen und 3½%igen Stücke können sofort gegen unverloste 4%ige Pfandbriefe (verlosbare oder unverlosbare) umgetauscht werden. Der Umtausch wird bei der unterfertigten Bank, bei ihren Filialen und bei sämtlichen Pfandbriefverkaufstellen vorgenommen. Die verlosten Stücke werden selbstverständlich zum Nennwert, die von uns in den Tausch gegebenen unverlosten Stücke zum Geldkurs franko Provision berechnet; letztere Stücke werden auf unsere Kosten versandt.

Kommen auf Namen lautende (vinkulierte) Stücke zum Umtausch, so werden, wenn nicht anderes beantragt wird, die unverlosten Stücke kostenlos auf den gleichen Namen umgeschrieben.

V.

Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind in Bayern zugelassen: zur **Anlegung von Mündelgeld** sowie zu jeder Art von Verwendung, für welche Mündelsicherheit verlangt wird (z. B. Sicherheitsleistung, Anlegung von eingebrachtem Gut der Frau, von Kindergeld usw.), ferner zur **Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen** sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

VI.

Verlosungs- und Restantenlisten stehen in unserem Effektenbureau sowie bei unseren Filialen zur Verfügung und werden auf Verlangen portofrei zugesendet.

München, den 15. Februar 1908.

Bayerische Handelsbank.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 10

7. März
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen u. können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Laurentius, I., S. J., Institutiones iuris ecclesiastici quas in usum scholarum scripsit. Editio altera emendata et aucta. gr. 8° (XVI u. 712) *M* 10.40; geb. in Halbfranz *M* 12.60

Maximilianus, princeps Saxoniae, Praelectiones de liturgiis orientalibus habitae in universitate Friburgensi Helvetiae. Tomus primus, continens: **1. Introductionem generalem in omnes liturgias orientales, 2. Apparatum cultus necnon annum ecclesiasticum Graecorum et Slavorum.** 4° (VIII u. 242) *M* 5.—; geb. in Leinwand *M* 6.40

Ott, Dr A., Divisionspfarrer in Trier, **Thomas von Aquin und das Mendikantentum.** gr. 8° (VIII u. 100) *M* 2.50.

Die Studie behandelt die Stellungnahme des hl. Thomas zu dem Kampfe gegen die Bettelorden und ihr Armutsideal überhaupt, der sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts erhob.

Pesch, Chr., S. J., Praelectiones dogmaticae quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Neun Bände. gr. 8°

Tomus V: **De gratia. De lege divina positiva.** Tractatus dogmatici. Editio tertia. (XII u. 332) *M* 5.60; geb. in Halbfranz *M* 7.20

— **Theologische Zeitfragen.** Vierte Folge: Glaube, Dogmen und geschichtliche Tatsachen. **Eine Untersuchung über den Modernismus.** gr. 8° (VIII u. 244) *M* 3.40 — Früher sind erschienen: 1: **Das kirchliche Lehramt und die Freiheit der theologischen Wissenschaft.** — **Alte und neue Apologetik.** — **Ist Gott die Ursache seiner selbst?** (*M* 2.20) — 2: **Zwei verschiedene Auffassungen der Lehre von der allerheiligsten Dreieinigkeit.** — **Das Wesen der Todsünde.** — **Die Seele des Todsünders im Jenseits.** (*M* 1.80) — 3: **Zur neuesten Geschichte der katholischen Inspirationslehre.** (*M* 1.60)

Scharnagl, Dr A., Das feierliche Gelübde als Ehehindernis in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. (Strassburger theologische Studien, IX. Bd, 2. u. 3. Heft) gr. 8° (VIII u. 222) *M* 5.60

Die Abhandlung wird in gleicher Weise das Interesse des Historikers, Kanonisten und Theologen in Anspruch nehmen.

Schulz, Dr A., a. o. Professor am Königlichen Lyzeum Hosianum in Braunsberg, **Doppelberichte im Pentateuch.** Ein Beitrag zur Einleitung in das Alte Testament. (Biblische Studien, XIII. Bd, 1. Heft) gr. 8° (VIII u. 96) *M* 2.80

Schulz prüft einen der Gründe nach, die seit R. Simon für den zusammengesetzten Charakter des Pentateuchs ins Feld geführt werden, die angeblichen Doppelberichte.





mit

Rietzschel's Original-Anastigmaten

Höchste Lichtstärke,

auch bei trübem Licht

brillante Bilder.

Katalog No. 89 gratis.

A. Hch. Rietzschel, G. m. b. H. Optische Fabrik, München.

Anlage und Spekulation

Neues Handbuch für Kapitalisten und Spekulanten.

Inhalt (kurzer Auszug):

Die Londoner Fondbörse. Kapitalsanlage. Börsenspekulation. Londoner Kurszettel (Erläuterung). Feste An- und Verkäufe. Reklamierung der Einkommensteuer. Spekulative An- und Verkäufe, usw. Vorschüsse auf Effekten. Prämiengeschäfte. Kombinierte Operationen. Rententabelle. Wörterbuch techn. Ausdrücke und Namenskürzungen. Dokumentsabbildungen, usw.

Interessenten erhalten das Buch **kostenlos.**

London & Paris Exchange, Ltd.

BASILDON HOUSE,

MOORGATE STREET, LONDON, E. C.



Die

Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz - München

übernimmt die Herstellung von Zeitschriften sowie Werken jeder Art / Dissertationen / Festschriften und Diplomen und hält sich zur Übernahme sämtlicher Buchdruckaufträge bestens empfohlen.

Schönschreiben

deutsch u. latein., Rundschrift, Kopfschrift, Schnellschrift, Lackschrift, Steilschrift usw. erlernt man in kürzester Zeit sicher bei

W. ARNIM

Kalligraph und Schreiblehrer

München, Bayerstrasse 10/II.

Feinste Unterrichtserfolge. Prospekt gratis. Anfertigung kalligraphischer Arbeiten. Separatunterricht zu jeder Tageszeit.

Nervöse, Geschlechtskranke, Herzkranke

verlangt gegen 10 Pfg. Retourmarke kostenlos Heilanweisung vom Naturpflanzenheilinstitut **„Westphalia"**, **Lehnitz** bei **Berlin.** Viele Dankschreiben. Sprechstunden in Berlin, Invalidenstrasse 34, Montag, Mittwoch und Freitag nachmittag 4—6 Uhr. **Fritz Westphals** Naturprodukte in grösseren Apotheken zu haben mit der Schutzmarke „Rübezahl".

Angenehm. Erwerb. In allen Orten u. Städten Damen gesucht, welche Lehr-Ateliers nach d. neuen, leicht fassl. Triumph-Methode für Zuschneidekunst u. prakt. mod. Schneidern eröffnen wollen. Anleitung hierzu gratis. Schülerinnen arbeiten für eigenen Bedarf.

Marg. Neugebauer,

Walpurgisstrasse 4.

Grösstes Atelier in Dresden

Triumph-Methode 1907 prämiiert: Paris, London, Wien, Rom, Lüttich, Brüssel etc. Erste Auszeichnungen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma)

Hotel Union

Katholisches Kasino A. V.

München, Barerstrasse 7.

Telephon 9300.

Neu erbautes und komfortabelst eingerichtetes Hotel. Zentralheizung — Bäder — Lift — Elektr. Licht. Grosse Gesellschafts-Säle, Theaterbühne, Elegante Klubräume. Feinste Wiener Küche.

Wein- und Bier-Restaurant.





NETTO-BILANZ

per 31. Dezember 1907.

Aktiva.

	M.	Pf.	M.	Pf.
1. **Cassa:** Der Bestand an Gold in Barren oder ausländischen Münzen, das Pfund fein zu M. 1392.— gerechnet			—	—
2. Der Kassenbestand, und zwar an: a) kursfähigem deutschen geprägten Gelde Gold	27,853,050	—		
Silber	378,066	22		
	28,231,116	22		
b) Reichskassenscheinen	39,600	—		
c) eigenen Banknoten	6,115,100	—		
d) Reichsbanknoten	2,677,890	—		
e) Noten anderer Banken	227,300	—	37,291,006	22
3. Der Bestand an Silber in Barren und Sorten			—	—
4. **Wechselbestände:** a) Platzwechsel abzüglich Rückzinsen, hievon bis 15. Januar 1908 fällig M. 10,808,518.50	43,618,562	23		
b) Rimessenwechsel auf deutsche Plätze abzüglich Rückzinsen, hievon bis 15. Januar 1908 fällig M. 431,871.41	4,604,877	94		
c) Wechsel auf ausserdeutsche Plätze: auf Brüssel M. 12,025.02, „ Frankreich „ 4,374.68, „ Holland „ 62,276.50, „ Italien „ 9,619.38, „ London „ 89,042.96, „ Oesterreich-Ungarn „ 66,243.19, „ Schweiz „ 140,815.40	384,397	13	48,607,837	30
5. **Lombardforderungen:** a) auf Gold	—	—		
b) „ Effekten der in § 13 Ziffer 3 Buchstabe b, c, d des Reichsbankgesetzes bezeichneten Art	2,687,280	—		
c) auf andere Effekten	—	—		
d) auf Waren	—	—	2,687,280	—
bis 31. Dezember 1907 anfallende Zinsen			26,907	44
6. **Effektenbestand** an: a) diskontierten Wertpapieren	600	25		
b) eigenen Effekten: M. 10,000.— 3% Deutsche Reichs-Anl. M. 8,365.—; M. 20,000.— 3½% Preuss. konsol. Staats-Anl. „ 16,730.—; M. 25,000.— 3½% Bayer. Staats-Anl. „ 23,293.75	48,388	75		
c) Effekten des Reservefonds	—	—	48,989	—
7. **Konto-Korrent-Guthaben:** Inkasso-, Giro- und sonstige Guthaben			1,485,093	86
8. **Betrag der fälligen aber unbezahlt gebliebenen Wechsel- und Lombardforderungen**			28,336	94
9. **Grundstücke**			500,000	—
			90,675,450	76

Passiva.

	M.	Pf.	M.	Pf.
1. **Grundkapital**			7,500,000	—
2. **Reservefonds:** a) Bestand am Schlusse des Vorjahres	3,474,012	74		
b) gesetzlich vorgeschriebene Dotierung pro 1907	230,073	26		
c) Ergänzung zur Erreichung des gesetzlichen Höchstbetrages von M. 3,750,000.—	45,914	—	3,750,000	—
Spezialreservefonds: a) für Personalexigenz	563,955	62		
b) „ Spar- und Sterbekassa	950,488	69		
c) „ Banknotenanfertigung	113,317	54		
d) „ Rücklage zur Leistung an den Staat pro 1908	26,000	—	1,653,761	85
Leistung an den Staat pro 1907			53,150	—
3. **Delcredere-Conto**			812,967	82
4. **Banknoten-Emission** und zwar: Eigene Noten emittiert à M. 100.—	288,300,000	—		
hievon ab laut § 5 des R.-B.-G. aus dem Verkehr gezogen	218,300,000	—	70,000,000	—
5. **Guthaben der Giro- u. Konto-Korrent-Gläubiger**			5,791,545	67
6. **Betrag der Depositen** und zwar: a) der verzinslichen 1% Depositen ohne Aufkündigung	7,900	—		
b) der verzinslichen 2% Depositen ohne Aufkündigung	—	—		
c) der verzinslichen 3% Depositen mit dreimonatlicher Aufkündigung	—	—		
d) der unverzinslichen Depositen	—	—	7,900	—
7. **Betrag der schuldigen Depositenzinsen**			47	65
Dividenden-Rückstände			3,955	—
8. **Betrag der zu entrichtenden Notensteuer**			8,305	35
9. **Reingewinn**	1,546,454	68		
ab: Reservefonds M. 275,987.26; Leistung an den Staat pro 1907 „ 53,150.—; Zur Spezialreserve für Spar- und Sterbekassa „ 23,500.—; Dotation d. Delcredere-Conto „ 100,000.—	452,637	26		
	1,093,817	42		
hievon zur Verteilung			1,025,675	27
Gewinn-Uebertrag auf 1908			68,142	15
			90,675,450	76

Verbindlichkeiten aus weiter begebenen, im Inlande zahlbaren Wechseln M. 3,171,763.72

Bayerische Notenbank.

Die Direktion.


Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 10. München, 7. März 1908. V. Jahrgang.

Der Gipfel einer laxen Rechtsanwendung.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

In Nr. 6 der „Allgemeinen Rundschau" vom 8. Februar 1908 (S. 88) wurde ein Münchener Schwurgerichtsprozeß gestreift, der in das Kapitel der sogenannten „*Privatdrucke*" einschlägig war, die heute mehr öffentlich als geheim das Gift der bedenklichsten geistigen Lustseuche namentlich in sogenannte „bessere" und besitzende Schichten des deutschen Volkes verbreiten. Die Vorgänge dieses Prozesses und ihre Folgen wurden in Nr. 6 bereits in allgemeinen Strichen gekennzeichnet. Daß der angeklagte Herausgeber und auch der Verleger freigesprochen wurden, galt in dem bereits zu einer gewissen „Berühmtheit" gelangten Milieu des Münchener Schwurgerichtssaales fast als etwas Selbstverständliches. Schlimmer und in seinen Wirkungen weit verhängnisvoller war und ist die von dem Gerichtshofe, also von rechtsgelehrten Richtern der Strafkammer, verfügte *völlige Freigabe* von Werken, die jeder normale, sittlich empfindende Mensch unbedingt als unzüchtig betrachten wird. Wenn ähnliche Gedichte und Geschichten in allgemein verbreiteten Zeitschriften erschienen, würde selbst eine hartgesottene Rechtsprechung kaum die Freigabe für den allgemeinen Verkehr beschließen. Einen Unterschied zwischen der gerichtlich bestätigten Freizügigkeit im einen oder im anderen Falle wird niemand zu entdecken vermögen. Wenn maßgebende Kreise, die zur Regierung oder Erziehung, sei es des Volkes, sei es der reiferen Jugend, berufen sind, von allem genau unterrichtet wären, was auf diesem Gebiete zurzeit sozusagen gang und gäbe ist, so würden sie erschrecken, daß solche mehr als laxe Auffassungen in Deutschland überhaupt möglich geworden sind. *Wenn kein allgemeiner Aufschrei der Entrüstung durch die Lande geht, so liegt der Grund wohl hauptsächlich darin, daß die große Mehrheit des Volkes diese Dinge nur in dunklen Andeutungen vom Hörensagen kennt.*

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Verfasser dieser Zeilen selbst einem gereifteren Lesepublikum gegenüber, das leider schon über manche Dinge unterrichtet werden mußte, bei Besprechung dieser neuen, unserem Volksgeiste drohenden Gefahr eine gewisse Reserve beobachten muß. Es soll deshalb auch absichtlich vermieden werden, die Titel bestimmter Werke und die Namen und Adressen ihrer Verleger näher zu bezeichnen. Die tatsächlichen Zustände müssen aber umso deutlicher und rücksichtsloser beleuchtet werden.

Die nächste Folge der jüngst vom Münchener Schwurgericht verfügten *Freigabe* gewisser „galanter Gedichte aus der deutschen Barockzeit" hat heute schon die traurige Frucht gezeitigt, daß im „*Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*" für eine dieser unzüchtigen Schriften eine marktschreierische Reklame betrieben wird, die sich, genau wie es bisher bei der Freigabe sog. Aktphotographien geschah, auf eine Reihe namhaft gemachter „Sachverständiger" beruft und zum Schlusse, was die Hauptsache ist, feststellt, daß infolge der aufgehobenen Beschlagnahme „*enorme Bestellungen*" erfolgen, zu deren Befriedigung *mehrere Neuauflagen* nötig seien. Ob die Geschworenen und Richter des Münchener Schwurgerichts sich der furchtbaren Verantwortung bewußt gewesen sind, welche sie durch ihre Rechtsprechung auf sich geladen haben? Notabene ist es nicht einmal wahr, daß alle Sachverständigen den „wissenschaftlichen" Wert dieser „galanten", zum Teil direkt *schmutzigen* Eindeutigkeiten anerkannten. Professor Dr. Muncker und Professor Dr. Voll z. B. haben sich durchaus nicht auf diesen Standpunkt gestellt. Selbst der wahrlich nichts weniger als prüde Schriftsteller Joseph Ruederer empfand die Ansammlung erotischer Elemente „unangenehm". Prof. Dr. Klein freilich hält erotische Erregungen durch ein Werk der Literatur für einen „sehr gesunden" und berechtigten Vorgang. Den stärksten Ausspruch tat jedenfalls der Kunstsachverständige Prof. von Habermann, der auf die Frage des Statsanwalts, warum man gewisse Bilder mit geschlechtlichen Motiven nicht auch auf unseren öffentlichen Ausstellungen sehe, erwiderte, dafür seien nicht Gründe der Kunst und der Moral, sondern der — Konvention maßgebend, die dem Wandel unterworfen sei. Der Herr Professor beliebt also vom christlichen Sittengesetz zu abstrahieren. Natürlich protestierte dieser moderne Künstler mit großer Entrüstung dagegen, daß man der Kunst den Maßstab des „Normalmenschen" aufnötige, vergaß aber dabei, daß die nunmehr für den öffentlichen Verkehr freigegebenen Erscheinungen nicht etwa für die Künstler, sondern für die breiten Schichten der Normalmenschen berechnet sind. Aus der ganzen Beweisaufnahme gewann man den Eindruck, daß, nachdem den sog. „Sachverständigen" die Freigabe von Aktphotographien auf der ganzen Linie gelungen ist, nun als weiteres Ziel auch die Freigabe der gewagtesten gedruckten und gezeichneten Pornographien angestrebt werden soll. Es wird in der Tat immer schöner im Deutschen Reiche! Christliche Sitte und Sittlichkeit ist ein Standpunkt, den man in gewissen Gerichtssälen nicht mehr öffentlich vertreten kann, ohne nicht nur bei Angeklagten und Verteidigern ironischem Lächeln zu begegnen. Die Nietzsche- und Monistenmoral ist heute Trumpf. Eine an Kopfzahl verhältnismäßig kleine Gemeinde zwingt dem deutschen christlichen Volke ihren Willen auf!

Das Bezeichnendste aber ist, daß dem anfänglich versuchten Schwindel, als ob derartige eindeutige Pornographika nur wissenschaftliche Zwecke verfolgten und eigentlich nur für Literaturhistoriker und ernste Forscher bestimmt seien, von Prof. Muncker, vielleicht unbewußt, die Maske vom Gesicht gerissen wurde, indem Muncker erklärte, daß sowohl ihm selbst, als auch anderen Literaturhistorikern z. B. die Existenz einer Wiener Zeitschrift, die sich ausschließlich mit derartigen „Forschungen" befaßte, völlig unbekannt gewesen sei. Ja, ja, die „Bibliophilen"! Wenn die Polizei sich einmal die Mühe gäbe, die Kundenlisten gewisser, mit „wissenschaftlicher" Maske operierenden Buchhändler unter die kritische Lupe zu nehmen, so würde man 99 % „Liebhaber" einer gewissen Pornoliteratur und kaum 1 % wißbegieriger Gelehrter entdecken. Nachdem die in Frage stehenden Erotika für jedermann *freigegeben* sind, bedarf es allerdings der „wissenschaftlichen" und „künstlerischen" Maskerade nicht mehr.

Es dürfte nur wenigen bekannt sein, daß wir es auch in Deutschland schon zu einer eigenen *Zeitschrift* („Blätter für Bibliophile") gebracht haben, deren erstes Heft unbeanstandet unter den Augen der Berliner Behörden erscheinen konnte. Die Liebhaber der Pornoliteratur und Pornokunst geben sich hier ein Stelldichein, das ihnen den bequemen Bezug und den Händlern den erleichterten Absatz vermittelt. Auf Einzelheiten läßt sich schon aus Gründen des Anstandes nicht näher eingehen. Es möge die Andeutung genügen, daß auf diesem Wege alles bezogen und vermittelt werden kann, was die niedrigsten menschlichen

Leidenschaften an „Literatur“ und teilweise auch an „Kunst“ hervorgebracht haben. Schon seit reichlich zehn Jahren werden in Deutschland alle Pornodrucke und Pornozeichnungen vergangener Jahrhunderte, aber auch solche allerneuester Provenienz, darunter das Hündisch-Gemeinste, was je ein Mensch ersonnen hat, in sogen. „Privatdrucken“ mit Auflagen von angeblich 4—600 (wer kann das kontrollieren?) hergestellt, und zwar zu verhältnismäßig enormen Preisen und in der denkbar luxuriösesten Ausstattung. Und man glaube nicht, daß diese Dinge etwa mit peinlichster Vorsicht nur an sogen. „ernste“ Interessenten abgegeben würden. Heute findet man diese „Privatdrucke“ schändlichster Art ganz offen in Jahreskatalogen, teilweise sogar in Weihnachtskatalogen von großen Buchhandlungen verzeichnet, die sich sonst gerne zu den anständigen zählen. An diesen teueren Werken wird natürlich auf dem Provisionswege ein enormes Geld verdient, und das „non olet“ hat von jeher Charaktere verdorben und ihre Begriffe abgestumpft. Wie von zuverlässigster Seite versichert wird, fanden sich vor einiger Zeit im Jahreskatalog einer erstklassigen Sortimentsbuchhandlung nicht weniger als 40 „Privatdrucke“ des denkbar ärgsten Genres angepriesen. Selbst unter Zugrundelegung der behaupteten beschränkten Auflageziffern kommt man zu dem Resultat, daß bisher **mindestens hunderttausend Exemplare der unzüchtigsten sog. „Privatdrucke“** in Deutschland hergestellt und verbreitet wurden. Und da will man uns „Normalmenschen“ vormachen, daß auf diesen literarischen Schweinehandel die Voraussetzungen des § 184 nicht zuträfen? Es ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit, daß Gerichte sich in dieser Weise öffentlich an der Nase herumführen lassen und gedruckte Massenorgien freigeben, die man dem verächtlichen Stande der „Normalmenschen“ nie und nimmer durch die Finger sehen würde. **Wo bleibt der Mann, der Ruf und Ansehen genug besitzt, um diese ganze Komödie einmal gründlich zu entlarven und das Gewissen der deutschen Justiz wachzurütteln?**

Der Verlag der bereits erwähnten Berliner „Blätter für Bibliophile“ (Inhaber ist ein 25jähriger junger Mann, der sich berufen fühlt, den Zeiger an der Uhr der deutschen Sittlichkeit richtig zu stellen!) treibt die systematische Irreführung der Behörden bereits soweit, daß er eine „Vereinigung deutscher und österreichischer Bibliophilen“ mit eigenen sog. „Satzungen“ etabliert hat und in § 4 und 5 die Behauptung wagt, daß die Editionen dieser Vereinigung nur für Mitglieder gedruckt und nicht in den Handel gebracht werden, daß außerdem diese Mitglieder ein **wissenschaftliches** Interesse an den Publikationen' haben müssen. Dem gegenüber steht unumstößlich die Tatsache fest, daß der Verlag dieser sonderbaren „Vereinigung“ namentlich für ausländische Adressen seine Angebote nebst höchst eindeutigen Prospekten **unverlangt an Buchhandlungen** verschickt, welche mit der Firma bisher in gar keiner Verbindung standen. Wenn die Polizei und die Justiz bisher in dem Wahne lebten, daß diesem lukrativen Schmutzhandel nicht beizukommen sei, weil es sich um rein private geheime Verbreitung handelt, so dürften die vorliegenden Beweisstücke sie bald eines anderen belehren. Mit dem üblichen Buchhändlerrabatt von 25 Prozent konnten die unsagbarsten Gemeinheiten ohne Anstand über Leipzig bezogen werden. Seitdem die Polizei diesem gemeingefährlichen Geschäftsvertrieb auf den Fersen ist, wird allerdings in Deutschland etwas mehr Vorsicht angewandt. Bei dieser Gelegenheit sei als Kuriosum noch erwähnt, daß noch vor 8 bis 14 Tagen ein gewisses, dank der Weitherzigkeit der Münchener Strafkammer in den freien Verkehr losgelassenes Werk zeitweilig nicht verkauft werden wollte, ohne daß der Besteller aufs genaueste Namen und Adresse angab. Was also damals noch mit Gift und Dynamit gleichgeachtet wurde, darf heute an jedermann verabfolgt werden!

Oben wurden gewissermaßen als Schulbeispiele ein Münchener und ein Berliner Verlag hervorgehoben. Es gibt aber noch eine ganze Reihe ähnlicher pornobeflissener Geschäftsleute, welche ihren Mitmenschen gegen gute Bezahlung behilflich sein wollen, mit gierigem Rüssel die Jauche und den Kot zu durchforschen. Und wir möchten fast zehn gegen eins wetten, daß, wenn nächstens wieder ein solcher Pornovirtuose vor den Schranken des Münchener Schwurgerichts oder vielleicht auch einer Berliner Strafkammer erscheint, die glänzendste Freisprechung und Freigabe der Lohn des so ungerecht „Verkannten“ sein wird. In Nr. 53 der „Augsburger Abendzeitung“ las man einen Bericht über einen Schwurgerichtsprozeß gegen vier Schriftsetzer nnd einen Maschinenmeister in Kaufbeuren, welche heimlich 200 Abzüge einer pornographischen Broschüre hergestellt und verkauft hatten. Die Angeklagten wurden zu zwei Wochen bzw. einer Woche Gefängnis verurteilt. Dieselben hätten sich nachträglich eigentlich sagen müssen, daß sie „recht dumme Kerle“ seien. Weshalb hatten sie die Pornoschrift nicht im Bereiche des Münchener Schwurgerichts fein säuberlich auf Büttenpapier oder vornehmstes Hadernpapier gedruckt und mit Liebhabereinband in Leder und mit Goldschnitt vertrieben? Warum erschienen sie nicht (vide Münchener „Allg. Ztg.“) mit schmalen weißen Händen und wohlgepflegten Fingernägeln auf der Anklagebank? Dann wäre ihnen zweifellos das Privilegium der „Bibliophilie“ eingeräumt worden, und statt der entehrenden Verurteilung hätten sie eine glänzende Freisprechung mit „wissenschaftlichen“ Pauken und „künstlerischen“ Trompeten erlebt. Unter der Flagge der sog. „Wissenschaft“ und sog. „Kunst“ kann heutzutage nachgerade das Aergste versucht werden, ohne daß es dem deutschen Volke bisher eingefallen ist, zur Geißel zu greifen und die Schänder deutscher Frauenehre und deutscher Männersitte aus dem Tempel hinauszujagen.

Das Gebiet des sog. Sexualismus wird heute mit deutscher Gründlichkeit bis zur letzten Hefe ausgeschöpft. Daß auf der ganzen Stufenleiter des Systems jetzt Doktoren, vereinzelt auch Professoren und sogar Regierungsräte stehen, ist doch der klarste Beweis für die „Wissenschaftlichkeit“ lohnendster Bestrebungen, welche ein bekanntes grunzendes Tier im Wappen führen. Wie weit sich diese einträgliche Forschung verirrt, möge u. a. daraus erhellen, daß in der Berliner Zeitschrift der „Bibliophilen“ allen Ernstes neben einer Sammlung der derbsten deutschen Volkszoten auch eine folkloristische Sammlung gewisser an die Wand gekritzelter — — Abortinschriften angeregt wird. Da die meisten dieser „Sammler“ und „Forscher“ heute schon Doktoren sind, wird man in absehbarer Zeit derlei Themata auch Doktor-Dissertationen zugrunde legen und am Ende gar Pornolehrstühle an unseren Hochschulen errichten. Warum auch nicht? Nur immer konsequent!

Eines bleibt jedenfalls bestehen: § 184 bedroht mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit einer dieser Strafen: „Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen feilhält, verkauft . . . oder sonst verbreitet, sie zu demselben Zwecke vorrätig hält, ankündigt oder anpreist.“ Das Gesetz kennt keine Ausnahme für „Bibliophile“ oder für „Privatdrucke“. Es handelt sich also nur um die Frage, ob das Gesetz angewandt oder nach freiem Ermessen von Gericht und „Sachverständigen“ suspendiert wird.



In eigener und fremder Sache.

Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis“.

Von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Weil es mir im Augenblicke möglich ist, sachliche Fragen durch persönliche Angelegenheiten zu beleuchten, will ich herzhaft eine „Ich-Geschichte“ vortragen.

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ hat in Nr. 6 vom 8. Februar d. J. die Freundlichkeit gehabt, eine Sonderart des Modernismus und des deutschen Reformertums, die sich in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ an das Licht drängt, näher zu zeichnen. Ich hatte nämlich gewagt („Rundschau“ Nr. 45 vom 9. November v. J. Anmerkung), mich über eine gewisse „unsagbar mutvolle Weise“ der literarischen Kritik zu wundern. Das Verwunderliche fand ich darin, daß ein modernistischer Dunkelmann, der „katholischen Universitätskreisen“ angehören wollte, hinter dem „Ofenschirm aus Zeitungspapier“ und „aus dem Schlupfwinkel der Anonymität hervor“ gegen meine Ausführungen über und für das päpstliche Rundschreiben vom 8. September v. J. „keifend und verdächtigend“ zu schmähen für gut erachtete. Solch ein Versteckspiel hielt ich und halt ich für ein Zeichen von „Femininismus“. Nun schlägt sich ein „neuer Abonnent“ der „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 49 vom 31. Jan.) gleich mutvoll auf die Seite der mutigen Namenlosigkeit. Der edle Fechter bemerkt an meiner Beurteilung der Anonymität in wissenschaftlichen Dingen „viel Herzlosigkeit“. Zwar will er nicht bestreiten, daß „gerade Braig seine Artikel aus persönlicher Ueberzeugung heraus geschrieben hat“. Aber der hämische Aus-



fall wird doch nicht unterdrückt: „Manche meinen sogar (auch die „persönliche Ueberzeugung“ des Anschwärzers?), es wäre jetzt die schönste Zeit, sich nach obenhin zu empfehlen, indem man nun tapfer auf den Modernismus schimpft.“

Die „Allgemeine Rundschau“ nennt den Versuch, Bekämpfern des Modernismus „den Makel des Strebertums“ anzuhängen, eine „häßliche Unterstellung“. Ist es, neben anderen überaus wenig ehrenvollen Manifestationen, Machinationen, Ovationen, schon dahin gekommen, will die vornehme Namenlosigkeit nun schon mit den Mitteln der Verdächtigung der „Not der katholischen Wissenschaft“ steuern? Will man durch „häßliche Unterstellungen“ in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ „den Geist früherer, besserer Zeiten in kommende Zeiten hinüberretten, daß nicht alles verloren geht“?[1])

Uebrigens hat der Vorwurf des Strebertums mich zu einer Gewissenserforschung veranlaßt. Und ich brachte heraus, daß ich allerdings an „Herzlosigkeit“ leide. Das Uebel scheint tief mich gegen mancherlei Einsicht abgestumpft zu haben. Nämlich, ich vermag nicht zu verstehen, daß es, obzwar nicht gerade „heroisch“, immerhin aber löblich sein soll, aus den Verstecken der Anonymität vergiftete Pfeile gegen den Papst zu schießen und gegen das päpstliche Rundschreiben wider den Modernismus, ja daß derlei Heimtücke gar noch löblicher sein soll als das Vorgehen jener, die sich offen und ehrlich, mit innerer Ueberzeugung und ohne Rücksichtnahme, für den Papst und für das päpstliche Rundschreiben erklären.

In liebenswürdiger Weise haben mir auch die „Hochschulnachrichten“ (Heft 208, S. 130) meine Schwachheit bezeugt. In der Rede, die ich am 15. Mai v. J. bei der feierlichen Uebernahme des Prorektorates an unserer Freiburger Hochschule halten durfte, habe ich über das „Dogma des jüngsten Christentums“ gesprochen.[2]) Selbstverständlich mußte Kant berücksichtigt werden, der „Philosoph des Protestantismus“. Ist doch der Glaubensbegriff des Königsberger Kritikers im wesentlichen die psychologische Voraussetzung der neuesten historisch-kritischen Theologie im liberalen Protestantismus! Nun meint mein Herr Rezensent: „Kant auch nur leidlich gerecht zu werden, ist offenbar dem befangenen Gegner über die Kraft gegangen.“

Ich nehme dieses Urteil mit Dank entgegen. Kant ist der Großvater des Modernismus; dessen Vater ist der rationalistische Liberalismus, und ihm gibt es nach Kant Religion nur „innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“. Daß aber in Immanuel Kants Grundvorstellung ein Widersinn, der Widersinn des später so genannten Empirismus und Agnostizismus sitzt, das nicht zu sehen geht wirklich über meine Kraft. Ich kann keine Möglichkeit entdecken, einzugestehen, daß die zwei Sätze: „Von Gott vermag die reine Vernunft schlechthin nichts zu wissen“, und: „Die praktische Vernunft, vom Bedürfnis genötigt, muß Gott einfachhin glauben“ — daß diese beiden Sätze, zusammengehalten, nicht ein Absurdum einschließen. Ich bin völlig außerstande, einzusehen, wie ein blindes Bedürfen (motus caecus) ein sehendes Glauben soll erzeugen, wie aus blödem Sehdrange das Sehen und dazu noch der höchste Sehgegenstand, die Vorstellung vom Göttlichen, soll hervorgehen können. In der Tat, ich bin so herzlos, daß ich es nicht über mich vermag, einen Paralogismus Logik zu heißen, um Kant „leidlich gerecht zu werden“, einen Widersinn zu verhüllen, wenn er bei Kant sich als Weisheitsspruch breit macht. Mit Sankt Augustin bin ich überzeugt, daß einzig und allein ein wissensfähiges Wesen (anima rationalis) auch zu glauben fähig ist, und darum bin ich dermaßen hart, daß ich, wenn ich das „Prinzip“ der Kantschen Religionsphilosophie: „Du kannst von Gott nichts und auch gar nichts wissen; aber du mußt tun (glauben!), als ob Gott wäre —“ zu denken versuche, daß ich dann nicht umhin kann, Mephistos Sang mit zu denken:

„Ein vollkommener Widerspruch
Ist gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.“

Die Selbstprüfung, zu der mir der Vorwurf des Strebertums Anlaß gab, hat mich indessen nicht bloß der zugestandenen „Herzlosigkeit“ überführt; die Prüfung hat mir auch die Frage aufgelegt: Was möchtest du denn eigentlich noch werden? Auf die Frage vermochte ich und vermag ich bis zur Stunde nicht die leiseste Antwort zu geben. Freilich, wenn ich mich erforsche: Was möchtest du noch erreichen? — da hab' ich Antworten.

Schon in meiner Gymnasiastenzeit hat mich ein leidiger Ehrgeiz geplagt. Wenn es mir gelungen war, einen mathematischen Satz zu beweisen, eine geometrische Konstruktion zu vollenden, da sagt' ich mir wohl: Nun siehst du zwar die Sache ein; du siehst, daß der Satz richtig ist und daß er richtiger als richtig, bewiesener als bewiesen nicht wohl wird sein können — aber könnte man das Ding nicht noch besser darstellen? Das Verlangen, das Richtige in der besten Form zu erreichen, konnte und kann mir selbst heute noch zur Pein werden. Und dies Verlangen mag — damit komm ich zu fremden Sachen — oftmals eine scharfe Kritik eingeben, auch bei anderen herausfordern.

Aus den vielen Aeußerungen, die mir über die Enzyklika Pascendi dominici gregis zu Gesicht gekommen, haben mir zwei großen Anstoß erregt. Die eine ist die Behauptung: Durch die vom Papst angeordneten Maßnahmen gegen die modernistischen Irrtümer werde der Ehrlichkeit der Forschung zu nahe getreten. Dann die andere Behauptung: Die Freiheit der Wissenschaft ist in Frage gestellt!

Richtig, unanfechtbar richtig find' ich den Satz: Die Ehrlichkeit des Forschers ist die Bedingung, eine unerläßliche Vorbedingung zur Ergründung der Wahrheit auf irgend einem Gebiet. Aber ließe sich der selbstverständliche Gedanke nicht besser und genauer ausdrücken? Man sollte wohl sagen: Die Ehrlichkeit des Forschers, der Forschung ist die unentbehrliche Voraussetzung, die Wahrheit zu finden; nicht aber ist diese sittlich-gebotene Eigenschaft eines Gelehrten — ohne sie ist kein Sterblicher wert, die heiligen Hallen der Wissenschaft zu betreten — nicht ist die Pflicht und ihre Erfüllung durch sich allein die logische Bürgschaft für die Zuverlässigkeit gelehrter Entdeckungen. Also — wenn der Papst modernistische Anschauungen als irrig und verderblich zurückweist, so hat die Verurteilung mit der Ehrlichkeit gewisser Modernisten vorerst nichts zu schaffen. Oder soll die lebhafte Versicherung eines Schriftstellers, daß er „ehrlich“, daß er „gewissenhaft“ sei, der Annahme Vorschub leisten, sein Werk sei nicht etwa fehlerlos, sondern unfehlbar, unantastbar? Hat Kepler recht gehabt, weil er ein ehrlicher, gewissenhafter Astronom war? Und war Keplers Meister Tycho de Brahe, der nicht recht hatte, kein ehrlicher, gewissenhafter Beobachter?

Mit den vorstehenden Andeutungen wollten wir ein Grundgebrechen des Modernismus berühren, nämlich die verkehrte Schätzung der „Immanenz“, die Verwechslung der inneren, subjektiven (moralischen, ästhetischen) Forschungskriterien mit den äußeren, objektiv notwendigen Merkmalen der Wahrheit selber. Es ist einer der verhängnisvollsten Fehler, wenn jemand die Wahrheit glaubt erobern zu können nach Maßgabe des ihm einwohnenden Wahrheitsbedürfnisses und ähnlicher „immanenter“ Richtkräfte. Das Nahrungsbedürfnis unterscheidet nicht die Nährstoffe, und niemals vermag das Bedürfnis allein die Stoffe zu schaffen oder auch nur zu beschaffen. (Schluß folgt.)

[1]) Es wird von Atzberger in der „Allgemeinen Rundschau“ (Nr. 8 vom 22. Februar) betont, „daß dem Ansehen unserer (theologischen) Fakultäten ein ganzes Dutzend nur mittelmäßiger Lehrer viel weniger schadet als die neuesten Expektorationen katholischer Theologen (in Straßburg und München); diese nämlich sind geeignet, die Vorurteile unserer Gegner zu bestärken, aber auch das Mißtrauen der treuen, kirchlich gesinnten Katholiken zu erregen und zu vermehren und so von zwei Seiten her den Fakultäten Schwierigkeiten zu bereiten“. Den Sätzen mögen Urteile aus liberalen Kreisen an die Seite treten, woselbst man „vollkommen überzeugt“ ist, daß das „modernistische Gezeug“ recht wenig geignet scheine, „wissenschaftlich zu imponieren“, und wo man nicht minder überzeugt ist, daß die „bisherigen Auslassungen“ katholischer Theologen gegen das päpstliche Rundschreiben nur geeignet sind, „diese Herren selbst“ und weiterhin die katholischen theologischen Fakultäten in Deutschland „auf böse Weise zu diskreditieren“.

[2]) Vgl. „Modernstes Christentum und moderne Religionspsychologie“. Zwei akademische Arbeiten. Freiburg, Herder, 1907.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Des bayerischen Kammerpräsidenten Parlamentsjubiläum.

Der von allen Seiten als objektiver, weitschauender und sachkundiger Präsident der bayerischen Abgeordnetenkammer anerkannte Oberstudienrat Dr. v. Orterer hat zu seinem 25 jährigen Parlamentsjubiläum reiche Ehrungen erfahren. Die Vorstände aller Fraktionen, das Präsidium des Reichsrats, der Nuntius, der Erzbischof und der Ministerpräsident beglückwünschten ihn. Frhr. v. Podewils überbrachte als Anerkennung der Krone das Komturkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone. Darob ist die liberale Presse erbost, namentlich nachdem auf seiten des Zentrums in der Anerkennung zugleich eine Würdigung der Arbeitsleistung der Partei gesehen wird. Jene Blätter sollen aber nicht vergessen, daß kürzlich der württembergische freisinnige Abg. Payer eine ähnliche Auszeichnung erhielt, ohne daß in der Blockpresse auch nur die geringste Aufregung beobachtet werden konnte!

Hundert Jahre Königliche Post.

Das Verkehrsministerialblatt für das Königreich Bayern bringt in festlichem Schmucke ein Handschreiben zum Abdruck, das Seine Königliche Hoheit der Prinzregent aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der bayerischen Staatspost an Se. Exzellenz den Staatsminister v. Frauendorfer gerichtet hat. Nachdem an die Uebernahme sämtlicher Posten unter König Max Joseph auf den Staat und die inzwischen vergangenen 100 Jahre hingewiesen ist, heißt es in der Allerhöchsten Kundgebung: „Dieser Zeitraum bedeutet für Bayern eine Epoche glänzenden wirtschaftlichen Aufschwungs und im Zusammenhange damit eine Periode aufstrebender Entwicklung seines Postwesens. Den wechselnden Bedürfnissen des Verkehrs stets Rechnung tragend, hat die bayerische Post durch ihr Wirken auf dem Gebiete des eigentlichen Postdienstes wie auch der elektrischen Nachrichtenvermittlung das Aufblühen von Handel, Industrie und Volkswirtschaft erfolgreich gefördert und sich im Wettbewerbe mit den übrigen Postverwaltungen einen ehrenvollen Platz gesichert." Mit dem Jubiläum wurde eine Reihe Allerhöchster Auszeichnungen verbunden.

Das Enteignungsgesetz durchgedrückt!

Das preußische Herrenhaus ist erlegen. Nicht allein dem Druck von oben, sondern auch jenem Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Böses muß gebären. Mit dem Ansiedelungsfonds fängt man an, mit der Enteignung hört man auf.

Als die Kommission des Herrenhauses durch eine Reihe von Ausnahmen die Zwangsenteignung schmackhaft zu machen suchte, sagten wir in Nr. 7 der „Allg. Rundschau", das falsche Prinzip der Enteignung aus politischen Gründen sei damit anerkannt und auf der betretenen schiefen Ebene werde es keinen Halt mehr geben. In der Tat ist man Schritt um Schritt weiter gerutscht. Erst wurde im Plenum des Herrenhauses der Eventualantrag angenommen, statt der 10 jährigen Schutzfrist eine 22 jährige (seit Erlaß des Ansiedelungsgesetzes) einzufügen. Dann aber beschloß man endgültig, die Fassung des Abgeordnetenhauses wieder herzustellen, d. h. unter Kontingentierung auf vorläufig 70 000 Hektar den ganzen Grundbesitz enteignungsfähig zu machen, mit alleiniger Ausnahme der Grundstücke der Kirche und der anerkannten milden Stiftungen, soweit letztere schon 22 Jahre als solche bestehen.

Fürst Bülow hatte den schwachen Punkt in der Rüstung der Opposition richtig erkannt. Er betonte: wenn man das Odium der Enteignung auf sich zöge, müßte man wenigstens für den entsprechenden Erfolg sorgen. Also keine Halbheit, die wohl moralische Nachteile, aber keine materiellen Vorteile bringt! Dasselbe Argument hätte freilich der Ministerpräsident im Abgeordnetenhause geltend machen können, als man dort die Summe der Enteignungen auf 70 000 Hektar beschränkte. Aber er hat wohl gedacht, in den ersten paar Jahren habe die Ansiedelungskommission mit den 70 000 Hektar genug zu tun, und dann werde sich eine Erneuerung des vogelfreien Kontingents durchsetzen lassen. Ob es dazu kommen wird, läßt sich heute noch nicht sagen; in dieser Beziehung wird auch das Verhalten der Polen in den nächsten Jahren eine große Rolle spielen. Zurzeit war offenbar bei vielen der Gedanke durchschlagend: um das Fiasko der Ansiedelungspolitik abzuwenden, müsse man der Regierung den letzten Versuch mit der Enteignung ermöglichen und dazu die Vollmachten in der von ihr geforderten Form bewilligen. Die blasse Furcht, daß die „polnische Agitation" triumphieren werde und die Schuld an dieser „Niederlage des Staates" der Opposition zufalle, hat manche Gewissen gebrochen. So gebrochen, daß sogar geborene Hüter des alten und befestigten Grundbesitzes für die Preisgabe der Fideikommisse stimmten. Ein freisinniges Blatt, die „Breslauer Ztg.", zieht daraus folgerichtig den Schluß: „Nach den Grundbesitzern in den Ansiedelungsdistrikten müssen jetzt die Fideikommißbesitzer ganz allgemein darankommen. Die Agitation gegen die fideikommissarischen Mißgebilde muß jetzt mit erneuter Energie aufgenommen und mit dem steten Hinweis auf das Präzedens, das durch die Enteignungsvorlage geschaffen worden ist, geschürt werden."

Die konservative Partei hat in der Tat sich zu einem schlimmen Präzedenzfall verleiten lassen. Nicht bloß ihr Formalprinzip der historischen Gerechtigkeit hat sie verletzt, sondern auch die reale Wurzel ihrer Kraft: die Würde und die Sicherheit des Grundeigentums. Der Verrat am konservativen Heiligtum fällt freilich in erster Linie der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses zur Last. Die hat mit der Regierung das bahnbrechende Kompromiß wegen der vogelfreien 70 000 Hektar geschlossen, gegen das im Herrenhause sich wenigstens eine respektable Minderheit zur Wehr setzte. Das Verhalten der Konservativen im Abgeordnetenhause war so wenig parteigemäß, daß man nach einer besonderen Einwirkung suchte und zu der Vermutung kam, es sei mit der Regierung vereinbart worden: von der einen Seite wird die Enteignung gewährt, von der anderen die scharfe Abweisung der Wahlreform! Natürlich haben die Offiziösen sofort jedes „Tauschgeschäft" in Abrede gestellt; aber man kann „do ut des" treiben, ohne daß die Form eines „Geschäfts" in die Erscheinung tritt. Jedenfalls haben Fürst Bülow und die konservative Partei des Abgeordnetenhauses sich gegenseitig wesentliche Liebesdienste erwiesen.

Nachdem die Gesinnungsgenossen im Abgeordnetenhause (bis auf 2 Ausnahmen) umgefallen waren und der Ministerpräsident die Zustimmung der Krone zu seiner Vorlage besonders betont hatte, war es aller Ehren wert, daß noch 114 Mitglieder des Herrenhauses Nein zu sagen wagten. Die offizielle Abstimmungsliste ergibt 143 Ja, 111 Nein. Im Herrenhause hat man aber wenig Uebung in der namentlichen Abstimmung. Nach den bisherigen berichtigenden Erklärungen hat der Präsident bei der Abstimmung sich versprochen, das Votum des Oberbürgermeisters von Charlottenburg ist falsch gebucht und das Votum des Vertreters der Universität Münster ausgelassen worden. Sonderbarerweise hatten alle diese drei Versehen der Mehrheit einen unberechtigten Vorteil gebracht. Nach den Berichtigungen gibt es drei Nein mehr und zwei Ja weniger, so daß also der „Sieg" nur errungen ist mit 141 weniger 114 = 27 Stimmen Mehrheit. Eine kleine Mehrheit — trotz der Einpeitschung aller Regierungsfreunde und Polenfeinde! Angesichts der Schwierigkeiten bemerkt die „Kreuzzeitung", das konservative Hauptorgan: „Es ist wohl anzunehmen, daß die preußische Regierung nie wieder mit einer neuen Enteignungsvorlage hervortreten wird." Ein alterfahrener französischer Staatsmann hat bekanntlich gesagt: in der Politik dürfe man niemals „niemals" sagen. Mit den ausgelieferten 70 000 Hektar reicht man natürlich nicht aus. Aber vielleicht stellt sich während der Verdauung dieses Bissens die Erkenntnis ein, daß auch bei fortgesetzter Enteignung der angegebene Zweck nicht zu erreichen ist, vielmehr das Nationalbewußtsein der Polen nur noch lebhafter und zäher gemacht wird.

Was soll dann geschehen? Das mobile Eigentum ebenfalls antasten? Oder zum Angriff auf die Personen übergehen, — durch Deportation oder Expatriierung? Verfolgungsmaßregeln dieser Art kann der robuste Staat Preußen nicht aus eigenem machen, sondern dazu würde ein Reichsgesetz vom Reichstage beschlossen werden müssen. Im Reichstage gibt es aber trotz der Blockpolitik noch keine hakatistische Mehrheit. Das zeigte sich soeben in der Kommission für das Vereinsgesetz, wo der antipolnische Sprachenparagraph abgelehnt wurde. Allerdings sind die freisinnig-demokratischen Blockleute in diesem Punkte schon so arg ins Kompromisseln gekommen, daß man auf das gute Ende nicht wetten kann. Fürst Bülow hat die Linke vollständig umgarnt; man kann nicht unbedingt die Möglichkeit verneinen, daß diese entarteten „Freiheitshelden" sich doch einmal zu Ausnahmegesetzen gegen die Polen verleiten lassen könnten. Dann würden freilich die letzten Dinge noch tausendmal schlimmer als die bisherigen. Hoffen wir, daß diese



Heimsuchung uns erspart bleibt. Aber tue auch jeder das Seinige, um die weitere Steigerung des hakatistischen Fiebers zu verhüten. Namentlich müssen die Polen in der berechtigten Entrüstung die Selbstbeherrschung bewahren. Mit Demonstrationen und Kraftproben à la Schulstreik würden sie nur ihren Gegnern Freude machen. Bei ruhiger Haltung in dieser Prüfung darf dagegen mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet werden, daß der Hakatismus über die 70 000 Hektar nicht hinauskommen und der Feldzug auf den absteigenden Ast geraten werde. Im alten Kulturkampf hat auch das geduldige Ausharren gesiegt.

Fürst Bülow glaubte bei der Debatte die Unabhängigkeit unserer inneren Politik vom Auslande hervorheben zu müssen. Gewiß, Staat und Reich sind ebenso unabhängig wie der private Hausherr in seinen vier Wänden. Aber der vernünftige Hausherr sieht auch bei kritischen Vorgängen in der Familie darauf, daß er sich bei dem Nachbarn nicht verächtlich oder gehässig mache. Wenn das ganze Ausland ringsumher über die Vergewaltigung eines Teils unseres Volkes Mitleid und Entrüstung kundgibt, so ist das doch wenigstens ein ernster Anlaß zur Gewissenserforschung. Deutschland hat leider keinen Ueberfluß an Sympathie, so daß es damit verschwenderisch umgehen dürfte. Auch der Respekt vor der deutschen Macht wird gewiß nicht erhöht, wenn unsere Regierung öffentlich verkündet, wir könnten unsere Ostmarken nicht halten, wenn wir nicht den dortigen Landesverrätern ihr Grundeigentum gewaltsam entzögen. Ein Reichskanzler, der auf der Höhe seiner Aufgabe stände und die weltpolitischen Interessen über den Parteistreit des Tages zu setzen wüßte, müßte den preußischen Hakatisten und ihren Ministern zurufen: Nun lasset genug sein des grausamen und törichten Spiels!

Wendung in der französischen Marokkopolitik?

Allem Anscheine nach sind die Tage des Generals d'Amade gezählt. Er hat kein rechtes Glück gehabt, und die Franzosen haben seit 1870 die Gewohnheit beibehalten, durch flotten Personenwechsel das corriger la fortune zu erstreben. Aus Paris wird berichtet, daß die Regierung mit dem General Liontey, der bisher bei Uschda die Okkupationspolitik mit Erfolg geleitet hat, einen neuen Plan für die Campagne von Casablanca berate. Es soll beabsichtigt sein, die kühnen Streifzüge einzustellen, Casablanca zu befestigen und die festen Positionen bis Ber-Reschid auf der Straße nach Marrakesch vorzuschieben. Wenn Liontey als neuer Stratege nach Casablanca kommt, wird d'Amade gewiß das erwünschte Abschiedsgesuch einreichen. Das bisherige sprunghafte Vorgehen war nicht der Algeciras-Akte entsprechend. Die geplante Befestigung mit der allmählichen Vorschiebung geht nicht weniger auf die einseitige Okkupation des durch Vertragsrecht geschützten Staates hinaus. Aber Deutschland und die anderen Konferenzmächte sehen ruhig zu, wie Frankreich abermals 3000 Mann in Marokko ausschifft. Hoffen wir, daß die Marokkaner widerstandsfähig genug sind, um die Tunisierungsaktion solange aufzuhalten, bis Frankreich selbst der Verschwendung von Menschen und Geld überdrüssig wird.



Richtigstellung zu „Akademische Freiheit und schrankenlose Lehrfreiheit?"

Der Abschnitt „Die Vorgänge usw." Ihres so überschriebenen Artikels beruht auf in wesentlichen Punkten falschen Informationen. Insbesondere enthält der Passus: „Liberale Senatsmitglieder sollen sich usw." bis „seinen Standpunkt zu Protokoll geben" so viel Unrichtigkeiten als Sätze. Auf Ersuchen des akademischen Senates gebe ich diese Erklärung um so lieber ab, als ich dadurch Gelegenheit bekomme, festzustellen, daß ich der Veröffentlichung derartiger Nachrichten vollkommen ferne stehe, und den Verdacht der „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 99 vom 29. Februar bestimmt abzulehnen, als ob ein Vertreter der theologischen Fakultät eines Vertrauensbruches sich schuldig gemacht hätte.

Dr. Joh. Goettsberger,
Professor der Theologie, z. Z. Senator.

Die „Akademische Freiheit" in der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Von

Domkapitular Dr. Franz Pichler,

Reichs- und Landtagsabgeordneter.

Der „Fall Schnitzer" hat am 10. und 11. Februar zu lebhaften parlamentarischen Auseinandersetzungen in der bayerischen Abgeordnetenkammer geführt. Der Reigen wurde eröffnet vom liberalen Abg. Professor Dr. Günther, mit anerkennenswerter Noblesse in der Form bei weitestgehender Entschiedenheit in der Sache. Dr. Günther sprach programmatisch die Forderungen bezüglich der akademischen Freiheit aus, wie sie zum eisernen Bestand des heutigen Liberalismus und des „modernen Menschen" überhaupt gehören.

„Keine Hochschule kann gedeihen ohne die Lebensluft und diese Lebensluft heißt Freiheit, absolute Freiheit. Freiheit des Denkens, Freiheit des Lehrens, Freiheit des Unterrichtens und Schreibens, das sind die Prinzipien, von denen jede Hochschule getragen sein muß; sonst kann sie das nicht leisten, was das deutsche Volk mit Recht von ihr fordert..... Diese Freiheit des Lehrens und diese Freiheit des Denkens ist es also, welche nach meiner Ueberzeugung an die Spitze gestellt werden muß, wenn wir von den deutschen und insbesondere von den bayerischen Hochschulen sprechen."

Dr. Günther kam dabei auch auf die theologischen Fakultäten und bemerkte, es seien Zweifel darüber laut geworden, ob die theologischen Fakultäten eigentlich in den Organismus einer Hochschule hineingehören. Günther ist dafür:

„Ich möchte für meinen Teil mich mit aller Entschiedenheit dahin aussprechen, daß ich mir eine Universität ohne diese seit altersher in ihr wohlbegründetes Bürgerrecht besitzenden Fakultäten nicht vorstellen kann. Die theologischen Fakultäten sind ein integrierender Bestandteil des Ganzen. Aber, meine Herren, sie müssen auch so gestellt sein, daß sie ihrer Aufgabe gerecht werden können. Diese Aufgabe des Hochschullehrers ist eine doppelte: Er muß lehren — muß natürlich das Lehren verstehen — und er muß selbst forschen können. Eines von beiden genügt nicht. Wenn er nur lehrt und nicht forscht, so mag er ein recht guter Dozent sein, aber er kann sich bei seinen Studenten keine hohe Achtung erwerben. Wenn er ausschließlich Forscher ist und nicht lehren will, dann gehört er in die Studierstube oder in eine gelehrte Körperschaft, aber nicht auf das Katheder. Diese beiden Dinge gehören unbedingt zusammen. Wenn aber der akademische Lehrer selbst forschen soll, so darf natürlich keine Instanz vorhanden sein, welche ihm in den Arm fällt, falls er zu Resultaten gelangen sollte, die man da oder dort nicht billigen zu können glaubt.... Was wir bekämpfen, ist das, daß von außen her, sei es von seiten des Staates oder von seiten einer anderen Instanz, demjenigen, der ein Forschungsergebnis gefunden hat, eine Schwierigkeit bereitet wird."

Günthers Kollege Dr. Quidde sieht die theologischen Fakultäten schon mit etwas ungünstigeren Augen an. Er ist der Ansicht, „daß die theologischen Fakultäten innerhalb unserer Universitäten ein unerfreuliches Zwitterdasein führen". Auch er ist für volle Freiheit an der Hochschule; das notwendige Korrektiv gegen einen etwaigen Mißbrauch dieser Freiheit findet er in den — Studenten, welche mit „eigenem Urteil und mit dem Streben nach selbständiger Kritik auch dem Professor" gegenüberstehen.

Noch weiter geht der Blockführer Dr. Müller-Hof, nach welchem der Professor nur eine Schranke am allgemeinen Strafrecht findet. Nach Dr. Müller ist da insbesondere kein Platz für die Autorität der Kirche.

„Wenn die Kirche in ihrem Macht- und Autoritätsbewußtsein, in ihrem Autoritätsgefühl und in dem Drange, diese Autorität zu behaupten, andere Anschauungen hat, so darf doch meiner Anschauung nach unter keinen Umständen sich der Staat von solchen Rücksichten leiten lassen. Wenn die Kirche nach ihrer Lehre eine solche Freiheit nicht gewähren kann, dann gibt es bloß einen Weg, hier Klarheit zu schaffen, dann soll die Kirche aus eigenen Mitteln Professoren anstellen, dann ist gerade hier die Trennung von Staat und Kirche das Allernotwendigste.... Dann gehören die theologischen Fakultäten aus der Universität heraus, dann sind sie bloß noch Fremdkörper in unseren deutschen Hochschulen."

Die liberale Vereinigung stimmte Dr. Günther zu, noch lebhafteren Beifall hatte sie für Dr. Quidde und Dr. Müller.

Namens der Zentrumspartei konnte der Schreiber dieser Zeilen darauf hinweisen, daß es eine absolute Freiheit für keinen Menschen im Leben gibt, daß auch die Freiheit des Professors ihre natürliche Grenze findet in seiner Aufgabe als Lehrer gegenüber den Schülern, daß insbesondere die Freiheit des Theologieprofessors beschränkt ist durch seine Stellung gegenüber der Kirche. Dr. Casselmann hat in grob-drastischer Weise selbst zugegeben, daß er für den protestantischen Theologen sehr wohl eine Grenze der Lehrfreiheit und selbst der Forschungsfreiheit kennt. Auf die Frage: „Was würde Herr Dr. Casselmann sagen, wenn ein protestantischer Professor der Theologie in Erlangen zur wissenschaftlichen Ueberzeugung käme, daß die Reformation ein schwerer Irrtum war, daß die einzige Wahrheit nur in der katholischen Kirche zu finden sei, wenn er von dieser seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung aus seinen jungen Zuhörern vortragen würde, es sei ihre Pflicht zur katholischen Kirche umzukehren, der Papst sei das von Christus gesetzte Oberhaupt der Kirche usw." hat er durch einen sehr erregten Zwischenruf geantwortet: „Ich würde sagen, das ist ein Narr!"

Und vom Präsidenten darüber zurechtgewiesen, hat er bestätigt, diesen Zwischenruf gemacht zu haben, „als Herr Dr. Pichler von einem protestantischen Theologen sprach, der einen solchen Unsinn gesagt hätte". Also absolute Freiheit der Lehre für den Theologen; sobald er aber zur Ueberzeugung kommt, daß in der katholischen Kirche die Wahrheit ist, dann ist er ein „Narr", der „Unsinn" spricht. Die Frage, ob der Staat einen „Narren" in seinem Lehramte belassen dürfte, braucht wohl nicht gestellt zu werden.

Kultusminister Dr. von Wehner hat in dieser Frage wiederholt seinen Standpunkt fixiert in einer Form, welche, ohne den Rechten des Staates etwas zu vergeben, den Rechten und Interessen der Kirche durchaus gerecht wird. Der Minister bemerkte, daß es in einem geordneten Staatswesen eine absolute Freiheit für niemand geben könne, auch nicht für die Lehrer der Hochschulen. Speziell bezüglich der theologischen Fakultäten führte er aus, „daß die katholischen Theologieprofessoren nicht bloß Diener des Staates, sondern als Priester zugleich auch Diener der Kirche sind, und daß sie als Priester der Autorität des Bischofes in besonderem Maße unterstehen. Auch die Studierenden der Theologie sind als Weihekandidaten dem Bischof in gewisser Beziehung untergeordnet."

Zum Belege dafür berief er sich auf den protestantischen Kirchenrechtslehrer Hinschius, der schreibt:

„Die katholisch-theologischen Fakultäten sind der Natur der Sache nach konfessionelle Lehrkörper, das heißt, es können von ihnen nur Katholiken als Lehrer angestellt und als Privatdozenten zugelassen werden. Das versteht sich, wenn schon die meisten Fakultätsstatuten dies nicht ausdrücklich vorschreiben, der Natur der Sache nach von selbst, da nach der hier maßgebenden katholischen Auffassung nur rechtgläubige Katholiken die katholische Theologie lehren können und dürfen."

Der Minister fährt fort:

„Die katholische Kirche hat eine unwandelbar feste Glaubens- und Sittennorm, welche für die Katholiken so verpflichtend ist, daß jede Abweichung von der dogmatisch festgestellten Lehre in einem wesentlichen Punkt die Lossagung von der Kirche in sich schließt. An die dogmatisch feststehende Grundlage ist der Professor der katholischen Theologie gebunden. Innerhalb dieser Schranken aber ist der wissenschaftlichen Behandlung freier Spielraum gestattet. Der Lehrer ist frei hinsichtlich des wissenschaftlich-systematischen Lehrgebäudes, welches er auf der dogmatischen Grundlage errichten will. An die feststehende Glaubens- und Sittennorm der Kirche ist also auch der katholische Theologieprofessor gebunden. Das Urteil darüber aber, ob ein Lehrer der katholischen Theologie die richtige Lehre der Kirche vorträgt, kann nicht dem Staate, sondern nur der Kirche zustehen. Das ergibt sich aus der Natur der Sache, aus der Natur des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche."

Zur Bekräftigung dieser Sätze beruft sich der Minister auf die öffentliche Erklärung des protestantischen Professors Dr. Paulsen und auf die Motive zum württembergischen Gesetz vom 30. Januar 1862, welche besagen, daß der Bischof sich mit der Staatsregierung ins Benehmen zu setzen habe, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ein Professor nicht länger im theologischen Lehramt belassen werden könne, weil seine Lehrvorträge wider die katholische Kirchenlehre verstoßen. Dabei wird in diesen Motiven ausdrücklich anerkannt, daß „das Urteil darüber, ob ein Lehrer der katholischen Theologie die richtige Lehre vortrage, dem Bischof zukomme;" das Urteil des Bischofes sei als maßgebend zu betrachten.

Diese klaren Sätze mußten einen Kulturkämpfer, wie Dr. Müller es nun einmal ist, in Harnisch bringen. Eine Freiheit „innerhalb des Dogmas" versteht er nicht; „das ist die Freiheit des im Gefängnis Internierten, alle Tage noch 12 Stunden spazieren zu gehen." Noch unbegreiflicher ist ihm der Satz, daß das Urteil über die richtige Lehre nur dem Bischof zustehe. „Das sind Grundsätze, die in einen Kirchenstaat gehören, aber nicht in einen modernen weltlichen Staat; . . . die Erklärung des Ministers bedeutet eine Bankrotterklärung des Staates vor der Kirche; ein derartiges System müssen wir auf das allerschärfste bekämpfen im Interesse der freien Wissenschaft und ihrer Pflegestätten."

Diese Sätze wurden von der liberalen Vereinigung mit „sehr richtig"-bestätigt; sie kennzeichnen den grundsätzlichen Kampf des Liberalismus gegen die grundlegenden Lehren und Aufgaben der katholischen Kirche.

Abg. Dr. Casselmann hätte namentlich gerne erfahren, ob der Kultusminister die Freiheit der Wissenschaft auch im „Fall Schnitzer" gehörig wahren würde. Auf seine aufdringliche Anfrage kam vom Ministertisch die eisig kalte Antwort: „Das kann ich im voraus nicht wissen, von der Art der Entwicklung hängt die Stellungnahme der Regierung ab. Wenn ein staatliches Eingreifen notwendig sein sollte, so wird die Angelegenheit streng nach Maßgabe der Verfassung und der Gesetze ihre Erledigung finden."

Gegen diese Abfertigung war nun wirklich nichts zu sagen. Noch mehr aber wurde der liberale Führer gereizt durch die Ausführungen des Zentrumsabgeordneten Baron Malsen, der mit dem trockensten Sarkasmus den Liberalen sagte, daß sie sich um Dinge ereifern, für welche ihnen jede Kompetenz und jedes Verständnis fehlt. Er sprach seine Verwunderung aus, daß die Liberalen sich so sehr über den „Fall Schnitzer" aufregen: „Was ist denn bisher geschehen? Der Herr Professor Schnitzer ist a divinis suspendiert worden. Das geht Sie und geht uns und geht den Herrn Minister gar nichts an; zweitens ist, wie man hört, den Theologiestudenten verboten worden, die Vorlesungen des Professors Schnitzer zu besuchen. Ich möchte wissen, was dagegen die Staatsregierung überhaupt machen soll. Warten Sie doch das Weitere ab und kreuzigen Sie den Minister nicht schon, bevor er überhaupt etwas getan hat."

Die liberale Presse war über die Haltung des Kultusministers ganz außer sich. Die „Allgemeine Zeitung" konstatierte: „Der Geist der Regierung ist unzweifelhaft ein anderer geworden... Sollte Bayern jetzt zum Kirchenstaat werden? Man merkt, wie groß die Gefahren sind, die einer freien Wissenschaft in Bayern drohen. Leider merkt man aber auch, daß die Freunde der Freiheit — im Gegensatz zu früheren Zeiten — auf sich gestellt sind."

Schwere Angriffe wurden an diesen beiden Tagen von liberaler Seite gegen die katholische Kirche gerichtet. Aber doch konnten selbst diese Gegner nicht umhin, ein Wort der Anerkennung für die katholische Kirche zu sagen. Abg. Dr. Günther sprach seine Bewunderung aus über „die große imposante Geschlossenheit der katholischen Kirche" und konstatierte:

„Jeder, der die Geschichte kennt, wird zugeben, daß die Verdienste der Kirche außerordentlich hohe sind um die Entwicklung der verschiedenen Schulgattungen, der unteren, mittleren und höheren Schulen, zunächst der höheren Schulen; denn ohne die Kirche wäre eben überhaupt durch die vielen Jahrhunderte, in denen das Menschenmorden als der hauptsächlichste Beruf des Staatsbürgers betrachtet wurde, gar nichts geleistet worden. Hätte nicht die Kirche ununterbrochen in diesem Sinne gedrängt und geschoben und die richtigen Leute gestellt, so wäre gar nichts für die Schule herausgekommen."

Ebenso legte Dr. Quidde in Worten wärmster Anerkennung Zeugnis ab für das hohe Interesse, welches Papst Leo XIII. für die Wissenschaft betätigt hat, und bestätigte aus eigener Erfahrung, „daß in wenigen Archiven der Welt eine solche Freiheit der Forschung bestanden hat wie im vatikanischen Archiv".

Schöne Zeugnisse für die Kirche aus dem Munde ihrer Gegner!

Merkwürdiges aus dem Lande der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit.

Von
Dr. Alb. Vögele.

Erzbischof und Kardinal Richard stirbt arm, während er als reicher Mann einst auf seinen Posten mit einer Rente von 800 000 Fr. aufgezogen war. Warum stirbt der ehemals so reiche Kirchenfürst arm? Weil er sein Vermögen an seine armen und leidenden Mitbrüder verschwendet, zu christlichen Liebeswerken und Wohltätigkeitszwecken verwendet hat. Was ist sein Los, sein Lohn von seiten der Regierung, die die stolzen Worte „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ auf ihr Wappen und auf ihre Münzen geschrieben hat?! Man vertreibt den hochbejahrten edlen Priestergreis aus seinem altgewohnten Heim, von Haus und Herd. So lohnt dieses Land seine Edelsten und Besten, die wahren Wohltäter der Menschheit.

Nehmen wir als Kontrast dazu einen sozialistischen Exminister: Millerand. Er hat mit Wenigem begonnen und sich als Advokat in Paris und später als Minister ein Riesenvermögen erworben. Er hat sich eine prächtige Villa in der Rue Mansart zu Versailles angeschafft. Es fällt ihm nicht ein als Sozialisten, Vermögen, Villa oder Garten mit seinen sozialistischen Brüdern zu teilen. Dagegen versteht der kluge Mann mit dem freundlichen Lächeln umso besser, sich aus dem Staatsfiskus zu bereichern: Läßt sich z. B. für 31 Sitzungen bei der Liquidation des Kirchenguts 61 000 Fr. zahlen. Niemand verlangt das auch oder verübelt ihm das. Ihn vertreibt niemand von Haus und Herd, wenn er auch nicht ein Tausendstel von dem, was ein Kardinal Richard, zum Wohl der Menschheit getan.

Wahrhaftig, bei den echten Christen findet man auch die echte Menschenliebe, Gleichheit und Brüderlichkeit; bei den ungläubigen Sozialisten ist der Spruch von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit nur leere Phrase, um die Dummen zu dupieren.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir an die interessante Parallele erinnern, welche das „Journal des Débats“ anläßlich des Verzichts des Königs von Schweden auf die Krönung gezogen hat. Da hieß es: „So nimmt das Zeremoniell in den monarchischen Ländern allmählich ab. Die demokratischen Länder heben es sorgfältig auf. So erzählen die Leute, die gern in den republikanischen Ministerien verkehren, mit welchen Umständlichkeiten man dort zum Empfang vorgelassen wird. Vor allem blüht der Luxus bei den sozialistischen Ministern. Da gibt's eine Menge wohldressierter Türsteher, Attachés und Unterattachés. Karl der Große mit seinen 12 Paladinen war nicht feiner umgeben als ein Minister bei uns mit seinen Würdenträgern. Und wie unsere Staatsmänner reisen! In Extrazügen, begleitet von Beamten, die ihnen mit Reden aufwarten. So hat unser altes Europa schlichte Monarchien, während wir eine prunkvolle Demokratie haben.“ Wenn irgendwo in einem Lande der Satz zutrifft: mundus vult decipi, so in Frankreich.

Erinnerung.

Gern denk' ich der glücklichen Tage
meiner seligen Kindheit zurück,
wo ermattet vom kindlichen Spiele,
die Mutter ans Herz mich gedrückt.

Wo frei von jeglichen Sorgen
die Englein wandeln ich sah —
von Märchen und Sagen noch träumte,
wie glücklich war ich da!

Das war ein Glüh'n, das war ein Sehnen —
der Himmel bog sich licht und weit;
ein Frieden wie aus Palmenhainen
weht mir aus jener seligen Zeit.

Solang' das Herz im Busen schlägt
und die Erinn'rung laut sich regt,
bin ich nicht arm und nicht allein,
sie ist des Lebens Sonnenschein.

Anna Wahl.

Regierung und Regierungspartei in Baden.

Von Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Die Landboten trafen bei Rückkehr in das Rondell einen anders besetzten Regierungstisch vor als bei dessen Verlassen. An die Stelle des Finanzministers Dr. Becker ist der nunmehrige Finanzminister Dr. Honsell getreten, die Stelle des verabschiedeten Ministers des Innern, Dr. Schenkel, wurde durch Freiherrn von Bodman besetzt. In linksliberalen und sozialdemokratischen Blättern wurde diese Besetzung des Ministeriums als der vorhergesagte „Ruck nach rechts“ bezeichnet, insonderheit war es der Herr Finanzminister, der zu dieser Annahme Anlaß geben sollte. Herr Honsell ist eben konservativ gesinnt, und das ist im Lande Baden unter dem Zeichen des Großblocks bei gewissen Leuten ein Makel. Freundlicher stellte man sich dem neuen Minister von Bodman gegenüber, der politisch kein unbeschriebenes Blatt war, im Grunde „konservativ“ ist, dieser Partei aber, weil zu unbedeutend, nicht, sondern der nationalliberalen Partei angehört. Wenn auch die Stellungnahme eines Ministers eine andere sein mag als die eines Reichstagskandidaten, so lassen sich die Grundsätze beider doch nicht voneinander trennen. Und als Reichstagskandidaten haben wir Herrn v. Bodman kennen gelernt als gut nationalliberal, der besonders in kirchenpolitischer Hinsicht eine scharfe Stellung gegen das Zentrum einnahm.

Selbstverständlich haben die Parteien zu den veränderten Verhältnissen Stellung genommen. Von seiten des Zentrums tat dies in einer groß angelegten, scharf pointierten Rede der Fraktionschef Dr. Zehnter, dessen Darlegungen um so mehr Eindruck machten, als sie von dem „gemäßigten“ Herrn Zehnter kamen. In gewissen Köpfen spukte nämlich immer die Ansicht, daß es zweierlei Zentrum gebe in Baden: die „gemäßigte“ und die „scharfe“ Richtung. Dies Märchen hat seinen Zauber verloren; nach wie vor aber wird es verschieden geartete Temperamente geben.

Herr Zehnter hatte sich nun die einzelnen Minister vorgenommen und dabei gegenüber Herrn v. Bodman mit Bezug auf seine bekannte Stellung zur Präsidentenwahl geäußert, daß das Zentrum zwar von diesem Vorgang sein Urteil nicht bestimmen lassen wolle, aber doch Vorsicht am Platze sei. Diese Vorsicht kann mit Rücksicht auf das Gesagte als begründet angesehen werden; wir möchten sie heute, trotz mancher sympathischer Aeußerungen von der Ministerbank, nicht aufgehoben wissen.

Ein deutliches Wort sprach Herr Dr. Zehnter mit dem Staatsminister v. Dusch, unter dessen Auspizien die Begünstigung der Großblockpolitik stattgefunden hat, der es duldete, daß Amtsvorstände mit sozialdemokratischen Agitatoren oder sozialdemokratischen Kandidaten zusammen operierten. Unter seinen Auspizien ist es auch vorgekommen, daß Minister Dr. Schenkel die bekannte Inquisition gegen die katholische Geistlichkeit in Szene gesetzt hat; er hat ferner die Akten des Gerichts mit einem Wahlerlaß zur letzten Reichstagswahl „verunziert“, wodurch die Vorstände der Bezirksstellen aufgefordert worden sind, die „vaterländischgesinnten“ Wähler darauf aufmerksam zu machen, daß es ihre Pflicht sei zu wählen, und dem beigefügt war, man solle die Beamten in geeigneter Weise „belehren“. Aber auch diese hochoffiziöse amtliche Wahlmache hat in Baden bekanntlich ihren Zweck nicht erreicht, die Regierungspartei zog um ein Mandat geschwächt in den Reichstag.

Im Laufe der Debatten kam es zu sehr bemerkenswerten Aeußerungen der Minister. Staatsminister v. Dusch, der seinerzeit die Schenkelsche politische Richtung obenauf kommen ließ (der die Sozialdemokraten in der Kammer nicht missen wollte), hat jetzt auch seine Zustimmung zu der Bodman-Politik gegeben, die den Sozialdemokraten gegenüber in einer scharfen Absage gipfelte. Ueber v. Dusch könne man, sagte kürzlich launig ein Abgeordneter, den bekannten Lutherschen Ausspruch dahin variieren: „Hier sitze ich, ich kann auch anders!“ Früher nannte man das Ministerium Schenkel-Dusch, jetzt wird man es Bodman-Dusch bezeichnen müssen.

Herr v. Bodman prägte das Wort: Ein Sozialdemokrat kann nicht Staatsbeamter sein! Er wolle auch über bzw. neben den Parteien stehen! Der alte, bewährte Brauersche Weg, der aber unter dem Regime Schenkel-Dusch verlassen wurde. Ob er jetzt wieder eingeschlagen wird, bleibt abzuwarten. Die scharfe Absage des Ministers an die Sozialdemokratie hatte natürlich bei den Großblockbrüdern, den Nationalliberalen, wehmütige Gefühle ausgelöst, und der Abg. Obkircher wollte wenigstens das „zarte Pflänzchen des Revisionismus“ noch

vor dem Zerpflücken retten. Aber Herr v. Bodman war unerbittlich! Der Revisionist Kolb habe einmal gedroht, eventuell „russisch" zu kommen, und das heiße nichts anders als Bombenwerfen usw. Für solche „Pflänzchen" dankte man. Später, als die Sozialdemokraten trotz vorherigen „Mißtrauens" Herrn v. Bodman die Friedenshand hinstreckten, wehte der ministerielle Wind nicht so scharf; das erfüllte die Herzen der großblockfreundlichen Nationalliberalen mit hellem Jubel.

Die Verlegenheit der Nationalliberalen bei dem ersten Bodmanschen Vorstoß war um so größer, als die Ersatzwahl im Bezirk Schopfheim bevorstand. Das sollte zwar einer der „sichersten" Bezirke sein, aber die Probe auf das Exempel hielt dieser „sichere" Bezirk nicht aus. Das Zentrum unterstützte den konservativen Kandidaten mit dem Erfolg, daß es zum zweiten Wahlgang kam, bei dem die Sozialdemokraten das Zünglein an der Wage bildeten. Wer nun etwa glauben möchte, die Regierungs**partei** würde analog der Haltung der Regierung den Sozialdemokraten gegenüber lieber ehrlich fallen im Kampfe, als nochmals sich an Rotliebchens Brust werfen, der hätte jede Wette verloren. Das **Großblockbündnis von 1905 fand seine Fortsetzung!** Die Sozialdemokraten stimmten nach Abgabe von „Garantien" Mann für Mann für den jungliberalen Kandidaten und „retteten" somit nochmals den „sicheren" Bezirk.

Diese Wahl ist aus verschiedenen Gesichtspunkten interessant. Einmal steht fest, daß die Nationalliberalen **ohne** Sozialdemokratie **kein Mandat mehr** zu halten vermögen. Trotz der von Dr. Binz sieghaft verkündeten „eigenen Kraft", mit der er 1909 das Zentrum meistern wollte! Die Wahl hat ferner mit aller Deutlichkeit ergeben, daß wir 1909 wieder mit dem Großblock zu rechnen haben. Die Regierung wird ihn nicht verhindern können und vielleicht auch nicht wollen.

Jetzt kommen wir zu dem inneren Widerspruch: Die **Regierung gegen die Sozialdemokratie, die Regierungspartei mit der Sozialdemokratie!** Daß die Nationalliberalen trotz Großblockliebe nach wie vor als Regierungspartei betrachtet werden, ist aus einer Aeußerung desselben Herrn Ministers v. Bodman zu ersehen, der sein Vorgehen bei der Präsidentenwahl — die Konservativen für die Liberalen zu gewinnen — damit rechtfertigte, es entspräche der „Tradition des Landes", daß ein **nationalliberaler** Präsident die Geschäfte des Landtags führe, d. h. daß eben nach nationalliberalen Heften regiert werden soll. Außerdem erklärte **Staatsminister** v. Dusch: „Es ist die Politik eines **gemäßigten** Liberalismus, die die Regierung geführt hat (?) und **nach wie vor zu führen entschlossen ist.**" (20. Sitzung vom 29. Januar 1908.) Die Regierungs**partei** aber schließt munter Bündnisse mit der Sozialdemokratie!

Erkläret mir, Graf Derindur
Diesen Zwiespalt der Natur!

Die Wahlen von 1909 werden endgültig über das Schicksal der Nationalliberalen entscheiden, auch bezüglich ihrer Stellung zur Regierung. Denn mit einer stark reduzierten Partei kann die Regierung keinen Staat und keine Geschäfte mehr machen. Ein Abgeordneter, der gerne ein derbes Wort spricht, kennzeichnete die Lage so: Der sozialdemokratische Gockel sitzt auf dem liberalen Mist und kräht!

Heiße Kämpfe brachten die Finanzdebatte und das Ministerium des Innern. Dabei fiel auf, daß die **Minister** (!) gegen das Zentrum nur **ein** Argument hatten: den Hinweis auf den „Waldmichel". Dieses politische Flugblatt, das nationalliberale und Regierungssünden offenherzig darlegte, haben die Herren Gegner heute noch nicht verdaut. **Widerlegt** ist auch bis heute noch nicht **eine** Behauptung! Der Minister des Innern hat sogar jetzt im Examen für Assessoren die Frage vorgesehen, ob der Kandidat auf dem Boden des „Waldmichels" stehe? Nur bei **Verneinung** wird er bestehen. So im Musterländle Baden. — —

Das Zentrum kann bei Abschluß der Generaldebatten befriedigt auf die letzten Wochen zurückblicken. In der Abwehr leisteten besonders die Abgg. Gießler, Kopf und Dr. Schofer Vorzügliches. Aber warum in der Defensive bleiben? Mit den jungen tüchtigen Kräften zum frisch-fröhlichen offenen Kampf übergegangen, das kann den Eindruck der Sicherheit nur stärken!

Das Zentrum muß stramm weiterarbeiten, ohne nach der Regierungssonne zu eifern; es muß die Politik für des **Volkes** Wohl, eine „gut bürgerliche Politik" (Dr. Zehnter) zum Gedeihen und Segen des badischen Landes auch weiterhin zur Grundlage haben. Dann wird es unaufhaltsam weiteren Siegen entgegengehen!

Preußische Orden.

In Nr. 18 und 19 des vorigen Jahrganges der „Allgemeinen Rundschau" habe ich mich über den Mißgriff der Verleihung des Ordens Pour le mérite an den General Stössel ausgesprochen. Man fand meine Aeußerungen damals zu scharf. Aber wer hat recht behalten? Das Drama von Port Arthur ist nun beendet; der Schlußakt war das Begräbnis militärischen Heldentums in Rußland. Der General Stössel, dem der Deutsche Kaiser den Orden verlieh, den ein Moltke nach der Schlacht bei Königgrätz erhielt, ist wegen Feigheit vor dem Feinde zum Tode verurteilt worden. Aber man will ihn der Gnade des Väterchens Nikolaus empfehlen. Meinethalben! Mir liegt nichts an Stössel und an der Integrität seines Kehlkopfes, mir liegt auch nichts an den Entschließungen des Zaren. Mein Zweck ist nur, hier vor aller Oeffentlichkeit zu erklären, daß es an verantwortlicher Stelle in Preußen keine Männer gibt, die vor Schritten warnen, die dem Ansehen der Krone und ihren durch eine ruhmvolle Vergangenheit geweihten Institutionen schädlich sein können. Bernhard von Bülow, der Kanzler und Fürst, hat die Voraussicht des verantwortlichen Ratgebers nicht gehabt. Und sehr bezeichnend ist, daß die Blockpresse dieses Manko jetzt verschweigt. Dr. J. **Versen.**

Katholische Studentenkorporationen und katholisches Freistudententum.

Von

August Nuß.

Der Kenner studentischer Verhältnisse wird durch den beachtenswerten und lehrreichen Artikel „Altes und Neues aus der Studentenschaft" in Nr. 7, 5. Jahrg. der „Allgemeinen Rundschau" nicht überrascht worden sein. Die freistudentische Bewegung ist keineswegs mehr als quantité négligeable zu behandeln, sondern als ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß.

Es ist wahr: das „Freistudententum" ist jetzt modern. Man kann beinahe sagen: es ist die Mode der heutigen studentischen Welt.

Wird es aber die innere Kraft haben, den Kampf gegen die „unzeitgemäßen" Studentenkorporationen mit dauerndem Erfolg aufzunehmen und mit Zähigkeit durchzuführen? Ist die Werbekraft seiner Ideale groß genug, um auf die Dauer die „Begeisterung", die „Lust und Liebe zur Sache" warm zu erhalten? Werden die „modernen Verhältnisse" mit ihren „Ideen und Zielen" mächtig genug sein, daß sie dauernd „einen guten Grund und Boden für die Weiterentwicklung des Freistudententums abgeben" können? Und werden diese Ideen so kräftig und gehaltvoll sein, daß sie auch in den späteren Tagen des Philisteriums ihren Zauber nicht verlieren?

Es steckt gewiß manch Gutes, manch Naturwüchsiges, manch Ursprüngliches in der freistudentischen Bewegung. Ob aber gerade die scharfe Betonung der Freiheit des Individuums und die hohe Bewertung und Auswertung der „individuellen Veranlagung" „harmonische Persönlichkeiten" auszubilden vermögen, erscheint mir zweifelhaft. Ich bin vielmehr auf Grund eigener Beobachtungen der Ansicht, daß die freistudentischen Gedankengänge in vielen Fragen recht einseitig sind und daß die Träger dieser Bewegung namentlich gegenüber andersdenkenden Kommilitonen zu Uebertreibungen neigen, die alles andere sind, nur keine „Vermeidung von Exklusivität". Die Grundgedanken der modernen Freistudenten, wie sie sich namentlich in der markanten Betonung der freien „Persönlichkeitsbildung" widerspiegeln, scheinen mir in jener — auch modernen Weltanschauung zu wurzeln, die man schlechthin „liberale" nennt.

Mit dieser Behauptung will ich keineswegs den Mitgliedern der „Vereinigung katholischer Freistudenten" einen Makel anheften oder sie anschwärzen. Ich will lediglich dem Gedanken Ausdruck geben, daß von unseren Freistudenten, einerlei welcher Richtung, der „starren Gebundenheit" und dem „unmodernen Schematismus" des Korporationswesens die „freie Auswirkung der persönlichen Kräfte" und die „Ausbildung zur harmonischen Persönlichkeit" entgegengesetzt wird. Ich bin aber als nüchterner Student von ehedem so frei, anzunehmen, daß es bei den akademischen Korporationen gerade so gut „freie Persönlichkeiten mit individueller Prägung" geben kann und gibt, als im freistudentischen Lager Leute vorhanden sind, die als „Herdenmenschen" keinen besonders starken individuellen Einschlag verraten. Wir sind halt alle miteinander Menschen! Und wo Menschen sind, kommen Fehler und Schwächen vor.

Zucht und Disziplin und eine gewisse, frei gewählte und selbst gewollte Gebundenheit haben keineswegs naturnotwendig die Vernichtung oder Behinderung der „individuellen Veranlagung" zur Folge. Sie können sie zur Folge haben, wenn sie übertrieben und einseitig angewandt werden.



Nun frage ich: Sind unsere katholischen Studentenkorporationen von heute — die anderen akademischen Vereinigungen scheide ich, weil sie hier zunächst nicht interessieren, aus — solche Massenanstalten, daß sie in übertriebener Weise die Freiheit ihrer Mitglieder beschränken und die persönliche und eigenartige Veranlagung des einzelnen zum Schaden der „harmonischen Persönlichkeit" unterdrücken? Wenn auch in Ausnahmefällen einmal die Disziplin hier und dort überspannt werden sollte, so muß doch gesagt werden, daß im großen und ganzen die Persönlichkeit des einzelnen in diesen Korporationen infolge des dort herrschenden Systems keinen Schaden leidet, daß sie vielmehr in echt „harmonischer" Weise ausgebildet wird; denn es wird ihr klar gemacht, daß sie zuerst sich fügen lernen muß, wenn sie später befehlen will.

Und was die „ganzen Männer" betrifft, „welche den heutigen Bedürfnissen und der heutigen Zeit, in der wir nun einmal leben, ein offenes Auge und liebevolles Verständnis entgegenbringen" sollen, so sind gerade die katholischen Studentenkorporationen in der Lage, auf solche Männer hinzuweisen, die aus ihren Reihen hervorgegangen und als „ganze Männer" angesehene „Träger des katholischen Gedankens" nicht nur an unseren Hochschulen, sondern im weiten öffentlichen Leben sind. Die 50-jährige Geschichte des katholischen Korporationswesens und die heutige, von zahlreichen Freunden hoch geschätzte, von den Gegnern so lebhaft angefeindete Stellung unserer katholischen Studentenvereinigungen sind Beweis für ihre Existenzberechtigung auch in unseren Tagen! Ihre Prinzipien sind unabhängig von dem Wechsel der Zeiten. In diesem Punkte lehnen die katholischen Korporationen es ab, „Kinder ihrer Zeit" zu sein.

Was aber die Mittel angeht, die zur Erreichung der unverrückbaren Ziele dienen, so werden auch diese Korporationen mit der Entwicklung der Zeit gleichen Schritt halten und sich nicht als „rückständig" erweisen. Auch sie werden namentlich in sozialer Beziehung genau die Wege gehen, die von den Freistudenten eingeschlagen werden. Auch sie verschließen sich nicht der Ueberzeugung, daß die neue Zeit ganz andere Aufgaben an sie stellt als „das alte studentische Leben mit seinem romantischen Inhalt". „In die Kneipen laufen und sein Geld versaufen", das tut's nicht mehr! Aber unsere Korporationen wollen die schönen Reste des alten romantischen Studentenlebens erhalten und dafür sorgen, daß die Studentenromantik noch nicht „unwiederbringlich dahin" ist! In der Tat gehört ein großes Maß Pessimismus und — man verzeihe mir den Ausdruck — Philisterhaftigkeit dazu, wenn man dem romantischen Burschenleben ein Grablied singt, während noch alte Musenstädte, wie Tübingen, Heidelberg, Marburg, Jena, Gießen u. a., gar nicht daran denken, ihre romantische Herrlichkeit zu Grabe zu tragen. Hier blüht echter Korporationsgeist, hier gedeiht frohes Burschenleben ohne übertriebene Grübelei und sonstigen Griesgram. Und es hat noch niemand nachgewiesen, daß die akademischen Bürger dieser Städte altmodische Menschen und nur halbe Männer wären. Im Gegenteil! Die große Mehrzahl hat es zu etwas Tüchtigem gebracht und stellt auch heute in unserem anspruchsvollen modernen Leben ihren Mann!

Nun werden vielleicht manche Leser denken, ich zöge aus diesen Ausführungen den Schluß: Also ist die freistudentische Bewegung nicht existenzberechtigt; darum weg mit der „Vereinigung katholischer Freistudenten"!

Ich bin jedoch anderer Ansicht, da ich die Existenz verschiedenartiger Geschmacksrichtungen durchaus anerkenne. Wenn ich oben die Schattenseiten des Freistudententums und die Lichtseiten des Korporationslebens mit besonderer Schärfe hervorgehoben habe, so geschah es deshalb, weil ich glaube, daß in dem Artikel des Herrn Joseph Ruby die katholischen Studentenkorporationen im Verhältnis zu den Freistudenten ziemlich schlecht weggekommen sind.

Ich habe gegen die Bewegung der katholischen Gruppe der deutschen Freistudentenschaft nichts einzuwenden, solange sie sich in den ihr durch die Verhältnisse gezogenen Grenzen hält und zu keinen Uebertreibungen im Sinne eines liberalen Persönlichkeitskultus neigt — liberal hier im weitesten Sinne gebraucht! — Die Versuchung hierzu liegt jedenfalls für einen katholischen „Freistudenten" nicht allzu fern.

Ich sage nun aber weiter: Tatsächlich existiert eine aufstrebende freistudentische Bewegung, die auch katholische Kreise erfaßt hat. Mit dieser Tatsache hat jeder Einsichtige zu rechnen. Durch Zeitungsartikel und große Reden läßt sich eine solche Bewegung nicht bannen. Daß auch katholische Studenten sich ihr anschließen, beweist nur, daß es gute Katholiken auf Deutschlands hohen Schulen gibt, die sich nichts aus den katholischen Studentenkorporationen machen. Solche Glaubensgenossen, an deren lauterer Gesinnung kein Zweifel ist, hat es seit der Existenz dieser Korporationen schon immer gegeben. Daß ihre Schar heute größer geworden ist, liegt allerdings nicht bloß an der modernen Zeitrichtung. Welche anderen tiefer liegenden Gründe hier noch maßgebend sind, dürfte die von dem Herausgeber dieser Zeitschrift in Nr. 7 angedeutete Gewissenserforschung ergeben.

Die heutige Situation ist nun folgende: Wir stehen vor zwei Lagern in der katholischen akademischen Welt: dem Lager der Korporationen und dem der Freistudentenschaft. Die Frage darf nun meines Erachtens nicht so formuliert werden: Katholische Studentenkorporationen oder katholisches Freistudententum? Sie muß vielmehr folgende Formulierung erhalten: Katholische Studentenkorporationen und katholisches Freistudententum?

Schiedlich-friedlich müssen beide Lager mit einander, jedes mit seinen Mitteln, nach den gemeinsamen durch den katholischen Glauben gegebenen Zielen streben. Dieses Streben darf aber nicht zu einer Macht- und Konkurrenzfrage gemacht werden. Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur!

Einstweilen werden die katholischen Studentenkorporationen gut daran tun, gegenüber der noch jungen freistudentischen Bewegung eine abwartende Haltung einzunehmen. Es wird ihnen aber unterdessen nützlich sein, wegen ihres inneren Ausbaues auf Reformen zu sinnen, die, ohne ihren — wenn ich so sagen darf — romantischen Korporationscharakter zu berühren, nicht nur zeitgemäß, sondern auch von sozialem, wissenschaftlichem, kulturellem, moralischem und religiösem Werte sind.

Sollte aber die in unserem Lager entstandene freistudentische Bewegung die „zeitgemäße Umgestaltung des akademischen Lebens" für gleichbedeutend halten mit der allmählichen Verdrängung der Korporationen, auch der katholischen Vereinigungen, so soll sie diese gewappnet finden. Unsere katholischen Studentenkorporationen, deren beide größte Verbände allein zurzeit insgesamt etwa 4660 studierende Mitglieder zählen, sehen nicht so aus, als ob bei ihnen ein „Stillstand" oder gar ein „Rückschritt" zu verzeichnen wäre, den die katholischen Freistudenten im Interesse der guten Sache „durch fortschreitenden Ausgleich auf der anderen Seite paralysieren" müßten.

Hohe Herren als Jäger.

Der „Reichsanzeiger" veröffentlichte kürzlich den offiziellen Streckenrapport der Königlichen Hofjagd im Hammer-Wusterhausener Gehege und teilte dabei in klassischem Hofstil mit: „Seine Majestät der Kaiser beschränkten den Allerhöchst eigenen Abschuß auf Schaufler und grobe Sauen, von denen ersteren 14, letzteren 43 zur Strecke kamen." Constance M. Hook erzählte vor einiger Zeit im „London Magazine" merkwürdige Dinge von Jagderlebnissen des Kaisers; so begeistert wie jener hochfeudale schlesische Latifundienbesitzer, der ein Denkmal errichten ließ mit der Inschrift: „Hier erlegte Se. Majestät der Kaiser von Deutschland und König von Preußen seine 50000. Kreatur, einen total weißen Fasanenhahn." In Rominten, so erzählt Constance M. Hook, habe der Kaiser hintereinander neunmal auf ein Rudel von neun Hirschen gefeuert und acht davon zur Strecke gebracht. Wir nehmen an, daß der Englishman flunkert. Die ganze Rominter Heide soll nach Hook von einem Telephonnetz durchzogen sein, damit dem Kaiser das Heraustreten der Hirsche auf den Brunftplatz gemeldet, der hohe Jäger im Automobil herangesaust kommen und — stehend aufgelegt — mit Kilometerbüchse und Diopter die Hirsche abschießen kann!

Also Constance M. Hook.

Früher machte man das jedenfalls anders. Wenn der Prinz Friedrich Karl, der große Reitergeneral und Jäger, nach Ostpreußen kam, um Hirsche und Elche zu schießen, war er Tag und Nacht unterwegs, schlich sich an und kroch auf dem Bauche wie ein Indianer und schoß nie über 150 Schritt; dann aber auch fast niemals etwas zu Holze. Eine ganze Woche lang war der rote Prinz, der so bärbeißig aussah und doch unter den Grünröcken der gemütlichsten einer war, hinter einem Kapitalen her; denn er wußte, daß das Bestätigen, Ausmachen und Anpürschen des Weidmanns höchste Lust ist. Auf die Strecke kam's ihm weniger an.

Ein Jäger von solchem alten Schrot und Korn war auch der vor einiger Zeit in Salzburg verstorbene Großherzog Ferdinand IV. von Toskana. Seine zahllosen Jagdtrophäen birgt das Schloß Schlackenwert bei Karlsbad. Er war stolz auf sie, und er durfte es sein, denn er war einer von den Jägern, von denen es im Siebenbürgischen Liede heißt: „Kampierte oft zur Winterszeit in Sturm und Wetternacht, hab überreift und überschneit den Stein zum Bett gemacht." Die schlimmsten Strapazen einer Hochgebirgsjagd waren für den Großherzog kein Hindernis; er schätzte im Gegenteil nur diejenigen Jäger, die solche Beschwerlichkeiten nicht scheuten.

Schade, daß diese alten Jäger und ihre Art aussterben; daß es an dem guten Beispiel für das Weidwerk fehlt. Schon der Altmeister Oskar Horn, der nun auch in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt ist, klagte, daß die Mehrzahl unserer heutigen Jäger aus Schießern bestehe; die Schießwut sei allgemein geworden, seitdem die Zeitungen sich glücklich schätzten, die Schußlisten der großen Herren veröffentlichen zu können. Der Sport sei an die Stelle des Weidwerks getreten.

W. von Heidenberg.

Die gesprungene Schale.

(Sully Prudhomme, Le vase brisé.)

Das Eisenkraut welkt in der Schale,
Die von dem Schlag des Fächers sprang —
Ein zarter Streich — kein Ohr im Saale
Vernahm des Sprunges leisen Klang.

Doch langsam hat die leichte Wunde
Am Glase Tag für Tag gezehrt.
Sie machte ungesehn die Runde,
Niemand hat ihrem Gang gewehrt

Der frische Tau wich tropfenweise,
Der Blumen Saft: Ihr Blühn vorbei.
Noch ahnt es keiner. Leise, leise!
Rührt sie nicht an, sie brach entzwei. —

So wird von lieber Hand getroffen
Das Herz bisweilen tief und schwer.
Es bricht von selbst. Dahin sein Hoffen —
Und seine Liebe blüht nicht mehr.

Was weiß die Welt von dieser Wunde,
Die heimlich blutet, wächst und sticht
In eines Herzens tiefem Grunde? —
Es brach entzwei, berührt es nicht. Heinrich Jos. Grühl.

Das alte Lied.

Von Georg Heydkamp.

Sie war noch halb ein Kind, die Aelteste vom Seilermeister Bund, und er war ihr begegnet wie einer jungen Dame. Und als er sie mit Aufmerksamkeiten überschüttete und immer und immer wieder beteuerte, daß sie die Seine werden müsse, da glaubte sie an ihn.

Freilich, mit der Heirat, da müßten sie noch warten. Sie sei ja noch so jung, erst eben achtzehn Jahre alt. Und es werde viele Mühe kosten, seine Eltern umzustimmen, zumal seinen Vater, der „kolossal stolz" sei.

Sie versprach ihm gern, von ganzem Herzen, ihr selig Glück zu verschweigen, keinem Menschen was zu sagen, auch der Mutter nicht.

Und sie hatte Wort gehalten. — —

Nun war ihr das alles wie ein Traum, als sie mit der Mutter im Bureau des Rechtsanwalts saß und von ihm hörte, Alfred Großmann wolle sie wohl wegen des Kindes abfinden, aber vom Heiraten, nein vom Heiraten, davon habe er „auf Ehrenwort" nie gesprochen; im Gegenteil, er habe das Mädchen nie im unklaren gelassen, daß davon doch bei ihrer ganz verschiedenen Herkunft nie die Rede sein könne. „Er hat mir noch ausdrücklich versichert," setzte der Anwalt mit einem ernsten Blick auf das auffallend hübsche Mädchen hinzu, „er habe von so was nicht mal gesprochen, um — zum Ziele zu kommen. Das würde er mit gutem Gewissen beschwören."

„Aber das kann er doch nicht!" — kam es wie ein Aufschrei über die zuckenden Lippen. Und zwei dicke Tränen quollen aus den großen blauen Augen, deren dunkle Wimpern und Brauen einen aparten Kontrast zu dem blonden Haar bildeten.

Der Rechtsanwalt mochte nicht davon sprechen, was ihm wohlbekannt war, daß Herr Großmann sich binnen kurzem mit einer jungen Dame aus den ersten Kreisen der Stadt verloben würde.

„Wie ist es denn möglich, Herr Doktor? Gertrud hat es mir doch gesagt. Es würde doch auch sonst nie und nimmer vorgekommen sein."

Es war eine verhärmte Frau. Die scharfe Falte an der einen Augenbraue und die tiefen Furchen um den schmalen Mund, sie sprachen von dem endlos bittern Leid der Mutter. Sie hatte den Vater, der in letzter Zeit häufiger noch als früher das Wirtshaus aufsuchte, in seiner maßlosen Wut zurückgehalten, daß kein Unglück geschähe, wenn sie ihm im stillen auch Recht gab. Aber als Dr. Hagen erwiderte: „Ja, Zeugen hat man ja in solchen Fällen nicht, und zu schreiben, dazu war Herr Großmann wohl zu vorsichtig," da griff wieder das Gefühl ohnmächtigen Mitleids heiß an das blutende Herz. Die Unschuld hatte der Ruchlose ihrem Kinde geraubt; nun wollte er ihr auch die Ehre nicht lassen.

* * *

Vor der Zivilkammer des Landgerichts war die Sache „Bund gegen Großmann, wegen Bruch des Verlöbnisses" aufgeworfen.

Dr. Hagen als Anwalt der Klägerin hatte dem Beklagten, der mit seinem Anwalt erschienen war und zur Leistung des ihm auferlegten Eides vor dem Richtertische stand, eindringlich, doch umsonst Vorhaltungen gemacht.

Der Vorsitzende wies den Schwurpflichtigen auf die „Bedeutung und Heiligkeit des Eides" hin. „Wer wissentlich die Eidespflicht verletzt, begeht nicht nur nach christlichem Sittengesetz eine Sünde, sondern auch nach unserem Strafgesetzbuch ein sehr schweres Verbrechen. Sie haben die Vorhaltungen des Herrn Rechtsanwalts gehört; Sie sind bereit den Eid zu leisten?"

„Jawohl, Herr Präsident."

„Ihre Personalien? — Alfred Großmann, nicht wahr? Wie alt?"

„27 Jahre, Herr Präsident."

„Ihr Stand?"

„Ich bin im Bankgeschäfte meines Vaters tätig."

Alfred Großmann leistete den Schwur, den ihm der Vorsitzende vorsprach, mit fester Stimme, unbefangen. „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden . . . So wahr mir Gott helfe." — Er war eine tadellose Erscheinung.

„Welche Anträge werden gestellt?", tönte die Stimme des Vorsitzenden.

„Ich nehme die Klage zurück. — Schicken Sie mir Ihre Kostenrechnung, Herr Kollege." — —

Als ihn die Mutter am Nachmittage aufsuchte und bei der Nachricht nur die Worte „Armes Kind!" über die Lippen brachte, tränenlos, da fehlte auch dem sonst so gewandten Anwalte das rechte Wort. — Es war ja nicht der verlorene Prozeß . . ., es war ein verlorenes Glück.

Dr. Hagen schaute schweigend durch das halb offene Fenster. Es war nach dem langen Winter ein fast sommerlich warmer Apriltag. Und der Pfirsichbaum vor dem Fenster stand schon in voller Blüte.



Gegen Schandliteratur und Schandkunst.

Die liberale Münchener „Allgemeine Zeitung" schreibt in ihrer Beilage Nr. 29, S. 231, über **Auswüchse des deutschen Buchhandels** wörtlich: „Der Vorstand des Vereins der Buchhändler zu Leipzig beklagt in seinem kürzlich erstatteten Geschäftsbericht „das Haschen nach Sensation und die tief betrübende **Spekulation auf gemeine Instinkte, namentlich auf Verirrungen des Geschlechtslebens**. Ebenso wie in den Winkelbuchhandlungen und kleinen Papiergeschäften neben der in Zehnpfennigheften reißend gekauften Detektiv-, Verbrecher- und Abenteurer-Literatur das gleich wohlfeile, aber gediegene, **ehrbare Volksbuch nicht aufkommt**, so machen sich anderswo die auf kaufkräftigere, angebildete Kreise berechneten, **schein-medizinischen „Belehrungen"**, die „**wissenschaftlichen**" oder „**künstlerischen**" Schilderungen **des weiblichen Körpers**, die Halbweltbücher breit." Es ist erfreulich, daß aus Buchhändlerkreisen immer lauter der Protest ertönt gegen die **pornographische Flut, mit der Deutschland überschwemmt wird**. Hier, wenn je, ist richtiges Scharfmachertum am Platze. **Es gilt, Verantwortung und Gewissen scharf zu machen. Wer solches Zeug verlegt, druckt, verbreitet, verkauft, in die Auslage stellt, verlangt oder liest, ist kein Gentleman, sondern ein Schweinehund.**"

Die „**Deutsche Tageszeitung**" in Berlin, das Organ des Bundes der Landwirte, stützt die Notwendigkeit eines **schärferen Gesetzes gegen den Schmutz** auf eine Antwort, die **das Berliner Polizeipräsidium** auf die Eingabe eines Berliner Professors erteilt hat: „Auf die gefällige Mitteilung vom 4. d. M., für die ich bestens danke, erwidere ich Ew. Hochwohlgeboren ergebenst, daß die geltenden gesetzlichen Bestimmungen **leider keine Handhabe bieten**, gegen die von Ihnen beklagten **Roheiten und Schamlosigkeiten in Wort und Bild**, wie solche heute dem großen Publikum in öffentlichen Blättern oder in den Auslagen einer Reihe von Buchhandlungen dargeboten werden, auf repressivem Wege vorzugehen oder gar den **skrupellosen Verlegern dieser Schandschriften das** Handwerk ein für allemal zu legen!"

Ein erheblicher Bruchteil der von der liberalen „Allgemeinen Zeitung" so derb und deutlich gekennzeichneten „Schweinehunde" wäre übrigens auch auf Grund der **heutigen Gesetze** zu fassen, wenn die Gerichte die Gesetze überall richtig anwendeten, und wenn nicht ein großer Teil der sogenannten liberalen wie der sozialdemokratischen Presse im Namen der „Freiheit" grundsätzlich die schützende Hand über die „Schweinehunde" hielte.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Ins Stammbuch der „Jugend“.

Es quietscht das Schwein, wenn man es zügelt,
Es heult der Hund, wenn man ihn prügelt.
Kein Vieh kam je aus seinem Fell:
Drum wundert mich des Hunds Gebell
So wenig wie der Säue Grunzen, — —
Was anderes ist's bei Hans und Kunzen. Otto.

—✱—

Zwiefach Maß.

Als Bardenhewer Rektor war,
Nannt' „schwarzen Schurken“ ihn die „Jugend“!
Bloß weil er Träger des Talar,
Vergaß man Anstand, Sitt' und Tugend!

Doch wenn ein „Schnitzer“ wird gemacht
— Ein Theolog auf falschen Bahnen —,
Wird hell gejubelt, froh gelacht,
Man schwenkt die liberalen Fahnen!

Das schwarze Tuch, das so verhaßt,
Kommt plötzlich dann zu Ehren,
Wenn in den liberalen Kram es paßt,
Wenn falsch sind seine Lehren!

Es wird Parad'- und Musterstück,
Was Grandinger beweist,
Solang er mit Geschick und Glück
Den Liberalismus preist.

Doch wehe, wenn es in sein Horn
Nicht tutet wohlgemut —,
Dann bricht hervor der alte Zorn,
Löst aus: Spott, Hohn und Wut!

Ja, Freund, man hat erkannt dein Ziel,
Wenn du's auch leugnest permanent,
Drum geht es auch, so Gott es will,
Mit dir gar bald zu End'! Reber.

—✱—

Der neue Reichsschatzsekretär.

Sydow heißt er,
In 'n sauren Apfel beißt er.
Schnaps, Tabak, Petroleum
Gehn ihm jetzt im Kopf herum.
Bier und Wein,
Die laß sein —
Darfst dann auch mein Erbe sein.

Spund.

—✱—

Polnisches

August Pawelczyk.

Der Pole August Pawelczyk
Ersann jüngst einen feinen Trick.
Da er sich nicht ansiedeln konnt'
Und doch nicht wie ein Vagabond
Durchs Land ziehn wollte kreuz und quer,
Nahm er sich einen Wagen her
Und stellte drin 'nen Ofen auf,
Zog ein mit Weib und Kind — „glückauf!“
Doch kaum hat er „zu Haus“ gesessen,
Das Mittagbrot dort warm gegessen,
Erschien die Polizei: „In solchem Kasten
Da darf ein Pole allerhöchstens fasten,
Doch haben nicht 'ne Wohngelegenheit
Mit Feuerung und sonstiger Bequemlichkeit.“

Entschwinden sah sein „überirdisch“ Glück
Gar schnell der Pole August Pawelczyk.

* * *

Suum cuique.

Ja, „noch ist Polen nicht verloren“,
So haben sie tausendmal geschworen,
Jetzt aber wird man — 's ist nicht zu leugnen —
Im Wege Rechtens Polen enteignen.
Und mag es Millionen kosten,
Es gilt das Deutschtum im polnischen Osten.

Im preußischen Herrenhause,
Wo's still sonst wie in 'ner Klause,
Da haben der Kirchenfürst und die Magnaten
Dagegen gesprochen — es waren Taten,
Doch die Bürgermeister und Professoren,
Sie retteten, was beinahe verloren;
Besonders die aus dem Westen
Stützten des Staates Festen.
Mit dankbarem Lächeln grüßte sie Bülow,
Ihm war in den letzten Tagen so schwül — oh! — —.

Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Wir halten fest: „Jedem das Sein'!“ — Dr. Weer.

—✱—

Nasi.

O bella gloria:
Cavour, Carducci:
Eur' Ruhm ist schattenhaft,
Eur' Ruhm ist futschi:
Zehn Monat flechten schon
Ganz rabiati
Ewigen Lorbeerkranz
Die avvocati,
Und immer größer wird
Und schöner quasi
Der Ruhm Italias
Und des Herrn Nasi.

O dolce Trápani!
O suol beato!
Welch großer Held ist
Eur' Deputato!
Pöbel und Nobili,
In großer Wut o!
Stechen und hauen
Alles kaputo.
Denn ganz Italia
Ist in extasi
Von Rom bis Brindisi
Um den Herrn Nasi.

Ob eur' Signore
Wird arrestato?
Oder Präsidium
In dem Senato?
Beides auf einmal
Wäre verderblich,
Und euer Ruhm ist
So schon unsterblich!
Nie ist ein Mangel
Für große frasi:
Bald der Herr Menelik,
Bald der Herr Nasi! Ridens.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater hat der von seiner Amerikafahrt heimgekehrte Heinrich Knote als Florestan seine Tätigkeit wieder aufgenommen. Er hat hier, wie einige Tage später als Tannhäuser, wunderbar gesungen und jubelnde Aufnahme gefunden. Gleichzeitig mit der Fidelioaufführung spielte man drüben im kleinen Hause die „Entführung aus dem Serail“. Soll doch diese Oper wieder in die Reihe der Mozartfestvorstellungen eingereiht werden, in welcher wir sie in den letzten Jahren vermißt hatten. Es verdient freudige Konstatierung, daß wieder seit langer Zeit zwei Opernaufführungen am gleichen Abend möglich waren, ohne daß es eines Gastspieles bedurft hätte. Frau Bosettis Constanze ist erstklassig und heute kaum an einer Bühne übertroffen. Dr. Walters Belmonte ist ebenfalls eine vorzügliche Leistung. Zu nennen sind noch Frl. v. Fladung u. die Herren Bauberger, Felmy und Gillmann, dessen Osmin übrigens den so wenig beschäftigten Sieglitz in der humorvollen Charakterisierung nicht erreicht. Seit längerer Pause ging unseres heimischen Tondichters Max Zengers „Eros und Psyche“ wieder einmal unter beifälliger Aufnahme in Szene. Als Karnevalsgabe hatte man „Die Fledermaus“ (wie seit Jahren) gewählt, sowie „Robert und Bertram“. Ich war verhindert, die letztgenannte Posse zu sehen, doch soll diese Aufführung mehr Temperament besessen haben wie diejenige der Operette. „Die Fledermaus“ hat mich heuer, ehrlich gesagt, enttäuscht. Dr. Walter, Basil und Geis ließen es an Humor gewiß nicht fehlen; von den Damen gefiel mir lediglich Frau Preuses Orlofsky. Für die Rosalinde war freundlicher Ersatz aus Augsburg herbeitelephoniert worden, und das strebsame Frl. v. Fladung erreichte als Adele doch noch nicht jene flotte Eleganz, die man selbst an Operettenbühnen fordert. Die unverwüstliche Musik rief bei dem vollen Hause animierte Stimmung hervor. Die Besetzung des zweiten Abends (Burk-Berger, Bosetti) mag stärkere Eindrücke gezeitigt haben.

Schauspielhaus. Sudermanns drei Einakter „Rosen“ fanden kräftigen Beifall und Widerspruch; aber der Applaus behielt entschieden die Oberhand. Das Beste in diesem von der auswärtigen Kritik bereits stark verzupften Rosenstrauß ist das Scherzo: „Die ferne Prinzessin.“ Der Gedanke ist nicht ohne Tiefe. Ein Poet schwärmt für die „Ferne“ und entflieht enttäuscht, da der Zufall ihn mit der Prinzessin selbst zusammenführt. Nie besitzt die Wirklichkeit die Zauberfarben, mit der unsere Phantasie malt. Die Szene zwischen dem Dichter und der Unbekannten ist von poetischem Reize, den nur wenige ungeschickte Worte stören.



Oefter scheint uns der Autor in dem „letzten Besuch" daneben zu greifen; einmal sogar bis an die Grenze, an der das Publikum Ernstgesagtes heiter nimmt. An der Bahre eines im Duell gefallenen Offiziers treten sich eine ehebrecherische Gräfin und ein Mädchen aus dem Volke gegenüber. Von den beiden Geliebten des Toten reklamiert Sudermann das feinere Empfinden für die Stallmeisterstochter. Noch konstruierter wirkt „Margot", deren frivolem Empfinden man den Entschluß zu ernstem Lebenskampfe nicht zutraut. **Stollberg** hatte die Stückchen geschmackvoll inszeniert; besonders Gutes boten **Jessen, Waldau**, die Damen **Gerhäuser, Woiwode** und **Lind**. In letzterer sehen wir eine starke Begabung sich entwickeln; bedauerlich ist das plötzliche Ausscheiden der noch auf dem Theaterzettel verzeichneten Frau **Bardou-Müller**. Sie war eine der **bedeutendsten** Individualitäten der Münchener Schauspielerinnen **aller** Bühnen.

Aus den Konzertsälen. Das **Kaim-Orchester** macht günstige Fortschritte. Im Volkssymphoniekonzert gelang die Wiedergabe von Mozarts kleiner Nachtmusik unter **Cor de Las'** Leitung besonders eindrucksvoll. Als Solist hatte **Heyde** in Beethovens D-dur-Konzert einen starken und vollberechtigten Erfolg. Auch an dem von dem Pianisten **Liebling** veranstalteten Abend bewährte sich jüngst das von **Max Puchat** dirigierte Orchester. Georg **Liéblings** starke technische und auf Verfeinerung strebende Leistung bewährte sich bei Schumann, Beethoven und Liszt und fand beifällige Aufnahme. — **Lydia Hoffmann**, welche mit der Sängerin **Schunk** ein Konzert gab, befriedigte am meisten in dem mit **Hermann Klumm** vierhändig gespielten Walzer von Brahms. Sie hat musikalisches Empfinden und Geschmack; Eigenschaften, die sich auch bei Chopin gut bewährten. Die Sängerin besitzt keine großen Mittel, aber trefflichen Vortrag. Schillings begleitete seine Lieder; diejenigen von Cornelius und Reger **Joseph Schmid**; beide mit feinem Empfinden.

Verschiedenes aus aller Welt. In **Pauline Lucca** ist eine Sängerin gestorben, welche zu den gefeiertsten der sechziger und siebziger Jahre auf den deutschen Bühnen gehörte. Später hat sie noch im Konzertsaal ihre reizvolle Stimme hören lassen. Was die Kunstfreunde ihrer Glanzzeit in so hohem Maße begeisterte, war die reizvolle Harmonie zwischen Spiel und Gesang. Abgesehen von Don Juan, Figaros Hochzeit und Glucks Orpheus, ist die **Meyerbeer-Oper** ihre eigenste Domäne gewesen. — Das Berliner Schillertheater versucht sich mit nicht völligem Erfolge an **Ibsens „Kaiser und Galiläer"**. — Leo Greiner hat **Aristophanes' „Lysistrata"** einer die Derbheiten abschwächenden Umdichtung unterzogen. Die Aufführung im Deutschen Theater in Berlin brachte jedoch lediglich der Reinhardtschen Regiekunst Erfolg. — **Schönherrs** herbes Bauerndrama „**Erde**" hatte im **Wiener Burgtheater** eine günstige Aufnahme. Die Kritik schätzt die dichterischen Qualitäten des Werkes sehr hoch ein, doch erscheint es dem Publikum in zu düsteren Farben gemalt. — Die Uraufführung von Kurt **Neurodes** Konversationsstück „**Moderne Diplomaten**" fand in Frankfurt a. M. Beifall. Die Handlung knüpft an Intrigen aus den achtziger Jahren an, als die Zeitungen von gefälschten Briefen berichteten, die dem Zaren die deutsche Politik verdächtig machen sollten. Bühnentechnik und Diplomatentreiben geht jedoch bei Neurode auf frühere Tage der Schach- und Winkelzüge zurück. — Ein neues **Nationaltheater** für **Schweden** wurde in **Stockholm** der Oeffentlichkeit übergeben. Man liest lobendes Urteil und herben Tadel. Die Bühne wurde mit **Strindbergs** Jugendwerk „Meister Olof" eröffnet.

München. **L. G. Oberlaender.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Mit dem Verschwinden der politischen Wetterwolken, welche die Nervosität und Unsicherheit der Börsenkreise neuerdings gesteigert hatten, konnte sich, wenn auch langsam, eine etwas **ruhigere Tendenz** entwickeln. Es ist erfreulich, in welch grossem Masse die **Widerstandsfähigkeit** und Emanzipation, besonders der deutschen Finanzkreise, sich zu entwickeln beginnt. Es sind Anhaltspunkte vorhanden, dass dieses Stadium, welches den Beginn von besseren Zeitläuften nach den schweren Krisenzeiten charakterisiert, eine kontinuierliche Kräftigung findet. Bei vorsichtiger Kalkulation aller Konsequenzen, die während einer verhältnismässig kurzen Zeit das ganze Börsengebilde und den Aufbau von Handel und Industrie fast im nu zerstörten, wird es sicherlich begreiflich erscheinen, dass die zögernd eingesetzte Besserung der kräftigsten Schonung bedarf. Rückschläge nach jeder Richtung hin in mehr oder minder schärferer Form müssen in den **Bereich der Möglichkeit** gezogen werden. Zur Besserung dieser Stimmung hat in erster Linie wiederum der **Geldmarkt** beigetragen, der überall eine Kräftigung erfahren hat, so auch in Deutschland. Die Februarliquidation an den Börsen vollzog sich zu verhältnismässig billigen Sätzen, und Geld wurde gleichfalls relativ kulant angeboten. Diese momentane Geldabundanz ist jedoch nur zu bestimmten Zwecken und in gewisser Form sichtbar, und äusserst begrenzt sind die Kreise, die, wenn auch nur vorübergehend, von dem flüssigen Angebot am Geldmarkt zu profitieren wissen. Die **industriellen Kreise** und nach wie vor im gleichen Umfange die **kommunalen Behörden** sind es, die jedwede Erleichterung der Geldmarktsituation durch **kräftige Inanspruchnahme des Kapitalmarktes** so ziemlich inhibieren. Neuerliche Millionenanleihen verschiedener Städte wurden publik. Dem Kapitalbedarf der Harpener Bergbaugesellschaft, welche durch Neuausgabe von Aktien an den Markt appelliert, folgt nunmehr auch die Bochumer Gussstahlgesellschaft durch eine Neuemission von Obligationen bis zur Höhe von 10 Millionen Mark.

Die **Bankausweise** der einzelnen Noteninstitute stehen unter dem Eindruck der momentanen Erleichterung des Geldmarktes. Besonders der **Deutschen Reichsbank** war es ermöglicht, eine steuerfreie Reserve neuerdings zu schaffen, die sogar grösser ist als in der Parallelwoche des Vorjahres. Inzwischen sind die monetären Verhältnisse weiterhin gebessert, was auch zum Teil damit zu motivieren ist, dass ausländisches Kapital und besonders französische Finanzkreise ihre Disponibilitäten nach Deutschland dirigiert haben, um von unseren höheren Leihraten und Diskontsätzen zu profitieren. Der Unterschied zwischen der offiziellen Reichsbankrate und dem jeweiligen Privatdiskontsatze der Börse hat sich weiterhin vergrössert, wenn auch die billigste Rate von etwas über 4% in Berlin nicht aufrecht erhalten werden konnte. Die für diese Woche **erwartete Diskontermässigung in London** ist unterblieben. Es dürfte mit Bestimmtheit erwartet werden, dass, falls nicht unvorhergesehene Verwicklungen irgendwelcher Art, besonders am undurchsichtigen amerikanischen Finanzmarkte, eintreten, es London und dann rückwirkend auch der Reichsbank ermöglicht wird, mit einer Diskontermässigung, die in Berlin sicherlich wegen der Monatsliquidation und der Erwartung einer weiteren Kräftigung des Bankstatus unterblieben ist, vorzugehen. Die Kalkulation nach dieser Richtung geht jedenfalls dahin, dass die Reichsbank mit diesem Schritte wartet, bis es ihr leichtweg ermöglicht ist, die Diskontschraube tunlichst um **ein ganzes Prozent** zu lockern. Die auch an dieser Stelle bereits wiederholt erwähnte Vorsicht der Reichsbank hinsichtlich der Geldmarktregulierung Deutschlands wird sicherlich bei etwaigen Rückschlägen nur angenehm empfunden werden.

Die **Marktlage der heimischen Industrie**, insbesondere von Kohle und Eisen, lässt noch sehr zu wünschen übrig, und dass Konsum und Produktion noch nicht ganz in Einklang gebracht worden waren, beweist die beschlossene Einschränkung der Kohlen- und Koksproduktion durch das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat. Auch die Ziffern und die Daten bezüglich der Förderung und Entwicklung dieses so wichtigen Syndikates bedürfen noch einer grossen Besserung. Anderseits befriedigte die Meldung, dass der Stahlwerksverband seinen Mitgliedern infolge der überraschend zufriedenstellenden finanziellen Ergebnisse des Jahres 1907 eine Abschlagszahlung von über sieben Millionen Mark überweisen konnte. — Die **Widerstandsfähigkeit der deutschen Börsen** wurde ferner gestärkt durch die **günstigen Auslassungen** über die Gestaltung der **amerikanischen Wirtschaftsverhältnisse**. Bemerkenswert ist hierbei, dass die Berichte von den **Kupfer- und Eisenmärkten Amerikas**, die sicher als Gradmesser für die Konjunkturentwicklung angesehen worden sind, etwas besser lauten, und man besonders für Kupfer bezüglich der Preisgestaltung einen Umschwung in Aussicht stellt. Die durchaus verschleierte Konstellation dieser Marktverhältnisse ist genügend bekannt; es dürfte aber zutreffend sein, dass der Konsum für Rohkupfer in der letzten Zeit zugenommen hat, indem vornehmlich die Elektrizitätsgesellschaften die Gelegenheit benützt haben dürften, bei den stark gesunkenen Preisen ihren Bedarf günstig zu decken. Von einer definitiven Besserung der amerikanischen Verhältnisse kann nur von dem Zeitpunkte ab erst gesprochen werden, wenn über den Verlauf der bevorstehenden Wahlkampagne in Amerika etwas Greifbares bekannt ist. — Die Nachrichten von neuerlichen ernsten Finanzkrisen in Japan und die äusserst ungünstig aufgenommene Bilanz der Hamburger Paketgesellschaft — die Dividende wird von 10% auf 6% reduziert — und ferner verschiedene unerfreuliche Vorgänge innerhalb der deutschen Finanzwelt brachten eine durchgreifende Besserung bereits im Keime zum Stillstand.

M. Weber.

Bayerische Banken. Der Abschluss der **Bayerischen Handelsbank** zeigt ein beträchtliches Wachstum der Bank; die Dividende beträgt wie seit einer Reihe von Jahren 8,05%. — **Bayerische Vereinsbank.** Auch dieses Institut verteilt die gleiche Dividende wie in den Vorjahren: 9%.





Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: I. V.: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 11

14. März
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Bekanntmachung.

Zur **Bestreitung der Ausgaben für Eisenbahn-Neubauten und Beschaffung von Fahrmaterial** hat die **Kgl. Bayer. Staatsregierung** ein

4% Eisenbahn-Anlehen

im Nominalbetrage von Mk. 38,000,000.—

unkündbar bis 1. Mai 1918

ferner zur **Bestreitung von Ausgaben für Justizbauten, dann für Postbauten, Telegraphen- und Telephonanlagen** ein

4% Allgemeines Anlehen

im Nominalbetrage von Mk. 22,000,000.—

unkündbar bis 1. Mai 1918 ausgegeben.

Die Anlehen bilden eine Fortsetzung der bereits bestehenden Bayerischen Staats-Eisenbahnschuld, beziehungsweise allgemeinen Staatsschuld, sind unter verfassungsmässige Gewährleistung gestellt und hievon ersteres auf die Staatseisenbahnen, letzteres aber im allgemeinen auf die Staatsfonds versichert.

Die Schuldverschreibungen lauten auf den Inhaber und sind mit halbjährigen Zinsscheinen vom 1. Mai 1908 bis 1. Mai 1916 einschliesslich, sowie mit einem Erneuerungsscheine (Talon) versehen und in Stücke von

Mk. 5000.--, 2000.—, 1000.—, 500.— und 200.— eingeteilt.

Die Einlösung der Zinsscheine erfolgt:

in Bayern: bei der **Kgl. Hauptbank** und den **Kgl. Filialbanken,** den **Kgl. Staats-Schulden-Tilgungs-** und **Kreiskassen,** den **Kgl. Rentämtern,** dann ausserhalb Bayerns und zwar zurzeit

in Frankfurt a. M.: bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,** bei dem **Bankhause von Erlanger & Söhne;**

in Berlin: bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft;**

in Hamburg: bei der **Hamburger Filiale der Deutschen Bank.**

Die Schuldverschreibungen sind seitens der Inhaber unkündbar.

Eine Kündigung der Anlehen seitens der Kgl. Bayerischen Staatsschuldentilgungs-Anstalt findet keinesfalls vor dem **1. Mai 1918** statt; nach diesem Tage richtet sich die Tilgung der Anlehen nach den Bestimmungen der hiefür massgebenden Gesetze.

Die Unterfertigten haben obige Anlehen von der **Kgl. Bayerischen Staatsregierung** übernommen und legen dieselben unter den nachstehenden Bedingungen

zur öffentlichen Subskription auf.

Die Zeichnung findet **Montag, den 9. März lfd. Jrs.**

bei den nachstehend angegebenen Zeichnungsstellen während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden statt.

Zeichnungsscheine können von den genannten Stellen bezogen werden.

Der **Zeichnungspreis** ist auf **99,60 %** unter Verrechnung der Stückzinsen festgesetzt.

Bei der Zeichnung ist auf Erfordern eine Kaution von 5% des Nennwertes in Bar oder in marktgängigen Wertpapieren zu hinterlegen.

Die Zuteilung, deren Höhe dem Ermessen jeder einzelnen Zeichnungsstelle überlassen ist, erfolgt so bald als möglich nach Schluss der Zeichnung durch schriftliche Benachrichtigung der Zeichner.

Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom **17. März l. Js.** ab jederzeit gegen Zahlung des Preises abnehmen; sie sind jedoch verpflichtet,

die Hälfte des zugeteilten Betrages am 17. März l. Js.
und die andere Hälfte spätestens am 20. Mai l. Js.

abzunehmen. — Zugeteilte Beträge bis einschliesslich **Mk. 5000.—** sind sogleich ungeteilt zu ordnen.

Die Abnahme der zugeteilten Stücke muss an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat.

Nürnberg, München, Berlin, Frankfurt a. M., im März 1908.

Königl. Bayerische Bank.
Bayerische Hypotheken- u. Wechsel-bank.
Bayerische Vereinsbank.
Bayerische Handelsbank.
Pfälzische Bank.
Merck, Finck & Cie.

Vereinsbank Nürnberg.
Anton Kohn.
Bank für Handel und Industrie.
Deutsche Bank.
Direction der Disconto-Gesellschaft.
Dresdner Bank.
von Erlanger & Söhne.

Zeichnungsstellen in München:

Königliche Filialbank. — Bayer. Hypotheken- und Wechselbank. — Bayer. Vereinsbank. — Bayerische Filiale der Deutschen Bank. — Bayerische Handelsbank. — Pfälzische Bank. — Merck, Finck & Cie. — Filiale der Dresdner Bank in München. — Bayer. Bank für Handel und Industrie.





Aktiva. Bilanz der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank. Passiva.

Aktiva	M.	Pf.
Hypotheken-Kapital-Konto, darunter *M.* 965.562,702.19 Register-Hypotheken	978'887,642	66
Hypotheken-Zinsen-Konto	12'860,975	60
Wechsel	28'430,703	23
Lombard-Kapital-Konto	2'801,210	—
Lombard-Zinsen-Konto	28,272	65
Dauernde Beteiligungen	7'222,701	23
Effekten, darunter *M.* 7'860,000.— eig. Pfandbr.	17'890,517	83
Konto-Korrent-Debitoren inkl. *M.* 5'739,695.52 Guthaben bei Banken und Bankiers	74'873,973	99
Immobilien	6'314,744	69
Kassa	4'213,821	22
	1,133'524,563	10

Passiva	M.	Pf.
Aktien-Kapital	54'285,714	30
Reserve-Fonds	44'573,124	97
Reserve-Konto für Leistungen der Bank an die Pensionsanstalt	600,000	—
Pfandbrief-Agio-Rückstellungs-Konto nach § 26 des H.-B.-G.	48,883	30
Pensions-Anstalt der Beamten der Bank	1'435,312	34
Pfandbrief-Kapital-Konto	957'105,600	—
Pfandbrief-Zinsen-Konto	9'194,072	33
Dividenden-Konto	2,368	—
Geldübernahms-Konto	9'048,141	96
Konto-Korrent-Kreditoren	42'174,467	26
Tratten	6'814,415	09
Gewinn- u. Verlust-Konto	8'242,463	55
	1,133'524,563	10

Soll. Gewinn- und Verlust-Konto. Haben.

Soll	M.	Pf.
Regie-Spesen	2'397,496	68
Zinsen der umlaufenden Pfandbriefe	34,002,156	75
Statutengemäßer Beitrag zum Pfandbrief-Spezial-Reservefonds	464,276	08
Obligatorischer Beitrag zur Pensionskasse	85,711	90
Zinsen im Geldübernahms-Geschäfte	316,259	96
Zinsen an Konto-Korrent-Kreditoren, Sparkassen und unsere Rentenanstalt	1'982,953	47
	39'248,854	84
Gewinn-Saldo	8'242,463	55
	47'491,318	39

Haben	M.	Pf.
Uebertrag vom Jahre 1906	403,488	69
Hypotheken-Erträgnisse	39'465,498	47
Verdiente Abschlußprovisionen und Prolongationsprovisionen im Hypothekengeschäfte	185,226	31
Erträgnisse auf Konto Dauernde Beteiligungen	731,054	42
Effekten-Erträgnisse	621,395	74
Wechsel-Diskonto-Erträgnisse	1'405,186	58
Lombard-Geschäfts-Erträgnisse	167,153	06
Depositen-Erträgnisse	474,290	10
Konto-Korrent-Erträgnisse, Zinsen und Provisionen	4'038,025	02
	47'491,318	39

München, den 31. Dezember 1907.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 11. München, 14. März 1908. V. Jahrgang.

Krieger- oder Kriechervereine.

Von einem früheren Reserveoffizier.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man nachweisen, daß im Preußischen Landeskriegerbund Streitigkeiten entstanden sind. Sie sind da und mit ihnen ist zu rechnen. Man hat vorgeschlagen, sie beizulegen; ich verweise in dieser Beziehung auf mehrere Artikel der „K. Vztg.“ v. 3. März und der „Germania“ v. 23. Febr. Zum Vergleich gehören zwei, und zu einem Vergleich, wie er hier vorgeschlagen wird, gehören zwei, die es ehrlich meinen. Die Frage ist: Will der Bundesvorstand einen ehrlichen Frieden? Und darauf ist nach dem, was bis jetzt verlautbart, n i c h t zu rechnen. Das geht klipp und klar aus der 2. Auflage des Handbuchs für die Kriegervereine von Geheimrat Westphal hervor, des ersten stellvertretenden Vorsitzenden des Preußischen Landeskriegerbundes. Dieser Herr hat es für gut befunden, seinem Buche ein neues (IX.) Kapitel einzufügen mit der vielversprechenden Ueberschrift: „Wie haben die Kriegervereine ihre Pflichten gegen Reich und Staat praktisch zu betätigen?“ Die Quintessenz des in diesem Kapitel aufgeführten Eiertanzes ist: „Die Kriegervereine sind unpolitisch den bürgerlichen Parteien gegenüber; sie üben aber eine politische Tätigkeit im Sinne ihrer Satzungen in nationaler Beziehung aus.“ Ein unpolitischer Verein mit politischer Tätigkeit ist jedenfalls eine derartig interessante Kreatur, daß es niemandem zu verargen ist, wenn er sich solche genauer ansieht. Ein unpolitischer Verein! „Parteipolitik hat in den Vereinen nichts zu suchen“ (S. 131), aber „vollkommen falsch“ ist es, wenn der Sinn des Wortes: „Politik gehört nicht in die Kriegervereine“ der sein soll, „daß alles und jedes, was auch nur an Gegenstände von öffentlichem, nationalem oder politischem Interesse streift, für die Vereine ein Kräutchen „Rührmichnichtan“ sein müsse“ (S. 131). Wie soll die Vaterlandsliebe und das deutsche Nationalbewußtsein gestärkt werden „ohne Bezugnahme auf öffentliche Angelegenheiten“? Dabei ist es Pflicht der Vereine, bei W a h l e n „das schwarz-weiß-rote Banner aufzupflanzen und den Kameraden zuzurufen: Tut eure Pflicht als deutsche Patrioten. Wählt keinen Sozialdemokraten! Wählt im übrigen, wen ihr wollt, . . . wählt Männer, die das Vaterland über die Partei setzen.“ (S. 132). Das ist nach Westphal „keine Politik, die durch die Satzungen verboten ist“ sondern „lediglich Betätigung patriotischer Pflicht.“ (S. 133). Das ist nicht satzungswidrig, sondern satzungsgetreu. Ein Sozialdemokrat kann nicht Mitglied sein, „den Angehörigen der nationalen Parteien aber . . . kann wohl ein mahnendes Wort zugerufen werden, wenn ihre Partei . . . das vaterländische Interesse vor dem kleinen Parteistandpunkte zurückstehen läßt; aber wenn solche Mitglieder der Parteiparole trotzdem folgen zu müssen glauben, so haben die Kriegervereine das nicht zu verantworten, sondern sie haben die freie Ausübung eines staatsbürgerlichen Rechtes anzuerkennen.“ (S. 133).

Wie gnädig! Politik — keine Politik; rin in die Kartoffeln, raus aus die Kartoffeln; wie's trefft, bald ist der Katz ein Katz, bald ein Kater. Wer entscheidet denn, was Parteiinteresse und Patriotismus ist, wo beide sich treffen oder kollidieren. Darüber zu urteilen ist selbstverständlich dem hohen Bundesvorstande vorbehalten, der mit seinem Patriotometer eines jeden Herz und Nieren prüft, ob ihr „patriotisches Können“ unbewußt im Parteizwang kleingehalten wird“, ob sie „Sklaven sind, die als vermeintlich freie Männer sich jeden beliebigen Vertreter im Reichstag gefallen lassen“, ob sie „in die Zwangsjacke des Wahlausschusses des Zentrums hereingewachsen sind“ usw. — so der sattsam bekannte Stern Schmitz in Trier. Denn es handelt sich um Fragen „von der Wehrkraft zu Wasser und zu Lande und vom Ansehen der Nation nach außen“ (S. 132). Und da darf ja „ein mahnendes Wort zugerufen“ werden. Nach diesem Rezept kann alles und jedes in den Kriegervereinen traktiert werden; der Bundesvorstand erklärt ad nutum Bernhards irgend eine Tagesfrage für etwas, was das Ansehen der Nation nach außen betrifft — z. B. das kraftvolle Auftreten Bülows in Marokko — und dann wird munter gehetzt — alles von Rechts wegen und durch die Statuten geheiligt. Man soll doch an maßgebender Stelle des Verbandes einmal offen Farbe bekennen: der Kampf geht und ging gegen das Zentrum, man glaubte die Kriegervereine als eine bequeme Wahlschutztruppe für den Bülowismus gebrauchen zu können. Wozu denn alle die Flugblätter, wozu denn die Redensarten der amtlichen „Parole“ vom 23. Januar? Aber das ist „ernsthafte nationale Vereinsarbeit“ (S. 132), und Herr Westphal gibt jedem Anhänger des Schlagworts „Keine Politik in den Kriegervereinen“ auf, „einmal sorgfältig darüber nachzudenken, wie sie sich denn — abgesehen von dem Feiern patriotischer Feste, deren Wert durchaus nicht unterschätzt werden soll — die Pflege der Vaterlandsliebe und des Nationalbewußtseins eigentlich denken; wie die Vereine anders diese ihre nationalen Aufgaben pflegen sollen, als daß sie nationale Gegenstände in ihren Versammlungen erörtern.“ Das sagt Herr Westphal alles zur Rechtfertigung seines Standpunktes in puncto: Politik in Kriegervereinen. Die Antwort auf seine Frage sei ihm nicht vorenthalten. „Vorträge und Aussprachen in den Vereinen über die Großtaten unseres Kaiserhauses und der deutschen Fürstengeschlechter in Krieg und Frieden, Aufklärung über die Tätigkeit unserer Regenten auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Hebung des Volkswohles werden lehren, daß das Heil unseres Volkes in der unerschütterlichen Festigkeit des monarchischen Staates beruht, Belehrungen über die ruhmvolle Geschichte des deutschen Volkes, über seine Stellung unter den übrigen Völkern, über seine Leistungen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Handels, der Industrie und des Gewerbslebens werden das Nationalbewußtsein heben und fördern.“ Diese Antwort gibt dem Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Westphal, Major der Landwehr a. D., vom Jahre 1907 — der Prof. Dr. A. Westphal, Hauptmann der Landwehr-Infanterie, vom Jahre 1899 in seiner Broschüre „Kriegervereine und Sozialdemokratie“.

Das mag genügen, um darzutun, was man heute oben bei der Leitung und auch in den Kreisvorständen, den Schmitz, Thiel, Giani usw. denkt, mag dartun, daß man die „Auslegung“ der Statuten seitens dieser Herren oben voll und ganz billigt, daß man „in Zukunft genau so seine Pflicht(!) tun wird wie bisher“ (S. 133).

Und vor solchem Wollen und Trachten k r i e c h e n wir n i c h t zu Kreuze! Wir verlangen klipp und klar eine Erklärung, daß man das Vorgehen bei der Wahl 1907 seitens der Bundesleitung mißbilligt. Man komme da nicht und erkläre (S. 134), das Verhalten bei der Stichwahl sei nicht zentrumsfeindlich gewesen. Wo sind denn die Kriegervereine ernstlich für einen Zentrumskandidaten ins Zeug gegangen? Vielleicht, um von ähnlichen Dingen zu reden, bei der letzten badischen Landtagswahl? Wir verlangen ferner die Desavouierung und Entfernung der obengenannten Herren. Und wenn man das oben nicht will: gut, dann sollen sie den Krieg haben! Recht muß Recht bleiben.

In eigener und fremder Sache.

Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis“.

Von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

(Schluß.)

Nun die „Freiheit der Wissenschaft“! Rom hat wieder einmal die Freiheit der Wissenschaft gebannt und damit, soviel an Rom liegt, die Wissenschaft zum Tode verurteilt. So liest man und hört man bis zum Ueberdrusse.

In feierlicher Stunde hab' ich den Satz gesprochen: „Die wahre freie Forschung und Lehre, die alle vernünftig-sittlichen Mittel anwendet, um die Erkenntnis an ihr Ziel zu führen, darf durch keine irdische Gewalt niedergehalten werden, weil gar keine Gewalt die Wahrheit, die freigeborene Tochter des ewigen Gottes, niederhalten kann, so wenig als ein Machtspruch der unechten Wissenschaft imstande ist, dem Verkehrten und dem Falschen einen dauernden Sieg über das Gerade und das Aufrechte zu schaffen . . . Die echte Wissenschaft kann nicht leben, wenn sie nicht in reiner Luft und in freier Luft atmen darf.“[1])

Hab' ich recht, wenn ich also von der „Freiheit der Wissenschaft“ rede? Hab' ich unrecht, wenn ich dagegen meine, der bekannte Satz: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ — sei ein ganz schiefer Satz, obgleich er in einer gewissen Verfassungsurkunde steht?

Alle Wege, die ein vernünftig-sittliches Wesen wandeln kann, um an ein sittlich-vernünftiges Ziel zu gelangen, müssen der Forschung und der Wissenschaft offen sein, freigelassen sein. Aber wenn und wann immer die Wissenschaft ihr Ziel, die **Wahrheit**, erreicht hat, ist sie in keiner Weise mehr frei, sondern schlechthin gebunden, und der Forscher ist verbunden, die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nur die Wahrheit vorzutragen und zwar in eindeutigem, nicht in vieldeutigem Wort. Oder kann, darf und muß der Mathematiker, indem er die „Freiheit“ seiner Wissenschaft verkündet, sich von den längst erwiesenen Sätzen der Arithmetik und Geometrie losbinden, um neue Entdeckungen zu machen?

Aehnlich, nicht gleich, wie die mathematischen Theoremata verhalten sich die theologischen Dogmata (nicht die Theologenmeinungen). Jene sind die bisher erreichten, durch die Kraft des vernünftigen Denkens festgestellten Formulierungen der mathematischen Wahrheit; diese sind die bisher erreichten, durch die Autorität der kirchlichen Lehrgewalt festgestellten Formulierungen der religiösen Wahrheit. Beide Arten von Dogmen binden aber den Mann der Forschung und die Forschung schlechtweg. Nicht jedoch hindern sie die Freiheit des Weiterforschens. Oder hat es Sinn, zu sagen, frühere, alte Wahrheiten hemmten die Entdeckung neuer, späterer Wahrheiten? Läge Verstand in der Behauptung, die Gesetze der Körperbewegung oder des Luftdruckes beeinträchtigten die „Freiheit“ des Gehens, des Fliegens?

Eine andere Freiheit der Wissenschaft als die Bewegungsfreiheit innerhalb von den Gesetzen der Wahrheit gibt es nicht. Und wenn der Papst gegen das Antänzeln und gegen das Anrennen der Modernisten die Gesetze (Dogmen) schützt, welche die Freiheit überhaupt und die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung insbesondere stützen, da dient der Papst der echten Erkenntnis und ihrem Fortschritte, so, wie dem Edelsten, wonach die Menschheit ringt, nur gedient werden kann.

Freilich weiß ich sehr gut, welch letzten Sinn in gewissen Kreisen die Forderung der „Freiheit“ für die Wissenschaft, der Schrankenlosigkeit für die Forschung hat. Wie viele Vertreter moderner „Sittlichkeitsbestrebungen“ nicht die Freiheit auf dem unverrückbaren Grunde des natürlichen Sitten- und Denkgesetzes, sondern Freiheit von dem Gesetze verlangen, so begehrt der Modernismus schlechtweg Freiheit von allen Dogmen, die Befugnis schonungsloser Mißachtung, rücksichtsloser Verachtung der alten christlichen Grundlehren. Die Dogmen, heißt es, sind nun einmal keine mathematischen Axiome, und Kirchendogmen anzuerkennen, verbietet uns die gegen früher veränderte, die moderne „Empfindungsweise“.

Was will die Berufung auf die „moderne Empfindungsweise“? Es ist die Berufung eine Verschleierung des Versuches, sich einer wissenschaftlichen Pflicht zu entziehen, der Pflicht nämlich, ohne Rücksicht auf etwaige „Empfindungsweisen“, streng sachlich zu prüfen, ob eine kirchliche Lehrgewalt das Recht hat, Dogmen aufzustellen, die Wahrheitselemente der Religion in Lehrsätze zu fassen, dann weiter zu prüfen, ob die Dogmen richtig gefaßt sind. Weil die „moderne Empfindungsweise“ sich ängstigt, es möchten bei pflichtmäßiger Prüfung ihr unerwünschte, „unmoderne“ Ergebnisse herauskommen, kurz die alten Kirchendogmen möchten richtig sein, darum zieht die Weise sich mit „autonomer Freiheit“ auf das Recht ihrer selbst zurück. Was steckt in solch einem Verfahren?

Vor einiger Zeit ward ich gefragt, ob dem Historiker Adolf Harnack, der wieder einmal den Christenglauben nach der „modernen Empfindungsweise“ umkehren will, die **wissenschaftliche Ehrlichkeit** (bona fides) zuzutrauen sei. Eine glatte Antwort auf die heikle Frage ist selber heikel. Immerhin wird folgendes festzustellen sein.

Der **Dogmenhistoriker** Harnack entwickelt ganz richtig, daß der „Hauptartikel“ der Reformation der Lehrpunkt ist: Der Mensch wird gerecht durch das Glauben allein (sola fide) — während es die Grundauffassung der katholischen Kirche ist, nach Paulus und der ganzen Heiligen Schrift: Der Mensch wird gerechtfertigt in dem durch die Liebe lebendigen, wirksamen Glauben (fide caritate formata). Als **Festredner** entwickelt Harnack aber ganz andere Vorstellungen. Da betont er, daß nicht das **Glauben allein** der Grund des neuen, vollkommenen Lebens, sondern, daß dies — nicht nach katholischer, sondern nach protestantischer Anschauung!! — die **Liebe** sei.[2]) Warum solch zwiespältige Aeußerungen?

Soll man etwa sagen: Die Empfindungsweise des **Gelehrten** gebietet ihm, die „starre Formel“ der Solafides-Lehre vorzutragen, während die Empfindungsweise des **Redners**, wenn er ohne Anstoß belehren und beraten will, ihm erlaubt, die starre Formel zu „erweichen“ durch einen Zusatz von Liebe? Soll man dem anfügen, die „Freiheit der Wissenschaft“ gestatte den seltsamen Wechsel je nach Maßgabe der „Empfindungsweise“?

Sollten **wir** eine derartige Freiheit der Forschung und des Vortrages in Anspruch nehmen, so müßten wir gestehen, daß diese Freiheit und die wissenschaftliche Ehrlichkeit (bona fides) uns in den feindseligsten Widerstreit geraten würden. Wir sind überzeugt, mit solch einer Forschungsart hat im Grunde weder die Wissenschaft, noch die Freiheit der Wissenschaft, noch die Ehrlichkeit der Wissenschaft etwas zu tun.

Gegenüber von Darstellungen der Gelehrsamkeit und der Rhetorik, bei denen Verstand und Logik keinesfalls auf ihre Rechnung kommen, ist die Schärfe und die Sicherheit zu preisen, womit die päpstliche Enzyklika die Irrgänge des Modernismus aufdeckt. Beweis und Beispiel sei die Würdigung der neologischen Vorstellungen von der „Offenbarung“, worüber ein nächster Artikel handeln soll. Für heute möge den Modernisten, deren oberste

---

[1]) „Dem Andenken an Großherzog Friedrich I. von Baden.“ Rede bei der Trauerfeier der Universität Freiburg i. B., gehalten in der städtischen Festhalle den 21. Nov. 1907 vom derzeitigen Prorektor (Freiburg, Herder, 1908), S. 16 ff.

[2]) Vgl. das in der Form nicht ganz glückliche, im Inhalt aber wohl unwiderlegliche Schriftchen von Dr. **Fritsch-Hamm** in Westfalen: „Das christliche Lebensideal und Adolf Harnack“ (1907, vom Verfasser zu beziehen). Die vielbemerkte, irenisch gehaltene Rede Harnacks über „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland“ ward zur Feier von Kaisers Geburtstag am 27. Januar 1907 vorgetragen. Harnack hat in seiner Dogmengeschichte den „Hauptgedanken des neuen Evangelii“, der Reformationsdogmatik richtig dargestellt, und er hält an dessen Richtigkeit fest. Selbstverständlich hat der Gelehrte nichts beigetragen zu dem Beweise, der Solafides-Gedanke **sei** richtig. Im Gegenteil, wenn Harnack in der neuen (3. Aufl.) seiner Dogmengeschichte (S. 800) den bleichsüchtigen Satz schreibt: „Diesen Hauptgedanken, daß der Christ nicht aus der Gnade fällt, wenn er sich des Gottes getröstet, der (sola fiducia speciali) Sünden vergibt, und demgemäß einen Haß gegen die Sünde empfindet (der Haßzusatz fehlt in den früheren Auflagen!!), hat die Augustana im 12. Artikel mindestens verschleiert“ — so gibt er zu erkennen, daß an dem „Hauptartikel“ des Protestantismus etwas der Verschleierung bedürftig ist. Der sittlich durchaus bedenkliche, psychologisch unvollziehbare Satz: „Glaube nur (fide sola), als wären dir die Sünden um Christi willen vergeben, so werden sie dir nicht angerechnet, so fällst du nicht mehr, trotz der Sünden, aus dem Gnadenstand heraus“ — ist durch das eine Wort des Herrn bei Mark. 11, 26 verworfen: „Vergebet ihr nicht, so wird auch euer Vater im Himmel eure Sünden nicht vergeben.“ Ueberaus merkwürdig ist, daß Harnack es tadelnswert findet, wenn die protestantischen Prediger die „starre Formel“ der Solafides-Lehre auf ihren Kanzeln „erweichen“, also mit „glücklicher Inkonsequenz“ sich dem katholischen Lebensideale der im Glauben wirksamen Liebe nähern.



Sorge der unbeschränkten, „ehrlichen" Freiheit der Wissenschaften gilt, ein Gedanke nach dem Propheten Goethe empfohlen sein! Ist es auch nicht scharf genug gesagt, so wird es immerhin gesagt, daß es für die Menschenvernunft, die sich fälschlich nur auf die „Freiheit" des „Wortes Gottes in ihr selbst", auf das Recht ihrer „Empfindungsweise" berufen kann, dem Höchsten, der Wahrheit gegenüber eine „Autonomie" nicht gibt, niemals gegeben hat, nicht geben kann. „Nicht das macht frei," heißt es in Eckermanns Gesprächen, „nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen, und wert sind, seinesgleichen zu sein."



Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Kaiserbrief an Lord Tweedmouth.

Ueber eine höchst einfache und harmlose Sache ist in England ein ungeheurer Lärm gemacht worden, und ein nervöser Lord hat sogar von einem „Kriegsvolk" gesprochen. Lord Esher, der von der regierenden liberalen Partei zum Deputy Governor des Schlosses Windsor bestellt worden, hatte in seinem ungestillten politischen Ehrgeiz ein Schriftstück vom Stapel gelassen, das den gegenwärtigen Admiralitätschef Sir John Fisher gegen das englische Seitenstück zu unserem Keimschen Flottenverein verteidigen sollte. Der eifrige Lord leistet sich zum Schlusse den Satz: „Es gibt in Deutschland vom Kaiser abwärts nicht einen Mann, der nicht den Sturz Sir John Fishers willkommen hieße." Diese ebenso unwahre wie taktlose Bemerkung erregte die Entrüstung unseres Kaisers; Wilhelm II. richtete alsbald an den persönlich befreundeten Lord Tweedmouth, den gegenwärtigen englischen Kriegsminister, einen Privatbrief, in dem er die Verdächtigung Deutschlands zurückwies. Lord Tweedmouth behandelte den Brief des Kaisers nicht mit jener Diskretion, die unter Gentlemen selbstverständlich sein sollte, und so kam die Nachricht von dem Briefwechsel mit einem äußerst boshaften Kommentar in die „Times", die bekanntlich seit Jahren die Hetze gegen Deutschland systematisch betreibt. Es wurde den Engländern vorgeredet, daß der Deutsche Kaiser den Versuch mache, die englische Flottenpolitik zu beeinflussen. Die große Mehrzahl der englischen Blätter (und auch der französischen) war anständig genug, sich nicht mit den groben Ausfällen der „Times" solidarisch zu machen, und viele fanden sogar kräftige Worte zum Schutze der Wahrheit und des Friedens. Doch hielten mehrere Blätter, namentlich konservative, an der Ansicht fest, der Briefwechsel eines fremden Souveräns mit einem englischen Minister sei ungehörig und gefährlich; ja, man forderte sogar Maßregeln zur Verhinderung eines solchen Verkehrs. Der Verdacht, daß Kaiser Wilhelm, der von der deutschen Flotte gesprochen hatte, eine Einwirkung auf den englischen Flottenbau versucht habe, könnte am besten durch die Veröffentlichung des Schreibens in seinem vollen Wortlaut widerlegt werden. Aber die Veröffentlichung ist bisher nicht erfolgt, anscheinend deshalb nicht, weil der kaiserliche Brief mit jener Ungeziertheit, die man in vertraulichen Briefen an Freunde liebt, über besagten Gerngroß Lord Esher sich ausgesprochen hat. Alles in allem genommen, möchten wir auch gar nicht wünschen, daß der Wortlaut noch veröffentlicht würde. Im Unterhause hat bereits die englische Regierung die Erklärung abgegeben, daß es sich um einen Privatbrief handle, der nicht zur Kenntnis des Ministeriums gelangt sei und überhaupt auf das schon vor seiner Ankunft festgestellte Marinebudget keinerlei Einfluß auszuüben vermocht hat. Im Oberhause sollen alsbald Erklärungen von Lord Tweedmouth selbst folgen. Wenn die Deutschenhasser und die von ihnen gezüchteten Germanophoben damit noch nicht beruhigt sind, so können wir sie ruhig ihrem Schicksal überlassen. Das gute Zureden betrachten diese Leute nur als Zeichen von Schuldbewußtsein und Schwäche. Das Nachlaufen nützt nichts; man sage lieber: „Na, denn nicht!"

Was die Beziehungen unseres Kaisers zu ausländischen Staatsmännern angeht, so verlangen wir, daß jeder es als eine Ehre betrachtet, wenn er vom Deutschen Kaiser einen freundschaftlichen Brief erhält. Unser Kaiser hat das Recht, Unwahrheiten über die deutsche Politik in der ihm geeignet erscheinenden Form zurückzuweisen; vor allem dann, wenn man seine eigene Person in das Lügenspiel hineinzuziehen gewagt hat.

Eine andere Frage, die freilich das Ausland nicht angeht, sondern entre nous zur Erörterung steht, ist die: ob es unter den obwaltenden Verhältnissen ratsam ist, daß der Kaiser von dem erwähnten Recht unmittelbar Gebrauch mache und z. B. englische Staatsmänner mit persönlichen Briefen beehre. Andere Monarchen dürfen in dieser Hinsicht freier vorgehen; so pflegt bekanntlich König Eduard den lebhaftesten Verkehr mit französischen und sonstigen fremden Staatsmännern, ohne deshalb Angriffen nach Art der „Times" ausgesetzt zu sein. Aber leider gibt es noch viele und einflußreiche Leute, die uns Deutschen die Gleichberechtigung auf diesem und auf manchem anderen Gebiete (z. B. Handel, Wehrmacht) nicht zugestehen wollen. Was anderen als selbstverständlich zugebilligt wird, legt man den Deutschen (vom Kaiser abwärts) als Uebergriffe aus. — Der an sich kleinliche Zwischenfall wird jedenfalls dazu beitragen, daß die Vertrauensseligkeit, welche seit vorigem Herbst bei uns vielfach allzu üppig emporschoß, auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt werde.

Sonstige helle und dunkle Punkte am Welthimmel.

„Korrekt" ist die zutreffende Bezeichnung für das Verhalten der englischen Regierung, sowohl in Sachen der Flottenrüstung als auch der Balkanfrage.

Bei der Beratung des Flottenbudgets im englischen Parlament (vor der Indiskretion in bezug auf den Kaiserbrief) wurde natürlich der Antrag eines Radikalen auf weitere Einschränkung der Rüstungen abgelehnt. Die jetzt herrschenden Liberalen haben freilich bei den Wahlen Abrüstung versprochen, aber sie können das Versprechen nicht einlösen, da die unbedingte Uebermacht, die wahre Allmacht Englands auf der See sich mit unwiderstehlicher Kraft durchsetzt. Der Minister Asquith speiste die Wähler mit einer inhaltslosen Resolution ab, pries die von England geschlossenen Bündnisse und sagte über den vielbeschrieenen deutschen Flottenbau: Man dürfe weder mit Argwohn noch mit Furcht auf irgend eine Flottenvergrößerung blicken, die einfach dem wirtschaftlichen und militärischen Bedürfnisse eines Landes entspreche, das für eine schnellwachsende Bevölkerung Nahrungsmittel und Rohmaterialien von überseeischen Hilfsquellen besorgen und einen überseeischen Handel schützen müsse. Sehr korrekt, aber nicht übermäßig warm. Da die englische Presse vielfach noch das Recht Deutschlands zur Ausgestaltung seiner Flotte bestreiten will, so heben unsere Offiziösen mit Recht hervor, daß man die deutschen Rüstungen immer noch anders betrachtet und bewertet als die entsprechenden Rüstungen Frankreichs, Rußlands, Nordamerikas, Japans usw. Man möge endlich Deutschland dasselbe Recht zugestehen, was man allen anderen Ländern als selbstverständlich einräume: seine Rüstungen nach Maßgabe seiner eigenen Interessen einzurichten. — In der Tat, Deutschland muß die volle Parität durchsetzen. Wir haben nicht bloß das Recht, eine Flotte zum Schutze unseres Handels zu bauen, sondern auch zu unserer Verteidigung im Kriegsfall.

In der Balkanfrage hat Rußland eine plötzliche taktische Schwenkung vollzogen. Nachdem soeben noch halbamtlich die österreichische Bahn als Hindernis des Reformwerks bezeichnet war, verkündigte eine russische Zirkularnote, daß Eisenbahnen das beste Kulturmittel sind und daß also Rußland sowohl die Donau-Adriabahn als auch sonstige Projekte „diplomatisch unterstützen" werde. Oesterreich hat gegen weitere Balkanbahnen nichts einzuwenden; also kann dieser friedliche Wettstreit ohne Gefahr losgehen. Die kostspielige Suppe wird ja wohl nicht zu heiß gegessen werden.

Schon vor der russischen Note hatte die englische Regierung auch hier „korrekt" Stellung genommen. In beiden Häusern des Parlaments wurde die Angelegenheit besprochen; die Minister erkannten das gute Recht Oesterreichs an und sprachen sich gegen den Vorschlag einer russisch-englischen Sonderaktion aus; dabei wurde aber den russischen Heißspornen noch ein Pflästerchen auf die Wunde gegönnt, indem in höflicher Form ein gewisser störender Einfluß auf die Willfährigkeit der Pforte gegenüber dem mazedonischen Programm als denkbar betrachtet wurde. Im übrigen ging aus den Einzelheiten der Londoner Ministerrede deutlich hervor, daß die Schwächen der Reformaktion ganz wo anders wurzeln als in Sandschak Novibazar. Die Mächte sind sich nicht einig, weder in der Sache noch in der Taktik; die englische Regierung selbst brachte noch eine neue Basis der Reformen in Anregung, nämlich

die Einsetzung eines tatkräftigen Gouverneurs. Solange die Pforte nicht die volle Klarheit, Eintracht und Entschlossenheit spürt, wird sie natürlich ihren gewohnten passiven Widerstand fortsetzen. Bestärkt in ihrer Hartnäckigkeit ist sie nicht durch die selbstverständliche Eisenbahnkonzession, sondern durch den Widerspruch gegen dieses österreichische Unternehmen.

Die englische Regierung hat rechtzeitig erkannt, daß der antiösterreichische Vorstoß verfehlt war. Sie hätte schwerlich so schnell und so laut zum Rückzug geblasen, wenn sie nicht die Ueberzeugung erlangt hätte, daß Deutschland in dieser Sache sowohl des Rechts und der Freundschaft halber, als auch im eigenen Interesse unbedingt zu dem habsburgischen Nachbarreiche stehe. Der deutsche Botschafter in London sprach gerade zur Zeit jener Parlamentsverhandlungen in der dortigen Handelskammer und hielt dabei nicht bloß die übliche Schlagsahnenrede der Friedensliebe, sondern sprach auch ungeniert die deutsche Sympathie für das österreichische Vorgehen aus. So ist es recht; man dient dem Frieden am besten, wenn man die feste Entschlossenheit gegenüber allen ungebührlichen Zumutungen deutlich bekundet. Hoffen wir, daß die wertvolle Solidarität zwischen Wien und Berlin, die durch den Sandschak-Zwischenfall verstärkt worden ist, unter der Nachwirkung unserer traurigen Polenpolitik nicht wieder leidet.

Ein dunkler Punkt tauchte am hochpolitischen Horizont auf, als die chinesische Regierung einen Augenblick aus ihrer Lethargie erwachte und einen japanischen Handelsdampfer abfing, der Waffen und Munition in das unruhige Innere des Himmlischen Reiches bringen wollte. Natürlich große Entrüstung im selbstbewußten Japan und ein scharfes Ultimatum. China gibt langsam und stückweise nach. Das vielgepriesene Schiedsgericht, das zur Aufklärung des Tatbestandes sehr am Platze gewesen, wird von Japan rundweg abgelehnt, weil es sich um die „Ehre" der Flagge handle. Kriegsgefahr scheint uns trotz alledem nicht vorzuliegen — weil die nordamerikanische Flotte auf dem Wege nach Ostasien ist.

Mehr als ein dunkles Pünktchen ist es wohl nicht, wenn Rußland die Aufhebung der Klausel fordert, die ihm die Befestigung der Alandsinseln verbietet, und Schweden gegen das künftige Bollwerk vor dem Bottnischen Busen sich wehrt. Deutschland wird hoffentlich den Vorstoß des unruhigen Rußland nicht unterstützen. Wir brauchen keinerlei neues Ostseeabkommen.

Der Dauernebel im Reich.

Immer noch keine Klärung der verworrenen Lage, in welche die glorreiche Blockpolitik das Reich gebracht hat. Der neue Schatzsekretär Sydow hat sich in wohlgesetzter Jungfernrede Schonzeit erbeten, um sich einzuarbeiten. Dieser Zeitverlust ist die unvermeidliche Folge des Personenwechsels. Wer den Wechsel veranlaßt hat, ist für den Zeitverlust verantwortlich. Vielleicht kommt er ihm erwünscht, um die verheißene Verschiebung der Reichssteuern bis nach den preußischen Landtagswahlen mit Anstand verwirklichen zu können. Störend ist nur die berechtigte Unzufriedenheit der Beamten wegen der Verzögerung ihrer dringenden Aufbesserung. Auf Interpellationen von allen Parteien muß die Regierung dieser Tage Auskunft geben über die Vorlagen wegen der Beamtenbesoldungen. Preußen wartet mit der betreffenden Vorlage auf das Reich, und im Reich weiß man nicht, was man will oder kann. Das Reichsvereinsgesetz, das als die herrlichste Errungenschaft der Blockära ausposaunt wurde, sitzt augenblicklich fest auf der Klippe des § 7, und die Regierung droht den Freisinnigen, das ganze Gesetz scheitern zu lassen, wenn die Linke nicht das Verbot der polnischen Versammlungssprache annehme. Eine folgenschwere Probe auf die Dienstwilligkeit des Blockfreisinns! Auch das Börsengesetz will zum Verdruß der Linken nicht vorwärts kommen — trotz der Börsenfreundlichkeit des Herrn Blockkanzlers. Eine Verwirrung, eine Unfruchtbarkeit und Ratlosigkeit, wie man sie vor dem famosen 13. Dezember nicht erlebt hat. Zum Ueberfluß lehrte noch eine öffentliche Reklamation aus Oldenburg, daß die Bundesregierungen unzufrieden sind mit der Bevorzugung Preußens bei der Vorbereitung von Reichsgesetzen und der Mißachtung der „kleineren" Reichsglieder, die sich mit den Entwürfen erst befassen können, nachdem sie als vollendete Vorlagen der Berliner Regierung dem Bundesrat förmlich zugegangen sind. Bekanntlich hat die sonderbare dilatorische Behandlung der Steuerfragen auch viel Verstimmung in dem Kreise der „verbündeten Regierungen" hervorgerufen. Man denkt immer mehr an die „gute alte Zeit".

Gedanken u. Reflexionen zum 100. Geburtstag des Gottesleugners Dav. Friedr. Strauß.

Von
Dr. Albert Vögele.

Am 27. Januar waren es hundert Jahre, daß David Friedrich Strauß in Ludwigsburg, einem Städtchen Württembergs, geboren wurde. Man hat diesen Gottesleugner aus Anlaß dieses Tages auf protestantischer Seite nur zu sehr gefeiert. Wir wollen hier nüchtern das Vergängliche und das Bleibende an seinen Werken sowie sein Charakterbild in Kürze betrachten.

Kein theologisches Werk des ganzen vorigen Jahrhunderts hat eine so durchschlagende Wirkung gehabt wie „Das Leben Jesu" vom Jahre 1835, das der kaum 27jährige evangelische Theologe, damals Repetent am Stift zu Tübingen, verfaßt hatte. Binnen weniger Jahre war es viermal aufgelegt worden. Wenige philosophische Bücher hatten einen solchen Erfolg aufzuweisen wie sein Buch vom Jahre 1872 mit dem Titel: „Der alte und der neue Glaube." Es erlebte in einem halben Jahre sechs starke Auflagen.

Wenn übrigens gleich sein erstes Werk ihm einen glänzenden buchhändlerischen Erfolg gesichert hatte, so hatte es ihn doch um sein akademisches Lehramt gebracht. Daß ein 27jähriger Mann in einer so schwierigen, umfangreichen Frage kein reifes Werk schreiben konnte, liegt auf der Hand. Strauß wandte das schon früher für die Altertumswissenschaft und das Alte Testament angewandte Prinzip des Mythus auch auf die Evangeliengeschichte an. Er leugnete die Echtheit der Evangelienberichte, während doch eine vernünftige, maßhaltende Kritik nicht verkennen kann, daß die Evangelien von Augen- und Ohrenzeugen geschrieben sind. Eine alte Erfahrungstatsache begegnet uns auch hier: man darf nur gegen den Glauben schreiben in etwas verführerischem, glänzendem Stil und man ist gleich berühmt, und das Geschriebene findet reißenden Absatz.

Strauß und mit ihm viele hatten damals gedacht, er habe der christlichen Religion und Kirche den Todesstoß versetzt, er habe mit seiner Feder das Spinngewebe, das die Kirche gleich einer alten Kreuzspinne noch mühsam in morschem Gemäuer aufrecht erhielt, für immer zerrissen. Das Buch hatte ungeheures Aufsehen erregt, auch zahlreiche Gegenschriften hervorgerufen. Daß die Erscheinung des Christentums, welche eine ganz neue großartige Kulturwelt hervorrief, nicht aus Sagen- oder Mythenbildung erklärt werden kann, bedarf für alle Einsichtigen heute keiner weiteren Erörterung mehr. Mythen wirken nicht geschichtbildend, konnten das Antlitz der Welt nicht erneuern, wie faktisch das Christentum es getan hat.

Merkwürdig, wie sich die Zeiten ändern! Damals brachte „Das Leben Jesu" den Verfasser um die akademische Laufbahn. Heutzutage würde die Leugnung der Gottheit, Wunder Christi usw. einen evangelischen Theologen wohl schwerlich mehr um das akademische Lehramt bringen. Im Gegenteil: die meisten protestantischen Theologieprofessoren und Theologen glauben nicht mehr an die Gottheit und Wunder Christi. Das gilt als wissenschaftlich, der Glaube als rückständig. Wenn auch die protestantischen Theologen (namentlich die jüngeren) die theologischen Schriften von Strauß nicht mehr lesen, wohl nur dem Namen nach kennen, wenn sie auch seine Mythenerklärung verwerfen, so teilen sie doch in weitaus überwiegender Mehrzahl die Leugnung der Gottheit und Wunder Christi bzw. den Unglauben mit Strauß. Die protestantisch-revolutionäre Reformtheologie, als deren Mitbegründer Strauß gelten kann, hat weitere Fortschritte gemacht. Die Zersetzung im Protestantismus hat nicht Halt gemacht. Wie man auf protestantisch-theologischer Seite die Leistungen von Strauß würdigt, kann man daraus sehen, daß ein angesehener evangelischer Dekan[1]) schreibt, „daß ‚Das Leben Jesu' von Strauß der ganzen Wissenschaft, die also benannt ist, den Boden bereitete, indem es das Gestrüpp des Supranaturalismus und des Rationalismus verbrannte und die Stickluft der Romantik vertrieb".

Sein zweites Hauptwerk: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft" (Tübingen 1840—41) stellt die christlichen Dogmen lediglich als Zeitvorstellungen hin, die eine natürliche geschichtliche Glaubensentwicklung zur Voraussetzung

[1]) Dr. A. Bacmeister in der „Bes. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg" Nr. 1 vom 25. Januar 1908.



hätten. Die Anschauung, daß die christlichen Glaubenssätze vorübergehende, der jeweiligen Geistesentwicklung entsprechende Geistesprodukte seien, ist mehr als je modern geworden oder, sagen wir besser, ist immer noch modern. Dieser Evolutionsgedanke spukt selbst in den Köpfen „katholischer" Modernisten. Die Dogmen sind ihnen erst durch Reflexion und Evolution entstanden, sind aus den Zeitbedürfnissen und Verhältnissen allmählich erwachsen. Die Ideen eines Darwin, Spencer sind mit der Zeit nur zu sehr auch in die Theologie eingedrungen.*)

In seinem letzten theologischen Werke „Der alte und der neue Glaube" (Leipzig 1872) hat sich Strauß ganz der Darwinschen Hypothese angeschlossen: auf Grundlage der materialistischen Naturforschung suchte er die Metaphysik aufzubauen.

Daß Strauß, der zuerst ein begeisterter Anhänger des Hegelschen Idealismus war, zum Schluß seines Lebens in den platten Materialismus eines Häckel hinabgesunken ist, haben ihm selbst seine besten Freunde, wie der Aesthetiker Vischer, übel genommen.

An Stelle der Religion (des religiösen Trostes) wollte Strauß die Kunst (den künstlerischen Genuß) gesetzt wissen. Dieses Bestreben wird ja jetzt mehr als je wieder von vielen geteilt. Ungläubige Lehrer und Politiker wollen selbst in den Volksschulen den Religionsunterricht von einem ästhetisierenden Unterricht abgelöst wissen, als ob die Kunst je einen Ersatz für die Religion bilden könnte. —

Wenn nun auch einzelne Gedanken, die schon Strauß gehabt hat, immer noch zahlreiche Anhänger finden, so sind doch die Ergebnisse der Straußschen Bibelkritik längst überwunden und mußten auch von seinen früheren Anhängern preisgegeben werden.

Wäre diese theologische Schriftstellerei das einzige gewesen, was Strauß geleistet hätte, so wäre seine Erscheinung wohl von tief eingreifender, aber doch nur vorübergehender Bedeutung; Bleibendes hat er als Biograph und Dichter geschaffen.

Als Biograph hat er sechs große Werke geschrieben über Schubart, Christian Märklin, Nicod. Frischlin, Ulr. von Hutten, Reimarus und Voltaire. Wenn wir diese Männer näher betrachten, so hatten sie alle etwas Geistesverwandtes mit Strauß: sie waren lauter kämpfende, stürmische Naturen. Das Material zu diesen Biographien hat Strauß so vollständig als möglich zusammengetragen und gut und klar verarbeitet.

Wenn man Strauß in seinem intimsten Seelenleben kennen lernen will, muß man seine Gedichte und Briefe lesen. Sein Sohn hat jene als „Poetisches Gedenkbuch" herausgegeben. Hier kann man den Mann in seinem Seelenleben fast durch sein ganzes Leben begleiten und belauschen, insbesondere auch vieles über seine religiöse Entwicklung herauslesen von seinem ersten Gedicht, das mit den frommen Worten schließt:

„Ja, laß mich nimmer reich und mein,
Nur arm und dein, Herr Jesu sein"

bis zu jenen poetischen Ergüssen, in denen so recht der moderne Heide zum Ausdruck kommt. Auch die Tragödie seines häuslichen Lebens spiegelt sich in seiner Poesie. So schildert das Gedicht „Im Konzert", wie er im Dunkeln gramvoll auf der Galerie sitzt und seine Frau unten im Saale beim hellen Kerzenschein, wie die schönen heiteren Töne seine innere Qual nicht verscheuchen können:

„Ich geh' allein, sie geht allein,
Ein jedes nach der öden Zelle."

Interessant ist, wie er in einem anderen Gedicht über Eheschließung und Ehescheidung urteilt:

„Ein Eheband zu knüpfen, rede du nimmer zu,
Da oft, wenn zwei sich hochbeglückt vereinen,
Engel weinen.
Doch wollen Gatten wieder trennen sich,
Da widersprich!
Denn, wenn ein Bund sich löst, da ohne Zweifel
Lachen die Teufel!"

Sehr schön sind seine 15 „musikalischen Sonette" auf Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven. — Wie fein zeichnet er in seinen „Epigrammen aus der Glyptothek" die Gestalten der römischen Zäsaren!

Strauß hatte für das Schöne in der Plastik ein scharfes Auge, wie für den Wohllaut des sprachlichen Ausdruckes und musikalischen Tones ein feines Ohr. Er war ein Meister der Darstellung. Zur weiten Verbreitung seiner Schriften trug nicht zuletzt der ihm eigene schöne und klare Stil bei, welcher freilich auch seine ungläubigen Schriften um so gefährlicher machte.

Bezeichnend für ihn war das Wort, das er zu seinem Freund Ed. Zeller sprach, als er einen Bekannten in einer Dorfkirche Händelsche Fugen prachtvoll spielen hörte, daß er gerne auf sein bißchen Theologie als alten Plunder verzichten würde, wenn er so schön spielen könnte.

Wenn Strauß von der Theologie fern geblieben, wenn er nur als Biograph und Dichter hervorgetreten wäre, wäre es für ihn und viele besser gewesen. Gerade auf diesem Gebiete hatte er kein Glück, wenn er schon gemeint hatte, seine eigentümliche Begabung weise ihn an die Theologie.

Zum Schluß sei noch das Wichtigste aus seinem Lebensgang hervorgehoben und sein Charakterbild skizziert.

Als ihm das akademische Lehramt genommen war, wurde er an die kleine Lateinschule nach Ludwigsburg 1835 versetzt, welches Amt er schon 1836 wieder aufgab. Er privatisierte von da an in Stuttgart und gab sich ganz der Schriftstellerei hin. Später finden wir ihn in Heidelberg, München, Darmstadt und zuletzt wieder in Ludwigsburg. Von seiner Frau lebte er geschieden. Die Ursache der Scheidung ist nicht mit Sicherheit zu eruieren. Die einen behaupten, seine große, fast übergroße Sparsamkeit trage die Schuld daran, die anderen meinen, die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses habe neben anderen Mißstimmigkeiten dazu beigetragen. Soviel ist sicher, daß Strauß bei allem Freisinn, wie es fast immer zu sein pflegt, schließlich doch Protestant blieb, wie der Eingang zum Gespräch über den Kölner Dom und die Vorrede zur Uebersetzung von Huttens Gesprächen beweist. Insofern er das häusliche Glück vermißte und bald in dieser bald in jener Stadt seinen Wohnsitz unruhig aufschlug, bis er zuletzt doch wieder in seiner Vaterstadt landete, erinnert er an Ibsen.

Strauß war ein eigenartiger Charakter. So kühn und scharf er in seinen Schriften als Kämpfer auftrat, so bescheiden und liebenswürdig war er im persönlichen Umgange. Wer sollte es für möglich halten, daß der sonst so radikale Kritiker politisch durchaus nicht auf seiten der Radikalen (selbst in den 48er Jahren), sondern viel mehr auf seiten der Konservativen stand.

Seine Ludwigsburger hatten ihn in den Württembergischen Landtag gewählt. Aber er trat bald aus demselben aus, weil ihm die Stürmer der 48er Jahre mit ihrem rohen, tumultuarischen Wesen zuwider waren. Er war Aristokrat, nicht Demokrat. Mit dem französischen Gottesleugner Renan hatte er zur Zeit des 70er Krieges eine briefliche Auseinandersetzung, aus der sein Patriotismus hervorleuchtet.

Strauß war ein Denker, aber kein tiefer, denn sonst wäre er nicht schließlich bei der Materie als Grund und Ziel alles Seins und Lebens stehen geblieben. Wenn er recht hätte, wäre sein Geist nichts anderes als Materie und Staub gewesen. — — —

Nachdem Strauß den Eckstein „Christus" verworfen und damit den Boden der wahren Weltanschauung unter den Füßen verloren hatte, war's nicht zu verwundern, wenn er von einem philosophischen System in das andere entgegengesetzte verfiel. Würde Strauß jetzt noch leben und sehen, wie der Materialismus immer mehr von allen ernsten Denkern verlassen wird, und welch armselige Rolle Häckel in den eigentlichen wissenschaftlichen Fachkreisen spielt, dann würde er sicher den Materialismus auch wieder verlassen und seine Weltanschauung zum dritten Male ändern. —

Der Menschengeist und das Menschenherz sind unruhig, bis sie ruhen in Gott. —

Am 8. Februar 1874 starb Strauß. Seine letzte Ruhestätte bezeichnet ein schwarzer Block aus Marmor auf dem alten Friedhof seiner Vaterstadt. Kalt wie Marmor war seine Seele in bezug auf Gott und Religion, wenn er auch in anderen Beziehungen nicht ohne Gemütstiefe war.

Im innersten Grunde seines Wesens konnte der Mann bei den glänzenden Gaben seines Geistes doch nicht glücklich sein, denn es fehlte ihm die Religion, die wahre Weltanschauung und der Sonnenschein des Herzens.

*) Es ist höchste Zeit, daß der Papst mit seiner Enzyklika „Pascendi" eingegriffen hat, sonst würde diese gefährliche und verführerische Idee der Evolution, welche den Modernen und Modernisten als das große Prinzip alles Lebendigen gilt, immer mehr auch in katholische Theologenkreise eindringen und dort Unheil anrichten.



Akademische Freiheit und schrankenlose Lehrfreiheit?

Die sonderbare Auffassung vieler Studenten über den Begriff der „akademischen Freiheit", wie sie aus Anlaß des Falles Schnitzer-Bardenhewer in Nr. 9 der „Allg. Rundschau" bloßgestellt wurde, und die dabei auch gegeißelte Beschränkung der Lehrfreiheit eines überzeugten katholischen Universitätslehrers durch Vertreter „schrankenloser Lehrfreiheit" hat ein interessantes Nachspiel erhalten. Der akademische Senat hat an Professor Bardenhewer ein Schreiben gerichtet, in dem er seine Ansprache in scharfen Worten mißbilligt und Bardenhewer nicht nur Verletzung der kollegialen Rücksichten gegen Prof. Schnitzer vorwirft, sondern auch die Verantwortung für die Tumultszenen in den Räumen der Universität aufbürdet. Zu dem letzteren schweren Vorwurf schreibt der Senat wörtlich: „Sie mußten sich klar sein, daß Sie, weit entfernt, zur Beruhigung der akademischen Jugend beizutragen, Anlaß geben würden zu Szenen, wie sie seit Menschengedenken an deutschen Universitäten unerhört waren."

Prof. Bardenhewer ist die Antwort nicht schuldig geblieben. Bei aller Höflichkeit in der Form, spricht er kräftig und entschieden. Da man ihn verurteilte, ohne ihn zu hören, sieht er sich in die Lage versetzt, „das Urteil des akademischen Senats als sehr verfehlt ebenso höflich wie entschieden ablehnen zu müssen". Das ist die richtige Antwort an die Herren Vertreter der „schrankenlosen Lehrfreiheit", die Bardenhewer noch ergänzt mit dem Beweis dafür, daß er das Recht und die Pflicht hatte, seinen Hörern gegenüber die Aufsätze Prof. Schnitzers einer Kritik zu unterziehen.

Gegen die Unterstellung, ihn für den Mißbrauch der akademischen Freiheit durch die skandalierenden Studenten verantwortlich zu machen, antwortet Bardenhewer mit dankenswerter Klarheit:

„Mit besonderem Nachdruck und nicht ohne innere Entrüstung muß ich schließlich den Vorwurf des akademischen Senates zurückweisen, ich hätte den Anlaß gegeben „zu Szenen, wie sie seit Menschengedenken an deutschen Universitäten unerhört waren". Gegen derartige Anschuldigungen pflege ich mich nicht zu verteidigen, auch dann nicht, wenn sie vom akademischen Senate erhoben werden. Meine Worte hatten den ausgesprochenen Zweck, zu beruhigen, und sie haben diesen Zweck bei denjenigen, denen sie galten, ganz und voll erreicht. Die mehrere Tage später einsetzenden wüsten Szenen, deren sich zu schämen die Ludwig-Maximilians-Universität München freilich alle Ursache hat, sind von ganz anderer, von möglichst direkt entgegengesetzter Seite angezettelt worden. Auch unsere akademische Jugend ist längst darüber im klaren, daß die Triebfeder der gegen mich gerichteten Demonstrationen in dem Hasse gegen alles, was katholisch heißt, zu suchen ist. Der Stellung und der Aufgabe des akademischen Senates würde es entsprochen haben, wenn er mir sein Bedauern darüber ausgedrückt hätte, daß er diese Demonstrationen zu verhindern nicht imstande war."

Die Antwort läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig!

F. Wunderl.



Sehnsucht.

Und wenn ich Sonntags Muße hab,
So geh ich an den Strand,
Es schwimmt ein Schiff den Strom hinab
Wohl in das welsche Land.

Vom Nebel sind die Berge fahl,
Der Rhein geht trüb und hoch.
Schon fiel das Laub zum drittenmal,
Seit er von dannen zog.

O nähm das fremde Schiff mich mit
Wohl in das welsche Reich —
Und fänd ich meinen Liebsten nit,
Wollt sterben allsogleich.

Karl Jünger.

Warum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit?[1]

Von

Gymnasialprofessor Abraham Böhmländer.

Warum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit? lautet die Frage, über welche Ihnen ein Referat erstattet werden soll. Wer sind die „Wir?", in deren Namen da geredet werden kann? Das sind zunächst die Mitglieder der genannten Vereine, welche im Laufe des vorigen Jahres sich behufs erfolgreicherer Vertretung ihrer Bestrebungen zu einem Verband zusammengeschlossen haben, der sich als interkonfessionell bezeichnet; sie waren und sind überzeugt von dem Ernst der Lage, sie wissen, daß es wie auf anderen Gebieten so auch auf dem des geschlechtlichen Lebens Fragen gibt, die dieser verhältnismäßig leicht, jener nur sehr schwer richtig zu lösen vermag, und daß auch in der Geschichte der Völker auf Zeiten ruhiger Entwicklung aufgeregte, ja sturmbewegte Jahrzehnte folgen. Die einzelnen Mitglieder unserer Vereine haben von ihrer Zugehörigkeit zu diesen Warnung, Mahnung und Stärkung für ihr persönliches Leben. Doch von diesem Segen ist heute nicht weiter zu sprechen.

Aber die Hunderte, welche sich unmittelbar unserer Fahne angeschlossen haben, die Tausende und Zehntausende, welche weiterhin ihr folgen, die Zehntausende und Hunderttausende, welche ähnlichen Vereinen angehören, sie alle fühlen, daß die Gesundheit unseres Volkslebens ernstlich bedroht ist. Die Liebe zu Volk und Vaterland hat all diese auf verschiedenen Wegen ähnliche Ziele erstrebenden Vereine ins Dasein gerufen. Millionen unserer Mitbürger, die äußerlich sich zu keinem dieser Vereine zählen, erkennen im stillen ihre Notwendigkeit an. Am allernötigsten freilich haben ihr Wirken diejenigen, welche ihre heftigsten Gegner sind, die Anschauungen huldigen, deren Betätigung die berühmtesten Kulturvölker ebenso wie einst kräftige Naturvölker zugrunde gerichtet hat. Also wir und alle unsere Volksgenossen brauchen solche Vereine.

Es sei nun nicht davon die Rede, daß manche mit den unserigen verwandte Vereinigungen sich die Pflege der Sittlichkeit zur Aufgabe gesetzt haben, daß andere lediglich die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten anstreben; auf das uns zunächst Liegende, den interkonfessionellen Verband der Männervereine habe ich mich zu beschränken. Der Schrecken über die Gefahren, von denen die Zukunft unseres Volkes, die Jugend, mehr als jemals bedroht ist, hat zur Gründung der beiden Männervereine in Köln und in München geführt; in beiden Fällen sind es Jugendbildner gewesen, deren Wahrnehmungen den ersten Anstoß gegeben haben, andere für das Wohl des Volkes begeisterte Männer haben sich dann der Sache angenommen mit mutigem Wort und mit gewandter Feder. Von katholischer Seite ist die Bewegung ausgegangen; aber die Männer, welche hier in München an die Spitze traten, Dr. Kausen und Dr. Kemmer, erkannten sofort, daß der zu gründende Männerverein ein interkonfessioneller sein müsse, und die am 11. März des vorigen Jahres in Köln versammelten Vertreter von 15 Vereinen erschlossen sich derselben Einsicht.

Seit 22 Jahren gibt es auf evangelischer Seite ein Korrespondenzblatt zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit. Es wird herausgegeben von der allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine, deren 15, von Kiel bis Stuttgart, neben den Provinzialverbänden von Brandenburg, Sachsen und Posen sich darin vernehmen lassen. Auf der ersten Seite stehen die Schriftworte: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen" und „die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten". Die Expedition bezeichnet sich als Geschäftsstelle der Vereine zur Hebung der Sittlichkeit. So rühmenswert dieses Ziel ist, so fest der Boden dieser evangelischen Vereine ist, die Stifter der Männervereine glaubten sich die Aufgabe leichter machen und eine breitere Grundlage suchen zu müssen; sie erstreben zunächst nicht Pflanzung und Pflege der Sittlichkeit, sondern mit Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit wollen sie sich begnügen und dabei liegt ihnen besonders der Schutz der heranwachsenden Jugend, die Eindämmung der Prostitution und die der widernatürlichen Unzucht am Herzen. Es wird niemand in den Sinn kommen, Schäden, die schier so alt sind wie die Menschheit, völlig heilen zu wollen; nur darum kann es sich handeln, daß sie auf ein erträgliches Maß zurückgeführt werden; allein schon zur Erreichung dieses bescheidenen Zieles ist,

[1] Vortrag, gehalten in der 3. Mitgliederversammlung des Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Professor Böhmländer ist evangelischer Pfarrer und Religionslehrer am Luitpoldgymnasium in München.



wie die Dinge in der Gegenwart bei uns liegen, die Mitwirkung einer möglichst großen Zahl von teilnehmenden Kämpfern unbedingtes Erfordernis. Darum brauchen wir interkonfessionelle Vereine.

Man sagt mit Recht: Gute Sitten sind besser als gute Gesetze, und man kann meinen, bei einem Volk, welches des allgemeinen Wahlrechtes sich erfreut, sei die Gesetzgebung Ausdruck der Volksgesinnung. Sind nun gute Gesetze im Bundesrat und Reichstag nicht durchzubringen, so sei damit der Beweis geliefert, daß der sittliche Stand des Volkes sich nicht auf der Höhe der vorgeschlagenen gesetzlichen Bestimmungen befinde. Wenn die Lex Heinze, von welcher ihr Gegner Maximilian Harden im Jahr 1900 erklärte, daß ihre Paragraphen im wesentlichen belanglos seien und ihre Gefährlichkeit sehr übertrieben werde, Entwurf blieb, so bewies diese Tatsache das Vorhandensein einer starken Minderheit in unserem Volk, der unbeschränkte Freiheit wertvoller erschien als einigen vielleicht da und dort etwas unbequem werdende Zucht. Aber war es gut, daß man damals auf den Vorschlag, der heranwachsenden Jugend den Anblick verführerischer Bilder zu entziehen, nicht einging? Nicht nur Fürsten, auch Völker können sich im Urteil über das, was ihnen frommt, schweren Täuschungen hingeben; es dürfte keine Uebertreibung sein, wenn die Folgen jenes Mißgriffes verhängnisvolle genannt werden. Denn in jedem Volke gibt es eine große, bisweilen sogar sehr große Zahl von Unmündigen, nicht nur von Kindern, die erst erzogen werden müssen, sondern auch von Erwachsenen, die sich bei ihrem Urteil statt von gewissenhafter Erwägung lediglich von ihren Neigungen, Leidenschaften und Abneigungen bestimmen lassen. Es ist wahr, daß die Jugend unempfänglich ist für manches, was das Alter reizt, aber das ist auch wahr, daß die Jugend durch manches gereizt wird, was dem reiferen Alter keine Gefahr mehr bietet. Das Maß des Verführerischen, welches seit dem Jahre 1900 unserer Jugend dargeboten wird, ist so groß, daß besorgte Eltern ihre Kinder kaum mehr davor behüten können, sondern lediglich darauf hoffen müssen, das Uebermaß werde abstoßend wirken. Möchten nicht spätere Geschichtsschreiber gezwungen sein, den Fall der Lex Heinze als ein Jena zu bezeichnen, das unser Volk sich selbst bereitet hat! Aber wenn auch Carneri, der Verfasser des weit verbreiteten Buches: „Der moderne Mensch" meint, die Reue sei bei diesem nicht so entwickelt, wie die Moralisten von altem Schrott und Korn es erheischen, vielleicht täuscht er sich doch! Vielleicht ist doch eine Sinnesänderung und eine Verbesserung des früher abgegebenen falschen Urteils seitens unseres Volkes noch möglich, die dann zu einer entsprechenden Gesetzgebung führt.

Diejenigen, welche in erster Linie berufen wären, auf solche Umstimmung hinzuwirken, sind die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen. Aber haben sie noch den dazu erforderlichen Einfluß? Wurde nicht seit Jahrzehnten von Leuten, die absichtlich oder unwissentlich den Umsturz vorbereiten, so sehr gegen diesen Stand gehetzt, daß weite Kreise seinen Worten von vornherein mit Mißtrauen entgegenkommen? Die Sache, um welche sich Geistliche besonders annehmen, erscheint vielen schwachen Gemütern heutigen Tages von vornherein verdächtig. Darum müssen in der Sittlichkeitsbewegung auch solche Vereine Platz finden, die sich gegen die Verdächtigung wehren können, als stünden sie im Dienste eines bestimmten Standes oder einer politischen Partei. —

Der Münchener Männerverein ist von seiner Entstehung an interkonfessionell im weitesten Sinn des Wortes gewesen. Er trug damit den Zeitverhältnissen Rechnung, unter denen wir leben. Die öffentliche Unsittlichkeit will er bekämpfen; das hat zur Voraussetzung, daß seine Mitglieder sich für die Aufrechterhaltung einer bestimmten Art von Sittlichkeit entschieden haben, denn sie müssen einen festen Boden unter den Füßen haben, von dem aus sie kämpfen. Dieser feste Boden ist das christliche Sittlichkeitsideal. „Christlich"? Ist das nicht konfessionell? Es scheint so; aber es muß nicht so sein, es kann auch interkonfessionell verstanden werden, sofern eben das Christliche das wahrhaft Menschliche ist.

Fragen wir vorerst, um was es sich bei diesem Kampf handelt! Unsere Gegner versichern fortwährend, es käme ihnen auf die Sicherung der von der Menschheit in ihrer bisherigen Entwicklung errungenen Kulturgüter an. Dabei stellen sie dem christlichen Sittlichkeitsideal das altgriechische, der Ethik die Aesthetik gegenüber; jene verwerfen sie, für diese begeistern sie sich. F. Nietzsche schrieb: „Sie sind dahin, die Korinthischen Nächte einer Laïs! Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken, er starb zwar nicht daran, aber entartete zum Laster!" Maximilian Harden sprach 1900 vom Christentum als von einer überwundenen Weltanschauung und ermahnte, darauf hinzuwirken, daß die moderne Sittenlehre die bisher als einzige Richtschnur geltende ablöse; Hermann Sudermann ließ gleichzeitig sich vernehmen: „Wir sind alle Zöglinge der christlich-judäischen Weltauffassung. Aber wir sind auch Kinder des Hellenentums, das in der Form der Renaissance seinen Siegeszug durch die Welt unternahm." Wenn er fortfährt, diesen „hellenischen Geist aus unserem Kulturleben zu verbannen ist unmöglich", so werden wir ihm in gewissem Sinne beistimmen, aber sofort regt sich unser lebhaftester Widerspruch, wenn er im Ton des Vorwurfs erklärt: „Jene Herren dekretieren: die Sitte wandle sich nicht, sie sei normiert in Bibel und Katechismus!" Mit dem offenherzigsten Gegner möge geschlossen werden, mit Frank Wedekind, von dem wir erfahren: „Die Sünde ist ein mythologischer Begriff."

Aesthetik statt Ethik, schwankendes Gefühl an Stelle gefestigten Willens war stets das Schlagwort sittlich verwerflicher Richtungen; so bei den Gnostikern, den Mystikern, soweit sie bedenkliche Wege einschlugen, den wiedertäuferischen Schwärmern und all den Leuten, die sich für genial hielten und doch verlottert waren. Die vorhin erwähnten Aeußerungen sind Erzeugnisse der naturalistischen Weltanschauung, welche in unserem Vaterland seit 50 Jahren immer zahlreichere Anhänger gewonnen hat. Bis dorthin wurde lediglich die christliche Glaubenslehre bekämpft; die christliche Sittenlehre in der Regel als unübertrefflich gepriesen. Aber mit dem Auftreten des Materialismus setzte das Antichristentum mit aller Kraft ein. Jetzt bildete sich eine neue Weltanschauung, die auf allen Gebieten des Lebens sich durchzusetzen bedacht war, eine Revolution der Gesinnung. Wissen sollte an die Stelle des Glaubens treten. Ein Prophet dieser neuen Weltanschauung für das sexuelle Gebiet ist August Forel, dessen Werk über die sexuelle Frage für keinen geringen Teil unserer akademisch gebildeten Jugend an die Stelle der Bibel getreten ist. Mit rühmlichster Entschiedenheit tritt Forel gegen die Prostitution auf, verdienstlich zeigt er, wie manche Verirrungen des geschlechtlichen Lebens in angeborenen Unregelmäßigkeiten begründet sind; aber sein einseitig naturalistischer Standpunkt verführt die Jugend dazu, über die Ausschreitungen und Ausartungen des angeblich stärksten menschlichen Triebes allzu mild zu denken, und wenn nur die entsprechende Vorsicht geübt werde, an sich Unerlaubtes für ihr gutes Recht zu halten. Wer ihr das wehren wolle, und, wenn er es als Vater, Mutter, Seelsorger, Lehrer noch so gut meint, der ist ihr Feind oder wenigstens rückständig. Und neben Forel tritt für die weibliche Jugend Ellen Key mit ihrer verfeinerten Erotik. Mit Recht macht ihr die Witwe des Philosophen Eduard von Hartmann zum Vorwurf, daß sie in jungen Mädchenherzen Erwartungen groß ziehe, die in der Wirklichkeit niemals Erfüllung finden könnten, und sie spricht die Befürchtung aus, wir hätten eine große sittliche Verwahrlosung zu gewärtigen, wenn die Loslösung des Volkes von der Kirche in zunehmendem Maße fortschreite und wenn man nicht auf dem Boden einer geschlossenen Weltanschauung, als welche sie allerdings das System ihres Mannes betrachtet, die sittliche Autonomie zur Vollkommenheit ausbilde. Was kann und wird aus der gebildeten Jugend unseres Volkes werden, wenn Forel und Ellen Key ihre Herzen erobern? (Schluß folgt.)

Die Geistlichkeit und die bevorstehende Wahlbewegung in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Frankreich steht am Vorabende der Gemeindewahlen, welchen die Kammerwahlen im Frühjahre 1910 folgen werden. Die Gemeindewahlen werden gewöhnlich als Prüfstein der politischen Wahlen betrachtet, obgleich bei denselben oft ganz andere Fragen als die Politik in Betracht kommen. Immerhin haben sie aber eine gewisse politische Wichtigkeit, weil die Gemeindebehörden bei der Bildung des Wahlkörpers des Senates ein Wort mitzusprechen haben.

Deshalb machen die Katholiken auch jetzt schon Anstrengungen, um bei den Gemeindewahlen ihren Mann zu stellen Leider aber zieht man in getrennten Heerhaufen ins Feld. Wenn es sich dabei darum handeln würde, getrennt gegen den Feind zu marschieren und denselben gemeinsam zu schlagen, ging es noch an. Aber der orleanistische Heerhaufen, welcher unter der Fahne der sogenannten Action française aufmarschiert, will von dem Programm der anderen Heerhaufen nichts wissen und will die Republik „mit allen Mitteln" zum Falle bringen. Die Leute verfügen über bedeutende Mittel und halten in den meisten Städten Frankreichs Versammlungen, wobei immer die Sturmglocke gegen die Republik geläutet wird. Die Action française zählt mehrere ehemalige Dominikaner und auch zwei oder drei aus der Gesellschaft Jesu getretene Priester zu ihren Wortführern. Ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß letztere drei Priester in Wirklichkeit aus der Gesellschaft Jesu ausgeschieden sind, beziehungsweise ausgeschieden wurden, da deren polterndes Auftreten von den Oberen entschieden mißbilligt wurde und schließlich zu deren Austritt führte.



Ein guter Teil des Episkopates ist schon lange über besagte geistliche Polterer ungehalten. Aber alle Winke mit dem Zaunpfahl scheinen nichts zu nützen; im Gegenteile, eine in Hunderttausenden von Exemplaren erscheinende Wochenschrift „La Brigade de fer“ wird unentgeltlich im ganzen Lande verbreitet. Die Jakobiner und Freimaurer machen nicht allein den Orden der Dominikaner und die Gesellschaft Jesu für dieses Gebaren verantwortlich, sondern auch den Episkopat und die gesamte Weltgeistlichkeit, obgleich weder die beiden Orden, noch die Kirche etwas mit dem Auftreten der Action française zu tun haben. Da letztere auch in der Diözese von La Rochelle operierte, so hat der Diözesanbischof, Msgr. Eyssautier, sich veranlaßt gefühlt, gegen die Polterer Stellung zu nehmen und dieselbe öffentlich getadelt. Die Note seines Ordinariatsblattes lautet wie folgt: „Der Priester hat weder die Liebe zur Monarchie noch zur Republik zu predigen. Er hat sich ebensogut mit dem Wohl und Seelenheil der Republikaner als der Monarchisten zu beschäftigen. Würde sich die Geistlichkeit in Handlungen einlassen, deren offenkundiger Zweck ist, mit allen Mitteln die bestehende Regierungsform zu ändern, so würde sie sich selbst und die Kirche mit ihr in die gefährlichste Politik, in eine gegen die Verfassung gerichtete Politik einlassen, von der Leo XIII. und Pius X. abgeraten haben.“ — „Die Hauptleiter dieser Parteibewegung sind positivistische Gottesleugner, für welche die Religion nur eine „soziale Funktion“, ein „notwendiges Rad“ ist. Wie wäre es möglich, daß wir uns zu Gottesleugnern gesellen, um das problematische Werk einer monarchistischen Restauration zu beginnen, nachdem wir anderseits gewisse Leute, die zu den Unserigen zählen, getadelt haben, weil sie mit Freidenkern und Protestanten zusammengehen, um das notdringende Werk des Kampfes gegen die Trunksucht aufzunehmen?“ — „Dürfen wir uns sagen lassen, daß unter dem löblichen Zwecke, Frankreich zu retten, wir bereit seien „jedes Mittel anzuwenden“? In diesem Falle haben wir unsere Anatheme gegen die portugiesischen Königsmörder in die Tasche zu stecken, denn sie haben nur gehandelt, wie wir handeln würden, wenn wir gegebenenfalls uns auf einen derartigen Grundsatz einließen.“

Die drei Gründe erscheinen uns unwiderlegbar. Es sind schon genug Fehler von Geistlichen gemacht worden, welche sich von den politischen Parteien ins Schlepptau nehmen ließen. Die Art, wie wir dieses jetzt büßen müssen, sollte uns doch jede Lust vertreiben, wieder anfangen zu wollen. Lassen wir also der Gegenrevolution den Lauf, wenn dieselbe sich einstellen sollte. Unsere Rolle darf es nicht sein, der „eisernen Brigade“ (Anspielung auf antirepublikanische Flugblätter) Mannschaften zuzuführen. Noch weniger dürfen wir die Szene „der Dolchweihe“ der Hugenotten aufführen. Im Gegenteil, wir müssen uns bereit halten, mit dem Oelzweig des Friedens in der Hand auf die Barrikaden zu zeigen und, wenn nötig, dabei unser Blut zu vergießen! — „Wir wollen die Rolle der Action française weder besprechen noch tadeln. Dies ist nicht unsere Sache, das geht uns nichts an. Wir bestreiten auch nicht den Wert der Leiter derselben, noch das Interesse ihrer Bemühungen. Aber es ist unsere Pflicht zu verhindern, daß die Kirche in die Sache eingelassen werde. Wenn man daher überall herumläuft und wiederholt in Wort und Schrift versichert, der weitaus größere Teil der französischen Geistlichkeit muntere zu dieser Bewegung auf und unterstütze dieselbe, so wird die Kirche in die Sache gezogen.“ —

Die Note des Ordinariats hat zwar nicht wie ein Gewitter eingeschlagen, sie hat aber doch luftreinigend gewirkt, denn man hatte nicht den Mut, den Diözesanbischof von La Rochelle anzugreifen, wie es mit anderen Bischöfen geschehen ist, denn Msgr. Eyssautier gehört zu denjenigen Mitgliedern des Episkopates, welche von dem Heiligen Vater seit der Aufhebung des Konkordates ernannt worden sind, und an denen man sich nicht zu reiben wagt. — In ganz anderer und korrekter Weise tritt die Action liberale populaire auf, deren umsichtiger Leiter und Generalpräsident Herr Jacques Piou ist. Die Richtung dieser Gruppe ist durch den „Univers“ vertreten, welcher in Rom als das autorisierte Sprachrohr jener katholischen Kreise angesehen wird, welche den päpstlichen Weisungen ein williges Ohr leihen und in loyaler Weise den Kampf aufgenommen haben.

Die Zersplitterung der katholischen Kräfte ist um so bedauerlicher als gerade die besitzenden Klassen der Action française die meisten Truppen liefern. Die bedeutenden Geldmittel, über welche diese Gruppe verfügt, werden nicht allein in unnützer sondern sogar für die Kirche und Geistlichkeit schadenbringender Weise verwendet, wie es die Note des Ordinariatsblattes von La Rochelle so deutlich darlegt.

Der Religionsunterricht in den italienischen Elementarschulen.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

Mit großer Genugtuung konnten die italienischen Katholiken die in der Abgeordnetenkammer mit erdrückender Mehrheit erfolgte Ablehnung des Antrags Bissolati begrüßen.

Doch hat damit die hochwichtige Frage des Religionsunterrichts in den Elementarschulen noch nicht die vom weitaus größten Teil der Bevölkerung gebieterisch geforderte Lösung gefunden.

Zum besseren Verständnis sei etwas zurückgegriffen. Im November 1907 kam der Stein ins Rollen durch eine neue Schulverordnung, worin ihr Urheber, der Unterrichtsminister Rava, des Religionsunterrichtes, als zum Lehrplan gehörig, mit keinem Wort Erwähnung tat (vgl. Nr. 4 der „Allg. Rundschau“). Den der bestehenden Gesetzgebung entsprechenden Artikel des alten Reglements, welcher die Verpflichtung der Gemeinden, den Religionsunterricht erteilen zu lassen, betont, ließ Rava einfach weg zur Freude der Loge, deren Großmeister Ferrari im Februar 1907 den Brüdern die Weisung gegeben hatte, auf die religionslose Schule energisch hinzuarbeiten. Ravas Vorgehen war der Anlaß zu einer allgemeinen Protestbewegung der Katholiken. Als nun auch der Staatsrat in seiner Mehrheit dem Unterrichtsminister unrecht gab, da brachte der Sozialist Bissolati die Frage vor die Kammer, indem er beantragte, die Kammer möchte die Regierung auffordern, den Laiencharakter der Volksschulen zu sichern und den Religionsunterricht, in welcher Form er auch erteilt werde, daraus fern zu halten.

Nun hieß es, den berechtigten Forderungen der Katholiken noch lauteren und imponierenderen Ausdruck geben. Je näher die Debatte heranrückte, desto intensiver wurde die Agitation betrieben und die Protestkundgebungen erreichten einen Umfang und eine Bedeutung, die man für unmöglich gehalten hätte.

Da trat plötzlich in den ersten Tagen des Februar die Regierung mit einer neuen Verordnung bezüglich des Religionsunterrichtes hervor. Sie lautet: „Die Gemeinden werden für den Religionsunterricht jener Schüler sorgen, deren Eltern es verlangen, und zwar an den Tagen und zu den Stunden, die der Provinzialschulrat bestimmen wird, und durch die Schullehrer, welche als dazu geeignet angesehen werden und es annehmen oder durch andere vom Schulrat als geeignet angesehene Personen. Doch wenn die Mehrheit der Gemeinderatsmitglieder vom Religionsunterricht nichts wissen will, so kann derselbe erteilt werden im Auftrag der Familienväter, die ihn verlangt haben, von einer Person, die das Diplom eines Volksschullehrers und die Genehmigung des Provinzialschulrats hat. In diesem Falle werden dazu die Schulräume zu der von diesem Rat festgesetzten Zeit zur Verfügung gestellt.“

Die offiziöse Note, durch welche diese Bestimmung veröffentlicht wurde, schloß mit der Bemerkung, daß auf diese Weise die Freiheit der Gemeinden, Lehrer und Familienväter gesichert werde. Giolitti, Vertreter einer unentschiedenen, zwischen den Parteien hin- und hergondelnden Politik, wollte alle befriedigen, doch befriedigte er keinen. War auch die auf völlige Abschaffung des Religionsunterrichtes in den Primärschulen hinauslaufende Forderung der Loge durch dieses neue Reglement, im Gegensatz zu jenem Ravas, abgewiesen, so war anderseits den berechtigten Forderungen der Katholiken nur in sehr beschränktem Maße Rechnung getragen. Während das Gesetz den Gemeinden die Verpflichtung auferlegte, den Religionsunterricht erteilen zu lassen, überließ die neue Verordnung dies ihrer Willkür zum Schaden der Katholiken, die dann gezwungen sind, auf eigene Kosten den Katechismus lehren zu lassen, und zwar durch diplomierte und dem vielleicht antiklerikalen Schulrat genehme Personen. So nimmt die Regierung mit der einen Hand zurück, was sie mit der anderen gegeben.

Die Kammerdebatten zum Antrag Bissolati füllten sieben Sitzungen und boten äußerst interessante Momente. Abgesehen von dem mehrmals losgebrochenen Geschimpfe und Gebrüll der äußersten Linken, bewegte sich im allgemeinen die Diskussion auf achtunggebietendem Niveau. Es fehlte nicht an glänzenden Leistungen parlamentarischer Beredsamkeit. Daß man auf fast allen Bänken den Reden von Abgeordneten wie Cameroni, Stoggato, Salandra und Mauri, die für den letzten Rest des christlichen Charakters der Volksschule eintraten, mit gespannter

Aufmerksamkeit und hohem Interesse folgte, war bezeichnend für den Standpunkt der großen Mehrheit. In der vorletzten Sitzung entledigte sich Rava der schwierigen Aufgabe einer Verteidigung der neuesten Verfügung des Ministerrats in recht ungeschickter Weise. Doch gelang es am folgenden Tage Giolitti, den schlechten Eindruck wieder zu verwischen.

Zunächst wurde ein Abänderungsantrag Moschini mit 333 gegen 106 Stimmen abgelehnt; derselbe lautete: „Die Kammer betrachtet den Staat als nicht zuständig, irgend einen dogmatischen Unterricht vorzuschreiben, und ist der Ansicht, daß solch ein Unterricht in den öffentlichen Primarschulen keinen Platz finden kann." Der erste Teil des Antrags Bissolati, die Kammer möge die Regierung auffordern, den Laiencharakter der Volksschule zu sichern, wurde mit großer Mehrheit durch Aufstehen abgelehnt. Die namentliche Abstimmung über den zweiten Teil bezüglich der Ausschließung jeglichen Religionsunterrichtes ergab 60 Stimmen für den Antrag und 347 dagegen.

Zum Schluß wurde mit 179 gegen 129 Stimmen die einfache Tagesordnung angenommen mit der Bedeutung eines Vertrauensvotums für die Regierung und der Billigung ihres oben angeführten Reglements. Bei dieser Abstimmung teilten sich die Anhänger des Religionsunterrichtes: manche stimmten mit der äußersten Linken gegen die Regierung, weil sie unter keinen Umständen den in ihrer Verordnung festgelegten Modus der Erteilung des Religionsunterrichtes gutheißen wollten; andere gaben sich mit der vorher von Giolitti abgegebenen Erklärung zufrieden, wonach die bei der Anwendung sich als nötig herausstellenden Abänderungen vorgenommen würden.

So erfreulich auch die entschiedene Abwehr des atheistischen Vorstoßes ist, ein Erfolg, den die Katholiken zum guten Teil ihrem energischen Auftreten verdanken, so dürfen sie doch die Hände nicht in den Schoß legen. Die radau- und verfolgungssüchtigen Scharen werden den Angriff zweifellos wiederholen. Für die Katholiken heißt es, immer bereit sein zur Defensive und gewappnet zur Offensive, um die Berücksichtigung ihrer gerechten Forderungen zu erzwingen. Sie scheinen auch nicht ruhen zu wollen, bis sie dies erreicht. Ende März wird in Genua ein Katholikenkongreß abgehalten, in erster Linie zur Behandlung der Schulfrage. Die kürzlich gegründete „Zentralleitung der Aktion der italienischen Katholiken" spricht die Hoffnung aus, daß bald diesem ersten Kongreß größere folgen werden.

Am 1. März fand in Rom eine von der Diözesandirektion veranstaltete große Versammlung der katholischen römischen Vereine statt. Die zweideutige Haltung der Regierung wurde in einer Tagesordnung getadelt, in der auch zur Ausbildung der Organisation aufgefordert wird, damit katholische Kandidaten bei Gemeinde- wie Kammerwahlen den Anhängern der atheistischen Schule erfolgreich entgegentreten können. Der Hauptredner, Advokat Pericoli, wies auf die in Rom gesammelten 100,000 Unterschriften von Großjährigen zum Protest gegen den Antrag Bissolati hin, während man vor wenigen Jahren im selben Rom kaum 12,000 gegen die geplante Ehescheidungsgesetzgebung zusammengebracht, ein Beweis für die im katholischen Lager werbende Jugendkraft.

Vorfrühling.

Noch liegt der Schnee auf manchem Dach,
Doch weinend tropft er sich zutod.
Die Knospen grünen schon gemach
Und leuchtend kommt das Morgenrot.

Da leidet's mich nicht mehr zu Haus,
Da ist ein Fenster nicht genug.
Ich muß ins freie Feld hinaus
Und Lenzluft trinken Zug um Zug.

So würzig weht mich von der Flur
Der Hauch gebroch'ner Schollen an,
Als hätte heute die Natur
Den ersten Atemzug getan.

Voll Sehnsucht träumt sich in die Pracht
Des Frühlings das beglückte Herz;
Und aus der bangen Winternacht
Die Sonne aufsteigt himmelwärts.

Laurenz Kiesgen.

Der Kampf gegen den Schmutz im badischen Landtag.

Von

Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Erfreulicherweise finden die ernsten Mahnrufe gegen die Verbreitung und Ausstellung unsittlicher Schriften und Bilder ein immer stärkeres Echo. Nicht nur die Presse, sondern auch die Parlamente beschäftigen sich mehr wie früher mit der bedeutsamen Frage, wie am wirksamsten dieser Schlammflut Einhalt getan werden kann. Es bleibt deshalb ein großes Verdienst jener tapferen und unerschrockenen Männer, die sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt — wir nennen vornehmlich den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" und den Abg. Roeren — und die damit eine echt nationale Tat vollbracht haben. Das Vaterland — wenn auch nicht heute — wird es ihnen einmal, so es gerecht sein will, danken.

Die jüngste Rede des Abg. Roeren im Reichstage hatte den Erfolg, daß auch von nationalliberaler Seite anerkannt wurde, daß eine entschiedene Besserung der Zustände dringend notwendig ist. Dieser Einsicht wird man sich nirgendwo verschließen können, wenn man mit offenen, klaren Augen sich den Schmutz besieht, der heute in das entlegenste Schwarzwalddorf dringt.

Im badischen Landtage haben dies die Zentrumsabgeordneten Amtsgerichtsdirektor Gießler, Postdirektor Schmunck und Oberamtsrichter Wittemann-Donaueschingen zum Ausdruck gebracht. Der Fraktionschef der Nationalliberalen, Abg. Dr. Binz, hatte in der Zweiten Kammer auf die Gefahren hingewiesen, die in sittlicher Hinsicht unserer Jugend und teilweise auch den Aelteren durch die jetzt so sehr überhand nehmenden kinematographischen Veranstaltungen drohen. Der Minister des Innern, von Bodman, erklärte sich auf diese Klage hin bereit, dem Unfug so weit als möglich zu steuern.

Der Abg. Schmunck ergriff nun die Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Regierung auf die oft geradezu „skandalösen Schaufensterauslagen in unseren Städten, die Residenz nicht ausgenommen," hinzulenken. Diese Worte erregten große Bewegung im Hause. Auch Herr Schmunck betonte, daß dies Auslagen seien, von denen man oft mit dem besten Willen nicht sagen kann, daß sie irgend etwas mit der Kunst oder Wissenschaft zu tun haben. Diese Auslagen bieten aber eine stete Gefahr für das unerfahrene Auge unserer Jugend. Diese ärgerniserregenden Schaustellungen seien noch viel schlimmer als die kinematographischen Vorstellungen und zwar aus dem Grunde, weil man den Kindern den Besuch des Kinematographen wohl verbieten, sie aber nicht von dem Besuch der öffentlichen Straßen abhalten kann. Wenn das richtig ist, was ein Karlsruher Blatt schrieb, daß die zurzeit bestehenden gesetzlichen Bestimmungen keine Handhabe(!) gegen die Ausstellung von schamlosen Büchern und Bildern bieten, dann müsse man eben Gesetze schaffen, ehe es zu spät ist. Minister von Bodman erklärte, der Sache neuerdings volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Mittel der Polizei zum Einschreiten sind ziemlich eingeschränkt durch die Auslegung, die der § 184 des Reichsstrafgesetzbuches erfährt.

Der Abg. Gießler bezeichnete es als eine Aufgabe der Polizei, daß sie schützt vor der Unmoral, vor dem Schmutz, der sich weit und breit zeigt; es müsse eine der schönsten Aufgaben der Polizei sein, unsere heranwachsende Jugend sittlich und körperlich gesund zu erhalten, daß sie nicht verdorben wird durch alles das, was man als Schmutz zu bezeichnen pflegt. Alle ernsten Stimmen in Zeitungen, in Zeitschriften, Männer aus allen Kreisen, auch aus Künstlerkreisen — er erinnere nur an unseren hervorragenden Direktor unserer Kunstschule, den wir als eines unseres tüchtigsten Landeskinder verehren, das Mitglied der Ersten Kammer, Thoma — haben sich ernst zu dieser Sache ausgesprochen.

Der Abg. Wittemann stellte fest, daß man auf allen Seiten des Hauses darin einig sei, daß man Schutz vor dem Schmutz herbeiführen müßte, daß man namentlich auch die Jugend schützen müsse gegenüber dem Schmutze, der sich den jugendlichen Augen in den Schaufenstern und Auslagen darstellt. Der Redner wies nun darauf hin, daß sich die regierungsseitige Auffassung bezüglich des § 184 des Reichsstrafgesetz-

buches decke mit einer Antwort, die am 4. Februar ds. Js. in **Berlin** einem Professor, der sich bezüglich der unzüchtigen Schaufensterauslagen an das Polizeipräsidium gewandt hatte, seitens dieser Behörde zuteil wurde. In diesem Bescheide wurde gesagt, daß die **bestehenden gesetzlichen Bestimmungen** eben ein **Einschreiten gegen die Roheiten und Schamlosigkeiten in Wort und Bild**, die in den Auslagen einer **Reihe von Buchhandlungen dargeboten werden, nicht ermöglichen.** Abg. Wittemann weist auf eine Entscheidung des **höchsten bayerischen Gerichtshofes** v. 2. Nov. 1907 hin. Diese Entscheidung wird der Polizei die Mittel an die Hand geben, um hier in dem gewünschten Umfang und in dem gewünschten Maße gegen die skandalösen Auslagen in den Schaufenstern vorzugehen. Diese Entscheidung läßt nämlich den § 360 **Ziffer 11 des Reichsstrafgesetzbuches** hier zutreffen und ist juristisch durchaus haltbar und unanfechtbar ausgeführt. Wenn also der § 184 des Reichsstrafgesetzbuches versagen sollte, so bleibt der Polizei selbst für ihr Einschreiten und für ein strafendes Vorgehen immerhin noch der § 360 Ziff. 11 des R.St.G. und es wird auf Grund dieser oberstrichterlichen Entscheidung des höchsten bayerischen Gerichtshofs wohl kaum daran zu denken sein, daß etwa Gerichte, die gegen eine derartige Strafverfügung des Bezirksamtes zur Entscheidung angerufen werden, diese Strafverfügungen, bei Vorliegen der tatsächlichen Voraussetzungen, wieder aufheben würden. Es wird auch hier die Bedeutung einer obersten richterlichen Entscheidung sich eben in der Weise äußern, daß **mit gutem Erfolge gegen diesen Skandal vorgegangen werden kann.**

Es ist zweifellos von großer Bedeutung, daß die Landtage sich mit dieser wichtigen Frage beschäftigen. Wenn der verheerenden Verpestung wirksam Einhalt getan werden soll, so muß im **Bundesrat** einmal die Initiative hierzu ergriffen werden. Und die Landtage können ihren Einfluß dahin zum Ausdruck bringen, daß dies bald mit Energie geschieht. Die Wucht der Paulsenschen Mahnworte sollte nicht bloß **zu denken** geben, sie sollte **zu raschem Handeln** anspornen!

Es gilt die **Ideale des Volkes** zu schützen, es gilt die **Wurzeln der deutschen Eiche vor Fäulnis zu bewahren!**

Offiziertragödien.

Von

W. von Heidenberg.

Drei Tage war ich nun schon mit dem schmucken Leutnant von den Ortelsburger Jägern hinter Hasen und Hühnern hergewesen. Aber trotz aller Weidmannsfreude, die auf den weiten Feldern des großen Gutes immer neue Nahrung fand, ließ mein Kumpan doch ab und zu den hübschen Kopf hängen und verpaßte manche Doublette. Es schien ihn etwas zu drücken. Da, am letzten Abend unseres Beisammenseins, als wir müde am Bergeshang lagen, in die sinkende Sonne schauten und der melancholische Friede der Herbstlandschaft uns umfing, machte er seinem gequälten Herzen Luft. Nur andeutungsweise. Aber ich verstand und warnte ihn, warnte ihn so aufrichtig und dringend, wie ich nur konnte. Geholfen hat's leider nicht. Bald darauf gab's in Ortelsburg eine fürchterliche Szene und auf dem Allensteiner Schießstand knallte es. Der Leutnant tot, der Hauptmann schwer verwundet. Ein Jünglingsleben vernichtet, das der Stolz und die Hoffnung eines einsamen Elternpaares war; der Hauptmann um Existenz und Familienehre gebracht. Und der Kommandeur des Jägerbataillons, ein ausgezeichneter Offizier, mußte auch dran glauben.

Das Drama Schönebeck-Goeben hat nun ein noch fürchterlicheres Ende genommen. So furchtbar, wie die ganze Tragödie einzig dasteht in der Sittengeschichte des preußischen Offizierkorps. Ein Hauptmann, der im Frieden der Weihnacht als Ehebrecher in das Haus seines Kameraden schleicht und diesen niederschießt wie einen Hund! Der gemeinste Mord, den es geben kann. Aber gerächt hat man ihn nicht, sondern die Psychiater vulgo Seelenärzte so lange arbeiten lassen, bis der Schuldige die Situation begriff und „trotz schärfster Ueberwachung" Gelegenheit fand, sich durch eigene Abschlachtung dem Gericht zu entziehen. Und die Geisteskrankheit der Frau von Schönebeck ist jetzt evident. So wäre denn diese Tragödie zur Zufriedenheit erledigt. Aber nicht zu allgemeiner. Wie wir über die Militärjustiz und den Unfug der Psychiater denken, werden wir ein andermal deutlich äußern. Augenblicklich kommt's uns nur darauf an, zu erklären, weshalb solche Offiziertragödien möglich sind.

Die Ehebrüchelei wird nicht aufhören, so lange die Ehebrecher nichts zu fürchten haben. Und das Duell mit den paar Jahren Festungshaft fürchten sie nicht. Falkenhagen beispielsweise, der die Frau des Landrats von Bennigsen verführte und diesen erschoß, hat jetzt seine ganz vergnügliche Haft in Weichselmünde abgesessen und kehrt wieder zurück als vornehmer Mann. Ja, eine gewisse Gloriole umschwebt in den Augen der Schneidlinge männlichen und weiblichen Geschlechts gar noch sein Haupt. Welch eine schändliche Verkehrung aller sittlichen Begriffe! Ohne Pension, ohne Uniform und ohne Titel ausstoßen müßte man jeden Offizier aus seinem Stande, der sich die gemeine Ehrlosigkeit des Ehebruchs zuschulden kommen läßt. Ein Peitschenhieb gebührt ihm und nicht eine Waffe, damit er zum Seelenmorde auch noch den physischen Mord hinzufüge. Die abgründige Unsittlichkeit des **Duellzwanges** leuchtet ganz besonders dann ein, wenn ein Mann in höherem Alter und Vater von Kindern genötigt wird, sich einem raffinierten Banditen zu stellen. Fügt er sich dem Zwange aber nicht, so wird er gesellschaftlich geächtet, ein Schicksal, das doch nach der Auffassung jedes Mannes von natürlichem Ehrgefühl und Rechtsbewußtsein, von Gemüt und Einsicht ganz allein den Schänder seines Hauses treffen müßte. Wann endlich wird's dort oben, wo die Verantwortung für Standesehrbegriffe und den Duellzwang zu suchen ist, in dieser Hinsicht tagen? Zeit wäre es nachgerade, denn die Begriffe von Ehre und Pflicht und Sittlichkeit, die Alt-Preußen zu Groß-Preußen gemacht haben, treten in den Kreisen, die die Stütze von Thron und Staatsautorität bilden sollten, nur noch recht verkümmert in die Erscheinung. Gewissenlose Egoisten züchtet man heute heran, denen kein Mittel zu schlecht ist, um die ihnen drohende Gefahr abzuwenden. Moderne Landsknechte, die wir hier schon einmal gezeichnet haben; die aber noch tiefer stehen als Panduren und kroatische Barabes. Man spreche nicht mehr von einem entschuldbaren Einzelfall. An der Allensteiner Affäre ist nichts entschuldbar. Sie ist das Glied einer Kette, die von Westen nach Osten herüberreicht: von Mörchingen über Forbach, Pirna, Berlin und Gumbinnen an die Alle. Ein alter Offizier schrieb kürzlich der „Straßburger Post": „Es tut not und hängt viel davon ab, daß die Begriffe von Ehre mit Bezug auf Frauen, Spiel und Saufen richtiggestellt werden in einem zeitgemäßen Sinne, weil die daraus sich ergebenden Händel und Verfehlungen noch immer mit einer gewissen Nachsicht und Entschuldigung beurteilt werden." Naturalismus, ruchloses Uebermenschentum und Gottlosigkeit haben es so weit kommen lassen.

Die Allensteiner Tragödie ist auch noch durch folgenden Umstand ermöglicht worden:

Der Major von Schönebeck hat sich von seiner Frau scheiden lassen wollen, aber sein Regimentskommandeur, der Oberst Graf von der Groeben, hat dies zu verhindern gewußt. Um ein Skandälchen zu vermeiden! Auch ein Zeichen der Zeit. In unserer Periode der moralischen Knochenerweichung will niemand mehr eine Verantwortung übernehmen, selbst ein königlich preußischer Oberst und hochgeborener Graf nicht. Man läßt die Dinge gehen und versucht sich durchzuwinden. Nur nicht der Karriere schaden! Alles wird vertuscht und bemäntelt. Bis dann schließlich einmal eine Sumpfblase platzt und einen Riesengestank erzeugt. Dem Herrn Grafen hat seine Methode nichts genützt. Er ist jetzt auch auf der Strecke geblieben. Aber sogar die armen Dragoner sollen gestraft werden; man will das Regiment aus Allenstein in die posensche Polackei versetzen. Was können denn die Soldaten dafür, wenn einzelne Offiziere nichts taugen?

Mutterglück.

Am Dache singt ein Vögelein
Sein kleines Kind zur Ruh,
Und drunten hört im Kämmerlein
Die Frau ihm sinnend zu.

Und nach der Wiege fliegt ihr Blick,
Da liegt ihr Kindlein traut;
Ihr Auge strahlt in Mutterglück,
So oft sie dorthin schaut.

Du Vöglein, das dort singt so lind,
O, ich versteh dich sehr:
Du liebst dein kleines Vogelkind
Doch — meines lieb ich mehr!

Duisburg. **Fritz Theissen.**



Hinken wir wieder nach?

Von einem Beobachter.

Vor reichlich einem halben Jahre veröffentlichte ein gelegentlicher Mitarbeiter, Rektor Hülster-Reinbek, in der „Allgemeinen Rundschau" einen Artikel unter der Marke „Das gedruckte Wort an den rechten Ort". Nachdem er einleitend auf die gewaltige Macht der Presse hingewiesen, machte er den Vorschlag, kirchlicherseits eine Zentralstelle zur Verbreitung der katholischen Tagespresse ins Leben zu rufen. Der „Reichsbote" hatte damals nichts Eiligeres zu tun, als in diesem Artikel eine Verquickung von Konfession und Zentrumspolitik zu suchen, holte sich aber eine blutige Nase, indem der Verfasser in einer „Besser zusehen!" betitelten Notiz nachwies, daß es sich nicht um Zentrumsblätter handle, sondern um die katholische Presse als solche, von deren Verbreitung er eine Festigung der christlichen Weltanschauung erhoffte. Von einem großen Teil der katholischen Presse wurde damals Hülsters Vorschlag sehr beifällig aufgenommen. Aber was ist bis jetzt zur Verwirklichung desselben geschehen? Nichts, gar nichts. Während wir den Schritt aus der Theorie in die Praxis nicht zu tun wagen, haben andere den gezeigten Weg bereits unter die Füße genommen. Folgende Notiz, die wir einem süddeutschen Blatt entnehmen, liefert den Beweis.

Ueber neuere Organisationsbestrebungen auf dem Gebiete evangelischer Preßarbeit hielt der protestantische Pastor Wolf in Witten auf einer Jahresversammlung des Vereins für die innere Mission ein Referat.

Der Redner betonte zunächst die Kraft, die in jeder Organisation bestände. Wo man in der Gegenwart Ideen und Ziele durchsetzen will, da braucht man Organisationen. Auch auf dem Gebiete des öffentlichen Zeitungswesens sei die Macht der Organisation in Anspruch genommen und sie habe nicht versagt. Hätte die materialistische und sozialistische Weltanschauung einen so gewaltigen Einfluß gewonnen, wenn nicht eine wohlorganisierte Presse hinter diesen Ideen stände? Einzelne Preßorganisationen seien allerdings schon auf evangelischer Seite geschaffen, so die vorzüglich geleitete Preßtätigkeit des Evangelischen Bundes und die wohlausgebaute Zeitungsversorgung des Zentralausschusses der inneren Mission u. a. Darauf setzte der Redner die Geschichte und Entstehung des neugegründeten Presseverbandes auseinander, und er legte eingehend die Ziele und Zwecke dieser neuen Organisation dar. Darnach will dieser Verband sämtliche evangelische Pressebestrebungen zentralisieren. Gleichzeitig will dieser Verband als ein Zweig der inneren Mission der evangelischen Weltanschauung zu regelmäßiger und würdiger Vertretung in der vorhandenen politischen Tagespresse verhelfen in der Erkenntnis, daß die Macht des gedruckten Wortes unserem Volke nicht zum Schaden, sondern zum Segen gestaltet werden muß. Der evangelische Preßverband verfolgt keine besonderen kirchen- oder parteipolitischen Tendenzen, er will lediglich für unsere Kirche und für ihre Angelegenheiten mehr Raum in der öffentlichen Tagespresse suchen und dabei auch den Schriftleitungen der einzelnen Tageszeitungen mit orientierenden Berichterstattungen gute Dienste leisten. Zur Durchführung des evangelischen Preßverbandes forderte der Vortragende die Gründung von synodalen Preßkommissionen. Mit einem warmen Appell an die Versammelten, sich der Arbeit an der Presse, die man wohl Zeitungsmission genannt hat, anzunehmen, schloß der Redner seine längeren Ausführungen.

Das süddeutsche Blatt knüpft daran die Bemerkung: „Wir raten dem Katholischen Preßverein in Bayern, sich die Organisation der Protestanten zum Vorbild zu nehmen." — Dieser Rat ist nicht nur an den bayerischen Preßverein, sondern an das gesamte katholische Deutschland zu richten. Wäre seinerzeit der durchaus praktische H.sche Vorschlag in der „A. R." befolgt worden, so brauchten wir uns heute nicht „die Organisation der Protestanten zum Vorbild zu nehmen". So aber hinken wir wieder einmal nach.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Das Schmiergelderunwesen im Handelsgewerbe.

Die Tatsache, daß der Gesetzentwurf über den unlauteren Wettbewerb keine Handhabe bietet gegen das Schmiergelderunwesen im Handelsgewerbe, veranlaßte am 6. Februar in der 8. öffentlichen Plenarsitzung der bayerischen Kammer der Reichsräte den früheren bayerischen Ministerpräsidenten Reichsrat Exzellenz Graf Crailsheim, beim Kapitel Zentralstelle für Handel, Industrie und Gewerbe nach einer tiefgründigen Darlegung des Unfugs die bayerische Regierung aufzufordern, sie möge im Bundesrat darauf dringen, daß der bezeichnete Gesetzentwurf in dieser Beziehung ergänzt wird.

Graf Crailsheim führte u. a. aus: Es handelt sich um die in der Industrie eingerissene Unsitte, daß Fabriken die kaufmännischen und technischen Angestellten von anderen Etablissements und von Großhandlungen bestechen, um sich bei Lieferung von Waren den Vorzug vor der Konkurrenz zu sichern. Diese Unsitte hat einen so großen Umfang angenommen, daß die Gewährung von sogen. Provisionen vielfach als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet wird. Die Sache wurde auch im Reichstag schon besprochen, und das Reichsamt des Innern veranstaltete eine Enquete über den Umfang des Mißstandes und über etwaige Gegenmaßregeln. Die Aeußerungen, die darauf von den verschiedenen Körperschaften eingingen, sind natürlich sehr verschieden, je nachdem in einem Bezirk solche Tatsachen vorliegen oder nicht. Allein es liegen genügende Erfahrungen vor, um zu beweisen, daß der Mißstand ein außerordentlich verbreiteter ist, z. B. in der chemischen, in der Papier-, Bau-, Metallindustrie, im Buchdruckergewerbe, der Konfektionsbranche usw.

Es wird eingewendet, die Industrie könne sich selbst schützen, es sei mißlich, ohne Not in die Freiheit der Bewegung von Handel und Industrie einzugreifen. Allein in dem Verbot einer der Geschäftsmoral widerstrebenden Handlung kann doch unmöglich ein Einengung der Freiheit erblickt werden, und was die Selbsthilfe anlangt, so hat man dieselbe wohl versucht, aber ohne Erfolg. Eine gründliche Abhilfe ist nur zu erwarten von einer Strafbestimmung, die sowohl die aktive als die passive Bestechung unter Strafe stellt. Diesen Weg schlug England, das Land der weitestgehenden Freiheit für Handel und Industrie, durch ein am 1. Januar 1907 ins Leben getretenes Gesetz bereits ein. Bei uns in Deutschland bestehen bereits Bestimmungen gegen die Bestechung von Staatsbeamten. Wenn es der Staat für notwendig hielt, sich in dieser Weise zu schützen, so sollte er auch der soliden Industrie einen derartigen Schutz nicht versagen. Durch solche Strafbestimmungen wird das Uebel nahezu vollständig mit einem Schlage verschwinden, weil sich wohl jede Firma hüten wird, etwas zu tun, was eine Strafe mit sich bringt, und weil auch solche Firmen, die sich bisher aus Konkurrenzrücksichten genötigt glaubten, den Bestechungsunfug mitzumachen, froh sein werden, nicht mehr mittun zu müssen und von einer unlauteren Konkurrenz frei zu sein.

Die Sache hat aber auch eine fiskalische Seite. Die Mittel, die zur Gewährung von Bestechungen verwendet werden, figurieren natürlich unter den Geschäftsunkosten und mindern den steuerbaren Ertrag des Geschäftes ab. Aber auch die Beamten, die eine solche Bestechung empfangen, werden sich wohl hüten, diese Einnahmen zu fatieren. Auf diese Weise entgehen im Deutschen Reiche jährlich Millionen der Steuerpflicht.

Diese Ausführungen des Grafen Crailsheim waren streng objektiv und durchaus frei von jeglicher Uebertreibung, bedürfen jedoch noch einer nicht zu unterschätzenden Ergänzung. Ueberaus schädlich ist das Schmiergelderunwesen im Zeitungsgewerbe. Die sprichwörtlichen Ministereinkommen gewisser Inseratenchefs und Propagandisten entsprechen durchaus nicht der Vorbildung und der geleisteten Arbeit dieser Herren, sie entstehen nicht selten dadurch, daß diese sich neben ihrem entsprechenden Gehalt noch von den Firmen, mit welchen sie ein Geschäft abschließen, ein Schmiergeld bezahlen lassen. Dies kommt in zweierlei Arten vor. Der bei einem Zeitungsunternehmen angestellte Inseratenchef, der also eigentlich die Interessen der Zeitung zu vertreten hätte, läßt sich von dem Inserenten schmieren und bewilligt ihm dafür höheren Rabatt. Bei einem solchen Geschäftchen figuriert dann natürlich die Klausel, daß der Zeitungsunternehmer nichts davon erfahren darf. Umgekehrt liegt die Sache so: der Propagandist eines Reklameunternehmens, der natürlich auch mit großem Gehalt angestellt ist, läßt sich von einer Zeitung dafür, daß er diese Zeitung seinem Chef zu Inseratenzwecken vorschlägt, „auf die Liste setzt", ein entsprechendes Douceur entrichten. Hier darf der betr. Firmeninhaber von der Sache nichts wissen.

Durch ein solches System wird den soliden Firmen und Verlagsunternehmungen das Wasser abgegraben und es ist nicht immer Zufall, daß man gewisse großzügige Reklamen seit vielen Jahren immer nur in einer unverändert beschränkten Reihe von Zeitungen und Zeitschriften sieht.



Es wäre daher, und zwar nicht zuletzt im Interesse des guten Rufes des deutschen Inseratenwesens dringend zu wünschen, daß die Zeitungsunternehmer nicht etwa durch die Aussicht auf einen Inseratenzuwachs ein Auge zudrücken, sondern durch gemeinsame Verständigung dem Unwesen Halt gebieten, und zwar wäre hier der erfolgreichste Weg der private, vertrauliche, vom Verleger zum Reklameunternehmer und umgekehrt. Ohne eine gesetzliche Handhabe, wie sie Graf Crailsheim angeregt hat, wird man jedoch in den meisten Fällen den in Frage kommenden Elementen immer nur von Fall zu Fall das Handwerk legen können.

Fritz Wächter.



Aus ungedruckten Witzblättern.

Aus der physikalischen Chemie des Liberalismus.

Das Licht der Aufklärung entsteht bekanntlich, wenn man den Liberalismus zum Glühen bringt. Letzteres geschieht am leichtesten dadurch, daß man ihn eine gewisse Zeitlang den Strahlen einer kräftigen Logik aussetzt. Besonders ist die sogenannte metaphysische Behandlung zu empfehlen. Auf diese reagiert der Liberalismus, welcher nur mit physischen, d. h. sinnlich wahrnehmbaren Vorgängen einige Affinität besitzt, sofort, indem er zuerst sauer, dann bitter und schließlich leuchtend wird. Setzt man die Behandlung dann noch weiter fort, so bildet sich ein Zustand aus, den man als Paroxysmus bezeichnet. Auffallend und bisher unerklärt ist die dabei beobachtete Erscheinung, daß der Liberalismus im Stadium des Paroxysmus alle toleranten und toleranzähnlichen Elemente ausscheidet. Dies ist deshalb so überraschend, weil der Liberalismus in ruhigem (sog. theoretischem) Zustande hauptsächlich aus Toleranz zusammengesetzt zu sein scheint. Einige Forscher sind der Ansicht, daß es sich hierbei gar nicht um eigentliche Toleranz, sondern um ein ähnlich schillerndes Gebilde handle, welches man im gewöhnlichen Leben Streusand nenne. Letzterer wird, wie auch der Laie sehr wohl weiß, von namhaften Gelehrten als Remedur gegen Sehschärfe angewandt. Im gasförmigen Aggregatzustande heißt der Streusand blauer Dunst. Die monistische Schule hat neuerdings sehr interessante Experimente mit dem Streusande angestellt. Es ist ihr nämlich gelungen, denselben auch in den flüssigen Aggregatzustand überzuführen. In dieser Form wird er als Kulturfirnis in den Handel gebracht und gilt mit Recht als eines der besten Universalheilmittel für innere und äußere Zeitschäden.

Ansgar Albing.

Des Schatzsekretärs Klage.

Seid verschlungen Millionen —
O die Politik der Welt!
Herrlich wär's im Schatzamt wohnen,
Hätte man, ach Gott, nur Geld.
Im Reichspostamt war's so friedlich,
Gelder brachte der Verkehr;
Hier ist's trostlos ungemütlich,
Hier sind alle Kassen leer.
Wird der große Wurf gelingen,
Herr des Defizits zu sein?
Werd' ich gar ein Plus erringen,
Wäre es auch noch so klein?
„Unser Schuldbuch sei vernichtet,"
So rief einstens Schiller aus;
Doch im Amt wird nicht gedichtet,
Der Humor selbst bleibt zu Haus.
Redet man von neuer Steuer,
Reget sich der Reichstag auf.
Manko schließlich ungeheuer —
Schaudervoller Lebenslauf.
Und wo wird des Schatzsekretäres
Letzte Ruhestätte sein?
Ach, an eines Schuldenmeeres
Strande senkt man mich auch ein.

Dr. Weer.

Stammbuchverse.

An unseren lieben Blockkanzler.

„Was du nicht willst, das man dir tu',
Das füg' auch keinem andern zu!" —
Dies Sprüchlein sei dir sehr empfohlen,
Da du enteignest jetzt die Polen;
Doch merk' dir auch das andere recht:
„Unrecht' Gut gedeihet schlecht!"

Faust.

Erlkönig redivivus.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind.
Der Vater heißt Bernard, jedoch der Sohn
Hört auf den Namen „Konstitution".

Mein Sohn, was birgst du bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du die Polen dort nicht?
Die Polen in Kaftan und Pelz vom Schaf?
— Laß dich nicht stören, Kindchen, schlaf!

Komm, liebes Kind, dich uns bewahr;
Das Rechtsbewußtsein im Land wird rar. —
Wir wollen lesen in Büchern schön,
Drin tut deine Lebensgeschichte steh'n.

Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht
Was gerade der Pole zu mir spricht? —
Sei ruhig, mein Kind — ich mache das schon,
Denn ich bin der Vater und du nur der Sohn.

Willst, feiner Knabe, nicht bei mir steh'n?
Schau her, meine Güter sind all' so schön!
Du kannst sie schützen, o komme, mein Sohn,
Sonst naht die Expropriation.

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Enteignet' Volk am düstern Ort?
Mein Sohn, sei mutig, dem tu' ich nicht weh:
Es sind ja nur Fremde vom H. K. T.

Ich beschwöre dich, o hilf mir bald,
Denn, bist du nicht willig, so braucht er Gewalt. —
Mein Vater, mein Vater, o hilf mir noch,
Sonst gehe ich unter, das siehst du doch.

Den Vater graust es, er rast geschwind;
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreichet das Herrenhaus mit Müh' und Not.
In seinen Händen, das Kind war tot.

Weer II.



Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Josephine Rottmann hat als „Judith" schon in ihrem Frankfurter Engagement große Erfolge erzielt und so lag es für unsere Hofbühne nahe, das Drama Hebbels einer Neueinstudierung zu unterziehen. Haben wir doch in ihr eine der wenigen Heroinnen, die heute für solche Aufgaben wahrhaft berufen sind. Ihre „Judith" besitzt Großzügigkeit und Empfindungstiefe. Der Gestalt lediglich mit psychologischen Finessen beizukommen, wie es die meisten Schauspielerinnen der Jetztzeit versuchen, rückt die Heldin der alttestamentarischen Apokryphen nur noch weiter aus unserem Gefühlskreise. Das Feuer leidenschaftlichen Empfindens, welches schon durch des Dichters philosophische Spekulationen gedämpft wird, gilt es auf das stärkste zu entfachen, wenn die gigantischen Persönlichkeiten unser Mitgefühl erwecken sollen. Auf diesem Wege hat Frl. Rottmann einen neuen starken Erfolg errungen. Sie soll, wie wir hören, mit einer Indisposition zu kämpfen gehabt haben, doch machte sich keine Beeinträchtigung im Gebrauche ihrer schönen Mittel bemerkbar. Den Holofernes spielte Herr Rottmann. Er übertraf unsere Erwartungen bedeutend. In Maske, Haltung, Mimik und Sprache betonte er in dem blutigen Tyrannen mit gutem Glücke den überragenden Geist. Lützenkirchen, der, nebenbei gesagt, für diese Rolle in hervorragendem Maße geeignet wäre, führte die Regie in durchaus befriedigender Weise. Die Volksszenen könnten in der Gruppierung noch wirkungsvoller gestaltet werden und in den zahlreichen Nebenrollen wurde an Lungenkraft bisweilen zuviel verausgabt. Das Publikum rief die Hauptdarsteller mit starkem Beifall mehrmals vor die Rampe. — Seit der Münchener Premiere des „Lohengrin" sind fünfzig Jahre verflossen und die Hofbühne gedachte dieses Jubiläums durch eine treffliche Vorstellung mit Knote in der Titelrolle. Die kunsthistorische Bedeutung der Münchener Erstaufführung von 1858 liegt in dem Umstande, daß hier der damalige Kronprinz die Eindrücke gewann, die den späteren König Ludwig II. bewog, Wagner in der tiefsten Notlage seines Lebens die rettende Hand zu reichen und die Vollendung seiner Lebensarbeit zu ermöglichen.

Zur Feier von L'Arronges 70. Geburtstag hat das Schauspielhaus des liebenswürdigen Lustspieldichters „Doktor Klaus" einstudiert, dem Beispiele vieler deutscher Bühnen folgend, welche sich aus Anlaß dieses Tages des reichen Schatzes von L'Arronges Werken erinnern. Der Jubilar hat das Tantiemenerträgnis zu

einer Stiftung bestimmt. Das ausverkaufte Haus unterhielt sich ganz ausgezeichnet. Das Publikum bedarf gar nicht so stark gewürzter Kost, wie so mancher Literat ihm glauben machen will. Mag einiges an dem Lustspiele verstaubt erscheinen, seine liebenswürdige Lustigkeit wirkt heute noch, und ganz zwanglos weiß L'Arronge seine moralischen Nutzanwendungen einzuflechten. Man hat sie bisweilen hausbacken und alltäglich genannt, aber es spricht eine echt volkstümliche Lebenstüchtigkeit aus ihnen, die gering einzuschätzen wir gewiß keinen Anlaß haben. Das Stück wurde sehr flott und liebenswürdig gespielt, insbesondere fanden die unverwüstlichen Rollen des Dr. Klaus und seines Faktotums in Peppler und Raabe prächtige Vertreter, aber auch Waldau, die Damen Gerhäuser, Nicoletti u. a. spielten mit bestem Gelingen. — Der Dichter, welcher auch als langjähriger Bühnenleiter in Berlin große Verdienste hat, erhielt zu seinem Ehrentage neben Titel und Orden ungezählte Beweise herzlichen Gedenkens.

Das Musikkomitee der Ausstellung München 1908 hat sich aufgelöst, nachdem es nicht gelungen war, die vom Musikerverband verhängte Sperre zu Bedingungen aufzuheben, welche dem Komitee völlig freie Hand ließ. Das unlängst veröffentlichte große, hochkünstlerische Programm gelangt nun nicht zur Ausführung. Das Tonkünstlerorchester wird lediglich als Gast verschiedene Konzerte geben, ebenso auch andere Kapellen. Von der Gewinnung eines speziellen Ausstellungsorchesters wird jedoch Abstand genommen.

Aus den Konzertsälen Das Volkssymphoniekonzert des neuen Kaimorchesters zeitigte wieder angenehme Eindrücke; wenn die Bläser sich, wie zu hoffen steht, bald so günstig dem Ensemble einfügen wie die Streichinstrumente, so darf man alle billigen Ansprüche als erreicht erachten, denn es ist in kurzer Zeit sehr viel geleistet worden. Der Besuch war leider nicht so günstig, wie zu wünschen wäre. Cor de Las dirigierte die Oberonouvertüre und Mozarts D-dur-Symphonie Nr. 35 in bekannter Sorgfalt und Frische. In Volkmanns Serenade fand Cornelius van Vliet als Solist dank seines herrlichen Violoncellospiels stürmischen Beifall. Einen Klavierabend von Interesse bot der Russe Boris Kamtschatoff. Seine Bedeutung liegt in der Hauptsache auf der Seite brillierender Technik, aber hierin zeigt er eine selten erreichte Meisterschaft.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Hoftheater in Meiningen ist aus noch nicht klargelegten Gründen ein Raub der Flammen geworden; der Brand entstand am Tage, so daß Menschenleben nicht zu beklagen sind. An dies schlichte Bühnenhaus der kleinen Herzogsresidenz knüpfen sich für die Theatergeschichte Erinnerungen von größtem künstlerischen Glanze. Was die Gastspielreisen der „Meininger" für alle Bühnen bedeuteten und wie ihr Einfluß auch heute noch auf jedem Theater von künstlerischer Qualität fortwirkt, das braucht in einem Blatte, das sich an die gebildeten Stände wendet, nicht neuerdings gesagt werden. Der Herzog hat bestimmt, daß ein Neubau aus seinen eigenen Mitteln errichtet werde, ohne die Gelder des Landes in Anspruch zu nehmen. — Der Dichter des Dramas „Erde", Karl Schönherr, wurde von der Bauernfeldstiftung durch eine Ehrengabe ausgezeichnet. — „Lokomotivführer Claußen", ein Drama von Ernst E. Eberhart, erweckte in Berlin Beifall. Der bis jetzt auf den Brettern unbekannte Autor besitzt, nach Berichten, starkes Talent für Bühnenwirkung. Ohne in dem plastisch gezeichneten Milieu aufzugehen, entwickelt er überzeugend das Schicksal des treuen langjährigen Beamten, der, durch schweren Kummer abgelenkt, Schuld an einem Eisenbahnunglück wird. — Karl Rößlers Stilleben in drei Bildern: „Hinterm Zaun" interessierte in Berlin, obwohl der Autor des „Lebensfestes" hier von minder glücklichem Humor ist. Die Kritik findet, daß seine Satire diesmal einen bitteren Nachgeschmack habe. Dorfschmiere und Hofbühne stellt der Verfasser in Parallele und findet bei beiden die gleiche Würdelosigkeit. Da Rößler lange selbst den Brettern angehörte, so ist es vielleicht gekränkter Idealismus, der ihn so schwere Bitterkeiten schreiben läßt. — Jn der Pariser Komischen Oper hatten zwei Novitäten Erfolg. „La Habanera", Musik und Dichtung von Raoul Laparra, ist ein düsteres Drama, dessen vorwiegend melodische Musik sich oft zu tragischer Größe erhebt. Weniger günstig wird Marcel Bertrands einaktige Kreuzfahreroper Ghyslaine beurteilt, welche noch die Merkmale einer Anfängerarbeit aufweist. — Zum hundertsten Todestage Haydns findet im Mai 1909 in Berlin eine große Feier statt, über welche der Kaiser das Protektorat übernommen hat.

München. L. G. Oberlaender.

Theater, Musik und Sonstiges aus Köln. Der berühmte Kölner Karneval ist vorbei; begünstigt von gutem Wetter, konnte der große Rosenmontagszug, der mehr durch Pracht als Witz Eindruck machte, sich frei in den engen Straßen entfalten. Der musikalische Schlager war das drollige Lied „Dem Schmitz sing Frau eß durchgebrannt!" (Dem Schmitz seine Frau ist durchgebrannt). Vielen Erfolg hatte wieder Frl. Cäcilie Wolfenburg (Kölner Männergesangverein) mit seinem Divertissementchen Die Heinzelmännchen von Köln. Nebenbei bemerkt, unternimmt der Verein in der Osterwoche wieder eine Sängerfahrt nach Belgien und England, und die Handelshochschule macht sogar einen Ausflug nach Afrika. Eine unglückliche Fahrt machte ein holländisches Schauspiel-Ensemble nach „hier", wie die Kaufleute sagen, das vor „gähnend" leerem Hause, wie es in einem Bericht heißt, „Den Kaufmann von Venedig" mit Hollands berühmtesten Mimen Bouwmeester als Shylok aufführte. Der Leitung der vereinigten Stadttheater, die bisher vom Karneval nur wenig Notiz genommen, fiel es diesmal doch ein, daß man der Stimmung des Publikums Rechnung tragen müsse. Es ist ja ein entzückender Moment, wenn in Tantris der Narr die ungetreue Isolde den Siechen — Pestkranken — preisgegeben wird; aber das wollen die fidelen Kölner nun nicht einsehen, sondern finden zum Entsetzen der literarischen Uebermenschen mehr Ergötzen an Schwänken wie Panne, Mamsell Tourbillon oder der Prinzgemahl, die, an den Karnevalstagen von unserem vorzüglich eingespielten Lustspielensemble gespielt, stets volle Häuser machten. Daß unser Schauspiel überhaupt gut bestellt ist, das haben die Agenten auch herausgefunden und eine ganze Anzahl bewährter Kräfte an höher stehende Bühnen verhandelt. Besonders auf unsere Regisseure haben diese ehrlichen Kunstmakler es abgesehen. Oberregisseur Kienscherf geht nach Karlsruhe, unser ausgezeichneter Heldenvater Otto Borcherdt wird Hoftheaterdirektor in Gera und schleppt eine ganze Anzahl tüchtiger Kräfte und technischer Beamten in die Hauptstadt des Fürstentums Reuß mit. Er denkt wie Leporello: „Kann ja selbst den Herrn spielen, will nicht länger Diener sein." Den ausgezeichneten jugendlichen Liebhaber Lindner hat sich das Kgl. Schauspielhaus in Berlin gesichert. Während das Schauspiel sich immer fortschrittlicher gebärdet, konzentriert die Oper sich mehr rückwärts. Man besinnt sich allgemach darauf, daß vor Wagner auch Leute gelebt, die Musik, schöne Musik, machen konnten. So wurde zunächst die Stumme von Portici neu einstudiert. Das Publikum gewann dabei den Eindruck, daß die Begeisterung unserer Großeltern für die Auberſche Musik, die sogar der große Richard gelten läßt, kein Schwindel, sondern echt war. Auch der Melodienschatz in dem neu einstudierten Verdischen Rigoletto wurde anerkannt. Gounods ebenfalls neu einstudierte lyrische Oper Romeo und Julia fand durch die Mitwirkung des k. k. Kammersängers Franz Naval vielen Anklang. Unseren Opernsternen wird von Intendanten und Agenten schon lange nachgestellt. Hoffentlich gehen sie nicht ins Garn.

Prof. Hermann Kipper.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Die schwere Krisis des Vorjahres macht sich in ihren Konsequenzen und Begleiterscheinungen auf sämtliche Faktoren und insbesondere auf Handel und Industrie immer noch unliebsam fühlbar. Die verschiedenen, fast täglich auftretenden Zahlungsstockungen illustrieren am besten die tiefgehende Wirkung der auf dem Wirtschaftsleben ruhenden Depression. Bei den bekannten, eng liierten Beziehungen, welche die Börse und die Kapitalistenkreise mit diesen Vorgängen unterhalten, bleibt naturgemäss der Reflex dieser Erscheinungen auf die Entwicklung der Effektenmärkte nicht aus. Eine ganze Reihe von Momenten erinnerte im Verlauf der Berichtswoche mitunter sehr unsanft daran, dass der Rekonvaleszentenzustand immer noch sehr die Tendenz und die ganze Gestaltung von Börse, Handel und Industrie in Atem hält. Vor allem zeigt die bekannte Produktionseinschränkung des Kohlen-Syndikates, dass den geänderten und verminderten Ansprüchen seitens der Produzenten noch nicht in dem Masse Rechnung getragen war, als es für die Entwicklung und Wiederherstellung von normalen Verhältnissen geboten erscheint. Genanntes Syndikat hat sicherlich in Verkennung der ungünstigeren Konjunktur-Situation den unrichtigen Weg eingeschlagen. Die Einschränkung in der Produktion zeigt jedenfalls, dass die Nachfrage nach den Brennstoffen nicht mehr die immer betonte dringende ist, denn trotz dieser Einschränkung weist die momentane Förderungsstatistik eine bedeutende Zunahme der vorhandenen Produktion auf. Die Kohlenmagnate in unseren deutschen Industrierevieren werden also den Verhältnissen Rechnung tragen und die Preise nolens volens dem Bedarf und Konsum entsprechend schliesslich reduzieren müssen. — Unter Berücksichtigung dieser Betrachtungen wirkte die Veröffentlichung der Bilanzziffern für das abgelaufene Geschäftsjahr der Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft überraschend günstig, um so mehr als gerade bei dieser Gesellschaft zu gleicher Zeit eine Betriebseinschränkung gemeldet wurde. Die Gesellschaft verteilt nach grossen Abschreibungen 12% Dividende gegen 11% im Vorjahre. Die Börse kalkuliert vielleicht nicht mit Unrecht, dass die Verhältnisse unserer heimischen Montan-Gesellschaften von den Krisenzeiten und deren Nachwirkungen infolge der inneren gesicherten Position und den geschaffenen Reserven nicht in dem erwarteten Masse betroffen worden sind. Hierzu kommt noch die gebesserte Situation des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes, wie überhaupt



festzustellen ist, dass im allgemeinen die Berichte, die derzeit von Amerika hinsichtlich der Wirtschaftslage bekannt werden, zuversichtlicher gehalten sind.

Die einzige Hoffnung, dass die momentanen latenten Zeitläufe sich nicht neuerdings in Krisen verwandeln, hegt man nach wie vor in der Entwicklung der Geldmarktverhältnisse. Es ist zu begrüssen, dass sowohl das Londoner Zentralnoten-Institut als auch in Gefolgschaft damit die Reichsbank die offiziellen Raten um je ½% ermässigen konnten. Die Londoner Bank hat seit Jahresbeginn den Diskontsatz zum vierten Male reduziert. Mit dem jetzt etablierten Satz von 3½% hat sie innerhalb eines Zeitraumes von vier Monaten den Diskontsatz um die Hälfte ermässigt von dem Satz, der infolge der bekannten amerikanischen Goldkrisis und Geldknappheit von der Bank als Schutzwehr errichtet worden war. Die normalen Geldverhältnisse in England dürften damit zum grössten Teil wieder hergestellt sein. Da auch das französische Noteninstitut eine baldige Reduktion der Rate vornehmen dürfte, sind so ziemlich die Hauptzentren in puncto der monetären Lage bei ziemlich regulären Situationen rasch und glücklich wieder angelangt. — Innerhalb welcher Zeit dieser Regenerierungsprozess in Deutschland eintreten wird, lässt sich keineswegs übersehen. Die Ziffern der Reichsbankausweise zeigen klar und deutlich, dass diese Bank nach wie vor in Anspruch genommen war, wenngleich die Details des Ausweises eine merkliche Besserung gegenüber der Parallelwoche des Vorjahres ergeben haben. Zu dem grossen Geldbedarf von Handel und Industrie kommen die täglich auftretenden grossen Anleihe-Emmissionen von Kommunen und neuerdings einzelner Staaten, beispielsweise der M 60'000,000.— 4% bis 1918 unkündbaren Anleihe Bayerns.

Die Nachwirkung der hohen Diskontraten des Vorjahres zeigt sich vornehmlich in dem Abschlusse der Deutschen Reichsbank in der Eigenschaft als reines Lombard- und Diskontinstitut. Der Reingewinn der Bank übersteigt den vorjährigen neuerdings um mehr als M 12'000,000.—, und die Dividende erreicht die bisherige Maximalhöhe von 9,89%. — Die Bilanzparade der Berliner Grossbanken wurde fortgesetzt durch die Publikation der Gewinnziffern der Dresdner Bank und des damit verbündeten Schaaffhausenschen Bankvereins sowie der Deutschen Bank. Der Gesamteindruck der beiden ersteren Bankabschlüsse ist im Vergleich zum Vorjahre gleich den der übrigen Banken keineswegs ein besonders günstiger, und besonders die Liquiditätsaufstellung lässt sicherlich in manchen Punkten zu wünschen übrig. Eine Sonderstellung unter den Banken nimmt bekanntlich die Deutsche Bank ein, und die Erwartungen, welche auf die Bilanzziffern dieser Bank gerichtet waren, wurden nicht enttäuscht. Bei grossen Abschreibungen und Reservestellung ist es der Bank ermöglicht, die gleiche Dividende von 12% zu verteilen. Markant ist die neuerliche Steigung des Umsatzes auf den Riesenbetrag von M 91'610,000,000.—, und vor allem die Zunahme der Bankdepositen um M 95'000,000.—. Diese Ziffern beweisen zur Genüge, dass die andauernde Schwarzseherei von einem industriellen Niedergange Deutschlands und Kapitalreichtum sicherlich übertrieben ist.

M. Weber.

Bayerische Banken: Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank. Die Generalversammlung genehmigte sämtliche Vorschläge (13% Dividende und Umwandlung der alten Gulden-Aktien in Mark-Aktien). — Vereinsbank in Nürnberg. Die Generalversammlung fixiert die Dividende auf 10% und beschliesst die Erhöhung des Aktienkapitals um 3 Millionen Mark auf 18 Millionen Mark.

Neue 4% bayerische Staatsanleihe: Die Subskription auf die neue M. 60 Millionen 4% Anleihe bis 1918 unkündbar erfolgt mit 99.60 am 9. März.

Heilmannsche Immobilien-Gesellschaft, A.-G. München. In der Generalversammlung am 5. März 1908 war ein Aktienkapital von 3'810,000 M durch 41 Aktionäre mit 1270 Stimmen vertreten. Eine Gegenüberstellung des jetzigen Status der Gesellschaft mit dem im Prospekt des Jahres 1900 verzeichneten ergibt eine Mehrung der Gewinnvorträge und Reserven um 37¼% des Aktienkapitals, die Summe der Gewinnvorträge per 1907 von 3'107,934 M = 44¼% des Aktienkapitals ergibt auf die sechs Jahre 1902—1907, in denen eine Dividende nicht ausgeschüttet wurde, jährlich 7¼ des Aktienkapitals; der Grundbesitz ist seit 1900 um 2-9,54 Tgw. grösser, der Buchwert aber um 2,3 Millionen Mark geringer geworden und zwar trotz umfangreicher Aufschlussarbeiten. Die Hypothekenschulden sind um 3'379.672 M geringer, die Hypothekenguthaben um 2'248,368 M grösser geworden. In den Aufsichtsrat, dessen Mitgliederzahl auf fünf erhöht wurde, wurde einstimmig Kommerzienrat Friedrich Seyboth neugewählt.

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München

Karlstrasse 52/II

Pfälzische Hypothekenbank

Ludwigshafen a. Rh.

Generalversammlung.

Die **Generalversammlung** der Pfälzischen Hypothekenbank findet

Montag, den 16. März 1908, vormittags 10 Uhr

im Bankgebäude, **Am Brückenaufgang No. 8 dahier,** statt.

Tagesordnung:

1. Bericht der Direktion und des Aufsichtsrats über die Ergebnisse des verflossenen Jahres.
2. Bericht des Aufsichtsrats über die Prüfung der Bilanz.
3. Entlastung der Direktion.
4. Entlastung des Aufsichtsrats.
5. Beschlußfassung über die Verwendung des Reingewinns.
6. Beratung und Beschlußfassung über die an die Versammlung gestellten Anträge.
7. Wahl von Mitgliedern des Aufsichtsrats.

Jede Aktie gewährt das Stimmrecht. Dasselbe wird nach den Aktienbeträgen ausgeübt. Bezüglich der Anmeldung zur Teilnahme an der Generalversammlung, Vorzeigung der Aktien und Ausfolgung der Stimmkarte wird auf § 44 des Gesellschaftsvertrags Bezug genommen.*)

Die Vorzeigung der Aktien kann erfolgen im Geschäftslokale der Bank in Ludwigshafen a. Rh., bei der Rheinischen Kreditbank in Mannheim und deren Zweiganstalten, bei der Pfälzischen Bank in Ludwigshafen a. Rh. und deren Zweiganstalten, bei der Bayerischen Filiale der Deutschen Bank und der Bayerischen Vereinsbank in München, bei Herren Gebrüder Klopfer in Augsburg, bei der Deutschen Vereinsbank in Frankfurt a. M. Von diesen sämtlichen Stellen werden Stimmkarten ausgefolgt.

Die in § 260 Abs. 2 des Handelsgesetzbuches bezeichneten Vorlagen liegen vom 29. Februar lfd. Js. ab in unserm Geschäftslokale zur Einsicht der Herren Aktionäre bereit

Ludwigshafen a. Rh., den 19. Februar 1908.

Der Aufsichtsrat.

*) § 44 des Gesellschaftsvertrags lautet: Anmeldungen zur Teilnahme an der Generalversammlung sind zuzulassen, wenn sie nicht später als am dritten Tage vor der Versammlung erfolgen. Zur Ausübung des Stimmrechts ist zuzulassen, wer die Aktien spätestens 6 Tage vor dem Versammlungstage bei der Gesellschaft oder bei einer der in der Einladung zur Generalversammlung hierzu bezeichneten Stellen vorzeigt, wogegen ihm eine auf seinen Namen lautende Stimmkarte ausgefolgt wird. Den Anmeldungen zur Teilnahme und zur Erwirkung einer Stimmkarte ist ein Nummern-Verzeichnis der vorgezeigten Aktien beizufügen. Die Direktion ist berechtigt, die Hinterlegung der Aktien zu verlangen; in diesem Falle ist die Ausübung des Stimmrechts von der Hinterlegung abhängig.

Bayer. Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Die **Dividende** für das

Geschäftsjahr 1907

wurde zufolge heutigen Beschlusses der Generalversammlung auf

M. 111.43 für eine Aktie à fl. 500.— und

„ 130.— für eine Aktie à M. 1000.—

festgesetzt und kann gegen Einlieferung des Coupons Nr. 3 beziehungsweise Nr. 15 erhoben werden in

München bei unserer **Hauptkasse, Theatinerst. 11.**
„ „ „ **Wechselstube am Schlacht- und Viehhof,**
Landshut „ „ **Filiale,** an der **Neustadt 467,**
Pasing „ „ **Depositenkasse, Münchenerstr. 4,**
Augsburg „ der **Filiale der Bayerischen Notenbank,**
„ „ „ **Bayer. Diskonto- und Wechselbank A.-G.**
Berlin „ unserem **Hypotheken-Bureau, Kochstr. 53,**
„ „ der **Direktion der Diskonto-Gesellschaft,**
Frankfurt a. M. bei der **Direktion der Diskonto-Gesellschaft,**
Nürnberg bei der **Filiale der Bayerischen Notenbank,**
„ „ „ **Bayerischen Diskonto- u. Wechselbank A.G.,**
„ „ **Herrn Anton Kohn,**
Stuttgart „ den **Herren Doertenbach & Co.,**

ferner bei den **Filialen der Bayerischen Notenbank in Kempten, Ludwigshafen a. Rh., Regensburg, Würzburg** und deren **Agentur in Lindau i. B.** sowie den **Filialen der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank A.-G. in Bamberg, Bayreuth, Hof, Kulmbach, Regensburg, Schweinfurt, Würzburg** und deren **Depositenkassen in Hersbruck, Kitzingen, Lauf, Neumarkt i. O., Roth i. B., Rothenburg o. T., Schwabach, Uffenheim** und **Weissenburg a. S.**

München, den 5. März 1908.

Die Direktion.

Afrikanische Weine

:: der Weissen Väter ::

hervorragend bekannt wegen ihrer Naturreinheit und Güte. Probekiste von 10 Flaschen zu M 13.50 versenden

C. & H. Müller, Flape Nr. 6, b. Altenhundem i. Westf.

Päpstliche Hoflieferanten.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Zum 100. Geburtstag von August Reichensperger (22. März 1908).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

August Reichensperger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt von **Ludwig Pastor.** Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8° (XLII u. 1102) 1899. *M* 20.—; geb. in Leinwand *M* 24.—

„Diese Biographie darf man wohl als einen der lehrreichsten und interessantesten Beiträge zur politischen und geistigen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert bezeichnen, den wir seit längerer Zeit erhalten haben."

(Histor. Zeitschrift, München 1902, Heft 2).

Für mehrere junge Damen

aus guter Fam., die kürz. od. läng. Zeit **in England** zubringen möchten, **Pens. mit Familienanschluss** in **kath.** engl. Familie. Offert. unt. K. 390 an die „Allgemeine Rundschau", München, Tattenbachstrasse 1a erbeten.

Buchführung

Gründliche Ausbildung zum **bilanztüchtigen Buchhalter u. Kontoristen** garant. mein briefl. Einzelunterricht. **Prospekt und Probebrief umsonst.**

Thews, Magdeburg 10, Beaumontstrasse 14.

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen. Fertige Gewänder etc.

Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**

F. J. Casaretto, Crefeld, Südwall 80 Gegründet 1851.

Heilmann'sche Immobilien-Gesellschaft

(Aktien-Gesellschaft).

Bilanz-Konto.

Aktiva. Abgeschlossen per 31. Dezember 1907. **Passiva.**

Aktiva

	M.	Pf.
Kassa-Konto	4,328	22
Immobilien-Konto:		
a) Eigener Besitz . M. 7,003,050.34		
b) Konsortial-Besitz „ 3,916,243.17	10,919,293	51
Hypotheken-Kapital-Konto:		
a) Eigene Hypotheken . . . M. 3,293,106.44		
b) Konsortial-Hypotheken . „ 394,551.07	3,687,657	51
Konto-Korrent-Konto:		
a) Bankguthaben . M. 420,690.86		
b) Diverse . . . „ 101,096.16		
c) Kaution . . . „ 10,165.—	531,952	02
Beteiligung an fremden Gesellschaften	534,000	—
Effekten-Konto	688,217	60
Inventar-Konto:		
Bestand p. 31. Dez. 07 M. 1,544.85		
Abschreibung . . . . „ 1,543.85	1	—
	16,365,449	86

Passiva

	M.	Pf.
Aktien-Kapital-Konto	7,020,000	—
Hypotheken-Schuld-Konto:		
a) Auf eigenem Besitz M. 1,858,662.49		
b) Auf Konsortial-Besitz . . . „ 1,261,708.56	3,120,371	05
Konto-Korrent-Konto:		
a) Diverse . . . M. 51,593.40		
b) Strassensicherung „ 211,585.67		
c) Rest d. Gew.-Steuer für 1907 . . . „ 1,167.57	267,346	64
Konsortial-Beteiligungs-Konto	831,876	38
Hypotheken-Zinsen-Konto:		
Am 31. Dez. 1907 angefallene Stückzinsen per Saldo	11,769	80
Spezial-Reservefonds-Konto	500,000	—
Reservefonds-Konto	583,046	75
Personal-Exigenzfonds-Konto	10,000	—
Konto für Abwicklungsreserven	913,104	90
Gewinn- und Verlust-Konto:		
Gewinn-Vortr. aus 1906 M. 3,106,152.58		
Gewinn aus 1907 . „ 1,781.76	3,107,934	34
	16,365,449	86

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll. Abschluss per 31. Dezember 1907. **Haben.**

Soll

	M.	Pf.
Unkosten-Konto:		
Saläre, Gratifikationen, vertragsmäss. Tantiemen, Drucksachen, Bureau-Miete, Beheizung, Beleuchtung, Porti, Insertion etc. . . . M. 86,838.28		
Gewerbesteuer u. Umlag. hieraus . . . „ 2,335.15	89,173	43
Effekten-Konto:		
Kursverlust	48,288	57
Inventar-Konto:		
Abschreibung	1,543	85
Bilanz-Konto:		
Gewinn-Saldo	3,107,934	34
	3,246,940	19

Haben

	M.	Pf.
Gewinn-Vortrag aus 1906	3,106,152	58
Immobilien-Konto:		
Gewinn aus Immobilien-Verkäufen	77,604	75
Ertrag eigener Grundstücke	18,692	80
Zinsen-Konto:		
Vereinnahmte und Stückzinsen abzüglich Passivzinsen per Saldo	44,490	06
	3,246,940	19

Der **Dividendenschein No. 9** wurde als kraftlos erklärt.

München, den 5. März 1908.

Heilmann'sche Immobilien-Gesellschaft (Akt.-Ges.).

(Nachdruck wird nicht honoriert.) **Der Vorstand.**

26000 × 28 = 728000!

Spannend

und interessant muss die Zeitung sein, für welche, wie es bei der **Kölnischen Volkszeitung** der Fall ist, **26000 Bezieher** im Jahre **M. 728000 Bezugsgelder** aufwenden.

Haben Sie die K. V. bis jetzt noch nicht kennen gelernt? Dann verlangen Sie 14 Tage lang kostenfrei Probe-Nummern. Sie werden dieselbe dann auch nicht mehr missen können.

Verlag der Kölnischen Volkszeitung und Handelsblatt Köln a. Rh., Marzellenstrasse 37—43.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gils, J. van, Pfarrer in Köln-Lindenthal, **Gehet zu Joseph!** Gebetbüchlein für fromme Verehrer des heiligen Joseph, namentlich zum Gebrauch während des Monats März. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild. 24° (XX u. 290) M 1.—; gebunden M 1.40

Für die verschiedensten Anliegen und Gelegenheiten bietet das Büchlein eine reiche Mannigfaltigkeit von Andachtsübungen.

Nix, H. J., S. J., Die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu und des reinsten Herzens Mariä. Nach der dritten lateinischen Auflage ins Deutsche übersetzt. 8° (XII u. 212) M 2.20; gebunden in Leinw. M 3.—

Das Werkchen behandelt in gedrängter aber gründlicher Weise Geschichte, Natur, Ziel, Früchte der Herz-Jesu-Verehrung und die Art sie zu üben. Eine Abhandlung über die Verehrung des reinsten Herzens Mariä ist beigefügt.

Scheeben, Dr M. J., Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade. Frei nach P. Eusebius Nieremberg S. J. dargestellt. Achte Auflage neu bearbeitet durch Fr. A. M. Weiß O. Pr. 12° (XXIV u. 652) M 3.20; gebunden in Leinw. M 4.—

Dieses Buch gehört unter jene, die zum Umschwung der Theologie und der christlichen Denkweise in den letzten Jahrzehnten am meisten beigetragen haben. Daß es den Einfluß, den es damals übte, noch nicht verloren hat, beweist die immer erneute Nachfrage.

Stolz, Alban, Predigten. Aus dessen Nachlaß zu seinem hundertsten Geburtstag herausgegeben. Mit einem Bildnis von Alban Stolz. 8° (VIII u. 454) M 3.50; gebunden in Leinw. M 4.50

Stolz' Predigten zeichnen sich durch die prächtigen, in ihnen niedergelegten Gedanken, durch kraftvolle Sprache und mustерhafte Popularität aus.

„Ein wertvolles, einzigartiges

Kommuniongeschenk

wie es schöner kaum gedacht werden kann"

bildet nach dem Urteil berufener Kritiker das Buch

Vom göttlichen Heiland.

Bilder aus dem Leben Jesu. Gemalt von Ph. Schuhmacher, der Jugend erklärt von F. X. Thalhofer.

In Prachtband M. 4.—.

„Ein Idealbilderwerk für die Jugend bis über 16 Jahren!"

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den Verlag

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München und Berlin.

Liebreizend

ist ein zartes, reines **Gesicht**, rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weiße, sammetweiche **Haut** und schöner **Teint**. Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Eine Bitte

an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".

Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 43

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.

= KLAVIERSCHULE =

mit vereinfacht. Notensystem. Für den Privat- und Selbstunterricht bearbeitet von **A. Dolzein.** Gleiche Noten für rechte und linke Hand. Keine Versetzungszeichen. Naturgemässe Intervallen-Darstellung. Probeheft durch jede Buchhandlung sowie geg. Eins. von 2 ℳ von **A. Dolzein,** Leipzig-Reudn.

Schreib-maschine

fast neu, erstklassiges System, wird zu ermässigtem Preise unter Garantie abgegeben. Auf Wunsch kostenlose Probezeit. Näheres d. **Haasenstein & Vogler** A.-Ges. München unter M. T. 292.

ROBERT GUDDEN

Holländische Zigarrenfabrik

GOCH

an der holländischen Grenze.

Spezialität: „Handarbeit".

La Estafeta . . . . . Mark 70

El Socio Tacito . . . Mark 80

berühmte Marken.

Ausstellung München 1908.

Tulbeckstrasse (10 Minuten vom Ausstellungsplatz) ist für die Dauer der Ausstellung **billiges Unterkommen** für **auswärtige**, am Platz beschäftigte **Kellnerinnen** geboten.

Anmeldung Arbeitsamt

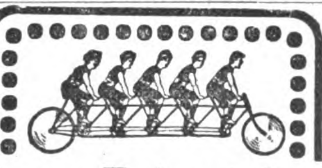
Zweibrückenstrasse 10.

Schiffsjungen

sucht **Heinrich Zabel, Altona 154,** Gr. Elbstr. 86.

Reise-Cheviot

Eleganter Anzugstoff unzerreißbar, reine Schafwolle, 140 cm breit, 3 Meter kosten 12 Mark, franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen sehr billig. Muster frei. — **Wilhelm Boetzkes** in **Düren 81** bei Aachen.



Lyra-Fahrräder

Anerkannt bestes Rad. Unerreicht i. Qual. u. Ausstattung.

Komplett mit Gummi von **53.00 Mark an** bis zu den feinsten Luxusmodellen.

Garantie 5 Jahre lt. Katalog.

Verlang. Sie kostenl. Zusend. meines neuest. reichillustr.

Prachtkataloges

mit Vorzugs-Preisliste für Leser dies. Zeitung über **Lyra-Fahrräd.,** Radfahrer-Bedarfs-Artikel,

Nähmaschinen

Wasch- und Wring-Maschinen, **Kinderwagen,** Uhren, Waffen, Musik-Instrumente, Stahl-, Leder- und Luxuswaren.

Wieder-Verkäufer gesucht.

Richard Ladewig

PRENZLAU, Postfach Nr. 318

Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 12

21. März
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Einladung zum Abonnement für das II. Quartal 1908

auf die

„Allgemeine Rundschau"

Wochenschrift für Politik und Kultur :: Herausgeber: Dr. Armin Kausen in München.

Die „Allgemeine Rundschau" empfiehlt sich selbst.

Wer diese für den gebildeten Katholiken und Zentrumsmann **einzig praktische Zeitschrift, die durchaus zeitgemäss, zielbewusst und energisch bei vornehmster Tonart alle Fragen des öffentlichen Lebens kritisch beleuchtet** („Märkisches Volksblatt" Nr. 4 vom 7. Januar 1908) noch nicht kennen gelernt hat, der verlange vom Verlage sofort die Zusendung von Gratis-Probenummern. Die aufmerksame Durchsicht einiger Hefte führt zum unverzüglich begonnenen ständigen Bezug **dieser hochangesehenen deutschen Zeitschrift** („Oberschlesische Zeitung" Nr. 11 vom 15. Januar 1908).

Was die **„Allgemeine Rundschau"**, unstreitig einer unserer tüchtigsten und zuverlässigsten Turmwächter auf der hohen Warte des deutschen Katholizismus, bringt, ist stets interessant, modern im besten Sinne des Wortes und von Bedeutung! Wie sie es bringt, hat Geschmack und Art. Wir deutschen Katholiken können stolz sein auf diese Wochenschrift, deren kernige Eigenart und abwechslungsreiche Vielgestaltigkeit, deren individuell ausgeprägte und herausgearbeitete Beiträge ihrer vielen, mit vollem Namen zeichnenden Mitarbeiter, und deren prinzipienklare, zielbewußte Einheitlichkeit sie weit über das Durchschnittsniveau einer Allerweltspresse erheben. Auf allen Gebieten ist die „Allgemeine Rundschau" zu hause. Auf allen Gebieten vermag sie daher auch ihren großen Leserkreis einzuführen, mit sicherer Hand orientierend, mit Geschick und Grazie belehrend und mit eindringlicher, prinzipienfester Entschiedenheit mahnend und zurechtweisend. Den politischen, volkswirtschaftlichen und sozialen Fragen widmete die „Rundschau" im verflossenen Jahre 258 Artikel, außerdem beschäftigte sie sich sehr eingehend mit dem Thema: Kirchliches und Konfessionelles. Mit staunenswerter Vielseitigkeit und Gründlichkeit befaßte sie sich ferner mit den allgemeinen Kulturfragen, mit Kunst, Wissenschaft und Literatur. Auch das Feuilleton fand in Skizzen, Reisebildern und Sprüchen feinsinnige Pflege. Der herrlichen Poesie bereitete die Kausensche „Rundschau" gleichfalls eine gastliche Heimstatt. Der Bühnen- und Musikrundschau ist ein eigener Platz eingeräumt, ebenso auch der Finanz- und Handels-Rundschau. Auch die sog. Kleine Rundschau kommt nicht zu kurz. Dann hat unsere Wochenschrift noch etwas ganz Appartes! — Eine Witzblattecke: „Aus ungedruckten Witzblättern"! Ganz originell und zum Lachen. („Mainzer Journal" Nr. 1 vom 2. Januar 1908.)

Quartalsabonnement Mk. 2.40 bei allen Postanstalten, im Buchhandel und direkt beim Verlage. — Gratis-Probenummern werden an jede gewünschte Adresse gesandt.

Verlag von Dr. Armin Kausen in München.

Wie urteilt der Leserkreis über die „Allgemeine Rundschau"?

(Vom 9. Dezember 1907 bis 7. März 1908.)

P. E. K., Usakos (Deutsch-Südwestafrika), 9. Dezember 1907: „Ihre Wochenschrift ist uns zu einem lieben, unentbehrlichen Freunde geworden."

Dr. C. St., Sulz (Südrussland), 10. Dezember 1907: „Ich lese die ‚Allgemeine Rundschau' stets mit grösstem Interesse. Grosser Dank gebührt Ihnen vom ganzen deutschen Volke für Ihr mannhaftes Auftreten und die Vertretung echt christlicher Grundsätze."

P. B. St. Bernard, Cullmann Co. (U. S. Amerika), 15. Dez. 1907: „Ihre hervorragende Zeitschrift besitzt immer noch ungeteiltes Interesse in St. Bernard."

Generalvikar Msgr. J. R., St. Francis (Wisconsin), 27. Dez. 1907: „Ich suche die ‚Rundschau', die mir sehr gut gefällt, soviel ich kann, bei meinen Bekannten anzubringen."

P. B., Pfeifer, Kans. U. S. A., 27. Dezember 1907: „Ihre schöne, interessante Revue."

Frau A. R., Düsseldorf, 29. Dez. 1907: „Die ‚Allgemeine Rundschau' ist eine solch vorzügliche Zeitschrift, dass wir den Jahrgang gern vollständig hätten, um ihn aufzuheben."

M. Sch., Haaren (Westfalen), 30. Dez. 1907: „Die ‚Allgemeine Rundschau' ist mir unentbehrlich."

F. M., Köln, 30. Dez. 1907: „Soweit ich aus den mir übersandten Probeheften beurteilen kann, ist die Wochenschrift wirklich famos. Glückauf im neuen Jahrgang!"

G. D., Schwiebus, 30. Dez. 1907: „Ihre in jeder Beziehung vortreffliche Zeitschrift."

J. H., Usk (England), 1. Januar 1908: „Ihr Blatt wird überaus viel Gutes stiften. Es geht ein frischer Zug durch die ‚Allgemeine Rundschau'."

Dr. A. F., Paderborn, 1. Januar 1908: „Von Anfang an war und bin ich treuer Leser Ihrer ‚Allgemeinen Rundschau'. Viele Artikel waren mir geradezu aus der Seele geschrieben. Vor allem Ihr Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit imponiert mir, und es herrscht hier nur eine Stimme der Anerkennung über Ihr mannhaftes Auftreten gerade in dieser Hinsicht. Kein anderes Organ hat in diesem Punkte Verdienste, die denen der ‚Allgemeinen Rundschau' gleichkämen."

B. M., Mehrerau (Vorarlberg), 2. Januar 1908: „Ihre höchst interessante und mir geradezu unentbehrlich gewordene ‚Allgemeine Rundschau'."

F. S. B., Buffalo, Canisius-College, 2. Januar 1908: „Die Rundschau' wird hier sehr fleissig gelesen. Selten schwört man höher als die ‚Allgemeine Rundschau'. Man hat Respekt vor der Korrektheit ihrer Ansichten und ihres Vorangehens."

M. L. B., Emmersweiler, 3. Januar 1908: „Für mein politisches Denken, kulturelles Empfinden, sozial-ethische Normen ist mir Ihre ‚Allgemeine Rundschau', die ich seit Erscheinen mit steigendem Interesse lese, unentbehrlich geworden."

H. F., Schloss Falkenberg, 3. Januar 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' hat besonders in den letzten Heften wegen ihrer Artikel gegen die öffentliche Unsittlichkeit so grossen Anklang und allseitige Beachtung gefunden."

E. Z., Speyer, 3. Januar 1908: „Dass sich die ‚Allgemeine Rundschau' selbst empfiehlt, hat sich jetzt wieder deutlich gezeigt. Es bedurfte keiner besonderen Agitation, um die Bestellerzahl so wesentlich zu steigern. Die Herren Vorstände und alle Herren Alumnen zählen nunmehr zu den Abonnenten Ihrer originellen Wochenschrift."

M. T., Saarburg, 3. Januar 1908: „Ich glaube, man muss lange suchen, um eine derartige Aktualität, zugleich mit der Gediegenheit und Reichhaltigkeit diesen befriedigenden, beruhigenden, tiefkatholischen Ton zu finden, der Ihre Zeitschrift so vorteilhaft auszeichnet."

F. H., Grefrath b. Krefeld, 5. Januar 1908: „Wenn ich etwas mit Spannung erwarte und mit grossem Interesse lese, dann ist es Ihre vielseitig gediegene Wochenschrift."

P. B., Pfeifer (Kans. U. S. A.), 6. Januar 1908: „Schon seit einem Jahre bin ich Abonnent Ihrer schönen, hochinteressanten Zeitschrift."

J. S., Cham, 6. Januar 1908: „Ich lese und verfolge mit grossem Interesse und auch mit Genugtuung und Freude die in der ‚Allgemeinen Rundschau' enthaltenen Aufsätze."

F. K., Bamberg (Klerikalseminar), 7. Januar 1908: „Ich kann Sie versichern, dass Ihre wirklich vorzügliche Zeitschrift das Lieblingsorgan unserer Anstalt schon jetzt geworden ist, und dass wir gerne mit allen Kräften für deren weiteste Verbreitung wirken werden."

S. B., Aachen-Burtscheid, 8. Januar 1908: „Ihre grossartige ‚Rundschau'."

E. A., Meppen, 12. Januar 1908: „Ihre prächtige Wochenschrift."

A. H., Paderborn (Leoninum), 14. Januar 1908: „Ich kann Ihnen nunmehr die erfreuliche Mitteilung machen, dass ich 85 Abonnenten für die ‚Allgemeine Rundschau' hier im Leoninum gewonnen habe; das bedeutet beinahe Zweidrittel säntlicher Theologen hier im Konvikt."

A. B., Rastatt, 15. Januar 1908: „Ich bin seit langer Zeit Abonnent Ihrer vorzüglichen Wochenschrift, die auf politischem und kulturellem Gebiete nur Gediegenes und Ausgezeichnetes leistet; dieselbe wurde mir unentbehrlich."

G. G., Graz (Priesterseminar), 15. Januar 1908: „Ihre Zeitschrift wird, obgleich sie vielfach deutsche Verhältnisse bevorzugen muss, mit grösstem Interesse gelesen."

K., Eupen, 16. Januar 1908: „Gestatten Sie einem treuen Abonnenten Ihrer ausgezeichneten Wochenschrift einige Worte der Anerkennung. Ich freue mich aufrichtig, dass die ‚Allgemeine Rundschau' immer mehr an Boden gewinnt und auch im gegnerischen Lager Aufmerksamkeit erregt. Sie hat aber auch den denkbar aktuellsten Inhalt. Besonders sympathisch berührt mich ihr energischer Kampf gegen den Schmutz. Möge die ‚Allgemeine Rundschau' auch im Jahre 1908 von Erfolg zu Erfolg schreiten."

M. D., Breslau, 17. Januar 1908: „Die Zeitschrift ist mir zur liebsten Lektüre geworden. Sie ergänzt in direkt vortrefflicher Weise die Tageszeitungen."

Ph. K., Oberesch (Rheinland), 18. Januar 1908: „Eine solch hervorragende Wochenschrift wie die ‚Allgemeine Rundschau' . . ."

F. R., Freising (Klerikalseminar), 18. Jan. 1908: „Ich werde Ihnen kaum etwas Besonderes mitteilen, wenn ich Ihnen sage, dass uns allen der Donnerstag der liebste und willkommenste Tag in der Woche ist. Wenn die ‚Rundschau' kommt, werde ich gewöhnlich geradezu ausgerauft. Einer hat einmal den Ausspruch getan: „Eigentlich sollte es die ganze Woche hindurch Donnerstag sein; da bekämen wir die ‚Rundschau' jeden Tag." — Solange ich die ‚Rundschau' habe, (jetzt im 4. Jahre), ist sie immer mein Leibblatt gewesen; und sie wird es auch bleiben, so lange sie besteht. —"

H. H., Bonn, 20. Januar 1908: „Ganz besonders freut mich das kräftige Emporblühen der ‚Allgemeinen Rundschau'. Sie hat den deutschen Katholiken wie der ganzen Nation schon so gute Dienste geleistet, dass man ihr ein immer kraftigeres Wachstum von Herzen wünschen muss."

P. St., Ludwigsdorf, 20. Januar 1908: „Ich würde es lebhaft begrüssen, wenn die vorzügliche ‚Allgemeine Rundschau' einen immer grösseren Leserkreis gewinnen würde. Ich selbst habe schon für Ihre ausgezeichnete Wochenschrift Propaganda gemacht."

J. M., Leobschütz, 21. Januar 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' ist mir durch ihren gediegenen Inhalt, der in so vornehmer Form geboten wird, recht lieb geworden, so dass ich manche Woche den Tag ihrer Ankunft kaum erwarten kann."

J. H., Karthoum (Sudan), Januar 1908: „Ich habe die ‚Allgemeine Rundschau' sehr lieb gewonnen und werde zeitlebens Abonnent bleiben."

J. M. Ley, Hausen, Bez. Aachen, 23. Januar 1908: „Es ist mir noch kein politisches Blatt zu Gesicht gekommen, welches die Gesamtlage unserer heutigen Zeit so klar, übersichtlich und unzweideutig, auf dem Fundament einer christlichen Weltanschauung fussend, darstellt wie die ‚Allgemeine Rundschau'."

Prof. Dr. J. Sch., Mainz, 23. Januar 1908: „Als Leser Ihrer ganz ausgezeichneten Revue . . ."

P. L. v. R., Antwerpen, 27. Januar 1908: „Es ist mir wirklich ein Hochgenuss, Ihre werte und gediegene Zeitschrift allwöchentlich zu erhalten, und ich hoffe, dass ich noch lange nicht um dieses köstliche Vergnügen kommen werde."

P. U. (Windthorstbund), Breslau, 30. Januar 1908: „Ihre geschätzte Wochenschrift ist nicht nur ein auf der Höhe der Zeit stehendes Organ, sondern entspricht auch den höchsten Anforderungen in jeder Hinsicht. Daher hat sie auch stets bei unseren Mitgliedern grosse Anerkennung und Verbreitung gefunden."

J. M. Sch., Donauwörth, 3. Februar 1908: „Der charakterfesten Haltung der ‚Rundschau' mein Bravo!"

R., Trebnitz, 10. Februar 1908: „Ihre ganz vorzügliche ‚Rundschau'."

J. J., Münster i. W. (Priesterseminar), 10. Februar 1908: „Von meinen Kollegen bin ich beauftragt, Ihnen unsere höchste Anerkennung für Ihre prächtige Wochenschrift auszusprechen. Finden wir doch in der ‚Allgemeinen Rundschau' zu unserer höchsten Freude stets das Neueste und Aktuellste auf dem Gebiete der Politik und Kultur, so dass uns, die wir augenblicklich mit engerem Fachstudium fast überladen sind, hierdurch das zeitraubende Lesen einer grösseren Tageszeitung vollständig erspart bleibt. In wie hoher Achtung bei uns Ihre ‚A. R.' steht, können Sie auch schon aus der grossen Abonnentenzahl, die Ihre Wochenschrift bei uns hat, entnehmen; denn die Tatsache, dass eine Zeitschrift in einem Hause von 23 unter 39, also von 56 Prozent gehalten wird, ist der beste Beweis dafür, dass uns ihre Darbietungen vollständig befriedigen."

Ch. W., Fontainebleau, 10. Februar 1908: „Abonnent der ‚Allgemeinen Rundschau', von der ich sehr befriedigt bin."

E. H., Aachen, 10. Februar 1908: „Seit längerer Zeit verfolge ich die zunehmende Verbreitung der ‚Allgemeinen Rundschau', und immer wieder freue ich mich, Ihre Wochenschrift in den Händen aller Stände zu finden, welche von gesunden Religions- und Kulturbegriffen, sowie von einem gesunden Rechts- und Ehrgefühl beseelt sind. Es drängt mich, Ihnen besten Erfolg in Ihren mutigen und zielbewussten politischen und kulturellen Bestrebungen zu wünschen."

E. B., Konstanz, 11. Februar 1908: „Ich halte die ‚Allgemeine Rundschau' für eine treffliche Wochenrevue, die durch ihre vornehme Haltung auch dem Gegner imponieren und Hochachtung abnötigen muss."

P. B. T., Sigmaringen, 12. Februar 1908: „Im Namen unseres ganzen Konvents meinen herzlichsten Dank für Ihre vorzügliche Wochenschrift, die wir seit Neujahr regelmässig beziehen. Alle unsere Patres lesen dieselbe mit grossem Interesse."

J. S., Werl i. Westf., 12. Februar 1908: „Möge die ‚Allgemeine Rundschau' immer mehr der weithin strahlende und beachtete und sofort alles beleuchtende Leuchtturm im wogenden Meere der Zeitfragen werden."

P. R. Sch. S. J. Novo Hamburgo (Brasilien), 12. Febr. 1908: „Ihre gediegene und lehrreiche Zeitschrift gefällt mir sehr. Der darin sich kundgebende männlich charakterfeste Geist ist, ohne engherzig oder rückschrittlich zu sein, im besten und allein echten Sinn modern. Ich verfolge die Tendenz Ihrer Zeitschrift schon von Anfang an. „Gut katholisch" sein, wie sie es ist, und zwar trotz aller gefahrvollen Beeinflussungen: das verdient Hochachtung und Anerkennung. Das „sentire cum ecclesia" des hl. Ignatius scheint eben allerorts stark im Abflauen zu sein."

O. St. (Kath. akademische Verbindung „Turicia"), Zürich, 14. Februar 1908: „Einzelne unserer Verbindungsmitglieder kennen Ihre ausgezeichnete ‚Allgemeine Rundschau' und wünschen sehr, dass dieselbe in der Verbindung eingeführt werde."

J. K., Bolsternang b. Isny (Württemberg), 14. Februar 1908: „Ich benütze diese Gelegenheit, um Ihnen zu schreiben, dass ich seit dem ersten Augenblick ihres Bestehens ein eifriger Leser und Verbreiter, aber noch mehr Verehrer und Bewunderer Ihrer herrlichen Wochenschrift bin und fast nicht erwarten kann, bis die nächste Nummer erscheint."

J. J., Gersfeld (Rhön), 21. Februar 1908: „Als Leser Ihrer ganz vorzüglichen ‚Rundschau', auf deren Erscheinen ich mich jedesmal freue."

K., Millingen b. Empel (Niederrhein), 14. Februar 1908: „Seit Neujahr lese ich Ihre Zeitschrift. Es tut mir leid, dass ich sie nicht eher gelesen habe. Sie sagt mir sehr zu. Besonders die Artikel über die Enzyklika und über die sittlichen Zustände in unserem armen Vaterlande, zwei grundverschiedene Dinge, erregen mein volles Interesse. Ich bin davon überzeugt, es würden noch viele andere Gebildete Ihre Zeitschrift halten, wenn sie nur eine einzige Nummer mit Aufmerksamkeit durchgelesen hätten."

J. L., Dinslaken (Niederrhein), 25. Febr. 1908: „Da jetzt die konfessionelle Schulfrage politisch in den Vordergrund tritt, findet Ihre Wochenrevue bei katholischen Erziehern sicher günstige Aufnahme und literarische Unterstützung, bildet sie doch ein wertvolles Supplement jeder grösseren politischen selbständigen Zentrumszeitung."

Windthorstbund Pirmasens, 28. Februar 1908: „Die Mitglieder unseres Bundes sind geradezu begeistert von dem Inhalte der „Allgemeinen Rundschau". Es zeigt sich dies auch in zahlreichen Neuanmeldungen zum Abonnement."

St., Pirmasens, 28. Februar 1908: „Ich kann nicht umhin, Ihnen zu versichern, dass die Lektüre Ihrer Zeitschrift mir stets einen grossen Genuss bereitet."

F. B., Emsdetten, 7. März 1908: „Ihre anerkannt vorzügliche Zeitschrift."

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 12. München, 21. März 1908. V. Jahrgang.

Opportunität als Richtschnur der Politik.

Von

Berthold Graf Bernstorff.

Die Schlacht ist geschlagen — die Enteignungsvorlage vom Abgeordnetenhause in der Herrenhausfassung angenommen, und Fürst Bülow kann noch einmal auf seinen Lorbeeren ruhen. Ob er selbst sich wohl auf Lorbeeren fühlt — oder klingen manche der Wahrheiten, die er hat anhören müssen, doch zu gellend in seine Träume? Freilich der Mann, der selbst mit deutschem Grundbesitz nicht belastet ist, der kann wohl die Erregung nicht ganz verstehen, die ihm aus den Reihen der Vertreter des alten befestigten Grundbesitzes entgegentrat. Und Kapitalvermögen soll ja noch nicht enteignet werden! Aber darüber wird auch Fürst Bülow nicht im Zweifel sein, daß dieser Schritt manchem die Augen geöffnet hat, der bislang gemütlich mit dem Block segelte. Und deshalb möchte man jetzt gerne die Erörterungen über den heiklen Fall abschneiden. Aber das ist vergebliches Bemühen! Zu tief sind die Leidenschaften erregt — und Freund und Feind wollen sich äußern.

Freilich die Zahl der Freunde ist gering — nur die eigentliche Leibgarde des Fürsten, Alldeutsche und Hakatisten, sucht in der „Tageszeitung“ und der „Täglichen Rundschau“ durch gehässige Verleumdung die Männer zu verunglimpfen, die nach Pflicht und Eid für ihre Ueberzeugung eintreten und Torheit und Unrecht an den Pranger stellen. Sie verherrlichen den Minister Rheinbaben, der den berechtigten Klagen der Polen über nichtgehaltenes Königswort nichts anderes entgegenzuhalten wußte als die Jahre 31, 48, 63 — der aber die Haltung der polnischen Soldaten in den Kriegen von 64, 66 und 70 vergessen zu haben schien.

Diesen wenigen Stimmen gegenüber steht die gesamte ausländische und die große Mehrheit der deutschen Presse — voran die katholischen und legitimistischen Blätter, besonders die „Köln. Volkszeitung“ mit ihrem geradezu klassischen Artikel „vae victoribus“! Daneben Vertreter fast aller politischen Nuancen, und unter ihnen besonders die Blätter des Freisinns, der sich ja zu einer energischen Ablehnung dieses unerhörten Rechtsbruchs aufgerafft hatte. Mit diesen, speziell mit der „Frankfurter Zeitung“, möchte ich mich etwas beschäftigen.

Die „Frankfurter Zeitung“ schreibt: „Der 27. Febr. ist im Herrenhause ein dies ater geworden — der Umsturz des Rechts hat die feierliche Sanktion erhalten — nicht das Recht, sondern der brutale Machtstandpunkt haben die Entscheidung herbeigeführt. Wichtiger als die wirtschaftlichen Folgeerscheinungen ist für uns der grundsätzliche Gesichtspunkt: die grobe Verletzung von Recht und Gesetz durch die Enteignungsvorlage — die Rechtsverwilderung, die sich durch Nichtachtung bestehender Vorschriften geltend macht.“ Goldene Worte! Aber ich möchte fragen: Ist denn das die erste Rechtsverletzung, die Preußen und sein Ministerpräsident geleistet haben — und warum ereifert die „Frankfurter Zeitung“ sich erst jetzt? Die Enteignungsvorlage beseitigt verfassungsmäßig garantierte Rechte und die „Frankfurter Zeitung“ eignet sich zustimmend die Worte der „Germania“ an: „Man mag nun die Verfassungsartikel von der Gleichheit der Preußen vor dem Gesetz und von der Unverletzlichkeit des Privateigentums ruhig aufheben — sie haben als Grundrechte ihren Wert verloren!“ Ganz gewiß! Aber warum erkannte die „Frankfurter Zeitung“ diese Wahrheit nicht schon früher — z. B. nach dem Bundesratsbeschluß vom 28. Februar 1907? Damals hatte die „Frankfurter Zeitung“ für das verfassungsmäßig garantierte Recht Braunschweigs und seines Fürstenhauses aber kein Wort übrig! — Ist etwa der Boden des Rechts im Reiche ein anderer als in Preußen? — Oder war die Gefahr des welfischen Dolchstoßes in den Rücken Preußens so viel größer als die proklamierte polnische Gefahr? —

Die „Frankfurter Zeitung“ ruft den Männern, die der Vorlage in der Hoffnung zugestimmt haben, daß die Wiederholung einer solchen Enteignung ausgeschlossen sein würde, mit Recht zu: der zweite Schritt wird notwendig an den ersten sich anschließen, und ihr habt schon jetzt euch den Widerspruch gegen denselben mit eurer Zustimmung zum ersten abgeschnitten! Diese unanfechtbare Logik der „Frankfurter Zeitung“ gilt aber doch nicht bloß für diesen Fall, sondern für jeden Rechtsbruch.

Für jeden politischen Rechtsbruch wird immer derselbe Grund ins Feld geführt — die salus publica oder in moderner Phrase National-Wohl!

Was ist denn aber eigentlich diese salus publica? Wo im christlich konstitutionellen Staate die Grundlage des Staatslebens durch Gottes Gebot und beschworene Verfassungsbestimmungen festgelegt ist, da sind durch diese auch die Schranken und Normen für die salus publica klar gegeben!

Wenn aber diese Grundlage beiseite geschoben — wenn die Opportunität als die einzige Richtschnur für die Politik anerkannt wird —, dann wird die persönliche Meinung der zeitigen Machthaber die salus publica! Und sie bleibt es solange, als sie die Macht haben, ihre Meinung in der einen oder anderen Form zur Geltung zu bringen! Und damit wird der Kampf um die salus publica zum Kampf um die Machtstellung der zeitweiligen Machthaber!

Weil die Polenpolitik auf einem toten Punkte angekommen war, darum mußte die Enteignungsvorlage durchgedrückt werden — damit stand und fiel Fürst Bülow — das war heute die salus publica! Morgen wird vielleicht ein anderer leitender Staatsmann, z. B. Herr Bebel, die Konfiskation alles Privateigentums als rettende Maßregel verfechten — dann ist das salus publica!

Das ist die unerbittliche Logik, die sich aus der heutigen Theorie ergibt, daß nur die momentane Opportunität das Leitmotiv der Politik sein dürfe!

Diese Opportunitätspolitik haben wir eingeleitet mit dem Rechtsbruch von 1866 — wir haben sie besiegelt mit dem Bundesratsbeschluß vom 28. Februar 1907 — die Annahme der Enteignungsvorlage vom 27. Februar 1908 ist nur eine neue Episode derselben Politik.

Und wenn jetzt die „Frankfurter Zeitung“ und viele andere Politiker mit dankenswertem Freimut sich gegen diese Enteignungsvorlage wenden, so mögen sie bedenken, daß sie Aussicht auf Erfolg in ihrem Kampfe nur haben können, wenn sie sich gegen das ganze System wenden! Nicht mit dem Abschneiden eines Zweiges ist geholfen, die Wurzel muß heraus.

Zum Namensfeste Pius' X.

Vorfeier des goldenen Priester-Jubiläums.

Nun bebt in der metall'nen Brust
Rings aller Glocken Herz,
Ein Jubellied voll heil'ger Lust
Singt laut ihr Mund von Erz.
Mit Wolken wallt der Klänge Chor
Nach Süden hoch vom Dom
Und pocht an deiner Liebe Tor,
Du Vaterherz in Rom.

Manch reines Blütenauge blickt
Aus Kränzen gelb und weiss,
Das seine Festesgrüsse schickt
Dir, hehrer Priestergreis. — —
Viel heller in der Seele glüht
Der Treue gold'ner Stern;
Viel höher unser Beten zieht
Zum ew'gen Thron des Herrn.

Der zum Altar ein Sehnen heiss
Dem Kinde einst geschenkt,
Hat deiner Tugend Blütenreis
In heil'gen Grund gesenkt.
Schier all die Saat im Erdenraum
Traf längst des Schnitters Streich:
Hoch ragt dein stolzer Lebensbaum,
An Himmelsfrüchten reich.

Die Hand, die einst den Kleinen gab
Des Heiles täglich Brot,
Trägt nun des Kreuzes Herrscherstab,
Den ihr der Heiland bot.
Das Haupt, in Demut fromm geneigt,
Krönt heut' des Dreireifs Zier.
Es spricht dein Mund, und staunend schweigt
Die Welt und huldigt dir.

Und schnaubt der Sturm und tost die Flut
Um deinen Felsenthron,
Dann schreckt dich nicht der Hölle Wut,
Nicht Menschenhass und Hohn.
Der auf dein Silberhaar gelegt
Des Priesters gold'nen Kranz,
Führt seine Kirche unentwegt
Zu neuem Sieg und Glanz.

Mög' einst um der Tiara Gold
Der Silberkranz dir blüh'n,
In Sonnenröte, still und hold,
Dein Abendhimmel glüh'n.
Führ' manches Schäflein noch zurück,
Das in der Wüste irrt;
Dann sei der ew'gen Heimat Glück
Dein Teil, o Völkerhirt!

Heinr. Engel.

Papst-Jubiläums-Feier in München.

Die Katholiken Münchens haben den 19. März, den Namenstag Sr. Heiligkeit des Papstes, zur Feier des goldenen Priesterjubiläums gewählt. Die kirchliche Feier erfolgt durch ein Pontifikalamt in der Metropolitan-Domkirche zu Unserer Lieben Frau, dem eine religiöse Vorbereitung durch vier Predigten von P. Benno Auracher und durch eine Generalkommunion der Gläubigen aus der Männerwelt vorausgeht. Se. Königliche Hoheit der Prinzregent hatte die Gnade, sein Erscheinen bei diesem Festgottesdienst zuzusagen. Für die Prinzessinnen des Königlichen Hauses und die übrige katholische Frauenwelt Münchens findet in der Theatiner-Hofkirche gleichzeitig ein Festgottesdienst statt. Die „Allgemeine Rundschau" wird im September, wenn die 50 Priesterjahre des edlen Greises auf Petri Stuhl voll geworden, der Festesstimmung noch in besonderer Weise Ausdruck geben.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das europäische Konzert und die Balkanfragen.

Einen Lobgesang auf die Harmonie im europäischen Konzert hat der italienische Minister des Auswärtigen im römischen Parlament gehalten. Der Zufall wollte es, daß gerade am selben Tage der russische Kollege, Herr Iswolsky, die Festigkeit des Gleichgewichts in Ostasien pries. Zwei Friedensreden auf einmal: jam satis!

Was nun das philharmonische Orchester in Europa angeht, so klingt doch noch eine kleine Dissonanz hindurch: England hat sich mit der neuesten Wendung der Balkanpolitik, dem Wetteifer im Eisenbahnbau, noch nicht recht abgefunden. Trotz der Erklärungen, die vorige Woche bereits im Londoner Unterhause gegeben waren, hielt Tittoni es noch für notwendig, gegen die Bedenken der englischen Regierung wegen Beeinträchtigung des mazedonischen Reformwerkes durch die Bahnbauten zu polemisieren. Eigentlich waren doch Rußland, das sich als Protektor der slawischen Balkanstaaten betrachtet, und Italien, das sich zum Schutzengel von Albanien berufen fühlt, schärfer berührt von dem österreichischen Sandschakbahnplan als das britische Weltreich. Und Rußland sowohl als Italien haben durch eine resolute Wendung den Anschluß an den Eisenbahngedanken gefunden. Sie sagen jetzt: „Leben und leben lassen! Bekommen wir die Donau-Adria-Bahn und was sich sonst noch anschließen läßt, so haben wir unseren Teil wirtschaftlichen Einflusses und können Oesterreich seine Ausfuhrlinie nach Saloniki gönnen!" Das meerbeherrschende Welthandelsreich England sollte doch viel schneller noch zum Wohlgefallen an neuen Verkehrsstraßen sich bekehren. Deshalb hatten wir auch die zwar kühle, jedoch korrekte Erklärung im Londoner Parlament als eine redliche Abfindung mit dem neuesten Balkankurse betrachtet. Die Rede Tittonis ließ jedoch leider befürchten, daß noch ein Haar in der Suppe sei. Der Eindruck wird bestärkt durch die Nachricht, daß England tatsächlich den Mächten den Vorschlag unterbreitet hat, von der Türkei die Ernennung eines Generalgouverneurs für Mazedonien zu fordern, und daß die englische Presse diesen Vorschlag als eine Probe für das europäische Konzert hinstellt. Die Kabinette prüfen zurzeit den englischen Vorschlag, der das mazedonische Reformwerk auf eine ganz neue Basis stellen will. Inzwischen wird darauf hingewiesen, daß der Sultan eine besondere Scheu vor einem „Generalgouverneur" habe, da er nach der Erfahrung in Kreta in einem solchen den Vorläufer eines unabhängigen Herrschers sehe. Man kann es ja auch der Pforte nicht übelnehmen, wenn sie sich sträubt gegen die „Abknöpfung" eines großen Teils ihres schon arg zusammengeschrumpften europäischen Besitzstandes. Der englische Vorstoß eröffnet also die Aussicht auf weitere Schwierigkeiten in den Balkanfragen.

Anderseits verdient die englische Regierung Lob für die schnelle und glatte Erledigung der Briefangelegenheit. In beiden Häusern des Parlaments wurde festgestellt und anerkannt, daß der Brief des Deutschen Kaisers an Lord Tweedmouth ein einwandfreies Privatschreiben war, und der Hetzversuch der „Times" unter Anerkennung des hohen Wertes der freundschaftlichen Beziehungen zurückgewiesen. Allerdings muß, um übermäßigen Optimismus zu verhüten, auf die kühle und kritische Haltung des konservativen Redners im Oberhause hingewiesen werden, der noch immer etwas Bedenkliches in dem Vorgang finden wollte. Einen ganz anderen Ton schlug Rosebery an, der frühere liberale Führer, der vor der lächerlichen und krankhaften Art der Deutschenhetze warnte. Hätten alle konservativen Peers und Volksvertreter sich diesen kräftigen Worten angeschlossen, so würde man die Ansicht teilen können, daß die „Times" moralisch vernichtet sei. Aber leider haben die unermüdlichen Hetzer noch immer einflußreiche Gönner, wenn letztere sich auch zurzeit nicht weit hervorwagen. König Eduard soll angesichts der Preßangriffe einen freundlichen Brief an unseren Kaiser gerichtet haben; das ist eine angenehme Nachricht; aber auch darin liegt noch keine Gewähr gegen die Wiederholung solcher Hetzversuche. Vorsicht bleibt geboten. Die Sucht, den Deutschen Kaiser persönlich in die Zeit- und Streitfragen hineinzuziehen, besteht auch außerhalb der englischen Insel. Ein italienischer Politiker beruft sich jetzt auf Aeußerungen unseres Kaisers über Albanien und das Verhältnis der österreichischen und italienischen Interessen auf dem Balkan. Im



Anschluß daran wird der bevorstehende Ausflug des Kaisers nach seinen neuen Erwerbungen auf Korfu hingestellt als die persönliche Vermittelung und Ausgleich in der Balkanpolitik, vornehmlich unter den Dreibundmächten. Das sieht wie eine Ehrung des Deutschen Kaisers aus; aber dahinter steckt die alte Gefahr, daß nicht bloß die deutsche Politik im allgemeinen, sondern der Deutsche Kaiser persönlich belastet wird mit der Verantwortlichkeit für den Gang der heiklen Dinge.

Zum Glück darf man nach der kräftigen Rede Tittonis annehmen, daß die italienische Regierung keiner weiteren Vermittelung bedarf, sondern sich in der Balkanfrage mit Oesterreich bereits d'accord befindet. Es war ja aufgefallen, daß Tittonis offiziöse Presse dem Sandschakbahnprojekte, obschon es ihm von der öffentlichen Ankündigung mitgeteilt worden war, zunächst keine Verteidigung angedeihen ließ, während dem russischen Rundschreiben wegen der Konkurrenzbahnen sofort halbamtlich die volle Sympathie Italiens verkündet wurde. Doch wollen wir nach den jetzigen Erklärungen gern annehmen, daß diese vorläufige Zurückhaltung nur eine taktische Bedeutung hatte, um die von Italien gewünschten Kompensationen, insbesondere die Transversalbahn zur italienischen Adria hin, zunächst in volle Sicherheit zu bringen.

Jedenfalls sieht der Dreibund heute unversehrt aus. Ob das europäische Konzert im ganzen die Kraftprobe, vor welche die englische Steuerung im mazedonischen Reformprogramm es stellt, gut bestehen wird, muß man abwarten.

Die Lage in Ostasien.

Der japanisch-chinesische Zwischenfall wegen der „Tatsu Maru" ist nach einer Pekinger Meldung beigelegt. China hat, wie das schon öfter geschah, im Geldpunkte nachgegeben; es zahlt eine Entschädigung an Japan und Liegegelder für den abgefaßten Waffenschmuggler. Dagegen will China die beschlagnahmten Waffen zurückbehalten, und Japan gibt obendrein die Einwilligung, scharfe Bestimmungen gegen den Waffen- und Munitionshandel von Japan nach China zu erlassen. Freilich soll das Territorium von Macao, der Ort des jetzigen delicti commissi, nicht in diese Begrenzung des Waffenhandels einbezogen werden; doch hofft China durch Verhandlungen mit Portugal wegen der Konterbande in Macao zum Ziel zu gelangen. — Der Ausgleich ist in der Form recht nett. In der Sache selbst wird es natürlich beim alten bleiben, d. h. China muß sich die Waffenschmuggler selbst vom Leibe halten. Erfreulich ist nur die Bestätigung unserer Vermutung, daß Japan den Zeitpunkt für einen Vorstoß gegen China noch nicht für gekommen erachtet. Nordamerika setzt der japanischen Großmannssucht einen Dämpfer auf.

Dagegen ist Rußland neuerdings unter die Umschmeichler Japans gegangen. Iswolsky, der russische Minister des Auswärtigen, hielt zum erstenmal in der Duma eine hochpolitische Rede, und zwar mit einer verblüffenden Freundlichkeit gegenüber dem einstigen Gegner. Es handelte sich um die Begründung des Antrages, die russische Gesandtschaft in Tokio zu einer Botschaft zu erheben. Der Vorschlag bedeutete an sich schon eine Huldigung vor der neuen Großmacht; er wurde es noch mehr durch die offenherzige Erklärung, daß Rußland bei seinem Vordringen in die Südmandschurei und auf Kwantung sich „übernommen" gehabt habe, und daß es nunmehr endgültig sich auf den Besitzstand gemäß dem Frieden von Portsmouth zurückziehe. Eine solche Desavouierung der eigenen Politik, die zu einem opferreichen Kriege geführt hat, besitzt den Reiz der Neuheit. Der Widerstand der Japaner gegen die übermäßige Expansion Rußlands wird nachträglich als berechtigt anerkannt. Herr Iswolsky verdient eigentlich den Nobelschen Friedenspreis; denn durch dieses drastische Exempel wird besser als durch lange Reden klargestellt, daß hinter der „Ehre" und den „Lebensinteressen des Staates", womit man die mörderischen Kämpfe zu begründen pflegt, in vielen Fällen weiter nichts steckt, als eine Ueberschätzung der eigenen und eine Unterschätzung der gegnerischen Kräfte und Interessen.

Die innerpolitische Krisis.

„Krisis" ist ein schweres Wort; aber es wird schon von vielen bisher begeisterten Anhängern des blockpolitischen Kunststückes auf die gegenwärtige Lage angewendet. Der Karren ist so verfahren, daß man keine andere Lösung mehr sieht als Beschleunigung der preußischen Landtagswahlen mit der Hoffnung, daß deren Ausgang eine neue Orientierung der inneren Politik ermöglichen werde.

Die Antworten auf die zahlreichen Interpellationen wegen der versprochenen Erhöhung der Beamtengehälter haben auf viele vertrauensselige Gemüter wie ein kaltes Sturzbad gewirkt. Aber die Logik der Tatsachen hat sich ganz regelrecht abgespielt. Daß die Finanzreform in diesem Frühjahr nicht zustande kommen solle, könne und werde, haben wir schon im vorigen Sommer dargelegt. Die Verschiebung der Finanzreform führte zu der Verschiebung der Besoldungsreform. Allerdings hätte das Reich die Gehaltserhöhungen ebenso gut oder ebenso schlecht vorschußweise bestreiten können wie das Trostpflaster der Teuerungszulagen oder wie die 150 Millionen für Kolonialbahnen usw.; aber die Beamtennot wollte man als treffliches Vorspann für die Steuervorlagen nicht missen. Man hätte auch wohl die preußischen Beamten vor den Reichsbeamten bedenken können; aber dann wäre das Vorspann halbiert worden. Die „Taktik" kennt keine Gemütsbewegungen. Die Beamten sind freilich sehr verstimmt, weil weder ihre Notlage noch das feierlich gegebene Versprechen berücksichtigt wird; die Unzufriedenheit der Beamten ist aber bei dem öffentlichen Wahlverfahren in Preußen für die Regierung nicht gefährlich, und bis zu den Reichstagswahlen hofft der Prestidigitateur wieder alles in Ordnung zu bringen. Bis dahin müssen die Beamten Opfer bringen vor dem goldpapierenen Kalbe auf dem Blockaltar, den die meisten von ihnen selbst haben errichten geholfen.

Die gespannte Lage ist anscheinend noch verschärft durch die Kommissionsbeschlüsse erster Lesung zum Börsengesetz. Da hat sich, wie die liberale Presse zähneknirschend verkündet, ein „konservativ-ultramontaner Antiblock" aufgetan. Richtig ist, daß die alte Mehrheit, die das Börsengesetz geschaffen hatte, das Verbot des Börsenspiels in Getreide und Mehl wieder in die Vorlage eingefügt hat, ebenso das Terminregister, und die lex imperfecta durch Strafbestimmungen ausgestaltet hat. Aber die Börse braucht deshalb noch nicht demonstrativ flau zu machen. Es handelt sich nur um Kommissionsbeschlüsse und zwar der ersten Lesung; die Regierung hatte sie sofort als unannehmbar bezeichnet. Auf die Charakterfestigkeit der Konservativen kann man ja seit der Annahme der Enteignung keine Häuser mehr bauen. Also muß man die Sache als einen Beitrag zu der jetzt im Schwange befindlichen „Taktik" betrachten. Fürst Bülow wird zu dem Zeitpunkt, der ihm passend erscheint, den Linksliberalen sagen: Was gebt ihr mir, wenn ich euch die Erleichterungen für eure geliebte Börse durchdrücke? Do ut des! Früher nannte man das „Kuhhandel"; jetzt ist es der Kern der „nationalen" Staatskunst. Nun frägt sich freilich noch, ob das Börsengesetz schon jetzt als Kaufpreis für die freisinnige Zustimmung zu dem § 7 des Vereinsgesetzes (Sprachenverbot) hingegeben werden könnte, oder ob man es aufheben will, damit es noch als weiteres Vorspann für die Steuergesetze verwertet werde. Im letzteren Falle würde außer der Finanzreform und dem Börsengesetz auch noch das Vereinsgesetz auf die lange Bank geschoben werden. Die vielbeschrieene erste ordentliche Tagung des Blockreichstags wäre dann mit der vollständigen Unfruchtbarkeit behaftet. Den schlechten Eindruck dieses eklatanten Unbefähigungsnachweises scheuen sie freilich; aber was ist zu machen? Das Vereinsgesetz mit dem hakatistischen § 7 durchzudrücken, wird vorläufig wohl nicht gehen. Allerdings ist die große Mehrzahl der Freisinnigen Volkspartei (Eugen Richter!) schon zum Umfall bereit. Aber Dr. Träger erhebt noch öffentlich Einspruch, die schwäbischen Demokraten können auch ihr Gewissen noch nicht betäuben, und die Freisinnige Vereinigung ist wenigstens noch nicht ganz reif für eine Ausnahmegesetzgebung. Bei der kleinen Blockmehrheit liegt bei den wenigen Dissenters die Entscheidung.

Wenn auch in dieser Beziehung noch verhandelt wird, so ist doch mit der höchsten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Fürst Bülow die Landtagswahlen möglichst frühzeitig anberaumen wird. Eine halbamtliche Kundgebung will soeben den Glauben erwecken, daß das gar nicht so schnell ginge. Der verdächtige Versuch kann die Einsichtigen nur noch bestärken in der Vermutung, daß die Wahlen vielleicht noch vor dem angeregten Junitermin, also schon im Mai stattfinden könnten, wozu eine Auflösung vor Ostern den Weg bahnen würde.

Politiker und Blätter von der Rechten haben schon von einer „Isolierung des Freisinns" im Wahlkampfe phantasiert. Nein, der Freisinn wird schon Hilfe finden, hier von den Nationalliberalen, dort von den Sozialdemokraten und in den Kreisen, wo er gegen das Zentrum steht, sogar von den Konservativen und der Regierung. Das Zentrum dagegen wird nur auf seine eigene Kraft angewiesen sein. Sogar die angeblich verbreitete Verständigung mit den Polen in Oberschlesien möchten wir nicht vor dem Abend loben, da die Radikalen à la Korfanty noch mächtig sind. — Hilf dir selbst, Zentrum! Darum rechtzeitig an die Arbeit!

„Placetum regium“ in Bayern.

Von
Domkapitular Dr. Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter.

Die bayerische Staatsregierung hat für die päpstliche Enzyklika „Pascendi dominici gregis“ das Plazet erteilt. Darüber ergaben sich lebhafte Erörterungen in der Presse, welche ihren Niederschlag auch in der Abgeordnetenkammer fanden. Die liberale Presse hatte erst gejubelt, daß der Erzbischof von München das Plazet nachgesucht und damit dessen Rechtsbeständigkeit anerkannt habe; bald aber ergaben sich gerade in diesen Kreisen sehr ernste Bedenken, daß der Kultusminister nun auch die Enzyklika vollziehen müsse — „ein solch gefährliches Schriftstück“!

Darüber Klarheit zu schaffen, war der Zweck einer Anfrage, welche der liberale Parteiführer Dr. Casselmann am 10. Februar in der Abgeordnetenkammer an den Kultusminister Dr. v. Wehner richtete. Er betonte es sei

„unbedingt notwendig vom Herrn Staatsminister zu erfahren, welche Wirkung er der Plazeterteilung beilegt, ob die Herren recht haben, die sich nach meiner Auffassung fälschlich unter Berufung auf Erklärungen früherer Staatsmänner dahin aussprachen, daß der Staat durch die Plazeterteilung nun diese Enzyklika auch in ihrem disziplinären Teil vollziehen müsse, oder ob die Auffassung richtig ist, die ich vertrete und die dahin geht, daß der Staat, die Krone, durch Erteilung des Plazet sich in gar keiner Weise des Rechtes begeben hat in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob sie oder er den weltlichen Arm der Kirche leihen will oder nicht, zu prüfen, ob es im staatlichen Interesse liegt, ob es ein Eingriff in die staatliche Rechtssphäre, überhaupt in die staatliche Interessensphäre ist, wenn im einzelnen dieses brachium saeculare gegeben wird. Meine Herren! Wir müssen die klare Antwort des Herrn Ministers haben, weil wir sonst der Gefahr entgegengehen, daß in der Tat im gegebenen Falle ein wichtiges Kronrecht preisgegeben worden wäre; ich sage, wenn meine Auffassung nicht richtig wäre, denn unmöglich kann sich die bayerische Krone damit abfinden lassen, daß man ihr zumutet, unbesehen jede Forderung der Kurie, soweit sie den Vollzug dieser Enzyklika betrifft, befriedigen zu müssen.“

Namens der Zentrumsfraktion gab Schreiber dieser Zeilen folgende kurze Erklärung ab:

„Was unsere grundsätzliche Stellungnahme in bezug auf das Plazet anlangt, so darf ich im Namen meiner politischen Freunde folgende Erklärung abgeben:

Das von der Kirche niemals anerkannte und durch das vatikanische Konzil ausdrücklich verworfene placetum regium ist bereits im Jahre 1817 durch das mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossene Konkordat seitens der Krone Bayerns preisgegeben worden, und einseitig konnte es rechtlich nicht wieder eingeführt werden.

Unbeschadet dieser unserer prinzipiellen Auffassung haben wir schon im Jahre 1889 erklärt, daß selbst vom Standpunkte der Verfassungsgesetze aus die Ausdehnung des placetum auf die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche nicht gerechtfertigt ist.“

Dann wurde darauf hingewiesen, daß selbst liberale Blätter eine recht bedenkliche Seite am Plazet finden. Der „Fränkische Kurier“ z. B. hat geschrieben:

„Der Fall zeigt zur Evidenz, wie überflüssig, ja schädlich eine derartige Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten sich erweist. Je eher dieses verrostete Inventarstück in die Rumpelkammer verschwindet, desto besser.“

Kultusminister Dr. v. Wehner hat am 11. Februar in programmatischer Weise über das Plazet sich geäußert. Seine Bemerkungen waren für die Beurteilung dieser staatskirchenrechtlichen Frage in Bayern so interessant, daß sie hier im wesentlichen wiedergegeben werden dürfen. Er führte aus:

„Das Placetum regium ist in der bayerischen Verfassung zweifellos begründet. Nicht bloß in der II. Verfassungsbeilage sondern auch in der Verfassungsurkunde selbst und zwar in Tit. IV § 9 wird es normiert. Keine Regierung, wie immer sie auch gebildet sein mag, wird die Bestimmungen über das Placetum regium ignorieren können. Die Verfassung verlangt nur, daß Gesetze, Verordnungen und sonstige Anordnungen der Kirchengewalt nicht ohne vorgängige Einsichtnahme und das Plazet des Königs verkündet und vollzogen werden dürfen. Hinsichtlich der Verkündung kirchlicher Erlasse ist allerdings die verfassungsmäßige Bestimmung durch die inzwischen völlig geänderten Verhältnisse überholt worden. Die gesteigerte Oeffentlichkeit, namentlich infolge der Entwicklung der Presse, hat es mit sich gebracht, daß kirchliche Anordnungen längst in der ganzen Welt bekannt sind, ehe eine amtliche Veröffentlichung der betreffenden Erlasse in Bayern erfolgt und ehe deshalb die Anwendung des Plazets überhaupt nur in Frage kommen kann. Die verfassungsmäßigen Bestimmungen haben so in dieser Hinsicht tatsächlich ihre praktische Bedeutung verloren.

Dagegen kommt der weiteren Bestimmung hinsichtlich des Vollzuges kirchlicher Anordnungen auch heute noch eine Bedeutung zu. In dieser Beziehung gibt das Placetum regium dem Staate das Recht zu prüfen, wofür er der Kirche den weltlichen Arm leihen soll. Die Staatsregierung sieht das Placetum an als das Korrelat der Schutzpflicht, welche dem Staate der Kirche gegenüber obliegt. Die Schutzpflicht würde dann zessieren, wenn ein dem Placetum regium unterliegender Erlaß vor der Veröffentlichung seitens der Bischöfe des Landes das Plazet nicht gefunden hat. Die Folge wäre, daß die weltliche Gewalt zum Vollzuge eines solchen nichtplazetierten Erlasses nicht mitwirken darf. Die Erteilung des Plazets beseitigt das verfassungsmäßige Hindernis für den Vollzug.

Ein durch die Macht der Verhältnisse so eingeschränktes Plazet steht auch mit dem Konkordat Art. XII nicht im Widerspruch. Denn dieses verlangt, soweit es hier einschlägig ist, nur das Recht der freien Publikation kirchlicher Erlasse. In dieser Hinsicht, in bezug auf die Publikation aber hat, wie erwähnt, das Plazet inzwischen längst jeden praktischen Zweck verloren.

Auch mit dem katholischen Dogma steht das Plazet, wie es in Bayern auf Grund der Verfassung gehandhabt wird, nicht im Widerspruch. Durch die Constitutio dogmatica de ecclesia Christi wurden die Meinungen derjenigen verurteilt und verworfen, welche behaupteten, die vom Apostolischen Stuhle oder unter seiner Autorität zur Leitung der Kirche erlassenen Konstitutionen hätten keine Kraft und Gültigkeit, wenn sie nicht durch das Plazet der weltlichen Gewalt bestätigt würden. Der bayerischen Regierung liegt es aber ferne zu behaupten, daß solche Konstitutionen ohne das Plazet der weltlichen Gewalt keine Kraft und Gültigkeit hätten. Die bayerische Regierung bestreitet nicht, daß solche Kundgebungen der höchsten kirchlichen Autorität für das Gewissen auch der bayerischen Katholiken schon mit der Publikation in Rom verbindlich sind. Die bayerische Regierung gesteht demnach auch den nichtplazetierten Konstitutionen des Apostolischen Stuhles für das interne Forum volle Kraft und Gültigkeit zu. Sie ist verfassungsmäßig nur gehindert zum äußeren Vollzug solcher nicht plazetierter Erlasse der Kirche den weltlichen Arm und damit die staatlichen Zwangsmittel zur Verfügung zu stellen. Es ist aber gewiß nicht unbillig, daß die Kirche, welche die staatliche Mitwirkung zum Vollzuge ihrer Erlasse in Anspruch nimmt, diese Erlasse rechtzeitig der Regierung vorlegt, damit sich die Regierung schlüssig machen kann, ob sie plazetieren und so zum Vollzuge mitwirken kann oder nicht. Dieses Prüfungsrecht, mag man nun es Plazet oder sonstwie nennen, ist im Wesen der staatlichen Souveränität begründet. Dieses Prüfungsrecht ist in anderen Staaten anders geregelt und kann vielleicht auch in Bayern im Laufe der Zeit einmal anders geordnet werden; aber verzichten kann auf dieses Prüfungsrecht keine Regierung.

Die zweite Frage, die zu beantworten ist, ob das verfassungsmäßig begründete Plazet gegenüber der jüngsten Enzyklika „Pascendi Dom nici gregis“ Anwendung zu finden hatte. Ich muß sagen, daß, wenn irgend ein päpstlicher Erlaß das Plazet erfordert, so ist es dieses Rundschreiben, und zwar gerade wegen der im praktischen disziplinären Teile getroffenen Maßnahmen und Anordnungen der kirchlichen Verwaltung und Disziplin.

Eine weitere Frage drängt sich auf, die Frage, ob die Regierung das Plazet nicht auch hätte verweigern können. Meine Herren! Nach der Verfassungsurkunde, und zwar nach Tit. 4 § 9 der Verfassungsurkunde, und nach § 50 der II. Verfassungsbeilage darf die geistliche Gewalt in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nie gehemmt werden. Die Staatsregierung hatte demnach die Frage zu prüfen, ob die Enzyklika vollständig innerhalb des eigentlichen Wirkungskreises der geistlichen Gewalt sich bewegt, wie er in der Verfassung festgelegt ist. Diese Frage war zu bejahen, und damit erschien auch eine Beeinträchtigung staatlicher Interessen durch die Enzyklika nicht gegeben. Die Enzyklika ist in ihrem ersten, mehr theoretischen Teile ein Ausfluß des obersten kirchlichen Lehramtes, in ihrem zweiten, praktischen Teile trifft sie Maßnahmen der kirchlichen Verwaltung, der kirchlichen Disziplin, und sie ist in dem zweiten Teile ein Ausfluß der kirchlichen Gesetzgebungs- und Jurisdiktionsgewalt. Der Zweck der ganzen Enzyklika ist die Reinhaltung der kirchlichen Lehre namentlich von dem Einflusse einer nach der Auffassung des Oberhauptes der Kirche falschen Philosophie. Hätte die Staatsregierung das Placetum verweigert, so wäre damit die Kirche, die geistliche Gewalt in ihrem eigentlichen Wirkungskreise gehemmt worden oder hätte wenigstens gehemmt werden können und die Regierung hätte dann nicht im Sinne der Verfassung gehandelt. Auch Professor Dr. Meurer in Würzburg hat erst jüngst öffentlich die Auffassung vertreten, daß die Regierung das Plazet nicht verweigern durfte.

Die vierte Frage, die sich in diesem Zusammenhang ergibt und auf die namentlich der Herr Abgeordnete Dr. Casselmann ein besonderes Gewicht gelegt hat — denn er hat sie wiederholt an



mich gerichtet — war die: Welches sind die Wirkungen der Erteilung des Plazets? Inbezug auf diese Frage muß ich mich zunächst negativ ausdrücken und sagen: „Wenn das Plazet im einzelnen Falle nach der Verfassung notwendig, aber nicht erteilt ist, so darf die weltliche Gewalt zum Vollzuge des nichtplazetierten Erlasses nicht mitwirken. Die Erteilung des Plazets beseitigt das verfassungsmäßige Hindernis für den Vollzug kirchlicher Erlasse und begründet für die kirchlichen Stellen den Anspruch auf den staatlichen Schutz, auf die staatliche Mitwirkung nach Maßgabe und im Rahmen der Verfassung, insbesondere des § 51 der II. Verfassungsbeilage. Ob die allgemeinen Voraussetzungen für die staatliche Mitwirkung im einzelnen Falle gegeben sind, das hat die Regierung in jedem einzelnen Falle zu prüfen. Die wesentliche Wirkung des erteilten Plazets ist also die, daß für die Anwendung des § 51 der II. Verfassungsbeilage, für den darin der Kirche zugesicherten Schutz freie Bahn geschaffen, daß damit die Fessel des § 58 der II. Verfassungsbeilage für den Vollzug aus dem Wege geräumt ist."

So Kultusminister Dr. von Wehner am 11. Februar 1908. Diese Ausführungen erhalten die richtige Beleuchtung zur Würdigung ihrer Bedeutung für die Beurteilung der kirchenpolitischen Lage in Bayern erst durch Zusammenhalt mit den Erklärungen, welche im bayerischen Landtag unter dem Ministerium Lutz 1889/1890 abgegeben wurden.

In den Plenarsitzungen vom 6. bis 8. November 1889 stand ein Antrag der Zentrumsfraktion zur Diskussion, die Regierung wolle aussprechen, „daß das Placetum regium im Sinne des § 58 der II. Verfassungsbeilage auf Glaubens- und Sittenlehren sich nicht erstrecke."

Abg. Joseph Geiger, damals Vorsitzender der Fraktion, hat bei Begründung des Antrages ausgeführt, „daß selbst auf dem Boden der II. Verfassungsbeilage die Ausdehnung des Placetum auf Glaubens- und Sittenlehren der katholischen Kirche nicht gerechtfertigt sei;" seit Erlaß der Verfassung sei niemals eine lehramtliche Entscheidung plazetiert worden, auch das Dogma von der unbefleckten Empfängnis wurde nicht plazetiert; erst unter dem Ministerium Lutz wurde der alte Rechtsboden verlassen und eine einseitige Interpretation der Verfassung herbeigeführt.

Minister Dr. von Lutz hat am 6. November sofort in langer Rede erwidert, deren Hauptsätze waren:

„Seit 20 Jahren halte ich an der Rechtsanschauung fest, daß das Plazet nach der bayerischen Verfassung sich auch auf Glaubenssachen beziehe; seit 20 Jahren habe ich meine Verwaltung darnach bemessen ... Ich bin nicht der Autor des Religionsediktes, ich bin nur der Vollstrecker desselben ... Niemand von uns denkt daran, mit dem Plazet in den Glauben einzugreifen; niemand denkt daran oder hat je daran gedacht, ein Dogma der Kirche zu kritisieren, zu gestatten oder zu verbieten, daß es gelehrt werde u. dgl. Das Ziel des Plazets ist nur, der Staatsregierung die Freiheit zu gewähren, daß sie prüft, in welchen Fällen und wofür sie der Kirche den weltlichen Arm zur Verfügung stellen soll, und ob sie das in einem konkreten Fall tun kann, ohne das Staatsinteresse zu gefährden ... Was die Frage betrifft, wie weit das Plazet angewendet werden darf, so statuiert die Beilage II § 38, wie weit sich die Staatsoberaufsicht erstreckt. Dieser Paragraph formiert allerdings kein Plazet, aber er bildet doch die Grundlage für das Plazet. Soweit der § 38 reicht, soweit reicht das Staatsoberaufsichtsrecht, und wir werden dann sehen, daß ebensoweit das Plazet reicht. Dieser Paragraph statuiert nun ganz deutlich, daß sich das Staatsoberaufsichtsrecht, Aufsichts- und Schutzrecht auch auf Glaubenssachen bezieht."

Am 8. Nov. hat Minister Lutz ausgeführt, daß das Plazet für die vatikanischen Dekrete nicht erteilt werden könnte.

„Wenn das Plazet erteilt wird, übernimmt die Regierung die Verpflichtung, das vatikanische Dekret in allen Fällen zwangsweise zum Vollzug zu bringen, in welchen ein solcher Vollzug angezeigt erscheint und von den kirchlichen Organen verlangt wird. Nun, daß ein solches Vorgehen mit den Erwägungen und Entschließungen sowie mit dem Verhalten der deutschen Regierungen im Jahre 1870 nicht vereinbarlich wäre, das brauche ich nicht zu wiederholen. .. Ich drücke das, was ich hier im Sinne habe, damit aus, daß die Regierungen das Vatikanum als staatsgefährlich erklärt haben und noch auf diesem Standpunkt stehen." (Stenogr. Bericht Bd. 4, S. 155—159.)

Am 21. März 1890 kam Minister Frhr. von Crailsheim als Stellvertreter des schwerkranken Ministers von Lutz bei der Generaldebatte zum Kultusetat auf die Frage zurück und bemerkte u. a.:

„Wenn ein Glaubenssatz, welcher früher nicht mit dogmatischer Kraft bekleidet war, im Laufe der Zeit unter den Schutz des kirchlichen Anathems gestellt wird, so entspricht es der Natur der Sache, daß auch die Staatsregierung von Fall zu Fall zu erwägen hat, ob für diesen nunmehr erst mit dogmatischer Kraft auftretenden Glaubenssatz die staatlichen Zwangsmittel zu seiner Durchführung zur Verfügung gestellt werden sollen."

An späterer Stelle hat Minister von Crailsheim auch Bedenken gegen die Plazetierung der vatikanischen Dekrete geäußert; das hätte zur Folge, „daß alle Konsequenzen, welche sich aus den vatikanischen Beschlüssen auf staatlichem Gebiete ergeben, sofort anerkannt werden müßten und daß die Staatsregierung zu ihrer Durchführung die Staatsgewalt zur Verfügung stellen müßte. Es ist schwer zu übersehen, welche Konsequenzen aus den vatikanischen Beschlüssen sich auf staatlichem Gebiete ergeben würden" (Stenogr. Ber. Bd. V, S. 435 u. 453).

Zur Würdigung der damaligen Situation sei bemerkt, daß schon Minister Lutz 1889 ein Entgegenkommen gegen die Kirche eingeleitet hatte und daß durch Ministerialentschließung vom 15. März 1890 die Altkatholiken als aus der kath. Kirche ausgeschlossen anerkannt worden waren, weil sie die katholische Lehre vom Primat des Papstes und von der unbefleckten Empfängnis Mariä leugneten; ihre Stellung zur päpstlichen Unfehlbarkeit wurde nicht in Würdigung gezogen, weil ja das Plazet für das Vatikanum nicht gegeben war. Eine genaue Vergleichung des Wortlautes der damals und jetzt abgegebenen ministeriellen Erklärungen läßt klar ersehen, inwieweit dieselben übereinstimmen und von welchem Punkte ab sie diametral auseinander gehen. Entscheidend sind hier besonders die Sätze, in welchen Kultusminister Dr. von Wehner nachweist, daß das Plazet im Sinne der Verfassung gegenüber einer Entscheidung des kirchlichen Lehramtes nicht verweigert werden könnte, ohne daß die Kirche in ihrem eigentlichen Wirkungskreise würde gehemmt werden. Damit ist die frühere Haltung der bayerischen Regierung gegenüber den Lehrentscheidungen des vatikanischen Konzils preisgegeben. Daß mit der Erteilung des Plazets der Staat nicht ad nutum ecclesiae auf seine Rechte verzichtet, spricht Minister von Wehner deutlich aus und auch Dr. Casselmann bewegt sich auf demselben Boden. — Auf eine Würdigung des Plazets selbst einzugehen, besteht hier kein Anlaß.

Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.

Von

Nikolaus Follert, Pfarrer.

Am 7. Mai 1902 wurde im preußischen Herrenhause die Frage über das Verhältnis der evangelisch-theologischen Fakultäten zu dem Prinzip der freien Forschung erörtert.

Generalsuperintendent Dryander erklärte: „Die Freiheit der theologischen Forschung sei eine Existenzbedingung der evangelischen Kirche."

Gegenüber dieser Aeußerung Dryanders bemerkte das Hauptorgan der konservativen Partei, die „Kreuzzeitung":

Als Existenzbedingung seiner Kirche hat der Herr Christus jedenfalls etwas ganz anderes angegeben als die freie Forschung der theologischen Professoren, welche seine Diener vorbilden sollen, damit sie seine Herde weiden. Er hat seine Kirche allein auf den Felsen des gläubigen Bekenntnisses zu ihm, dem Sohne des lebendigen Gottes, und damit selbst gegen die Pforten der Hölle sicher gestellt. Das ist der große articulus stantis et cadentis ecclesiae. Mit ihm ist nicht „eine", sondern die, die absolute, die unerläßliche Existenzbedingung der evangelischen Kirche gegeben. Will man neben diesen Felsen noch ein paar Holzpflöcke zur Stütze verwenden — immerhin! Aber man soll nicht den Felsen zum Holzpflock und den Holzpflock zum Felsen machen wollen. Der Eindruck aber, daß dies in der Herrenhaussitzung am 7. Mai 1902 geschehen ist, daß dort die amtlichen Vertreter der evangelischen Kirche das absolute Recht des Glaubens gegenüber dem relativen Recht des historischen Urteils haben zu kurz kommen lassen, dieser Eindruck hat weithin in christlichen Kreisen, wie wir bezeugen müssen, erschreckt, verwirrt, erbittert.

Man hätte in Erwiderung auf die ernste und ruhige Darlegung des Freiherrn von Durant ein kräftiges Wort von den berufenen obrigkeitlichen Personen der evangelischen Kirche gegen



die grundstürzenden Irrtümer der Zeit erwartet. Statt dessen sei mit einer nicht gewohnten Schärfe die Verwaltungsmaxime dahin präzisiert worden: „Jeder bestehenden Richtung, soweit sie wissenschaftlich legitimiert ist, freien Raum zu geben." Dr. Loening, der Jurist, habe wenigstens anerkannt, daß es auch für die evangelisch-theologische Wissenschaft eine Schranke gebe. Die anderen Herren dagegen stimmten in dem Prinzip überein, das der Kultusminister aussprach: „Es liegt im Wesen der evangelischen Freiheit, daß der theologischen Forschung keine Grenzlinie gezogen werde, bei der man sagen darf: bis hierher und nicht weiter." Das sei im Zusammenhange der Debatte, in welcher es sich um die freie Forschung der Lehrer handelte, denen die künftigen evangelischen Geistlichen zur Ausbildung anvertraut würden, geradezu verblüffend und erschütternd.

„Freie Forschung!" Das ist der Götze! Und dabei ist es eine auf allen geistigen Gebieten eingestandene Tatsache, daß es eine absolut freie Forschung nicht gibt und nicht geben kann. Will man sie nur für die Theologen reklamieren? Aber gerade hier ist die sogenannte freie Forschung so unfrei wie nur möglich. Wer glaubt denn noch, daß die Resultate der modernen Theologie „Resultate freier Forschung" sind? Voraussetzungen, Prämissen, Hypothesen usw. sind es. Eine Weltanschauung, derjenigen der Heiligen Schrift diametral entgegengesetzt, wird als Maßstab für alles an die Offenbarung des Wortes Gottes angelegt. Es heißt im vorhinein: Jesus kann nicht von der Jungfrau Maria geboren sein; Jesus kann nicht Wunder getan haben; Jesus kann nicht leibhaftig auferstanden sein; Jesus kann nicht gen Himmel gefahren sein; Jesus kann nicht Gottes Sohn gewesen sein; Jesus kann nicht persönlich vom Himmel wirken und vom Himmel kommen zum Gericht. Und warum nicht? Weil das unsere Metaphysik nicht erlaubt! Das nennen wir Voreingenommenheit, Befangenheit, Unfreiheit. Und das gegenüber der Offenbarung Gottes, die, von allen Buchstaben abgesehen, doch jedenfalls eine Weltanschauung darstellen und darbieten will. Das heißt den Meister meistern. Wer aber das tun will, der vertritt nicht eine „Richtung innerhalb der christlichen Religion", der lehrt eine andere Religion. Der Unterschied ist nicht gradual, sondern fundamental. „Sie reißen den Grund um."

Was sei nun, so fragt die „Kreuzztg." zum Schluß, erreicht durch die Freigabe einer solchen freien Forschung! Man wolle das Volk bei der Religion erhalten, mit ihr versöhnen, für sie gewinnen. Man habe es verloren. Zumal die Welt der Gelehrten sei ihr völlig entfremdet. Die Weisheit der Welt sei einmal wieder zuschanden geworden. Jeder, der die heutigen kirchlichen Zustände schildere, fange damit an, daß er die Irreligiosität der „gebildeten Klassen" schildere.

Man hat das Gewissen des Volkes verwirrt. Der Herr Kultusminister meint zwar, die evangelische Kirche sei stark genug, das Gift auszuscheiden; aber wie viele unsterbliche Seelen unterdessen das Gift tötet, scheint er nicht zu ahnen. Der Allerweltsglaube, d. h. der Unglaube hält seinen Einzug in die Gemeinde. Man ruft den Spott hervor, und zwar vom „Vorwärts" an bis zur „Köln. Volksztg.", die beide es nicht begreifen können, wie ein Reich so zwiespaltig in seinem Innern sein kann. Und endlich: man türmt einen Berg von Unwahrhaftigkeit auf in der Kirche, der sie erdrücken muß. Ja und nein zugleich, Offenbarung und natürliche Entwicklung zugleich, Gottes Wort und Menschensündlein zugleich, jenseits und diesseits zugleich — das kann selbst die evangelische Kirche nicht zugleich tragen.

Um was hat es sich im Jahre 1902 gehandelt? Es handelte sich, wie Frhr. von Durant in der denkwürdigen Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 7. Mai 1902 sagte, um Schutz der zukünftigen Diener der Kirche „vor einer Revolution von oben", es handelte sich für die „evangelische Kirche" um Reinerhaltung des Glaubens an die Gottheit Jesu Christi, wie Durant in seiner zweiten Rede damals betonte.

Um nichts anderes handelt es sich augenblicklich für die katholische Kirche: Auch sie will „ihre heiligsten Güter wahren", die Reinheit des Glaubens steht für sie auf dem Spiele.

Papst Pius X. und die Bischöfe von Straßburg und München fordern von den Professoren der katholischen Theologie nichts anderes, als was Frhr. von Durant und die „Kreuzzeitung" von den Professoren der protestantischen Theologie forderten. Und wie beurteilt die „Kreuzzeitung" das Verfahren der katholischen Kirchenbehörden gegen Ehrhard und Schnitzer? Vor einigen Tagen schrieb sie: „Man wird zu entscheiden haben, ob es sich mit der Würde des Staates verträgt, Professoren außer Tätigkeit zu setzen, die von der Kirche zugelassen waren und jetzt von ihr als nicht mehr rechtgläubig bezeichnet werden, obgleich in ihrer Lehre sich nichts geändert hat... Die katholische Kirche wird nicht verkennen können, daß sie bei rücksichtsloser Geltendmachung ihrer Ansprüche auf einen Punkt stoßen wird, wo der Staat seine Beamten in Schutz nehmen muß, und daß das Interesse des Staates an den katholischen theologischen Fakultäten seiner Hochschulen nicht so groß ist, als das Interesse an der Wahrung seines Ansehens." Wie schwer fällt es den Nichtkatholiken, gegen die katholische Kirche dieselben Grundsätze anzuwenden, die sie sonst angewendet wissen wollen?

Herr Stöcker steht genau auf demselben Standpunkte wie die katholische Kirche: In Nr. 9 der „Reformation" vom Jahre 1902 schrieb er über die Verhandlungen des Herrenhauses betreffs der theologischen Fakultäten:

„Der springende Punkt ist der, daß der Staat mit Zustimmung der obersten Kirchenbehörde theologische Lehrer beruft, deren religiöse Stellung — die Zuhörer, wenn sie sich ihr anschließen, amtsunfähig macht. Auf den Universitäten ist die moderne Theologie im höchsten Ansehen; in der Kirche kann ein moderner Theologe, der seine Ansicht offen bekennt und amtlich, etwa in der Predigt auch nur die übernatürliche Geburt oder die Himmelfahrt Christi leugnet, sein Amt nicht behalten. Darin liegt vom staatlichen Standpunkt aufgefaßt der Widersinn unserer theologischen Ausbildung, und auch vom kirchlichen Gesichtspunkte aus gesehen eine große Gefahr, eine Gefährdung der evangelischen Wahrheit wie der persönlichen Wahrhaftigkeit. Ein ähnlicher Zustand existiert nirgends sonst. Es wäre unmöglich juristische Professoren anzustellen, die ihre Zuhörer lehren, daß Eigentum Diebstahl ist. Man denkt nicht daran sozialistische Lehrer zu berufen, obwohl doch der Sozialismus eine anerkannte wissenschaftliche Richtung ist und für die Volkswirtschaft auf jeden Fall nützlicher als die moderne Theologie für die Kirche. Mehr als 100 Jahre sind vergangen, seit die Homöopathie besteht und auf einigen Gebieten der Medizin — große Erfolge aufzuweisen hat; aber bis heute ist noch kein Professor der Homöopathie an eine preußische Universität berufen. Wenn auch der Kultusminister erklärte, alle Richtungen der Wissenschaft, soweit sie legitimiert seien, müßten berücksichtigt werden, in gleicher Weise Luft und Licht haben, so ist das auffallenderweise nur in der Theologie durchgeführt. Und gerade hier ist die moderne Wissenschaft so grundstürzend, wie sie nur sein kann. Wir leugnen keineswegs, daß sie durch ihre Forschungen der Schrifterkenntnis wie der Wissenschaft mancherlei Förderung gebracht hat; aber es ist uns unzweifelhaft, daß sie so, wie sie in ihren linken Vertretern vor uns steht, mit der Existenz der evangelischen Kirche unvereinbar ist. . . . Diese Stellung wäre zu ertragen, wenn es sich um unwesentliche Differenzen handelte. Aber der Streit gilt heute dem ganzen Bestande des seit 19 Jahrhunderten bestehenden Christentums. Es sind überall ausschließliche Gegensätze: Offenbarung und Evolution, Wunder und Kausalgesetz, Wort Gottes und religiöse Schriftstellerei, schließlich der lebendige Gott und ein deistischer Gottesglaube, der im Grunde nur eine moralische Weltordnung ist. Daher ist es undenkbar, daß diese Widersprüche, wie Dr. Dryander meinte, sich in einer höheren Einheit ausgleichen. Daß diese Richtungen in der Kirche nebeneinander bestehen und sich vertragen sollen, ist übermenschlich. Auch würde es nichts nützen. Wie Freiherr von Durant ganz richtig sagte, ist mit dem kirchlichen Glauben und der Religiosität des Volkes die Einheitlichkeit der evangelischen Landeskirchen auf das härteste bedroht. Nur daß das Wort „bedroht" ein viel zu milder Ausdruck ist. Die Einheitlichkeit ist zerstört. Auf der Synode, wo man durch Gesetz beieinander sein muß, tagt man notgedrungen zusammen; in den Pfarrvereinen, die der Beruf zusammenbindet, hält man notdürftig zusammen; gegen gewisse Feinde der Kirche, nicht gegen die schlimmsten geht man kümmerlich zusammen. Aber eine Einheitlichkeit der Aktion gegen Welt und Unglauben ist unmöglich. Und dabei herrscht, durch die Verschiedenheit der Richtungen hervorgerufen, oft eine so hämische Parteifeindlichkeit unter den theologischen Gegnern, daß an christliche Brüderlichkeit nicht zu denken ist.

Auch der „Reichsbote" nahm gegenüber den Verhandlungen im Herrenhause vom 7. Mai 1902 einen durchaus katholischen Standpunkt ein. Er brachte anfangs Mai 1902



einen Artikel: „Die evangelische Kirche und die Freiheit der Wissenschaft." Zunächst lobt er den Frhr. v. Durant, daß er „den so schwer auf der evangelischen Kirche liegenden Gegensatz eines Teiles der theologischen Universitätsprofessoren mit dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche" zur Sprache brachte. Dann führt der „Reichsbote" seinerseits aus, daß auch er es mit der Freiheit der Wissenschaft halte, daß der Protestantismus ein großes Maß von Freiheit ertragen könne, aber — auf Erden habe alles seine Grenzen, auch die Freiheit der Wissenschaft, und diese Grenze liege da, wo es sich um die Grundlagen und die Existenz der Dinge: des Staates, der Gesellschaft und der Kirche handelt.

„Mögen immerhin diese Grenzen nicht mit mathematischer Sicherheit und Bestimmtheit im einzelnen abzustecken sein — in der Kirche sind sie durch die bekenntnismäßigen Heilstatsachen markiert — aber das Leben wird sie immer zu ziehen wissen, und im Kampfe zwischen Wahrheit und Unwahrheit werden sie im Hause der Entwicklung immer erkennbar werden. Ueberläßt der Staat in schrankenloser Freiheit die Ausbildung seiner Beamten sozialrevolutionären Professoren, so würde er sich dann genötigt sehen, die jungen Juristen, die mit sozialrevolutionären Anschauungen zu ihm kommen, zurückzuweisen, denn er kann doch unmöglich Revolutionäre zu Hütern seines Rechtes und seiner Ordnungen berufen; aber welche bösen Konflikte würden dann entstehen! Die zurückgewiesenen Juristen würden mit Recht klagen: Warum habt ihr uns solche Lehren gegeben? Erst laßt ihr uns in diesen Anschauungen erziehen, dann weist ihr uns zurück! — Andere würden vielleicht, um darüber hinweg ins Amt zu kommen, eine staatsfreundliche Gesinnung heucheln! Welche Beamten würde dann der Staat bekommen! Genau so liegt die Sache bei der Kirche, wenn radikal ungläubige Professoren die jungen Theologen ausbilden, welche die Kirche nicht als ihre Geistlichen verwenden kann, weil sie den Glauben der Kirche nicht bekennen und darum die Aufgaben derselben nicht erfüllen können! Bei einer künstlichen Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Religion, die jetzt manche machen, um sich über den Gewissenskonflikt hinwegzuhelfen, kann sich die Kirche nicht beruhigen; denn sie braucht Geistliche, die von ganzem Herzen das Evangelium predigen können; sie kann solche nicht brauchen, die mit dem Kopfe Antichristen sind, die aber, um in den Dienst der Kirche kommen zu können, sich eine Religion und einen Glauben zurecht machen, der von dem tatsächlichen Inhalte des Evangeliums nichts mehr in sich hat, weder den persönlichen Gott, noch den wirklichen Christus, wie ihn die Bibel und die Bekenntnisse der Kirche bekennen und die sich dann mit allerlei angepaßten, aber inhaltslosen Redensarten um den tatsächlichen Inhalt des Evangeliums herumdrücken und so sich selbst und die Gemeinden täuschen. An diesem Punkte sind wir aber leider tatsächlich angelangt. Es läßt sich nicht leugnen, daß zahlreiche junge Theologen so von der Hochschule kommen und Prediger werden wollen. Beugt sich die Kirche vor ihren Ansprüchen, so verzichtet sie auf ihren Beruf, Haushälterin über Gottes Geheimnisse, eine Feste der Wahrheit und Predigerin des Evangeliums zu sein. Das hieße aber für die Kirche, sich selbst aufgeben; denn sie ist nicht dazu da, ein Sprechsaal für allerlei Menschen- bzw. Professorenmeinungen zu sein, sondern um das durch Christum, die Apostel und die ganze Geschichte der Kirche längst klar und bestimmt festgestellte und nicht erst durch die wissenschaftliche Forschung zu entdeckende Evangelium von Christo der Welt zu verkündigen mit seiner ganz bestimmten Ausschließlichkeit, daß es kein Heil gibt außer Christo.

Diese Ausschließlichkeit beruhe darauf, daß das Evangelium mit der Bedeutung seiner Heilstatsachen göttliche Offenbarung sei. Hier liege, wie Frhr. v. Durant richtig hervorgehoben hat, die Grenze, wo die Freiheit der Wissenschaft Halt machen müsse. Denn darauf beruhe die ganze Existenz und Berechtigung der Kirche. Gebe sie diesen Anspruch, den nicht sie, sondern den Christus und die Apostel erhoben haben, auf, so gäbe sie das Christentum auf. Darüber könne gar kein Zweifel bestehen.

Das sind also die Anschauungen der führenden Geister des orthodoxen Protestantismus über das Verhältnis der Kirche zu den theologischen Fakultäten an unseren Universitäten. Eine bessere Rechtfertigung der katholischen Anschauung über diese Frage und das Verhalten Pius' X. und der Bischöfe können wir uns nicht wünschen. Was der „evangelischen Kirche" recht ist, muß der katholischen Kirche billig sein!"

Des Ministerium Beck dritte Aufgabe.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Als Ministerpräsident Baron Beck an die Spitze der Regierung Oesterreichs trat, stellte er sich vier große programmatische Aufgaben: Wahlreform für den Reichsrat, parlamentarische Erledigung des Ausgleiches mit Ungarn, nationaler Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen und Fortführung der durch die ein Jahrzehnt tobende Obstruktion unterbrochenen Sozialreform. Für die letzte und wichtigste Aufgabe bildet die Lösung der drei ersten die unerläßliche Vorbedingung. Die Wahlreform und der ungarische Ausgleich sind gelungen; nun müssen noch die nationalen Reibereien beseitigt werden, dann ist die Bahn frei für ein normales Arbeiten des Reichsrates, dann können die großen sozialen Reformarbeiten in Anspruch genommen werden, welche das Volk so dringend verlangt.

Die Vorarbeiten für die Lösung seiner zweiten Aufgabe, Herbeiführung des nationalen Ausgleiches, ließ der Ministerpräsident bereits fertigstellen, als noch das Interesse der Parteien gefesselt war durch die Verhandlungen mit Ungarn; vor die Oeffentlichkeit wollte er damit erst treten, wenn der Ausgang der Landtagswahlen in Böhmen bekannt wäre. Böhmen ist ja seit jeher die Quelle aller nationalen Streitigkeiten, und so oft auch schon die alpenländischen Deutschen darauf gedrungen sind, es sollten doch nicht immer die gesamtstaatlichen Verhältnisse von der jeweiligen nationalpolitischen Lage in den Sudetenländern und besonders in Böhmen maßgebend beeinflußt werden, so ist doch bis auf den heutigen Tag der nationale Kampf in Böhmen ausschlaggebend geblieben für die Tätigkeit im Abgeordnetenhause. Werden doch die deutschen Landsmannminister (Prade, Peschka) nicht aus den Parlamentariern der deutschen Alpenländer, sondern aus denen der gemischtsprachigen Sudetenländer entnommen. Nun haben die böhmischen Landtagswahlen zwar eine nationale Verschiebung des Kräfteverhältnisses für den Prager Landtag nicht bewirkt, denn der Verlust des einen deutschen Mandates von Budweis an die Tschechen kann, so bitter er mit Recht empfunden wird, doch nicht allzusehr ins Gewicht fallen. Aber — und das ist die Hauptsache — es sind in den Landgemeinden die doktrinär-liberalen Jungtschechen fast ganz von den Agrariern aufgerieben worden, und wenn die tschechischen Agrarier auch den Jungtschechen an radikalem Nationalismus nicht sonderlich nachstehen, so haben sie doch eben als Agrarier, als Vertreter des Bauernstandes, mehr das Bedürfnis, mit ihren deutschen Standesgenossen in Frieden zu leben und soziale Reformen herbeizuführen, als die meist aus Advokaten, Beamten und Professoren bestehenden jungtschechischen Politiker. Der tschechische Landsmannminister Praschek ist ja ebenso ein Bauer wie der deutsche Landsmannminister Peschka, und mit Zustimmung dieser beiden und des gesamten Ministerrates hat die Regierung in einem offiziösen Blatte ein „Communiqué" veröffentlicht, in welchem angekündigt wird, daß die Regierung selbst die gesetzliche Lösung der Sprachenfrage in die Hand nehmen werde.

Der Urgrund aller nationalen Streitigkeiten ist § 19 des Staatsgrundgesetzes, nach welchem jeder österreichische Staatsbürger berechtigt ist, bei jeder staatlichen Behörde sein Recht in seiner Muttersprache zu finden. Hätten die Deutschliberalen, als sie diesen Paragraphen in die von ihnen gemachte Verfassung aufnahmen, wenigstens das Deutsche als Staatssprache festgelegt! Jetzt aber hat jeder Tscheche — um nur bei Böhmen zu bleiben — das Recht, von jedem Gerichte in Böhmen in tschechischer Sprache verhört bzw. abgeurteilt zu werden. Auf Grund dieses Paragraphen machen nun tschechische Advokaten tschechische Eingaben bei deutschen Gerichten und verlangen eine tschechische Erledigung. (Jüngst hat der Oberste Gerichtshof in einem solchen Falle dem tschechischen Advokaten gegen das deutsche Gericht in Eger recht gegeben.) Die Folge davon würde sein, daß alle Staatsbehörden mindestens doppelsprachig sein müßten, und da die junge deutsche Intelligenz sich bisher geweigert hat tschechisch zu lernen, während die tschechischen Studenten aus Deutsch maturieren, so würden in einigen Jahren die deutschen Beamten aus allen staatlichen Behörden durch tschechische verdrängt sein. Daraus ersieht man, daß die ganze nationale Frage in erster Linie eine Beamtenfrage — allerdings auch eine Kultur- und politische Machtfrage — ist, welche am einfachsten gelöst werden könnte, wenn jeder Mittelschüler (Gymnasiast und Realschüler)

gezwungen würde, die zweite Landessprache zu lernen. Da das nun aber nicht im Handumdrehen zu erreichen ist, muß die Regierung nach einer anderen Lösung suchen. Da die Tschechen seit einigen Jahren sich wieder auf ihr nebuloses „Staatsrecht der Wenzelskrone" des 17. Jahrhunderts steifen, während die Deutschen nur der Verfassung des Jahres 1867 Rechtsgültigkeit zusprechen, so muß die Regierung einen Mittelweg suchen. Die Deutschen verlangen nationale Selbstverwaltung in einer nach nationalen Gesichtspunkten zu schaffenden Kreiseinteilung; die Tschechen behaupten darin eine Zerreißung ihres „Königreiches" zu sehen und bestehen rücksichtslos auf der Gemischtsprachigkeit aller Behörden. Und auch da muß ein Mittelweg gefunden werden. Die Deutschen sind in Böhmen die Minderheit ($^2/_5$ zu $^3/_5$), aber in ihren Händen ruht die Industrie und der Handel, bei ihnen ist die höhere Kultur — ein Faktor, den keine Regierung unberücksichtigt lassen kann.

Ministerpräsident Baron Beck kündigt nun an, daß er mit den Parteiführern und unpolitischen Sachverständigen die Grundzüge für ein Sprachengesetz beraten will, nur wünschte er, daß inzwischen auf dem nationalen Kriegsschauplatze Waffenruhe eintrete und daß die Parteien ihm auf halbem Wege entgegenkommen, dann hofft er, den „mittleren Weg" schon zu finden. Es wird keinen ehrlichen Oesterreicher geben, welcher nicht wünschen würde, daß dem Ministerpräsidenten dieser Erfolg beschieden sein möge; aber es wird auch kein Kenner der Verhältnisse optimistisch diesen Bemühungen gegenüberstehen. Es türmen sich schier unüberwindliche Schwierigkeiten auf, und man muß bedenken, daß schon acht Regierungen sich an der „böhmischen Frage" verblutet haben. — Wie werden sich nun die Parteien zur Regierung stellen? Die Tschechen haben dem Ministerpräsidenten bereits erklärt, daß sie mit der größten Entschiedenheit ihren Grundsatz vertreten werden: Im ganzen Königreich Böhmen müssen tschechische Eingaben angenommen und tschechisch erledigt werden. Kein Zugeständnis könne sie von dieser Kardinalforderung abbringen. Die Liberalen, welche als tertii gaudentes immer die besten Geschäfte — im Beamtentum, in der Politik und auf der Börse — gemacht haben, wenn die Völker sich streiten, rollen natürlich der Regierung Steine in den Weg, indem sie verlangen, es müsse der „ganze Ausgleichskomplex" auf einmal erledigt werden, während Baron Beck „mit der Geduld des Pflügers" Schritt für Schritt vorgehen und seinem Ziele näherkommen will. Ihre Blätter suchen auch die „Deutschfreiheitlichen" (Deutsche Volkspartei, Agrarier und Radikale) gegen die Christlichsozialen zu hetzen, denen sie „Deutschbewußtsein" und nationale Verläßlichkeit absprechen, zur selben Zeit, wo der deutsche Landsmannminister Peschka dem (christlichsozialen) Minister Dr. Geßmann schreibt, er möge sich dafür einsetzen, daß eine Vereinigung aller deutschen Parteien zustande komme. Die „Reichspost" erklärt, die Christlichsozialen dürften als stärkste deutsche Partei bei dem Verständigungsversuche nicht passiv bleiben, sie seien sich ihrer Verantwortlichkeit dafür, daß der Besitzstand der Deutschen in Böhmen verteidigt werden müsse, vollauf bewußt; keine der nationalen Parteien dürfe auf Eroberung ausgehen, sonst würde man nie zum Frieden kommen. — Daraus ersieht man, daß die Parteien trachten, nationale Blocks zu gründen, um mit größter Macht dem Gegner Erfolge streitig zu machen. Es wird der Ministerpräsident seiner ganzen staatsmännischen Klugheit und Schlauheit bedürfen, um trotzdem den mittleren Weg zu finden.



An das Meer.

Des Himmels Blau drang tief zu deinem Grunde
Und trug des ewigen Lichtes Kunde
Hinein in deine dunkle Gruft.
Da ließest du dein brausend Schäumen.
Ein wundersames Wonneträumen
Nahm dich dahin: Des Friedens Luft.
So liegst du still, vom Aeterblau umschlossen.
Wo Luft und Welle ineinanderfloßen,
Nicht eine leise Regung zeigt es an.
Ganz aufgelöst in wunderbarer Einheit
Der Tiefe Dunkel und des Himmels Reinheit:
Glück, das ein Menschenherz nicht fassen kann.

L. Rafael.

Warum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit?

Von

Gymnasialprofessor Abraham Böhmländer.

(Schluß.)

Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichtsforschung, so meint sie, hätten der Bibel und dem auf ihr ruhenden Christentum den Garaus gemacht. Da ist es bedeutsam, daß in den letzten Jahren zwei Männer aufgetreten sind, die nicht von christlichen Voraussetzungen ausgingen und doch zu der entschiedensten Forderung kamen, die christliche Sittlichkeit müsse festgehalten werden: F. W. Förster in Zürich und F. Paulsen in Berlin. Wie einst Kant und Fichte, so ist auch Förster von seiner sittlichen Gesinnung aus zu religiösen Forderungen gelangt und F. Paulsen, als Professor Vertreter der idealistischen Form des Monismus, hat bekanntlich gegen Ende des vorigen Jahres in der vielgelesenen „Woche" Anschauungen kundgegeben, die, von heißer Liebe zu unserem Volk eingehaucht und von ernst-sittlichem Geist getragen, auch bei den strengsten Mitgliedern unserer Vereine herzlichste Freude und innige Dankbarkeit erregt haben werden. Sollen, dürfen wir solche Bundesgenossen in unserem Kampf verschmähen? Wir haben es nicht getan und wir werden es nicht tun. Mit aufrichtigster Hochachtung begrüßen wir sie vielmehr und bitten sie um ihre Mithilfe. Wir ehren es, daß diese Männer zu dieser Ueberzeugung sich durchgerungen haben und mutige Bekenner derselben geworden sind. Wie ist ihnen das möglich gewesen? Es ist ihnen deshalb möglich, weil das Gottesgebot, welches die geschlechtlichen Verhältnisse regelt, nicht auf Willkür beruht, sondern in der Beschaffenheit des einzelnen Menschen und der menschlichen Gesellschaft begründet ist. Ohne Keuschheit und Zucht lassen sich Gesundheit, Achtung und Selbstachtung nicht bewahren. Das Zeugnis solcher Männer ist uns von höchstem Wert für die große Menge derer, die in ihrem Glauben wankend geworden sind. Darum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine.

Aber die große Mehrzahl unserer Mitglieder steht auf dem Boden einer christlichen Konfession, glaubt, daß es eine Erkenntnis der Wahrheit gibt, die wir göttlicher Offenbarung verdanken. Wir besitzen aus Senekas Feder eine Schilderung der sittlichen oder vielmehr unsittlichen Zustände im römischen Kaiserreich, die so düster gehalten ist, wie nur irgend möglich. Ihr stellt sich ein ganz ähnliches Bild im ersten Kapitel des Briefes St. Pauli an die Christen zu Rom an die Seite. Mit erschütterndem Ernst wird dieser Zustand zurückgeführt auf die Undankbarkeit gegen den Gott der Offenbarung, und als eine Strafe wird der dem Polytheismus zugrunde liegende Pantheismus, die Verwechslung Gottes mit der Natur, des Geschöpfes mit dem Schöpfer, bezeichnet. Indem wir an einen persönlichen Gott glauben, der die heilige Liebe ist, wissen wir die Sittlichkeit fest in ewigem Grund verankert, und es ist Ausdruck auch unserer Ueberzeugung, wenn Kant sagt: „Ohne einen Gott und ohne eine für uns jetzt nicht sichtbare, aber gehoffte Welt sind die herrlichen Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstand des Beifalls und der Bewunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung." Das ist die Regel; gewiß gibt es Ausnahmen; es gibt Pantheisten, die durch ernsteste Sittlichkeit sich auszeichnen; aber ob das nicht ein wertvollstes Erbe christlicher Erziehung und Einfluß christlicher Umgebung oder Wirkung anderer selten günstiger Umstände ist? Der Spinozist Schleiermacher wenigstens sagte von sich offenherzig: „Was wäre ich ohne die Brüdergemeinde geworden?" Ein genialer Lump, dürfen wir in seinem Sinne antworten. Mag Paulsen in seiner Erörterung der Zukunftsaufgaben der Philosophie davon reden, daß der Glaube scheinbar vernichtet sei durch die Wissenschaft, so räumt er doch, wie Goethe, sofort ein, daß alle großen Bewegungen im Leben der Menschheit religiösen Ursprungs waren, und daß der Glaube gleichwohl am Leben bleibe als stärkste der Lebensmächte. Dem läßt sich die Frage anreihen: Sollte Gott kleiner geworden sein, weil es uns gelungen ist, mit Hilfe des Fernrohres und des Mikroskopes etwas von der Welt des unendlich Großen wie des unendlich Kleinen zu ahnen? Stehen in der Gegenwart der Harmonie zwischen Glauben und Wissen vielleicht größere Schwierigkeiten entgegen als jemals früher, wir können nicht warten, bis die Wissenschaft, deren Arbeit manchmal der einer Penelope gleicht, zu einem unumstößlichen Ergebnis gelangt ist; jeden Tag sollen wir richtig leben, damit unser Dasein und unser Ende nicht durch eigene Schuld ein trauriges werde; dazu bedürfen wir ewiger religiös-sittlicher Wahrheit. Diese Ueberzeugung ist den an der Bibel als der Urkunde göttlicher Offenbarung und an ihrer Kirche festhaltenden Protestanten mit den Katholiken gemeinsam; wenn verschiedene Auf-

fassungen zumal über den Heilsweg und über die Lehre von der Kirche vorhanden sind, gemeinsam ist der Glaube an den dreieinigen Gott und an eine jenseitige Welt mit ihrer Vergeltung; von einer Verschiedenheit der Weltanschauung kann nur reden, wer die Konfessionen verhetzen will.

Interkonfessionelle Männervereine brauchen wir, damit auch Angehörige der liberalen Partei in ihnen viele Plätze besetzen. Man kann die Gewalttätigkeit, ja Grausamkeit, mit der ein Kalvin in Genf aufgetreten ist, scharf verurteilen; das wird man zugeben müssen, daß aus seiner Schule Männer hervorgegangen sind, die mit Begeisterung und mit Ausdauer den ererbte Volksrechte verachtenden Despotismus bekämpften; die Freiheitshelden der Niederlande, Englands, Schottlands, wie unduldsam sie auch gegen Andersdenkende gewesen sind, sie waren erfüllt von Glauben und sittlichem Ernst. Oftmals haben die Liberalen Englands sich frömmer und sittlicher gezeigt als die dortigen Konservativen; ihnen ist es zu danken, wenn heute auch unser Volk weitgehenden Anteil an der Bestimmung seiner Geschicke besitzt. Aus der Zeit der Puritaner wollen wir lernen, daß durch Gesetze wohl bis zu einem gewissen Grad das Umsichgreifen der Unsittlichkeit ferngehalten werden kann, daß aber auf diesem Weg nicht zu weit gegangen werden darf, wenn nicht ein schlimmer Rückschlag erfolgen soll. Als ein Unglück ist es zu betrachten, daß unser deutscher Liberalismus sich vielfach mehr nach dem Muster des religionsfeindlichen französischen als nach dem des englischen Liberalismus gebildet hat und daher teilweise eine Schutztruppe für die von uns bekämpften Bestrebungen abgab; aber der verdienstvolle Artikel Otto v. Erlbachs in Nr. 6 der „Allgemeinen Rundschau" eröffnet einen hoffnungsvollen Ausblick, soferne der darin enthaltene Bericht über eine Sitzung der preußischen Abgeordnetenkammer vom 29. vor. Mts. die wesentliche Uebereinstimmung des Zentrumsabgeordneten Roeren, des aus der liberalen Partei hervorgegangenen Justizministers Beseler, des zu den Nationalliberalen zählenden v. Campe mit dem Konservativen v. Brandenstein und dem Freikonservativen Krause betreffs der Gerichtspraxis in Fragen der Pornographie aufweist.

Die Männervereine beschäftigen sich nicht mit Politik. Nie ist von dieser in unseren öffentlichen Versammlungen oder in Ausschußsitzungen die Rede gewesen. Aber welche Stellung politische Parteien unseren Bestrebungen gegenüber einnehmen, muß doch einmal gefragt werden. Da ist nun die sozialdemokratische Partei diejenige, von deren Presse früher vielfach gerühmt wurde, daß sie von unsittlichen Anzeigen sich frei halte; anderseits muß in Erinnerung gebracht werden, daß auf einem im Jahr 1900 zu Hamburg über den Goethebund abgehaltenen Diskussionsabend Frau Helene Steinbach, eine bekannte sozialdemokratische Rednerin, die Erklärung abgab, ihre Partei habe durch Beihilfe bei der Beseitigung der lex Heinze der Freiheit einen Dienst geleistet. Die Geschichte lehrt, wie zu allen Zeiten die Parteien des Umsturzes die Prostitution und verwandte Erscheinungen zur Vorbereitung der Ausführung ihrer Pläne benutzt haben; die Greuel, welche in dieser Hinsicht während der französischen Revolution bisweilen sogar an heiliger Stätte verübt wurden, sind allbekannt; wieviele von den russischen Terroristen und Terroristinnen vor Vollbringung ihrer Schreckenstaten ein wildes Leben führten, ist oft genug berichtet worden. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn Angehörige der besitzenden Klassen in bezug auf geschlechtliches Leben keine besseren Ratgeber als den vorhin genannten Forel kennen, denselben Forel, der in einem hier gehaltenen und dann gedruckten Vortrag über sexuelle Ethik sagt: „Deine Pflicht ist es, nachdem die Wissenschaft dich darüber aufgeklärt hat, deinen Nachkommen mehr Glück und mehr sozialen Wert zu schaffen, als wir heute besitzen. Hierzu mußt du in erster Linie die alles korrumpierende private Geldherrschaft bekämpfen". (S. 29.) Man kann sein Leben lang ein Gegner des Geldprotzentums gewesen sein und doch bei dem Jubel, mit dem Forels Ausführungen von wohlhabenden und reichen Leuten belohnt wurden, bedauernd sich mit Recht denken: Wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand.

Indem die Interkonfessionellen Männervereine gegen sittliche Fäulnis in unserem Volk kämpfen, machen sie sich, ohne Politik zu treiben, doch um die innere Politik unseres Vaterlandes verdient. Und für diese, wie für die äußere arbeiten sie durch unerbittliche Aufrechthaltung des Satzes, daß in unseren Kolonien keine andere Sittlichkeit zur Geltung kommen darf als die, welche bisher in der Heimat als die allein berechtigte anerkannt war. Ein ehemaliger Schüler, der in den letzten Jahren als Missionskaufmann an der Goldküste tätig war, erzählte mir vor einigen Wochen, ein Arzt habe ihm mitgeteilt, 80 Prozent der dortigen Eingeborenenbevölkerung seien syphilitisch krank; er selbst sagte, das sicherste Mittel Eindruck auf die Neger zu machen sei dies, daß man von den bei ihnen getriebenen Lastern sich frei halte, daß man die Fähigkeit der Selbstbeherrschung betätige. Was nützt uns manche unserer Kolonien, wenn infolge alter und neuer Laster die Ureinwohner allmählich aussterben? Wir haben ein sittliches Recht auf diesen Besitz nur so lange als wir sagen können, die Bewohner sind durch den Verkehr mit unseren Landsleuten besser und glücklicher geworden.

Ist das Zusammenwirken von Angehörigen verschiedener Konfessionen in demselben Vereine möglich? In Essen ist es bisher gelungen, hier in München ebenso. Allen kann man es ja nicht recht machen. Es sind einzelne Austritte aus dem Verein erfolgt, weil wir nicht streng genug waren, andern erscheinen wir vielleicht zu weitgehend. Wenn auch die Kirche uns die höchsten Sittlichkeitsideale vor die Seele stellt, die Behandlung der sittlichen Fragen, wie wir sie betreiben, kommt in erster Linie dem Staat, dem Vaterland zugut. Man wird sagen dürfen, wir haben bisher in den Ausschußsitzungen voneinander gelernt, die Künstler und die Vertreter der anderen Stände, auch die Theologen, die Katholiken und die Protestanten. Durch das Erstreben gemeinsamer Ziele lernten wir uns gegenseitig besser verstehen und würdigen. Das Trennende wird zurückgestellt, das Einigende betont. Wir sind Kinder desselben Volkes, dessen Not wir fühlen. Wir wissen, daß weder die Protestanten noch die Katholiken für sich allein imstande sind, im Reichstag die Gesetzgebung in dem für das Gelingen unserer Bestrebungen erforderlichen Sinn umzugestalten und eine entsprechende Ausführung der erreichten Bestimmungen zu sichern. Wird unsere Arbeit gelingen? Lassen Sie sich statt der Antwort noch kurz ein Gespräch erzählen, das vor mehreren Jahren zwei Mitglieder Ihres Ausschusses miteinander hatten. Der eine meinte, er und manche seiner näheren Bekannten schätzten den Hofprediger Stöcker sehr hoch, weil er immer noch Hoffnung für unser Volk habe und arbeite; zu dieser Hoffnung befähige ihn seine Vaterlandsliebe. Darauf erhielt er vom andern den Bescheid: „Ich habe keine Hoffnung mehr, aber ich arbeite weiter, weil ich muß. Wessen Vaterlandsliebe ist größer?" Lassen auch wir uns Carlyles jetzt viel erwähntes Wort gesagt sein: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" Vor 37 Jahren besaß das Reich ein Kapital von fünf Milliarden, jetzt sind bald ebenso viele Milliarden Schulden vorhanden; die Verluste an religiösem und sittlichem Kapital sind vielleicht noch größer. Mängel und Laster hat es stets gegeben; daß in der Gegenwart die unteren Stände die goldenen Tage ihres Zukunftsstaates nur von einem völligen Bruch mit der ganzen Vergangenheit erhoffen und die mittleren und höheren Stände vielfach auf die Sophisterei von der Umwertung aller Werte hören und dadurch gegen den Ansturm der anderen innerlich widerstandsunfähig werden, das macht die Lage so hochbedenklich. Um so nötiger ist der Zusammenschluß aller, die wünschen, daß unser Volk auf der Höhe wahrer Kultur bleibe, welche es dem Christentum verdankt. Um die Lösung sittlicher Aufgaben handelt es sich in den Männervereinen. Möchten die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse ohne das Geringste von ihrer eigenen Ueberzeugung zu opfern, mit vereinten Kräften an diesen Aufgaben arbeiten und das, was sie trennt, Gott anheimstellen, dann haben sie, wie auch der Ausgang sei, ihre Pflicht getan und den Erfolg nicht selbst vereitelt.

Das Glück.

Auf leicht bewegten Wogen,
In märchenhafter Pracht,
Kommt dort das Glück gezogen
Mit seiner vollen Pracht.

Dort hält's! — Mit vollen Händen
Fortuna streuet aus.
Wie hascht man nach den Spenden
Und trägt sie froh nach Haus! —

Zu der beglückten Stelle
Flieg hastig ich hinab — —
Schon schwimmt's dort auf der Welle,
Das Glück — fuhr eben ab.

So war es immer, — immer!
Stets hielt's am andern Ort!
Das Glück erreicht ich nimmer,
Kam ich, — so schwamm es fort.

Fr. Theissen.

Pädagogische Neuerscheinungen.

Von

Franz Weigl.

„Erziehung zur christlichen Freiheit“, diesen Gedanken hat Ludwig Auer zum leitenden Prinzip seiner soeben erschienenen „Erziehungslehre“ (gr. 8° 455 S. 4 M) gemacht. Auer ist in unserer Zeit mit Willmann zu vergleichen. Wie dieser mit Recht als Altmeister der katholischen Erziehungs**wissenschaft** gefeiert wird, so verdient Auer diesen Ehrentitel als Erziehungs**praktiker**. In der kritisch-suchenden, reich verzweigten Lehr- und Erziehungstätigkeit von vier Dezennien hat Auer als Volksschullehrer, Lehrer und Leiter des Erziehungsinstitutes Cassianeum (zuerst in Neuburg a. D., heute in Donauwörth) und als Direktor all der damit verbundenen geschäftlichen Einrichtungen, besonders einer großen Druckerei, eines Verlags und Sortiments einen außergewöhnlich großen Schatz von pädagogischer Erfahrung gesammelt. Auf diesem reichen Lebensinhalt baut er nun seine Erziehungslehre auf, die nicht nur für den Fachmann sondern für alle Eltern, namentlich auch für alle Sozialpolitiker von größtem Interesse ist. Es kann an dieser Stelle keine erschöpfende Darstellung des Inhaltes gegeben werden, ich muß mich mit einigen Andeutungen begnügen. Vor allem ist die **Einheitlichkeit und Geschlossenheit** des ganzen Werkes zu loben, die durch die Gruppierung aller Erziehungsmaßnahmen um den Gedanken der christlichen Freiheit garantiert ist. Dieser Aufbau verleiht dem Werke auch **Originalität**. Sehr dankenswert ist das stete Bedachtsein auf die **Praxis**; viele Beispiele und Anwendungen auf das tägliche Leben ermöglichen jedermann die sofortige Verwertung. Ebenso beachtenswert ist der **sozialpädagogische Einschlag** des Werkes; was Auer von der Bedeutung des Heims für die christliche Erziehung, von den mannigfachen Einflüssen der Umgebung auf das Kind, von der Beziehung aller pädagogischen Einwirkung zum Leben — dem natürlichen und übernatürlichen — sagt, ist zum Teil in dieser starken Betonung noch nirgends gesagt worden, verdient aber in unseren Tagen besonders ernste Würdigung. Bei aller Festigkeit in den prinzipiellen Grundlagen ist gesundem **Fortschritt** das Wort geredet. Auer hat einen großen Grundsatz seinem ganzen Schaffen zugrunde gelegt: „Mein Feldzugsplan war, im Kampfe gegen die Feinde der katholischen Volkserziehung, stets der, ihnen **in allem Wahren, Guten Nützlichen vorzukommen, sie zu überflügeln und ihnen keinen anderen Angriffspunkt übrig zu lassen, als die christliche Wahrheit.**“ (S. 96.) So ist dieser katholischen Erziehungslehre recht weite Verbreitung zu wünschen, namentlich aber auch recht viel Anwendung in der Praxis. Der Besprechung der von Auer aufgestellten Grundsätze stellen sich seine empfehlenswerte „Katholische Schulzeitung“ und seine Wochenschrift für christliche Erziehung „Monika“ in Dienst. Erstere hat beim Jahreswechsel den 40. Jahrgang fertig gemacht und letztere zur gleichen Zeit den 40. Jahrgang begonnen.

Während Auer den **christlichen** Charakter der Erziehung besonders betont, unterstreicht eine andere bedeutendere Neuerscheinung ihre **nationalen** Aufgaben. Universitätsprofessor **Rein** hat in Verbindung mit einer Reihe von vielgenannten Schulmännern u. a. Prof. Förster-Zürich, Dr. Gaudig-Leipzig, Landmann-Jena, Dr. Pabst-Leipzig, Dr. Ziehen-Frankfurt, im Verlag von J. F. Lehmann-München ein zweibändiges Werk „**Deutsche Schulerziehung**“ (XIV und 634 S. 9 M) erscheinen lassen, dessen Ziel Rein selbst folgendermaßen umschreibt: „Das Werk hat sich zur Aufgabe gestellt, zu zeigen, was die Schule zur Weckung und Stählung des vaterländischen Sinnes im Dienste der volkstümlichen Kultur, die ein Teil der Menschheitsentwicklung ist, tun kann und tun soll.“ Es ist von großem Interesse, eine Reihe hervorragender Pädagogen heute von diesem Standpunkt aus die Erziehungsfragen besprechen zu hören. Hat doch der Gedanke der nationalen Erziehung im abgelaufenen Säkulum stark an Zugkraft gewonnen. Basedow konnte noch schreiben: „Wir sind Philanthropen oder Kosmopoliten“; aber bald nach ihm haben Philosophen, Pädagogen und Staatsmänner wie Fichte, Freiherr von Stein, Sailer, Diesterweg, Herbart den nationalen Gedanken der Erziehung einverleibt. — Mit allen den heute modernen Büchern, die von verschiedenen Autoren mehr oder wenig unabhängig voneinander bearbeitete Aufsätze bringen, teilt auch das vorliegende Werk den Mangel, daß absolute Geschlossenheit der Darstellung vermißt wird. In mehreren Beiträgen kommt der protestantische Standpunkt der Autoren sehr zur Geltung. Es sind auch nicht alle gleichwertig. Eine der besten Arbeiten ist zweifellos die von **Förster-Zürich**, der die „ethische Jugendlehre“ behandelt und dabei auch zum erstenmale dankenswerte Details über seine **Methode** des ethischen Unterrichtes bringt.

Von Prof. **Rein** liegt auch der 6. Band seines „**Enzyklopädischen Handbuch der Pädagogik**“ (Langensalza, Bayer & Söhne, 4° VIII und 927 S.) vor. Ich kann nur die früher an dieser Stelle ausgesprochene Empfehlung wiederholen. Wer nach den stattlichen Bänden mit ihrer vorzüglichen technischen Ausstattung greift, wird in jeder erziehlichen Frage Bescheid finden. In manchen Artikeln ist wohl protestantische Auffassung vertreten, aber sie wirkt nicht aufdringlich. Auch sind katholische Gelehrte, so besonders **Willmann** zur Mitarbeit herangezogen worden. Daß Willmann gerade die historischen Arbeiten zugewiesen wurden, ist sogar sehr anerkennenswert. Er bringt u. a. in dem vorliegenden Band einen Artikel über „**Katholische Pädagogik**“, der eine Lücke in der so überreichen pädagogischen Literatur ausfüllt. Seltsamerweise gibt es nämlich bis heute keine Arbeiten, welche eigens die katholische Pädagogik nach ihrem besonderen Charakter behandeln. Willmann zeigt nun den sozialen und positiven Charakter des Katholizismus in bezug auf die Erziehung; er bespricht die Eigenheit der katholischen Familie, der katholischen Gemeinde und der katholischen Orden; er fixiert ferner die katholischen Erziehungsprinzipien, durchwandert die katholische Erziehungslehre und stellt schließlich die Bedeutung des Studiums der katholischen Pädagogik klar. Dieser Artikel allein ist die Ausgabe für den Band der Reinschen Enzyklopädie wert!

Nicht nur den Lehrer und Arzt sondern auch den Sozialpolitiker wird das „**Schulhygienische Taschenbuch**“ (8° 384 S., geb. 4 M), das soeben bei L. Voß in Hamburg erschien, interessieren. Eine Reihe von schulhygienisch wohl informierten Kräften behandelt alle einschlägigen Fragen, darunter u. a. allgemein bedeutsame, wie Ernährung, Kleidung, Zahnpflege, nervöse Zustände, Kriminalität der Schulkinder, heilpädagogische Fürsorge, Zwangserziehung, gewerbliche Kinderarbeit usw. Der auf diesem Gebiet wohlbekannte Spezialverlag hat keine Opfer für vortreffliche Ausstattung gescheut und kommt namentlich auch mit 9 Abbildungen im Text und 1 Tafel dem Veranschaulichungsbedürfnis entgegen.

Der Verlag Kösel-Kempten hat soeben den **Bericht** über den **letzten Münchener Katechetischen Kurs**, über den die „Allgemeine Rundschau“ schon berichtet hat, dem Buchhandel übergeben. Da alle Vorträge im Wortlaut wiedergegeben wurden und auch die Diskussionen Aufnahme fanden, ist es ein stattlicher Band (8° IV, 562 S.) geworden, der dem methodischen Schaffen unserer katholischen Katecheten alle Ehre macht.

Mit einer äußerst geschmackvoll ausgestatteten Festschrift berichtet der unter dem Protektorat Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern und seiner hohen Gemahlin, Ihrer Königlichen Hoheit Maria de la Paz, stehende St. Marien-Ludwig-Ferdinandverein über die Arbeit von 50 Jahren. (**Thalhofer Dr. F., „Der St. Marien-Ludwig-Ferdinandverein 1857—1907.“** München, C. A. Seyfried & Co. 8°. 77 S.) In München-Neuhausen und auswärts hat der Verein in mehreren Anstalten eine große Zahl von Kindern, denen der Segen einer guten Familienerziehung versagt ist, für den Lebenskampf vorbereitet. Was das Buch über den kleineren Interessenkreis und den Festcharakter hinaus wertvoll macht, ist der letzte Teil: eine knappe Darstellung der Ziele und Wege unserer Anstaltserziehung. In allen deutschen katholischen Anstalten, namentlich den vielen von Klosterfrauen geleiteten Instituten verdient das Beispiel der von Thalhofer geleiteten Anstalt Nachahmung. Er sammelt am Anfange eines jeden Monats die mit der Erziehung speziell beschäftigten Klosterfrauen mit der Oberin um sich zu einer Abendkonferenz. Hierbei wird ein Rückblick auf die Ausführung und Ergebnisse der letzten Monatsarbeit geworfen, für die nächsten Wochen werden die Erziehungsziele aufgestellt und einzelne Fragen eingehender besprochen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hierdurch die Pflege mancher Kindertugenden, wie Wahrhaftigkeit, Gehorsam, Reinheit, Hilfsbereitschaft, die Belebung eines wirklichen Gebetsgeistes bei den täglichen Gebeten u. ä., wesentlich gefördert wird. Auch die — gerade der „Lernschule“ gegenüber — recht wichtige Willensbildung läßt sich in solchem Zusammenarbeiten bestens fördern. Bildet doch die Anstalt mannigfache Gelegenheiten zur Einstellung des Gemüts in jene Stimmungen, die das Wollen günstig beeinflussen. Sittliche Bildung der Kinder im Sinne der Försterschen Ideen („Lebenskunde“, „Jugendlehre“), befruchtet von der Religion als dem Umfassenderen, das den ganzen Menschen ergreift, läßt sich gerade in der Anstaltserziehung vielfach praktizieren. — Die Ausstattung des Buches entspricht dem feinen Geschmack, der alle Werke des bekannten „Jugendblätter-Verlags“ auszeichnet.

Schließlich darf ich eine Neuerscheinung aus meiner eigenen Feder erwähnen: „**Gedächtnis und Memorieren**“ (Heft 19 der „Pädagogischen Zeitfragen“, München, Höfling 8° 60 S. 80 Pf.). Die Arbeit kennzeichnet die moderne Bewertung von Gedächtnis und Memorieren, betrachtet sie psychologisch und nach ihrer Bedeutung, um schließlich aus diesen Erwägungen Winke für die Unterrichtspraxis abzuleiten.

Gebrochenes Eis.

Von

Maria Freiin von Perfall.

Allvater hatte seine Wintervorbereitungen beendet. Die Tiere hatten dichteres Haar zum Schutz gegen die Kälte; die Bäume hatten ihren Laubschmuck abgeworfen, so daß der Schnee jetzt die Wipfel nicht mehr zu sehr beschweren konnte. Ueber die lebensvollen Ströme und Flüsse aber, die nimmerrastenden, hatte er eine dicke Eisdecke gelegt, um diese, seine besonderen Lieblinge, über die schlimme Zeit hinwegzutäuschen, in der sie nicht mehr durch lachendes Land eilen konnten.

Nun lag tiefe Winterstille über dem schneebedeckten Lande. Alles war in schweren Schlaf versenkt. Nur unter den Eisschichten der Flüsse gurgelten und rauschten gedämpft die Wellen, wie die Menschenherzen oft schlagen und pochen unter der eisigen Ruhe der äußeren Erscheinung. —

Langsamen, schweren Schrittes kam der alte Müller dem Flusse entlang und blieb sinnend am Ufer stehen. Reizte ihn die unwandelbare Ruhe der glatten Eisfläche oder der Gedanke an das rauschende Leben, das er darunter verborgen wußte? Er konnte die Lust nicht bezähmen, die Decke zu sprengen. Lange mühte er sich vergebens; doch mit der Anstrengung wuchs auch sein Eifer und endlich löste sich krachend ein Stück Eis. Eilig drängte das Wasser aus der Oeffnung, hastig schoben die Wellen nach und stauten sich, das Gurgeln wurde lauter.

Eine Weile sah der Müller dem Wasser zu, das zu ihm hindrängte; dann ging er weg. Sein Spiel war aus. — Gebrochenes Eis, — gebrochene Herzen, das hat weiter keinen Reiz. —

Die kleinen Wellen beleckten die starre Eiskruste ringsherum. „Ist der Frühling gekommen?“ fragten die Zurückgedrängten. „Nein“, seufzten die ersten, „es ist Winter, so tiefer Winter, daß es niemehr Sommer werden kann!“ — Die armen, kleinen Wellen, sie hatten das bisher nie gekannt. —

Als der Abend niedersank, da ging Allvater durch das schweigende Winterland, und als er zu den schluchzenden, betrogenen Wellen kam, da machte er ihre Tränen erstarren und deckte sie doppelt fest mit dem weißen, schimmernden Eise. — — —

Der milde Frühlingswind wehte schmeichelnd über die Täler und hatte den starren Fluß fast ganz bezwungen. Nur wunderte er sich, daß an der einen Stelle sein verführerisches Werben so lange auf Widerstand stieß. Doch schließlich glaubten die kleinen Wellen seinem ehrlichen Lockruf und stürzten den Schwestern nach. Nun war alles Leben, Wonne und Sonne! „Seid nur frisch und munter!“, riefen einige Uebermütige, „nun wollen wir uns an dem Müller rächen!“ Und jauchzend stürzten sie kopfüber fort und fielen über das bemooste Mühlrad her, das noch von seiner Winterfessel nicht befreit war. Fluchend kam der Müller gelaufen und jammerte über den angerichteten Schaden. „Das ist der Frühling!“ kicherten ihm die blitzenden Wasser zu, und in tollem Uebermute spritzten sie dem über sein Rad Gebeugten den weißen Gischt über den Kopf. „Alter Müller, das ist Frühlingstaufe!“ — Die kleinen Wellen hatten sich ängstlich in die Mitte geschmiegt.

Nun eilten sie alle weiter, überall den Frühling verkündend. Doch fast alles wußte die frohe Botschaft schon. Kleine Schneeglöckchen und goldene Schlüsselblumen hatten sich schon in Menge eingefunden. In einer stillen Bucht rasteten die kleinen Wellen und erzählten den tieferrötenden Gänseblümchen, wie schwer sie diesen Winter betrogen worden waren. Doch die wilden Wasser drängten nach und neckten: „Denkt euch nur, ihr Schwestergänse, den alten Müller im Tale haben unsere Kleinen für den Frühling gehalten!“ — Da lachten die Goldsterne und die Anemonen, daß sich ihre schlanken Blumenleiber wiegten und die kleinen Leberblumen, die immer so ganz in den Frühling verliebt waren, richteten ihre schwärmerischen, blauen Augen nach oben: „Wie man nur „ihn“ verwechseln kann!“ Verwirrt schieden die kleinen Wellen von der Bucht, während die Gänseblümchen ihnen mit Tränen in den großen Augen nachsahen. —

Ueberall erzählten die Großen von dem Wintererlebnis der Kleinen, und alles lachte; denn alles war in der seligsten Frühlingsstimmung. — Ueberstandenes fremdes Leid wird selten ganz verstanden. — Nur die alten Weiden schüttelten ihre Häupter über die Geschichte. „Daß der Uebermut und die Unbesonnenheit des einen immer wieder dem anderen Leid bringen muß“, seufzten sie und sahen wehmütig auf einige von wilden Buben gestümmelten Gefährten. — Der Fluß ging brausend weiter, und wo er an einer Mühle vorbeikam, da riß er eine Planke weg: damit die Sippschaft Frühling und Wasser kennen lerne! — Dann ging es sorglos weiter. —

Die Bauern im Tale, der alte Müller an der Spitze, berieten sich über die Errichtung eines Wehrs, um den großen Schaden des Wassers im Frühling ein andermal zu verhindern. Nach einigen, nur im Kostenanschlag sich widersprechenden Auseinandersetzungen wurde der Vorschlag angenommen.

Wenn ich in klaren Sommernächten das Wehr so mächtig rauschen höre, dann bewundere ich doch die stolze Natur, die auch in Fesseln noch mächtig und edel ist. — Und leise klingt mir's im Ohre nach — die schluchzenden Wellen, die um ihren Frühlingstraum betrogen wurden.

Vom Büchertisch.

Biblische Zeitfragen, gemeinverständlich erläutert. Ein Broschürenzyklus, herausgeg. von Prof. Dr. J. Nikel-Breslau und Prof. Dr. Rohr-Straßburg. Erste Folge Heft 1—4. Preis 60 Pf. bzw. 50 Pf. pro Heft. Subskriptionspreis für die erste Folge (12 Hefte) 5.40 M (pro Heft 45 Pf).

Ueber die ungeheure Bedeutung der biblischen Frage in dem großen Kampfe unserer Tage für oder wider Christus ist sich jeder Einsichtige klar, da die Autorität der biblischen Bücher im ganzen in Frage gestellt wird und damit die historische Grundlage der christlichen Weltanschauung. So ist es erklärlich, daß das Bedürfnis der Aufklärung über diese die theologischen Fachgelehrten im ausgedehntesten Maße beschäftigenden Fragen in immer weitere Kreise dringt und sich nicht mehr auf die Theologen allein beschränkt. Die bibl. Zeitfragen wollen diesem Bedürfnis nach Aufklärung dienen und die biblischen Einzelfragen, die heute im Vordergrund des Interesses stehen, dem Verständnis weiterer gebildeter Kreise näher bringen. H.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Hoftheater bot als Festvorstellung anläßlich des Geburtstages des Prinzregenten unter Franz Fischers Leitung eine vortreffliche Aufführung von „Tristan und Isolde“ mit Knote und Frau Burk-Berger in den Titelrollen. — Aus Kreisen der Studentenschaft wurde an den Generalintendanten eine Adresse gerichtet, in welcher dieser gebeten wird, Ernst von Possart zu einem Ehrengastspiele einzuladen. Es ist, soviel ich höre, Aussicht vorhanden, daß wir den genialen Darsteller noch einmal auf den Brettern begrüßen dürfen.

Aus den Konzertsälen. Im Kaimsaale wurde nunmehr die Reihe der Abonnementskonzerte wieder aufgenommen, und wenn man die schwierige Lage des neugebildeten Orchesters berücksichtigt, wäre es unrecht mit der Anerkennung des Geleisteten zurückzuhalten. Die angekündigte Haydnsche Symphonie wurde noch in letzter Stunde vom Programm gesetzt und mit der Mozartschen vertauscht, die wir schon im Volkssymphoniekonzert gehört hatten. Kapellmeister Schnéevoigt, welcher laut Anschlag die Proben geleitet hatte, war „verhindert“ und Herr Cor de Las sprang für ihn ein. Er löste seine Aufgabe mit der Sorgfalt und Umsicht, die wir an ihm stets schätzen. Der Dirigent wurde mehrmals gerufen. Händels Konzert D-Moll für Streichkonzert kam sehr wirkungsvoll zum Vortrag. Als Solisten begrüßte man neben Adolf Hempel, der G. A. Ritters E-Moll-Sonate für Orgel in bekannter Meisterschaft spielte, einen sehr beachtenswerten Sänger. Felix Senius, den Wolfgang Ruoff vortrefflich begleitete, ist ein Tenorist mit sehr schönen Mitteln und trefflicher Schulung. Gleich mit Beethovens Adelaide gewann seine kultivierte Vortragsweise den stärksten Beifall des Publikums, der sich bei den Schubert- und Brahmsliedern noch steigerte und den Künstler zu einer Zugabe veranlaßte. — Das dieswöchentliche Volkssymphoniekonzert brachte Beethovens Ouvertüre zum Ballett: „Die Geschöpfe des Prometheus“ und Mozarts Jupiter-Symphonie; sowie unter Mitwirkung des vortrefflichen Pianisten Schmid-Lindner Beethovens Es-Dur-Konzert op. 73. Der Solist, der wiederum ganz Ausgezeichnetes leistete, wurde vom Publikum stürmisch gerufen und mit einem Lorbeerkranz ausgezeichnet; aber auch das Orchester bot Gutes. Wir haben schon neulich hervorgehoben, daß die Geiger sehr Tüchtiges leisten. Die Bläser hielten sich im ganzen recht wacker. Es sind fast alle sehr junge Künstler, an die man heute noch nicht die strengsten Maßstäbe anlegen darf. — Der letzte Kammermusikabend der „Böhmen“ bot unter Mitwirkung von Vollnhals (München)

Brahms' G-Dur-Quintett op. 111 und Mozarts Quintett in G-Moll, sowie Schumanns Streichquartett op. 41. Das prächtige Zusammenspiel, die Klangschönheit und die musikalische und stilistische Reife zeitigten wieder Eindrücke stärkster Art und ungetrübtesten Genuß. — Kapellmeister Schneevoigt ist nunmehr von seiner Stellung im Kaimschen Kunstinstitute definitiv zurückgetreten.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Schauspieler und die Hofkapelle des abgebrannten Meininger Hoftheaters werden Gastspielreisen unternehmen. Der Neubau des Bühnenhauses soll beschleunigt werden. — Henri Marteau, der Nachfolger Joachims an der Hochschule für Musik in Berlin, gründet mit dem Cellisten Hugo Becker ein neues Quartett. — Die Ausführung eines Schillerdenkmals für Nürnberg wurde Adolf von Hildebrand übertragen. — Wagners „Rheingold" ging in der Lemberger Oper zum ersten Male in polnischer Sprache in Szene. Die Aufführung hinterließ starke Eindrücke. — Sehr günstige Kritiken berichten über die Coblenzer Uraufführung der „Heiligen Katharina", Drama von Alice Liebling, Musik von Georg Liebling, dem bekannten Pianisten. — Ein in London zusammengetretenes Komitee will 200,000 £ sammeln, von denen die eine Hälfte für ein Shakespearedenkmal in London, die andere zu einer im internationalen Interesse gelegenen Förderung der Shakspeare-Bestrebungen verwendet werden soll. Die Konkurrenz wird auf Künstler der englisch sprechenden Nationen beschränkt; man erwartet aber die finanzielle Beteiligung auch des übrigen Auslandes. — Die bulgarische Literaturgesellschaft zu Sofia soll im nächsten Jahre aus Anlaß ihres vierzigjährigen Bestehens in eine Akademie der Wissenschaften umgewandelt werden. — Professor Bernhard Scholz wird nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit von der Leitung des Dr. Hochschen Konservatoriums in Frankfurt a. M. zurücktreten. Sein Nachfolger ist Professor Iwan Knorr, welcher schon längere Jahre zu den Lehrern dieses Institutes gehört. — Im Stuttgarter Hoftheater wurde Aubers „Schwarzer Domino" neueinstudiert. Kapellmeister Dr. Obrist hat die Oper mit Rezitativen versehen. Die Textdichtung wurde von störenden Zutaten späterer Zeit befreit und etwas aufgefrischt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

„In unserem elektrischen Zeitalter verlaufen wirtschaftliche Krisen rascher als früher." Dieser Passus, den die Deutsche Bank in ihrem Geschäftsbericht über die Konjunkturbetrachtung publiziert, erscheint auf alle Gebiete zutreffend. Bei Kalkulation des Werdegangs in der von harten Schicksalsschlägen verfolgten wirtschaftlichen Position aller Länder scheint sich eine sukzessive, wenn auch ganz langsame und ruhebedürftige Sammlung vorzubereiten. So knapp die Auslassungen in den bisher erschienenen Geschäftsberichten unserer deutschen Grossbanken hinsichtlich der Beurteilung der momentanen finanzwirtschaftlichen Situation sind, so geht doch aus allen diesen Skizzierungen hervor, dass wirtschaftliche Krisen rascher als früher verlaufen und vergessen werden. Dieses Moment trifft jedenfalls in erster Linie bei den impulsiven und überaus raschlebigen amerikanischen Verhältnissen zu. Es erscheint für europäische Begriffe fast widersinnig, dass in der kurzen Zeit von wenigen Monaten derartige finanzielle Tragödien und Affären der schlimmsten Art mit dem heutigen Tage als nicht vorhanden betrachtet, und die vehementen Kursreduktionen und sozialpolitischen Auswüchse vollkommen vergessen sein sollten. Man kennt ja zur Genüge, was auch an dieser Stelle in der „Allgemeinen Rundschau" wiederholt hervorgehoben wurde, dass Amerika, „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" reich ist, nicht nur an grossen Kulturschätzen und mannigfaltiger Arbeitsbetätigung, sondern, was niemals ausser acht zu lassen ist, an Ueberraschungen jeder Art, sogar solcher der unangenehmsten Art. Die Entwicklung eines Landes nimmt allerdings auch in schlimmen Zeiten ihren Fortgang. Wenn bekannt ist, dass die Importziffern Amerikas verminderte sind, so müssen die vorhandenen Waren doch verbraucht und ersetzt werden. Auch der Konsum kann bei der grossen und verschiedenartigen Bevölkerung Amerikas nur für eine gewisse Zeit aus monetären Gründen zurückgehalten werden. Die Export- und Importziffern Amerikas belehren uns wiederholt, dass das Land die Politik der Restriktion und Kräftigung verfolgt. Wie auf den Warenmärkten ersichtlich ist, wird der amerikanische Geldmarkt auch die Schäden, die er durch seine forcierte Inanspruchnahme im Vorjahre an Verwirrungen und haltlosen Zuständen in Europa geschaffen hatte, in nicht zu ferner Zeit wettmachen. Der Verlauf der Neuyorker Börsen bewies evident, dass die Zustände an diesem Weltmarkte sowohl hinsichtlich der Interessennahme als was das Vertrauen betrifft, eine Wendung zum Besseren genommen haben. Die Woche schliesst in fast ununterbrochener Reihenfolge von gebesserten Kurstendenzen in Neuyork und London. Zurückzuführen ist dieser Tendenzumschwung vor allem auf die gefährdete Taktik der Staatsbehörden hinsichtlich der amerikanischen Bahnen, wobei nach wie vor die Fäden der Präsidentenwahl gewichtig zu berücksichtigen sind. Die Wiederaufnahme der Zahlungen von seinerzeit insolvent gewordenen grossen Depositenbanken zeigen gleichfalls einen Stimmungswechsel der amerikanischen Verhältnisse. Günstige Saatenstandberichte aus Amerika veranlassten die europäischen Börsen, diesen gebesserten Auslassungen willig Folge zu leisten. Es zeigt sich dabei, dass die europäischen Effektenmärkte immer noch das andauernde Abhängigkeitsgefühl in sich haben. Der nach dieser Hinsicht bewirkte starke Reflex des Tendenzumschwunges kann daher bei geänderten Situationsberichten aus Amerika sehr leicht in die frühere Lethargie und Unlust zurückfallen.

Neben der Entwicklung der amerikanischen Situation bleibt das Hauptaugenmerk aller Faktoren in gleich grossem Masse auf die Gestaltung und den Ausbau der Geldmarktverhältnisse nicht nur Deutschlands, sondern auch aller in Betracht kommenden Länder gerichtet. Die Wahrnehmung, dass es den ausländischen Noteninstituten mühelos gelingt, die Reserven zu stärken und die ankommenden Goldvorräte zu sammeln, und anderseits das nur langsame Verschwinden der latenten und immer noch angespannten Position der Deutschen Reichsbank, geben der so vorsichtigen und reservierten Diskontpolitik unseres heimischen Zentralnoteninstitutes vollkommen Recht. Von diesem Standpunkt aus ist daher die erfolgte Diskontermässigung der Reichsbank als ein äusserstes Entgegenkommen zu betrachten, welches dem Handel und der Industrie entgegengebracht werden konnte. Es wird selbstverständlich nicht ausbleiben, dass die Reichsbank à la longue von dem derzeitigen Goldstrom nach London, wenn auch nur indirekt profitieren wird. Es ist Aussicht genügend vorhanden, dass besonders ausländisches Geld bei den derzeitigen hohen Raten Deutschlands weiterhin Unterkommen sucht und selbstverständlich auch findet. — Dabei herrscht in allen Teilen Deutschlands eine rege Emissionstätigkeit aller beteiligten Kreise. Das Resultat dieser fast täglich auftretenden Subskriptionseinladungen wird de facto wohl eine Verringerung der derzeitig bei den Banken angesammelten beträchtlichen Depositengelder sein, die durch die verschiedensten Anleihen Unterkunft finden werden. Eine neue Anleihe des Deutschen Reiches in wohl beträchtlicher Höhe und Emissionen verschiedener Bundesstaaten und Kommunen werden bei nächster Gelegenheit gleichfalls an den Geldmarkt appellieren. Die Besserung des deutschen Geldmarktes ist daher mit nicht zu grossem Optimismus aufzufassen, wobei noch die vermehrten Bedürfnisse zum bevorstehenden Quartalwechsel zu berücksichtigen sind.

M. Weber.

Bayerische Banken. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank gibt wie im Vorjahre eine instruktive Broschüre über ihre Einrichtungen und über verschiedene, für alle Kapitalistenkreise interessante Details zur Ausgabe. In diesem gefällig ausgestatteten Heft befinden sich nicht nur übersichtlich die einzelnen Sparten der kaufmännischen und Hypothekenabteilung, sondern auch akute Aufstellungen über Rentabilitätsberechnung von Effekten. Das Buch steht Interessenten auf Wunsch kostenlos zur Verfügung.

Bayerische Handelsbank. Der Geschäftsbericht gibt ein zufriedenstellendes Bild über die Entwicklung der Bank, wenn auch ersichtlich war, dass die Bank durch Abschreibungen und Verluste bei einer nahestehenden Brauerei grosse Gewinnbeträge investieren musste. Hinsichtlich der vermehrten Unkosten bei allen bayerischen Banken sei auf die vorjährige Besprechung an dieser Stelle hingewiesen, dass durch die Errichtung von Filialen den Banken erhöhte Betriebskosten entstehen.

Die Münchener Industriebank genehmigte in der Generalversammlung die Regularien und die Auszahlung einer Dividende von 6% gegen 5% im Vorjahre.

Pfälzische Bank, Ludwigshafen a. Rh. Der Aufsichtsrat beschloss in der Sitzung vom 10. März, pro 1907 eine Dividende von 5 Prozent in Vorschlag zu bringen. Die Generalversammlung findet am 6. April statt.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt (Kärnten) bei, auf den wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen.

Deutsche Hypothekenbank in Meiningen.

Bilanz vom 31. Dezember 1907.

Aktiva.

	M.	₰
An Kassa=Conto	1 005 276	65
„ Contocorrent=Conto	2 033 500	42
„ Lombard=Conto	1 736 195	33
„ Effekten=Conto	6 960 397	12
„ Wechsel=Conto	1 278 501	34
„ Diverse Debitoren	106 525	76
„ Conto für hypothekarische Darlehen Zur Deckung d. Pfandbriefe bestimmte Hypotheken . . Mk. 480 982 757.37 Sonst. Hypotheken „ 3 488 323 57	484 471 080	94
Conto für hypothekarische Lombard=Darlehen	1 295 300	—
„ Conto für Hypotheken=Zinsen und =Annuitäten	6 608 721	16
„ Bankgebäude=Conto	1 623 000	—
	507 118 498	72

Passiva.

	M.	₰
Per Aktien=Kapital=Conto	25 500 000	--
„ Reserve=Conti	5 452 689	59
„ Conto für vorgetragene Zinsentschädigungen	317 367	73
„ Conto für vorgetragenes Pfandbrief=Agio	1 309 896	54
„ Prämienfonds=Conto	2 455 393	52
„ Contocorrent=Conto	388 984	18
„ Diverse Kreditoren	434 956	44
„ Conti für Pfandbriefe 4% Prämien=Pfandbriefe Mk. 17 752 500.— 4% Pfandbriefe . . . „ 308 235 000.— 3½% Pfandbriefe . . . „ 138 023 850.— Noch nicht erhobene ausgelooste Pfandbriefe . . „ 168 400.—	464 179 750	–
„ Pfandbrief=Zinsen=Conto	4 502 966	62
„ Dividenden=Conto (unerhobene Dividende)	3 546	90
„ Gewinn= und Verlust=Conto	2 572 947	20
	507 118 498	72

Meiningen, den 7. Februar 1908.

Deutsche Hypothekenbank.

Dr. Braun. Kircher. Paulsen.

Die für das Jahr **1907** auf **7%** festgesetzte Dividende gelangt mit **Mk. 21 für die Aktie zu Mk. 300** und mit **Mk. 84 für die Aktie zu Mk. 1200** gegen Rückgabe der mit dem **Firmenstempel** oder dem **Namen** des Einreichenden zu versehenden Dividendenscheine von heute ab zur Auszahlung.

Meiningen, den 12. März 1908.

Die Direktion.

Herzliche Bitte!
Ein mittelloser Theologie-Kandidat bittet edeldenkende Wohltäter um gütige Unterstützung, um die Studien vollenden zu können. Herzliches „Vergelt's Gott". Anfragen u. Auskunft unter H. P. 5005 an die Redaktion dieser Zeitung.

Bestellzettel

für das II. Quartal 1908 der

„Allgemeinen Rundschau"

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber und Verleger:
Dr. Armin Kausen in München.

Ausschneiden! Ausschneiden! Ausschneiden!




Bestellzettel.

Für das II. Quartal 1908 bestellt:

(Name): ....

Exemplar	Titel	Bezugszeit	Betrag	Zustellgeb.
	Allgemeine Rundschau Wochenschrift für Politik und Kultur in München. (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15.) — (Reichspostverz. an alphab. Stelle.) — Oesterr.-ung. Zeitungspreisverzeichn. Nr. 101a.)	für das II. Quartal 1908	M. 2.40	M. 0.12

Quittung. Obige .... M. .... ₰ wurden heute richtig bezahlt.

.... 1908.

Postannahmestelle: ....

Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 13

28. März
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Dem hochw. Klerus

empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München

Karlstrasse 52/II

Unser neuer Katalog, 32 Seiten stark, illustriert, über

Volks- und Jugend-

Literatur, steht gratis und franko zu Diensten.

Verlag A. Laumann, Dülmen.

DRESDNER BANK.

Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Filiale der Dresdner Bank in München

Telephon Nr. 4498, 4499, 4500. **Promenadeplatz 6.** Telegramm-Adresse: Dresdbank

Scheck-Verkehr Führung provisionsfreier Scheck-Rechnungen; Zinsvergütung zur Zeit 3½ %.

Entgegennahme von Bareinlagen

Verzinsung erfolgt zur Zeit bei:	Kündigung	
täglicher	Kündigung	mit 3½%
1 monatlicher	„	„ 3¾%
3 „	„	„ 4%
6 „	„	„ 4¼%
12 „	„	„ 4½%

Verwaltung offener Depots unter gesetzlicher Haftung und unter Uebernahme aller bankmässigen Obliegenheiten gegen eine jährliche Gebühr von 30 Pfg. für je Mk. 1000.— Wert, mindestens Mk. 3.—.

Aufbewahrung geschlossener Depots

Vermietung von Stahlfächern (Safes) in dem nach den neuesten Erfahrungen der Technik hergestellten feuer- und einbruchsicheren Tresor.

An- und Verkauf von Wertpapieren und Vermittlung von Börsenaufträgen an allen Börsenplätzen.

Konto-Korrent-Verkehr Eröffnung laufender Rechnungen, eventuell mit Kreditgewährung.

Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen und verlosten Wertpapieren.

An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf das In- und Ausland.

Ausstellung von Kreditbriefen auf alle namhaften Plätze der Welt.

Nähere Aufschlüsse werden auf Verlangen gerne erteilt. Auch sind die Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank an deren Schaltern erhältlich — oder werden auf Wunsch zugesandt. —

Süddeutsche Bodencreditbank.

Die heutige Generalversammlung hat die Dividende pro 1907 auf

8% = M. 48.— pro Aktie

festgesetzt.

Die Auszahlung erfolgt **vom 23. März ab** gegen Auslieferung des Gewinnanteilscheines No. 37 bei den nachstehend verzeichneten Stellen:

bei unserer Kasse, dahier,
„ den Herren Merck, Finck & Co. in München,
„ der Königlichen Hauptbank in Nürnberg, sowie
„ den Königlichen Filialbanken in Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen, München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing u. Würzburg und
„ den Herren Friedr. Schmid & Co. in Augsburg.

Bei den oben bezeichneten Stellen werden auch unsere **Pfandbrief-Zinsscheine** und **verlosten Pfandbriefe** eingelöst.

München, den 21. März 1908.

Die Direktion.

Rheinische Hypothekenbank Mannheim.

Eingezahltes Aktienkapital		M. 20,100,000.—
Gesamtreserven		„ 15,060,948.02
darunter:		
Gesetzlicher Reservefond	M. 7,000,000.—	
Pfandbriefsicherungsfond	„ 3,000,000.—	
Hypothekenbestand	ult. 1907	M. 453,039,066.70
Kommunal-Darlehen	„ „	„ 8,746,128.80
Pfandbriefumlauf	„ „	„ 436,608,400.—
Kommunal-Obligationenumlauf	„ „	„ 7,200,200.—

Der Geschäftsbericht für das Jahr 1907, sowie Zirkulare betreffend mündelsichere Kapitalanlage können von der Bank direkt oder von sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen gratis und franko bezogen werden. Unsere Aktien, Pfandbriefe und Kommunalobligationen nehmen wir kostenlos in Verwahrung.

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr

Niederlage u. Probierstube : Berlin : Alexanderstrasse 43.



Gegründet 1868.

Ahr-Rotwein Nur eigenes Wachstum.

Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.

Der Vorstand.

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Vom 27. Band sind bisher erschienen:

Heft 1: **Eine Wunderheilung der Neuzeit.** Eine Herausforderung an die moderne Wissenschaft. Von einem Freunde der Wahrheit. — Heft 2: **Clemens August Freiherr Droste zu Vischering.** Ein Lebensbild von H. Kipper. — Heft 3 und 4 (Doppelheft): **Moritz von Schwind.** Studie von A. Nideck. — Heft 5: **Die neue Weltperiode.** Zeitgeschichtliche Betrachtungen von Dr. Richard v. Kralik. — Heft 6: **F. W. Grimme.** Ein Gedenkblatt zu des Dichters 80. Geburtstage von F. Wippermann. Preis des Heftes 50 Pfg., Preis des Bandes (12 Hefte) mit Porto 4.60 Mk. bei allen Buchhandlungen, sowie auch direkt vom Verlag **Breer & Thiemann, Hamm i. W.**

Wein-Restaurant Schleich

1. Ranges

Weingrosshandlung

MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Ausstellung München 1908.

Tulbeckstrasse (10 Minuten vom Ausstellungsplatz) ist für die Dauer der Ausstellung **billiges Unterkommen** für **auswärtige,** am Platz beschäftigte **Kellnerinnen** geboten.

Anmeldung Arbeitsamt
Zweibrückenstrasse 10.

Ein **kathol. Lehrer** sucht ein

Darlehen von 1000 Mark.

Rückzahlung nach Vereinbarung. Offerten unter **N. O. 100** an die Exped. der „Allgem. Rundschau" München, Tattenbachstr. 1 a.

Real- u. Handelsschule

von Dr. Kramer, Harburg (Elbe).

Kaufmännische Ausbildung :: und Vorbereitung zum ::

Einjährigen-Examen

in Halbjahrs- und Jahreskursen. -- Ausländerkurse. Gutes Schulpensionat.. — Näheres durch Prospekt.

NEU! — NEU!

Auto-Hektograph

Neueste Erfindung, 50—70 Abzüge produzierend. Unentbehrlich für Wirte und Geschäftsleute. Preis 5 Mk. Anweisung gratis. Nehme gerne retour, falls nicht gefällt.

Versandgeschäft „Germania"
Witten a. d. R. I.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 13. München, 28. März 1908. V. Jahrgang.

Der Papst und der „Wahrheitssinn“ im Modernismus.

Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis“.

Von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Zu dem Schwächsten, was gegen das päpstliche Rundschreiben über den Modernismus geäußert worden ist, gehört die Schlußbetrachtung, die Adolf Harnack dem Aktenstück in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ widmet (Nr. 9 vom 29. Februar); und unter den vielen, vielen Sätzen nebst Sätzchen, die Adolf Harnack schon geschrieben hat, sind die allerschwächsten wohl jene, die das Schlußwort des Gelehrten in der Modernistensache bilden.

Wie weiß Harnack seine Endgedanken über die Angelegenheit zusammenzufassen, die zufolge der Aufmerksamkeit, die sie erregt hat und wach hält, zu den allerbedeutsamsten Ereignissen der Gegenwart zählt? Unterziehen wir die Ausführungen des Berliner Historikers einer kritischen Besichtigung!

Was Harnack über die Fakultäten der katholischen Theologie, über deren erwünschte Belassung an den Universitäten oder über deren etwaige Beseitigung vorträgt, letzteres im Hinblick auf Wirkungen wie „Gesinnungslosigkeit, Lüge und Heuchelei“, welche die von der Enzyklika angeordneten Maßnahmen in der Zukunft vielleicht haben könnten — die flüchtig hingeworfenen Bemerkungen halten wir für bedeutungslos. Prinzipielle Auseinandersetzungen über das Daseinsrecht unserer Fakultäten im Verbande der Universität oder über eine mögliche Pflicht höherer Mächte, die katholische Theologie von der Universität zu verweisen, treffen wir nicht an. In opportunistischen Redensarten betont Harnack: „Es gehören die katholisch-theologischen Fakultäten unter der Voraussetzung, daß ihre Professoren es ehrlich meinen, an die Universitäten, auch wenn sie über Kirche und Papst so denken, wie das Vatikanum verlangt.“ Zwar, wird angefügt, sind es „Vorurteile“, die dem katholischen Theologen aus seinem Bewußtsein entspringen, einem Organismus — der Kirche — anzugehören, „der der Organismus des Guten und Sittlichen sein will, der es auch für Ungezählte noch immer ist, der die Menschheit umspannt und beinahe so alt ist wie unsere Zeitrechnung“. Zwar sind es Vorurteile; allein die katholischen Vorurteile verdienen doch immerhin „wahrlich so viel Schonung und Geduld wie Velleitäten, Idiosynkrasien und blinde Dogmen“, die sonst im Kampfe der Geister ertragen werden müssen.

Hätte Harnack sich prinzipiell zur Sache aussprechen wollen, dann hätte er zeigen müssen, nicht obenhin nur behaupten dürfen, inwiefern die Ueberzeugungen der katholischen Theologen „Vorurteile“ sind, vielleicht erträglicher als andere Vorurteile. Wohl stoßen wir auf den Satz: „Es gibt kein Regnum externum des Guten und es hat nie ein solches gegeben“, d. h. es gibt keine äußere Autorität (sichtbare Kirche — auch keine Bibel?), die über Wahr und Gut zu befinden hat. Dieser Satz mag Harnacks Meinung ausdrücken; aber die Annahme, durch den Vortrag der Meinung sei eine allgültige Wahrheit ausgesprochen oder sei der Beweis einer derartigen Wahrheit erbracht, ist doch nichts weiter als ein „Harnacksches Vorurteil“, das auch jene ertragen müssen, die von seiner Falschheit überzeugt sind. Harnacks Meinung ist nur die individuelle Einkleidung eines allgemeineren Vorurteils, welches bekanntlich sagt: Die „Vernunftautonomie des Menschenatoms“ ist oberste Quelle, Norm und Instanz der religiös-sittlichen Wahrheit. Ein Dafürhalten indessen, der religiöse Subjektivismus, eine Auswirkung des Protestantismus, sei das Alleinrichtige und Alleinberechtigte, im Gegensatze zu der katholischen Anschauung, die mit der Ueberzeugung von der gebietenden Autorität einer objektiven, äußeren und innerlich wirksamen, der göttlichen Wahrheit steht und fällt — solch ein Dafürhalten des rationalistischen Liberalismus ist ein erweisbar verkehrtes Glaubensdogma, kein Erkenntnisprinzip.

Es wird ein Zusatz gemacht und gesagt: Niemand habe die „Krisis“, welche durch die Enzyklika veranlaßt worden, dazu benutzt, den Ruf nach Entfernung unserer Fakultäten von den deutschen Hochschulen zu erheben; in Preußen verlange niemand von den maßgebenden Beteiligten nach einem neuen Kulturkampfe, weder der Staat noch die Bischöfe noch die Professoren; in Bayern sei, wenn man auch den Ausgang der Dinge noch nicht kenne, dieselbe Zurückhaltung, schon im Hinblick auf die Gefährdung benachbarter Länder, das Wünschenswerte. Dieser Zusatz hat mit Wissenschaft nichts zu tun; er ist der Ausdruck opportunistischer Zuversicht, opportunistischen Verlangens nach Ruhe. Mißbilligt soll das durchaus nicht sein. Wir sehen in der angedeuteten Haltung die Empfehlung „praktischer, ziviler Toleranz“. Aber, wie gesagt, Wissenschaft, prinzipielle Stellungnahme ist das nicht.[1])

* * *

[1]) In derselben Nummer der „Internationalen Wochenschrift“, die Harnacks „Schlußwort“ zu der Enzyklika Pascendi dominici gregis bringt, gibt Friedrich Paulsen einen „Rückblick und Ausblick“ unter dem Titel „Rom und die deutsche Theologie“. Der Verfasser meint u. a.: „In zwei weiteren Punkten herrscht dieselbe Einstimmigkeit. Der erste: Wir wollen keinen Kulturkampf. Auch auf der protestantischen Seite ist danach nicht das mindeste Verlangen; das Recht des Katholizismus auf sein religiöses Eigenleben wird rückhaltlos anerkannt. Der zweite: Wir wollen die Erhaltung der katholisch-theologischen Fakultäten; die Voraussetzung hierfür ist allerdings die Anerkennung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung, natürlich innerhalb der Grenzen, die durch den Glauben der Kirche gezogen sind. Werden die Fakultäten zu bloßen seminaristischen Einpaukanstalten herabgedrückt, dann sind sie als Glieder einer deutschen Universität nicht möglich, dann hat auch der Staat an ihrer Unterhaltung kein Interesse mehr.“ In seinem ersten Artikel hatte Paulsen („Internationale Wochenschrift“ Nr. 36 vom 7. Dezember 1907) gegen die „durchaus nicht erfreuliche Aussicht“ auf einen Kulturkampf die mehr als nur opportunistische Wendung gebraucht: „Die Schwächung einer so bedeutsamen sittlichen Macht, wie es die katholische Kirche in Deutschland ist, kann niemand erwünscht sein; sie wäre ein Verlust für das ganze Volksleben; auch würde der Kampf die nationalen Empfindungen in weiten Kreisen der katholischen Bevölkerung wieder schwächen. Also wir wünschen und wollen den Frieden . . .“ Der Gedanke ist in dem „Rückblick und Ausblick“ zwar nicht wiederholt, aber auch nicht zurückgenommen. Dagegen wird mit dem ganz unphilosophischen Satze geendigt: „So wenig die große mathematisch-naturwissenschaftliche Flutwelle im 17. Jahrhundert durch die Bedräuung Roms aufgehalten wurde, so wenig wird sich die historisch-kritische Flutwelle durch ein Machtwort der Kurie eindämmen lassen.“ Unphilosophisch ist diese Weissagung insofern, als nicht die mathematisch-naturwissenschaftliche „Denkweise“ im 17. Jahrhundert, sondern die erweisbaren mathematisch-naturwissenschaftlichen

„Was den Inhalt der Enzyklika betrifft, die die Krisis hervorgerufen hat, so kann ich“, führt Harnack zum Thema aus, „die scharfe Kritik, der sie in der „Internationalen Wochenschrift“ unterzogen ist, fast durchweg unterschreiben und muß mich auch denen anschließen, die dazu noch ihre besondere Unvereinbarkeit mit unseren deutschen Verhältnissen beleuchtet haben. Ich glaube aber die ausgesprochenen Urteile in einer Richtung verschärfen, in einer anderen zugunsten der Enzyklika ergänzen zu müssen.“

Was der Berliner Gelehrte zugunsten der Enzyklika bemerkt, ist nicht viel und nur in etwa neu. Harnack meint, freilich ganz mit Unrecht, seit langer, langer Zeit sei jetzt einmal von höchster katholischer Stelle nicht die Machtfrage, sondern die Wahrheitsfrage in den Mittelpunkt der Dinge und der Interessen gerückt worden. Nicht um die Herrschaft des Papsttums, sondern um die des Glaubens, um die Weltanschauung handle es sich in der Enzyklika; der Papst wolle die Gewissen der Seinigen aufrütteln; um das Seelenheil der Gläubigen gehe es dem Papste wirklich und um die Vorbedingung dafür, um den rechten Glauben und um die rechte Theologie, so wie eben „er — der Papst — sie versteht“.

Das nun sei, wird hervorgehoben, „ein erfreuliches Moment“, wenn auch der Versuch, den Modernismus zu widerlegen, „kläglich“ ausgefallen sei. Immerhin hätte dieser Versuch „einige unvermeidliche Schatten und Fehler der modernen Wissenschaft nicht ungeschickt benutzt“; auch hätte der Papst auf die „Abgründe“, welche die moderne Wissenschaft umgeben, „nicht ohne Recht hingewiesen“.

Die herablassenden Bemerkungen, die sauer lächelnd anerkennen, daß der Papst in seinem Pflichtbereich dem Modernismus gegenüber „nicht ohne Aufbieten von Kenntnissen“ arbeite, machen den Eindruck gelehrtester Naivität, naivster Gelehrsamkeit. Wie würde das Zeugnis wohl aussehen, wenn ich von Adolf Harnacks Sachen rühmen wollte: „Sie sind recht zahlreich und nicht ohne Aufbietung eines erträglichen Stiles geschrieben, der freilich in Harnacks letztem Aufsatz mancher Verbesserungen bedürftig scheint“? Nun, dieses Zeugnis, auf den Gehalt oder Ungehalt der Harnackschen Bücher, Reden und Aufsätze bezogen, würde fast denselben Eindruck vollendetster Harmlosigkeit hervorbringen, den das Zeugnis erweckt, welches Harnack den päpstlichen „Kenntnissen“ ausstellt.

Indessen — und das ist der Punkt, den wir herausstellen möchten —, so harmlos das Lob erscheinen will, das Adolf Harnack dem Papst und dem päpstlichen Rundschreiben wider den Modernismus spendet, so schlimm, um nicht das schärfste Wort zu gebrauchen, ist der Tadel, der von Berlin aus nach Rom gerichtet wird. Das Lob ist sicherlich nicht begehrt worden, und der Tadel wird schwerlich gefürchtet werden; beides kann wohl nur Verstimmung, und zwar in den verschiedensten Lagern, nirgends aber eigentliche Aufklärung wirken.

Adolf Harnack sieht in der jüngsten Enzyklika des Papstes alle mögliche „Rückständigkeit in bezug auf das Wesen des Wahrheitssinnes und der Wissenschaft“.

„Die Enzyklika wirft nicht nur der ganzen modernen Wissenschaft den Fehdehandschuh hin, sondern sie ist sittlich minderwertig, weil sie tödliche Streiche gegen den Wahrheitssinn zu führen sucht, wie er sich immer sicherer entwickelt hat. Er aber, und nicht diese oder jene wissenschaftliche Erkenntnis oder auch ihr ganzer Komplex, ist unser höchstes Gut. Die Enzyklika steht nicht nur auf der Weltanschauung des 13. Jahrhunderts — das wäre etwas verhältnismäßig Geringes —, sondern sie ist vielmehr der Ausfluß eines Geistes, der sich gegen das intellektuelle und sittliche Gewissen, welches wir erworben haben, verhärtet hat. Dadurch steht sie tief unter Thomas, von Augustin nicht zu reden. Diesen minderwertigen, feindlichen Geist mit allen loyalen Mitteln zu bekämpfen, ist nicht nur unser Recht, sondern auch unsere heilige Pflicht, und niemand soll unsere Geduld so verstehen, als wollten wir uns auch in bezug auf diesen Kampf gedulden.“

Sind das nicht schwere Anklagen? Sind das nicht Vorwürfe ehrenrührigster Art? (Schluß folgt.)

Wahrheiten (zwar nicht über Rom, doch über die „Bedräuung“ durch römische Theologen) gesiegt haben. Desgleichen würde nicht von der „historisch-kritischen Methode“, sondern von erwiesenen geschichtlichen Wahrheiten ein künftiger Sieg zu erhoffen sein. Freilich besteht hier die von Paulsen gänzlich übersehene Schwierigkeit, daß die beweisende und sieghafte Kraft der mathematischen Wahrheit eine wesentlich andere ist als die Macht der geschichtlichen Wahrheit (von den entsprechenden „Methoden“ gar nicht zu reden).

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das polnische Ragout beim intimen Diner.

Das Blockschifflein ist wieder einmal mit Ach und Krach über eine von den vielen Sandbänken hinweggekommen. Halb zog er sie, halb sank sie hin, nämlich die Blocklinke in die Arme des hakatistischen Kanzlers. Herr v. Payer mit seinen sogenannten Demokraten spielt die Hauptrolle in diesem Umfallstück. Was man nach den kräftigen Brusttönen der linksliberalen Presse kaum noch für möglich hielt: die Zustimmung zu einer Beschränkung der polnischen Versammlungssprache, ist von dem geschickten Vogelsteller noch vor Ostern erreicht worden. Es hat freilich mehrfacher vertraulicher Konferenzen und auch eines intimen Diners bedurft. Seit Norderney ist das System der Tafelpolitik, das bisher dem hochpolitischen Gebiete eigen war, auf die inneren Geschäfte übertragen worden. Ein intimes Diner macht willige Diener. — Das Kompromiß zum Sprachenparagraphen ist — technisch betrachtet — ein monströses Gebilde, das nach unserer Erinnerung den Rekord der Künstelei hält. Die Prozentualrechnung und die zwanzigjährige Galgenfrist werden hiermit in das Rechtsleben eingeführt. Die Freiheit steht und fällt mit dem 60. Hundertstel der Sprachgenossen im landrätlichen Kreise; aber die 60 Prozent müssen von „alteingesessener“ Bevölkerung gebildet werden, damit nicht etwa Leute, die von der Freizügigkeit Gebrauch machen, ihr Naturrecht im Reisesack mitnehmen. Bisher pflegte man entweder mit der einfachen Mehrheit zu rechnen oder im Falle einer qualifizierten Mehrheit mit $^{2}/_{3}$ oder $^{3}/_{4}$, der Bruch $^{60}/_{100}$ oder $^{3}/_{5}$ ist eine Neuerung in der staatsrechtlichen Algebra. Wie man gerade auf diese Ziffer gekommen ist, weiß nur das Konvivium, dem die Rechte der Bürger als Ragout fein serviert wurde. Warum das bruchstückweise Recht auf Gebrauch der Muttersprache gerade 20 Jahre und keine Minute länger dauern soll, ist auch nur den Teilnehmern an dieser Ausknobelung bewußt. Der Germanisierungsprozeß, dessen Stagnation nach mehr als hundertjährigen Versuchen soeben noch kläglich festgestellt wurde, soll nach Ansicht des Blockfreisinns in den nächsten zwei Jahrzehnten zum gedeihlichen Abschluß gebracht werden, so daß es dann einer nichtdeutschen Versammlungssprache nirgends mehr bedarf.

Alle Bemäntelungen helfen nicht: die Preisgabe des Prinzips, der Durchbruch der Rechtsgleichheit und die Vergewaltigung der naturgemäßen Sprachenfreiheit sind mit Händen zu greifen. Die vorübergehende Schonung in einem willkürlich abgegrenzten Teile des betroffenen Gebiets ändert nichts an der grundsätzlichen Verwerflichkeit des Beschlusses, der für eine nahe Zukunft das Sprachenverbot voll und ganz in Kraft treten läßt. Die sog. Wahlversammlungen sind freilich noch ausgenommen; aber wenn man als solche nur die Beratungen der Reichstags- und Landtagswähler in der kurzen Frist zwischen der Bekanntmachung des Wahltermins und dem Wahlakt gelten läßt, auf die dann eine fünfjährige Karenzzeit einsetzt, so ist das ein Tropfen auf den heißen Stein. — Halbheit ist ein zu schöner Name für diese verschmitzte Bruchrechnung. Vom realpolitischen Gesichtspunkt erscheint die Sache als ein grober Mißgriff. Man zieht das Odium der Verfolgung der Muttersprache zum Vorteil der radikalen Agitatoren auf sich und erreicht gar nichts. Die Enteignungsmaßregel sieht doch noch nach einer Keule aus, wenn auch der Schlag daneben gehen wird; das Sprachenverbot, mag es ein ganzes oder ein prozentuales sein, ist nur eine Nadel, mit der man den Feind reizen, aber nicht erlegen kann. Die Polen werden das Vereinsleben, die Agitation von Mund zu Mund und die Presse um so eifriger und erfolgreicher ausnutzen. Oder will man vielleicht noch ein neues Diner riskieren, um die Blockdemokraten für eine Novelle zum Preßgesetz zu gewinnen, wonach nichtdeutsche Zeitungen nur in Kreisen mit 60 Prozent altsässigen Polen, und zwar nur bis 1928 erscheinen und gelesen werden dürfen? Im „Prinzip“ wäre das Jacke wie Hose.

Herr v. Payer sucht das demokratische Gewissen zu betäuben mit der Behauptung, das Kompromiß sei das kleinere Uebel, das man sich gefallen lassen müsse, um dem größeren Uebel des sofortigen allgemeinen Sprachenverbots auf dem Wege der preußischen Landesgesetzgebung zu entgehen. Demzufolge ist es kinderleicht, die Blocklinke in eine Zwickmühle zu bringen und ihr alle möglichen Freiheitsbeschränkungen abzupressen. Zu Drohungen mit „noch schlimmeren“ Landesgesetzen oder Verwaltungsmaßregeln ist bei unseren verzwickten Kompetenzverhältnissen oft genug Gelegenheit. Nun, nachdem Fürst Bülow das Vereinsrecht auf die

Tagesordnung des Reiches gebracht, kann Preußen noch weniger als bisher mit einem partikularen Ausnahmegesetz gegen die polnische Versammlungssprache vorgehen. Und sollte es doch geschehen, so hätte die Reichsgesetzgebung die Macht, damit aufzuräumen. Jetzt besorgt die Blocklinke selbst, was sie angeblich in Preußen verhüten will.

Die Umfallhelden verwahren sich krampfhaft gegen den Vorwurf des „Kuhhandels". Von einer Verkoppelung mit dem Börsengesetz sei gar nicht gesprochen worden. Es gibt Lieder ohne Worte und Geschäfte ohne Beurkundung. Wenn der zugezogene preußische Handelsminister nicht vom Börsengesetz gesprochen hat, so wird er wohl vom Frühlingswetter geplaudert haben. Und die Börse selbst war gewiß die reine Dichterhalle, als sie auf das Sprachenkompromiß hin ihre Verstimmung wegen der Gefährdung des Börsengesetzes aufgab. Ebenso hat die konservative Presse lauter Windbeutelei getrieben, wenn sie während der intimen Verhandlungen zum § 7 von der „Brücke der Verständigung" in der Börsenfrage redete. Wir werden ja sehen, welche Riemen für die Börse aus der polnischen Haut sich schneiden lassen. Allerdings wird das Börsengesetz noch etwas hinausgeschoben werden. Zunächst, um das Gesicht zu wahren. Vielleicht auch benutzt man es noch als Vorspann für die Steuergesetze — was der umgefallenen Linken wohl zu gönnen wäre.

Das Ganze bestätigt nur die Diagnose, welche in dieser Zeitschrift schon im Sommer der schwindsüchtigen Heldenbrust des Freisinns gestellt wurde. Von diesen diensthungrigen Knechten kann Fürst Bülow wirklich alles erlangen, wenn er die Peitsche der Drohung mit einer neuen „Zentrumsherrschaft" kombiniert mit dem Zuckerbrot des intimen Diners am Herrschaftstische.

Recht komisch ist der Glaube der Blockfridoline, daß sie dem Zentrum einen fürchterlichen Aerger bereiteten bei jeder Verlängerung des Lebens des Blocks. Ach nein, die Erbschaft ist zurzeit nicht so, daß wir sie antreten möchten. Wir haben Zeit, uns die Wege erst ausräumen zu lassen.

Die verbesserte Kolonialpolitik.

Die gute Sache kann auch ohne äußere Hilfsmittel sich durchsetzen. Wer hätte nach der Katastrophe vom 13. Dezember und nach dem Blockjubel der Wahlnacht gedacht, daß der angebliche Bahnbrecher Dernburg schon in diesem Frühjahre die Kolonialpolitik des Zentrums als sein und der Reichsregierung Programm hinstellen würde? Natürlich will man das Etikett des Zentrums nicht sehen lassen. Aber tatsächlich ist Herr Dernburg bei seinen gründlichen Studien in der Schätzung und Behandlung der Eingeborenen zu jenem Standpunkt gekommen, den das Zentrum stets vertreten hat, und den seine früheren Bewunderer, die Herren Liebert und Genossen, eifrigst bekämpfen. Die resolute Wendung nach genommener Einsicht ist ehrenvoll für den Kolonialsekretär und hoffnungsvoll für die künftige Entwicklung. Zugleich fällt ein Streiflicht zurück auf die Mache vom 13. Dezember. Der Krach wegen der Kolonialsachen war nur Mittel zum Zweck: Fürst Bülow brauchte eine Krisis und benutzte den unerfahrenen Mitarbeiter, um sich den Anlaß zu verschaffen. Es werden noch mehr Leute erkennen, daß in dem Zentrumsprogramm doch viel Wahres und Gutes steckt, was sich auf die Dauer nicht ausschalten läßt. — Wenn in der Kolonialpolitik die Gesichtspunkte der Menschlichkeit, des Christentums, der Gerechtigkeit und Besonnenheit sowie der volkswirtschaftlichen Weitsicht wieder mehr zur Geltung gelangen, so wird das nicht bloß für das Ansehen Deutschlands und für seine zukünftige Entwicklung vorteilhaft sein, sondern auch auf das gegenwärtige innerpolitische Leben vorteilhaft zurückwirken. Die Gegensätze mildern sich, die Vorurteile schwinden und die Opferwilligkeit, auf welche die Kolonien noch so sehr angewiesen sind, wird gesteigert. Auch die tendenziöse Fabel von der beabsichtigten „Wehrlosmachung" wird ihre gemeinschädliche Wirkung verlieren. Neuere Kämpfe in Südwestafrika und in Kamerun haben das erbauliche Schauspiel einmütiger begeisterter Teilnahme des ganzen Reichstags herbeigeführt.

Herr Dernburg kann, wenn er so fortfährt, zum Hebel einer fruchtbaren, wirklich nationalen Sammlungspolitik werden. Wenn er so fortfährt und nicht gestört wird!

An die Bemerkung des Abg. Erzberger, daß auch der Neger eine unsterbliche Seele habe, hat sich ein skandalöser Zwischenfall geknüpft. Die für jeden Christen selbstverständliche und heilige Wahrheit wurde mit Hohngelächter von links und von der Journalistentribüne aufgenommen. Der freisinnige Abgeordnete Müller (Meiningen) machte den Abg. Dr. Gröber darauf aufmerksam, daß die Journalistentribüne sich eingemischt habe, und als Herr Gröber in seiner begreiflichen Erregung ein derbes Wort gebrauchte, das nicht gegen die Presse im ganzen, sondern gegen die schuldigen Störenfriede gerichtet war, beeilt sich derselbe Freisinnige, das Kraftwort Gröbers, das nur in der nächsten Umgebung gehört worden war, den Pressevertretern ins Ohr zu blasen. Darauf inszenierten die Blockjournalisten im Verein mit den sozialdemokratischen und ausländischen Pressevertretern eine Arbeitseinstellung. Eine gerecht abwägende Erklärung des Reichstagspräsidenten genügte den Demonstranten nicht. Sie wollten auch nicht einsehen, daß sie erst Sühne für die von der Tribüne begangenen Ausschreitungen, die Ursache des ganzen Aergernisses, zu geben hätten, ehe sie Sühne für ein allzukräftiges, privates Wort des Protestes fordern könnten. Die „Ehre" des journalistischen Standes ist da in die Hände von Personen gelangt, die für die Vertretung der Gesamtheit weder richtig legitimiert noch vollkommen befähigt sind. Die übereilte „Kraftprobe" wird, wenn der Reichstag fest bleibt, nicht zum Vorteil der Presse ausschlagen. Der Reichstag kann die Zeitungsberichte länger entbehren als das Publikum. Das Nichtberichten steht im Gegensatz zu der Natur der Presse und zu dem unveräußerlichen Recht der Abonnenten. Aber es wird im allseitigen Interesse liegen, wenn man bald eine Formel des friedlichen Ausgleichs findet. Das wäre sogar ein kleines Diner wert. Unbedingt aber muß es wieder Sitte werden, daß die Grundwahrheiten des Christentums im ganzen Reichstag, die Tribünen eingeschlossen, den gebührenden Respekt finden, auch bei äußerlichen oder innerlichen Nichtchristen. Zudem muß es ein Ende haben mit der Unsitte, die seit den kritischen Dezembertagen von 1906 in Schwung gekommen ist: daß die Tribünengäste im Reichstag mitspielen wollen.

Die auswärtige Lage.

Die hochpolitische Rede, die man vom Fürsten Bülow zu Anfang dieser Woche erwartete, können wir leider in der vorliegenden Nummer nicht mehr besprechen, da der Feiertag den vorzeitigen Redaktionsschluß bedingt.

Eine erfreuliche Nachricht kommt von Konstantinopel: Der Sultan hat nunmehr die Mandate der mazedonischen Reformorgane bis zum 14. Juli 1914 verlängert. Darüber hatten die Mächte mehrere Monate lang mit der zähen Hohen Pforte verhandeln müssen. Die gegenwärtige Regelung zeigt, daß die von England festgehaltene Befürchtung, der Sultan werde infolge der Konzession der Sandschakbahn dem Reformwerk entgegentreten, unbegründet war. Das rechtzeitige Einschwenken Rußlands, Italiens und Frankreichs scheint doch den Sultan belehrt zu haben, daß er bei einer Spekulation auf die Zwietracht der Mächte schlecht abschneiden würde. Die englische Regierung hat bekanntlich inzwischen den Mächten den Vorschlag eines Generalgouverneurs unterbreitet. Dieser Gedanke mag auch wohl als Schreckschuß in Konstantinopel gewirkt haben. Jetzt wäre es gewiß am besten, den Antrag zurückzuziehen und alle Kraft auf die weitere Wirksamkeit der bestehenden Reformorgane zu konzentrieren. Zurzeit ist aber ein Verzicht Englands auf die Erörterung des neuen Planes noch nicht gemeldet.

Die Lage in Marokko, so müssen selbst unsere franzosenfreundlichen Offiziösen konstatieren, „bleibt nach wie vor ungeklärt". Trotz einem großen Blutbade, das die „Kulturtruppen" Frankreichs wieder einmal angerichtet haben. Zum Glück scheint die Nachricht, daß Frankreich auch noch die Häfen von Saffi und Azammur besetzen wollen, nicht korrekt zu sein; Frankreich soll nur den Sultan Abdul Asis zur Besetzung dieser Plätze angeregt haben. So lange sie ihm nicht das nötige Geld dazu auf den Tisch legen, ist die Anstiftung wohl unschädlich. Im übrigen ist eine Wendung in der französischen Marokkopolitik noch nicht zu erwarten; das Ministerium Clemenceau hat trotz aller Anfeindungen vonseiten des Herrn Combes und seiner Genossen sich wieder einmal ein fulminantes Vertrauensvotum verschafft.

In Rußland hat der Duma-Ausschuß mit 19 gegen 14 Stimmen die für 1908 verlangten Kredite für den Bau von Linienschiffen abgelehnt. Den Beschluß darf man aber nicht als das Ende der russischen Seerüstungen betrachten. Es spielte eine wesentliche Rolle, daß man vor der Genehmigung neuer Schiffe eine Reorganisation des Marineministeriums und einen vollständigen Flottenbauplan verlangt. Mit Zugeständnissen auf diesem Gebiete wird Stolypin wohl durchsetzen, daß auch Rußland sich an dem allgemein üblichen Wettrüsten weiter beteiligt. Das ist für seine Gläubiger bedrohlicher als für seine Nachbarn.

Nochmals der Kaiserbrief.

Von

Dr. W. Hüllen.

Diese Angelegenheit ist keineswegs „so höchst einfach und harmlos“, daß man in der bisher beliebten Weise darüber hinweggehen könnte. Vielmehr muß man mit allem Nachdruck fragen, wie nach den vielen schlimmen Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht schon hinter uns haben, der Brief an Lord Tweedmouth überhaupt noch geschrieben werden konnte. Man weiß doch, welch eine ungeheure Last von sittlicher Verantwortung, die Deutschland dann aber nicht tragen konnte, die Krüger-Depesche uns auferlegt hat; welche Verstimmung das Swinemünder Telegramm in Bayern hervorrief; wie die Sekundantendepesche allgemeines Aufsehen zur Folge hatte und die Stellung des Grafen Goluchowski erschüttern half; wie der kaiserliche Briefwechsel mit dem Marschall Boisdeffre unser Prestige an der Seine schwächte usw. Zur Vorsicht mahnende Präzedenzfälle wären also schon zur Genüge vorhanden, um die nötigen Schlüsse daraus ziehen zu können und ziehen zu müssen, wenn in unserer Presse der nötige Tiefblick und Mut dazu vorhanden wäre. Aber nur an wenigen Stellen fanden wir einen Hinweis darauf, daß der Weg über die deutsche Botschaft in London hätte gehen müssen, um die Aeußerungen des Lord Esher zurückzuweisen. Auf diesem Wege wäre man wohl auch zu der Erkenntnis gekommen, daß jene Aeußerungen gar keiner Zurückweisung bedürft hätten, da sie einfältig und abgeschmackt waren. Man brauchte aus diesem englischen Wanzenstich keine politische Affäre zu machen.

Auch muß man fragen, weshalb der verantwortliche Ratgeber in Berlin wieder übergangen wurde. Wilhelm II. ist doch nicht nur Kaiser „von Gottes Gnaden“, sondern auch Kaiser eines konstitutionellen Staates und nach traditioneller Hohenzollernauffassung lediglich der erste Diener des Staates, der für seine Handlungen dem ganzen Volke verantwortlich bleibt. Seinen Rechten stehen in noch viel höherem Maße Pflichten gegenüber, die, wie die „National-Zeitung“ treffend bemerkte, ihn daran erinnern sollten, daß er selbst beim besten Willen nicht immer in der Lage sein könne, alle Konsequenzen seines Handelns klar zu überschauen, weshalb er in wichtigen Fällen die Meinung seines verantwortlichen Ratgebers einzuholen geneigt sein müßte. Da der Kaiser dies nicht tut, kann man nur folgern, daß der Fürst von Bülow es nicht verstanden hat, sich seinem kaiserlichen Herrn gegenüber die Position zu verschaffen, die einem Reichskanzler eignet und gebührt. Früher war das anders. Ein Bismarck ließ sich nicht übergehen, er wußte die Rechte und Kompetenzen seines Amtes zu wahren, sogar einer Königin von England gegenüber, als diese durch unverantwortliche Briefschreibereien an Kaiser Wilhelm I. seine Politik zu beeinflussen sich bemühte. Damals war die hohe Persönlichkeit des Monarchen auch stets gedeckt, und er kam nicht in die Verlegenheit, sich von der Presse Arroganzen bieten lassen zu müssen, wie jetzt Wilhelm II., dem nach dem Wunsche der „Times“, des „Daily Graphic“ usw. das Londoner Parlament eine Belehrung über englisches Verfassungswesen hätte erteilen sollen. Wenn unsere Presse mehr politisches Selbstgefühl besäße, so hätte sie ganz allgemein jene englischen Dreistigkeiten gebührend zurückweisen müssen. Aber gerade der offiziöse Teil derselben hat sie ruhig verkostet und verdaut.

Diese Briefaffäre liefert mithin wiederum den traurigen Beweis dafür, daß der Respekt, den Deutschland sich früher im Auslande zu verschaffen verstanden hat, dahin ist, und daß im Inlande der allzu großen Selbständigkeit oben die nachgiebige Schwäche unten ganz und gar entspricht. So darf die Angelegenheit nicht als höchst einfach und harmlos, sondern sie muß vielmehr als bedenklich und traurig eingeschätzt werden. Ob nun endlich bei uns der von allen wirklichen Staatsmännern befolgte Grundsatz Shakespeares: „Mit Schweigen treibe Politik“ zur Geltung kommen wird? Zu wünschen wäre es nach dieser Briefsensation unbedingt und unter allen Umständen. Und der Herr Reichskanzler sollte sich nicht bloß mit der Einrenkung gestörter internationaler Beziehungen begnügen, sondern auf dem Gebiete der Auslandspolitik nach positiven Leistungen streben. Oder will er diese seinem Nachfolger überlassen?

„Wahrmund.“

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

In Wiesbaden wurde 1827 der Jude Adolf Wahrmund geboren, der sich später katholisch taufen ließ, ein Orientalist von bedeutendem wissenschaftlichen Rufe und Professor an der Wiener Orientalischen Akademie wurde. In seinen Werken geißelte er das Judentum mit einer Schärfe, welche dem radikalsten Rassenantisemiten Ehre gemacht hätte. Er zeugte einen Sohn, welcher Ludwig getauft wurde, sich als Jüngling und Mann ausschließlich in katholischen Kreisen bewegte, sich in die Leo-Gesellschaft aufnehmen ließ und auf Verwendung des Fürstbischofs Simon von Brixen und des (jetzigen) Landeshauptmanns von Tirol Dr. Kathrein die Lehrkanzel für katholisches Kirchenrecht in Innsbruck erhielt. Anfangs blieb er auch als Universitätsprofessor noch „katholisch“, nach und nach aber schloß er sich dem liberalen Klüngel an und glaubte durch diesen seine Stellung so gefestigt zu haben, daß er die Maske abwerfen und seinem innersten Drange, als einer der hervorragendsten antiklerikalen Klopffechter anerkannt zu werden, nachgeben konnte.

Seine „große Tat“ vollführte er am 18. Januar, indem er in einer von Sozialdemokraten, alldeutschen Studenten und „holder“ Weiblichkeit besuchten Versammlung in Innsbruck einen Vortrag hielt über „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft“. Da dieselbe Rede am 20. Januar in Salzburg gehalten werden sollte, schickte ich in die Innsbrucker Versammlung einen verläßlichen Berichterstatter, und als Professor Wahrmund am Montag, 20. Januar, um 8 Uhr hier seine Rede loslassen sollte, lag ein ausführlicher Auszug derselben bereits in der „Salzburger Chronik“ gedruckt vor. Das gab dem Kirchenrechtslehrer die Veranlassung, die gröbsten Gehässigkeiten gegen die katholische Kirche hier unausgesprochen zu lassen und aus seiner im Münchener Wartburg-Verlage veröffentlichten Rede auszumerzen. Widersprochen wurde die Richtigkeit des in der „Salzburger Chronik“ veröffentlichten Auszuges von keiner Seite. Trotz dieser Ausmerzung enthält die Wahrmundsche Broschüre solch schamlose Ausfälle gegen die katholische Weltanschauung, daß die Wiener Staatsanwaltschaft die Flugschrift beschlagnahmte und das Landesgericht die Beschlagnahme bestätigte, weil darin „Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche verspottet und herabgewürdigt werden“, ein Vergehen, welches nach § 303 des Strafgesetzbuches mit Arrest von einem bis zu sechs Monaten gestraft wird.

Die Katholiken Oesterreichs sind es gewohnt, daß sie von in- und ausländischen Apostaten und Akatholiken in Reden und Schriften in ihren heiligsten Gefühlen verletzt werden, ohne daß ein Staatsanwalt sich zum Schutze ihrer „vom Staate gesetzlich anerkannten Kirche“ pflichtgemäß aufrafft. Wenn letzteres aber doch einmal geschieht, so kann man sicher sein, daß die Katholikenhetze ganz außergewöhnlich frech betrieben wurde. Es ist daher wohl auch kein Wunder, daß diesmal sich die gesamte katholische Oeffentlichkeit erhob, um gegen Wahrmunds Gotteslästerungen und Verspottungen Widerspruch zu erheben. Man hätte es bei dem Proteste aber vielleicht bewenden lassen, wenn Wahrmund, welcher den Katholizismus schon als Leiche erklärt, das Gottesdasein leugnet, über Marien- und Heiligenverehrung aufs unanständigste spottet, nicht Lehrer des katholischen Kirchenrechts an einer Hochschule wäre. Im „heil'gen“ Land Tirol doziert ein Mann katholisches Kirchenrecht, welcher die Existenzberechtigung der katholischen Kirche bestreitet! Das ging doch selbst den gemütlichen Oesterreichern über das Maß des Erträglichen hinaus. Von allen Seiten wurde Remedur verlangt. In Innsbruck wurden Sühneandachten und Protestversammlungen abgehalten, die christlich-sozialen Abgeordneten beschwerten sich beim Statthalter, daß ein überwachender Beamter dem Vortrage Wahrmunds beiwohnte, ohne einzuschreiten, ja ohne die Anzeige wegen Gotteslästerung zu erstatten. Christlich-soziale Abgeordnete gingen zum Ministerpräsidenten, und Baron Beck erklärte ihnen am 13. März, daß er die von Wahrmund begangene Beleidigung der katholischen Kirche aufs schärfste verurteile, und daß die Katholiken sich mit vollem Rechte tief verletzt fühlen müßten. Selbst der liberale Parteimann Unterrichtsminister Marchet verurteilte Wahrmunds Hetzerei und stellte ein entschiedenes Vorgehen gegen ihn in Aussicht.

Selbstverständlich rottete sich alles, was sich „freisinnig“ und „antiklerikal“ nennen läßt, zusammen, um ihrem neuen Heros aus dem Stamme Juda den Rücken zu decken. In der gesamten liberalen Presse, bürgerlicher und proletarischer Couleur,

wurde für Wahrmund das Recht der „freien Forschung, der freien Wissenschaft, der freien Meinungsäußerung" begehrt. Als ob ihm irgend jemand dieses Recht streitig gemacht hätte! Die Professoren der Universitäten verwahrten sich gegen eine Maßregelung Wahrmunds, welche die Lehrfreiheit antasten werde. Moritz Benedikt von der „N. freien Presse", Willy Singer vom „N. Wiener Tagblatt", Dr. Isidor Kanner von der „Zeit", Lippowitz vom „N. Wiener Journal", Dr. Adler von der „Arbeiter-Zeitung", kurz, ganz Preßisrael maßte sich an, daß es zu befehlen und die eigensten Angelegenheiten der Katholiken zu regeln hätte, während die Katholiken selbst zu schweigen hätten. Was geht es auch das katholische Volk an, wer mit seinem Steuergelde als Lehrer der Jugend im katholischen Kirchenrechte angestellt wird! Dieses Toben der Judenpresse, welche den Fall Wahrmund als Keil zwischen die christlich-sozialen und die freiheitlichen Deutschen zu treiben sich bemüht, wurde selbst dem Obmann des Deutschnationalen Verbandes im Abgeordnetenhause Dr. Chiari zu arg, aber sein Mahnen zur Ruhe fand in der liberalen Presse keinen Widerhall.

Während man nun wartete, welche Maßnahmen die Regierung gegen Wahrmund ergreifen werde, nahm sich der apostolische Nuntius Fürst Granito di Belmonte der Sache an. Er machte dem Minister des Aeußern, Baron Aehrenthal einen Besuch und trug ihm dabei „le désire" vor, daß Wahrmund von seiner Stelle als Lehrer des katholischen Kirchenrechtes enthoben werde. Einem Redakteur des „Vaterland" machte er davon Mitteilung; so kam die Sache in die Oeffentlichkeit. Baron Aehrenthal schrieb dem Unterrichtsminister Dr. Marchet einen Privatbrief, teilte ihm die Unterredung mit dem Nuntius mit und fügte hinzu: „Ein bestimmtes Petit hat der apostolische Nuntius aus diesem Anlasse nicht vorgebracht." Dieser Brief wurde im offiziösen „Fremdenblatt" veröffentlicht und hinzugefügt: „Wäre der Vertreter Sr. Heiligkeit darüber hinausgegangen, um ein konkretes Petit in einer Angelegenheit zu formulieren, worüber die Entscheidung den österreichischen Organen vorbehalten ist, so hätte Freiherr v. Aehrenthal, auf diese Zuständigkeit hinweisend, eine Vermittlung nicht übernehmen können." Demgegenüber erklärte wieder der Nuntius im „Vaterland", daß er tatsächlich ein „Petit" gestellt habe, „on joue avec des mots", wenn man anderes sage. Es sei ihm aber ganz ferne gelegen, sich in die inneren Angelegenheiten des österreichischen Staates einzumischen, er habe sich nur um die rein religiöse Seite der Sache gekümmert; er sei in Wien, um die Interessen der katholischen Kirche zu vertreten, und werde von seiner Forderung nicht abgehen; er habe, ohne erst in Rom anzufragen, einfach seine Pflicht getan und erwarte jetzt ruhig, was die österreichische Regierung tun werde.

Dieses Eingreifen des Nuntius, dessen Berechtigung dazu nicht bestritten werden kann, wird natürlich zugunsten Wahrmunds ausgebeutet. Es wird jetzt behauptet, die Regierung dürfe nicht dem Verlangen der Katholiken nachgeben, da sie sonst den Schein erwecke, als ob sie der Pression einer auswärtigen Macht nachgebe. Ministerpräsident Baron Beck hat zwar einem Redakteur des „N. Wiener Tagblatt" erklärt, der Schritt des Nuntius habe nichts Auffälliges an sich; es komme sehr häufig vor, daß ein ausländischer Vertreter bei Ereignissen, welche die von ihm vertretene Macht interessieren, sich an den Minister des Aeußern um Aufklärung oder zum Zwecke gewisser Mitteilungen wende, die dann vom Minister des Aeußern der betreffenden Staatsregierung übermittelt werden. Aber das beirrt die gesamte Freisinnspresse nicht; was sonst „sehr häufig vorkommt", darf sich der Vertreter des Papstes nicht erlauben, so dekretiert Preßisrael. Anderseits wird behauptet, Nuntius Fürst Belmonte sei nicht gerne in Wien, er wünsche daher diese Gelegenheit zu benützen, um abberufen zu werden; anders könne man es nicht erklären, daß er dem österreichischen Minister des Aeußern in der Presse den Vorwurf der Unaufrichtigkeit mache: on joue avec des mots. Daß es dem Nuntius ausschließlich um die Vertretung der religiösen Interessen der katholischen Kirche zu tun ist, scheint man nicht einsehen zu wollen.

Sehr interessant ist die Stellungnahme des christlich-sozialen Ministers Dr. Geßmann in einer Wiener Wählerversammlung. Nachdem er die Art und Weise, wie Professor Wahrmund solche bedeutsame religiöse Fragen behandelt, als unwürdig eines ernsten und wissenschaftlich gebildeten Mannes dargetan hatte, fuhr er fort:

„Nunmehr erscheint aber die Sache durch das Eingreifen des hiesigen Vertreters des Heiligen Stuhles kompliziert. Es liegt mir gewiß ferne, über die Intervention dieses hohen kirchlichen Funktionärs in meiner Stellung als Mitglied der Regierung irgend ein Urteil zu fällen, wohl aber ist meine Partei genötigt, auch gegenüber dieser neuen Phase der Angelegenheit ihre Haltung zum Ausdrucke zu bringen. Jedermann wird es als selbstverständlich finden, daß Fürst Belmonte sich als Katholik durch die gehässigen Aeußerungen Professor Wahrmunds auf das tiefste verletzt fühlen muß, zumal er als Vertreter des Papstes am Wiener Hofe ist, desselben Papstes, der durch die Reden Wahrmunds in der rohesten Weise verunglimpft worden ist. Die Aeußerung des Nuntius wird als die Aeußerung eines angesehenen Ausländers gewiß die gebührende Beachtung finden müssen. Es ist jedoch nach meiner Ueberzeugung eine mißverständliche Auffassung, diese Aeußerung als eine diplomatische Aktion zu betrachten, da meiner Ueberzeugung nach für eine solche keine Berechtigung vorliegt. Mögen die inneren Wirren in unserem Vaterlande Oesterreich auch noch so große sein, die christlich-soziale Partei hat das Vertrauen und das nötige Pflichtgefühl, dieselben auf dem zuständigen Gebiete einer Entwirrung zuzuführen. Schließlich aber möchte ich, gewiß im Namen von vielen, mein Bedauern darüber aussprechen, wenn es der unwürdigen Hetzerei eines Reklamehelden gelingen sollte, das österreichische Parlament von ernster Arbeit abzuhalten und sich selbst, statt der wichtigsten staats- und volkswirtschaftlichen Fragen, auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion zu setzen." — Gewiß: es braucht nur die österreichische Regierung ihre Pflicht zu tun, welche die Katholiken zum Schutze ihrer Religion zu verlangen berechtigt sind und auch verlangen werden, und die christlich-soziale Partei wird Manns genug sein, um diese Pflichterfüllung eventuell zu erzwingen.

Zum Schlusse noch zwei Bemerkungen. Erstens: Professor der Theologie an der Universität Innsbruck, Leopold Fonck, hat in einer Flugschrift nachgewiesen, daß Wahrmund seine Ausfälle gegen die katholische Kirche abgeschrieben hat aus den von Pilatus-Naumann zur Genüge charakterisierten Büchern des Exjesuiten Hoensbroech, aus Haeckels „Die Welträtsel" und aus sozialdemokratischen Hetzschriften, ohne jemals seine Abschreibequellen zu nennen. Das ist die „freie Forschung", das die „Wissenschaft" Wahrmunds, für welche sich die ganze „Freisinns"-Presse ins Zeug legt. — Und zweitens: Die ganze Wahrmundgeschichte ist ein neuerlicher Beweis für die Berechtigung des Abwehr-Antisemitismus. All die Hetze, welche in Oesterreich gegen die katholische Religion und Kirche getrieben wird, geht von getauften oder ungetauften Juden aus, und selbst die von den lutherischen Prädikanten des Evangelischen Bundes über die Grenze gebrachte „Los von Rom"-Hetze hätte kein Vierteljahr andauern können, wenn die Juden ihr nicht mit ihren Zeitungen zu Hilfe gekommen wären. Wir in Oesterreich beglückwünschen unsere Glaubensbrüder im Reiche, daß sie diesen Abwehr-Antisemitismus heute noch nicht nötig haben; mögen sie vor seiner Notwendigkeit auch bewahrt bleiben!

An die Jungfrau.

Ich möchte singen der Liebe Lied;
Was zagst du, liedfrohe Kehle? —
Von heiligem Schauer ist durchglüht
Die tiefste Tiefe der Seele.

Drum knie ich nieder, o Jungfrau mild,
Und neige mein Haupt in Schweigen
Vor deinem jungfräulich schönen Bild —
So kann meine Lieb ich dir zeigen.

Ich möchte geben der Minne Sold
Und muß in Trübsal weinen.
Ich hab nicht Silber, ich hab nicht Gold,
Von all den Schätzen — keinen.

So nimm mein Herz, o Jungfrau hold,
Da betend mein Haupt ich neige.
Die Träne, die jäh mir niedergerollt,
Die sagt, warum ich schweige.

Seb. Wieser.

Besetzung der Schuldeputation.

Rede von Justizrat Hermann Kausen, Stadtverordneter in Köln.

Eine prinzipielle Darlegung über die Besetzung der Schuldeputation gab in der Kölner Stadtverordnetensitzung kürzlich Justizrat Kausen. Er erörterte die noch nicht geklärte wichtige Frage, ob altkatholische Pfarrer in allen Orten der Schuldeputation als Mitglieder anzugehören haben und führte u. a. aus:

Nach der Auffassung der Königlichen Staatsregierung soll neben dem katholischen Pfarrer auch der altkatholische Pfarrer geborenes Mitglied der Schuldeputation sein. Diese Auffassung wird, soweit Stadtgemeinden in Betracht kommen, aus folgender Bestimmung des § 44 des Gesetzes hergeleitet: „Hierzu treten: der dem Dienstrange nach vorgehende oder sonst der dem Dienstalter nach älteste Ortspfarrer der evangelischen Landeskirche und der katholischen Kirche.“ Da schwerlich an irgend einem Orte zwei altkatholische Pfarrer vorhanden sind, so bedeutet die Auffassung der Königlichen Staatsregierung in ihrer praktischen Anwendung, daß jeder altkatholische Pfarrer Preußens von Rechtswegen irgend einer Schuldeputation angehört.

Ich darf wohl der Vermutung Ausdruck verleihen, daß das Staunen über die so geschaffene Sachlage nirgendwo größer sein wird als in den Kreisen der altkatholischen Pfarrer. Von den Geistlichen der evangelischen Landeskirche und der katholischen Kirche tritt nur ein kleiner Bruchteil von Rechts wegen in die Schuldeputation ein, den anderen christlichen Bekenntnissen, wie Mennoniten, Altlutheraner, Herrenhuter usw., ist jede Berücksichtigung von Gesetzeswegen untersagt, dagegen tritt der ganze altkatholische Klerus wie ein Mann in die Schuldeputationen ein.

Ich polemisiere hier nicht gegen irgend einen Antrag, aus Billigkeitsgründen, etwa mit Rücksicht auf die an irgend einem Orte vorhandene große Zahl altkatholischer Volksschüler, einen altkatholischen Geistlichen in die Schuldeputation zu wählen. Diese Frage beschäftigt uns nicht und hat auch schwerlich in Köln praktische Bedeutung, da die Zahl der altkatholischen Volksschüler hier eine ganz verschwindende ist. Es handelt sich heute nur um die Frage, ob das Gesetz selbst den Eintritt eines altkatholischen Pfarrers in die Schuldeputation für alle Orte angeordnet hat, an denen ein solcher zu finden ist.

Die Auslegung, welche die Königl. Staatsregierung dem § 44 gibt, ist so unhaltbar, daß ich bis zur Stunde nicht verstanden habe, wie jemand auf eine solche Auslegung verfallen kann.

Fassen wir zunächst den Wortlaut ins Auge: „Der dem Dienstrange vorgehende Ortspfarrer der evangelischen Kirche und der katholischen Kirche.“

Das Wort Kirche erscheint in beiden Fällen in der Einzahl. So oft ich nachrechne, bekomme ich immer nur 2 als Gesamtzahl heraus, niemals 3 oder 4.

Nun wäre es ja immerhin möglich, daß man nachweisen könnte, das Gesetz oder der sogenannte Gesetzgeber habe, obschon nur von einer katholischen Kirche die Rede ist, dennoch zwei katholische Kirchen anerkennen und als gleichberechtigt hinstellen wollen. Ich sage, dies wäre immerhin möglich, obschon eine solche Art der Gesetzessprache sicherlich im höchsten Grade tadelnswert wäre, und obschon ich stark bezweifle, daß das Reichsgericht sich auf die Berücksichtigung einer solchen, dem allgemeinen Sprachgebrauch widersprechenden Gesetzessprache einlassen würde.

Unter allen Umständen muß aber eine solche sprachwidrige gesetzgeberische Absicht, wenn sie Berücksichtigung beanspruchen will, bei der Vorberatung des Gesetzes so deutlich in die Erscheinung getreten sein, daß man sagen kann, alle gesetzgebenden Faktoren: Abgeordnetenhaus, Herrenhaus und Krone seien hierüber einig gewesen. In den mir zu Gebote stehenden Materialien des Gesetzes ist aber mit keiner Silbe eine derartige Meinung zum Ausdruck gekommen.

Die Theorie von den zwei katholischen Kirchen ist mir vor einigen Wochen zum erstenmal begegnet. Die preußische Verfassung sprach in dem Artikel 15 von der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche. Dieser Artikel ist bekanntlich im Jahre 1873 aufgehoben worden, weil er dem beabsichtigten Erlasse der Maigesetze im Wege stand. Die Frage nach der rechtlichen Stellung der Altkatholiken hat mit dieser Aufhebung nichts zu tun. Dagegen bildet diese Frage den Gegenstand des Gesetzes vom 4. Juli 1875, welches die Rechte der altkatholischen Kirchengemeinschaften an dem kirchlichen Vermögen ordnet. Dies Gesetz kennt altkatholische Gemeinden neben katholischen Gemeinden, aber es kennt keine zwei selbständigen katholischen Kirchen, denn sonst wären seine Bestimmungen, die sogar den dauernden Mitgebrauch kirchlicher Gebäude regeln, geradezu widersinnig.

Ob die Bestimmungen dieses Gesetzes der Billigkeit entsprechen, habe ich nicht zu untersuchen, für unsere Frage hat das Gesetz nur insofern Bedeutung, als es die staatliche Auffassung von der rechtlichen Stellung der Altkatholiken wiederspiegelt.

An dies Gesetz knüpften sich in den siebenziger Jahren die bekannten Streitfragen.

Von der einen Seite wurde geltend gemacht, daß die Altkatholiken aus der katholischen Kirche ausgeschieden seien, und daß deshalb auch altkatholische Gemeinden nicht als katholische Gemeinden angesehen werden können.

Von der entgegengesetzten Seite wurde dagegen der Standpunkt eingenommen, daß die Beschlüsse des Vatikanums der Rechtsgültigkeit entbehrten, und daß deshalb die Altkatholiken sich noch innerhalb der katholischen Kirche befänden.

Dieser Streit ist im Laufe der Jahre eingeschlafen, weil die Altkatholiken sich in ihren neuen Gemeinden selbständig einrichteten, und weil der Altkatholizismus sich immer weiter von dem im Jahre 1870 eingenommenen religiösen Standpunkte entfernte, so daß heute sogar die Altkatholiken selbst den früheren Standpunkt, daß sie noch zu der im Jahre 1870 in Preußen bestehenden katholischen Kirche, welche von der Verfassung die römisch-katholische genannt wurde, gehörten, nicht mehr einnehmen können. Bereits am 15. März 1890 hat der bekannte bayerische Kultusminister v. Lutz durch Ministerialentschließung ausgesprochen, daß die Altkatholiken als aus der katholischen Kirche ausgeschlossen zu betrachten seien, weil sie zum katholischen Dogma eine gegnerische Stellung einnähmen. Ihre Stellung zum Vatikanum blieb dabei außer Frage. Diese Auffassung hat sich allgemein durchgerungen. Demgemäß werden auch in Preußen die Zuwendungen des Staates an die altkatholischen Gemeinden im Staatshaushalt nicht in dem die katholische Kirche behandelnden Titel, sondern in einem besonderen Titel angeführt.

Die Rechtslage hinsichtlich des Eintritts der altkatholischen Pfarrer in die Schuldeputation ist deshalb heute die folgende:

Betrachtet man entgegen meiner Auffassung die altkatholischen Gemeinden noch als Teile der katholischen Kirche, was aus den verschiedensten Gründen zu verneinen ist, so tritt der altkatholische Pfarrer unter der Bedingung in die Schuldeputation ein, daß er der älteste ist. Die letztere Voraussetzung trifft in Köln nicht zu; es braucht daher nicht untersucht zu werden, was in einem solchen Falle weiter geschehen könnte.

Betrachtet man dagegen die altkatholischen Gemeinden nicht als Teile der katholischen Kirche, so kommen ihre Pfarrer nach § 44 in keiner Weise in Betracht.

Dagegen ist die Theorie von den zwei katholischen Kirchen, welche unter dem Namen einer katholischen Kirche verborgen sind und rechtlich als zwei zählen, obschon nur von einer die Rede ist, der bisherigen Rechtsentwicklung vollständig fremd, und ich spreche den Wunsch aus, daß die Kgl. Staatsregierung sich selbst von der Unhaltbarkeit ihrer Auffassung überzeugen möge. Sie wird dabei auch berücksichtigen müssen, daß dieselbe Frage in den Landgemeinden auftauchen kann. Hier tritt das Irrige der Auffassung der Kgl. Staatsregierung noch stärker zutage, indem hier der Wortlaut folgender ist: „aus dem dienstältesten Pfarrer der evangelischen Landeskirche oder der katholischen Kirche, zu deren Pfarreien die Schulkinder gehören.“ Ich mache ferner noch darauf aufmerksam, daß das Gesetz auch da, wo es von den konfessionellen Schulen spricht, immer nur zwei Arten konfessioneller Schulen, nämlich katholische und evangelische, und nicht etwa drei oder vier Arten erwähnt. Hätte die Absicht bestanden, trotz alledem die altkatholische Kirche unter dem Namen der katholischen Kirche in dem Sinne einzubegreifen, daß darunter zwei katholische Kirchen verstanden seien, so hätte dies ausdrücklich erklärt werden müssen.

Ich stelle deshalb namens meiner Freunde den Antrag, die Stadtverordnetenversammlung wolle die Verwaltung ersuchen, eine ausdrückliche Entscheidung der Aufsichtsbehörde über die Frage, ob der altkatholische Pfarrer neben dem katholischen Pfarrer auf Grund des § 44 in die Schuldeputation einzutreten hat, herbeizuführen.

Ohne formellen Antrag wird diese Entscheidung erfreulicherweise herbeigeführt werden, da Oberbürgermeister Wallraff erklärte, in dem Bericht an die Regierung den von Justizrat Kausen vertretenen Standpunkt mitzuteilen.

Der Januskopf des Revisionismus.

Von

Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Das „Pflänzchen Revisionismus" treibt in Baden gar eigenartige Blüten. Auch der passionierteste Botaniker wird den Kopf schütteln darob. Einmal zeigt es die knallrote, grelle Farbe des Radikalismus, ein andermal das rosarote, zarte Leuchten liberaler Farben in blendender Schattierung! Wenn wir die Redeschlachten im Badischen Landtag (zweite Kammer) Revue passieren lassen, dann tritt uns dieser Farbenwechsel des Revisionismus, wie er besonders in dem Abgeordneten Kolb seine Vertretung hat, wiederholt entgegen.

Der Ausspruch des Ministers des Innern, v. Bodman: „Ich bin der Ueberzeugung, daß ein Sozialdemokrat nicht Staatsbeamter sein kann, und ich finde es auch tief bedauerlich, wenn sich bürgerliche Parteien zur Wahl eines Sozialdemokraten in den Landtag entschließen", hat bei den Sozialdemokraten zuerst eine Flut von Vernichtungsreden veranlaßt. Der Abg. Kolb betonte wiederholt, daß die Sozialdemokratie den neuen Ministern genau so mißtrauisch gegenüberstehe wie den alten, „weil wir wissen, es ist für uns nichts Besseres nachgekommen".

Die Fanfare klang aber bald in eine Schamade aus! Denn wohin sollte es führen, wenn durch allzu radikale Allüren die Nationalliberalen kopfscheu und nicht mehr zum Großblock 1909 zu haben wären! Herr Kolb begriff die Situation, wie er auch seinerzeit als „großherzoglich-sozialdemokratischer Leichenbitter" die verfahrene Karre wieder in Ordnung zu bringen suchte. Herr Kolb rechnet zu sehr mit realen Dingen, als daß er nicht die Abkehr der Nationalliberalen vom Großblock für die Sozialdemokratie jetzt als zu früh betrachtete. Wenn sich die nationalliberalen Wähler in den roten Netzen erst einmal so verfangen haben, daß sie nicht mehr los können, dann kann die nationalliberale „Partei" ruhig abschwenken. Aber jetzt gilt es den „Einheitsgedanken" zu fördern — die Weltanschauung ist ja dieselbe —, und die Sozialdemokraten müßten sehr ungeschickt sein, wenn sie nicht die fetten Hasen, die man in ihre Küche jagt, einzufangen wüßten. Deshalb die Friedensschalmei von demselben Herrn Kolb geblasen: — „Ich kann hier nur erklären, was ich früher schon getan habe, daß der Vorwurf, wir wollten den gewaltsamen Umsturz der heute herrschenden Gesellschaft herbeiführen, absolut unberechtigt ist. Wir stehen grundsätzlich auf dem Boden der sozialen und der politischen Reform." Den „revolutionären" Charakter will er nur theoretisch gelten lassen.

Und dann kam Herr Kolb dem Minister entgegen und „revidierte" sein Mißtrauensvotum. Er gestehe, daß er den Eindruck habe, daß der Herr Minister „ehrlich bestrebt ist", das Beste zu wollen, daß er ein durchaus gerecht und loyal denkender Mensch ist, der auch uns (den Sozialdemokraten) gegenüber Gerechtigkeit walten lassen will. Dann verwies er auf die Rede v. Bodmans am 24. Februar, welche die Sozialdemokraten überzeugt habe, daß auch der Minister den gerechten Forderungen dieser Partei und den Darlegungen, die sie im Landtag für ihre Ziele und Bestrebungen zum Ausdrucke bringen, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der Minister habe gesagt, er müsse sich auf den Boden des Bestehenden stellen und in freiheitlicher und wirtschaftlicher Beziehung arbeiten zum Segen des Volkes. Bei Befolgung dieses Programmes würde er die allerbeste Stütze an den Sozialdemokraten finden. Auch diese stellen sich auf den Boden des Bestehenden, wollen an das Bestehende anknüpfen und von hier aus weiter arbeiten. Auch die Sozialdemokraten wüßten, daß man nicht das historisch Gewordene einfach über den Haufen werfen und etwas ganz Neues an dessen Stelle setzen kann, daß alles sich im Fluß befindet und daß das Bestehende weiterentwickelt werden muß. Die Sozialdemokraten seien der Ueberzeugung, daß die ganze Bewegung, in der wir uns befinden, schließlich im Sozialismus enden wird. Daß die Sozialdemokraten weiter gehen mit ihren Anträgen als die bürgerlichen Parteien, ergebe sich aus ihrem Programm; aber niemals habe die Sozialdemokratie Anträge gestellt, die undurchführbar, die utopisch, die nicht zu verwirklichen sind. Merkwürdigerweise hat das Organ des Herrn Kolb diese Aeußerungen nicht gebracht.

Diese friedlichen Worte Kolbs werden wohl bleiben, was sie sind: schöne Worte. Denn schon kurze Zeit nach dieser Melodie klang es wieder in anderen Akkorden, und zwar im „Volksfreund", dem Blatt des Herrn Kolb. Unter der Ueberschrift: „Ein Gottesgnädling hingerichtet" hatte jüngst der sozialdemokratische Hamburger „Hafenarbeiter" einen Artikel über den Königsmord in Portugal gebracht, der an Gesinnungsroheit und Gemeinheit nichts zu wünschen übrig ließ; sprach er doch von „allerhöchstem Fettklumpen", „in seinem Fett erstickten fürstlichen Unhold" u. dgl.! Und wie stellte sich dazu das „zarte Pflänzchen Revisionismus", wie der nationalliberale Führer Obkircher die Kolbsche Richtung benannte? Der Karlsruher „Volksfreund" schrieb wörtlich:

„Die Sprache in dem Artikel des Hafenarbeiterorgans ist wohl etwas derb, aber desto leichter verständlich. Immerhin zeigt der Artikel eine erfrischende Offenheit und ist sachlich absolut zutreffend. Es ist dasselbe, was selbst bürgerliche Zeitungen schon geschrieben haben, nur in anderer Form. Die Portugiesen werden wohl Gründe gehabt haben, warum sie ihre „dicke Majestät" mitsamt „hochdero" Sprößling auf dem denkbar schnellsten Wege so prompt in ein „besseres Jenseits" spediert haben."

Der nationalliberale Mannheimer „Gen.-Anz.", eines von den wenigen Blättern, die dem Großblock abhold sind, bemerkte boshaft, wenn er nicht irre, sei der „Volksfreund" ein Blatt, das „manchen bürgerlichen Politikern" als auf die revisionistische Richtung der Sozialdemokratie eingeschworen gelte, die so kreuzbrav sei, daß die „bürgerlichen" Parteien mit ihr gut zusammenarbeiten könnten. Es sei nun eine recht nette Ueberraschung, in diesem revisionistischen Blatte „eine Rechtfertigung des Mordes aus politischen Gründen" zu finden und eine Verteidigung der wildesten demagogischen Geschmacklosigkeiten. Als ein „ganz eigentümliches Pflänzchen" erscheint der Revisionismus hier. Die Hoffnungen auf die Revisionisten zerfließen von Tag zu Tag mehr in nichts. Die Adresse, an welche diese Mahnungen gerichtet sind, ist in Mannheim zu suchen, wo das „zarte Pflänzchen Revisionismus" sorgsam im Hausgarten gepflegt wird.

Aber auch der Herr Minister des Innern, der auf die Kolbsche Friedensrede hin der Hoffnung Ausdruck zu geben glauben mußte, „daß die zarte Blume des Revisionismus sich zur herrlichen Blüte entfalte", wird über diese Blüte gewiß nicht entzückt sein.



Kahnfahrt in Venedig.

Die Wogen zitterten, als ging ein Traum
Mit weichen Schritten über ihren Schaum.
Vom Lido drangen Lichtesstreifen weiß,
Die Ruder tauchten ein eintönig-leis.
Stern zog an Stern, und unermeßlich weit
Stand drüber hoch noch dunkle Einsamkeit.
Und Stern an Stern sah spiegelnd aus dem Meer,
Als ob auch drunten Ewigkeit noch wär'.

Da zog ich ein die Ruder, und mein Mund
Sprach willenlos: „Schau auf, schau ab zum Grund!
Von Ewigkeit spricht hoch das Sternenheer,
Die Ewigkeit gähnt unter dir im Meer.
Und du fährst mitten, jähem Tod geweiht,
Hin zwischen Ewigkeit und Ewigkeit.
Gleich einem Seil, in dunklen Raum gespannt,
Geht deines Lebens Weg durchs Erdenland.
Schaust auf du, dehnt der Raum sich endlos weit,
Stürzt du, umfängt auch dort dich Ewigkeit.
O Rätsel, furchtbar und erkenntnisschwer:
Die Ewigkeit umschließt dich ringsumher —
Der Ewigkeit entrinnst du nimmermehr."

Und weiter glitt mein Kahn mit dunklem Klang,
Vom Land scholl Jubel, Lachen und Gesang.
Ins Meer stets weiter ging des Bootes Lauf,
Versäumte Zeit stieg klagend vor mir auf.
Und drüberher hing duftend, schwül an Pracht,
Geheimnisernst des Südlands Sommernacht.

Arno v. Walden.

Anteilnahme des Akademikers an der öffentlichen und privaten Armenpflege.

Von H. Schmitz, Referendar.

In der heutigen Zeit hört man immer und immer wieder das Wort „sozial"; man sucht durch Organisation der niederen Stände und eine geeignete Gesetzgebung den sozialen Mißständen abzuhelfen; es gilt als Ehrenpflicht des Gebildeten, an den sozialen Bestrebungen Anteil zu nehmen oder doch nicht ganz interesselos an ihnen vorüberzugehen.

Indem man aber die niederen Stände organisiert, zieht man nur jene Personen in Betracht, die noch fähig sind, vereint mit anderen sich selbst den Weg zu bahnen. Die ganz Schwachen aber bleiben am Wegrand liegen. Indem man soziale Gesetze gibt, beachtet man jene nicht, für welche die Gesetze schon zu spät kommen. Organisation und Gesetz sollen die Schäden oder deren Anwachsen verhüten; die geschlagenen Wunden zu heilen, ist Aufgabe der Armenpflege. Der öffentlichen und der privaten Armenpflege gehört dieses Feld. **Beider sollten sich die Akademiker mehr als bisher annehmen.** Die Arbeit auf diesem Gebiete bietet gegenüber der eigentlichen sozialen Tätigkeit den Vorteil, daß hier der Mensch dem Menschen besonders nahe tritt. Und gerade dieses Moment ist von hoher Wichtigkeit. Denn bei Rede und Gegenrede lassen sich leicht und oft Vorurteile ausräumen, welche die Angehörigen verschiedener Volksklassen gegen einander hegen. Wenn der Wohlhabende dem Armen im Geiste der christlichen Nächstenliebe gegenübertritt, so mag manches verbitterte Gemüt sich aufrichten in neu erwachendem Glauben an Gott und die Menschen. Und so gewinnt die Armenpflege neben dem materiellen auch einen ideellen, ja religiösen Wert.

Gewaltig ist das Gebiet der öffentlichen und privaten Armenpflege. Ihre Fürsorge beginnt bei der Geburt und endet mit dem Tode. Die Fürsorge für die Wöchnerin eröffnet die Kette. Das unmündige Kind findet Aufnahme in den sogen. Krippen, während die Mutter der Arbeit nachgeht; an diese reiht sich die Bewahrschule. Der Schulpflichtige findet Erholung und Kräftigung in den Ferienkolonien. Beim Austritt aus der Volksschule greift die Jugendfürsorge ein. Sie vermittelt geeignete Lehrstellen und sammelt die Jugendlichen in Vereinen. Sie geht den Gefährdeten und Gefallenen nach bis in die Spitäler. Dem Straffälligen hilft die Armenpflege den Weg zu einem besseren Wege finden. Dem Obdachlosen bietet sie ein Heim. Dem Kranken, Arbeitslosen oder beschränkt Erwerbsfähigen gewährt sie Unterstützung. Der Greis findet noch eine Wohnung und schließlich sorgt die Armenpflege auch für ein angemessenes Begräbnis. In allen Lebenslagen kann der Armenpfleger auch durch seinen **Rat** seinen Schutzbefohlenen von großem Nutzen sein.

Inwiefern sich öffentliche und private Armenpflege in die gesamte Arbeit teilen, läßt sich im einzelnen nicht ohne weiteres angeben. Zu beachten sind aber jedenfalls folgende Gesichtspunkte. Erstens gibt die öffentliche Armenpflege, ausgeübt von der Gemeinde, nur das Existenzminimum, und ist es oft erwünscht, daß darüber hinaus die private Armenpflege ergänzend eintritt. Zweitens ist es wünschenswert, daß durch die Caritas eine religiös-sittliche Einwirkung auf die Unterstützten ausgeübt wird. Drittens ist es unter Umständen geboten, daß die Caritas an Stelle der öffentlichen Armenpflege eingreift, um z. B. den Eintritt der mit der letzteren verbundenen rechtlichen Nachteile zu verhindern.

An der öffentlichen Armenpflege nimmt man praktisch als Armen- oder Waisenpfleger teil. **Privatdozent Weber** betont in seiner Schrift über das Armenwesen, auch die höher gebildeten Männer sollten nicht zu stolz sein, in den Dienst der Armenfürsorge zu treten. Das geistige Niveau und das Ansehen der Pflegerschaft können nicht hoch genug stehen. Besonders die **Studenten** seien häufig recht geeignete Armenpfleger, zumal sie aus dieser Tätigkeit für ihr ganzes späteres Leben reiche Anregung entnehmen werden, die ihnen im Hörsaal nie geboten werden könnte. Dasselbe gilt auch für private Armenpflege. Daher ist die aktive Teilnahme der Akademiker an unseren caritativen Vereinen dringend geboten. Vor allem kommt hier der **Vinzenzverein** in Betracht, der vor 75 Jahren von jungen Akademikern gegründet wurde. Ihm liegt statutengemäß kein christliches Liebeswerk fern. Und so wird denn von seinen Mitgliedern sowohl die Hausarmenpflege als auch die Fürsorge für Jugendliche, für Gefangene, für Obdachlose usw. ausgeübt. Er würde gewiß noch mehr leisten, wenn diejenigen Kreise, aus denen er hervorgegangen, sich mit ihrem Jugendmut und ihrem Sinn für organisierte und moderne Arbeit mehr als bisher beteiligen würden. Die Erfüllung dieses Wunsches wäre gerade für dieses **Jubeljahr** zu hoffen. Es scheint sich aber auch schon zu regen. Neben die bestehenden akademischen Vinzenzvereine in Straßburg und Freiburg i. Schw. sind kürzlich solche in Bonn und Münster getreten. Ein vom Sekretariat für soziale Studentenzirkel herausgegebenes Flugblatt über „Akademische Vinzenzarbeit" wird hoffentlich das Seine zur weiteren Interessierung der akademischen Kreise für diesen Verein tun.

Sehr empfehlenswert wäre, besonders für die Ferien, folgendes, das auch einen Ersatz für das bieten würde, was unter dem Namen Settlements rühmlich bekannt ist. Ich meine, unsere jungen Akademiker sollten einmal **für kurze Zeit** in einer **Wohltätigkeits- oder Wohlfahrtsanstalt Wohnung nehmen** und hier mit dem Leiter der Anstalt an der ganzen Tätigkeit zuschauend oder auch mitarbeitend Anteil nehmen. Auf katholischer Seite kämen Gesellenvereinshäuser, Erziehungsanstalten usw., dann aber auch das vom Vinzenzverein errichtete Obdachlosenhaus in Köln in Betracht. Selbstverständlich wäre man nicht auf die katholischen Anstalten beschränkt. Jedenfalls wäre dies eine gute Gelegenheit, einen interessanten Ausschnitt aus dem Menschenleben kennen zu lernen. Endlich möchte ich noch die Teilnahme an dem Verein katholischer Jugendfreunde befürworten. Doch der Akademiker wird neben der Praxis, vielleicht vor derselben, die **Theorie** pflegen wollen. Daher möchte ich es nicht unterlassen, auch einige Literaturangaben zu machen.

Die **öffentliche Armenpflege** behandeln vortrefflich Münsterberg, „Die Armenpflege", Liebmann 3.— M, Weber, „Armenwesen und Armenfürsorge", Sammlung Göschen 0.80 M, Brandts, „Das deutsche Armenrecht", Caritasverband 0.90 M; ferner sind noch die Schriften des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit" zu erwähnen. In den Büchern von Münsterberg und Weber wird auch die private Armenpflege besprochen. Die **protestantische** Wohltätigkeit (Innere Mission) ist Gegenstand der Bücher von Wurster und Hennig „Was jedermann von der Innern Mission wissen muß", Kielmann 1.50 M und von Hennig, „Taten Jesu" 3.50 M.

Die **Heilsarmee** ist in der „Sozialen Kultur" 1906 vom katholischen Standpunkt behandelt; eine kurze Orientierung bietet Colze, „Die Heilsarmee und ihre soziale Arbeit", Heft 33 der Sammlung „Socialer Fortschritt" 0.15 M.

Auf **katholischer** Seite fehlt leider ein Buch, welches das gesamte Gebiet in befriedigender Weise darstellt. In Betracht kommen außer den vom Caritasverband für das katholische Deutschland herausgegebenen Schriften, welche mit Ausnahme von Professor Faßbenders sehr zu empfehlender Broschüre „Volkspflege und Laienapostolat" nur Einzelfragen erörtern, nur das „Sozial-caritative ABC", Kühlen, 0,30 M, und „Matern, Wegweiser durch das Gebiet der christlichen Caritas", Frauenberg.

Ueber den Vinzenzverein orientieren die Statuten (0,20 M) und das Handbuch des Vereins (1.50 M), beide im Verlag des Vinzenzvereins in Köln, Händelstraße 41, erschienen.

Außerdem sei noch auf die zwei katholischen caritativen Zeitschriften, die „Caritas" (3 M) und die „Bayerischen Caritas-Blätter" (2 M jährlich) hingewiesen.[1])

Zum Schluß möchte ich mutatis mutandis mit Weber folgendes betonen: „Zweck dieser Ausführungen soll sein, den **Willen zur Tat** zu stärken. Im Verkehr mit den Armen wird man empfinden, wie oft der in unseren Tagen fast vergötterte Gesetzesparagraph versagt und versagen muß, wenn es gilt, menschliche Not zu lindern, eben weil in so manchen Fällen der Notstand nicht ein „soziales", sondern ein „individuelles" Problem ist. Es scheint mir eine ernste Notwendigkeit zu sein, daß die deutsche Wissenschaft sich klar macht, wie wichtig die Probleme sind, die auf dem Gebiete der Armenfürsorge der Lösung harren. **Soziale Hilfe ist gut, individuelle Hilfe ist besser.**"

[1]) In diesem Zusammenhang sei allen Interessenten das soeben im Volksvereinsverlag, M.-Gladbach (1908, 1. bis 3. Tausend, Preis 50 Pfennig) von Dr. Carl Sonnenschein herausgegebene Broschürchen „Kann der moderne Student sozial arbeiten?" aufs wärmste empfohlen. D. Red.)

Mutterschritt.

Die Türe geht um Mitternacht,
Und Schritte kommen sachte, sacht,
Das kommt mit schwerem Muttertritt,
Sie bringt ja all ihr Lieben mit.

Ich mache still die Augen zu,
Weiß selber nicht, warum ich's tu,
Da zittert's leise durch den Raum:
„Du armer Bub, ich trag' es kaum."

Und wieder Stille, lange, lang,
Mein Herz geht seinen ruhigsten Gang,
Und wieder Schritte sachte, sacht,
Daß nicht ihr armer Bub erwacht.

Ich horch' so still dem lieben Gang,
Wie er sich tappt durchs Zimmer lang,
Ich fühl's am schweren Muttertritt:
„Sie nimmt ja all dein Sorgen mit."

M. Hiemenz.

Ein hochaktueller künstlerischer Tendenzroman.

Besprochen von E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfr.

April/Juni 1907 erschien in der „Köln. Volksztg." ein Feuilleton, das den Leserkreis einigermaßen in Atem hielt — ein Erstlingsroman, der in hervorragender Weise das Goethewort illustrierte: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Und wo ihr's packt, da ist's interessant". Zum Schlusse nahm die Redaktion öffentlich Stellung zu dem Abdruck des freilich für unreife Köpfe weder beabsichtigten noch passenden Werkes und tat dessen dichterische, soziale, moralische wie religiöse Bedeutung nachdrücklich kund. Zu Weihnacht gab dann der Verlag der „Kölnischen Volkszeitung" die Erzählung in Buchform heraus, indem er den stattlichen Band unter Betonung an die Spitze seiner diesjährigen prosaepischen Veröffentlichungen stellte: Gesa Plitt. Roman von M. Scharlau.[1]) Wer hinter diesem zum erstenmal auftauchenden Autorennamen steht, wurde bisher nicht bekannt; jedenfalls ist's ein lebens- und welterfahrener Charakter erstklassiger Güte, zugleich ein ursprüngliches, künstlerisch bereits stark entwickeltes schriftstellerisches Talent.

Schwere Krankheit hinderte mich an Ausführung der Absicht, rechtzeitig vor Weihnacht M. Herberts „Vittoria Colonna" und M. Scharlaus „Gesa Plitt" an dieser Stelle zu beurteilen. Inzwischen hat die erstgenannte Kunstschöpfung hier tiefere Bewertung erfahren, und mir erübrigt somit nur die Besprechung des letztgenannten Buches. Im Gegensatze zu dem Herbertschen wurzelt es mitten in der deutschen Jetztzeit, auf die es so detaillierende wie umfassende, so mannigfache wie anregende, oft wuchtige ja erschütternde Beleuchtung wirft. Immer aber geschieht dies unter einer großen einheitlichen Idee und Vergleichsziehung, die sich für das richtige Erfassen des gesellschaftlichen, auch kirchlichen, des Gesamt- und Einzellebens als hochwichtig erweist. Eben deshalb gehe ich im folgenden ausführlicher auf „Gesa Plitt" ein.

Schon der Name deutet nach dem deutschen Norden. Im ländlichen Milieu treffen wir die Hauptgestalt der Handlung: ein Pariasproß, der bis jetzt nur des Daseins Bitternis kannte. Seit der Geburt Waise eines armen verlassenen Weibes, ißt sie das Brot des Hungers, der unverschuldeten Schande, der grausamen Willkür. Dem mählich sich erhellenden Bewußtsein dünken Tod oder Gefängnis bald ein begehrenswertes, weil erlösendes Ziel. Als die gemeinen „Pflegeeltern" verhaftet und abgeführt werden, verdingt die Gemeinde das schulpflichtige Mädchen, nach dessen vorübergehendem Aufenthalt im Armenhause, unentgeltlich an einen um seiner verschlagenen Roheit willen berüchtigten Landwirt. Brutale Entbehrung, Ueberlastung, Quälerei wird abermals des „Pfleglings" Anteil, letztere zumal durch den halbwüchsigen Sohn des Bauern. Plötzlich zuckt in dem halb tierischen Burschen die ekle Lust auf; vor seinem jähen Ueberfall flieht das Kind, bricht unterwegs zusammen, wird bewußtlos zurückgebracht. Krank, ohne Arzt, ohne Pflege, schmachtet Gesa in enger, dunkler Kammer, bis die junge Pastorin des Dorfes, auf sie aufmerksam gemacht, den Weg zu ihr erzwingt, sie befreit und, mit Zustimmung ihres Mannes, adoptiert. Wenige Monate genügen zum ungeahnten Aufblühen der ursprünglich reichen Natur des Mädchens. Der gütig sorgsame Unterricht des „Vaters", die zärtlich hingebende Erziehung der „Mutter" bringen, wie im Nu, alle Keime des Guten zu herrlichem Gedeihen. Auch das mystisch religiöse Moment in ihr dringt ans Licht. Die Pastorin Walter hat einen starken Zug zum Katholizismus, der nun auf dies ihr anvertraute Gemüt, diesem unbewußt, unter ihrer unmittelbaren und mittelbaren Führung übergeht. Gesa entwickelt sich körperlich, geistig und seelisch zu hold kraftvoller Schönheit. Mit der ganzen ihr angeborenen Leidenschaftlichkeit umklammert sie das Wesen der Mutter.

Der erste Abschluß ihrer so glückselig verwandelten Jugend: die Konfirmation, naht heran. Da erkrankt die Pastorin und siecht langsam dem Tode entgegen. Die Sterbende übermacht Gesa ihr Erbe: „Liebe Jesum, er sei der Mittelpunkt deines Lebens. Bete aus tiefstem Herzen zu ihm; suche sein Kreuz zu lieben und es mit ihm zu tragen. Forsche nach der Wahrheit und verschließe dich ihr nicht. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt." Dann folgt eine Botschaft an den katholischen Geistlichen, der vor Jahren in das Herz der noch Unvermählten die ersten Strahlen der Heilswahrheit leitete; darauf die Selbstübergabe der scheidenden Seele an den gekreuzigten Heiland. Diese letzten Vorgänge prägen sich wie mit unauslöschlicher Flammenschrift in Gesas Gedächtnis.

Der wilde Schmerz nimmt sein Recht, aber in Gegenwart des gebeugten Vaters zwingt sie ihn nieder. Ganz im stillen hält sie Totenandacht im Geiste der Kirche, allmorgendlich am Grabe, allabendlich in ihrem Zimmer vor einem selbsterrichteten Altärchen, in der Mutter Lieblingsbuch: „Das Leben der Heiligen", versenkt. Einmal überrascht sie Pastor Walter. Erschreckt ob der drohenden „Gefahr", entschließt er sich schweren Herzens zu ihrer Entfernung in neue Verhältnisse. Ein zweites, diesmal liberales Pastorat tut sich ihr freundlich auf. An seinem regen, ziemlich oberflächlichen geselligen Treiben nimmt sie bald lebhaft teil; doch wirkt das Andenken, der Einfluß der Mutter in ihr fort. Wo sie kann, tritt sie protestantischen Vorurteilen entgegen; einen jungen freisinnigen Vikar, der sie verehrt, bekehrt sie zu gerechterem Urteil, während er in ihr ein neues Interesse: das für soziale Frauentätigkeit, weckt.

In das junge Herz dringt triumphierend die Liebe ein. Gesas stürmische Gegenneigung fliegt Reinhard von Gröben zu, einem edlen Offizier aus altem Geschlecht. Die Zustimmung seiner Eltern weiß er, wenn auch nicht leicht, zu erringen. Als er diejenige Pastor Walters erbitten kommt, bricht alles irdische Glück auf immer für ihn zusammen: Gesas uneheliche Geburt verbietet die Möglichkeit dieser Verbindung.

Der Vater ruft die ahnungslose Tochter heim. Sein bebender Mund kündet ihr den Schiffbruch ihres holdesten Traumes. Auch jetzt wendet sie sich zu Gott, aber aus der tiefen Not des inneren Menschen hebt sich heißer, marternder Zorn: „Ein Makel haftet an deinem Leben, für den du nichts kannst; du bist verachtet ohne Schuld."

Sie liest die Abschiedszeilen des Geliebten, der in ausländischen Dienst tritt — eine zweite, aber diesmal herbe und dunkle Wendung vollzieht sich in ihr. Nach Stürmen lähmender Hoffnungslosigkeit und wilder Verzweiflung gewähren Erinnerung, Gebet, Arbeit, Fürsorge ihr Linderung, momentanes Vergessen. Auf den Barmherzigkeitswegen der Mutter leuchten ihr neue Erkenntnisse auf. Sie folgt ihnen und beschließt, Krankenpflegerin zu werden.

Nun beginnt ein unerbittliches, aber ästhetisch stets noch zulässiges und in sich tiefmoralisches Aufrollen sozialer Mißverhältnisse.

Im „Elisabethaus" vom Roten Kreuz, wo Gesas jetziger Wirkungskreis einsetzt, strebt gerade, trotz der Tüchtigkeit des (protestantischen) Anstaltsgeistlichen, der lebenweckenden Frömmigkeit der Oberin und der Treue ihrer Anhängerinnen, ein schlimmer Geist empor: der der Weltlichkeit, Oberflächlichkeit, Koketterie, Liebelei, Intrige. Die eifrige Ankömmlingin zwar lebt ganz ihrem Beruf. Aber als die Oberin, umringt von kleinem Stabe, nach häßlicher Szene gezwungen austritt, um zur Diakonie überzugehen, bleibt Gesa zurück: aus Furcht vor neuen Verhältnissen und im Gefühl schwanker Heimatlosigkeit, bedingt durch Pastor Walters zweite Heirat.

Unter der neuen Oberin und dem neuen Geistlichen herrscht bald ein lebenslustiger, „liberal"-fortschrittlicher Ton in der Schwesternschaft vor. Gesa trifft jäh die Nachricht vom Tode ihres Geliebten; trotz verzehrender Trauer bleibt sie ihrer Pflicht getreu. Als Oberleiterin einer Frauenbaracke macht sich auch an sie widerliche Frechheit, seitens des behandelnden Arztes, heran. In glühende Empörung mischt sich ihre peinliche Beschämung. Dazu kommt die wachsende Niedergeschlagenheit über die Unzulänglichkeit der ihr hier gebotenen religiösen Nahrung. Sehnsucht nach dem markigen, heilig einfachen Glauben der Mutter steht in ihr auf, aber sie weiß, daß er ihr bereits entschwand. Durch körperliche Ueberbürdung, Nervenüberreizung und ungenügende Selbstpflege erkrankt sie. Eine der Schwestern verführt sie zum heimlichen Morphiumgenuß: Entlassung aus der Anstalt ist die Folge.

Den Weg ins „Vaterhaus" sieht sie versperrt. Sie geht nach der Großstadt, deren Gefahren sich sofort an sie drängen. Geängstigt, verschüchtert, findet sie Verwendung in einer „vornehmen" Privatklinik. Gute Bezahlung, freundliche Behandlung werden ihr zuteil. Aber das Laster umgibt sie. Von dem dunklen Hintergrund hebt sich doppelt leuchtend ihr Gesinnungsadel, ihre Reinheit.

Ein von ihr gepflegter verheirateter Offizier, dessen Aeußeres sie schmerzlich und erregend an den toten Geliebten erinnert, sucht das selten schöne, kluge Mädchen mit Beihilfe der sittenlosen Vorsteherin Kornelia Vollert zu umgarnen. Im Gedächtnis an die Mutter und Reinhard hält Gesa ihm und dem ganzen vergiftenden Einfluß des Hauses stand, bis sie der Morphiumsucht immer rückhaltloser verfällt. Da sinkt und sinkt sie. Ein letztes inneres Aufraffen treibt sie auf den Todesirrpfad, der sie vor dem Entsetzlichen, dem absoluten Fall ohne seelische Liebe, bewahren soll.

Da trifft sie das Erbarmen Gottes. Durch innere und äußere Umstände in ihrem Vorhaben gestört, wird sie von beiden, halb unbewußt, in eine katholische Kirche, in eine feierliche Maiandacht geführt. In dem amtierenden Geistlichen erkennt sie Pastor Brenk, den Freund ihrer Mutter. Sie nähert sich ihm, bringt ihm der Sterbenden unvergessene Botschaft. Er wird ihr Retter und Führer. Im „Sankt Annenkrankenhaus" beginnt, nach plötzlichem physischem Zusammenbruch und wochenlanger unmittelbarer Lebensgefahr, unter der treuen Pflege Grauer Schwestern ihre bald sieghaft fortschreitende körperliche und seelische Genesung. Nach gründlicher Vorbereitung kehrt sie zurück in den Mutterschoß

[1]) Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem. 449 S. Geh. M 5.—. Original-Salonband M 6.—.

der Kirche. Dann findet sie bei einer vornehmen edlen Frau ein endgültiges Heim mit einer Fülle segensreicher Pflichten. Sie nimmt eifrig teil an den caritativen Bestrebungen der katholischen Frauenbewegung, bewährt sich vorzüglich, wird nach 7 Jahren städtische Waisenpflegerin und — „ein solches Amt gibt Mut" — hervorragende propagandistische Rednerin des katholischen Frauenbundes. „Durch Gottes Gnade und Ihre treue Hilfe, mein hochverehrter Vater," schreibt sie an Pastor Brenk, „bin ich froh und frei geworden. Jetzt will ich schaffen und wirken, so lange es Tag ist."

Dieser Inhaltsabriß übermittelt einen kaum annähernden Begriff von dem außerordentlichen Stoff-, Personen- und Ideenreichtum des Buches. Sprachlich springt sofort das markig Präzise vor. Oft stimmungsgetragen, erhebt sich die Diktion nicht selten zu mitreißendem, bisweilen zu hochdramatischem Schwung. — Von künstlerisch leuchtender Kraft ist die Naturschilderung. Ein paar nun wuchtige, nun feine Striche, und man sieht sie vor sich: die wogenden Getreidefelder, die blumigen Knicks, das Moor verklärt von bläulich schimmerndem Duft, die endlos weite Heide, das verregnete, verstürmte Park- und Straßenbild. Auch das Milieu, ob nordisch bäuerisch, ob klein- oder großstädtisch, erfährt gute Zeichnung, nicht zuletzt das differenzierte evangelische Pastorat. Von auffallend scharfer und umfassender Beobachtung zeugt die Vorführung zahlreicher, oft grundverschiedener Charaktertypen aus den betreffenden vielfach gegliederten Kreisen: vom brutalen, rohen, grob hinterhaltigen oder listig verschlagenen bis zum gutherzig knorrigen und feinsinnig gemütsweichen Landbewohner; vom glatten, innerlich hohlen bis zum vollwertigen Kulturmenschen; vom Vergnügungs- und Lustjäger bis zum opferwilligsten Heilandsjünger.

Lobenswert ist die Anlage und die — im ganzen — steigernde Fortführung der Handlung. Letztere umschließt, wie das Leben selbst, ein Auf und Ab der Intensität äußerer und innerer Stimmungen und Geschehnisse. Aber technische, ästhetische und rein ethische Ausgleichung und Harmonisierung im künstlerischen Sinne findet unverkennbar statt. Einzelne Szenen könnten durch mühelose „fachmännische" Kunstgriffe in der Spannung noch gehoben, andere räumlich ökonomisiert und auch stilistisch gefeilt werden, wie denn überhaupt gelegentliche kleine technische Unbeholfenheiten fast rührend auf das „Erstlingswerk" deuten. Eine empfindliche Unterlassung weist die Darstellung der Verhältnisse im „Elisabethaus" auf: die Zeichnung einer der mehrfach erwähnten pflichttreuen Schwestern (außer Gesa) hätte nicht übersehen werden dürfen. Am schwächsten wirkt die eigentliche Liebesepisode. Erst nach deren Katastrophe setzt das Vollinteresse des Autors wie des urteilsreifen Lesers wieder ein.

Das den Fluß der Ereignisse störende reflexive Moment ist so gut wie ausgeschlossen. Dagegen stockt die Handlung ein paarmal über der an sich freilich stets interessanten sozialen Beleuchtung. Der Dialog ist natürlich-einfach, der in ihn zu Anfang verwobene niederdeutsche Dialekt echt, das Platt auch in seiner Uebertragung bezeichnend.

Gesunder, tiefgründiger Sinn beherrscht das Ganze. Das zeigt vor allem die lebensprühende Charakteristik. Wir sehen sofort: Seelenanalyse, psychologische Motivierung, organischer Charakter-Auf- und -Ausbau ist M. Scharlaus starke Seite.

Zug um Zug wächst die Hauptgestalt vor uns in die Höhe; in der ganzen, durch Gesas Lebensverhältnisse notwendig komplizierten Zeichnung klafft nicht die kleinste Lücke. Dabei keine Tüftelei; alles unbedingte, imponierende Einheitlichkeit. Wie die später so kraftvoll in der Heldin zur Geltung kommende Mütterlichkeit durch Gesas heimliche Pflege des todkranken Bauern, des Vaters und Großvaters ihrer Peiniger, angedeutet und geweckt wird; wie das erste an ihr Herz schlagende „Mein liebes Kind!" die ganze einstige Liebe zur zweiten Mutter und dadurch ihre eigene zwiefache Rettung anbahnt; wie die neue Lebensatmosphäre ihr wahres Ich wunderähnlich hervorlockt und entfaltet, ohne daß die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit künftiger schwerer Irrungen sich ausschließt oder verdeckt: das alles hat eine unvergleichlich zartfühlende Hand mit intuitiver Zielsicherheit entwickelt. Wie ferner diese Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit sich unter dem Ansturm seelischer und leiblicher Not, fremder und eigener Schuld erfüllt; wie das mählich ersterbende Echo aus dem Eden der Jugend und der reinen Liebe, aus dem Glaubens- und Tugendleben der Mutter sie doch immer wieder vor der tiefsten Schmach, endlich vor der Vernichtung bewahrt und sie der beseligenden Erlösung, der neu geschenkten und neu errungenen Menschenwürde zubringt: auch das wird, bis in die letzten Gründe und Konsequenzen, künstlerisch überzeugend dargetan.

Neben Gesa ist, mit Recht, Anna Walter der sorgsamst durchgeführte Charakter, der alle übrigen an Liebreiz der Seele überstrahlt. Ergreifenderes kann man kaum lesen als die Ausgestaltung ihres tiefinnerlich bewegten Daseins: ihr heldenhaftes Anstreben der Wahrheit; ihr Leid unter der wachsenden Entfremdung des Gatten, unter der dauernden Trennung von der Mutterkirche und deren Gnadenschätzen; ihr Ausströmen heiliger Liebe; ihr alle Sehnsucht stillendes gottseliges Ende. Dieses reine, mildheroische Leben verrät menschlichem Auge kaum einen Makel. Lange nach seinem irdischen Abschluß zieht es leuchtende Spuren zur ewigen Heimat — Pfadweiser durch Nacht zum Licht, aus Kreuz zur Krone.

Auch Pastor Walter ist ein Edelmensch, wenngleich robusteren Einschlags. Ein Mann lauterer Gesinnung, großherzigen, auch zarten Taktes und schönen Betätigungsdranges, liegen alle seine Mängel nach der Temperaments- und Einsichtsseite, nach der Richtung unvollendeter Selbstentäußerung und -erforschung.

Eine Art idealer Ergänzung zu ihm bildet der katholische Pastor Brenk. Uebertrieben feinfühlige Scheu vor unzeitigem Eingriff in fremden Werdegang haftet ihm an und wird, indirekt, Ursache von Anna Walters tragischem Schicksal.

Ein furchtbares Beispiel verstockt trotziger Abkehr vom Heilswege bietet der abgefallene Priester, dessen qualvolles Hinscheiden der Autor mit hoher künstlerischer Gewalt darstellt.

In Parallele zu diesem Unglücklichen steht die Vollert. Schnöde Weltlust hat sie dem Glauben ihrer Kindheit abgelockt, sie jedoch, trotz gegenteiligen Anscheins, nicht durchaus verderbt. Gesas unerschrockene Kundgebung verehrender Liebe zu der katholischen Kirche und deren heiligen Menschen bewirkt ihre erste tastende Einkehr; der Tod des unausgesöhnt bleibenden Priesters, ihre gleich darauf folgende heiße Angst um Gesa, endlich eine Aussprache mit Pastor Brenk verursachen ihre scharf-psychologisch motivierte fruchtbare Buße.

Auch die mehr im Hintergrund gehaltenen Personen sind meist kräftig herausgearbeitet. Ein näheres Eingehen verbietet uns der Raum.

Lebhaftes Interesse verdient die eigenartig fesselnde Behandlung der konfessionellen Motive. Augenscheinlich ist der Verfasser nicht nur hüben, sondern auch — in erster Linie vielleicht — drüben gut zu Hause. Helle Streiflichter fallen auf die in Orthodoxie und Liberalismus mannigfach gegliederte und gespaltene lutherische Pastorenwelt, auf Sekten- und Vereinswesen, auf uralte Glaubensreste und hypermoderne Vernebelung, auf krasses und gemäßigtes Vorurteil, auf vielklare Einsicht, ursächliches Gute und ideale Bestrebung verschiedener Art. — Des Autors ehrliches Ringen nach möglichster Objektivität tritt uns überall entgegen. Seine heiße, fast scheint es: sehnsüchtige, wiewohl *alles andere als blinde* Liebe aber gilt der katholischen Kirche als der „göttlichen Anstalt des Heils", deren feste Geschlossenheit, deren Unwandelbarkeit auf Grund des Autoritätsprinzips er gegenüber der „traurigen Zerrissenheit" der protestantischen Kirche preist. — Eine herrlichere Auffassung katholischen Priestertums als die M. Scharlaus findet sich nicht leicht.

Die künstlerische Hauptaufgabe der Darstellung ist der Auf- und Ausbau eines Charakters, der einerseits unter schwer hemmenden, anderseits unter auserwählt fördernden Vorbedingungen durch Schmerz, Entbehrung und Versuchung, durch Leidenschaft und Sünde zu wachsender lichtvoller Festigkeit, zu reicher Betätigung vollbewußter Gotteskindschaft gelangt. Die Behandlung dieses Hauptproblems vollzieht sich auf aktuell sozialer, auf kulturhistorischer Zeitbühne und begreift demgemäß eine ganze Reihe von Unterproblemen in sich: Zunahme der aufdringlich „allgemeinen" Unsittlichkeit, Bedrückung und Schutz des gesetzlich vaterlosen Kindes, Armenpflege und Fürsorge, Frauenbewegung, freie Berufs-, interkonfessionell und konfessionell genossenschaftliche Krankenpflege usw.

Nachdrücklich unterstrichen erscheint das Problem der auch bei uns bedrohlich vorschreitenden Morphiumsucht. Diese furchtbar demoralisierende Leidenschaft, die auch Gesa in erster Linie dem sittlichen Verfall preisgibt, grassiert bekanntlich in nicht wenigen Krankenpflegekreisen.

Ob auch dem Verfasser nicht selten schier hörbar das Herz vor Jammer und Empörung pocht: sein aus der Tiefe und Fülle der Erfahrung und Menschenkenntnis heraus gewachsenes Werk ist kein Anklageroman schlechtweg. Davor bewahrt es seine *künstlerisch ausgelöste große leitende Tendenz*, die alle Geschehnisse auf ein gewaltiges befreiendes Gesamtziel richtet: die *suchende* und *findende* Liebe Gottes, die in unermüdlichem Erbarmen auch den am äußersten Verderbensrande hintaumelnden Sünder zurückzureißen und zu retten vermag, wenn nur noch einmal in ihm ein reuiges, sehnendes Erinnern an göttliche Führung aufdämmert; die das nach ewiger Wahrheit, nach göttlicher Vereinigung lechzende Herz trotz unüberwindbar scheinender Hemmnisse unmittelbar an sich zu ziehen weiß, um es zu beseligen für alle Ewigkeiten. — Neben dieser Hauptidee läuft eine zweite parallel: die Gegenüberstellung der katholischen und der protestantischen Kirche, ihre Wertung auf den Grad der ihnen innewohnenden Lebenskraft hin.

Wahrlich, „hochaktuelle künstlerische Tendenzromane" wie dieser tun uns not: Großtaten vermittelnder, heroischer Liebe. Sie erfassen und verbreiten heißt ein reformatorisch gutes Werk tun.

Alarmrufe.

Von
F. Weigl.

Unter dem Titel: „Un cri d'alarme" berichtet „Le XXe Siècle" (Nr. 46), der belgische Staatsminister Jeune habe an den Justizminister im Namen der Liga gegen die Unsittlichkeit eine Vorstellung eingereicht, die von allen Direktoren und Direktricen der Erziehungsanstalten und allen Vertretern des öffentlichen Unterrichts Brüssels in ihrer amtlichen Eigenschaft unterzeichnet ist, und scharfes Einschreiten gegen den Schmutz in Wort und Bild fordert. Die genannte katholische Zeitung drückt ihre Befriedigung darüber aus, daß die von der katholischen Presse seit Jahren vertretene Forderung nun auch offizielle Unterstützung findet. Aehnlich ist sodann der Alarmruf, der von Bremen kommt. Die liberal-freisinnige „Weserzeitung" (Nr. 22 031) spricht mit Offenheit von einer „Schweinerei", die sich breit mache und von „dem Strom des Schmutzes, der sich draußen in breiten Gossen einherwälzt". Sehr beachtenswert ist folgende Bemerkung:

„In den Parlamenten ist jetzt wieder eine Bewegung dagegen bemerkbar geworden. Ihr ist der Einwand entgegengesetzt, das Unzüchtige könne auch jetzt schon genügend verfolgt werden; die Gesetzesparagraphen seien da, man möge sie nur anwenden. Es ist kaum zu denken, daß das richtig ist. Dann müßten ja Staatsanwälte und Polizei in Bausch und Bogen ihre Pflicht versäumen, was man ihnen doch am Ende nicht vorwerfen darf."

Zum Schluß fordert die Zeitung Gesetzesparagraphen, „die das Gemeine mit verdienter Strafe treffen".

Ein dritter Aufschrei ob des Anwachsens des Schmutzes kommt aus der Schweiz. „Die Ostschweiz" (Nr. 16) berichtet von der Gründung einer „Interkonfessionellen Vereinigung zum Schutze der Sittlichkeit". Wir freuen uns dessen und reichen all den Mitkämpfern freudig die Hand.

Wie not es tut, das Gewissen der Allgemeinheit, die öffentliche Meinung durch unermüdlich erklingende Alarmrufe aufzurütteln, das zeigen die Buchhändlerprospekte und die sich immer noch mehrenden Klagen von Privaten, die mit Schmutzprospekten belästigt werden. Ein Verlag zeigt Schmutzliteratur den Wiederverkäufern mit dem Titel an: „31 Mark Verdienst bei 5 Mark Auslage". Diese 520 Prozent Gewinn werden ja manchen schwankenden Zeitungs-, Kiosk-Verkäufer und „Buchhändler" veranlassen, den Schmutz sich beizulegen und zu vertreiben. Ein anderes Mittel, den Buchhandel für die Verbreitung des Schmutzes zu gewinnen, ist der, Ausgaben von pornographischen Werken mit harmlosen Titeln und Umschlägen zu liefern. So schreibt ein Verleger im Buchhändlerprospekt: „Vielfachen Wünschen entsprechend, habe ich neben der bunt broschierten Ausgabe eine einfach broschierte Ausgabe ohne das bunte Bild(!), nur mit Aufdruck des Titels, in weißer Folie herstellen lassen, die gewiß denjenigen Herren Kollegen willkommen sein wird, welche sich mit Rücksicht auf ihre Kundschaft(!) von der einfachen Ausgabe einen größeren Absatz versprechen." So werden die verschiedensten Schleichwege versucht, den Schmutz zu verbreiten.

Wie Private zu ihrem Aerger mit Schmutzprospekten belästigt werden, zeigen verschiedene Beschwerden, die laut werden. So schreibt uns der Leiter eines theologischen Konvikts, daß ein Verleger sich nicht scheute, in sein Haus Prospekte unter anderem über „Männerfreundschaft und -Liebe" zu senden; von anderen Anstalten kommt die gleiche Klage. In ein Erziehungsinstitut wurden Prospekte über die verschiedensten sexuellen Perversitäten gesendet. Endlich müssen wir es auch als sehr ungeziemend bezeichnen, wenn man katholische Geistliche andauernd mit der Ankündigung eines großen Werkes über das sexuelle Leben belästigt, wie unter Vorlage des Prospektes von einer großen Zahl von Adressaten in verschiedensten Gegenden geklagt wird. Die 31 Seiten Petitdruck umfassende Inhaltsübersicht läßt das Werk wirklich als eine „Enzyklopädie aller Unsittlichkeiten" erkennen. Eines müssen wir allerdings anerkennen, die „Geschäftsgewandtheit" des Verlegers, der den Prospekt an die Geistlichen mit einem aufgeklebten roten Zettel versendet, der folgende Notiz enthält: „Dieses Buch zeichnet sich durch erfreuliche Objektivität gegenüber der katholischen Kirche aus! Siehe z. B. S. 105 die Aeußerung: Es ist eine große Ungerechtigkeit, wie sie von einigen modernen, kulturgeschichtlich wenig gebildeten laienhaften Schriftstellern beliebt wird, besonders die katholische Kirche für das Hervortreten dieses sexuellen Elementes in Kultur und Dogma verantwortlich zu machen usw." Sollten für diese Stelle wohl alle katholischen Geistlichen das Buch anschaffen? Mag es auch für eine Polizei- oder Justizbehörde oder für den Arzt interessantes Nachschlagematerial enthalten, so soll man doch Geistliche mit der Ankündigung verschonen, denen man vor Jahren mit Unrecht so Schlimmes über „Liguorimoral" zurief. Namentlich muß man aber flammenden Protest dagegen einlegen, daß solche Werke in die breitesten Kreise getragen werden — wofür uns auch Beweise vorliegen — und daß so über alle Einzelheiten der Unzucht und Sittenlosigkeit, der sexuellen Perversität und Zügellosigkeit Detailunterricht an jedermann erteilt wird.

Die Alarmrufe können nicht oft genug ausgestoßen werden, und es können der Männer und Frauen, die in denselben einstimmen, nicht genug werden, wenn das erreicht werden soll, was einzig helfen kann: völlige Umstimmung der gesamten öffentlichen Meinung!

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der Block.

Ein schwächlich Kind von jeher war's, rhachitisch,
Nun aber ist sein Zustand wirklich kritisch;
Lag's an der Eltern ungesunden Paarung,
War's Folge gar von mangelhafter Nahrung?
Der Vater lächelt müde, resigniert,
Schon lange er nicht mehr, wie einst, zitiert.
Und wenn des Knaben Ende man beweint,
Lucanus auch im Kanzleramt erscheint? —

Georg Heydkamp.

Vom Büchertisch.

Th. Walter: „Klavierspiel ohne Noten." Eine interessante Erfindung, deren Anwendung unschwer zu erlernen ist. Stücke von nicht zu großen Ansprüchen, können in dieser Methode leicht gelernt werden. Die Erfindung ist in erster Linie für den musikalischen Hausbedarf gedacht und wird sicherlich viele Freunde finden. — **A. Dolzein: „Vereinfachtes Notensystem ohne Schlüssel."** Die Schwierigkeit für den Anfänger Baßschlüssel mit Violinschlüssel zusammen zu spielen, ist beseitigt. Die Lage des Tones wird durch Ziffern angedeutet, die angeben, in welcher Oktave der Klaviatur der Ton liegt. Das System vermag die Zeilen (die Töne der Skala) auf fünf zu reduzieren (hier und da bedarf es auch sechs). Vor allem beim Klavier dürfte Dolzeins System sich bewähren.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Calderongesellschaft veranstaltete die Aufführung eines patriotischen Festspieles „In Treue fest" zu Ehren des Prinzregenten. Die Vorstellung im Festsaale des Hotel Union wies wiederum einen glänzenden Besuch auf; vom Kgl. Hofe waren Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand und die Prinzessinnen Klara und Maria del Pilar erschienen. Historische Bilder aus Bayerns ruhmvoller Vergangenheit bietet die von dem Grafen Bruno von Holnstein aus Bayern in schwungvollen und empfindungstiefen Versen verfaßte Dichtung. Die Strophen dienen jeweils zur Einführung eines lebenden Bildes. Nachdem ein Ritter uns in anschaulichen und begeisterten Versen die Befreiung des deutschen Heeres durch Otto von Wittelsbach in der Veroneser Klause zum inneren Erlebnis geführt, sahen wir in einer reizvoll gestellten Gruppe den Sieger an der Spitze seiner Bayern, von Barbarossa begrüßt. Kriegsfanfaren aus dem 12. Jahrhundert erhöhten die historische Stimmung. Der Schlacht von Mühldorf gilt die zweite Szene. Das Bild zeigt Ludwig den Bayer, wie er dem besiegten Gegenkaiser ritterlich Gut und Freiheit wiedergibt. Zwischen das Pathos vaterländischer Geschichte hat nun Graf Holnstein ein liebliches Idyll eingeschaltet zum Preise der Schönheit unserer heimischen Alpen. Ein reizvoll arrangierter Reigen von Elfen, Zwergen und Alpenblumen läßt die Sagenwelt des Gebirges aufleben. Kurfürst Max Emanuels Erstürmung Belgrads führt uns auf die ernsten Pfade der Historie zurück, insbesondere die in Brand geschossene Stadt ist perspektivisch von großer Wirkung. Das durch ein Dorf ziehende Aufgebot der Oberländer und die Sendlinger Bauernschlacht bieten die Motive zu den folgenden, mit besonderem Beifall begrüßten Bildern. Vor Sedan führen die drei letzten Szenen. Auf dem Schlachtfeld dämmert der Abend, Geistliche und Nonnen mühen sich um die Verwundeten und Sterbenden. Die Musik spielt die bayerische Gebetshymne. Dann



sehen wir die um das Wachtfeuer gelagerten Soldaten. Noch liegt der schwere Ernst der Tage über ihnen und findet in ihrem Liede „Morgenrot, leuchtest mir zu frühem Tod" ergreifenden Ausdruck, bis in der Schlußszene „die Begrüßung von der Tanns" der Jubel ob des gemeinsam mit den deutschen Bruderstämmen erstrittenen Sieges begeisterten Ausdruck findet. Der Epilog stellt eine in zündenden Rhythmen gehaltene Huldigung unseres allverehrten Regenten dar. Unter den Klängen der Nationalhymne erhob sich zum letzten Male der Vorhang. Um die Büste des greisen Herrschers wurden die Heldengestalten der Dichtung nochmals sichtbar. Lebhafter Beifall lohnte den Verfasser und die Hauptdarsteller für den gebotenen schönen Abend. Unser unvergessener früherer Hofschauspieler Sturz hat sich um die Regie verdient gemacht. Die lebenden Bilder hat Graf Courten, der bekannte Maler, mit glücklichstem Gelingen gestellt. Das Arrangement der Tänze ist Miß Rice zu danken. Die Kapelle des Leibregiments spielte unter Höggs Direktion sehr flott und zündend. Von ihren auch musikhistorisch sehr interessanten Stücken konnten wir nur das wenigste hervorheben. Leider läßt der Raum nicht zu, den Damen Steinhäusser, Schmid-Breitenbach, Komtesse Fedrigatti und Hassow, sowie den Herren Graf L. Courten, Eichhorn, Baron Laßberg und Nestor Lampl für ihre deklamatorischen Leistungen mehr wie ein Kollektivlob zu widmen. Die Calderongesellschaft darf mit dem neuen Erfolge zufrieden sein.

Das Hoftheater hat Liszts „Legende der heiligen Elisabeth" einer Neueinstudierung unterzogen, die unter Fischers Leitung mit der stimmlich sehr schönen Vertretung der Titelrolle durch Frl. Fay einen großzügigen Verlauf nahm. — Das aus Studentenkreisen angeregte Gastspiel Possarts kommt nicht zustande. Wie verlautet, wünscht unser ehemaliger Bühnenleiter ein für allemal davon Abstand zu nehmen, um jede Beunruhigung des Hoftheaterbetriebs und jede falsche Deutung einer Stellungnahme zu diesem auszuschließen. Das Publikum wird diese Entscheidung bedauern, zumal ein Gastspiel kaum falsch „gedeutet" werden könnte.

Theater am Gärtnerplatz. Die Première von Rudolf Dellingers Operette: „Jadwiga" brachte der Bühne einen stürmischen Erfolg. Sie darf sich dessen rühmen, denn er ist nicht mit den billigen Mitteln der Operettenschablone errungen. Das Werk erfordert an sanglichem Können sehr viel, und Frl. Linda und Herr Gruber wurden den schwierigen Partien in glänzender Weise gerecht. Ist das Stück doch in mehreren Teilen mehr komische Oper wie Operette. Eine reiche und immer klangschöne Melodienfülle strömt durch die feinsinnig instrumentierte und allem Banalen abholde Partitur, der nur der Pedant einige leise Anklänge an des nämlichen Komponisten „Don Cesar" verübeln wird. Dellinger, bei dem Betreten des Dirigentenpultes von dem Orchester mit einem Tusch begrüßt, leitete sein Werk selbst. Er wußte aus der Kapelle über das Gewohnte Hinausgehende herauszuholen. Das Libretto von Hirschberg und Pohl bringt im Milieu Polens im 17. Jahrhundert eine nicht immer wahrscheinliche Handlung von Räuberromantik und Herrscherglanz, die neben lyrischen Stellen auch herzhafte Komik bietet, ohne zu ihrer Wirkung Schlüpfrigkeiten oder unfeine Witze zu bedürfen. Das Publikum, das angeblich derlei „verlangt", vermißte nichts. Selten haben wir einen so stürmischen und herzlichen Beifall gesehen, dem die Kritik sich ohne stärkere Einschränkungen anschließen darf. — In indischen Tänzen lernten wir an der gleichen Bühne Ruth St. Denis kennen, welche sehr starken Applaus fand. Die Künstlerin verfügt über eine nicht gewöhnliche Grazie und ein seltenes rhythmisches Feingefühl. Große Geschmeidigkeit und sehr ausgebildete Technik setzen sie instand, ihren Intentionen nuanciertesten Ausdruck zu verleihen. In mimischer Hinsicht ist sie weniger abwechslungsreich. — Der Allgemeine Musikerverband hat über das Gärtnertheater (und die Berliner Komische Oper) die Sperre verhängt. Wie im Falle Kaim halte ich die Maßregel für nicht gerechtfertigt und schadenbringend für die Kunst.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin beabsichtigt die Schauspielerin Meta Illing ein englisches Theater zu gründen, welches moderne englische und amerikanische Stücke spielen soll. — Im Berliner Hebbeltheater nahm Runge, der frühere Regisseur der Münchener Hofbühne, mit der Inszenierung von drei Strindbergstücken seine neue Tätigkeit auf. Seine Regie findet in der Presse sehr lobende Würdigung. — Die „Salome" von R. Strauß ist in Rom mit großem Erfolge zur Aufführung gelangt. — In Paris fand ein Sittenstück von Capus gute Aufnahme. „Wer verliert, gewinnt" schildert demoralisierte Journalistenkreise. — „Publikum kann leicht beschafft werden" steht auf der Reklamekarte einer Dresdener Konzertagentur. Das klingt fast humoristisch und wirft doch ein grelles Schlaglicht auf die Misere unseres Konzertwesens. — Im Mannheimer Hoftheater hatte die Uraufführung von Falckenbergs „Doktor Eisenbart" eine sehr freundliche Aufnahme, wiewohl manche gewagte Szene einen Teil des Publikums stark verstimmte. Für das Stück kam die Reformbühne des Mannheimer Bühnenleiters nicht in Anwendung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Parole und das Leitmotiv für die Kursgestaltung an den internationalen Börsen und für die Entwicklung der Wirtschaftslage aller Verkehrspunkte von Handel und Wandel gehen von der Neuyorker Börse aus. In dem fortgesetzten, natürlichen Wechsel der Erscheinungen und Strömungen auf diesem Gebiete bleibt anscheinend bis auf weiteres eine günstige Entwicklung vorherrschend, welche die amerikanischen Verhältnisse, wenn auch mit vielen Einschränkungen und Vorbehalten, in etwas hoffnungsvollerem Lichte erscheinen lässt. Die Neuyorker Börsentage zeigten lebhaftere Umsätze und eine langsame Wiedergesundung der Effektenmärkte. Es kann daher in den Bereich der Möglichkeit gezogen werden, dass die Erstarkung des Wirtschaftsorganismus in den Unionstaaten — unvorhergesehene Fälle ausgeschlossen — weiterhin Fortschritte machen wird, obgleich ungünstige Eisenbahnausweise und die Erklärung von geringeren Dividendenerträgnissen mit anderen Momenten noch genügend die Folgen der vorhergegangenen wirtschaftlichen Ueberhitzung zeigen.

Auch der weitere Hauptfaktor, der bestimmend die Börsentendenz und die Märkteentwicklung beeinflusst, die Situation am Geldmarkt, erfuhr in der abgelaufenen Berichtswoche eine günstigere Auffassung und Beurteilung. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, dass es den auswärtigen Geldzentren, und in erster Linie dem Londoner Noteninstitute fortwährend gelingt, die Goldreserven zu verstärken und die Goldimporte an sich zu ziehen. Der Bank von England war es trotz der verstärkten Geldansprüche zum Quartalschluss möglich, die Rate von $3^1/_2$% auf 3% zu reduzieren. Diese fünfte Diskontermässigung des englischen Noteninstitutes im Laufe dieses Jahres illustriert jedenfalls die überraschend schnelle Wandlung, die sich auf dem internationalen Geldmarkt, dessen Zentrale nach wie vor der Londoner Platz bildet, vollzogen hat. Die weitere Verbilligung der englischen Rate bildet ferner einen Beweis der Zuversicht, die sich in der Beurteilung der Entwicklung der noch vor wenigen Monaten vollkommen zerrütteten internationalen Geldmarktsituation zeigt. Dem nunmehrigen englischen Satz von 3% ist schon deshalb ein besonderes Gewicht und eine spezielle Bedeutung beizulegen, weil derselbe zuletzt im Jahre 1905 und nur in der kurzen Spanne Zeit von 3 Wochen in Kraft war, also in den impulsiven Finanzjahren 1906 und 1907 nicht bestanden hat.

Es ist begreiflich, dass sich nach diesem Vorgehen der englischen Bankleitung alle Blicke nach den Beschlüssen des Direktoriums der Deutschen Reichsbank richten. Der letzte Reichsbankausweis hat allerdings dem deutschen Noteninstitut eine kräftige Erhöhung der steuerfreien Reserve und des Metallvorrates gebracht, und auch die übrigen Konti des Ausweises zeigen eine Besserung. Trotzdem ging aus den Ausführungen des Reichsbankpräsidenten in der letzten Zentralausschussitzung hervor, dass ungeachtet dieser Erleichterung und fortschreitenden Kräftigung die Lage derselben als eine immer noch gespannte bezeichnet werden müsse. Ferner wurde klipp und klar erklärt, dass eine Herabsetzung der Bankrate in Deutschland schon im Hinblick auf den bevorstehenden Quartalsbedarf zurzeit nicht in Frage kommen könne. Die Leitung der Reichsbank bemüht sich sicherlich, die anormalen Zustände und die grosse Differenz in der Entwicklung der Geldmärkte in England gegenüber Deutschland zugunsten der heimischen Beteiligten zu bessern, und Hilfsmittel, wenn auch sekundärer Art, sollen beabsichtigt sein. Die Gewährung zinsfreier Vorschüsse auf Goldzufuhren und andere Massnahmen der Reichsbank sind im Interesse einer Verstärkung der Goldreserve des Institutes in Erwägung gezogen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass in nicht zu ferner Zeit endlich auch den deutschen Geldverhältnissen die gewünschte Erleichterung blühen dürfte. Diese Besserung wird wohl erst nach längerer Zeit, wenn von einer andauernden Erleichterung überhaupt gesprochen werden kann, bemerkbar sein.

Einen Hauptgrund der latenten und unsicheren Situation an den Börsen bilden auch die ziemlich hochgespannten Erwartungen hinsichtlich der in Bälde publik werdenden Meldungen über den Geldbedarf des Reiches. Was die heimische Industrie betrifft, so leiden alle Märkte unter der eigenmächtigen Preisdiktatur der Rohstoffverbände. Die Forderungen von Preisermässigungen, besonders der Kohlenpreise, mehren sich, und die schlechten Absatzverhältnisse, die eine solche Preisreduktion rechtfertigen, geben ein Spiegelbild unserer industriellen Konjunktur. Statt der rationell wirkenden Preisregulierung nehmen die Werke Betriebseinschränkungen und Lohnreduktionen vor, und die Folge dieser verfehlten Massnahmen ist ein langer, anhaltender Krankheitszustand von Deutschlands Industrie. Hierzu kommt noch die keineswegs zu unterschätzende bevorstehende Bewegung im deutschen Baugewerbe bzw. eine allgemeine Aussperrung in dieser Branche. Auch die innere politische Situation lässt bei uns sehr zu wünschen übrig. Alle Kreise stehen momentan unter dem Banne der erwartenden Entscheidung wichtiger für die Börsenwelt in Betracht kommender Gesetzesvorlagen. Die derzeitige Einschränkung und Reserve an den Börsen zeitigt natürlich eine verminderte Einnahme für das Reich, was in dem Rückgange der Einnahmen aus Effektenstempel von zirka 6 Millionen im Monat Februar gegen die gleiche Zeit im Vorjahre ersichtlich ist.

M. Weber.

Auf besonderen Wunsch des hl. Vaters erschien soeben eine deutsche Ausgabe von:

Der Modernismus

nach der Enzyklika Sr. Heiligkeit Papst Pius' X. Pascendi dominici gregis von P. J. B. Lemius, Obl. M. J. Nach dem Original übertragen von P. Nic. Stehle, Obl. M. J. Mit kirchlicher Druckgenehmigung und Empfehlung. 8°. (VIII und 111 Seiten.) Preis nur M. 1.—, inkl. Porto M. 1.10.

Diese Bearbeitung in Katechismusform bringt einfache und gemeinverständliche Fragen, die auf die einzelnen Punkte der päpstlichen Enzyklika hinweisen; die Antwort auf dieselben wird mit den Worten des Papstes selber gegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt durch die Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Eine Bitte an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".

Unterstützt durch den direkten Einkauf von Schlesischen Reinleinen die armen Handweber im Riesengebirge. Landeshut in Schlesien ist berühmt durch seine guten Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 43

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.

KLAVIERSCHULE

mit vereinfacht. Notensystem. Für den Privat- und Selbstunterricht bearbeitet von A. Dolzein. Gleiche Noten für rechte und linke Hand. Keine Versetzungszeichen. Naturgemässe Intervallen-Darstellung. Probeheft durch jede Buchhandlung sowie geg. Eins. von 2 M von A. Dolzein, Leipzig-Reudn.

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete St. Antonius Gicht- und Rheumatismusöl beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben. Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.

SAND IST COLD

Alle Maschinen für Hand und Kraft und Formen in jeder Preislage zur gewinnbringend. Verwertung von Sand, Schlacken, Steinbruchabfällen zu Cementdachziegeln, Wand- und Bodenplatten, Mauersteinen, Röhren, Trögen usw. — Besuch unseres Werkes erbeten. — Spezialmaschinenfabrik Leipziger Cementindustrie Dr. Gaspary & Co. Markranstädt bei Leipzig. Man verlange gratis Broschüre 29.

Anerkannt weltberühmt ist meine

Echte Thüringer Wurst!

Machen Sie, bitte, einen Versuch mit einem 10 Pfund-Postkolli für M. 10.35 franko Nachnahme. Enthält: Rotwurst oder Blutwurst, Presswurst oder Sülzwurst, Geräucherte Bratwurst, Leberwurst und Cervelatwurst. Meine Ware ist prima hochfein und anerkannt vorzüglich im Geschmack. Dauerware, das ganze Jahr versandfähig; ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. Garantie streng reelle Bedienung.

Thüringer Wurstwarengeschäft R. Grübel, Cabarz bei Gotha in Thüringen. Hanfseckstrasse 51 a.

Die **Kreis-Sparkasse Moers**

— Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgelder. —

Hauptstelle: Moers, Homberger-straße Nr. 58

verzinst sämtliche, auch durch Post oder Reichsbank gemachte Einlagen schon vom Tage der Einzahlung ab bis zum Tage vor der Rückzahlung mit

4 %

— Reichsbank-Giro-Konto. — Fernsprecher Nr. 24.

Haben Sie **Hühneraugen** so machen Sie einen Versuch mit dem ges. gesch.

Hühneraugen-Entferner „Radikal" D. R. G. M. Nr. 241642 schon beim ersten Versuch Erfolg überraschend.

Einmalige Anschaffung immer gebrauchsfertig.

In Droguerien, chirurg. Geschäften etc erhältlich, wo nicht, direkt durch CONRAD DOLLINGER, MÜNCHEN, Landwehrstrasse 41.

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)

vormals Lebensversicherungs Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.

Versicherungsbestand über 815 Millionen Mark
Vermögen über 306 Millionen Mark
Neuabschlüsse 1907: Mark 66 056 100
Neues, vorteilhaftes Prämien- u. Dividendensystem
Unanfechtbarkeit • Unverfallbarkeit • Weltpolice

Vertreter: Generalagent Carl Bocks, München, Adamstr. 4/0, Telephon Nr. 6886.

Meinen Papagei wunderschöne Blaust.-Amazone, spricht alles, singt, lacht, weint, gibt Füsschen usw., verkaufe zum Spottpreise von 100 Mk. mit Käfig (das Doppelte wert). E. Furrer, St. Ingbert 2.

Frostbeulen, aufgesprungene Hände, Flechten, Brandwunden, off. Beine, Hautausschläge, Wundsein (insbes. bei kleinen Kindern), Wolf, Schweissfüsse, Hämorrhoiden, Ischias, Krampfader- und andere Geschwüre, heilt schnell und sicher die von hohen Aerzten empfohlene, im In- und Auslande mit höchsten Auszeichnungen prämiierte **Wenzelsalbe** per Dose Mk. 1.—. In all. Apotheken erhältlich oder direkt zu beziehen durch die alleinigen Fabrikanten Chr. Wenzel & Co., Mainz-Mombach.

+ Schwitzapparate für den Hausgebrauch gegen Rheumatismus, Influenza etc Zusammenlegbar. Prosp gratis von P. Bohm, Berlin 438, Friedrichstrasse 207.

Schönschreiben

deutsch u. latein., Rundschrift, Kopfschrift, Schnellschrift, Lackschrift, Steilschrift usw. erlernt man in kürzester Zeit sicher bei W. ARNIM Kalligraph und Schreiblehrer München, Bayerstrasse 10/II. Feinste Unterrichtserfolge. Prospekt gratis Anfertigung kalligraphischer Arbeiten. Separatunterricht zu jeder Tageszeit.

ZEITUNGS-Nachrichten in Original-Ausschnitten über Politik, Handel, Industrie Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das Nachrichten-Bureau Adolf Schustermann Berlin SO. 16, Rungestr 25-27. Illustr. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko.

Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalt

unt. Aufsicht der K. Stadtschulkommission in Hof a. d. Saale (Bayern). Kurs 1 jährig. Unterrichtsgeld 60 Mk. Billige, gute Pension. Ausgebildeten Kindergärtnerinnen bietet sich lohnender Erwerb an Anstalten und Familien. Anfragen zu richten an die Vorsteherin Frl. Anna Zittel.

Fernumzüge v. überall nach überall, bill. Verl. Sie Preis-Off. Hofspedit. Hennig & Jahn, Dessau, gegr. 1840.

Thüringer **Fleisch- u. Wurstwaren** sind weltbekannt.

Machen Sie bitte einen Versuch mit einem 10 Pfd.-Postkolli für Mk. 10.25 frko. Nachn. Enthält: Zervelatwurst, Plockwurst, Zungenwurst, Sardellenleberwurst, Mettwurst, Landleberwurst u. Blutwurst. Meine Ware ist ganz prima hochfein u. vorzügl. im Geschmack. Wer einmal bezogen hat, bleibt stets Kunde. Sommer- und Winterversand. Alle übrigen Fleisch- und Wurstwaren nach besonderer Liste. Vertreter überall gesucht. Philipp Link, Erfurt Thüringer Fleisch- u. Wurstwar.-Geschäft.

Nervöse, Geschlechtskranke, Herzkranke

verlangt gegen 10 Pfg. Retourmarke kostenlos Heilanweisung vom Naturpflanzenheilinstitut „Westphalia", Lehnitz bei Berlin. Viele Dankschreiben. Sprechstunden in Berlin, Invalidenstrasse 34, Montag, Mittwoch und Freitag nachmittag 4–6 Uhr. Fritz Westphals Naturprodukte in grösseren Apotheken zu haben mit der Schutzmarke „Rübezahl".

Automatische Zuchtgeräte, Rassegeflügel, Brutéier, rat. Futter, Brutöfen, Geflügelhäuser über 1000 i. Betrieb. Katalog gratis. Geflügelpark i. Auerbach Hessen.



Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 14

4. April
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Hotel Union

Katholisches Kasino A. V.
München, Barerstrasse 7.
Telephon 9300.

Neu erbautes und komfortabelst eingerichtetes Hotel. Zentralheizung — Bäder — Lift — Elektr. Licht. Grosse Gesellschafts-Säle, Theaterbühne, Elegante Klubräume. Feinste Wiener Küche.

Wein- und Bier-Restaurant. 

Die neuen eherechtlichen Dekrete

Ne temere vom 2. August 1907
und **Provida** vom 18. Januar 1906.
Nebst Anhang:

Entscheidungen der S. Congregatio Concilii
vom 1. Februar 1908 betreff. d. Dekret **Ne temere.**
Dargestellt und kanonistisch erläutert von

Dr. theol. et jur. utr. August Knecht
Professor des Kirchenrechts am K. Lyzeum, Bamberg

liegen bereits im

5. und 6. Tausend

vor. (Geheftet M. 1.—.) Diesen aussergewöhnlichen Erfolg verdankt die Schrift der an ihr von autoritativer Seite einstimmig gerühmten ausserordentlich klaren und übersichtlichen Gruppierung des Stoffes, der einfachen, präzisen Sprache und der sehr guten Uebersetzung der Dekrete ins Deutsche. „Die Broschüre verdient", schreibt ein Rezensent der Kölnischen Volkszeitung, „aufs wärmste empfohlen zu werden. Man merkt es der Arbeit sofort an, dass ein juristisch geschulter Theologe das Wort führt." Im Literar. Handw. (1908 Nr. 3) beurteilt Stiftspropst Dr. A. Bellesheim (Aachen) die Broschüre sehr günstig und sagt u. a.: „Die Arbeit des Bamberger Professors des Kirchenrechts wird in den weitesten Kreisen, namentlich in denen der Seelsorger, willkommen geheissen und treffliche Dienste leisten". „Bei der meisterhaften Darlegung des materiell-rechtlichen Inhaltes der Dekrete" (Theol. Revue 1908 Nr. 2) kann die Broschüre allen Seelsorgern nur wärmstens empfohlen werden. „Knecht versteht es, den Wünschen jener zu entsprechen, denen ausser dem Praktischen eine Darstellung wissenschaftlicher Art von allgemeinerem und höherem, sagen wir kulturhistorischem Standpunkte willkommen ist." (Pastor bonus.)

Den Anhang können die Besitzer der bisherigen Auflagen gegen Einsendung von 20 Pfg. in Briefmarken erhalten.

Auch neben jeder anderen Schrift über dasselbe Thema ist die Knecht'sche **für jeden Geistlichen unentbehrlich.**

Durch jede Buchhandlung.
Verlag von J. P. Bachem in Köln.



Heilanstalt für Orthopädie

Schwedische Heilgymnastik, Nachbehandlung nach Verletzungen und Krankheiten.
Theresienstrasse 25 — **MUNCHEN** — 25 Theresienstrasse
Neueste Apparate und Maschinen unter ärztlicher Kontrolle.
Dr. O. Ammann.

Commerz- und Disconto-Bank.

Bilanz für das 38. Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1907.

Aktiva.

Kassa und Reichsbankguthaben		7.744.439,05
Sorten und Zinsscheine		784.913,90
Guthaben bei Banken und Bankiers		13.251.116,56
Wechsel		65.368.734,30
Reports und Lombards		37.981.871,50
Effekten		29.481.761,89
Aktien der London and Hanseatic Bank, Ltd., in London		5.119.013,–
Kommanditbeteiligungen		5.000.000,–
Konsortialbeteiligungen		12.849.991,26
Debitoren: (davon ungedeckt M. 50.030.487,93)		165.931.601,50
ausserdem Avaldebitoren M. 14.092.354,14		
Grundstück „Posthof" in Hamburg	M. 2.320.000,—	
abzüglich Hypotheken	„ 1.300.000.—	1.020.000,–
Immobilien in Hamburg	M. 1.192.000,—	
abzüglich Hypotheken	„ 200.000,—	992.000,–
Bankgebäude und Inventar in Hamburg (Zentrale und Depositen-Kassen)		1.605.000,–
Bankgebäude und Inventar in Berlin (Zentrale und Depositenkassen)	M. 3.995.000,—	
abzüglich Hypotheken	„ 170.000.—	3.825.000,–
Bankgebäude in Kiel		750.000,–
		M. 351.708.442,96

Passiva.

Aktienkapital		85.000.000,–
Reservefonds I		8.500.000,–
Reservefonds II		4.100.000,–
Kreditoren: auf feste Termine	M. 108.720.911,58	
in laufender Rechnung	„ 80.618.929,68	189.339.841,26
Akzepte		57.875.385,12
ausserdem Avalverpflichtungen	M. 14.092.354,14	
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds		839.767,60
Dividenden-Rückstände		17.224,–
Gewinn 1907		6.036.224,98
		M. 351.708.442,96

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1907.

Ausgabe.

Unkosten	4.445.874,96
Steuern	499.182,84
Abschreibung auf zweifelhafte Forderungen	437.496,26
Abschreibung auf Bankgebäude und Inventar einschliessl. Einrichtungskosten für Depositenkassen	398.129,51
Reingewinn für 1907	6.036.224,98
	M. 11.816.908,52

Einnahme.

Gewinn-Vortrag von 1906	270.007,10
Zinsen	7.328.083,82
Provision	3.596.211,28
Gewinn auf Effekten und Konsortialbeteiligungen	53.249,42
Kursgewinn auf Wechsel	487.742,24
Kursgewinn auf Sorten und Zinsscheine	81.614,66
	M. 11.816.908,52

Hamburg, den 25. März 1908.

Der Vorstand.
W. Heintze. Lincke.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

DEUTSCHE BANK.

Hauptsitz in **BERLIN,** Niederlassungen in:

München, Augsburg, Nürnberg

Bremen, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Wiesbaden.

Aktienkapital: 200 Millionen Mark. — Reserven: 100 Millionen Mark.

Im letzten Jahrzehnt (1897—1906) verteilte Dividenden: 10, 10½, 11, 11, 11, 11, 11, 12, 12, 12%.

BAYERISCHE FILIALE DER DEUTSCHEN BANK

MÜNCHEN: Lenbachplatz 2 und Depositenkasse: Karlstrasse 21
AUGSBURG: Depositenkasse: Philippine Welserstrasse D 29.

Konto-Korrent-Verkehr
Scheck- und Depositen-Verkehr
Verzinsungsgelder auf Kündigung
Umwechslung ausländischer Noten und Sorten
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen
Einlösung verloster Effekten

An- und Verkauf von Wechseln und Schecks
Einziehung v. Wechseln u. Verschiff.-Dokumenten
Remboursakcept gegen überseeische Warenbezüge
Bevorschussung von Warenverschiffungen
Reisekreditbriefe auf das In- und Ausland

Unavisierte Welt-Zirkular-Kreditbriefe, zahlbar an allen Hauptplätzen der Welt (etwa 1800 Stellen)
Briefliche und telegraphische Auszahlungen

Vermittlung von Börsengeschäften
Bevorschussung von Wertpapieren
Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust bei Auslosung

Offene Depots — Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren — Aufbewahrung von geschloss. Depots
Vermietung von Schrankfächern (Safes) in den für diesen Zweck besonders eingerichteten Stahlkammern

Amtliche Annahmestelle von Zahlungen für Inhaber von Scheck-Konten bei dem K. K. Oesterreichischen Postsparkassen-Amte Wien.

Alle Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank werden auf Wunsch zugesandt.

Schönschreiben

deutsch u. latein., Rundschrift, Kopfschrift, Schnellschrift, Lackschrift, Steilschrift usw. erlernt man in kürzester Zeit sicher bei

W. ARNIM
Kalligraph und Schreiblehrer
München, Bayerstrasse 10/II.
Feinste Unterrichtserfolge. Prospekt gratis. Anfertigung kalligraphischer Arbeiten. Separatunterricht zu jeder Tageszeit.

Garantiert reiner Bienenhonig

10 Pfund Postkolli . . M. 8.50
4 Pfund Postdose . . M. 4.50

Versandgeschäft „Germania“
Witten a. d. R. I.

Ein katholischer Assistenzarzt

sofort gesucht. Gehalt 1400 Mark (im zweiten Jahre 1500 Mark) mit voller Pension. — **St. Franziskus Hospital, Cöln-Ehrenfeld.**

Meinen Papagei

wunderschöne **Blaust.-Amazone,** spricht alles, singt, lacht, weint, gibt Füsschen usw., verkaufe zum Spottpreise von 100 Mk. mit Käfig (das Doppelte wert).
E. Furrer, St. Ingbert 2.

Je ein Assistenzarzt

für die innere Abteil. u. chirurg.-orthopäd. Abteil. des St. Vinzenz-Hospitals Duisburg (Prof. Schultze, Dr. Rönsberg jr.)

gesucht.

Grosses klin. Material. Remuneration 1200—1500 Mk. Station I. Kl.
Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf an die Chefärzte.

Haushälterin

katholisch, in allen Zweigen des Haush. durchaus erfahren, sucht Stelle, am liebsten, wo keine Frau ist. Offerten unt. **C. L., Neuß, Quirinusstr. 7.**

Ein kathol. Lehrer sucht ein

Darlehen von 1000 Mark.

Rückzahlung nach Vereinbarung. Offerten unter **N. O. 100** an die Exped. der „Allgem. Rundschau“ München, Tattenbachstr. 1 a.

Werkstätte für kirchliche Kunst

Gold. Medaille Nürnberg 1896 **Josef Stärk, Nürnberg** Gold. Medaille Nürnberg 1896

empfiehlt sich zur Ausführung von **Kirchenausstattungen, Renovationen** auf dem Gebiete der **Bildhauerei** in Holz und allen Steinarten u. Marmor, **Malerei und Architektur.**

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte des heiligen Leidens unseres Herrn Jesus Christus. Nach den vier Evangelisten für Betrachtungen zusammengestellt von P. Ludwig de la Palma S. J. 2., nach dem spanischen Original ins Deutsche übersetzte und verbesserte Auflage Von R. Handmann S. J. 524 S. 8°. M. 4.—, in Leinwandband M. 5.—.

Officium hebdomadae majoris etc. (Sine cantu.) Ed. IV. Rot und schwarz, auf echt indischem Papier mit überaus deutlicher Textschrift. 498 S. 18°. M. 3.—, in Lederband mit Rotschnitt M. 4.20, in Lederband mit Goldschnitt M. 4.70.

Verlag von **Friedrich Pustet** in **Regensburg.**

Eine Bitte

an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau“.

Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 48

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an portofrei.

Bilanz per 31. Dezember 1907.

Aktiva.

		M.
Kassa-Conto inkl. Guthaben b. Reichs- u. Notenbank		94'609.20
Effekten-Conto		566,534.89
Effekten-Conto des Reserve-Fonds		118,824.91
Effekten-Conto des Spezial-Reserve-Fonds		453,052 76
Effekten-Conto des Grundstück-Reserve-Fonds		42,811.40
Effekten-Conto des Pensions-Fonds		31,645.10
Wechsel-Conto		1'116,693.12
Conto-Corrent-Conto:		
Guthaben bei k. Filialbank	M. 241,277.17	
Rückständige Annuitäten:		
per 1. Dezember 1906	„ 108.47	
„ 1. Juni 1907	„ 12,783.32	
„ 1. Dezember 1907	„ 590,981.77	
Sonstige Debitoren	„ 101,661.86	946,812.59
Mobiliar-Conto	„ 15,719.11	
10% Abschreibung	„ 1,571.91	14,147.20
Hypothekar-Darlehens-Zinsen-Conto		286,526.56
Kommunal-Darlehens Zinsen-Conto		38,116 90
Hypothekar-Darlehens-Conto		91'892,500.—
Kommunal-Darlehens-Conto:		
3¾%ige Darlehen	M. 5'881,700.—	
4¼%ige Darlehen	„ 4'662,700.—	10,544'400.—
Zusatz-Darlehens-Conto		353,694 54
		106'500,369.17

Passiva.

		M.
Kgl. Staatsministerium der Finanzen		5'000,000.—
Geschäfts-Anteile-Conto		2'962,200.—
Geschäfts-Anteile-Zinsen-Conto		257.72
Reserve-Fond-Conto		125,365.73
Spezial-Reserve-Fond-Conto		474,517.36
Grundstücke-Reserve-Fond-Conto		45,308.21
Disagio-Reserve-Fond-Conto		35,693.99
Pensions-Fond-Conto		33,735 56
Pfandbrief-Amortisations-Fond-Conto		494,604.57
Kommunal-Obligations-Amortisations-Fond-Conto		62,711.09
Verloste Pfandbriefe-Conto		700.—
Verloste Kommunal-Obligations-Conto		1,400.—
Conto-Corrent-Conto		153,988.29
Eigene Pfandbriefe-Coupons-Conto		782,237.75
Eigene Kommunal-Obligations-Coupons-Conto		70,670.25
Eigene Pfandbriefe-Zinsen-Conto		8.50
Eigene Kommunal-Obligations-Zinsen-Conto		30.—
Pfandbrief-Kapital-Conto		87'405,800.—
Kommunal-Obligations-Kapital-Conto:		
3½%ige Obligationen	M. 5'672,700.—	
4%ige Obligationen	„ 2'950,700.—	8'623,400.—
Gewinn- u. Verlust-Conto d. Jahr. 1907	„ 226,534.24	
hiezu Vortrag von 1906	„ 1,305 92	227,840.16
		106'500,369.17

Gewinn- und Verlust-Conto pro 1907.

Soll.

	M.
Staats-Vorschuss-Zinsen-Conto	120,000.—
Pfandbrief-Zinsen-Conto	2'982,279.—
Kommunal-Obligations-Zinsen-Conto	260,348.48
Effekten-Conto	8,281 91
Grundstücke-Conto	2,144.98
Mobiliar-Conto	1,571.91
Unkosten-Conto	176,398.99
Reingewinn pro 1907	227,840.16
	3'778,865.43

Haben.

	M.
Gewinn-Vortrag von 1906	1,305.92
Hypothekar-Darlehens-Zinsen-Conto	3'340,284.21
Kommunal-Darlehens-Zinsen-Conto	319,000.—
Conto-Corrent-Zinsen-Conto	14,878.24
Wechsel-Conto	103,397.06
	3'778,865.43

Bayerische Landwirthschaftsbank E. G. m. b. H.



Bayerische Handelsbank.

Bilanz-Konto für 31. Dezember 1907.

Aktiva

	ℳ	ℳ ₰
Bankgebäude in München, Kempten, Aschaffenburg, Memmingen, Hof, Bayreuth und Nördlingen, sowie Einrichtung bei den Filialen		3,292,497.60
Lagerhaus Grundstücke	ℳ 339,011 55	
Gebäude	„ 260,304.21	599,315.76
Barbestand, Sorten, Coupons und **Giroguthaben** bei der Reichsbank und Notenbank	ℳ 2,017,412.81	
„ der Lagerhaus-Abteilung	„ 1,876 33	2,019,289.14
Wechsel		14,171,758.44
Effekten: verschiedene Effekten	ℳ 6,711,873.52	
eigene Pfandbriefe	„ 4,487,934.74	
„ Kommunal-Schuldv.	„ 229,448 —	11,429,256 26
Konsortial-Beteiligungen		1,260,845.28
Lombard-Darlehen		613,683.71
Debitoren der Bankabteilung	ℳ 64,603,171.86	
Guthaben bei Banken und Bankiers	„ 1,010,170.25	65,613,342.11
Aval-Debitoren der Bankabteilung		1,844.032.88
Debitoren der Lagerhaus-Abteilung (vorgelegte Frachten, Zölle etc.)		421,767.78
Effekten für die Rücklage für Leistungen an den Pensionsverein		463,036.—
Effekten für den Reservefonds der Hypotheken-Abteilung		1,475,500.50
Darlehen der Hypotheken-Abteilung:		
Hypothekar. Darlehen (registr. Hyp.)	ℳ 260,304,998.75	
ab: Rückzahlungen etc.	„ 3,307,434.15	
	ℳ 256,997,564 60	
Hiervon ab: zurückbehaltene Beträge	„ 2,170,331.17	254,827,233.43
Kommunal-Darlehen (registr. Darlehen)	ℳ 4,096,307.62	
ab: Rückzahlungen	„ 46,651.95	
	ℳ 4,049,655.67	
Hiervon ab: zurückbehaltene Beträge	„ 9,391,29	4,040,264.38
Rückstände der Hypotheken-Abteilung:		
aus 1905	ℳ 15,768.20	
„ 1906	„ 48,327.75	
„ dem I. Halbjahr 1907	„ 122,318.12	
„ „ II. „ 1907	„ 328,063.81	514,477.88
Reichsstempel von der **Hypotheken-Abteilung** vorausbezahlt		5,050.—
Immobilien-Konto der Hypotheken-Abteilung		98,221.02
Vortrags-Konto der **Hypotheken-Abteilung** (bis zum 1. Januar 1908 angefallene Annuitäten, Stückzinsen etc.) Saldo		1,641,180.52
		364,330,752.69

Passiva

	ℳ	ℳ ₰
Aktien-Kapital		33,963,800.—
Reservefonds	ℳ 9,194,476.28	
Rücklagen der Hypotheken-Abteilung	„ 1,831,690.55	11,026,166.83
Rücklage für Leistungen an den Pensionsverein		503,320.57
Tratten		30,360,015.10
Avale		1,844,032 88
Kreditoren in laufender Rechnung		10,990,198.31
Scheck-Kreditoren, Depositen-Einlagen und Einlagen gegen **Kassenscheine**		15,381,485.60
Kreditoren der **Lagerhaus-Abteilung:**		
a) K. Bahnamtskasse	ℳ 133,727.43	
b) K. Zollamtskasse	„ 52,274.—	
c) Verschiedene	„ 25,325.76	211,327.19
Aktien-Dividenden unerhoben		7,956.—
Hypotheken-Pfandbriefe: Nennwert der umlaufenden Hypotheken-Pfandbriefe:		
a) 4%ige	ℳ 97,798,300 —	
b) 3½%ige	„ 154,360,600.—	252,158,900.—
Verloste Pfandbriefe (noch im Umlaufe befindliche verloste und gekündete Hypothekenpfandbriefe)		48,000.—
Kommunal-Schuldverschreibungen: Nennwert der umlaufenden Kommunal-Schuldverschreibungen		3,500,000.—
Coupons: Verfallene Coupons der umlaufenden Hypotheken-Pfandbriefe und Kommunal-Schuldverschreibungen		800,605 50
Rein-Gewinn		3,534,994.71
		364,330,752.69

Gewinn- und Verlust-Konto für 31. Dezember 1907.

Debet.

	ℳ	ℳ ₰
Unkosten:		
Besoldungen einschliesslich der vertragsmässigen Tantieme der Gesamt-Direktion	ℳ 748,310.05	
Gewerbesteuer, Bureau-Erfordernisse, Bekanntmachungen, Beheizung, Beleuchtung, Porti, Telegramme etc.	„ 567 271.48	1,315,581.58
Rein-Gewinn		3,534,994.71
		4,850,576.24

Kredit.

	ℳ ₰
Gewinn-Vortrag aus dem Jahre 1906	302,332.71
Wechsel: Kursgewinn, Zinsen und Provisionen	747,852.97
Effekten und Konsortialgeschäfte: Kursgewinn, Zinsen und Provisionen	207,530.94
Zinsen: Ueberschuss der sonstigen Zinsen der Bankabteilung	1,547,916 13
Provisionen (Konto-Korrent-Provisionen und Depotgebühren)	700,297.57
Gewinne aus Sorten und Coupons	16,482.97
Erträgnis der Hypotheken-Abteilung	1,257,803.20
Erträgnis der Lagerhaus-Abteilung	70,359.75
	4,850,576.24

München, den 6. März 1908.

Die Direktion.



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 14. München, 4. April 1908. V. Jahrgang.

Der Papst und der „Wahrheitssinn" im Modernismus.

Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis".

Von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

(Schluß.)

Wie kann Harnack auf der anderen Seite von Duldung reden gegen uns katholische Theologen, die wir doch alle, wollen wir katholische Theologen sein, auf dem dogmatischen Boden der Enzyklika stehen? Muß Harnack nicht, wenn es ihm mit seinen Anklagen ernst ist, und wenn er weiß, was er mit seinen Vorwürfen meint, müßte Harnack nicht doch die „Polizei" aufrufen, welche die Wissenschaft gegen „Gesinnungslosigkeit, Lüge und Heuchelei" besitzen soll? Inwiefern denn unterscheidet sich von den aufgezählten schönen Eigenschaften der Mangel des Wahrheitssinnes oder gar der Versuch, gegen den Wahrheitssinn tödliche Streiche zu führen? Es erscheint uns überaus schwer, beides miteinander zu vereinigen, den Kampf gegen einen „sittlich minderwertigen", also gegen einen bewußten Widersacher des Wahrheitssinnes und die Duldung desselben Widersachers. Kann ein „Geist" des Widerstandes gegen den Wahrheitssinn es zugleich „ehrlich" meinen? Wir halten den von Harnack beschworenen „Geist" für den Anfang eines Lasters; ein Laster aber zu bekämpfen und zugleich zu dulden, wäre für uns „sittlich minderwertig".

Woher wohl die bitterböse Beurteilung rühren mag, die Adolf Harnack dem Inhalte der päpstlichen Enzyklika angedeihen läßt? Wir glauben, das ist leicht zu sagen. Verhaltener Zorn und Aerger haben dem Kritiker die Feder geführt. Harnack vor anderen ist bei dem Modernismus zu Gevatter gestanden. Darum trifft die Verurteilung der Modernisten, denen vorgehalten wird: „Ihr kommt auf der Bahn des Antichristianismus dort an, wo der Liberalismus der Kritik oder die Kritik des Liberalismus lange schon sich befindet" — den gegenwärtigen Hauptvertreter dieser Kritik selbstverständlich in die Seele. Daß nun aber Harnack, statt die Richtigkeit des Urteils anzufechten, zu der überaus gewöhnlichen Wendung greift, die Sittlichkeit des Richters zu schmähen, ist nicht Wissenschaft, sondern — ein starkes Stück![1])

Was denn ist es um den „Wahrheitssinn" selber, den „wir" uns erworben haben, und gegen den der Papst sich „verhärtet" haben soll? — Da fallen mir die zierlichen Verse des Grafen Platen ein:

„Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her.
„Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her!
„Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund:
„Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her."

Das Bild von der Lilie — wer es zu zart findet, mag dafür eine Sumpfdistel nehmen! — wollen wir für die moderne Wissenschaft verwenden. Der Grund, in dem sie wurzeln soll, ist die geschichtliche Erfahrung und die exakte Beobachtung. Der Stengel, in dem die moderne Wissenschaft emporwächst, ist die historisch-exakte Kritik. Was das Blumenhaupt hin- und herwiegt, ist der suchende Wahrheitssinn, und der liebliche Gedanke in dem Köpfchen ist die Wahrheit. Nun möcht' alles in Ordnung sein, wüßten wir nur genau zu sagen, was der Wahrheitssinn und was die Wahrheit der modernen Wissenschaft ist. Das weiß ich aber nicht und weiß niemand zu sagen, am wenigsten die moderne Wissenschaft selber. Und wenn ich statt Wahrheit „lieblicher Gedanke", statt Wahrheitssinn etwa „liebliche Anpassung" an den lieblichen Gedanken sage, so bin ich kaum klüger.

Kurz, der moderne Wahrheitssinn und die moderne Wahrheit, dessen Ziel, sind, nach den Andeutungen der modernen Wissenschaft, im Grunde nichts als mehr oder minder liebliche Wunschgebilde, welche die „Autonomie der Vernunft" hin- und herzudrehen sich abmüht „nach der Methode der historisch-exakten Kritik". Der Versuch, etwas Allgemeingültiges dabei zu erreichen, muß als hoffnungsloses Beginnen bezeichnet werden; denn da jede Vernunft jedes Menschenatoms autonom ist, kann keine gehalten sein, die Gebilde einer anderen anzuerkennen, noch kann eine gebietende Allgemeinvernunft über den Einzelträgern von Vernunft zuzulassen sein. Es muß also jeder Vernunft ihre Wahrheit und ihr Wahrheitssinn belassen bleiben.

Wie mag da Harnack von einer „Erwerbung" des Wahrheitssinnes usw. reden? Und mit welchem Rechte darf der Kritiker den von ihm etwa erworbenen Wahrheitssinn zum Modell für andere machen wollen? Welch eine willkürliche Anmaßung, welch eine grundlose Selbstüberhebung liegt nicht vielmehr in dem Bestreben eines Menschenatoms, einem anderen seinen Wahrheitssinn abzusprechen, oder einen fremden Wahrheitssinn dem eigenen gegenüber als „sittlich minderwertig" brandmarken zu wollen! Hat denn der moderne Kritiker mit seiner gewalttätigen Berufung auf sein exklusives „Regnum internum", sein „Gefühl" des Guten, das ja auch seine moderne Illusion sein kann, sich nicht selber die letzte Möglichkeit zerstört, einen allgemeingültigen Maßstab der Beurteilung, die unerläßliche Vorbedingung allgemeiner Urteile, zu gewinnen?

Wir meinen also, wenn Harnack sich selber und seinen „Wahrheitssinn" versteht, dann muß er einsehen, daß er über

---

[1]) Harnack redet sich selber Mut ein, indem er mit frostiger Reminiszenz die Weissagung ausspricht: „Nubicula est — transibit! Es mag auch eine dicke, schwarze Wolke sein, die schweres Unheil über unser Vaterland heraufführt — den Fortschritt der Dinge kann sie nicht aufhalten." Harnack erwartet also das durch die päpstliche Enzyklika bedrohte (!) Heil unseres Vaterlandes endgültig von seinem und vom katholischen „Modernismus" (des nun mit der Excommunicatio maior belegten Abbé Loisy?). Worauf sich wohl dieser Glaube stützen mag? In der bayerischen Abgeordnetenkammer hat Dr. Casselmann auf die Frage: Was wäre von dem protestantischen Theologen zu halten, den seine „freie Forschung" zur Anerkennung der katholischen Wahrheit zurückführen würde? in grob-drastischer Weise geantwortet: „Ich würde sagen, das ist ein Narr!" („Allgemeine Rundschau" Nr. 10 vom 7. März). Der Liberalismus stützt mithin seinen Glauben, es sei die Wahrheit bei dem Protestantismus, im letzten Grund auf die — Psychiatrie, die dem Manne, der die Wahrheit im Katholizismus finden wollte, auf Befehl oder nach Wunsch zu bescheinigen hätte, daß er ein „Narr" sei, der „Unsinn" schwatze. In den siebziger Jahren hat ein liberaler Professor seinen Glauben an die Richtigkeit der liberalen Weltanschauung auf die — Ueberlegenheit der protestantischen Militärmächte in Europa gebaut. Harnacks letzter Glaubensgrund ist nicht der „Wahrheitssinn" der historisch-kritischen Methode, sondern sein, Harnacks „Gefühl" für sein, Harnacks Regnum internum des Guten. Wir lassen jedem sein „Gefühl", um das sich ja kein Fremder zu kümmern braucht, und sagen mit dem hl. Paulus: „Ich weiß, wem ich glaube" (2 Timoth. 1, 12).

den Wahrheitssinn eines anderen, und wäre dieser der Papst, mit seinen völlig subjektiven Wert- und Geschmacksurteilen zu befinden, nicht befugt, weil gar nicht befähigt ist.

Wie unklar sich Harnack über seine eigene Redensart vom „Wahrheitssinn" ist, der im Unterschiede von „wissenschaftlicher Erkenntnis" dieser oder jener Art als unser „höchstes Gut" und als etwas „Unverwüstliches" gepriesen wird — das „liebliche Hin und Her" in den Köpfen oder der Köpfe?! —, das geht daraus hervor, daß der Kritiker den Wahrheitssinn im Modernismus nicht in dessen „System", sondern in dessen „Erkenntnis (also doch Erkenntnis?), Gesinnung und Methode" sehen will. Harnack verwechselt hier skrupellos drei Dinge miteinander: die historisch-kritische Methode (ein Werkzeug der Wissenschaft), die Gesinnung, den Wahrheitssinn, d. h. die Gewissenhaftigkeit des Forschers bei der Anwendung des Werkzeuges, und endlich das (mögliche oder tatsächliche) Ergebnis der Forschung. Kann man sich angesichts solch „wissenschaftlicher" Vermengungen verwundern, wenn man bemerkt, wie Harnack es mühelos über sich bringt, dem Papste den „Wahrheitssinn" abzustreiten, weil der oberste Lehrer der Kirche die historisch-kritische Methode der neuen Zeit zwar ganz unberührt läßt, auch den „Wahrheitssinn" der Neuerer nicht näher untersucht, aber vermeintliche, nämlich unkirchliche, falsche, verderbliche Resultate der Neuerer als solche kennzeichnet und verwirft? Ueber solche Wahrnehmung kann man sich nicht verwundern, wohl aber darüber, daß derlei Kritik sich für Wissenschaft hält und für Wissenschaft ausgibt, wobei der Kritiker auf seinen unfehlbaren (??) „Wahrheitssinn" pocht.

Adolf Harnack meint, die Hoffnung, es werde die römisch-katholische Kirche selbst sich dereinst als Kuppel über zahlreiche und verschiedene Wohnungen wölben, und sie werde ihren Gläubigen, Geistlichen und Theologen einmal „größere" Freiheit (die Freiheit wohl, an den Christus der hl. Evangelien und zugleich an das ebionitische Christusbild Harnacks zu glauben??) in der Wissenschaft zugestehen — diese Hoffnung möge der Vorsichtige „phantastisch" nennen; schlechthin unmöglich sei sie nicht. Wir sind der Ueberzeugung: Wer etwa den sämtlichen religiösen Denominationen gestatten wollte, ihre Kapellchen rings um die katholische Weltkirche anzubauen, und wer dann hoffen möchte, es werde sich dereinst Ein „Wahrheitssinn" gleichsam als Schirmdach über das Ganze breiten, der hegt ganz sicher phantastische und unmögliche Hoffnungen. Entweder wird die Eine Kirche einig sein, durch Wahrheit frei und in Freiheit wahr — oder sie wird nicht sein!



Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Die letzte Zeit hat einige sehr bemerkenswerte Aenderungen für Bayern gebracht. Wie allmählich die Welt aufgeteilt wird, so schreitet auch die Aufteilung Bayerns bezüglich des für den Bergbau benutzbaren Geländes fort, und zwar so rasch zugunsten des privaten Bergbaues, daß der Staat Eile hat, nicht zu spät zu kommen. Die Sperre für Mutungen in Preußen usf. trieb das Kapital nach Bayern, und im Jahre 1906 mit der ersten Hälfte 1907 wurden fast 800 Mutungen eingelegt, gegen 135 in den beiden Jahren 1904 und 1905. Dabei handelt es sich auch für die Privatindustrie bloß um Zukunftsicherungen, keineswegs um rasche Erweiterung des privaten Bergbaues, also um Spekulation auf die ferneren Zeiten. Nun hat die Abgeordnetenkammer einen Gesetzentwurf angenommen, der aus einem Antrag Frank-Weiden des letzten Landtages herauswuchs und dem Staat eine sog. Anschlußmutung sichert, sobald ein findig gewordener privater Schürfer die Mutung (Verleihung) nachsucht. Damit kann der Staat, ohne selbst findig gewesen zu sein, sein Bergeigentum entsprechend vergrößern und sichern, um im Interesse der Allgemeinheit der Spekulation des Privatbergbaues mit seinen ausgebildeten Syndizierungsbestrebungen event. entgegentreten zu können. Bayern ist damit nicht so weit gegangen, die Privatindustrie künftig vom Bergbau ganz auszuschließen wie Preußen. Es schuf kein Monopol, aber es sicherte sich seinen Platz an der Sonne des vaterländischen Bodens. Und da der Staat in den letzten Jahren viel rascher an den Abbau ging als die Privatindustrie, hat er auch den Beweis geliefert, daß er zum mindesten mit demselben Recht wie die letztere sagen kann, er passe sich mit dem Bergbau dem Bedürfnis soweit möglich an.

Ein weiterer Fortschritt liegt auf politischer Seite: die Einführung des Proporzes auf dem Gebiete der Gemeindewahlen. Von einer Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten mußte man z. B. absehen, da der Zensus in den neuen Steuergesetzen erst zu fixieren ist. Man wünscht, daß in allen Gemeinden von 4000 Einwohnern aufwärts bereits in diesem Jahre proportional gewählt werden soll, während in kleineren Gemeinden die Frage fakultativ bleibt, solange nicht 1/5 der Berechtigten den Antrag auf Einführung des Proporzes stellen. — So geht es in dem „rückständigen" Bayern, diesem von den ultramontanen Finsterlingen „regierten" „Schandfleck" Deutschlands, sempre avanti, und in der nordischen Erbpachtintelligenz mit ihrer Blockherrlichkeit — schilt man weiter über uns.

Der „Etat des Innern" ist überhaupt reich an Material. Und der Minister des Innern muß ein kleiner Posadowsky sein, dabei Landwirtschaftsminister, Polizeiminister, Oberste Baubehörde usw. Herr von Brettreich stellt aber auch seinen Mann und ist dabei von einer Gründlichkeit im Antworten, die wohl nicht von allzulanger Dauer sein wird. Von prinzipieller Bedeutung ist, daß der Minister das teure System beseitigen will, das, alteingerostet — die höchsten Beamten zu Schreibern degradiert. Stenographen und Schreibmaschinen — event. auch gen. fem. sollen abhelfen. Auch bei den äußeren Behörden. Dazu dann etwas Telephon statt Papier, am rechten Ort einen Kaufmann statt des Juristen und wir hätten uns im besten Sinne „modernisiert".

Im Genossenschaftswesen kriselt es leider ein wenig. Das Arbeiten nach „der Parole von oben" ist gut, aber man muß nicht bloß das Stichwort, sondern auch den Inhalt kennen, sonst wird man oft ganz zu Unrecht „ein tüchtiger Beamter und befördert". Die Verhandlungen haben im übrigen keinen Zweifel gelassen, daß alle Parteien dem neuen Ressortchef ihr Vertrauen entgegenbringen. Es ist nur zu wünschen, daß die fortschrittlichen Ideen in der Staatsverwaltung überall das rechte Verständnis finden, auch in der Arbeiterversicherungsfrage.

Fortschritt! Er kam in ganz unerwarteter Weise von der Reichsratskammer. Sie hat zwei Seelen in ihrer Brust. Da ist der Graf zu Törring und rechnet der obersten Forstverwaltung einwandfrei vor, daß sie wenigstens jährlich um 10 Millionen Mark mehr „Holzgelder" einnehmen könnte, wenn sie endlich von ihrer überlangen Umtriebszeit abkommen und sich dem Beispiel der übrigen süddeutschen Staaten anschließen würde. Um aber erst auf den normalen Stand zu kommen, muß sie etwa 30 Jahre lang um 19½ Millionen Mark mehr fällen als heute. Die Sache hat eingeschlagen und stirbt nicht mehr, obwohl bisher die Abgeordnetenkammer vergebens im gleichen Sinne Anregung gab. Es fehlte Graf Törrings Material. Deshalb verzeihen wir ihm den Vorwurf, das Zentrum im Reich sei schuld an dessen verfahrenen Finanzen, hoffen aber, daß, wenn er erst einmal die Geschichte der Finanzpolitik des Reiches ebenso gründlich kennt wie die Arbeit der Forstverwaltung, seine Rede anders lautet.

Rückschritt! — Die andere Seele — von der „oberen Kammer". Und merkwürdigerweise sind es liberale Herren, die der Kompetenz der Kammer der Abgeordneten auf den Leib rücken. Graf Moy, Frhr. von Würtzburg, von Auer möchten das Petitionsrecht, das Antragsrecht „des Hauses" einschränken, da es in Widerspruch mit der Verfassung stehe. Dabei unterstellte man, es sei besonders in der Arbeiterfrage etwa die Parteirücksicht das Ausschlaggebende, und hatte den Geschmack, die Abgeordneten an ihren Eid zu erinnern.

Die Einigkeit der Abgeordneten in der Abwehr dieser Insinuationen hat hoffentlich ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie wird die Ausführungen der Reichsräte Frhr. von Soden und Graf von Crailsheim sehr wesentlich ergänzen. Der Abgeordnete Geiger hat staatsrechtlich und an der Hand des Tatsachenmaterials bewiesen, daß ein Antragsrecht, welchem seitens der Krone Zustimmung oder Ablehnung gegenübersteht, kein Eingriff in Kronrechte und keine Verfassungsverletzung sein kann. Natürlich ändern sich aber in 90 Jahren die Zeiten und das Arbeitsgebiet.

Zuzugeben ist, daß die Arbeiterfragen einen breiten Raum in den Arbeiten des Landtags einnehmen. Allein, hier gibt es eben viel nachzuholen. Allerdings darf anderseits dem Staat nicht mehr zugemutet werden, als er leisten kann. Denn auch die Rücksicht auf die anderen Stände fordert ihr Recht. Im allgemeinen sollte aber nicht vergessen werden, daß kein Stand so rasch seine ganze Einnahme wieder völlig für Nahrung, Kleidung und Wohnung ausgibt als der Staatsdienerstand aller Klassen. Und daß dadurch Handwerk und Landwirtschaft das meiste zurückerhalten — alles, bis auf den Tribut an den Hausherrn —, kann nicht bestritten werden. Graf Törrings Forstantrag, der die Einnahmen aus den Forsten um 10—20 Millionen Mark jährlich erhöhen will, indem er rationelle Waldwirtschaft verlangt, zeigt übrigens den Weg, um fast ohne Steuererhöhung die diversen „Aufbesserungen" vornehmen zu können. Das neue Fischereigesetz hat die Tendenz, die Berufsfischerei und ihre Organisation zu fördern, und findet glatte Annahme. Ihm folgen land- und forstwirtschaftliche Fragen, die einen breiteren Raum einnehmen dürften. Man sieht es gibt Abwechslung und — da sollen wir im Juli fertig werden?



Weltrundschau.

Von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Ein Preßereignis.

Die im 111. Jahr stehende Münchener „Allgemeine Zeitung", die von Johann Friedrich Cotta begründet wurde und zu ihren ersten Mitarbeitern Schiller und Goethe zählte, hat mit 1. April als Tageszeitung ihr Erscheinen eingestellt. Auf süddeutschem Boden gewachsen — sie erschien zuerst in Tübingen, dann in Stuttgart, Ulm, Augsburg, München —, werden die Ueberbleibsel des einst so stolzen Blattes, eine Wochenschrift, nun ganz der Berliner Firma Scherl zufallen. Schon 1907 hatte diese Firma pachtweise die Zeitung übernommen, aber mit so geringem Erfolg, daß nunmehr die endgültige Auflassung erfolgen mußte. Die katholische Presse hat keinen Grund, mit besonderer Trauer oder auch mit besonderer Freude das liberale Organ scheiden zu sehen.

Dreibundfest.

Unter diesem Titel kann man die Monarchenbegegnung in Venedig und den Besuch des deutschen Reichskanzlers in Wien zusammenfassen. Durch die Rede Tittonis im italienischen Parlament war der Boden für den unmittelbaren Verkehr der verbündeten Monarchen von Deutschland und Italien trefflich vorbereitet worden. Es herrscht zurzeit ein Einklang zwischen Rom und Berlin-Wien, wie er immer sein sollte, aber nicht gerade immer gewesen ist. Der Nachgeschmack von der Algeciras-Nuß macht sich nicht mehr bemerklich, und in der Balkanfrage, die jetzt das hochpolitische Repertoire beherrscht, hat Italien in anerkennenswerter Weise den vollen Anschluß an die österreichische Politik betätigt — trotz der Quertreibereien des englischen Ministeriums. Die Monarchenbegegnung in Venedig hatte das Einverständnis nicht zu schaffen, sondern nur zu besiegeln. Auch der deutsche Reichskanzler wird noch den Fachkollegen Tittoni im Frühjahr besuchen. Vorläufig ist Fürst Bülow nach Wien gegangen, um bei Gelegenheit der Erwiderung des Aehrenthalschen Besuches das Nähere über die Balkanpolitik im besonderen und das bestehende Bündnis im allgemeinen zu besprechen. Es wird besonders bemerkt, daß Fürst Bülow vor der Audienz beim greisen Kaiser Franz Josef eine halbstündige Unterredung mit dem Thronfolger Franz Ferdinand gehabt hat. Hoffentlich verstummen darnach die böswilligen liberalen Preßstimmen, die in kulturkämpferischer Tendenz das Märchen zu verbreiten suchen, daß der Thronfolger für das deutsch-österreichische Bündnis weniger Sinn haben werde. Es tritt ja immer klarer zutage, daß die Gemeinsamkeit der beiden Kaiserreiche eine unbedingte Notwendigkeit und ein großer Segen ist. Dieser politischen Ehe droht keine Gefahr von seiten der „Klerikalen" oder Konservativen, sondern vielmehr von verschiedenen radikalen Elementen, wie sie z. B. hinter der „Los von Rom"-Bewegung stecken, und auch von dem blinden Eifer der preußischen Hakatisten.

Die mazedonische Frage.

Fürst Bülow hielt kurz vor den erwähnten Begegnungen im Deutschen Reichstag die übliche hochpolitische Rede zu seinem Etatsposten. Etwas weniger üblich, aber doch recht erwünscht war die ausführliche Ergänzung durch den neuen Staatssekretär des Auswärtigen v. Schön. Die Reden boten etwas mehr als süßliche Friedenslimonade. Unter der höflichen Einwicklung wurden recht ernste Mahnungen und Warnungen an verschiedene Adressen gerichtet. Zunächst an die Adresse der englischen Regierung wegen ihres neuen Vorschlags in Sachen der mazedonischen Reform. „Unsere Bestrebungen", sagte Fürst Bülow, „sind gerichtet einerseits auf die Erhaltung der Einigkeit unter den Mächten, anderseits auf die Zustimmung der Pforte zu den vorgeschlagenen Reformen. Man kann von uns keinen Enthusiasmus erwarten für Maßnahmen, die wir nicht für wirksam oder die wir gar für gefährlich halten." Die englische Presse hat sehr wohl verstanden, daß in diesen Worten eine recht scharfe Kritik des englischen Vorschlags steckt. Ein „Generalgouverneur", wie ihn England beantragt, muß sowohl bei den Mächten, wie bei der Pforte Widerspruch finden, da die Folge dieser Einrichtung die Lostrennung Mazedoniens vom türkischen Reiche sein würde. Die Londoner Regierung hat, wie jetzt bekannt wird, zum Ueberfluß auch noch vorgeschlagen, den Generalgouverneur auch finanziell unabhängig von Konstantinopel zu machen, indem die Mächte ihm sein Einkommen garantieren sollen. Obendrein wird noch eine erhebliche Verminderung der türkischen Truppen in Mazedonien beantragt. Wenn Deutschland und die nächstbeteiligten Mächte gegen so radikale Neuerung Bedenken haben, so entspringen dieselben nicht der Sympathie für die „türkische Mißwirtschaft", sondern der Sorge um den Frieden. Mit Recht führte Fürst Bülow aus, daß der Grund des dortigen Uebels nicht vorzugsweise in dem Gegensatz zwischen Christen und Mohammedanern liegt, sondern in den erbitterten Kämpfen der verschiedenen christlichen Nationalitäten untereinander, von denen sich jede die Suprematie in Mazedonien und für den Fall der Beseitigung der Oberhoheit der Pforte einen möglichst großen Anteil des Gebietes sichern möchte. In der Tat, die Entzündung dieses wirren Erbschaftskrieges würde die Aufrollung der ganzen hochgefährlichen orientalischen Frage bedeuten. Hat die englische Regierung sich das vorher klar gemacht? Es scheint fast, als ob sie zu „Großem" entschlossen sei; denn in dem soeben ausgegebenen englischen Weißbuche heißt es: „In bezug auf die von Oesterreich-Ungarn und Rußland zum Ausdruck gebrachte Meinung, daß der jetzige Moment für neue Vorschläge nicht geeignet sei, bemerkt Grey, daß die Lage in den mazedonischen Vilajets ein sofortiges und wirksames Einschreiten erheische." Grey spricht dann weiter von „anarchistischen Zuständen" und von „Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden der Bevölkerung". Das lautet sehr tatendurstig; aber man muß doch bedenken, daß in England jetzt die liberale Partei herrscht und zu deren Traditionen der philantropische Jammer über armenische oder mazedonische Greuel gehört. So etwas gefällt den Parteigenossen. Die praktische Politik des Auswärtigen wird aber nicht von der liberalen Partei, sondern von König Eduard gemacht. Und dieser schlaue Schachspieler läßt sich nicht von Gefühlswallungen leiten, sondern von kaltblütiger Berechnung. Darum ist es von entscheidendem Wert, daß Rußland, Oesterreich-Ungarn, Italien und Deutschland auf der Grundlage, die Fürst Bülow soeben entwickelte, feste Stellung gegen den englischen Plan genommen haben. Die Londoner Regierung findet also trotz aller vorhergegangenen Bündnismacherei in diesem Punkte einen geschlossenen Abwehrbund sich gegenüber. Da Frankreich zurzeit in Marokko mehr als genug zu tun hat, würde England bei der Eröffnung des türkischen Konkurses auch nicht einmal auf die Zustimmung dieses Herzensfreundes rechnen können. Der englische Vorstoß wird also vorerst unschädlich verpuffen. Inzwischen ist ein Teil der englischen Presse wieder eifrig dabei, Deutschland als den Störenfried hinzustellen. Der vorliegende Fall soll den vernünftigen Engländern zeigen, daß sie nicht in die Weite zu schweifen brauchen, wenn sie Friedensstörungen aufspüren wollen.

Die Marokkopolitik des Fürsten Bülow.

In der erwähnten Rede vom 24. März richtete der deutsche Reichskanzler auch höfliche, aber sehr deutliche Warnungen an die französische Adresse. Er stellte zunächst fest, daß von allen Rednern aus dem Reichstage „die sehr unbefriedigende Lage in Marokko" berührt worden sei, und zwar mit mehr oder weniger starken Vorbehalten hinsichtlich der Zweckmäßigkeit der militärischen Operationen Frankreichs und der Vereinbarkeit derselben mit Wortlaut und Geist der Algeciras-Akte. Darauf sagte Fürst Bülow wörtlich:

„Es ist gewiß richtig, daß die Algeciras-Akte alle Beteiligten gleich bindet. Es ist weiter richtig, daß wir im Interesse unseres Handels darauf zu achten haben, daß die wirtschaftliche Gleichberechtigung nicht verletzt und daß unsere wirtschaftlichen Interessen in Marokko nicht mißachtet werden. Die Wichtigkeit dieser Interessen ist von allen Herren, auch von dem Herrn Abgeordneten Bebel betont worden. Auf der anderen Seite läßt sich nicht verkennen, daß die Ausführung wichtiger Bestimmungen der Algeciras-Akte durch die Unruhen in Marokko und durch die dortigen Thronstreitigkeiten gehemmt worden ist. Die französische Regierung kann sich nicht darüber beklagen, daß wir in Verkennung dieser Umstände die Algeciras-Akte in kleinlicher oder engherziger Weise ausgelegt hätten. Wir wollen das auch künftig nicht tun, erwarten aber auch, daß man in Frankreich die Akte in dem gleichen friedlichen und freundlichen Geiste beobachtet und ausführt." (Lebhafter Beifall auf allen Seiten.) Das klingt recht nett; es frägt sich nur, ob die „Erwartung" sich bewährt, daß Frankreich bei seiner immer weiter greifenden Penetration zur rechten Zeit „friedlich und freundlich" Halt machen und ungeachtet der aufgewendeten Blut- und Geldopfer sich mit dem wohlabgemessenen Mandat von Algeciras begnügen werde. Wir geben zu, daß die jüngste Warnung von der Berliner Seite etwas kräftiger ist als die früheren sanften Winke; aber ob sie mehr ausrichten wird gegenüber dem französischen Tatendrange

und der „Logik der Tatsachen", ist doch noch sehr zweifelhaft. Vielleicht ist das jetzige Spiel des laisser faire „feiner" als das scharfe Durchgreifen zu Delcassés Zeiten; leider aber nicht ohne das Risiko der vollendeten Tatsachen. Der Staatssekretär v. Schön deutete nachher an, daß Deutschland seine Methode deshalb geändert habe, weil von Frankreich auf die Delcasséschen Pläne verzichtet worden sei. Ist wirklich die Delcassésche Politik tot oder schlummert sie nur? Möge es bei einem etwaigen Wiedererwachen für Deutschland nicht zu spät sein!

Tweedmouth und Tower.

Wenn wir die Auslassungen des Reichskanzlers in Sachen des Tweedmouth-Briefes recht verstehen, so hat unser Kaiser in dem Schreiben an den befreundeten englischen Staatsmann recht kräftig und gründlich seine Meinung gesagt.

Wie leicht allerdings eine unmittelbare Aeußerung des Monarchen zu Mißverständnissen und unangenehmen Zwischenfällen führen kann, hat neuerdings wieder im Falle des Personenwechsels in der Berliner nordamerikanischen Botschaft sich gezeigt. Als Nachfolger des bisherigen Botschafters Mr. Tower war schon im vorigen Herbst der Dr. Hill bezeichnet worden, und zwar unter dem Agrement der deutschen Regierung. Im Gespräch mit Herrn Tower selbst oder mit Herren der Botschaft scheint nun der Kaiser das höfliche Bedauern über den Fortgang dieses sehr beliebten und sehr repräsentationsfähigen Vertreters der Vereinigten Staaten in Worte gekleidet zu haben, die von Freunden Towers oder vielleicht auch von Gegnern Hills dahin ausgedeutet wurden, daß Mr. Hill, dem weniger Geld und auch wohl weniger Neigung zur glänzenden Repräsentation beschieden sei, sich auf dem Berliner Posten nicht recht wohl fühlen werde. Diese Ausnutzung der kaiserlichen Bemerkung hat in Nordamerika eine unliebsame Erregung hervorgerufen und ist auch von der sonstigen deutschfeindlichen Presse tendenziös verwertet worden. Fürst Bülow hat sich genötigt gesehen, in Washington eine amtliche diplomatische Erklärung abgeben zu lassen, in der es heißt: „Nachträglich waren allerdings Zweifel darüber entstanden, ob sich Mr. Hill auf dem Berliner Posten wohl fühlen würde; diese sind jedoch behoben worden, so daß der Entsendung des Mr. Hill auf den Berliner Botschafterposten durchaus nichts im Wege steht und er nach wie vor ebenso wie jeder andere einwandfreie Vertreter, den der Präsident Roosevelt empfohlen hätte, in Berlin willkommen ist." Das amtliche Zugeständnis von „nachträglich entstandenen Zweifeln" muß eine gewisse Besorgnis wegen dieses Zwischenfalles erwecken. Deutschland ist ringsum in der Welt von einer so aufmerksam und rührigen Korona von Gegnern und Neidern, von Hetzern und Mißtrauischen umgeben, daß das allerhöchste Maß von Vorsicht zur unbedingten Notwendigkeit wird.

Aus dem Blocklager.

Der Journalistenstreik im Reichstag gehört auch in dieses Kapitel; er war im Grunde nur ein Vorstoß gegen das „ausgeschaltete" Zentrum. Die demonstrierenden Journalisten hofften daher aus inneren Gründen (vielleicht auch aus äußeren) auf die Unterstützung durch den Blockkanzler. Aber es machte ihnen einen Strich durch die Rechnung, daß die Fraktionen im Reichstag trotz aller Parteigegensätze in diesem Punkte zum parlamentarischen Hausrecht und zu ihrem Präsidenten standen. Infolgedessen mußte Fürst Bülow die Erwartung der Journalisten, daß er seine hochpolitische Rede nicht vor der leeren Pressetribüne halten werde, bitter enttäuschen. Nachdem die ausständigen Führer Verständigungsversuche übermütig vereitelt hatten, einigten die Parteien sich dahin, die Sache unter sich zu erledigen, indem Herr Abgeordneter Gröber wegen des unparlamentarischen Zwischenrufs die „verehrten Kollegen" um Entschuldigung bäte, nicht aber die Pressetribüne, die ja auch in ihrer Gesamtheit gar nicht beleidigt war. So wurde die Sache beigelegt, ohne daß in dem stenographischen Berichte überhaupt der Heldentat der Berichterstatter irgendwelche Erwähnung geschah. Die Ausständigen brauchten drei Stunden heißer Beratung, um sich darüber klar zu werden, daß sie weiter nichts zu erreichen vermöchten, und sie suchten ihren Rückzug zu decken mit der groben Unwahrheit, daß der „Druck der Fraktionen" Herrn Gröber zu der Erklärung gezwungen habe. Ach nein: die Fraktionen waren klüger wie der „Presseblock".

Fürst Bülow hielt bei seinem Etat auch eine innerpolitische Rede, die der Kritik des Reichstagswahlrechts gewidmet war. Der Reichskanzler ist eigentlich nicht dazu da, eine verfassungsmäßige Einrichtung des Reiches öffentlich anzugreifen. Er fügte freilich hinzu, daß die verbündeten Regierungen nicht an eine Aenderung des Wahlrechtes dächten. Der Zweck der Rede war allem Anscheine, den Freisinnigen die „brüske Ablehnung" des gleichen und geheimen Wahlrechts für Preußen nachträglich etwas zu versüßen. Natürlich nur durch unverbindliche Redewendungen. Aber auch davon sind die vom Dienstfanatismus beseelten Freisinnigen schon entzückt.

Etwas Reelleres bietet ihnen das angebahnte Kompromiß zum Börsengesetz. Diesmal sollen zu Ehren des Blockgötzen die Konservativen umfallen. Der „Kuhhandel" ist schon im Gange. „Hilfst du meinen Hakatisten, helfe ich deinen Börsenspekulanten." Die Grundsätze sind in der Garderobe abzugeben.

Die Münchener Papstjubiläumsfeier.

Obwohl die am Josephstag in München veranstaltete Papstjubiläumsfeier zunächst lokalen Charakter trug und dem eigentlichen Jubeltag um ein gut Stück Zeit voraus eilte, soll doch auch an dieser Stelle erzählt werden von dem Glanz, der über den ganzen Veranstaltungen lag.

Vormittags zogen die katholischen Vereine mit ihren Fahnen in festlichem Zuge zur Frauenkirche zum Gottesdienst, den Se. Exzellenz Erzbischof Dr. v. Stein zelebrierte. Reicher Blumenschmuck prangte in der ganzen weiten Kathedrale. — Militär bildete im Innern Spalier, und Hofoffizianten empfingen die Kgl. Hoheiten: die Prinzen Ludwig, Rupprecht, Karl, Franz, Ludwig Ferdinand, Herzog Christoph und die Würdenträger. Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent fuhr in großer Generaluniform im Galawagen am Hauptportal an. In seiner Begleitung befanden sich Generaladjutant v. Haag, Flügeladjutant Generalmajor v. Reschreiter, sowie die Herren des Kammerdienstes Freiherr v. Eichthal, Dr. Freiherr v. Pöllnitz und Freiherr v. Massenbach. Dem feierlichen Gottesdienste wohnten noch bei: der päpstliche Nuntius Dr. Frühwirth, die Gesandten Freiherr v. Friesen, v. Velics, v. Schlözer und v. Moser, die Standesherren, die obersten Hofchargen, die Staatsminister mit Baron v. Podewils an der Spitze, die päpstlichen Geheimkämmerer Graf Saedt, v. Fugger-Kirchberg und Graf Bopp v. Oberstadt, zahlreiche Reichsräte, Staatsräte, Landtagsabgeordnete, Vertreter der Stadt und der Hochschulen, die Herren des Festkomitees. — Um 11 Uhr fand in der St. Kajetanshofkirche ein vom Stiftspropst Dr. v. Türk zelebriertes Pontifikalamt für die Damen der Hofgesellschaft statt, zu dem Frau Prinzessin Ludwig, die Herzogin von Calabrien, die Prinzessinnen Adelgunde, Wiltrud, Helmtrude, Therese, Klara und Herzogin Karl Theodor erschienen waren.

Mittags 1 Uhr gab der päpstliche Nuntius eine Tafel, bei welcher Staatsminister Freiherr v. Podewils einen Toast auf Se. Heiligkeit den Papst ausbrachte, während der Nuntius in ungemein herzlichen Worten Se. Kgl. Hoheit den Prinzregenten feierte.

Der hohe Träger des Vertrauens Seiner Heiligkeit ließ es sich auch nicht nehmen, abends zu der im Hotel Union veranstalteten Festversammlung zu erscheinen. Diese Feier gestaltete sich zu einer machtvollen Kundgebung der katholischen Bayernhauptstadt. Das Königliche Haus war durch eine größere Zahl von Prinzen und Prinzessinnen und durch den Thronfolger Se. Kgl. Hoheit Prinz Ludwig vertreten, ebenso nahmen der Adel, die höchsten Beamten, geistliche Würdenträger und Parlamentarier teil; der 1. Bürgermeister der Stadt hatte sich mit den katholischen Bürgern Münchens zusammengefunden zu einer großartigen Huldigung. Der 1. Vorstand des Kath. Kasino, Frhr. v. Moreau, betonte mit Recht in den einleitenden Worten, wie das Beispiel des greisen Regenten eine erhebende Wirkung auf den ganzen Charakter des Festes ausgestrahlt. Zu hohem Fluge der Gedanken und des warmen Fühlens für den ehrwürdigen Stellvertreter Gottes auf Petri Stuhl riß nun der Festredner Rechtsanwalt Rumpf alle Anwesenden fort. Er feierte Papst Pius X. besonders in seinem Programm: „Omnia instaurare in Christo", das Bedeutung habe auf dem Gebiete des Intellekts, des Erkennens und des Glaubens, aber auch für das ganze weite Feld der sittlichen Kultur. Nachdem die Huldigung verklungen war, in die die Rede ausklang, wurde ein Huldigungstelegramm abgesandt, das in den folgenden Tagen herzliche Erwiderung fand. Kniend empfing die Versammlung den durch Se. Exzellenz den Herrn Erzbischof Dr. v. Stein gespendeten päpstlichen Segen zum Abschluß der glanzvollen und eindrucksreichen Kundgebung der Münchener Katholiken. F. Wunderl.



Die verfehlte Blockspekulation in Baden.

Von Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Das Schicksal meint es nicht gut mit den Nationalliberalen in Baden. Nachdem es vorbei war mit der „glanzvollen Vergangenheit der Väter", ging es rapide abwärts auf der schiefen Ebene und heute gibt es kein Halt mehr! Als sich das Volk anschickte, die Sünden des Nationalliberalismus mit reichlichen Zinsen heimzuzahlen, als die Wahlen zum Reichs- und Landtag mit jeder Periode die Mandate desselben reduzierten, versuchte man dem morschen, absterbenden Parteikörper frisches Blut zuzuführen. „Jungliberalismus" hieß das Elixier! Das war der erste Schritt. Die Hoffnungen, die vom Altliberalismus auf ihn als „Sauerteig" gesetzt wurden, haben sich erfüllt, aber in anderer Weise, als erwartet. Heute ist der Jungliberalismus, der sich zu einer Partei in der Partei herausgebildet hat, das enfant terrible der Nationalliberalen. Ihm ist es zu verdanken, daß die Partei heute so weit links geraten ist, daß die nationalliberale Partei auf einen Punkt angekommen, der bei einzelnen, einsichtigen Parteigenossen Grauen und Schrecken hervorruft.

Der Kleinblock in Baden wurde gebildet, als die Nationalliberalen das Selbstgefühl verloren, als sie den Boden unter den Füßen gewaltig zu schwinden bemerkten. Die Linksliberalen konnten aber die notwendige Stütze nicht bieten; wo nichts ist, kann nichts geholt werden. Das galt von jeher! Der zweite Schritt war getan, warum nicht auch den dritten riskieren? Und so wurde der Großblock, der die rote Internationale mit den waschechten, allein „Nationalen" brüderlich vereinte, geschaffen.

Noch einmal schien die alte „Herrlichkeit" aufzublühen, noch einmal versuchte man nach außen hin den Schein zu wahren, als ob noch „eigene Kraft" etwas vermöchte. Doch der Schein trügt. Heute wird zur Um- und Einkehr gerufen, und wenn es ihrer auch noch wenige sind, die sich dieser undankbaren Aufgabe unterziehen, sie tun es mit Ausdauer — und dem Bewußtsein der Aussichtslosigkeit! Die Geister, die der Nationalliberalismus rief, wird er nicht mehr los, er ist unter den Block geraten und die Gefahr des Erdrücktwerdens ist unabwendbar.

Schon vor einiger Zeit wurde im „Schwäb. Merkur" (Nr. 75, v. 15. Febr. 1908) ausgeführt, daß die nationalliberale Partei des Reichs (mit ihrer ausgesprochenen Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie) in Baden zurzeit fehlt! Die übeln Folgen des Großblockbündnisses äußern sich sowohl in der Landespolitik wie auch in der Reichspolitik. Das Organ der Parteileitung (!) mache ganz offen für die Wiederholung des Stichwahlbündnisses und sonstiges Zusammengehen Stimmung. Die jetzige Leitung der nationalliberalen Partei hält sich im engsten Anschluß nicht nur an den Linksliberalismus, sondern auch an die Sozialdemokratie, der gegenüber sie durch ihre bisherige Haltung und nicht unverschuldet (!) eingetretenen Notlagen jede Stoßkraft eingebüßt hat. — So zu lesen in einem nationalliberalen Blatte, das ferner feststellt, daß der Abbröckelungsprozeß in beängstigendem Maße fortdauert.

Und dies ist tatsächlich der Fall! Der Karlsruher jungliberale Verein hat sich jüngst wieder mit aller Offenheit dahin ausgesprochen, daß es dem Zentrum gegenüber nur ein „sicheres" Mittel gebe, das sei die bewährte Großblockpolitik. Die Sozialdemokraten wurden als „wertvolle Bundesgenossen" (!) und „schätzenswerte Leute" bezeichnet. Wer wird sich da noch wundern, wenn die roten „Brüder" immer üppiger werden? Der sozialdemokratische „Volksfreund" verzeichnete diese Kundgebung mit behaglichem Schmunzeln und gibt die treffende Antwort: „Wir möchten nur wünschen, daß die Jungliberalen ebenso wertvolle Bundesgenossen wären; aber gerade in wirtschaftlicher Beziehung versagen die Jungliberalen ebenso, wie ihre politischen Vettern, die Nationalliberalen."

Während so mit Zuckerbrot und, wenn nötig, mit der Peitsche die Nationalliberalen von den Sozialdemokraten links getrieben werden — die Absicht liegt ja klar zutage — gehen die Linksliberalen — mit Erfolg — im nationalliberalen Teiche fischen. Der „liberale Zusammenschluß" macht immer größere Fortschritte, die Kosten tragen die Nationalliberalen. So wurden kürzlich in Offenburg die Nationalliberalen zu einer demokratischen Versammlung eingeladen und ihnen hinterher die Einzeichnungsliste zur Mitgliedschaft präsentiert. In Achern (bei Offenburg) wurde eine Firmenänderung des nationalliberalen Vereins in einem liberalen „Volksverein" vorgenommen — eine Nachahmung des Volksvereins für das kath. Deutschland — und in Baden-Baden gründeten die Liberalen (Jungliberale, Nationalliberale, Demokraten und Freisinnige) einen „gesamtliberalen" Volksverein. Die Patenrede hielt ein sehr weit linksstehender Demokrat, der den Reichs-Bülowblock in den Orkus wünschte, dafür den Großblock nach badischem Muster empfahl. So verblaßt das nationalliberale Parteischild immer mehr und nimmt stetig ein grelleres und kräftigeres Rot an. Die jungliberalen „Bad. Nachrichten" in Achern konstatieren auch bereits, daß die Sozialdemokratie den ernstlichen Willen gezeigt habe, an der Spitze der bürgerlichen Linken gegen die vereinigte Reaktion anzukämpfen. Also der Liberalismus unter sozialdemokratischer Führung!!

Die nationalliberale „Konstanzer Ztg.", der gute Verbindungen mit dem neuen Minister des Innern nachgesagt werden, gibt sich zurzeit auch alle erdenkliche Mühe, zur Selbstbesinnung und Selbständigkeit der Nationalliberalen aufzurufen, sich nicht herzugeben zu einem allgemeinen „öl- und gewürzlosen Parteisalat" (wie in Baden-Baden), sondern das „glanzvolle Vergangene" aufs neue zu erwerben. Es sei wirklich bedrückend, immer und immer wieder hören zu müssen, daß nur in Anlehnung des Linksliberalismus des Nationalliberalismus Heil wieder erstehe. Nicht rechts wolle auch sie, aber Selbständigkeit und Besinnung auf sich selbst, ohne die die nationalliberale Partei zugrunde gehe.

Der Amtsverkündiger in der schönen Constantia wird seine Partei vor diesem Schicksal nicht bewahren können. Er kommt mit seinen Warnungsrufen zu spät! 1905 machte auch die „Konst. Ztg." den Großblockrummel in seligem Entzücken mit. Dort wäre die Warnungstafel: Halt vor dem Absturz! angebracht gewesen. Die Blockspekulation der Nationalliberalen war eine verfehlte; sie sind zwischen die Blockmühlsteine geraten und langsam, aber sicher erfüllt sich ihr selbstverschuldetes Schicksal. Nach rechts sind alle Brücken abgebrochen und der ministerielle Traum sowie der „neue Kurs", der zweifellos eine „konservativ-liberale" Paarung anstrebt, ist in Baden ein Ding der Unmöglichkeit.

Militärausgleich mit Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Das Streben der unter Kossuths Kommando stehenden magyarischen Koalition geht bekanntlich dahin, Ungarn ganz von Oesterreich loszureißen und einen magyarischen Nationalstaat zu gründen. Jedes Mittel dazu ist ihnen recht und jede Gelegenheit willkommen. Wenn irgend eine Krisiswolke auftaucht, wird sie benutzt, um von der Krone „nationale" Zugeständnisse zu erpressen; natürlich nicht zugunsten der nichtmagyarischen Mehrheit der Bevölkerung, sondern zugunsten der magyarischen Minderheit. Und alle nationale Zugeständnisse sollen zunächst die Deutschen, Slawen, Rumänen magyarisieren. In der Schule fängt die Zwangsmagyarisierung an, in der Armee wird sie fortgesetzt. Dazu soll die magyarische Befehlssprache auch in jenen Regimentern der gemeinsamen Armee eingeführt werden, welche sich in Ungarn rekrutieren und in Ungarn stationiert sind. Wohin es führen muß, wenn die einheitliche Kommandosprache beseitigt wird, liegt auf der Hand: Zerreißung des Heeres in zwei Teile, die des gemeinsamen Kommandos entbehren. Und daß auf die Zweiteilung des Heeres eine völlige Zerreißung des Reiches folgen muß, sieht jeder ein. Darum auch der bis jetzt unbeugsame Widerstand des Kaisers gegen alles Drängen der Kossuth-Koalition und darum die Zähigkeit, mit welcher der österreichische Reichsrat sich gegen Zugeständnisse an die Magyaren sträubt.

Schon vor Jahren erhoben die Magyaren die Forderung der „nationalen" Kommandosprache. Da bei den slawischen und magyarischen Regimentern, welche ihre nationale Regimentssprache zum Verkehre der Offiziere mit den Mannschaften haben, kaum 80 deutsche Kommandoworte im Gebrauch sind, so sieht man leicht ein, daß von einer Germanisation durch die Armee bei einem vernünftigen Menschen nicht die Rede sein kann. Die liberale Partei Tiszas

versuchte, einen Kompromiß mit der Krone herbeizuführen, stürzte darüber und die Koalition begann den Kampf mit der Krone. Im April 1906 kam der bekannte Pakt zustande, nach welchem sich die Koalition verpflichtete, ihre nationalen Forderungen zurückzustellen und das allgemeine Wahlrecht einzuführen, während die Krone zugab, daß die Erhöhung des Rekrutenkontingentes dem neuen Reichstage des allgemeinen Wahlrechtes vorbehalten bleiben solle. Die gemeinsame Regierung behauptete nun, daß der Ausbau der Wehrmacht nicht länger hinausgeschoben werden dürfe. „Die Armee verdorrt", seufzte Reichskriegsminister FZM. Schönaich in der österreichischen Delegation. Das wissen auch die Magyaren sehr gut und darum setzten sie bei diesem Punkte wieder ihren Erpressungshebel an. Ein magyarischer Politiker gestand unumwunden ein: „Was wir anstreben, können wir nur unter Franz Josef erreichen", und da unser Kaiser im hohen Greisenalter steht, so setzen die Magyaren alle Hebel an, um jetzt — vor allem vor der ihnen aufgetragenen Wahlreform — ihr Ziel zu erreichen. Würden sie, so rechnen sie, nationale Zugeständnisse in Heeresfragen erzielen, so könnten sie mit einer solchen „Errungenschaft" auch beim allgemeinen Wahlrecht siegesgewiß in den Wahlkampf ziehen.

Und schon hatte es den Anschein, als ob die Magyaren auch in der Heeresfrage ihren Willen durchsetzen sollten. Da riß die „Reichspost", welche von allen Wiener Blättern am konsequentesten den großösterreichischen Standpunkt vertritt, mit kühnem Griff den Schleier entzwei, mit dem man die Packeleien zwischen der gemeinsamen Regierung und den Magyaren zu verhüllen bemüht war. Die konservativen Herrenhausmitglieder verbanden sich mit den christlich-sozialen Abgeordneten in der österreichischen Delegation und diese Koalition bekämpften mit rücksichtsloser Entschiedenheit die geheimen Abmachungen mit den Magyaren. Die Erhöhung der Offiziersgagen und der Mannschaftslöhne sollte der Schacherpreis für nationale Zugeständnisse werden, dem ist jetzt ein Riegel vorgeschoben worden, den Baron Aehrenthal und FZM. Schönaich nur wegschieben können, wenn sie wortbrüchig werden und verschwinden wollen.

Im Mai werden die Magyaren die Erhöhung der Offiziersgagen und der Mannschaftslöhne bewilligen müssen. Inzwischen stellt die Heeresleitung ein Programm für ein neues Wehrgesetz zusammen, welches der Uebergang zu zweijähriger Dienstzeit werden soll. Vor allem soll die Artillerie reorganisiert, die Festungsartillerie vermehrt und eine Gebirgsartillerie formiert werden. Das verlangt für das gemeinsame Herr eine Erhöhung des Rekrutenkontingents um 22,000 Mann, bei der österreichischen Landwehr um 4740, bei der Honved um 3000 und bei den Tiroler Landesschützen um 730 Mann, so daß sich das gesamte Kontingent der Landwehr auf 19,420 Mann stellen würde. Dieses betrug bis 1903 10,000 Mann, seither 14,500 Mann. Sollte diese Erhöhung, auf welche Ungarn keinen Einfluß ausübt, nicht zustande kommen, so müßte bei der Landwehr die dreijährige Dienstzeit statt der bisherigen zweijährigen eingeführt werden. Unsere Landwehr ist der einzige Teil der österreichischen Wehrmacht, welcher in den letzten Jahren eine Ausgestaltung erfahren hat, während bei der gemeinsamen Armee die Magyaren jede Ausgestaltung unmöglich machten. Heer und Kriegsmarine stehen noch immer auf der Kontingentshöhe von 1869: 103,100 Mann, von denen 59,014 auf Oesterreich, 44,086 auf Ungarn entfallen. Die vom österreichischen Reichsrate bewilligte Erhöhung mußte bekanntlich rückgängig gemacht werden, weil sie im ungarischen Reichstage obstruiert wurde. Man darf sich daher wohl nicht wundern, wenn in der österreichischen Delegation der Plan auftauchte, es solle unsere treffliche Landwehr, welche trotz ihrer nur zweijährigen Dienstzeit der gemeinsamen Armee vollkommen ebenbürtig ist, unter gleichzeitiger Einführung der Invaliditätsversicherung für alte Landwehristen zu einer (zweiten) österreichischen Armee ausgestaltet werden, damit wir, falls es 1917 tatsächlich zu einer Zweiteilung der Monarchie käme, den Grundstock für eine von Ungarn ganz unabhängige Armee schon hätten. Einstweilen ist an die Realisierung dieses Planes nicht zu denken, das wäre ja ein Keileintreiben in die Heeresgemeinsamkeit, das den Magyaren willkommenste Mittel zum Heeresdualismus, zur vollständigen Zerreißung der Monarchie.

Gedanken über Afrikas Zukunft.

Von

P. Cyrillus Wehrmeister, O. S. B.

Ueber die Zukunft Afrikas läßt sich kaum etwas Sicheres sagen, zumal für Afrika das Sprichwort gilt: Es kommt alles anders als man denkt. Aber Gedanken lassen sich doch darüber machen und ein denkender Mensch denkt auch voraus.

Afrika hat aufgehört ein dunkler Erdteil zu sein. Man vergleiche nur eine Karte dieses Landes aus den sechziger Jahren mit einer neuen. Damals war außer den Küstengebieten fast alles weiß und heute gibt es kaum mehr ein Fleckchen, das nicht kartographisch aufgenommen ist. Das Dampfroß eilt über ehemals verlassene Steppen und über mächtige Brücken und auf den großen Seen des Innern verkehren die Dampfschiffe fast so regelmäßig wie an unseren heimischen Gestaden. Das Land ist verteilt und nun was jetzt?

Der Weiße will das Land für sich, will seine Schätze heben und auch, wenn möglich, eine neue Heimat suchen. Ueberall da, wo das Klima ihm das Leben ermöglicht, wird das Land in absehbarer Zeit in der Hand von Weißen sein, es wird sich Handel und Verkehr entwickeln wie in Europa. Freilich nicht ganz so. Manches wird afrikanisch bleiben müssen. Das Land erfordert eine nüchterne Lebensweise, ruhiges Blut und starke Nerven; nicht jeder kann darüber verfügen und wer es nicht kann, den wirft das Land früher oder später wieder aus oder es verschlingt ihn.

Niemals wird man der Neger bei der Arbeit entbehren können: denn dieselbe Arbeitsleistung wie in Europa ist für einen Weißen auf die Dauer unmöglich. Darum entsteht die brennendste Frage: Was wird mit den Eingeborenen geschehen? Sie werden nicht so wie die Indianer in Amerika einfach in die Ecke gedrückt und etwa auf die unfruchtbaren Wüsteneien wie auf Reservationen angesiedelt werden können, sondern man will sie und muß sie als Arbeitskräfte gewinnen. Darüber herrscht in Kolonialkreisen kein Zweifel, im Gegenteil denkt man viel zu einseitig an ihre Ausnützung als Arbeitskraft. Man fragt sich nur: wie nütze ich ihn am besten aus, und mancher denkt wohl auch mit Wehmut an die vergangenen Zeiten, wo die Pflanzer ihre Felder sehr billig durch Sklaven bearbeiten lassen konnten. Anderseits kann man es auch einem Pflanzer nicht verargen, daß er Arbeiter erzwingen will, wenn die Arbeit eben drängt und er auch um Lohn keinen Arbeiter gewinnen kann.

Schulbildung der Neger hilft diesem Mangel sicher nicht ab, denn je mehr Kenntnisse sie zu besitzen glauben, um so weniger Lust zur Arbeit haben sie, es ist ja auch in vielen Fällen in Europa so. Man sieht sich darum nach Zwangsmitteln um und wünscht, die Neger müßten gezwungen werden, eine bestimmte Zeit zu arbeiten. Gezwungen gegen Lohn oder ohne Lohn? das ist die weitere Frage. Eine höhere Besteuerung zwingt allerdings zu mehr Arbeit, ist aber nicht gerecht, wie überhaupt Arbeitszwang zugunsten anderer. Ihm aber Lohn und Reichtum aufdrängen, ihm Bedürfnisse anerziehen, damit er Arbeit sucht, ist ebenso verfehlt, wie seinen Geist mit allen Errungenschaften der Kultur auf einmal zu beglücken.

Sehr leicht ist die Frage allerdings nicht. Zunächst wird man sich hüten müssen, seine Anforderung an Negerarbeit zu hoch zu schrauben und darf nicht erwarten, daß der Neger das ganze Jahr von früh bis spät angestrengt arbeite; dazu hat er weder die physische noch moralische Fähigkeit, wenigstens die erste Generation nicht. Wenn sich in ihm das Gefühl geltend macht, daß er als Sklave behandelt wird, dann bildet sich auch Sklavensinn in ihm aus, Stumpfsinn, tierische Selbstsucht und Auflehnung. Ohne Wahrung seines peinlichen Gerechtigkeitsgefühls ist an eine planmäßige Erziehung des Negers überhaupt nicht zu denken.

Wenn man ihm aber Lohn für zwangsmäßig gelieferte Arbeit aufdrängt, was fängt er damit an? Seine Bedürfnisse sind bald befriedigt und den anderen Teil wird er vertändeln, verlieren und wegwerfen.

Man wird sich auf den Standpunkt eines gütigen Herrn stellen müssen. Eines „gütigen", d. h. der Neger muß fühlen, daß man es gut mit ihm meint; das fühlt er auch bald und damit gewinnt er Vertrauen, auf dem man fußen kann. Der Neger wird dann anhänglich und treu wie ein Kind. Aber immerhin auf dem Standpunkt eines Herrn; denn der Neger ist noch unerzogen und hat dringend Führung nötig. Mit

übermäßiger Humanität und Sentimentalität kommt man wahrlich nicht weit bei ihm. Sentimentale Güte verachtet er als Schwäche. Kein urwüchsiges Naturvolk ist sentimental. Auch die christliche Liebe, das höchste Ziel aller Erziehung, liegt nicht im Gefühl, sondern in einem wohlerzogenen, starken Willen. Für die Erziehung der Neger als eines kindlichen Naturvolkes gelten dieselben pädagogischen Grundsätze wie für unsere einheimische Jugend: kluge Berücksichtigung ihrer Verhältnisse, Gerechtigkeit und Geduld, Einheitlichkeit und Konsequenz und — last not least — eigenes Beispiel.

Ueber die innere Kraft des Christentums, speziell der katholischen Religion mit ihrem reichen Gottesdienst und ihren für die Erziehung wie erschaffenen Sakramenten brauche ich hier nicht weiter mich zu verbreiten. Davon, inwieweit es dem Christentum gelingt, seinen Einfluß gegenüber dem heimlich schleichenden Mohammedanismus und dem Heidentum entgegenzutreten und sich siegreich zu behaupten, wird die Zukunft Afrikas abhängen.

In dem Erziehungsplane der Neger wird unter allen Umständen das Christentum eine wichtige Rolle einzunehmen haben und von ihr wird schließlich die Zukunft Afrikas abhängen. Es ist nun zwar nicht zu verwundern, wenn solche, die selbst das Christentum über Bord geworfen haben, von einem Christentum der Neger nicht viel wissen wollen und es kann verhängnisvoll werden, wenn sie diese seine Rolle verkennen. Die christliche Lehre pflanzt dem Neger ein höheres Leben ein, sie setzt ihn gleichsam selbst in ein fruchtbareres Erdreich: in die Erbschaft eines unvergänglichen Erbes im Himmel und im Hinblick darauf wird er sich zu vielem erschwingen können, wozu er sich sonst nicht erschwingen könnte (ebenso wie bei uns).

Man wird dem Neger ferner eine sichere Existenz verschaffen müssen, Hungersnöten vorbeugen, eine rationelle Bewirtschaftung seines eigenen Besitztums lehren und damit Liebe und Freude zur Seßhaftigkeit beibringen müssen. Schiller hat so gern die Idee in seine Gedichte verflochten, daß Seßhaftigkeit und Ackerbau die Grundlage jeder Kultur gewesen sei. Warum sollte das bei den Negern anders sein?

Aber wenn man dem Neger etwas nachdrücklich zu seinem Besten verhilft, warum sollte man dann nicht auch dem Haupthindernis für den Eingang der christlichen Lehre, der Vielweiberei, einen Damm entgegensetzen? Wäre das gegen Sitte und Regel der Neger, aber sie zur Arbeit zwingen nicht? Man könnte z. B. für jede Mehrzahl von Frauen eine gewisse Steuer erheben.

Vorstehendes war längst geschrieben, als mir die jüngsten Reichstagsreden Dernburgs und Erzbergers zu Gesicht kamen. Die Rede des Staatssekretärs hat mich äußerst sympathisch berührt; von den Anregungen des Herrn Erzberger schien mir besonders wichtig der Wunsch nach moralischer Unterstützung der Missionen. Als das Christentum in unserer deutschen Heimat eingeführt wurde, da waren die Kaiser mächtige Förderer der Missionen, und es ist schwer auszurechnen, wie die Missionäre damals ohne diese Förderung fertig geworden wären. So wenig äußerer Zwang in der Missionierung am Platze ist, der ja in früheren Jahrhunderten auch bisweilen praktiziert wurde, so wichtig ist auch, daß die Träger von Kreuz und Schwert einträchtig zusammenarbeiten. Hierzu ist zuerst guter Wille auf beiden Seiten nötig, der über zahlreiche Schwierigkeiten besser hinweghilft als manche Bestimmung. Das Christentum bei den Negern in Mißkredit zu bringen und so die Missionsarbeit zu untergraben, wäre für „einen, der Macht hat", doch auch für einen solchen, der keine hat, keine Kunst, aber auch kein Heldenstück. Das Liebäugeln mit dem Islam dürfte für das Vaterland ebensowenig Gewinn bringen wie dem Christentum.



Mein Kind.

Dein Auge gleicht dem Sterne
So mild und rein;
Wie oft, — ach wie so gerne
Schau ich hinein!
Draus strahlt der Unschuld Reine
So engelgleich.

Wie wird bei ihrem Scheine
Das Herz mir weich! — —
O Gott, in deinem Himmel
Erhör' mein Fleh'n:
Laß es im Weltgetümmel
Nicht untergeh'n!

Fritz Theissen.

Ein Buch über modernstes Christentum.

Von

Dr. J. Holzner.

Der Kampf um die religiösen Grundprobleme hält seit geraumer Zeit alle irgendwie religiös interessierten Geister in Atem. Nicht um ein einzelnes Dogma handelt es sich. Die ganze bisherige Auffassung des Christentums ist zum Problem geworden. Es kommt darauf hinaus, ob ein neues religiöses Zeitalter mit neuen religiösen Grundbegriffen und Orientierungen anbrechen soll. Der moderne Geist im Gewand der Kant-Schleiermacherschen Religionsphilosophie pocht an die Kirchenpforte. Er will getauft werden, aber ohne Verpflichtung auf das Credo! Selten war der Wogengang der religiösen Kämpfe ein so stürmischer wie im verflossenen Jahre. Da hat Pius X. in seiner großzügigen Enzyklika weithin sichtbar ein Fanal errichtet, das die ganze Situation erhellt. Und nun kommen von verschiedenen Seiten die kleineren Scheinwerfer, um bald diesen, bald jenen Punkt des ausgedehnten Kampffeldes zu beleuchten.

So begrüßen wir u. a. auch die neueste, bereits in 2. Ausgabe erschienene Schrift des bekannten Freiburger Apologeten Prof. Karl Braig: „Modernstes Christentum und moderne Religionspsychologie". (Herder 1907, 150 S., 4 M. Der Preis ist, wie bei Herder häufig, leider zu hoch gegriffen!) Das Buch enthält zwei akademische Arbeiten: Die letzte Prorektoratsrede des Verfassers, „Das Dogma des jüngsten Christentums", und die Festschrift zum 81. Geburtstag des Großherzogs Friedrich I. von Baden über „den Ursprung der religiösen Vorstellungen und die Phantasie". Beide Arbeiten gehen zwar zeitlich der Enzyklika voraus, behandeln aber in ihrem Geiste mit großer Erudition die philosophischen Grundlagen des neuesten Religionsbegriffes im Modernismus und gewisse Voraussetzungen dazu in der Religionspsychologie dreier deutscher Philosophen: Feuerbach, Lange und Wundt. Von aktuellem Wert ist namentlich die erste Arbeit. Sie bietet eine gesättigte Darstellung der modernen Immanenzreligion, welche die protestantisch-liberale Theologie mit Hilfe der agnostischen Philosophie Kants und der neueren Bibelkritik als das „Wesen des Christentums", als „das Christentum Christi", als die Reformreligion der Zukunft herausdestilliert hat. Wer weiß, wie schwierig es ist, die in der neuesten Literatur überall wie erratische Blöcke zerstreut herumliegenden Gedanken unserer Modernen in ein System zu bringen, wird dem Verfasser dankbar sein für die hier geleistete, unter einem sorgsam geglätteten Stil verborgene Arbeit. Braigs Kritik an dieser neuesten Fassung des Christentums geht von einem vierfachen Gesichtspunkt aus: inhaltlich ist sie eine humanistische Verwässerung desselben, schon von Strauß und Renan als der „neue Glaube" dem „alten Glauben" gegenübergestellt; geschichtlich hat sie keinen organischen Zusammenhang mit dem ursprünglichen Christentum, sondern höchstens mit abgestorbenen Sondermeinungen der gnostischen Sekten; philosophisch krankt der neue Religionsbegriff an derselben Alogie wie der Gefühlsglaube Kants. Vom apologetisch-theistischen Standpunkt aus ist das jüngste Christentum wegen seines prinzipiellen Verzichtes auf einen theoretischen Gottesbegriff gegen den Monismus hilflos.

Die zweite Arbeit ist eine feine Kritik der Versuche von drei namhaften deutschen Religionsphilosophen, die religiösen Vorstellungen aus den Eingebungen der kranken Phantasie (Feuerbach) oder aus der eine ideale Ergänzung der sinnlichen Welt durch das Uebersinnliche suchenden dichterischen Phantasie (Lange) oder aus der personifizierenden Apperzeption der erfahrungsmäßig kontrollierbaren Phantasie (Wundt) herzuleiten. Feuerbach hätte meines Erachtens diese eingehende Berücksichtigung nicht verdient. Als Religionspsychologie werden doch die auf keiner empirischen Basis ruhende Spekulationen eines Feuerbach ebenso wie die eines Lange heutzutage nicht mehr ernst genommen. Die Veranschaulichung von Langes Denkfehler an der geometrischen Analysis scheint mir mehr geistreich als klar. Um so mehr erfreut einen die prächtige Kritik an Wundts Hypothese. Hier zeigt sich der Noëtiker Braig von seiner besten Seite. Drei Grundfehler der schwersten Art stellt Braig bei Wundt fest: die freischaffende, mythologische Phantasie, welche im Dienste des religiösen Gefühls zwischen der sinnlichen Erscheinungswelt und der sittlichen Welt eine Uebereinstimmung herstellen soll, ist eine willkürliche Konstruktion des Agnostizismus. Wundts „personifizierende Apperzeption", mit deren Hilfe dann die Phantasie nicht etwa bloß „die Einkleidungsformen für das Göttliche" spinnt, sondern das

eigene Ich in das Objekt hineinprojiziert, dieses also personifiziert, das Personifizierte vergöttlicht und so mit Verachtung des Kausalprinzips den Inhalt des Göttlichen aus sich frei herausschafft, ist eine logische Ungeheuerlichkeit. Der dritte Grundirrtum bei Wundt ist seine monistische Aktualitätspsychologie, die das Sein der Substanzen aus den substratlosen, substanzerzeugenden Tätigkeiten ableiten will, ähnlich wie sie eine „Gesamt-Aktualität", einen „Gesamtwillen" aus den Einzelwillen hervorgehen läßt.

Wer Braigs geistreiche Art kennt, wird auch bei diesem Buche auf seine Rechnung kommen. Ueberall feinsinnige Anspielungen, überraschende Zusammenhänge. Aber diese espritvolle Ader ist für den Verfasser auch eine Gefahr, der er nicht immer entgangen ist, den Gedankenfluß zu unterbrechen, den Faden nicht mehr dort aufzunehmen, wo er ihn fallen ließ, einen Gedanken nicht bis in seine letzten Konsequenzen fertig zu denken, wegen des umrankenden Beiwerks den Hauptgedanken nicht so plastisch für den Leser herauszuarbeiten, wie er dem Verfasser vorschwebt. Daher auch die übermäßig langen Anmerkungen. In dem Bestreben, alles zu sagen, wird die Darstellung zuweilen etwas überladen.

Aktuell ist vor allem dies: Wer es noch nicht weiß, dem wird es an Braigs Buche klar, daß der vielberufene Modernismus auf deutschem Boden seine stärksten Wurzeln hat. Eine gerade Linie führt von Spinoza über Kant, Schleiermacher, Ritschl, Harnack zu den Modernisten. Der Modernismus hat in romanischen Köpfen nur seine besondere Färbung gewonnen. Protestantische, neukantianische Religionsphilosophie (Aug. Sabatier), irregeleitete Mystik (Tyrrell), religiöse Romantik (Fogazzaro) und historischer Kritizismus (Loisy) haben in ihm eine merkwürdige Mesalliance eingegangen. Häresien kommen überhaupt nur durch illegitime Paarung zustande, so die Gnosis durch eine Paarung des Christentums mit dem Hellinismus. Bei der französischen und italienischen Klarheit des Denkens ist es auch von vornherein unwahrscheinlich, daß eine so verschwommene Immanenztheologie bodenständiges Produkt dieser Länder sei. Diese „blaue Blume" gedeiht eigentlich nur unter dem deutschen Philosophenhimmel. Schon vor mehreren Jahren hat ein französischer Jesuit in zwei Broschüren auf die „infiltrations Kantianes" hingewiesen. Woher es nun kommt, daß der Modernismus gerade in Frankreich und Italien so aufgeschossen ist, daß die deutsche protestantische Literatur gerade in den Köpfen der jungen Theologen jener Länder, in denen die spekulative Theologie so einseitig vorherrscht, so viel Unheil angerichtet hat? Prof. Ehrhard begründet es mit der „geistigen Unterernährung" in theologischen Bildungsanstalten romanischer Länder. Ich möchte mir das garstige Wort nicht aneignen. Denn man könnte den Hieb zurückgeben und sagen, die „geistige Ueberernährung" mit unverdauten Fachkenntnissen ohne fundamentale Durchbildung, wie sie anderswo unter dem Monde herrscht, führe zum gleichen Ziel. Indessen etwas Wahres ist daran. Ich erinnere mich noch lebhaft des niederschlagenden Eindruckes, als ich zum erstenmal die Bibliothek eines italienischen Diözesanseminars betrat. Aus den öden Bücherregalen sahen einige verschämte Kompendien melancholisch herab, und wenn nicht kurz zuvor aus dem Nachlaß eines Wohltäters die Kirchenväter von Migne angekommen wären, so wäre der Anblick vollends trostlos gewesen. Das war aber nicht etwa Folge der Bildungsfeindlichkeit, sondern der grenzenlosen Armut, von der wir an der Staatskrippe genährte Deutsche keine Ahnung haben. Freilich, was wunder, wenn nach solcher geistiger Diät bei begabten jungen Leuten die Gier nach der verbotenen Frucht sich doppelt einstellt? Vielleicht darf man auch auf einen sozialen Faktor hinweisen. In solchen Ländern nämlich, wo dem besten Teil des Volkes das politische Kampffeld verschlossen ist, wo die natürlichen Verkehrsadern zwischen Klerus und Volk zum Teil unterbunden sind, wo also das Blut, in seinem gesunden Kreislauf gehemmt, mehr als sonst die Köpfe erhitzt, wo die öffentliche, praktische Tätigkeit der Geistlichen wie in Frankreich solange von oben beargwöhnt wurde, werden sich da nicht selbstverständlich die regsameren Geister auf inner-religiösem wissenschaftlichen Gebiete Luft machen? Irgendwo müssen sich die Geister austoben! Nur daß auf theoretischem Gebiete die Verirrungen gefährlicher sind, während das soziale praktische Leben in sich selbst das Korrektiv trägt.

Noch einen naheliegenden Schlußgedanken, wenn er auch über den Rahmen einer Besprechung hinausgreift! Wir dürfen solch breite Strömungen, wie sie der Modernismus darstellt, nicht einfach damit abtun, daß wir sagen: Es ist Häresie! Also cavete! Gewiß ist es Häresie, — das öffentlich festgelegt zu haben, ist das große Verdienst der letzten Enzyklika — aber es wäre ohne Gewinn für die Kirche, die Häresie bloß als moralische Schuld ihrer Urheber zu würdigen. Wie im physischen Leben, so tritt auch im Geistesleben nichts ohne hinreichende Ursache auf. Wie die Offenbarungswahrheiten nicht ex abrupto direkt vom Himmel gefallen sind ohne Anknüpfung und Vorbereitung, so hat auch jede Irrlehre, die in der Kirche aufgetreten ist, ihre natürlichen Faktoren, ihre Voraussetzungen und, ohne daß sie es will oder weiß, eine gottgewollte Bestimmung. Diese aber erreicht sie nur dann, wenn man sie nicht bloß unter dem dogmatisch-moralischen Gesichtspunkt der Rechtgläubigkeit, sondern auch vom pragmatischen Standpunkt aus betrachtet, kurz, wenn man aus der Kirchengeschichte lernt. Es läge wenig Nutzen darin, solche Geistesströmungen lediglich als Werk des Lügengeistes hinzustellen, ohne nachzudenken, ob nicht vielleicht zeitgeschichtliche Faktoren, Mißstände und Mängel im kirchlichen Leben, im Lehrbetrieb der theologischen Wissenschaften, zu starke Veräußerlichung des religiösen Lebens u. a. vorhanden sind und an diese Mängel der Lügengeist angeknüpft hat. Bestand nicht lange Zeit die theologische Vorbildung hüben mehr in Juxtaposition von positiven Kenntnissen, drüben in bloßer Repristination der Scholastik? „Frage nicht, was besser sei!" Das Ideal Leos XIII. ist vielleicht noch nirgends, außer in Löwen, erreicht. Die Zeitdiagnose durch die letzte Enzyklika ist wertvoll; aber erst, wenn die Quellen und Voraussetzungen des Modernismus richtig erkannt sind, wird eine dauernde Blutreinigung möglich sein. Mögen unterdessen ähnliche Schriften wie die oben besprochene von Prof. Braig, wie Dr. Decurtius' „Brief an einen jungen Freund" in der Monatsschrift für christliche Sozialreform, wie Meyenbergs Artikelserien in der „Schweizerischen Kirchenzeitung" weitere Klärungen bringen! Aus Braigs Arbeit geht jedenfalls dies hervor: Gefühl, Phantasie und eine nicht an fixen Punkten orientierte Kritik sind schlechte Ratgeberinnen und blinde Führerinnen in Sachen der Religion. Caeci sunt et duces caecorum!

Ehebruch und dessen Strafverfolgung.

Von einem ostpreußischen Landwehroffizier.

Nachdem besonders die „Augsburger Postzeitung", die „Germania" und andere Zentrumsblätter, aber auch die „Frankfurter Zeitung", in verdienstvoller Weise geholfen haben, die Flut von Seifenbrühe, welche zum Reinwaschen der schuldigen Teile der Allensteiner sogen. Tragödie verschwendet worden war, einzudämmen, ist es nun noch notwendig, einer Anregung folgend, auf den Schlußabsatz des Artikels „Offizierstragödien" in Nr. 11 zurückzukommen. Wir wollen ihn vom rechtlichen Standpunkt beleuchten und seiner subjektiven Schärfen entkleiden.

Daß der Ehebruch auf ehrenrechtlichem Wege leider nur selten strafbar ist, setzt man als allgemein bekannt voraus, wenigstens kenne auch ich hierüber kein Ehrengesetz. Dieselbe Auffassung kennzeichnet Ernst Graf Reventlow in einem auch heute noch beachtenswerten Artikel in „Hardens Zukunft" vom 20. Februar 1904.

Unser deutsches Reichsstrafgesetzbuch bedroht in dem wenig bekannten und noch weniger zur Anwendung kommenden § 172 den Ehebrecher nur dann auf Antrag hin mit Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten, wenn die Ehe wegen des Ehebruches geschieden worden ist. Dringend wünschenswert wäre daher auch die Aufnahme des Ehebruchs als Strafverschärfungsgrund beim Zweikampf durch Einsetzung von Gefängnisstrafe statt Festungshaft gegen den schuldigen Teil.

Macht man nun dem Kommandeur der Allensteiner Dragoner den Vorwurf, er habe zu Unrecht den Antrag des Majors von Schönebeck auf Ehescheidung nicht gebilligt, so war es dem Verfasser darum zu tun, eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den neuzeitlichen Unterlassungsfällen des Dragonerkommandeurs und des Kommandeurs des Regiments der Gardes du Corps festzustellen. Beide haben doch nach allem, was bisher unwidersprochen durch die Zeitungen bekannt geworden ist, den § 147 Militärstrafgesetzbuch, den Pflichten-Kodex des militärischen Staatsanwalts, ganz außer acht gelassen. Vergleiche hierüber „Germania" Nr. 63. Wer die Entwicklung solcher Ehebruchsaffären von der ersten Vermutung

bis zum bestimmt geäußerten Verdachte und dem darauffolgenden scharfen Krache verfolgt hat, der weiß, wie nur der Regimentskommandeur durch rechtzeitiges Einschreiten und durch rücksichtslose Trennung der einzelnen Teile den Unschuldigen aus seiner fürchterlichen Zwangslage befreien kann. **Unberührt** bleibt bei all unseren Ueberlegungen **die unumstößliche katholische Ueberzeugung von der kirchlichen Unlösbarkeit der Ehe**; es handelt sich hier nur um die **gerichtliche Scheidung** im Sinne des § 172. Man frage sich doch nur ernstlich, um wieviel glimpflicher die Fälle Lynar und Goeben für das Ansehen des Offizierstandes verlaufen wären, falls die Kommandeure im Sinne des § 147 Militärstrafgesetzbuches rechtzeitig eingegriffen hätten! Im Voraussehen, Vorausfühlen und Vorauswirken besteht der Haupteinfluß des Leiters eines Offizierkorps. Schwer mag es auch tüchtigen Kommandeuren, wie einem Grafen von der Groeben und Frhrn. von Richthofen, heutzutage sein, aber doch nicht unmöglich, solchen Katastrophen im Offizierkorps verantwortungsfreudig vorzubeugen. Und verzweifelt hart liegt in drei bekannten Fällen des letzten Jahres beim entdeckten Ehebruche die Wahl zwischen Zweikampf — Selbstmord und Fahnenflucht. Wer will noch angesichts solcher Tatsachen die fürchterliche Zwangslage „aller" Beteiligten leugnen! Die Kunst zu urteilen, zu redigieren und auch zu regieren besteht in der Fähigkeit, das Subjektive vom Objektiven zu trennen. Wir beurteilen nur noch die Tat mit ihren Folgen und nicht die Täter. Das sollte man sich auch in den chemischen Waschanstalten für moderne Gebrechen und Verbrechen aller Stände und alle Berufsarten merken. Noch nie hat man versucht, auf dem Wege der Mohrenwäsche das gesunde Recht, Sittlichkeits- und Religionsempfinden so zu erweichen, wie im Falle Allenstein. In dieser Hinsicht war der Artikel in Nr. 11 als logisch scharf mit Genugtuung zu lesen. Wenn man seinen Anregungen folgte, würde in Zukunft viel Trauriges verhindert werden können.

Lang, lang ist's her.

Skizze von K. v. Ilmenau.

Wir gingen durch den Wald. Langsam und gewunden zog sich der Pfad den Berg hinan. Rascher ging der Atem und unruhiger pochte das Herz. Wir waren in Gedanken und darum schwiegen wir.

Er war mein Bruder. Ich schaute zu ihm hinüber. Ein heller Schein lag auf seinem Gesicht. Ja, er war glücklich. Er hatte eine sichere Stellung und eine schöne Braut — und ich? Nun, ich war jung, und die Welt stand mir offen. So meinte ich wenigstens damals.

Endlich waren wir am Ziel. Ein kleines Häuschen im Walde, von wildem Wein umrankt, lachte uns entgegen. Freudig kam seine Braut herausgeeilt und sie küßten sich. Ich fühlte mich überflüssig. Eine kleine Laube stand hinter dem Häuschen. Da saß ihre Schwester. Ich hatte sie nie gesehen, aber ich erkannte sie gleich. Magnetisch zog es mich zu ihr hin. Wir sprachen nicht viel, wir hatten genug an unserer Nähe. Es war, als kännten wir uns schon längst. Auch über mich kam das Glück. Ich wußte selbst nicht, wie es kam — unsere Lippen fanden sich zum Kusse. Sie hatte noch nie geküßt, ich fühlte es.

Fast jeden Tag saßen wir jetzt beisammen in der Laube und sie sang mit ihrer leisen, sanften Stimme. Sie war so still, so sinnig. Es waren schöne Stunden. —

So verging der Sommer und ich mußte scheiden. Eine Träne schimmerte in ihrem Auge und ihre Lippen bebten leise; da küßte ich sie wieder. Sie liebte mich, das ward mir klar. Doch ward mir so weh' ums Herz, ich wußte nicht warum.

Im Frühling kam ich wieder. Sie war ganz anders als vorher; sie lachte und scherzte, aber sie sang nicht mehr. Sie war mir fremd geworden.

Nur einmal noch sah ich sie wie früher; sie sang: „Lang, lang ist's her". Das hatte sie noch nie gesungen. Sie weinte und ich küßte sie wieder.

Da erfuhr ich es; sie war mit einem anderen verlobt. Warum? — Ich fragte nicht. — Ich habe sie nicht wieder gesehen. — —

Der Abendwind streicht mir kühl über den Scheitel. Mich fröstelt. Ich bin alt und einsam geworden in jungen Jahren. Das hat sie getan. — „Lang, lang ist's her."

Der letzte deutsche Florentiner.

Von

M. Herbert.

In Köln starb in voriger Woche Johannes Fastenrath. Sein Begräbnis war ein fürstliches. Gekrönte Häupter weinten an seinem Sarge. Aber auch andere weinten um ihn, schlichte Leute der Feder, in deren Leben er die Blumen der Anerkennung trug — das Licht neidloser Güte.

Selbst vom Glück gesegnet, fern von Not und Leid wollte er Glück spenden. Selbst ein Liebhaber der Schönheit — baute er der Schönheit einen Thron. Was edel und groß war, liebte und verstand er. Seine Begeisterung für das Edle, das vornehm Menschliche, Gute und Wahre, war eine große, helle Flamme. Tausende haben sich daran die Hände und die Herzen gewärmt.

Seine Liebe galt Spanien und Deutschland, er hat diese Länder durch ein Band des Verständnisses einander näher gebracht. Er beherrschte das Spanische wie das Deutsche. Er hat unsere Klassiker ins Spanische übersetzt — ihren Namen im spanischen Volke bekannt gemacht. Das war das Verdienst des Gelehrten, des Literarhistorikers.

Das Werk des Aestheten, des Schönheitskundigen, des Idealisten waren die Blumenspiele in Köln, das Werk eines Mediceers, eines kunstliebenden Florentiners. Mag sein, daß die Blumenspiele nicht ganz das geworden sind, was sie **sollten**, mag sein, daß unter dem Gepränge großer Namen und offizieller Toaste, der geistige Inhalt — zuweilen — gelitten hat, alles Menschliche hat seine Schwächen — aber es bleibt das unbestreitbare Verdienst Fastenraths, daß er es verstanden hat, mitten in einer Zeit nüchternster Prosa, unerbittlicher Selbstsucht, mitten in einer Zeit des Kampfes ums Brot eine so ganz dem Idealen und Geistigen dienende poetische Feier zu veranstalten. Es lag ein unvergeßlicher Glanz über diese provencalischen Feste mit ihrer Blumenkönigin, ihren Meeren von duftenden Blüten, ihren schönen Frauen, ihren Liedern und Fanfaren, ihrer Preisausteilung an die Sänger der Liebe, des Glaubens, des Vaterlands.

Es lag auch ein unvergeßlicher Glanz auf jenen so herrlich geschmückten Räumen des Fastenrathschen schier fürstlichen Heims, das er so gerne seinen Gästen öffnete.

In diesem Heim war alles geehrt, das edel und schön war. Da stand die Büste der Droste an hervorragendem Platze. Da streifte das Auge über Bilder und Miniaturen, über kostbare Erinnerungen an Spaniens uralte Kultur.

Ich sah bei Fastenrath unter anderen Schätzen auch eine Handschrift der hl. Theresia.

Das Haus enthielt eine Riesenbibliothek, eine grandiose Sammlung alles Wunderbaren, Interessanten. Es ist in Wahrheit ein Mediceerheim. Selten hat ein Mensch mit seinem enormen Reichtum soviel Glanz in das Leben anderer gestreut, als Fastenrath es tat. Er war eine großmütige, eine expansive Natur. Er scheute weder das gute Wort, noch die gute Tat. Die Enttäuschung legte er mit philosophischem Lächeln beiseite.

Die große Liebe, welche bei seinem Tode im Herzen so vieler aufflammte, war nur der Widerschein seiner eigenen Menschenliebe. Er hatte ein warmes, ein nie ermüdendes, ein begeistertes Herz.

Ach, von wie vielen kann man das heute sagen? Deshalb ist sein Verlust ein so erschütternder, ja ein unersetzlicher. Deshalb wird er von denen **nie** vergessen werden, die sich einmal an dem gewaltigen Elemente seines Lebensfeuers erwärmen durften.

Schon wieder.

Ich habe schon wieder ein Liedlein gemacht,
Das war im wohlduftigen Walde.
Die Vöglein haben mir's zugesagt
Und die Blumen an Rain und Halde.

Ich habe schon wieder ein Liedlein gemacht,
Nun bin ich froh und voll Friede.
Was je ich geduldet, gedacht und gelacht,
Verstreut ich, versang ich im Liede.

Karl Jünger.



Münchener Kunst.

Einer Bereicherung wichtigster Art dürfen unsere staatlichen Sammlungen sich erfreuen. Die Nichte Adolfs von Menzel, Fräulein Margarete Krigar-Menzel, hat den Graphischen Sammlungen und der Neuen Pinakothek 60 Werke ihres Oheims überwiesen. Von diesen sind 14 Gemälde und 50 Zeichnungen. Erstere konnten bisher der Oeffentlichkeit noch nicht zugänglich gemacht werden, und werden daher an dieser Stelle erst bei künftiger Gelegenheit zu besprechen sein; von letzteren sind 44 im zweiten Schausaale der Graphischen Sammlung seit einigen Tagen ausgestellt. Es sind überwiegend Bleistiftzeichnungen, einige sind auch in Gouache, in Kreide und in Oel ausgeführt. Eine große Anzahl von ihnen läßt uns Menzels Befähigung nach der Seite der Architekturschilderung bewundern. Wie erklärlich, sind sie zunächst auf malerische Wirkung berechnet, geben aber auch dem Architekten hinlänglichen Begriff von den technischen Eigenschaften der Gegenstände; und auch der Kunstgewerbler wird Stücke, wie z. B. ein schmiedeeisernes Gitter oder den Schalldeckel einer Kanzel nicht ohne Nutzen betrachten. Die Erklärung für diese Erscheinung gibt Menzels Grundsatz, daß Genie und Fleiß sich decken — ein Satz, der für die Beurteilung des Meisters und seiner Art wohl sehr wichtig ist, fürs Allgemeine aber anfechtbar sein dürfte. Von ausgezeichneten Architekturschilderungen nenne ich einen Durchblick zwischen zwei Dorfhäusern, einen Hof mit Schreinerwerkstatt (1892), einen Hof in Würzburg (1892), und ganz besonders den entzückenden Aufgang zu einer Kirche (1894). Sehr abweichend ist die Technik auf einer Gouache-Zeichnung von 1852, die den Blick aus einem dunklen Kreuzgange in das helle Innere einer Kirche darstellt. Auch landschaftliche Studien sind vorhanden, so eine Partie vom Starnberger See und die Gasteiner Berge. Die Hauptsache sind die figürlichen Studien. Eine ganze Menge stellt Einzelheiten von Händen, Füßen und Köpfen dar, sehr viele bieten auch Abgeschlossenes. Darunter die hübsche Charakterschilderung eines älteren Mannes und eines Liebespaares unter dem Titel „Unschlüssig — Schlüssig" (1903). Ferner eine Studie aus der Kgl. Oper (1873) mit den Bildern Kaiser Wilhelms I. und seiner Gemahlin, gezeichnet auf der Einladungskarte zur Galavorstellung. Prächtig ist auch ein bärtiger Mann in bequemer Haltung (1902), sehr fein eine lesende Frau bei Lampenschein (1882); überaus erfreulich ist das Doppelporträt von Menzels Schwester und ihrer Freundin (1851). Erstere hat er ein anderes Mal auch im Bett liegend dargestellt. Dann verdient das Bild Meissoniers Erwähnung, den Menzel in seinem Gartenatelier in Poissy gezeichnet hat. Ueberaus charakteristisch sind die Schilderungen von Hermann Krigar, Menzels Schwager. Er schildert ihn einmal im Kniestück, den Hut auf dem Kopfe, ein anderes Mal, wie er in Partenkirchen 1859 angekleidet auf dem Bette Siesta hält. Für Menzels Art, die Form aufs schärfste zu beobachten und sie zur Hauptsache seiner Darstellung zu machen, sind alle diese Blätter im höchsten Grade lehrreich. Dr. Doering (Dachau).

* * *

Die eben eröffnete Frühjahrsausstellung der Sezession zeichnet sich durch so große Vielseitigkeit aus, daß es schwierig ist, in dem an dieser Stelle verfügbaren engen Raume auch nur das Wichtigste flüchtig zu erwähnen. Die Plastik beschränkt sich diesmal auf ganze zwei Stücke. Dafür sind aber die Abteilungen der malenden und zeichnenden Künste um so reichhaltiger bestellt, und vor allem letztere ist es, die der Ausstellung diesmal das besondere Gepräge verleiht. Nicht weniger als dreißig Nummern umfaßt die Sondergruppe Max Liebermannscher Zeichnungen und Radierungen.

Fast zwei Drittel der 376 Nummern umfassenden Ausstellung bestehen aus Gemälden. Auch unter ihnen sind zwei Sondergruppen, von denen weiter die Rede sein wird. Einzelne Werke von Bedeutung schickten u. a. Helene von Beckerath, H. Gröber, Habermann, J. Kühn jun., Nißl, A. Weisgerber. Von Landschaften sind sehr viele vorhanden, unter ihnen eine Fülle geradezu glänzender Leistungen. So von Winternitz, C. Reiser, A. Lamm, R. Pietzsch, H. Bleuer, H. v. Hayek, G. Golovkof und S. Filipkiewicz. — Eine Sondergruppe ist da von Ch. Landenberger, eine andere Sondergruppe ist die von gegen sechzig Werken einiger französischer Meister. Es ist keine leichte Arbeit, sich durch sie durchzufinden, noch weniger, bei sehr vielen die Schönheit zu entdecken. P. Bonnard schildert allerlei Szenen des menschlichen, besonders des großstädtischen Lebens. Bei H. Roussel tritt das Koloristische viel stärker hervor. F. Vallotton zeichnet mit außerordentlicher Kühle und verzichtet vielfach auf naturalistische Durchführung der farbigen Ideen. Aber gerade in diesen Eigenschaften offenbart sich ein großzügiges Element, das der dekorativen Absicht dieser Stücke kräftig zu statten kommt. Dieselbe Kühle der Auffassung ist aber auch seinen Porträts eigen, und diesen fehlt dadurch, so gut sie sonst sind, das eigentliche pulsierende Leben. Endlich Vuillard. Auch seine Stärke liegt im Dekorativen. Sie ist noch bedeutender als die des Vallotton und im Besitze wesentlich anderer Ausdrucksmittel. Man begreift, warum dieser Meister den Franzosen als einer ihrer bedeutendsten modernen Landschafter gilt. O. Dach.

Die Telegraphie von Bildern.

Von

Ingenieur Redakteur Karl Hänggi, Colmar.

Die Versuche, photographische Bilder mittels des elektrischen Stromes zu übertragen auf weit entfernte Strecken, reichen ziemlich weit zurück. Aber der oft vernommene Ruf: Eureka! verstummte zumeist rasch, wenn es galt, Tatsachen vorzuweisen. Erst dem Münchner Professor Korn war die Lösung des Problems tatsächlich gelungen und zwar handelt es sich hier nicht nur um eine theoretische Lösung, sondern um eine solche, die eventuell in die Praxis eingeführt werden könnte. Professor Korn blieb jedoch mit seiner Lösung nicht allein. Auf ganz anderem Wege als er, ist Ende vorigen Jahres ein junger Franzose namens Bellin ebenfalls zum Ziel gekommen. Es möge im folgenden gezeigt werden, mit welchen Hilfsmitteln beide dazukamen, über Strecken von Tausenden von Kilometern das Bild irgend eines Gegenstandes zu telegraphieren.

Wie beim Fernsprecher durch die Schallwellen in der elektrischen Leitung Stromimpulse hervorgerufen werden, die dann an der Empfängerstation wiederum in Schallwellen umgewandelt werden, so gilt es hier beim Uebertragen von Bildern durch die hellen und dunkeln Stellen derselben regelmäßige Stromschwankungen zu erhalten, die an der Empfängerstation eine Lichtquelle beeinflussen, durch die sodann das Bild auf eine lichtempfindliche Platte aufgezeichnet wird. Professor Korn erreicht dies auf folgende Weise: Das Bild ist auf Film photographiert und wird um einen gläsernen Hohlzylinder gelegt, der in drehend-fortschreitender Bewegung vor dem Lichtpunkt einer Sammellinse durchgeführt wird. Auf diese Weise beleuchtet der Lichtpunkt (konzentriertes Licht einer Nernstlampe) nacheinander beliebig kleine Teile des Bildes; an seinen hellen Stellen, da also, wo der Film durchsichtig ist, wird das Licht in das Innere des Glaszylinders dringen, während es durch die anderen Stellen entsprechend ihrer größern oder geringern Dunkelheit, mehr oder weniger aufgehalten wird. Im Innern des Zylinders trifft aber das Licht auf eine in den elektrischen Stromkreis eingeschaltete Selenzelle, die die Eigenschaft hat, ihren elektrischen Widerstand entsprechend ihrer Belichtung zu ändern. Hell beleuchtetes Selen leitet den elektrischen Strom gut, während unbelichtetes ihm fast absoluten Widerstand bietet. Auf diese Weise erhält man im elektrischen Stromkreise beim Vorbeiführen des Bildes vor dem Lichtpunkt regelmäßige Stromschwankungen, die den hellen und dunkeln Stellen des Bildes genau entsprechen.

Diese Stromschwankungen werden nun dazu benutzt, um an der Empfangsstation eine nach dem Prinzip des Galvanometers gebaute Blendevorrichtung zu betätigen, die das mit konstanter Helligkeit leuchtende Licht einer Nernstlampe genau entsprechend den Stromschwankungen, d. h. also auch entsprechend den hellen und dunkeln Stellen des zu übertragenden Bildes mehr oder weniger abblendet. Das in seiner Helligkeit so veränderliche Licht wird nun durch eine Linse in einen Punkt gesammelt und vor diesem Lichtpunkt ein zylindrisch zusammengerollter, lichtempfindlicher Film vorbeigeführt in genau derselben Weise und mit derselben Geschwindigkeit, wie das zu übertragende Bild am Sender. Auf diese Weise wird durch den Lichtpunkt das Bild auf den Empfänger-Film aufgezeichnet.

Das ist das System von Professor Korn; auf die Schwierigkeiten, die er überwinden mußte speziell in bezug auf die sog. „Trägheit" des Selen, auf die Schwierigkeiten der Wahl der richtigen Größenverhältnisse usw. kann hier nicht eingegangen werden. Die von ihm erreichte Vollkommenheit der übertragenen Bilder ist an bekannten Veröffentlichungen zu konstatieren.

Auf einem wesentlich anderen Prinzip beruht das System der Bildertelegraphie, das der erst dreißigjährige Franzose Bellin am 19. Dezember vorigen Jahres der Société Française de Photographie in Paris vorführte. Bellin geht von der Tatsache aus, daß eine Bichromat-Gelatineschicht, die zu photographischen Zwecken dem Lichte ausgesetzt war, das Lichtbild sozusagen en relief gibt. Die hellen Stellen desselben sind vertieft, die dunkeln sind erhaben. Von dem telegraphisch zu übertragenden Bild wird eine solche Platte präpariert und zylindrisch aufgerollt. Um nun die Stromimpulse als Träger des Bildes zu erhalten, läßt Bellin einen feinen Stift über die Bildwalze laufen, ähnlich wie beim Phonographen die Tonwalze unter einem Stifte durchläuft. Der Stift ist durch eine geeignete Hebelverbindung mit einem sehr kleinen elektrischen Widerstand in Verbindung, derart, daß entsprechend den Schwingungen des Stiftes auf der Bildwalze, hervorgerufen durch die erhabenen und vertieften (dunkeln und hellen) Stellen ein Kontakt auf dem Widerstand gleitet und so dem Bilde entsprechende Stromschwankungen hervorruft.

An der Empfängerstelle wird durch diese Stromschwankungen ein Spiegel-Oszillator bewegt, der ein Lichtbündel auf eine Glasscheibe projiziert. Diese Glasscheibe ist von links nach rechts verschieden durchsichtig; zwischen völliger Undurchsichtigkeit und völliger Durchsichtigkeit liegen eine Reihe von Zwischenstufen.



Je nachdem nun der Stift auf dem zu übertragenden Bild über eine helle oder eine dunkle Stelle streift, wird das Lichtbündel des Oszillators eine helle oder eine dunkle Stelle der Glasplatte passieren. Hinter dieser Glasplatte sammelt eine Linse das so veränderliche Licht in einen Lichtpunkt, der das Bild dann auf einen lichtempfindlichen im selben Sinne wie das Bild bewegten Zylinder aufzeichnet.

Bellin braucht also nicht besondere elektrische Eigenschaften eines Körpers (Selen) wie Professor Korn, sondern alle Elemente seiner Konstruktion sind in der Optik und Elektrotechnik tagtäglich angewandte Dinge, freilich in ungemein kleinen Dimensionen. Das könnte in bezug auf Dauerhaftigkeit in eventuellem praktischem Betrieb sein System als minderwertig gegenüber dem Kornschen erscheinen lassen. Die von Bellin reproduzierten Bilder sind durchweg sehr deutlich; bei den letzten Versuchen in Paris wurden dieselben auf eine Entfernung von 1717 Kilometer übertragen. Es wurde das Leitungsnetz der Telegraphie dazu benutzt.

Daß sich bis jetzt irgend eine Gesellschaft um praktische Verwendung der Erfindungen bemüht hätte, ist uns nicht bekannt.

Vom Büchertisch.

Alexander Halka: „Zaida, das Negermädchen." Volksdrama in fünf Aufzügen. Salzburg, Verlag der St. Petrus Claver-Sodalität. — Der Ertrag dieses Dramas ist dem Werke der Sklavenbefreiung gewidmet. Unter dem Pseudonym Halka verbirgt sich, wie wir hören, Frau Gräfin Ledochowska, die verdienstvolle Generalleiterin der Claver-Sodalität. In plastischen Szenen gibt sie Schilderungen aus dem Wirken der Heidenmissionen in ihrem geistigen Kampfe gegen heidnischen Aberglauben und Sklavenhandel. Man verfolgt den Verlauf der Handlung mit Spannung bis zum Ende. — **„Baronesse Mizzi."** Sechs Bilder aus der Zeit. Salzburg 1907. Verlag der St. Petrus Claver-Sodalität. Preis 50 h, 45 Pf., 50 Centimes. Die traurigen Verhältnisse eines gedrückten Handwerkerstandes und die Nichtigkeit fashionablen Gesellschaftslebens charakterisiert A. Halka in flott geführten Szenen, welche das Milieu des Salons wie der Proletarierwohnung mit gleicher Anschaulichkeit schildern. Das Stück wird auch auf der Bühne eines günstigen Eindruckes gewiß sein. — r.



Aus ungedruckten Witzblättern.

Finis.

Da stand er vor dem Block in tausend Nöten,
Den er gezeugt in einer trüben Stunde,
Vor seinem Machwerk will er schier erröten,
An seinem Ehrgeiz brennt die grimme Wunde.

Die Journalisten wollten auch nicht künden,
Was er entnahm frisch dem Zitatenschatze; —
Will sich denn alles gegen mich verbünden!
Bald bin, Lucanus, ich auch für die Katze!

Er neigt das Haupt, berennt den Block im Eifer,
Man hört kein Schrei'n und höret kein Gewimmer,
Und ob dem Stoße meldet sich kein Keifer, —
Der faule Block nur ging dahin — in Trümmer.

Joseph Wach.

Müller-Meiningen.

Der Gröber sprach ein grobes Wort;
flugs zur Tribüne trug es fort
und aus dem Kraftwort ohne Weil
mit Lust schnitzt einen giftigen Pfeil
der Müller, der im ganzen Land
als — Freund der Presse wohlbekannt.

Nun streikt' der Journalisten Chor,
stand trotzig vor des Reichstags Tor;
berichten wollt' man fürder nicht,
wenn Gröber nicht zu Kreuze kriecht,
und ging darüber auch am End
zugrund das ganze Parlament.

Geschäftig gleich als Mittelsmann
bot Müller-Meiningen sich an,
doch ward er — — „höflichst abgelehnt" — —
Verwundert nun der Gute stöhnt:
„Bin ich denn nicht im ganzen Land
als größter — Pressefreund bekannt?"

Georg Heydkamp.

An unsern Gröber!

Ein Urschwab bist du und deutsch dabei,
Du hassest die Leisetreterei,
Gradaus und ehrlich, wenn's sein muß, „saugrob", —
Du bist halt ein echter, ein richtiger „Schwob." —
Dies Verslein sei dir in Ehrfurcht geweiht
Für deine urschwäbische — Deutlichkeit!

Faust.

Die Teilung der Finanzen.

(Eine Parodie.)

Verteilt das Geld! rief stolz von seinen Höhen
Des Blockes Vater seinen Mannen zu,
Und seid ihr alle notdürftig versehen,
Dann haltet wegen Deckung Ruh'.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es reget sich geschäftig jung und alt.
Der Admiral läßt eiligst Schiffe „sichten",
Herr Einem mehrt das Heer alsbald.

Herr Dernburg sorgt für seine Kolonien,
Herr Moltke weist mit Gold die Polen aus. — —
Beamte, ungezählte, läßt man ziehen
Enttäuscht und ärgerlich nach Haus.

Doch halt, denkt man, die könnten „muffig" werden,
Drum gibt man jedem den Vertröstungssold.
Die Wahlen sind nicht fern; es macht Beschwerden,
Wenn dann das Heer der „Diener" grollt.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Dozent, er kam aus weiter Fern:
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

Wo warst Du denn, als alles man verteilet?
Sprach Bülow, und es klang wie leichter Spott.
Ich hab', spricht jener, in der Schul' verweilet
Und dort gelehrt: Das Königtum von Gott!

Ich war berauscht, entzückt von dem Gedanken,
Wie schön es klingt, wenn Jugend Hurra schreit.
Wo das ist, können Throne nimmer wanken,
Da steh'n sie fest für alle Zeit!

Was tun? spricht Bülow; alles weggegeben ....
Vielleicht im Herbst .... vielleicht .... vielleicht .... 's kann sein ....
Mein Sohn, von Idealen sollst du leben;
Nur der Genuß ist wirklich — rein!

B. Mésange.



Mein Erbe.

Mein Knabe mit den schmalen Wangen
Und mit den Augen, still entzückt —
Dir hat ein heimliches Verlangen
Sein Siegel auf die Stirn gedrückt.

Wenn deine Blicke scheu sich flüchten
Zur Waldnacht aus dem Sonnentag,
Ich fühl's, es bebt ein dunkles Dichten
Durch deines Herzens kleinen Schlag.

Bald zittern durch dein kindlich Scherzen,
Durch alles Jauchzen deiner Brust
Die fremden, tiefgeheimen Schmerzen
Mit ihrer tiefgeheimen Lust . . .

Und lausch' ich deines Herzleins Singen —
O wie sein Ton mich heiß durchfährt:
Auch dich wird einst das Schwert durchdringen,
Der Dichtung schmerzlichsüßes Schwert!

Franz Eichert.



Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater gastierte Herr Montor vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg als König Philipp und Mephistopheles. Es waren vorwiegend günstige Eindrücke, welche ich von ihm in dem Schillerschen Drama gewann, im „Faust" jedoch wurde ich enttäuscht. Nicht daß die Leistung gering gewesen wäre, kommt doch der Künstler von einem Theater, dessen Durchschnittsniveau zu den am höchststehenden der Bühnen deutscher Zunge gehört. Was ich an seinem Mephisto vermißte, war das Dämonische. Welch ein Reichtum in den Darstellungs- und Charakterisierungsmitteln bei Heine, den Montor ersetzen soll! Insbesondere von matter Wirkung war die Schülerszene, die doch, schon rein theatralisch genommen, so dankbar ist. Von Auerbachs Keller an schien der Gast wärmer zu werden; sein Bestes bot er wohl in den Szenen mit Frau Marthe. Seine Aufnahme seitens des Publikums war recht freundlich, wiewohl um einige Grade kühler wie im „Don Carlos". Ist die Intendanz geneigt, einem Engagement näherzutreten, so würde sich doch ein Probespiel in einer modernen Rolle empfehlen. Die übrige Besetzung der Stücke ist größtenteils recht gut. Birrons Carlos ist eine sehr schöne Leistung; als Posa zeigte Rottmann, die in letzter Zeit von der Kritik schon mehrfach betonte günstige Entwicklung, auch sein Faust bewies, daß der Künstler um seine darstellerische Aufwärtsbewegung strebend bemüht ist. Neben den bewährten Vertreterinnen der Königin und der Eboli durch die Damen Berndl und v. Hagen ist noch als neu Höfers charakteristischer Großinquisitor zu nennen. Eine prächtige Leistung ist Frl. Neubkes schlicht und tief empfundenes Gretchen. Die Inszenierung der Goetheschen Dichtung darf befriedigen. Einige Bühnenbilder (vor dem Stadttore und die Domszene) sind von hervorragender Schönheit. Gretchens Zimmer würde durch die große Dimensionen verkürzende Einbauten leicht an Intimität gewinnen. In der kurzen Waldszene dürften sich Faust und Mephisto nicht dem gemalten Prospekt so nahe stellen, da sich dadurch perspektivische Verzeichnungen ergeben. Daß Gretchens böses Gewissen, von einer unsichtbar bleibenden Person gesprochen, stärker wirken würde, als wenn es materiell in Erscheinung tritt, scheint mir sicher.

Kgl. Residenztheater. Ibsens „Baumeister Solneß" wurde zum ersten Male gegeben. Man hat das tiefgründige Werk hier schon an anderer Bühne gesehen, aber nunmehr hat es eine Darstellung gefunden, welche seinen schwierigen Anforderungen in höchstem Grade gerecht wird. Schade, daß uns fast alle in Bälde verlassen, die hier Ausgezeichnetes boten. Heine, der gerade für die Regie Ibsenscher Werke feinstes Empfinden besitzt, Monnard, der die psychologisch so überreich ausgestattete Gestalt des Baumeisters mit so warmem Leben durchdrang, daß kein kühler Rest von Symbol übrig blieb, und Maja Neubke. Die Hilde mag ihr im Grunde nur da individuell liegen, wo sie als Repräsentantin der Jugend in das Haus des Baumeisters tritt, aber wie sie die Rolle durchführte, bewies von neuem ihr bedeutendes Können. Aus den übrigen ragte Chlotilde Schwarz' schlichte, rührende Frau Solneß hervor. Wie in allen Altersdramen Ibsens tragen die Gestalten der Dichtung einen Januskopf, deren eine Hälfte die Züge ihrer bürgerlichen Existenz, die andere die hartgemeißelten Linien eines Symbols aufweist. „Solneß" behandelt die Tragödie des genialen Künstlers, der nach des Dichters Glauben nur mit dem Verzicht persönlichen Glückes den Erfolg seines Schaffens zu erkaufen vermag.

Aus den Konzertsälen. An den Rücktritt des Herrn Kapellmeisters Cor de Las knüpfte sich ein Federkrieg zwischen ihm und dem Kaimschen Institute. Es liegt für uns kein Anlaß vor, auf diese Meinungsdifferenzen einzugehen, da eine Kritik an den Angelegenheiten doch nichts zu ändern vermag. Das zehnte Kaimkonzert dirigierte Hofkapellmeister Peter Raabe (Weimar). Das Publikum bereitete dem hier beliebten und verdienstvollen Dirigenten einen frohen Empfang. In der Tat wußte er aus dem Orchester, dessen Besetzung ja noch verschiedene Ungleichheiten aufweist, sehr viel herauszuholen. In Haydns Symphonie Le midi gelang vieles sehr hübsch. Als Solistin des Abends bewährte Frau Langenhan-Hirzel als Chopininterpretin ihre Meisterschaft. Das Publikum zeichnete sie wie Herrn Raabe durch lebhaftesten Beifall aus. — Das Münchener Streichquartett schloß die Konzerte dieser Saison mit einem Abend, welcher sich auf der Höhe der vorausgegangenen hielt. Als trefflicher Gast des ausgezeichneten Ensembles spielte Kammermusiker Wagner in dem Klarinettenquintett von Brahms.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin wurde ein Verband deutscher Bühnenschriftsteller ins Leben gerufen, welcher die Rechte der Dramatiker nach dem Vorbilde der Pariser Gesellschaft dramatischer Autoren wahren soll. Zum ersten Vorstand wurde Max Dreyer gewählt. — Zur Erlangung von Entwürfen für die Neubauten der Stuttgarter Hofbühnen (Opernhaus und Schauspielhaus) wurde ein Preisausschreiben und gleichzeitig eine Einladung für im Theaterbau erfahrene Architekten erlassen. Von den besonders aufgeforderten Baumeistern abgesehen, steht der Wettbewerb lediglich in Württemberg ansässigen oder geborenen Architekten offen. Die neuen Rezitative zu Aubers „Schwarzer Domino", welche an der Stuttgarter Hofbühne günstige Aufnahme fanden, sind von dem dortigen Hofkapellmeister Erich Band. In unserem jüngsten Berichte wurde infolge einer irrigen Meldung der Württembergische Hofkapellmeister Obrist als ihr Urheber genannt. — In Berlin wurden die „Hugenotten" einer ebenso künstlerisch sorgfältigen, wie historisch echten Neueinstudierung unterzogen, für welche der Kaiser, der bereits der Generalprobe beiwohnte, lebhaftes Interesse zeigte. — Liliencrons Drama „Die Rantzau und die Pogwisch" hatte in Berlin keinen Erfolg. Der Lyriker ist den Bühnenanforderungen gegenüber ein Fremdling. — Kammersänger Brucks brachte an dem von ihm geleiteten Theater in Metz eine von ihm komponierte Oper erfolgreich zur Aufführung. Die Musik des sich im Stil der großen Oper bewegenden „Herzog Reginald" wird gerühmt. — In Posen wird ein Theater von Professor Littmann (München) erbaut. Die Kosten belaufen sich auf zwei Millionen. — In Detmold wurde die Gründung einer fürstlichen Hofkapelle und eines Konservatoriums, sowie die Errichtung eines Konzerthauses beschlossen. — In Frankfurt a. M. hatte „Der Wanderer", ein lyrisches Drama von G. Macchi, Musik von Marco Enrico Bossi, eine recht freundliche Aufnahme. Der Italiener, welcher die Instrumentation aufs glücklichste meistert, redet völlig die musikalische Sprache der modernen Deutschen, der er manche eigenartige Wendung abgewinnt.

München. L. G. Oberlaender.

*

Bei den Osterhasen. (Hotel Union.) Die Kinderspiele von Käthe Joël erfreuen sich im neuen Heim der gleichen Beliebtheit wie bisher im Volkstheater. Kein Wunder, denn was die Dichter komponierten — die auch mit Liebe der Regie walteten — und den Kindern bringen, das ist wirkliche Poesie, das ist prächtigster Sonnenschein, ein Stückchen heiterster Natur, das aus lachendem Kindermunde von der Bühne in die Kinderherzen quillt. Sie haben aber auch ganz entzückend gespielt. Es wäre wirklich zu wünschen, daß auch anderswo die Kinderspiele, und vor allem die von Käthe Joël, hingebende Pflege finden möchten. Franz Rothenfelder.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die noch in aller Erinnerung ausgeprägten desolaten finanziellen Schwierigkeiten und insbesondere die kolossalen Kursrückgänge, Zahlungsstockungen und Inhibierungen in der amerikanischen Union hatten seinerzeit mit Recht in allen Kreisen Entsetzen über die Konsequenzen dieser Verwirrungen erregt. Umsomehr sind heute das Erstaunen und die auftauchenden Zweifel gerecht, welche der fast unentwegten Aufwärtsbewegung der alle Märkte beherrschenden Neuyorker Börse entgegengebracht werden. Die These, dass in Anbetracht der weit solideren Prinzipien und der bereits Jahrhunderte bestehenden Organisation der europäischen Wirtschaftsmärkte und nationalökonomischen Grundlagen derartige Fluktuationen bei uns zu den unmöglichen Dingen zählen, ist nicht von der Hand zu weisen. Trotzdem sind nicht nur sämtliche Börsenplätze und Effektenmärkte von diesen Neuyorker Bewegungen influenziert, sondern auch Handel und Industrie, Landwirtschaft und Geldpolitik Europas stehen unter dem direkten Einfluss von dem Wohl und Wehe der amerikanischen Situationsberichte. Bekanntlich lieben die Yankees die Ueberraschungen, besonders die der grellsten Art. Daher war es nicht zu verwundern, wenn Präsident Roosevelt seine bisherige Angriffstaktik und Politik gegenüber den grossen industriellen und Verkehrsunternehmungen Amerikas änderte. Auch für eine Besserung der Wirtschaftslage in Amerika mehren sich die Symptome. Der Jahresbericht des gigantischen Stahltrusts zeigt mit seinen Gewinnen Einnahme-Rekordziffern und meldet gleichzeitig, dass die Geschäfte der Gesellschaft auch im neuen Jahre eine erhebliche Besserung aufweisen. Gute Saatenstandberichte und gebesserte Zahlungsbilanzen geben weiterhin Gewähr für eine langsame Gesundung, welche wohl augenscheinlich am besten mit exemplifiziert wird durch die Meldung, dass bei Wiedereröffnung einer im Vorjahre zwangsweise geschlossenen Neuyorker Depositenbank in der ersten halben Stunde Depositen im Werte von über 4 Millionen Mark zur Einzahlung gelangten. Einen weiteren Hauptfaktor, welcher auf die Tendenz hervorragend einwirkte, bildete die bedeutende Besserung der Metallmärkte, besonders von Kupfer und Zinn.

Für die zukünftige Gestaltung der Wirtschaftsmärkte wäre wünschenswert, dass die geschilderte Besserung in nicht zu hastigem Tempo Fortschritte macht. Es hat sich wiederholt schon bestätigt, dass besonders im Wirtschaftsleben das alte Sprichwort gilt: „Es ist nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen". Von der merklichen Besserung, die in London und Paris freudig aufgenommen wurde, nahm man an den deutschen Börsenplätzen nur in ganz verschwindendem Masse Notiz. Während ferner Amerika, trotz erhöhter Ansprüche an den Geldmarkt, immerhin flüssig bleibt, und London und Paris sogar auswärts Geld in Pension geben, blieb

die Geldmarktsituation in Deutschland unverändert: die stets ungewisse und unsichere. Die Differenz zwischen dem Londoner Privatdiskont und der Berliner Tagesrate ist eine unvermindert grosse. Die Geldknappheit an den deutschen Plätzen erfuhr gegen Ende des Märzmonats eine weitere Verschärfung durch Kündigungen von Leihgeldern der Börse seitens der Seehandlung. Dass dieser Vorgang die unklare Situation an den deutschen Börsen weiterhin hemmte, war ohne weiteres klar. Die Vermutungen, dass damit die ersten Vorbereitungen zu der mit Bangen erwarteten grossen Anleihe des Reiches und neuerdings auch Preussens getroffen worden waren, bildet kein günstiges Omen für den Erfolg derselben. Mit der Erwartung dieser grossen Reichsanleihe geht Hand in Hand eine weitere Verflauung unserer erstklassigen heimischen Fonds. Die Verfassung dieses Anlagemarktes hängt, wie man wiederholt beobachten kann, mit der Ueberschätzung der deutschen Kapitalskraft zusammen. Woche für Woche häufen sich die Millionen Kommunalbedürfnisse aller Teile Deutschlands. Dazu kommt noch durch die grossen Kolonialbahnforderungen — der gesamte Bedarf beziffert sich bekanntlich auf rund 150,000,000 M — eine neue Konkurrenz in punkto der Subskriptionen, und voraussichtlich auch ein neuer Typus des Rentenmarktes in Form von Reichskolonialanleihen.

Man wird trotzdem nicht fehlgehen, wenn man glaubt, dass die unerfreuliche Verfassung des deutschen Geldmarktes nach Befriedigung der Quartalsbedürfnisse von der fortschreitenden Erleichterung der internationalen Geldmärkte endlich profitieren wird. Die Einschränkung der industriellen Tätigkeit, die fast überall zu registrieren ist, konnte eine durchgreifende Verbilligung der deutschen Geldsätze noch nicht aufkommen lassen.

Die heimische Industrie wird sicherlich von den grossen Bedürfnissen Preussens für den Ausbau der Eisenbahnen und die Erweiterung des Betriebsmaterials, wofür laut Sekundärbahngesetz über 500 Millionen Mark gefordert werden, auf manchen Gebieten erheblich profitieren. Der Tendenzumschwung der deutschen Börsen wurde durch die Ausführungen in den Generalversammlungen der deutschen Grossbanken hinsichtlich der Aussichten des laufenden Jahres hervorgerufen. Eine gedeihlichere Zukunft und eine langsame Besserung der industriellen Situation werden, sicherlich mit Recht, erwartet. Auch die Meldungen über die Beilegung des drohenden Baugewerbestreikes befriedigten. M. Weber.

Bayerische Landwirtschaftsbank. Die Generalversammlung setzte die Dividende auf 4% fest. Erwähnenswert ist neben dem erfreulichen Geschäftsgang auch der Beschluss, nunmehr Pfandbriefdarlehen auf Basis 4% Pfandbriefe auszugeben.

Süddeutsche Bodenkreditbank. Die Generalversammlung genehmigte neben 8% Dividende auch die Erhöhung des Aktienkapitals um 8 Millionen Mark, begründet durch die Ausdehnung des Hypothekengeschäftes.

Commerz- & Diskontobank Hamburg-Berlin. In der Generalversammlung dieses Institutes wurden die Anträge mit einer Dividendenverteilung von 5½% laut Ausschreibung in der heutigen Nummer genehmigt.

Bayerische Handelsbank. Gemäss Beschluss der Generalversammlung gelangt eine sofort zahlbare Dividende von 8,05% zur Verteilung.

Pfälzische Hypothekenbank, Ludwigshafen a. Rh. Die Generalversammlung genehmigte einstimmig die Vorschläge des Aufsichtsrates. Es kommt für das Jahr 1907 eine Dividende von 9% mit Mk. 90.— pro Aktie sofort zur Auszahlung. Die ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates wurden wiedergewählt.

Gisela-Verein, Lebens- und Aussteuer-Versicherungsanstalt, A.-G. Dem vorliegenden, sehr übersichtlichen und mit zahlreichen Detailnachweisungen versehenen Geschäftsberichte des Gisela-Vereins ist zu entnehmen, daß derselbe im Jahre 1907 auf dem Gebiete der Aussteuer- und Volksversicherung ganz besondere Erfolge erzielt hat. Durch eine Neuproduktion von 28,010,690 Mk. Versicherungskapital ist der Versicherungsstand auf 161,637,357 Mk. Versicherungskapital, verteilt auf 154,187 Polizen, angewachsen. Diesem Wachstume entsprechend sind gegen das Vorjahr gestiegen: die Prämieneinnahmen um 656 167.05 Mk. auf 7,245,465.84 Mk., die Zinseneinnahme um 252,955.91 Mk. auf 2,801.458.64 Mk., die Prämienreserven und Ueberträge um 8,907,004.77 Mk. auf 56,402,258.57 Mk. Im Jahre 1907 wurden fällige Versicherungen im Betrage von 3,744.•84 Mk. ausgezahlt. Der Reingewinn beziffert sich auf 382,968.92 Mk. und ermöglicht die Zuführung einer Dividende von 6 Prozent der vollen Jahresprämie an die bezugsberechtigten Versicherten. Im Dividendenfonds der Versicherten erliegen nunmehr 909,239.87 Mk., welche vermehrt um den aus dem Reingewinne pro 1908 zu erwartenden Zuwachs im Jahre 1909 zur Barversendung an die Versicherten gelangen. 124 ehemals bei dem Gisela-Verein versichert gewesene Mädchen erhielten anläßlich ihrer im Jahre 1907 erfolgten Verehelichung aus dem Fonds zur Ausstattung armer Mädchen Stipendien zugewiesen. Auf diese Weise entschädigt der Gisela-Verein diejenigen Eltern, welche das zugunsten ihrer Töchter begonnene Vorsorgewerk wegen Verarmung nicht fortführen konnten. Daneben besteht im Gisela-Verein auch eine Wohlfahrtseinrichtung zugunsten arbeitsunfähig gewordener Agenten und Inkassanten, sowie deren Witwen und Waisen, welche eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet. Die Verwaltung ist bemüht, nach allen Seiten ausgleichende Gerechtigkeit zu üben und hat zu diesem Behufe in den genannten Fonds mustergültige Einrichtungen getroffen.



Se. Majestät König Friedrich August von Sachsen in der Spezialmaschinenfabrik für Sandverwertung Leipziger Zementindustrie Dr. Gaspary & Co., Markranstädt.

Seine Majestät den König Friedrich August von Sachsen näher mit der modernen Sandverwertung bekannt gemacht zu haben, dessen kann sich die Spezialmaschinenfabrik für Sandverwertung Leipziger Zementindustrie **Dr. Gaspary & Co., Markranstädt** bei Leipzig rühmen. Als einzige sächsische und grösste Firma der Welt in dieser Branche hatte sie dieser Tage die Ehre, den sächsischen Monarchen in ihrem Werk als Gast begrüssen zu dürfen. Im Vestibül des nur aus Sand und Zement erbauten Verwaltungsgebäudes von den beiden Chefs der Firma ehrfurchtsvoll empfangen, überreichten Seiner Majestät hier auch zwei achtjährige Mädchen je ein Blumenbukett und sagten dabei Verschen her, die sich auf den Wirkungskreis der Firma bezogen. Hierauf wurde der hohe Herr von den Chefs in das in der ersten Etage gelegene Empfangszimmer geleitet. In dem angrenzenden Mustersaal liess sich Seine Majestät einen ihn in die Industrie einführenden Vortrag von dem einen der Chefs halten. Es interessierten den Monarchen zwei 25 und 28 Jahre auf dem Dache gehangene, noch tadellos erhaltene Zementdachziegel, und die an einem kleinen Musterdach demonstrierte, der Firma patentierte Sturmsicherung der Dachziegel. Als erster trug sich der Herrscher in das im Empfangszimmer ausliegende goldene Buch der Firma ein. Hierauf trat man den Rundgang durch die Fabrik an. Unser Bild zeigt uns den König im eifrigen Gespräch mit den Chefs begriffen, das Verwaltungsgebäude verlassend, um sich über den Hof hinweg nach der Maschinenfabrik und Zementwarenfabrik zu begeben. Seine Majestät besuchte zuerst den im neuen Shedbau befindlichen Teil der Maschinenfabrik und betrat darnach die Zementwarenfabrik. An Hand der in Tätigkeit vorgeführten Maschinen konnte sich Seine Majestät sehr gut ein Bild von der Entwicklung der Zementwarenindustrie machen. Seine wiederholten Fragen bewiesen, dass er das grösste Interesse zeigte. Ein lebhafter Meinungsaustausch entspann sich an der Kniehebelpresse „Triplex“ für ein- und mehrfarbige Fussboden- und Wandplatten; mehrere Male musste der Arbeiter seine einfachen Handgriffe wiederholen. War es hier die saubere Musterung der Platten, welche den Monarchen interessierte, so erregten weiterhin der grosse Druck der hydraulischen Kraftpressen für Trottoirplatten seine Bewunderung. Ueber die schnelle Arbeit der Wand- und Tischschleifmaschinen äusserte er sich anerkennend, ebenso über den Steinbrecher. An grossen, bis zu 20 cbm in der Stunde liefernden Betonmischern ging der Weg vorüber zu den Dachziegelmaschinen. Am einfachen Schlagtisch bis zu der mit den modernsten Einrichtungen versehenen Dreisternmaschine wurde dem Monarchen die Entwicklung der Zementdachziegelindustrie vorgeführt. Weiter sah der hohe Gast die Herstellung von Treppenstufen in den Columbusformen und von Betonhohlblöcken in modernen Blockmaschinen. Dann kam man zur Zementmauersteinfabrikation. Der einfache vier Steine gleichzeitig liefernde Apparat „Zwerg“, die vollkommenere Pioniermaschine für sechs Steine gleichzeitig und die vollendete Pioniermaschine für eine Tagesproduktion von 5000 Steinen bei vier Mann Bedienung, zeigten auch hier wieder dem König die Entwicklung dieses Zweiges der Sandverwertung. Als einen grossen Fortschritt der Maschinentechnik bezeichnete Seine Majestät das 12 Steine gleichzeitig fabrizierende, automatisch arbeitende Misch- und Stampfwerk für Betonmauersteine. Weiter sah der Herrscher die Herstellung der Kanalisationsrohre in den Columbusformen und die Fabrikation der für die Landwirtschaft so wichtigen Drainröhren auf der Drainrohrmaschine „Viktoria“. Mit der Druckfestigkeits-Prüfungsmaschine wurde in Gegenwart des Monarchen ein ¼ Jahr alter 1:6 gemischter Betonmauerstein geprobt. Die ersten Risse zeigten sich bei dem hohen Druck von 270 kg auf den qcm. Unter Hochrufen der spalierbildenden Arbeiter verliess Seine Majestät diesen Teil des Werkes und begab sich, am Versandraum, der Tischlerei, der Dreherei und dem Farbenwerk vorübergehend, nach dem Ausgang. Mit Händedruck verabschiedete sich der Monarch von den beiden Chefs, in anerkennenden Worten äussernd, dass ihm die Firma Dr. Gaspary & Co. mit ihren Erläuterungen über die Sandverwertungsindustrie etwas Interessantes und Sehenswertes geboten hätte.

Ist Ihre Verdauung in Ordnung?

Wissen Sie, wie **Magenkatarrh, Magenkrampf, Magengeschwüre, Magenerweiterung, Magenkrebs, stinkender Atem, Leberleiden, Gallen-, Nieren- und Darmleiden, hartnäckige Verstopfung, Gicht etc.** entstehen?

Leiden Sie z. B. öfter an Aufstoßen, Uebelkeit, Sodbrennen, Verstopfung, Hämorrhoiden, Störungen in der Geschlechtssphäre, Schwindelanfällen, kalten Füßen, Mattigkeit, Koliken, Blutungen, Appetitlosigkeit, bleichem Aussehen, Erbrechen oder Brechreiz, üblem Geruch aus dem Munde, belegter Zunge, Diarrhöe, Gasbildung im Magen- und Darmkanal, Kopfschmerzen, Magen- und Leibschmerzen usw.

Lesen Sie dann unbedingt unsere Abhandlung

Magenleiden und ihre Folgen!

Sie führt den Beweis, daß die meisten Erkrankungen des menschlichen Organismus in innigem Zusammenhang stehen mit den Funktionen des Verdauungsapparates, sie wirft grelle Schlaglichter auf die zahllosen Sünden, die bisher bei der Behandlung von Magenleiden begangen wurden, und zeigt mit bezwingender Logik den Weg zur einfachen, sicheren Hilfe. Sie zeigt, wie man dem Uebel an die Wurzel geht! Wir senden diese Broschüre

vollkommen unentgeltlich und franko an jedermann.

Fordern Sie dieselbe noch heute per Karte.

Apotheker A. Lincke, G. m. b. H.
Berlin-Steglitz D. 92.

Königl. Belg. Staats-Postdampfer



LONDON

via OSTENDE-DOVER

3 mal täglich. 3 Stunden Ueberfahrt.

Kürzeste und interessanteste Route zwischen

Süddeutschland und England.

Direkte Fahrkarten auf allen Hauptstationen, sowie auch in den meisten Reisebureaus, woselbst Prospekte und Auskünfte unentgeltlich.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schäfer, Dr J., Professor der Theologie am Priesterseminar in Mainz, **Die Evangelien und die Evangelienkritik,** der akademischen Jugend und den Gebildeten aller Stände gewidmet. 8° (VIII u. 124) *M* 1.40; geb. *M* 2.—

Das Büchlein orientiert über die Frage, wie unsere Evangelien entstanden sind und welche Glaubwürdigkeit sie den Einwänden der modernen Kritik gegenüber beanspruchen können.

Pfälzische Hypothekenbank.

Bilanz per 31. Dezember 1907.

Aktiva.

1. Inventar		M. 100.—
2. Kasse, Reichs- und Notenbank		„ 1,375,428 56
3. Wechsel		„ 508,464.20
4. Effekten		„ 978,604 50
5. Debitoren in Kontokorrent		
Guthaben bei Banken	M. 6,477,800.99	
Lombard-Darlehen	„ 211,810 85	
Zinsen- und Annuitäten-Rückstände	„ 100,982.47	
Zinsen und Annuitäten fällig am 1. Januar 1908	„ 3,576.481 81	„ 10,367,076.12
6. Hypotheken-Darlehen		„ 373,485,895.25
Hiervon im Hypothekenregister eingetragen	M. 370,093,471.67	
7. Kommunaldarlehen, sämtlich im Kommunaldarlehensregister eingetragen		„ 2,559,671.35
8. Bankgebäude		„ 170,948.97
9. Wertpapiere d. Beamtenunterstützungsfonds		„ 749,368.92
10. Hypothekenpfandbrief-Anfertigungs-Konto Stempel auf erstmalig noch nicht ausgegebene Hypothekenpfandbriefe und Kommunal-Obligationen		„ 27,852.—
11. Zinsen aus Darlehen berechnet p. 31. Dez. 1907		„ 1,185,587.53
		M. 391,408,997.40

Passiva.

1. Aktienkapital			M. 17,000,000.—
2. Hypothekenpfandbriefe			
à 3½%	M. 275,129,300.—		
verloste	„ 2,000.—	M. 275,131 300.—	
à 4%	M. 81,917,600.—		
verloste	„ 6,900 —	„ 81,924,500.—	„ 357,055,800.—
3. Kommunal-Obligationen à 4%			„ 1,144,300.—
4. Kapital-Reservefonds			„ 6,630 000.—
5 Reservefonds II			„ 1,075,000.—
6. Reservefonds III			„ 100,000.—
7. Kreditoren in Kontokorrent			„ 419,838 10
8. Unerhobene Gewinnanteilscheine			„ 360.—
9. Unerhobene Zinsscheine			„ 2,153,731.25
10. Konto für gemeinnützige Zwecke			„ 11,068 33
11. Beamten-Unterstützungsfonds-Konto			„ 749,407.87
12. Zinsen-Reserve			„ 389 444.46
13. Provisions-Reserve			„ 117,202.84
14. Disagio-Reserve			„ 176,593.95
15. Hypothekenpfandbrief-Zinsen berechnet per 31. Dezember 1907			„ 1,628,349.50
16. Gewinn- und Verlustkonto			
Vortrag von 1906		M. 180,646.12	
Gewinn pro 1907		„ 2,577,254.98	„ 2,757,901.10
			M. 391,408,997.40

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.

1. Geschäftskosten		
Allgemeine Unkosten	M. 284,510.17	
Steuern und Umlagen	„ 223,467.28	
Pfandbrief-Anfertigungs- und Begebungskosten sowie Stempelabgabe	„ 306,758.46	M. 814,735 91
2. Abschreibung auf Inventar		„ 759.77
3. Abschreibung auf Effekten		„ 59,060.—
4. Hypothekenpfandbrief-Zinsen		„ 12,617,291 75
5. Kommunal-Obligationen-Zinsen		„ 47,511.90
6. Gewinn-Saldo		„ 2,757,901.10
		M. 16,297,260 43

Haben.

1. Vortrag aus dem Jahre 1906	M. 180,646.12
2. Wechsel- und Effekten-Zinsen	„ 178,189 95
3. Kontokorrent-Zinsen	„ 267.814 93
4. Hypotheken-Darlehens-Zinsen	„ 15,401,945 36
5. Kommunal-Darlehens-Zinsen	„ 100,437 73
6. Provisionen	„ 168,226.34
	M. 16,297,260.43

Ludwigshafen a. Rh., den 24. Februar 1908. **Pfälzische Hypothekenbank.**

In der heutigen Generalversammlung wurde die **Dividende** für das Jahr 1907 auf **9% = M. 90.— für jede Aktie** festgesetzt, welche sofort ausbezahlt werden.

Ludwigshafen a. Rh., den 16. März 1908. **Die Direktion.**



KELCHE

Monstranzen etc. liefert bestens **Franz Wüsten** Kgl. Sächs. Hoflieferant **Cöln a. Rh.** — Hunnenrücken 21. —

Gicht

Rheumatismus, Gliederreißen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete **St. Antonius Gicht- und Rheumatismusöl beseitigt.** Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben. **Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.**

Ausstellung München 1908.

Tulbeckstrasse (10 Minuten vom Ausstellungsplatz) ist für die Dauer der Ausstellung **billiges Unterkommen für auswärtige, am Platz beschäftigte Kellnerinnen geboten.**

Anmeldung Arbeitsamt
Zweibrückenstrasse 10.

Bilanz der Deutschen Bank, Berlin

Aktiva. am 31. Dezember 1907. Passiva.

Aktiva		M.	Pf.
Kasse	M. 86,228,076.94		
Sorten, Coupons und zur Rückzahlung gekündigte Effekten	„ 26,401,420.11	112,629,497	05
Guthaben bei Banken und Bankiers	M. 56,959,955.45		
Wechsel und kurzfristige Reichsschatzanweisung.	„ 631,461,993.96		
Report und Lombard-Vorschüsse	„ 154,933,210 28	843,355,159	69
Eigene Effekten laut Jahresbericht		68,600,081	12
Eigene Beteiligungen an Konsortial-Geschäften		53,427,886	71
Kommanditen		660,000	—
Dauernde Beteiligungen bei fremden Unternehmungen		81,572,191	85
Debitoren in laufender Rechnung gedeckte	M. 471,534,510 89		
ungedeckte	„ 146,455,114 07	617,989,624	96
ausserdem Bürgschaft-Debitoren: M. 78,388,055.59			
Vorschüsse auf Waren und Rembours-Konto (Berlin)		68,862,695	38
Anlagen des Dr. Georg von Siemens'schen Pension- und Unterstützungs-Fonds		4,090,250	—
Immobilien		20,544,062	13
Mobilien		405	—
		1,871,731,853	89

Passiva		M.	Pf.
Aktien-Kapital		200,000,000	—
Reserven: Ordentliche Reserve A	M. 66,388,031.30		
Ordentliche Reserve B	„ 26,595,316.42		
Kontokorrent-Reserve	M. 7,016,652.28	100,000,000	—
Depositen-Gelder		476,104,009	86
Kreditoren in laufender Rechnung		788,301,712	04
Erlös nicht eingetauschter Aktien II. Serie		2,414	10
Akzepte im Umlauf		263,537,867	27
ausserdem Bürgschaften: M. 78,388,055.59			
Dividende, unerhoben		36,138	—
Dr. Georg von Siemens'scher Pension- und Unterstützungs-Fonds		5,320,794	—
Uebergangposten der Zentrale u. der Filialen untereinander		8,109,741	98
Gewinn- und Verlust-Konto		30,319,176	64
		1,871,731,853	89

Gewinn- und Verlust-Konto

Debet. Kredit.

Debet	M.	Pf.
An Handlungs-Unkosten-Konto (worunter M. 2,383,930.78 für Steuern und Abgaben)	20,072,166	38
An Abschreibungen auf Immobilien	2,255,632	42
An Abschreibungen auf Mobilien	931,579	88
An Saldo, zur Verteilung verbleibender Ueberschuss	30,319,176	64
	53,578,555	32

Kredit		M.	Pf.
Per Saldo aus 1906		1,115,791	—
„ Gewinn auf Wechsel- und Zinsen-Konto	M. 26,397,521.49		
„ Gewinn auf Sorten, Coupons und zur Rückzahlung gekündigte Effekten	M. 410,207.84		
„ Gewinn auf Effekten	M. 783,011.34		
„ Gewinn auf Konsortial-Geschäfte	M. 4,848,558.67		
„ Gewinn auf Provisionskonto	M. 13,149,269.35		
„ Gewinn aus dauernden Beteiligungen bei fremden Unternehmungen und Kommanditen	M. 6,874,195.63	52,462,764	32
		53,578,555	32

Gisela-Verein, Lebens- u. Aussteuer-Versicherungs-Anstalt in Wien (auf Gegenseitigkeit)

unter dem Protektorate Ihrer K. u. K. Hoheit der Durchl. Frau Prinzessin Gisela von Bayern.

Zweigniederlassung München.

Aktiva. Bilanz für den Schluss des Geschäftsjahres 1907. Passiva.

Aktiva		
I. Grundbesitz		M. 761,485.11
II. Hypotheken		„ 41,177,842.19
III. Wertpapiere		„ 13,321,520 90
IV. Darlehen auf Policen		„ 1,960,898.66
V. Guthaben bei Bankinstituten		„ 493,466.21
VI. Rückständige Zinsen		„ 524,948.03
VII. Ausstände bei Filialen u. Agenturen inkl. Kassastand bei denselben		„ 660,543.40
VIII. Barer Kassabestand und Guthaben bei der k. k. Postsparkassa		„ 35,325.55
IX. Inventar		„ 38,185.16
X. Sonstige Aktiven: 1. Gestundete Prämien	M. 449,031.13	
2. Effekten d. Pensions- und Hilfsfonds inkl. Stückzinsen	M. 648,846.96	M. 1,097,878.09
		M. 60,071,593.30

Passiva		
I. Prämienreserven		M. 55,346,181.62
II. Prämienüberträge		„ 1,056,076.59
III. Reserven für schwebende Versicherungsfälle		„ 164,524.76
IV. Gewinnreserven d. Versicherten (Dividendenfonds)		„ 909,239.87
V. Sonstige Reserven, und zwar:		
1. Dividendenausgleichungsfonds	M. 25,500.—	
2. Ausserordentl. Reservefonds	„ 296,701.—	
3. Realitätenamortisationsfonds	„ 102,000.—	
4. Reserve für Aussenstände	„ 102,000.—	
5. Rest in Dividendenfonds aus den Ausschüttungen 1899—1903	„ 131,853.53	
6. Kriegsprämienreservefonds	„ 137.66	M. 658,192.19
VI. Sonstige Passiva, und zwar:		
1. Pensionsfonds der Beamten	M. 593,719.77	
2. Fonds zur Ausstattung armer Mädchen	„ 491,580.45	
3. Hilfsfonds für Akquisitions- und Inkassoorgane	„ 61,696.24	
4. Angaben für schwebend verbliebene Versicherungen	„ 126.73	
5. Uebertrag von 1907 bereits vereinnahmten Hypotheken- u. Policen-Darlehenszinsen pro 1908	„ 407,291.16	„ 1,554,414.35
VII. Gewinn		M. 382,963.92
		M. 60,071,593.30

Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: I. V.: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 15

11. April
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Neunte Verlosung.

In Gegenwart des Kgl. Notars Herrn Justizrat Osenstätter hat heute die neunte Verlosung stattgefunden. Es wurden gezogen

I. 3½%ige Pfandbriefe Serie I—III.

Lit. A à M 2000.— die Nummern:

304. 314. 326. 334. 344. 354. 364. 374. 387. 394.
2009. 2019. 2029. 2039. 2049. 2064. 2069. 2079. 2089. 2099.
2410. 2420. 2430. 2440. 2450. 2460. 2470. 2481. 2490. 2500.
2808. 2817. 2829. 2837. 2847. 2857. 2867. 2877. 2887. 2897.
2901. 2911. 2921. 2931. 2941. 2951. 2961. 2982. 2983. 3000.
3411. 3420. 3430. 3440. 3450. 3460. 3470. 3480. 3490. 3500.
4603. 4606. 4613. 4616. 4623. 4626. 4633. 4636. 4643. 4646.
4653. 4656. 4663. 4666. 4673. 4676. 4683. 4686. 4693. 4696.
4902. 4912. 4922. 4932. 4942. 4952. 4962. 4972. 4982. 4992.
5605. 5615. 5625. 5635. 5645. 5655. 5665. 5675. 5685. 5695.
5801. 5811. 5821. 5831. 5841. 5851. 5861. 5871. 5881. 5891.

Lit. B à M 1000.— die Nummern:

804. 814. 824. 834. 844. 854. 864. 874. 884. 894.
1001. 1012. 1023. 1031. 1041. 1051. 1061. 1071. 1081. 1091.
2705. 2716. 2725. 2735. 2745. 2755. 2765. 2775. 2785. 2795.
4907. 4917. 4927. 4937. 4947. 4957. 4967. 4978. 4988. 4997.
6008. 6018. 6028. 6038. 6048. 6058. 6068. 6078. 6089. 6099.
8504. 8517. 8524. 8535. 8544. 8554. 8564. 8574. 8584. 8594.
10408. 10418. 10428. 10438. 10448. 10458. 10469. 10478. 10488. 10498.

Lit. C à M 500.— die Nummern:

9005. 9015. 9025. 9035. 9045. 9055. 9065. 9076. 9085. 9095.

Lit. D à M 200.— die Nummern:

5603. 5610. 5614. 5620. 5623. 5630. 5633. 5640. 5643. 5652.
5653. 5660. 5664. 5679. 5683. 5684. 5685. 5690. 5693. 5700.
8704. 8716. 8725. 8734. 8744. 8754. 8764. 8774. 8784. 8797.

Lit. E à M 100.— die Nummern:

1902. 1912.
3806. 3817.
7306. 7315. 7325. 7335. 7346. 7355. 7367. 7377. 7385. 7395.
12009. 12019. 12028. 12038. 12049. 12059. 12068. 12079. 12088.

Restanten:

Aus früheren Verlosungen sind folgende 3½%ige Pfandbriefe noch nicht eingelöst:

Lit. C Nr. 6229[7]. à M 500.—
Lit. D Nr. 1605[8]. à M 200.—.

Bei den Pfandbriefen, deren Nummern die **kleine Ziffer 7** beigefügt ist, **endigt die couponsmässige Verzinsung am 1. Juli 1906 und mit kleiner Ziffer 8 am 1. Juli 1907.**

Als kraftlos erklärt wurden die 3½% Pfandbriefe

Serie II. **Lit. A** Nr. 2480 à M 2000.—
„ II. „ **E** „ 3335 à „ 100.—
„ IV. „ „ „ 21399 à „ 100.—
„ V. „ „ „ 26971 à „ 100.—

II. 4%ige Kommunal-Obligationen Serie I—II.

Lit. A à M 2000.— die Nummern:

207. 217. 227. 237. 247. 257. 267. 277. 287. 297
810. 820. 830. 840. 850. 860. 870. 880. 890. 900

Lit. B à M 1000.— die Nummern:

1110. 1120. 1130. 1140. 1150. 1160 1170. 1180.
1190. 1200. 1306. 1316. 1326. 1336. 1346. 1356.
1366. 1376. 1386. 1396.

Lit. C à M 500.— die Nummern:

408. 418. 428. 438. 448. 458. 468. 478. 488. 498.
1303. 1313. 1323. 1333. 1343. 1353. 1363. 1373.
1383. 1393.

Lit. D à M 200.— die Nummern:

805. 815. 825. 835. 845. 855. 865. 875. 885. 895.

Lit. E à M 100.— die Nummern:

711. 721. 731. 741. 751. 761. 771. 781. 791. 800.
1502. 1512. 1522. 1532. 1542. 1552. 1562. 1572. 1703.
1713. 1723. 1733. 1743. 1753. 1763. 1773. 1783. 1793.

Restanten:

Aus früheren Verlosungen sind folgende 4% Kommunal-Obligationen noch nicht eingelöst:

Lit. D 370[7]. à M 200.—.
Lit. E 176[8]. 188[7]. à M 100.—

Bei den Kommunal-Obligationen, deren Nummern **die kleine Ziffer 7** beigefügt ist, **endigt die couponsmässige Verzinsung am 1. Juli 1906** u. **mit kleiner Ziffer 8 am 1. Juli 1907.**

Die couponsmässige Verzinsung der **heute gezogenen** Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen **endigt am 1. Juli 1908.**

Auf verloste Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen werden vom Tage der Fälligkeit an **1% Depositalzinsen** vergütet.

Die verlosten Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen werden gegen deren Rückgabe nebst den nicht verfallenen Coupons und den Talons kostenlos eingelöst in **München an unserer Kassa** (Prinz Ludwigstrassse 3/0), sowie bei der **Kgl. Hauptbank in Nürnberg und deren Filialen** in Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing und Würzburg, ferner bei der **Pfälzischen Bank in Ludwigshafen a. Rh. und deren Zweigniederlassungen** in Alzey, Bamberg, Bensheim, Donaueschingen, Dürkheim a. H., Frankenthal, Frankfurt a. M., Grünstadt, Kaiserslautern, Landau i. Pf., Mannheim, München, Neustadt a. H., Nürnberg, Osthofen, Pirmasens, Speyer, Worms und Zweibrücken, sowie bei der **Bayer. Diskonto- und Wechselbank in Augsburg.**

Auf Namen umgeschriebene (vinkulierte) verloste Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen werden nur an unserer Kassa und zwar nur gegen Vorlegung des ordnungsmässigen Antrags auf Löschung der Umschreibung und gegen genügende Abquittierung eingelöst.

Gegen die verlosten Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen besorgen wir unverloste Stücke zum jeweiligen Geldkurse. Die Uebersendung der letzteren erfolgt unsererseits portofrei.

Kommen auf Namen umgeschriebene Stücke zum Umtauch, so erfolgt, wenn nicht anders beantragt, die Umschreibung der unverlosten Stücke kostenlos auf denselben Namen. Bei Stiftungen etc. ist in diesem Falle eine kuratelamtliche Genehmigung nicht beizubringen.

München, 3. April 1908.

Bayerische Landwirtschaftsbank. E. G. m. b. H.

Frhr. v. Cetto. **Matterstock.**

Verzeichnis von Hotels, Restaurants, Cafés, Pensionen, Lesezimmern etc. etc.,

■ ■ **in welchen die „Allgemeine Rundschau" aufliegt:** ■ ■

Aachen. Hotel Monopol (M. Schwaige).
Kaiser-Café.
Wiener Café.
Ahlen i. W. Hotel Klostermann.
Ahrweiler (Rheinpr.). Gasthaus zur Stadt Coblenz (H. J. Grossgart).
Altona. Hotel Kühnel.
Amberg. Kgl. Malteserbrauerei.
Amorbach (Unterfranken). Gasthof zum Schützenhof. „Leiningischer Hof" (Franz Etzel).
Andernach. Hotel Grosser Kurfürst.
Arco (Südtirol). Kur-Casino.
Aschaffenburg. Wiener-Café (Stephan Hernitz).
Hotel Georgi (Kress).
Augsburg. Hotel Weisses Lamm.
Baden-Baden. Hotel de France (Carl Ulrich).
Peters Hotel und Badhaus zum Hirsch (Besitzer Joseph Peter).
Hotel u. Badhaus Zähringer Hof (Besitzer Emil Groshols).
Bamberg. Hotel Bamberger Hof (Franz Metzner).
Restaurant Luitpoldsäle (Al. Schwaiger).
Barmen. Central-Hotel (Carl Viering).
Hotel Vogeler (Jean Kaiser).
Hotel Schützenhaus.
Beckum. Hotel zum goldenen Engel.
Bedburg. Hotel Schwinges (O. Clasen).
Berchtesgaden. Lesesaal.
Berlin. Café de l'Europe (H. Arnstein), Spittelmarkt 6/7.
Café Bauer.
Café und Konditorei Georg Gross, W. 50, Ansbacherstrasse 46.
Café Kronprinz (Wwe. Helene Czeloth), Friedrichstrasse 111.
Café Lenz, W. 15, Ludwigkirchstrasse 9.
Café Kranzler.
Café Westminster, Unter den Linden.
Viktoria-Café und Hotel C., Neue Promenade 2.
Restaurant Münchener Löwenbräu, Charlottenstrasse 50/51.
Café Kaiserhof.
Kath. Studentenverein „Askania", Rheinischer Hof, Friedrichstrasse.
Kath. Studentenverein „Burgundia", NW. 21, Café Tiergarten, Turmstrasse 7.
Berncastel-Cues. Hotel Gassen.
„Zu den Drei Königen."
Bad Bertrich. Kgl. Pr. Badeverwaltung.
St. Vinzenzhaus.
Beuron. (Hohenzollern). Gasthof z. Sonne u. Stern, (Josef Schurr).
Bieleteld: Kaiser-Café (Jos. May).
Hotel „Zu den drei Kronen" (A. Strenk).
Billerbeck. Domhotel (F. Lewing).
Bingen a. Rh. Kathol. Vereinshaus Mainzer Hof, Schmittstrasse.
Bocholt i. W. Restaurant Eilers.
Bochum. Hotel Bristol, Bahnhofstrasse 36.
Hotel Germania (Joh. Multhaup).
Hotel Monopol (P. Fassbender).
Bonn a. Rhein. Restaurant Bellinghausen (Besitzer W. Kerkhoff).
Hofrestaurant „Hähnchen" (J. Rieck).
Hotel zur Krone.
Hotel Rheinischer Hof.
Wiener Hof.
Grand-Hotel Royal.
Hotel zum goldenen Stern und Schwanen.
Wiener Café.
Bonner Bürgerverein.
Verbindung Bavaria, Bavarenhaus.
Kath. Studentenverb. „Novesia", Hotel Vater Arndt.
Vereinigung kath. Theologen „Rheno-Franconia".
Kath. Studentenverbindung „Ripuaria", Thomastr.
Katholische Studentenverbindung „Staufia", Hotel du Nord.
Kath. theol. Vereinigung „Sugambria".
Boppard. Hotel Bellevue (Jos. Breitbach).
Borken i. W. Hotel Luck.
Nordseebad Borkum. Eisenbahnheim.
Bottrop. Hotel Mostert.
Braunschweig. Residenz-Café.
Deutsches Haus.
Bremen. Hillmanns Hotel.
Breslau. Münchener Augustinerbräu (C. Schüssler).
Kath. deutsche Studentenverbindung „Winfridia", St. Vinzenzhaus, Seminargasse 15.
Café Hohenzollern.
Hotel Monopol.
Städtische Lesehallen.
Bruchsal (Baden). Städtische Lesehalle.
Bad Brückenau. Hotel Füglein.
Kursaalhaus des Kgl. Mineralbades.
Brückenau (Stadt). Hotel Bayerischer Hof (Post). P. Reinwald
Gasthof zur Krone (Bes.: Adalbert Leitsch).
Burgwaldniel (Rhld.) Hotel Fuesers.
Carspach (Ober-Elsass). Kneippsche Naturheilanstalt Schloss Sonnenberg (Besitzer Pfarrer J. B. Ellerbach).
Cassel. Hotel Royal (Paul Lahnstein).
Residenz-Café (B. John).
Hotel du Nord.

Caternberg b. Essen. Restauration Fritz Groote, Provinzialstrasse 67.
Charlottenburg. „Studentenheim", Schillerstrasse 5.
Coblenz. Hotel zur Traube (A. Flory).
Cochem. Hotel-Restaurant E. Kemp.
Union-Hotel (Gebr. Hoffmann).
Coesfeld i. W. Hotel und Weinhandlung Ludwig Schwartz.
Colmar. Hotel des deux Clefs (Ernest Finck).
Danzig. Deutsches Haus.
Hotel Reichshof.
Darmstadt. Weinrestaurant Fürstenhalle (Anton Fassbinder).
Britannia-Hotel.
Daun i. d. Eifel. Hotel Schramm.
Dieflen (Kreis Saarlouis). Hotel-Restaurant Peter Scherer, junior.
Ditzenbach (Württemberg). Mineralbad.
Donaueschingen. Hotel und Kurhaus zum Schützen (J. Burri).
Dorsten i. W. Hotel zur Post, Marktplatz.
Dortmund. Hotel Lindenhof (Aug. Heinz).
Wiener Café.
Dresden. Café Central u. Café Metropol (Peter Peböck).
Café König.
Hotel Bellevue.
Dülmen i. W. Hotel Kalvelage.
Dürrheim. Kurhaus u. Salinenhotel, G. m. b H.
Düsseldorf. Artushof.
Breidenbacher Hof.
Café-Restaurant Eiskellerberg (Alex. Ahmer).
Park-Hotel.
Café Cornelius.
Hotel Monopol-Metropole.
Café Palais.
Duisburg (Ruhrort.) Kath. Bürgergesellschaft Concordia.
Café Wilhelmshof.
Hotel Berliner Hof.
Katholisches Gesellenhaus.
Einsiedeln (Schweiz). Hotel Krone.
Eitorf-Sieg. Bahnhofhotel (Jos. Stauff).
Elberfeld. Gesellschaft „Parlament", Harmoniestr. 22.
Schlosskellerrestaurant und Café Borussia.
Kath. Gesellenhaus, Josephstrasse.
Hotel zum Weidenhof (Carl Meyer).
Emmerich (Rheinl.). Rheinischer Hof.
Erfurt. Hotel Europäischer Hof und Römischer Kaiser.
Wiener Café.
Erlangen. Kath. deutsche Studentenverbindung „Gothia".
Café Mengin.
Essen. Hotel Royal (Max Lückerath).
Hotel und Café Schaaitz, früher Café Bristol.
Hotel Retze.
Ettenheim i. B. Bahnhofhotel Welte (Badischer Hof), Aug. Welte.
Feldafing. Hotel Kaiserin Elisabeth (Georg Kraft).
Flensburg. Hotel Flensburger Hof und Wiener Café.
Florenz. Pension Lucchesi, Lungarno della Zecca 16.
Frankfurt a. M. Café Bauer.
Frankfurter Hof.
Café Royal
Frauendorf b. Vilshofen (Niederbayern). Gasthaus von Willibald Fürst.
Freiburg i. B. Pension Bellevue, Günterstalstr. 59.
Kath. Studentenverbindung „Arminia", Karthäuserstrasse 38.
Kath. Studentenverein „Brisgovia", Restaurant Tivoli, Jakobistrasse.
Hotel Engel (Richard Quillitzsch).
Hotel Europäischer Hof.
Friedberg (Hess.). Felsenkeller Maximilian (Probst)
Friedrichshafen (Bodensee). Hotel Deutsches Haus (Herm. Möhlau).
Füssen. Gasthof Alte Post (Konr. Hörmann).
Fulda. Bahnhof-Hotel (Jos. Kress).
Hotel zum Kurfürsten (Frz. Aug. Müller).
Park-Hotel (L. Giez).
Gardone-Riviera. Grand Hotel (Ch. Lüzelschwab).
Gelsenkirchen i. Westfalen. Restaurant und Café Aug. Stallmann.
Gerolstein a. Eifel: Hotel Gerolstein (Alb. Moog).
Giessen. Hasso-Rhenania.
Hotel Schütz (Ph. Reitzel.)
München-Gladbach. Hotel Herfs.
Deutsches Haus (Ad. Lückerath).
Glonn. Wolfgang Wagner zur Post.
Godesberg. Hotel zum Adler (Jean Koep).
Gasthof Aennchen Schumacher.
Lesesaal der Kurverwaltung.
Göllheim-Dreisen (Pfalz). Fr. Geissler, am Bahnhof.
Göppingen. „Germania" (Kath. Vereinshaus).
Görlitz. Café Hohenzollern.
Goslar a. H. Hotel Brusttuch (H. Ebermann).
Göttingen. Kath. Studentenverein „Unitas", Hotel Royal, Gothmarstrasse 6.
Greifswald. Kath. deutsche Studentenverbindung „Alemannia", Restaurant Ihlenfeld.
Grindelwald. Hotel Bär (Gebr. Boss).
Halle a. d. Saale. Akad. Verein „Hansa", Hotel zum schwarzen Adler, gr. Steinstrasse 24.
Akad. Verbindung „Silesia", Wettinerhof, Magdeburgerstrasse.

Hamburg. Restaurant und Café Alsterblick (Franz Weber), Alsterdamm 1.
Alsterpavillon.
Klosterburg.
Hotel Union (F. Stollenberg).
Hamm. Rheinischer Hof.
Hannover. Hotel Royal (Chr. Kasten).
Akad. Verband „Gothia", Parkhaus, Nienburgerstr
Akad. Verein „Rheno-Guestphalia", Kronenstr. 25
Kath. Studentenverbindung „Saxo-Silesia", Lesezimmer der Tierärztlichen Hochschule.
Café Kröpcke.
Wiener Café.
Café Hannovera.
Hausen b. Heimbach (Eifel). Gasthof z. Burg (J. M. Ley
Heidelberg. Hotel Darmstädter Hof (Gebr. Krall).
Grand Hotel.
Hotel Prinz Karl.
Café Imperial (Hugo Wasserbauer).
Kath. Studentenverein „Palatia", Weisser Schwan, Hauptstrasse 143.
Herten i. W. Hotel zur Post (Jos. Menge).
Hildesheim. Wiener Café, Almstr. 33.
Domschenke.
Hochheim a. Main. Gasthaus zur „Rose".
Höchst a. M. Hotel Schmitt.
Restaurant zur „Schönen Aussicht", Sonnenstr
Höxter a. d. Weser. Hotel Dreizehnlinden.
Hohkeppel bei Ehreshoven (Bez. Köln). Aug. Lobe, Restaurateur.
Homburg v. d. Höhe. Kurdirektion.
Honnef a. Rh. Hotel Breuer.
Kurhaus Bad Honnef.
Hopsten i. W. Hotel Holling.
Jena. Oeffentliche Lesehalle.
Innsbruck. Kath. akadem. Verbindung „Austria" Austriahaus.
Jordanbad bei Biberach. Wasserheilanstalt.
Kainzenbad b. Partenkirchen. Verwaltung Dr. Th Behrendt.
Kaiserslautern (Pfalz). Kathol. Vereinshaus (Gg Lambert).
Karlsbad. Grand Etablissement Sanssouci (Rudolf F. Müller).
Karlsruhe (Baden). Café Nowack, Nowacksanlage 19
Hotel und Restaurant Prinz Max (Karl Schnekenburger), Adlerstrasse 37.
Akad. Verbindung „Laetitia", Restaurant Klapphorn.
Hotel Germania.
Zum Ratskeller (L. Heck).
Kattowitz, Ob.-Schl. Konditorei und Café Liborius Otto.
Kevelaer. Hotel zu den „Drei Kronen" (Hubert Boes
Restaurant zum „Goldenen Schwan" (J. Wilh Verbeeck).
Hotel zum Heidelberger Fass (Heinrich Paes).
Hotel-Restaurant zum Kölner Hof (Frau Witwe T. H. Boes).
Bad Kiedrich b. Eltville (Rhld.) **Kurhaus** Virchow-Quelle.
Kiel. Kaiser-Café (C. W. L. Rosmanith).
Café Monopol.
Katholisches Vereinshaus.
Unitas-Kränzchen.
Akademischer Verein „Baltia".
Bad Kissingen. Altdeutsche Weinstube (Th. Halk
Weinrestaurant Dauch.
Kurhaus (Lesesaal).
Hotel Pension Württemberger Hof (Adolf Weber)
Köln. Hotel Disch A. G.
Dom-Hotel.
Hotel „Fränkischer Hof" (L. J Brems).
Restaurant Kölner Bürgergesellschaft, Appellhofplatz 20a—26.
Café Palant.
Terminus-Hotel.
Weinrestaurant Treppchen (M Beckmann).
Hotel Vanderstein-Bellen, Heumarkt 20.
Köln-Ehrenfeld. Kath. Bürgerverein (Vereinshaus Leobau).
Königshütte. Restaurant Wons, Kronprinzenstrasse.
Königswinter. Hotel Bellinghausen.
Kath. Bürgerkasino.
Hotel Berliner Hof.
Kolberg. St. Martinsbad.
Konstanz. Kath. Vereinshaus St. Johann (nächst dem Münster).
Krefeld. Hotel Beltz.
Jos. Bongartz, Hotel.
Bad Kreuznach. Kathol. Bürgergesellschaft
Krumbad (Post Krumbach). Badeverwaltung.
Laer (Bez. Osnabrück). Hotel Hiltermann.
Landau (Pfalz). Hotel Schwan (L. Braun).
Landshut. Bahnhofrestaurant (Christ. Fleischmann).
Café Fischer (Max Gerstl).
Lesehalle des Kath. Pressvereins, Rosengasse 34.
Landstuhl. Schloss-Hotel (J. Esser).
Langenschwalbach. Städt. Kurdirektion.
Leipzig. Akademische Lesehalle.
Leobschütz i. S. Hotel „Zum weissen Ross".
Liegnitz. Hotel Prinz Heinrich.
Limburg a. d. L. Hotel Nassauer Hof.

Lingen a. d. Ems. Hotel Lambers.
Linz a. Rh. Europäischer Hof.
Lippspringe. Direkt. d. Arminiusquelle.
Lübeck. Central-Hotel.
Hansa-Cafe.
Lüdinghausen. Hotel Arnold Terstappen.
Lugano. Hotel Beau Regard und Continental (J. F. Helmsauer).
Pension Edelweiss.
Luzern. Unionhotel (Kath. Vereinshaus).
Magdeburg. City-Hotel (R. Hodam).
Mainz. Café Kaiserhof.
Hotel Pfälzer Hof.
Mannheim. Kathol. Vereinshaus (Bernhardushof) K. 15.
Café Germania, C 1.
Marburg. Hotel Pfeiffer.
Margarethenhof im Siebengebirge (Stang).
Maria Einsiedeln. Gasthof z. Storchen (Besitzer C. Frei).
Marxloh. Gasthof Theod. Rosendahl, Provinzialstrasse 98.
Mayen (Rhld). Hotel Müller (Anton Müller).
Meppen. Hotel Kerckhoff.
Meschede. Hotel Soer.
Mühlhausen i. Th Hotel Englischer Hof.
Mülhausen i. E. Hotel National.
Hotel de l'Europe.
Mülheim a. Rh. Hotel Dreesen.
Hotel Rest. Brüsselerhof.
München. Pension Adrian, Dachauerstr. 45/III.
Pension Amalia, Theresienstr. 19.
Restaurant Augustinerbierhallen, Neuhauserstrasse 16.
Restaurant Bamberger Hof, Neuhauserstr. 26.
Café Baumann, Löwengrube 1.
Hotel Bayerischer Hof, Promenadeplatz 19.
Bellevue-Hotel, Karlsplatz.
Börsen-Café (Thomas Lang), Maffeistrasse 3.
Restaurant Stadt Bonn, Kapellenstrasse 3.
Pension Brummer, Schellingstrasse 87/I.
Pension Bucher, Karlsplatz 8/II.
Pension Zentral, Prielmayerstrasse 8/II.
Restaurant Zentralsäle, Neuturmstr. 1.
Hotel Continental, Ottostrasse 6.
Pension Costin-Gehr, Kaulbachstrasse 47.
Pension Daheim, Schillerstrasse 37/II.
Hotel Deutscher Kaiser, Arnulfstrasse.
Restaurant Deutsches Theater, Schwanthalerstrasse 19.
Restaurant Drei Kronen, Müllerstrasse 3.
Hotel Drei Mohren (Schottenhamel), Luitpoldstrasse
Hotel Drei Raben, Schillerstrasse 6.
Weinrestaurant H. Eckel & Co., Burgstrasse 17.
Pension Eger, Finkenstrasse 98.
Pension D'Elite, Maximiliansplatz 18.
Hotel Englischer Hof, Dienerstrasse 11.
Hotel Europäischer Hof (E. Schmöller Wwe.), Bayerstrasse 31.
Pension Flora, Karlstrasse 49/II.
Weinrestaurant Français, Briennerstrasse 8.
Hotel Frankfurter Hof, Schillerstrasse 1.
Hotel Fränkischer Hof, Senefelderstrasse 2.
Café-Restaurant Gasteig (A. Klass), Innere Wienerstrasse 31.
Hotel und Café-Restaurant Gassner, Bayerstrasse 37 und 39.
Café Gisela (Therese Tritscheler), Fürstenstr. 2/o.
Pension Graf, Bayerstrasse 1.
Café Greif (J. u. M. Berchtold), Marienplatz 14.
Pension Haberwaas, Luisenstrasse 45.
Hotel Habsburg, Bayerstrasse.
Hans Sachs-Café, Müllerstrasse.
Pension Hauser, Schellingstrasse 78.
Pension Helvetia, Jägerstrasse 8/I.
Pension Himler, Theresienstrasse 40/I.
Pension Hofmeier, Schönfeldstrasse 17/II.
Café-Restaurant Hoftheater (C. Lehrmaier).
Pension Internationale Schmid, Galeriestrasse 23
Pension Internationale, Von der Tannstr. 22.
Pension Jugend, Galeriestrasse 15 a/I.
Pension Kaiser, Ottostrasse 3/II.
Café Karlstor, Neuhauserstrasse 34.
Kath. Gesellschaftshaus, Brunnstrasse 7 (früher Kreuzbräu).
Pension Kern, Augustenstrasse 3/II.
Hotel Kronprinz (Friedr. Seyfried), Zweigstrasse.
Pension Lampert, Schönfeldstrasse 21/III.
Hotel Landshuter Hof, Arnulfstrasse 12.
Hotel Leinfelder, Maximiliansplatz 26.
Café Leopold, Leopoldstrasse.
Pension Leopold, Leopoldstrasse 41.
Rest. Lohengrin (Hans Schatz), Türkenstr. 50.
Pension Lorschl, Schellingstrasse 37/I.
Café-Restaurant Luitpold, Briennerstrasse 8.
Hotel Marienbad (Jos. Aumüllers Erben), Barerstrasse 11.
Pension Villa Marceau, Kletzenstrasse.
Mathäser-Bierhallen, Bayerstrasse.
Hotel Maximilian, Maximilianstrasse 44.
Pension Maximilian, Kaufingerstrasse 14.
Hotel Metropol, Bayerstrasse.
Pension Michel, Bayerstrasse 57/I.
Café Mirabell, Türkenstrasse.
Pension Mittelstadt, Max Josephstrasse 1/I und II.
Hotel Monopol, Schwanthalerstrasse 49.
Pension Müller, Barerstrasse 52.
Weinrestaurant E. Neuner & Co., Herzogspitalstr. 20.
Hotel National, Arnulfstrasse.
Café Neumayer, Viktualienmarkt.
Pension Neu-Austria, Goethestrasse 47.
Pension Nirwana, Türkenstrasse 68/I.
Café Noris, Leopoldstrasse.
Weinrestaurant Odeon-Bar, Briennerstrasse 4.
Pension Ohr L., Luisenstrasse 54/0.

München. Café de l'Opera, Maximilianstrasse 40.
Pension Panzer, Theresienstrasse 54/I.
Parkhotel (Anton Thierheimer), Maximiliansplatz 21.
Hotel und Café-Restaurant Peterhof, Marienplatz 26.
Hotel Pfälzer Hof, Schommerstrasse 1.
Pension Pfanner, Finkenstrasse 2
Pension Podlech Klara, Galeriestrasse 11/I.
Post-Hotel, Bayerstrasse 30.
Pschorrbräu-Bierhallen (Ludwig Aster), Neuhauserstrasse 11.
Café-Restaurant Putscher, Odeonspl. 18 (Arkaden, Hofgarten).
Restaurant Ramberghof (Ferdinand Th. Liedl), Türkenstrasse 95.
Hotel Reichshof, Sonnenstrasse 15.
Hotel Rheinischer Hof, Bayerstrasse 17, 19, 21 und 23.
Pension Riedel, Herzog Rudolfstrasse 20/I.
Pension Rieder, Bayerstrasse 55/II.
Hotel Roter Hahn (J. Rödel & Kirschbaum), Karlsplatz 12.
Pension Sanssouci, Briennerstr. 24/a I, II, III u. IV.
Pension Sax, Akademiestrasse 9.
Weinrestaurant Schleich, Briennerstrasse 6.
Gasthof Schlicker (Jos. Mayer), Tal 74, nächst Marienplatz.
Pension Schmidhuber, Schwanthalerstrasse 51/II.
Hotel Schweizerhof am Hauptbahnhof. (Gut bürgerl. Haus.)
Pension Seiler, Karlstrasse 10/III.
Café Sendlingertor, Sendlingerstrasse.
Café Stephanie, Amalienstrasse 10.
Pension Stella, Adalbertstrasse 48/I.
Strassers Weinrestaurant, Westenriederstrasse.
Pension Strotzka, Schwanthalerstrasse 55/I.
Pension Sussner, Hessstrasse 32.
Restaurant Torggelstube, Platzl 8.
Café Union, Herzogspitalstrasse 12.
Hotel Union, zugleich Bier- und Weinrestaurant (Kath. Kasino), Barerstr. 7.
Café-Restaurant Viktoria, Maximilianstrasse 17.
Wagnerbräubierhallen, Lilienstrasse.
Restaurant Weisses Rössl, Bayerstrasse 55.
Pension Wild, Luitpoldstrasse 11/II.
Hotel Wittelsbach, Bayerstrasse.
Hotel Wolff, Arnulfstrasse 4.
Kath. deutsche Studentenverbindung „Aenania", Café Viktoria.
Kath. Studentenverein „Alemannia", Café Prinz-Regent.
Kath. Studentenverein „Ottonia", Café Gisela, Fürstenstrasse 2.
Kath. bayer. Studentenverbindung „Rhaetia", Café Union.
Kath. Studentenverein „Rheno-Bavaria".
Akad. Verbindung „Rheno-Franconia", Café Mirabell, Türkenstrasse.
Kath. Studentenverein „Saxonia", Café Domhof, Kaufingerstr. 15.
Kath. deutsche Studentenverbindung „Tuisconia" Café Gisela, Fürstenstrasse 2.
Kath. Studentenverein „Unitas", Kath. Gesellschaftshaus, Brunnstrasse 7.
Kath. Studentenverbindung „Vindelicia", Café Mirabell, Türkenstrasse 6.
Mündt b. Titz. St. Annahaus.
Münster i. W. Kath. Studentenverbindung „Unitas Frisia", Hudefelderstrasse 34.
Kath. Studentenverein „Unitas-Winfridia", Ludgerihof.
„König von England".
Hotel Renne.
Zentralhof.
Prinzipal-Café.
Hotel Moormann.
Nannheim b. Polch. (Bez. Koblenz.) Gasthof von Joh. Esch.
Bad Neuenahr (Rheinland). Kurhaus.
Haus Maria Hilf.
Hotel-Restaurant Becher, zum goldenen Pflug (Besitzer Heinrich Becher).
Kurhotel (Lesesaal).
Neusatzeck. Stat. Ottersweier, bei Bühl (Schwarzwald) Kurhaus.
Neuss. Hotel Pelzer.
Hotel-Restaurant Vinz. Müller, vorm. Mickenschreiber.
Neustadt (Schwarzwald). „Neustädterhof" (Karl Fehrenbach.
Neustadt a. d. Saale. Hotel Schwan und Post, (Val. Vollmuth).
Neuwied. Hotel „Zum goldenen Anker".
St. Norbertusheim, Post Zell a. Main.
Nottuln b. Münster. Hotel Laun.
Nürnberg. Hotel Viktoria.
Hotel Goldener Anker.
Hotel Willy Schlenk.
Hotel Bamborgerhof.
Café Habsburg
Restaurant Gesellenhospiz Tafelhofstr. 7 (Jos. Stunner).
Oberhausen (Rheinl.). Hof von Holland (Hugo Theissen).
Oberstdorf i. Algäu. Parkhotel Luitpold (Andreas Steiner).
Hotel „Zum Mohren" (Seb. Streifeneder).
Ochtrup. H. Schräder, Hotel.
Oelde i. W. Hotel Gildenmeister.
Offenbach a. M. Oeffentl. Lesehalle des Vereins f. Volksbildung.
Offenburg i. B. Hotel „Union".
Oldenburg. Hotel zum Kronprinzen.
Bad Orb. Kurhaus Bad Orb
Kurhaus St. Elisabeth.
Osnabrück. Hotel Dütting.
Gasthaus von A. Meyer, Johannisstr. 126.

Osnabrück. Hotel Germania (Eduard Petersilie).
Hotel Schaumburg.
Hotel Kaiserhof.
Paderborn. Gasthaus Caféhaus.
Hotel-Restaurant Preussischer Hof.
Ratskeller (C. Herborn).
Partenkirchen Dr. Wiggers Kurheim.
Paris XV. Kathol. Gesellenhaus (Carl Mücke), 6 rue Fondary.
Pflochsbach a. M., Post Rodenbach (Unterfranken).
St. Josephshort.
Pforzheim. Ratskeller (Schaible).
Polsum. Restaurant zur Post (Franz Huthmacher).
Porta Westfalica. Hotel Kaiserhof.
Posen. Café Rudnicki (Erhorn).
Café A. Pfitzner.
Prag. Kath. deutsche Studentenverbindung „Vandalia", Smetschkagasse 22. (Deutsches Vereinshaus.)
Bad Pyrmont. Fürstl. Waldeck. Kur-Inspektion.
Raesfeld i. W. Gasthof Gülker.
Recklinghausen. Hotel u. Restaurant Aug. Stalherm.
Central-Hotel.
Regensburg. Kath. Studentenverbindung „Albertia", Café Prinzengarten.
Brauerei Bischofshof.
Café-Restaurant Habsburg (Ignaz Häring).
J. Mühlbauer, Weinrestauration, Rote Hahnengasse.
Sternbräu (Jos. Bergmüller).
Remscheid. Zentral-Hotel.
Hotel zum Freischütz.
Rheinbrohl Hotel zum Stern, Wwe. M. Maur.
Rheine i. W. Gasthof Fritz Busche, Münsterstr. 25.
Rheydt (Bez. Düsseldorf), Fritz Wolters Hotel.
Rhöndorf a. Rh. Dr. Euteneuers Kur- und Wasserheilanstalt.
Rochusberg bei Bingen (Rhein). Hotel Rochusberg.
Rolandseck. Hotel Bellevue.
Rüdesheim. Bellevue.
Salzburg. Gasthof zur Birne, Judengasse.
„Römischer Kaiser" (Jos. Ursprung).
Schwerin i. M. Bahnhof-Hotel.
Schwerte. Kaiserhof.
Solbad Soden-Stolzenberg. **Villa Maria**
Solingen. Hotel Monopol.
Speyer. Café Waibel.
Katholisches Vereinshaus.
Stadtlohn. Hotel Th. Einhaus.
Starnberg. Hotel Bayerischer Hof (H. Dietrich).
Bad Steben. Badeverwaltung.
Sterkrade. Hotel Brandenburgerhof.
Stettin. Café Kaiserkrone.
Strassburg i. E. Kath. Studentenverbindung „Erwinia", Spatenbräu, Schlossergasse.
Union-Hotel.
Stuttgart. Europäischer Hof.
Café Königsbau.
Südlohn. Hotel Föcking.
Toblach (Tirol). Hotel „Bellevue".
Trarbach. Kurverwaltung.
Traunstein. Kur- und Verschönerungsverein.
Triberg. Schwarzwald-Hotel, Louis Bieringer.
Trier. Kath. Bürgerverein.
Kath. Leseverein Treviris.
Städtische Lesehalle.
Café Mosella.
„Zum Domstein".
Kaiserhof.
Hotel Luxemburger Hof, (Juliana Donnoff, Besitzerin).
Tübingen. Lesehalle im Museum.
Lesezimmer des Wilhelmstifts.
Restaurant zur Ratsstube.
Ueberlingen. Gasthof und Weinstube zum „Hecht" (Franz Schwarzbauer).
Ulm. Hotel Europäischer Hof.
Unna. Hotel Strube.
Vechta. Hotel Schrillmöller.
Vent (Oetztal, Tirol). Widum (Wohng. des Kuraten, Fremdenzimmer) neben Gasthaus zum Kurat.
St Wendel. Michael Tholey, Trierscher Hof.
Wendelsteinhaus, Oberbayern. Peter Müller.
Wesel. Hotel Eschershaus.
Hotel Dornbusch.
Wien. Christl. Jugendbund, Alsergrund, IX./2, Fuchsthallerg. 11.
Kath. akad. Verbindung „Norika".
Wiesau. König Otto-Bad (Dr. med. Becker).
Wiesbaden. Hotel und Badhaus Pariser Hof (Bes. F. Schiffer), Spiegelgasse 9.
Hotel Metropole.
Ratskeller (C. Herborn).
Bad Wildstein Kurverwaltung.
Witten i. W. Hotel Voss.
Wolbeck i. W. Kurhaus Wolbeck, Wasserheilanstalt (Dr. Lackmann).
Würzburg. Café Alhambra.
Gasthof zum Bayerischen Hof.
Central-Hotel.
Hotel Deutscher Kaiser.
Café Fürst Bismarck (M. Beier).
Gesellschaft Harmonie.
Hutten'scher Garten.
Café Karl.
Hotel Kronprinz.
Hotel National.
Platz'scher Garten.
Hotel Russischer Hof.
Theater-Café.
Kath. Studentenverbindung „Markomannia", Theater-Café.
Kath. bayer. Studentenverbindung „Rhätia", Café Alhambra.
Kathol. Studentenverbindung „Thuringia", Hotel Russischer Hof.
Bad Zwischenahn b. Oldbg. Kurhaus Dr. Niemoeller.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 15. München, 11. April 1908. V. Jahrgang.

Erneuerung des Studententums.

Von
Dr. Jos. Holzner.

Nun soll es aber doch mit aller Macht Frühling werden, auch in der deutschen Studentenschaft! Erneuerung des Studententums, Durchdringung mit sozialem Geist, soziale Studentenarbeit! so lauten die neuen Schlager. Auch das 1907 von Dr. Karl Sonnenschein ins Leben gerufene „Sekretariat für soziale Studentenzirkel“ in München-Gladbach hat bereits in Form von ausgezeichneten Flugblättern in die katholische Studentenwelt Versuchstauben ausgeschickt, ob es nicht bald Zeit wäre, aus der bisherigen Verschalung überlieferter studentischer Formen herauszutreten und auf dem Boden sozialer Wirksamkeit Fuß zu fassen. In diesen Flugblättern, „Studenten und soziale Welt“, „Soziale Ferienarbeit“, „Akademische Vinzenzarbeit“, sind die neuen Ideen, Interessen, Pflichten, Betätigungen, welche einen neuen Lebensinhalt des studentischen Daseins bilden sollen, von der geistvollen Feder Dr. Sonnenscheins zum erstenmal scharf umrissen. Tiefer motiviert und entwickelt sind sie in dem neuesten Broschürchen des gleichen Verfassers: „Kann der moderne Student sozial arbeiten?“ (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag 1908). Wir wollen im folgenden mehr den Geist, aus dem das Büchlein geschrieben ist, als seinen Inhalt kennzeichnen.

Daß das akademische Korporationswesen, den Bedürfnissen einer entschwundenen Zeit entstammend, heutzutage zum Teil entartet und inhaltslos geworden ist, wird kein Verständiger leugnen. Mit treffender Satire hat mir jüngst ein befreundeter Universitätsprofessor aus Belgien, Dr. van Cauwelaert, der seit Jahren im Sinne der neuen Studentenbewegung arbeitet, mit bezug auf die deutschen Hochschulverbindungen geschrieben: „sie sind wie das Heidelberger Faß: förmlich imposant, aber inhaltlich leer“. Und weil inhaltlich leer, darum wirken sie vielfach nur wie schallverstärkende Resonanzböden für gedankenlose Phrasen, die von außen hineingerufen werden. Die letzten Februarereignisse in München haben das bewiesen. Unsere Studenten singen von Freiheit und Liebe, von Tyrannenhaß und Männerwürde; aber das ist alles „moonshine“, wie der Engländer sagt. In der Kulturkampfzeit, ja, da hatten unsere katholischen Studenten Ziele, wert dafür zu leben. Und tüchtige Mitstreiter gingen aus ihren Reihen hervor. Aus den Knappen wurden Ritter! Aber die Zeiten sind vorüber, da ein Bischof rufen konnte: „Gott sei Dank, man braucht Gewalt!“ Man begann, mit nichtigen Spielereien die Zeit zu vertrödeln. Instinktiv fühlt die junge akademische Welt das Bedürfnis nach ähnlich packenden Idealen, nach neuen zeitgemäßen Zielen. Es gärt überschüssige Kraft in ihren Köpfen und Herzen. Und das ist gut so: denn wo es nicht gärt, gibt es keinen neuen Wein. Andere Zeiten, andere Ziele!

Da erweisen sich nun die sozialen Probleme und Gedanken als diejenigen, welche den studentischen Bestrebungen und Organisationen einen neuen geistigen Inhalt geben können und sollen. Allerdings war von sozialer Gedankenrichtung und von sozialem Verantwortlichkeitsgefühl bis jetzt noch wenig zu merken. Wie unberührt vom modernen Leben die Empfindungswelt des modernen Studenten ist, zeigt die Tatsache, daß kein einziges Studentenlied einen sozialen Einschlag hat, geschweige denn daß es ein soziales Studentenlied gibt, nachdem doch eine ganze Literaturperiode des jüngsten Deutschland vorwiegend sozial gestimmt war. Also mächtige Organisationen, aber ohne Inhalt und unfruchtbar; und doch wieviel wäre daraus zu machen! Doch es rumort bereits im Faß. Das ist die Lage.

Die soziale Mitarbeit der Akademiker betrachtet Dr. Sonnenschein nicht als eine Frage für sich, sondern als wichtige Voraussetzung und Ausschnitt aus der großen Kulturfrage der Stellung der Gebildeten überhaupt zum sozialen Leben. Und mit Recht! Erst im vorigen Jahre hat ein bekannter katholischer Schriftsteller in München unter dem Pseudonym Pankratiastes in den „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren“ ein viel zu wenig beachtetes „Aktionsprogramm der deutschen Katholiken“ aufgestellt, das uns weitausschauend zur Verwirklichung eines herrlichen nationalen Kulturideals im katholischen Sinne aufruft, wofern wir Katholiken in der Zukunft nicht noch mehr aus dem Kulturleben der Nation ausgeschaltet werden wollen, als dies Dr. Hans Rost in seinem jüngsten Buche teilweise schon für die Gegenwart nachgewiesen hat. An einem solchen christlichen Zukunftsprogramm arbeiten kann aber nur ein sozial geschulter Katholizismus, der den lebenden Zusammenhang mit dem Volksganzen immer tiefer fühlt und erfaßt, der sich nicht sachlich und beruflich einkapselt und weltverdrossen abschließt.

Darum muß eine frische Agitation und Werbung für die in unserer christlichen Kulturauffassnng schlummernden sozialen Gedanken, für eine soziale Denkrichtung schon in der Studentenwelt einsetzen. Unser Kulturideal ist die entsprechende Anteilnahme sämtlicher Volksschichten an den materiellen und ideellen Gütern der Menschheit. Es handelt sich nicht darum, an die Stelle des früheren Blutadels, der sich immer mehr überlebt, eine Aristokratie der Bildung zu setzen mit der Absicht, in einem Wolkenkuckucksheim von der misera plebs sich abzuschließen und als Herrenmensch den Rahm abzuschöpfen. Es gilt, das Kulturniveau des ganzen Volkes in seiner ganzen Breite zu heben. Daraus erwächst denen, die an Bildung oben stehen, die soziale Pflicht, jenen, die unten stehen und auf deren breiten Schultern sie hinaufgestiegen sind, die Hände hinunter zu reichen. Jener Volksteil wird in Zukunft der einflußreichste sein, der das tiefste soziale Verständnis und Interesse hat. Wollen wir also einen wirklich auf der Höhe der Situation stehenden, fest in die Geschicke der Nation eingreifenden katholischen Gebildetenstand, so muß jetzt der Geist des katholischen Studententums, ähnlich wie es bereits bei den Nichtkatholiken geschieht, sozial gestempelt und interessiert werden. Parteipolitik wird nach wie vor den Gereiften, den Erwachsenen verbleiben; aber vorbei sein muß die Zeit melusinenhafter Abgeschlossenheit der jüngeren Akademiker, in der sie nur die glänzende phänomenale Außenkultur, die fertigen Produkte, aber nicht die eigentlich reale Seite, den Maschinenraum des sozialen und wirtschaftlichen Lebens mit der ihm eigentümlichen Denk- und Lebensweise kennen lernen. Unser öffentliches Leben ist wie ein feenhaft erleuchtetes Riesenwarenhaus, von dessen Betrieb derjenige keine Ahnung hat, der nicht seine Bureaux, Lager- und Maschinenräume gesehen hat. „Das geistige Interesse, der Respekt vor den Bestrebungen, das Mitempfinden und der ernste Versuch, sich über die soziale Welt Rechenschaft zu geben,“ nennt Dr. Sonnenschein den Kernpunkt der sozialen Studentenarbeit. Als Mittel und Form derselben kommt in Betracht: Besuch nationalökonomischer Vorlesungen und Seminare, Privatstudium, sozialwissenschaftliche Abende von Korporationen, die akademischen Bonifazius- und Piusvereine, sozialcaritative Vereinigungen, wie sie bereits an sechs Hochschulen

u. a. in München, bestehen, kleine soziale Privatzirkel und Freundeskreise als Keimzellen größerer Organisationen, akademische Vinzenzvereine (bisher 3) oder wenigstens Mitarbeit an örtlichen Pfarrkonferenzen nach dem Vorbild mancher Finkenschaften, studentische Arbeiterkurse, um die sich Jng. W. Wagner besonders verdient gemacht hat und in denen die Studenten durch Erteilung von Unterricht in anregenden Verkehr mit intelligenten Arbeitern treten, endlich Ferienvereinigungen mit Besprechung und Besichtigung der vorhandenen sozialen, kommunalen, caritativen und industriellen Einrichtungen, lebendiger Verkehr und Gedankenaustausch mit Vertretern der arbeitenden Stände.

Wie nun die kritische, proletarische Umgebung, wie die einzelnen Berufe, wie der Bildungshunger der arbeitenden Klasse, wie das einfache Gerechtigkeitsgefühl vom zukünftigen Führer und Berater des Volkes eine soziale Orientierung seiner Interessen und Studien fordern, das alles hat Dr. Sonnenschein prächtig auseinandergesetzt. Auf den letzten Punkt, auf die „Restitutionspflicht", wie es der Verfasser nennt, möchte ich namentlich hinweisen. Unsere Gebildeten müssen einsehen lernen, daß sie nicht umsonst ohne Gegenleistung vor vielen Tausenden das Privileg haben, an den Quellen der Bildung und Wissenschaft zu sitzen. Sie haben innerhalb des Volksganzen nur darum diese Bildungsmöglichkeiten, weil die unteren wirtschaftliche Werte schaffenden Volksschichten auf ihren Atlasschultern sie tragen und nach dem Prinzip der Arbeitsteilung ihre Kräfte freistellen zur Schaffung höherer geistiger Werte, auf die alle ein Anrecht haben. Was also die geistig brach liegende Masse an materiellen Gütern dem Gebildeten bietet, muß dieser dem Volke in Form von Bildungswerten ersetzen. Diesen gegenseitigen Güteraustausch verlangt die soziale Gerechtigkeit. Wer das vergißt, sei er Gelehrter oder Beamter, ist noch nicht reif für unsere Zeit. Solche Grundüberzeugungen müssen Gemeingut unserer zukünftigen Gebildeten werden. — Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um weiteste Kreise auf die Bestrebungen und Schriften Dr. Sonnenscheins aufmerksam zu machen. Das genannte „Sekretariat", das nur Ideengemeinschaft mit dem Volksverein verbindet, ist in zuvorkommendster Weise bereit, Ratschläge zu erteilen, Studienpläne auszuarbeiten, Literatur zu vermitteln.

Es liegt jetzt an unseren jungen Akademikern, sich von diesen Gedanken anstecken zu lassen. Ich bin kein Prophet und keines Propheten Kind, aber ich glaube, die Zeit wird kommen, da wir deutsche Katholiken wiederum um unsere Existenz kämpfen werden. Da brauchen wir Zukunftsreserven. Und die beste ist ein für soziale Kultur begeisterter, mit dem Volke innigst verketteter, katholischer Gebildetenstand. Ich zweifle nicht, unsere Studentenschaft wird mit der ihr innewohnenden Begeisterung die neuen Ideen aufgreifen, wenn sie einmal zum Bewußtsein der Größe der Zeit und des Ernstes der Stunde erwacht ist. Sie wartet nur auf einen, der zu ihr von diesen Dingen in der Sprache der Jugend zu reden weiß. Und der ist ihr, wenn ich nicht irre, in Dr. Sonnenschein erstanden. Es knospet ein neuer Frühling. Die Knospen werden zu schönen Früchten reifen, wenn nicht der kalte Reif philiströser Bedenken auf die Blüte fällt.



Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

In einem Lande, das fast zur Hälfte noch aus landwirtschaftlicher Bevölkerung besteht, ist es selbstverständlich, daß die Interessen der Landwirtschaft einen breiten Raum einnehmen. Groß- und Kleinviehzucht, Weideverhältnisse, Seuchengefahr, Obstbaum-, Bienen- und Geflügelzucht, landwirtschaftliche Standesvertretung sind Lebensfragen dieses Berufes, und ein Austausch von Meinungen und Erfahrungen zwischen Staatsregierung und Volksvertretung, wobei die praktischen Erfahrungen der letzteren sicher wertvolles Material bieten, ist von Nutzen. Daß dabei die Allgemeinheit ihre Rechnung findet, wird ohne weiteres verständlich sein, denn es handelt sich doch in erster Linie um Verbesserung der Produktion, um vermehrte und verbesserte Viehzucht und damit um die Hauptfaktoren der Volksernährung. Wenn dabei scharfe Worte gegen die derzeitige aus einem freien Verein bestehende Standesvertretung fielen — gegen den Landwirtschaftlichen Verein — so ist das für Eingeweihte ebenso verständlich, wie die Tatsache, daß der Vertretung auch Verteidiger erwuchsen. Es genügt, festzustellen, daß man in der Schaffung einer gesetzlichen öffentlich rechtlichen Vertretung durch Landwirtschaftskammern im Landtag einig ist und die Regierung hierbei sich nicht ausnimmt. Ob vor den Ferien, die am 10. April beginnen, noch viel mehr als der Etat der Landwirtschaft zur Verhandlung kommt, wird sich zeigen. Die Wissenschaft wird in Bayern gründlich in den Dienst der Landwirtschaft gestellt. Die Agrikulturbotanische Anstalt, die Moorkulturanstalt und das Kulturingenieurwesen fanden weiteren Ausbau. Das letztere wird endlich wirklich verstaatlicht, nachdem diese Beamten bisher unter den Kreisverwaltungen standen. Eine bedeutsame Frage hat dabei der Abg. Ankenbrand berührt: die Schaffung von Einheitsämtern, um die Divergenz und Doppelarbeit zwischen Bauämtern und Kulturingenieuren zu beseitigen. Eine Lösung konnte die Frage natürlich nicht finden, ob sie aber verschwindet, ist fraglich. Als Novum taucht die liberale Stellung zur Landwirtschaft auf. Sie ist größtenteils eine schwache Kopie der Stellung der als „Lederhosenpartei" so oft und lang aus liberalen Kreisen verspotteten Zentrumspartei. Dr. Heim bezeichnete den Fraktionsredner in Sachen der Landwirtschaft als „freikonservativen Flügel". Im übrigen lassen sich natürlich die bayerischen Bauern durch die neue Fahne nicht von ihren altbewährten Vertretern abbringen; die katholischen bleiben dem Zentrum, die protestantischen den Konservativen treu, denn sie kennen die Vergangenheit aller Parteien. Für die „Unbefangenheit" der Liberalen ist es übrigens bezeichnend, daß sie die weitere Errichtung von landwirtschaftlichen Mittelschulen mit allgemein mittelschulmäßiger Ausbildung verlangen für die „angehenden Landwirte, die später als Großgrundbesitzer vorbildlich wirken" sollen. Der Großgrundbesitz umfaßt 0.09 % der bayerischen Wirtschaftsfläche und beginnt mit 100 ha. Es sind etwa 600 Betriebe. Dabei haben wir neben einer Reihe landwirtschaftlicher Mittelschulen noch eine landwirtschaftliche Akademie und eine landwirtschaftliche Abteilung der Kgl. Technischen Hochschule. Unsere „Pälzer Landsleut" werden nun auch vollgültig in der Eisenbahndebatte vertreten sein. Und — alle, alle kamen! Der reinste „Pälzer Kreistag". Die Verstaatlichung der Pfalzbahnen bringt vermehrte Etatarbeit. So hatten wir die Leistungen der Pfälzischen Eisenbahnen für das Jahr 1908/09 und die gesetzliche Regelung der Verwendung des Pfalzbahnfonds, die an den Staat übergehen, zu besprechen, und ganz natürlich kamen dabei die Lokalschmerzen genau so zum Ausdruck wie im diesseitigen Bayern. Der Herr Minister rieb sich etwas an der „Redseligkeit", die ganz besonders auch dem Pfalzbahnpersonal galt. Allein das Personal wird dem diesseitigen gleich behandelt, und noch manche Verbesserung, die der sachkundige Abg. Cadau anregte, steht in Aussicht. Wenn am 28. April die Tagung wieder beginnt, soll auch noch im Mai die Quälerei der Abendsitzungen weitergehen.

Zur Ehrung Dr. von Orterers.

Die fünfundzwanzigjährige Parlamentsjubiläumsfeier des kraft- und machtvollen Führers im katholischen Leben Dr. von Orterer mit der Auszeichnung von Allerhöchster Stelle, von der hier schon berichtet wurde, hat glanzvolle Festveranstaltungen zur Folge gehabt: erst in der Fraktion, dann im Wahlkreise des Jubilars (Ingolstadt), endlich im Kath. Männerverein St. Ludwig zu München, dem Dr. von Orterer gleichzeitig 25 Jahre angehört. Die letztgenannte Ehrung wurde besonders bedeutungsvoll durch die Festrede von Prälat Dr. Schädler, der in großzügiger Weise ein Bild des Werdens und des Schaffens Dr. von Orterers entwarf von den ersten Anfängen seiner politischen Tätigkeit an hindurch durch jene großen und schweren Zeiten, da Windthorst in ihm seinen kongenialen Mitkämpfer erblickte bis zur Gegenwart, die Dr. von Orterer zu den verantwortungsreichen, von ihm — selbst nach dem Urteile der Gegner — musterhaft geführten Präsidialgeschäften des bayerischen Landtags rief. Dr. von Orterer ist zudem der unbestrittene geistige Führer des bayerischen Zentrums. Einheit und Weisheit, Einheit und Klugheit waren stets die Grundzüge seiner Taktik. Wir folgen Dr. von Orterer, weil er durch und durch Parteimann ist, Zentrumsmann mit Leib und Seele, wir folgen ihm, weil wir in ihm sehen den praktisch-katholischen Mann im Denken und Handeln. Diese Festrede war eine vorzügliche Einleitung für die Ehrung, die der St. Ludwigsverein bereit hatte. Der Vorstand desselben, Hofstukkateur Blersch, überreichte mit herzlichen Worten ein Jubiläumsdenkzeichen, worauf Dr. von Orterer so recht aus seinem Innersten heraus dankte. Jedem Hörer mußte es warm ums Herz werden bei den Erinnerungen an die schweren Zeiten, in denen es galt, unsere großen Ideale, besonders die Freiheit der Kirche, zu verteidigen, und es mußte der Wunsch als Gebet zum Himmel steigen, der große Politiker und treue Katholik möge für kommende Kämpfe noch recht lange in voller Kraft erhalten bleiben.

F. Wunderl.



Weltrundschau.

Von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Das Vereinsgesetz durchgedrückt.

Nur vier Abgeordnete von der Blocklinken haben den Mut gehabt, offen gegen den ominösen Sprachenparagraphen des Vereinsgesetzes zu stimmen. Außerdem haben zwei ungenannte Abgeordnete ungültige Zettel abgegeben; aller Wahrscheinlichkeit sind das auch zwei „Männer" von der Blocklinken, die nicht wagten, einen Neinzettel unter den Augen der Fraktionsvögte abzugeben und ihr Gewissen durch einen Strich auf den Jazettel zu beschwichtigen suchten. Ferner stimmten zwei Antisemiten mit Nein, während zwei Konservative und ein Antisemit sich der Abstimmung enthielten. Der stramme Blockzwang hatte die Absplitterungen auf dieses ungefährliche Maß beschränkt. So konnte der Antiblock trotz einer beispiellos starken Präsenz die Mehrheit nicht erringen. Es standen 196 Ja gegen 177 Nein; die Differenz von 19 Stimmen genügte, um den Deutschen Reichstag zum Handlanger des unseligen preußischen Hakatismus zu machen.

An dieser Stelle wurde schon vor 14 Tagen gesagt: Von seinen dienstungrigen Knechten auf der Blocklinken könne Fürst Bülow **alles** verlangen, wenn er die Peitsche der Drohung mit einer neuen „Zentrumsherrschaft" kombiniere mit dem Zuckerbrot des intimen Diners am Herrschaftstische. Es ist leeres Geschwätz, wenn die „Sieger" sagen, das Zentrum sei durch die Abstimmung am 4. April furchtbar überrascht und geknickt worden. Ueberrascht sind wir höchstens durch die ungescheute Offenherzigkeit, mit der die schrankenlose Opferwilligkeit vor dem Altar des Blockgötzen durch den Paraderedner der Linken, den schwäbischen Demokraten a. D. v. **Payer**, förmlich proklamiert wurde. Damit dieses Geständnis nicht mit den Tagesblättern verweht, sei aus der vielgepriesenen Meisterrede Payers folgendes hier wörtlich verzeichnet:

„Wir haben nicht die Absicht, **unsere Organisation**, wie es unausbleiblich wäre, auseinanderfallen zu lassen. Wir wollen auf der Bahn weitergehen, auf der wir uns bisher bewegt haben, und deshalb wollen wir den verbündeten Regierungen weder einen Grund noch einen **Vorwand** geben, uns **auszuschalten**, zurückzustellen und auf die Seite zu schieben **zugunsten anderer**."

Deutlicher kann man nicht bekennen, daß die Ueberzeugung der Blocktaktik geopfert wird, und daß die „Freisinnigen" überall nachgeben wollen, wenn die Regierung mit der Ausschaltung des Blocks und der Einschaltung des Zentrums droht. Nicht einmal einen **Vorwand** zum Rücktritt vom Block wollen die Fridoline auf der Linken ihrem Herrn und Gebieter zu geben wagen.

Die Erklärung Payers, die durch die Tatsachen vollauf bestätigt wird, beleuchtet die gegenwärtige Lage so hell und grell wie nur möglich. Es gibt **keinen Freisinn und keine Volkspartei** mehr; die um Müller (Meiningen), Payer und auch um Naumann sind **nationalliberal** geworden. Reden wir nicht mehr von der neuen Blockmehrheit, sondern betrachten wir die alte **Kartellmehrheit** von 1887 als auferstanden. Sie ist nur an der Zahl etwas schwächer als das Angstprodukt der letzten Bismarckschen Auflösungswahl.

Es hat freilich eines starken Druckes bedurft, um das Gros der drei „freisinnigen" Parteien zu dem Sprunge über diesen Stock zu bewegen. Aber es ist den Blocktaktikern gelungen. Die vereinzelten Absplitterungen haben gewiß ihre Bedeutung, die sich namentlich bei den nächsten Reichstagswahlen zeigen wird; aber für die nächste Zukunft macht das nichts aus. Die Versuche des früheren Abgeordneten Dr. Barth, den Acheron gegen die parlamentarischen Götter in Bewegung zu setzen, können ebenfalls den Schlaf Bülows und seiner Trabanten vorläufig nicht stören. Auch wenn die Dissenter aus der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft austräten, würde der Block, zu denen die Dissenter der Rechten natürlich zurückkehren, noch immer die absolute Mehrheit des gesamten Reichstags umfassen. Das Blockschiff ist also wieder flott. Das Börsengesetz wird gewiß nicht mehr Schwierigkeiten machen als das Vereinsgesetz, da die Rechte sich der Verpflichtung gegenüber der Vorauszahlung der Linken bewußt bleiben wird. Fürst Bülow wird auch mit neuem Mute an die Reichsfinanzreform herangehen; er weiß ja, daß die Payer und Genossen um keinen Preis ihm einen Vorwand zur Auflösung des Blockdienstvertrages geben wollen. Also werden wir den Krug noch eine Weile zum Wasser gehen sehen, ehe er bricht.

Ferner müssen wir, um nicht überrascht zu werden, uns klar machen, daß die Reichstagsmehrheit in das **hakatistische** Fahrwasser sich hat lotsen lassen. Auch das hat in seiner erquickenden Offenherzigkeit der Paraderedner Payer eingestanden. Früher verschanzte er sich hinter der Ausrede, sein Kompromiß in der Sprachenfrage sei eigentlich polenfreundlich, da es die Polen von dem drohenden radikalen Sprachenverbot der preußischen Gesetzgebung bewahre. Jetzt ist er schon so „staatsmännisch" geworden, daß er erklärt, die polnische Bewegung stehe doch in einem frappanten Widerspruche zu dem „nationalen" Standpunkte, den „wir" einzunehmen hätten, und er könne verstehen, daß die preußische Regierung zurzeit nicht gewillt sei, ihrerseits von den Machtbehelfen in diesem Kampfe etwas aufzugeben. Es wäre kein Wunder, wenn Fürst Bülow aus diesen Bekenntnissen einer bekehrten Seele die Einladung heraushörte, noch weitere Machtbehelfe vom Reichstag zu verlangen, z. B. in bezug auf die **Presse**.

Die **süddeutschen** Wähler müssen es sich besonders merken, daß die Blockleute (mit der knappen Mehrheit von 15 Stimmen) auch den Antrag des Zentrums zu Falle brachten, der diejenigen **einzelstaatlichen Freiheiten**, die über das neue Reichsgesetz hinausgehen, erhalten wollten. In aller Form wurde da die Freiheit der gleichmacherischen Einheit geopfert, obschon der Fortbestand dieser besseren und wirklich berechtigten Eigentümlichkeiten dem Ganzen nicht zum Schaden, sondern zu Zier und Vorteil gereicht hätte.

Zum Sprachenparagraphen gab der Staatssekretär des Innern beschwichtigende Versprechungen über die Schonung „loyaler" (nicht-polnischer) Fremdsprachler in gewerkschaftlichen Versammlungen. Aber die Gestattung von Ausnahmen ist Sache der **Landesregierungen**. Wie kann der beredte Reichsbeamte für deren Verhalten garantieren?

Die Verhandlungen im Reichstage waren sehr lebhaft, stellenweise höchst erregt. Das war durch die Wichtigkeit der Sache und die geringe Stimmendifferenz bedingt. Natürlich war es der Blocklinken unangenehm, daß ihr so eindringlich die Wahrheit gesagt wurde. Es muß jedoch entschieden zurückgewiesen werden, wenn der Aerger der Entlarvten sich Luft macht in Vorwürfen reger „Obstruktion". Das Zentrum ist nicht so töricht gewesen, eine aussichtslose „Obstruktion" zu treiben, d. h. durch allerhand Mittel der Verschleppung und Geschäftsbehinderung die Abstimmung unmöglich zu machen. Es hat nur eine gehörige **Diskussion** verlangt, und als die Blockführer im Anfang den Versuch machten, durch vorzeitige Schlußanträge die Redefreiheit zu erwürgen, erhob man dagegen Protest durch den Antrag auf namentliche Abstimmung. Bei einer derartigen Abstimmung über den Blockantrag auf Schluß der Debatte wurde Müller (Meiningen), der Ritter von der komischen Gestalt, von seinen eigenen Parteigenossen in Stich gelassen, so daß der Blockantrag durchfiel. Als durch diesen Schaden die übereifrigen Herren etwas klüger geworden waren und der Diskussion mehr Raum ließen, ging der Geschäftsgang glatt ab. Das unbegründete Schelten über „Obstruktion" wegen einer ganz loyalen Opposition ist aber bezeichnend für die Gemütsverfassung, in welcher sich die politischen Emporkömmlinge des Augenblicks befinden.

Der Prunk in der Politik.

Die Angelegenheit **Hill** ist äußerlich beigelegt; innerlich ist sie leider nicht ganz ausgeräumt. Präsident Roosevelt hat die Erklärung der deutschen Regierung, die wir in der vorigen Nummer erwähnten, für genügend erachtet, um Herrn Hill nach Berlin entsenden zu können, und Herr Hill will auch mit seinen „bescheidenen Mitteln" den Berliner Posten antreten. Aber man vermutet, daß er nicht lange dort bleiben werde. Es geht ihm wie einem Manne, der ohne seine Schuld der Anlaß zu einem Mißklang in der Tafelrunde geworden ist; an seiner Person haftet die Erinnerung an etwas Unliebsames, er fühlt das und bleibt nicht länger, als er muß. Obendrein hat die nordamerikanische Regierung in ihre „Schlußnote" den Satz eingeflochten, es läge ihr ganz besonders daran, zum Ausdruck zu bringen, daß der Besitz nur bescheidener Mittel kein Hindernis für die Beförderung zu den höchsten Stellen bilde. Die Spitze dieses Satzes wird nicht abgestumpft, sondern nur höflich umwickelt durch die beigefügte Nutzanwendung, der dortige Kongreß müsse nun endlich für die Vertreter im Auslande angemessene Dienstwohnungen bewilligen.

Die Prunksucht ist neuerdings mehrfach als eine gefährliche Zeitkrankheit bezeichnet worden; auch vom Ministertisch aus hat man Zivil und Militär gewarnt vor dem kostspieligen Aufwand. Die weisen Worte werden besser wirken, wenn das gute Beispiel von oben sie unterstützt. Wir stecken leider noch tief in der Anschauung, daß ein Mann in den höheren Stellungen repräsen-

tieren müsse wie ein Millionär. Das gilt besonders für die diplomatische Laufbahn, aber keineswegs für diese allein. Wer ohne Zuschuß und Privatvermögen auf sein Diensteinkommen angewiesen ist, gilt als armer Teufel und unberufener Eindringling. Früher waren die höheren Stellen den Aristokraten vorbehalten; jetzt den Plutokraten, den wirklichen oder scheinbaren. Ein mittelloses Genie à la Bismarck könnte heutzutage nicht hochkommen, wenn es nicht zugleich ein glänzendes Pumpgenie wäre. Die prunkvolle Repräsentation wird in verhängnisvoller Weise überschätzt. Manche Prachtliebhaber glauben, sie verträten dabei feudale Herrlichkeit und romantische Erhabenheit; aber bei Licht besehen ist es nur ein Tanz um das goldene Kalb, den prosaischen Götzen der Aktienzeit. Bei dem Uebergewicht der äußeren Mittel gedeiht nicht die Kultur, aber wohl die sogenannte Vernunftehe.

Der Staat kann unmöglich seinen höheren Beamten so viel zahlen, als sie im gesellschaftlichen Wettbewerb mit den Millionären verbrauchen können. Was nötig ist zu einer vernünftigen Lebensführung, muß er ihnen bieten, und wenn Nordamerika nicht einmal für eine anständige Botschafterwohnung gesorgt hat, so ist das sehr unrecht. Wollte der Staat über das Maß der vornehmen Einfachheit hinaus noch große Repräsentationszulagen bewilligen, so würde das nur den Prunk und Luxus weiter in die Höhe treiben helfen, also keine nachhaltige Erleichterung der minderbemittelten Talente herbeiführen. Die Heilung des Uebels kann nur von innen heraus erfolgen. In den beteiligten Kreisen muß die Erkenntnis durchdringen, daß das Prunken und Protzen mit dem überlegenen Reichtum unfein ist; daß insbesondere eine Nation im Auslande besser repräsentiert wird durch einen Mann von Geist, als durch einen Verschwender von Geld. Die wahre Vornehmheit wird aber den Sieg über die Gelderverötterung um so eher erringen, je mehr an der obersten Stelle des Staates der innere Wert vor dem glänzenden Scheine, die solide Einfachheit vor der gleißenden Prachtentfaltung bevorzugt wird. Deshalb möchten wir an der Hoffnung festhalten, daß die Gerüchte von einem Antrage auf Erhöhung der Zivilliste sich als eine unzeitgemäße Reporterfabel erweisen. Auch nach Erledigung der Reform der Beamtengehälter wird es notwendig sein, sowohl den Beamten selbst als denen, die sich deren Lebenshaltung zum Muster nehmen, durch Wort und Beispiel das Bewußtsein zu stärken, daß der weise Hausvater sich nach der Decke strecken muß und daß er bei einer mäßigen Lebenshaltung mehr wahre Ehre und mehr Glück erntet als mit belastendem Prunken und Glänzen.

Zur auswärtigen Lage.

An dem Pelz der französischen Marokkopolitik wird wieder ein wenig gewaschen, ohne ihn naß zu machen. Die deutsche Regierung hat in Paris darauf aufmerksam machen lassen, daß durch die neuen französischen Truppensendungen abermals die Leichterfahrzeuge von Casablanca dem dortigen Handel entzogen würden. Darauf hat die französische Regierung die Einstellung von Barkassen versprochen, womit wir wieder einmal „befriedigt“ sein müssen.

Zu den Balkanfragen wird berichtet, daß zurzeit in London der russische Botschafter und die englische Regierung über eine Verschmelzung der russischen und der englischen Reformvorschläge beraten. Die englischen Vorschläge, welche die Souveränität des Sultans gefährden würden, hat bekanntlich Fürst Bülow in seiner Reichstagsrede scharf kritisiert. Die russischen Vorschläge sind im Prinzip von den nächstbeteiligten Mächten gebilligt worden, da sie auf die Empfindlichkeit der Türkei kluge Rücksicht nehmen. Ihr Kernpunkt ist die Heranziehung aller europäischen Großmächte zu dem Werk, das bisher Rußland und Oesterreich nach der Mürzsteger Verabredung betrieben. Gegen diese „Internationalisierung“ ist ja grundsätzlich nichts einzuwenden; aber praktisch geht die Sache nur vorwärts, wenn das vergrößerte Konzert ebenso einheitlich bleibt wie bisher das Duo von Mürzsteg. Der gute Wille Englands muß sich bei dem Verschmelzungsversuch zeigen; von dem „Generalgouverneur“, den die englische Regierung dem Sultan zumuten wollte, darf nichts übrig bleiben.

Mr. Asquith wird in London Premierminister an Stelle des siechen Campbell-Bannerman. Das hat nicht viel zu bedeuten, wird aber die Hoffnungen der Irländer auf die liberale Partei wohl noch weiter herabdrücken. In der hohen Politik ist König Eduard sein eigener Premier.

In Rom ist die improvisierte Komödie eines Generalstreiks als Protest gegen ein Vorgehen der Straßenpolizei schnell zu Ende gekommen.

Fünf Fragen an die Männer der Wissenschaft.

Von
Dr. M. Eberhard, Stadtpfarrprediger, München.

Berlin bläst zum Abmarsch. München wird vermutlich Order parieren und sich an Harnack und Paulsen (Internationale Wochenschrift, Nr. 9) anschließen. Die Ansichten von der „Vor aussetzungslosigkeit der Wissenschaft“ und der „Freiheit der Forschung“ sind protestantischerseits in ein geklärteres Stadium getreten; vielleicht dienen die folgenden Fragen eines Katholiken, bei dem und jenem Menschen, der guten Willens ist, eine weitere Klärung herbeizuführen.

1. Frage: Darf der Mann der Wissenschaft Weltanschau ung haben?

Harnack schließt seine Vorlesungen über das Wesen de Christentums: „Meine Herren! Die Religion . . . ist es, di dem Leben einen Sinn gibt, die Wissenschaft vermag das nicht… Es ist eine herrliche Sache um die reine Wissenschaft, und weh dem, der sie gering schätzt, oder den Sinn für die Erkenntnis i sich abstumpft! Aber auf die Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu gibt sie heute so wenig eine Antwort wie vor zwei oder dreitausend Jahren.“ Der Mathematiker Gauß sagt einmal: „Es gibt viele Fragen, auf deren Beantwortung ic einen unendlich viel höheren Wert legen würde als auf di mathematischen, z. B. über Ethik, über unser Verhältnis z Gott und über unsere Zukunft.“ Er bestätigte damit die Me nung Kants: „Die Fragen: ob die Welt einen Anfang un eine Grenze ihrer Ausdehnung im Raum habe, ob es irgendw und vielleicht in meinem denkenden Selbst eine unteilbare un unzerstörliche Einheit oder nichts als das Teilbare und Ve gängliche gebe, ob ich in meinen Handlungen frei oder, wi andere Wesen, an dem Faden der Natur oder des Schicksal geleitet sei, ob es endlich eine oberste Weltursache gebe, oder d Naturdinge und deren Ordnung den letzten Gegenstand au machen, bei dem wir in allen unseren Betrachtungen stehe bleiben müssen: das sind Fragen, um deren Lösung der Math matiker gern seine ganze Wissenschaft dahingäbe; denn die kann ihm doch in Ansehung der höchsten und angelegenste Zwecke der Menschheit keine Befriedigung verschaffen.“

Derartige Urteile aus Gelehrtenkreisen können beliebig ve mehrt werden. Ich glaube, daß die Antwort auf die erste Fra lauten wird: selbstverständlich; der Mann der Wissenschaft i Mensch; er darf nicht nur, er soll sich Antwort geben auf d großen Lebensprobleme; sonst ist er ein geistiger Embryo.

2. Frage: Gehören Weltanschauungsfragen an die Universitä

De facto wird an den Universitäten ein erbitterter Kam um Weltanschauungen geführt; de iure läßt sich nicht leugne daß an einer Universitas die Fragen des Universums behand werden sollen; die Universität würde sonst jene Fragen verna lässigen, die „die höchsten und angelegensten Zwecke der Mens heit“ betreffen.

3. Frage: In welche Wissensbetriebe sind Weltanschauung fragen zunächst einschlägig?

In Philosophie und Theologie. Philosophie und Theolo haben also vom Standpunkt der Weltanschauung aus ihren Pl an der Universität. „Die Religion ist es, die dem Leben ein Sinn gibt, die Wissenschaft vermag das nicht.“ Ab nicht bloß vom Standpunkt der Weltanschauung, auch vom Stan punkt der Wissenschaft.

Harnack faßt den Begriff der Wissenschaft zu eng. Kan sich echte Wissenschaft nur auf Erfahrung, nicht auch auf I tuition und Ueberlieferung aufbauen? Wer zündet dem Gen die Fackel an? Doch nicht die Erfahrung! Ist das Dogma kei Erkenntnisquelle? Man stelle sich einmal ernstlich diese Fra vor Raffaels Disputa. Wissenschaft methodisiert das Wisse je nach dem eigentümlichen Ursprung des Wissens muß es a eigentümlich methodisiert werden. Eine Revision der modern Erkenntnistheorie würde auch von diesem Standpunkte aus f die Philosophie und Theologie an der Universität Platz schaff

4. Frage: Ist es überhaupt möglich, im exakten Wisse betrieb von der Weltanschauung unbeeinflußt zu bleiben?

Mommsen selbst mußte einräumen, volle Voraussetzun losigkeit sei ein nie erreichbares Ideal: „Religiöse, politische u soziale Ueberzeugungen bringt ein jeder von Haus aus mit. kann darum auch dem wahrhaften Katholiken daraus kein V



wurf gemacht werden, daß seine Weltanschauung und also auch Forschung und Lehre ihm durch seinen Glauben beeinflußt wird, vorausgesetzt immer, daß er sich selber gegenüber wahrhaftig bleibt und nichts aussagt, was sein Verstand als falsch erkennt." In der Tat bringt es die Einheit des menschlichen Bewußtseins mit sich, daß die Begriffe und Grundsätze, oft in unbewußten Unterströmungen, vielfach ineinander greifen und notwendig das Urteil über die einzelnen Dinge beeinflussen.

Wo immer in einem Fache Rezeptibilität für Weltanschauungsfragen gegeben ist, wird der Einfluß der Weltanschauung sich geltend machen; ganz unempfänglich ist fast nur die Mathematik mit ihren Tochterwissenschaften. De facto finden fast alle Professoren, welchem Fach sie immer angehören, zur rechten Zeit ein Ventil, an dem sie ihre Weltanschauung herausströmen lassen, sei es als blendenden Witz, sei es als beißenden Spott, sei es als väterliche Ermahnung, sei es als flammende Entrüstung.

5. Frage: Ist bei einem katholischen Professor die Voraussetzung Mommsens gegeben, daß er sich selber gegenüber stets wahrhaftig bleiben könne?

Man befürchtet, der Katholik werde nicht frei und unbefangen forschen; sein religiöser Standpunkt werde ihm, auch wenn er ein ehrlicher Charakter sei, einen Streich spielen. Ei, warum denn nur der Katholik, warum nicht auch der Protestant, der Jude, der Anhänger des atheistischen Kredo?

Glaube und freie Forschung sind ein Problem, aber kein unlösbares. Sie sind vereinbar. Es gibt Sätze, hinter denen ein ewiges Fragezeichen steht. Dieser Satz läßt sich ruhig mit einem Punkte beschließen.

Die Forschung muß Freiheit haben. Es gibt ein Freisein von innerer und von äußerer Nötigung. Offenbar erhebt die Forschung den Ruf nach Freiheit nur mit Bezug auf äußere Nötigung, denn innerlich ist die Forschung nicht frei, sondern gebunden. Sie ist materiell gebunden durch den Stoff, formell durch die Wahrheit. Der Stoff als solcher kann für die Forschung nie Schranke sein, sondern nur Gegenstand. Und bei aller Freiheit will die Forschung Wahrheit. Wahrheit, nicht Freiheit, ist ihr oberstes Gesetz, ihr höchstes Gut.

Wenn der Stoff als solcher die Freiheit der Forschung nicht aufhebt, kann auch die Glaubenswahrheit an sich als Stoff keine Feindin der freien Wissenschaft sein. In der Tat werden fast keine Stimmen laut gegen die liberal-protestantischen Fakultäten. Der Grund ist einfach: Diese Herren behandeln die religiösen Wahrheiten nur als Wissensstoff; sie gehen an den Stoff heran als reine Historiker, Kritiker, Philologen oder als Philosophen. Den Glaubenscharakter ihres Stoffes anerkennen sie nicht, sondern deuten die religiösen Wahrheiten so gründlich aus, daß das Wissen den Glauben völlig absorbiert. Der Glaubenscharakter ist ihrer Forschung keine Schranke, weil er für sie einfach nicht existiert.

Anders die orthodox-protestantischen Fakultäten oder Professoren. Sie werden nicht mehr als wissenschaftlich vollwertig betrachtet, denn ihnen ist die religiöse Wahrheit nicht nur Wissensstoff, sondern Glaubensstoff. Sie stehen also dem Stoffe nicht mehr frei gegenüber, sondern sind durch eine Macht gebunden, die dem Wissen äußerlich ist; sie sind unfrei infolge einer vis, einer unbefugten Gewalt, die in das Heiligtum der Forschung eingreift.

Ganz schlimm endlich steht es mit den katholischen Theologen; sie sind nicht nur durch den Offenbarungscharakter des Glaubens gebunden, sondern überdies durch das kirchliche Lehramt, das der vorwärts drängenden Forschung jederzeit in die Zügel fallen kann. Harnack wirft der letzten Enzyklika vor, daß sie tödliche Streiche gegen den Wahrheitssinn zu führen sucht, und konstatiert, daß Staat und Universitäten in der Duldung der katholischen Fakultäten „das Aeußerste" ertragen und konzedieren.

Das Problem „Glaube und freie Forschung" zerfällt demnach für uns Katholiken in zwei Probleme, in das Problem des objektiv Gegebenen und in das Problem der Autorität.

Die erste Schwierigkeit liegt ausgedrückt in der Frage: Behindert etwas objektiv Gegebenes die Freiheit der Forschung? Man wird uns antworten: Solange das objektiv Gegebene sich im Rahmen eines bloßen Gegenstandes hält, nein; sobald das objektiv Gegebene sich den Charakter einer Norm beilegt, ja. Ich entgegne: der Stoff ist nicht nur Gegenstand, sondern durch die Idee, die in ihm liegt, zugleich Norm. Der Stoff hat von Natur aus normativen Charakter; er gibt dem Wissen nicht nur Inhalt, sondern auch Bestimmung. Wissen heißt: erkennen, was wahr ist. Bloße Freiheitsentfaltung gegenüber dem Gegenstande ist Kraftverschwendung: Anima neque nihil sequendo neque stultitiam sequendo potest ad sapientiam pervenire. Das Wahre ist der Terminus, bei dem die freie Forschung anlangen muß; die Seele ist innerlich veranlagt für ein zu Erkennendes, für ihr „Gut". Die Freiheit ist nur eine Eigenschaft des Triebes nach Wahrheit: sie kann sich darum nur auf Grund dieses Triebes, innerhalb der Grenzen der Natur dieses Triebes betätigen. (Schluß folgt.)



Psychiater-Unfug.

Von

Dr. W. Hüllen.

Ich habe selten in meinem Leben so ironisch gelacht wie über einen Artikel im „Tag" aus der Feder des Karlsruher Privatdozenten Willy Hellpach zur Zeit des Hau-Prozesses. Der eifrige Herr ästimierte die Geschworenen als bornierte Bauern und die Richter als Ignoranten. Er aber und der Professor Aschaffenburg aus Köln, der dem ci-devant Rechtsanwalt freundschaftlich die Hand drückte, sie beide verstanden die Sache; sie ganz allein. Mit dem Ausruf „wir Seelenärzte!" warf sich Willy Hellpach in die Brust, daß man die Nähte seiner Weste auf 1000 Kilometer krachen hörte.

Den Oberst Hüger erklärt ein Psychiater für besessen vom Querulantenwahn. Seitdem sind Jahre vergangen, und die vielen Freunde des übrigens in Westfalen allgemein verehrten Oberst freuen sich, daß er mit seinen 67 Jahren über eine körperliche und geistige Rüstigkeit verfügt, die die Garantie gibt, daß er auch mit 90 Jahren seine fünf Sinne noch vortrefflich beisammen haben wird. Hoffentlich wird der Herr Oberst so alt, auch zur Freude seiner Feinde, denen er noch manches zu sagen hat.

Es ist, als ob seit Eduard von Hartmann gewisse Leute, die sich in Verlegenheit befinden, die Devise auf ihre Fahne geschrieben hätten: was man sich nicht erklären kann, sehe man als Unbewußtes an. Manche wollen sich aber auch manches nicht erklären. Deshalb ließ man den Hauptmann von Goeben aus einer Psychiaterhand in die andere gehen. Deshalb steckte man den Prinzen von Arenberg in eine Heilanstalt. Deshalb ließ man die Silberservice stehlende Fürstin Wrede durchschlüpfen. Aber bedauernswerte kriegsfreiwillige Gefreite, denen die südwestafrikanische Sonne das Gehirn ausgebrannt, locht man wegen einiger Exzesse monatelang ein und degradiert sie.

Darin liegt die Hauptgefahr des Psychiater-Unfugs. Klassenjustiz auch hier. So sagt sich wenigstens das Volk. Will man nicht begreifen, wohin das führt? Das muß doch allmählich einen Grimm gegen unsere Rechtspflege erzeugen, der die letzte Spur von Achtung vor ihr vertilgt. Und dergleichen kann kein Staat, mag er auch noch so festgefügt sein, auf die Dauer ertragen. Kürzlich sagte ein alter Herr von Adel im „Tag" mit Bezug auf die Minierarbeit der Psychiater: „Jede Schuld fordert ihre Sühne. Das Gesetz des Landes soll seine Bürger schützen, seine Ausführung darf aber nicht im Stiche lassen. Das ist das allgemeine Gefühl, und dieses Gefühl muß im Bewußtsein des Volkes wurzeln bleiben." Nun höre man sich mal im Volke um, wie es über die Psychiaterjustiz denkt. Man wird da merkwürdige Dinge erfahren. Aber daß der Hauptmann Goeben unzurechnungsfähig gewesen sei, glaubt kein Mensch. Und nun erscheint gar noch im ehrengerichtlichen Verfahren gegen den Grafen Hohenau der Psychiater auf der Bildfläche. Da kann man schon von einer Paranoia psychiatrica sprechen! Merkwürdig, daß man nicht auch dem Oberst Gaedke die seelenärztliche Wohltat hat zuteil werden lassen. Der Mann leidet doch offenbar an verschiedenen Wahnen, als da sind: Ideologenwahn, Renitentenwahn, Titelwahn, Schreibwahn, Kriegsministerverfolgungswahn usw. Weshalb wollte man dann nicht? Sollte es sich in diesem Falle um einen Wahn der Kriegsräte, auch eines Wirklich Geheimen, handeln?

Doch Scherz beiseite, die Sache ist ernst, bitter ernst und voller Gefahren. Man bilde sich nicht ein, daß man das Volk täuschen und das natürliche Rechtsgefühl noch länger ungestraft verletzen darf. Sollte es doch geschehen, dann muß man den Verantwortlichen zurufen: dieser Wahn ist kurz, eure Reue aber wird eine recht lange sein!

Das Brot.

Aus Verdagers Eucharistischen Liedern.

Ein Versuch in deutschem Reim von Bernhard Schuler.

Bevor der Heiland kam zum Sterben,
Gedacht er huldvoll seiner Erben. —
Hat einer je ein Herz wie er?
Kein Opfer dünkte ihm zu schwer,
Ja, seine Liebe sondergleichen
Will uns das Allerhöchste reichen.

Er gibt ein duftend Brot,
Gibt eine Engelsspeise
Den Seinen in der Not,
Bezahlt mit hohem Preise.
Gleich Bronnen fließet Blut
Aus diesem höchsten Gut.

Sein Fleisch, sein Blut, sein Leben,
Was sollt' er mehr noch geben?
Sein Leib, jungfräulich rein,
Taucht in die Seele mein.
So sind wir auserlesen,
Zu kosten Gottes Wesen.
Gib, lieber Gott, uns dieses Brot,
Im Leben gib es und im Tod!

Es birgt die Gottesspeise
Stets Unvergänglichkeit
Auf unsrer Pilgerreise
Für alle Ewigkeit. —
Maria ward erkoren
Von ihr das Brot geboren;
Die süße Himmelswabe
Ist ihres Herzens Gabe.

Ein Manna ist's, gegeben
Für dies und jenes Leben.
Und Rosen, Lilien sprießen,
Wirst du das Brot genießen. —

Lob, Preis sei ohne End'
Dem heil'gen Sakrament!
Gib, lieber Gott, uns dieses Brot
Im Leben gib es und im Tod!

Praktische Betätigung christlicher Erziehungswissenschaft.

Die süddeutsche Gruppe des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft hat sich zunächst die praktische Fruchtbarmachung der wissenschaftlichen pädagogischen Erkenntnisse besonders zur Aufgabe gemacht. In der Zeit vom 15. bis 24. Juli wird der Verein mit einem der Fortbildung von Lehrern, Katecheten und Schulinspektoren dienenden Unternehmen heraustreten, einem Kurs für Heilpädagogik und Schulhygiene, der in München veranstaltet wird. Universitätslehrer (Dr. Willmann, Dr. Förster-Zürich, Dr. Lange-München, Dr. Specht-München), Verwaltungsbeamte und Schulpraktiker reichen sich die Hand in der Vortragstätigkeit bei dem Kurs. Zu dem wissenschaftlichen Interesse, das weite Kreise herbeilocken wird, treten soziale und caritative Erwägungen, die mit der Sorge für Schwachsinnige, Blinde, Taubstumme und Krüppel, sowie mit der Bestellung der besten gesundheitlichen Bedingungen im Schulbetrieb verknüpft sind. Von großem Interesse sind die mit dem Kurs verbundenen Führungen durch alle einschlägigen Schulen und Anstalten, sowie die Demonstrationen. Das genauere Programm, das von der Geschäftsstelle des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft (München, Erhardstr. 31/I) gratis erholt werden kann, soll nicht nur in Süddeutschland, sondern überall, wo deutsche Zunge klingt, Beachtung finden. Was es verspricht, eine Einführung in das wissenschaftlich wie praktisch-sozial gleich bedeutsame Gebiet zu geben, wird es sicher halten! F. Weigl.

Paul Beckerts Gemälde „Soziale Versöhnung".

Von
Dr. Hans Schmidkunz, Berlin-Halensee.

Die Vernachlässigung der christlichen Kunst in unserer gegenwärtigen Kultur weiterer wie auch engerer Kreise fordert immer wieder zu Gegenwirkungen heraus. Zwar die ältere Zeit läßt sich davon scheinbar ausnehmen. An Beliebtheit der Madonnen von Raffael u. dgl. m. fehlt es nicht. Allein derartige Kunstwerke gelten bei den gewöhnlichen Kunstfreunden ungefähr soviel wie weltliche; manchmal trifft man sogar auf eine Bevorzugung der „menschlichen" Madonnen vor den „kirchlich gebundenen". Eine etwas billige Frömmigkeit reicht so weit, daß wenigstens in manchen Häusern derartige klassische Kunstwerke durch Reproduktionen verehrt werden. Weniger günstig steht es um die Kenntnis und Berücksichtigung all dessen, was außerdem mehr als anderthalb Jahrtausende an christlicher und gar erst spezifisch kirchlicher Kunst geleistet haben; und die Vernachlässigung solcher Kunst in der Plastik bedeutet zugleich einen nationalen Gefühlsmangel.

Die christlichen Künstler vergangener Jahrhunderte, zumal in der klassischen Renaissancezeit, hatten um ihre Kunst im großen ganzen nicht erst zu kämpfen; vielmehr ist es vorwiegend die triumphierende Kirche, welche sich in dieser Kunst ausspricht. Etwas anders wird es schon in der Zeit der sogenannten Reformationen, zumal mit der Kunst der Barocke. Nach einiger Zeit verflachen diese, gerade durch besondere Energie ausgezeichneten Züge der christlichen Kunst. Es kommt die Zeit des Rokoko, der Aufklärung, der Verwischung von Gegensätzen. Ein Wellental in der Entwicklung des Christentums ergibt auch ein Wellental in der des christlichen Kunstlebens.

Erst im vorrückenden 19. Jahrhundert wird die Sache anders. Nun tauchen einige Künstler auf, die mit wenig äußerer Förderung, doch um so inniger aneinander und an die kämpfende Kirche angeschlossen, die Traditionen älterer Zeit wieder aufnehmen. Es bedarf hier keiner historischen Skizze dessen, was die sogenannten Nazarener, was dann die besonders durch E. v. Steinle vertretene Frankfurter Kolonie, und was ganz besonders ältere Düsseldorfer geleistet haben; nicht zu vergessen den faktischen Erfolg, der einige Zeit lang gerade den letzteren beschieden war. Heute nun sieht es so aus, als wären diese Episoden kaum dagewesen und hätten nicht so weitergewirkt, wie sie es tatsächlich haben. Die Nationalgalerie in Berlin ergibt ein deutlich sprechendes Beispiel für diese Täuschung. Ein Mann wie Karl Müller ist dem Gedächtnis anderer als einiger Fachleute und vielleicht noch etlicher frommer Familien so gut wie entschwunden; gerade noch E. Deger und F. Ittenbach werden zur Not genannt. Unsere gewöhnlichen Kunstgeschichten, ausgenommen etwa gerechtere Bestrebungen von Cornelius Gurlitt, eilen über diese Episoden mit einem beinahe ängstlichen Schritte hinweg.

Nun erst die Gegenwart! Wie schwer es die christlichen Künstler unserer Zeit haben, erfährt man wohl nur aus privaten Quellen. Daß darunter nicht nur die Personen, sondern auch die Künste selbst leiden, ist wohl leicht einzusehen. Wenn der Künstler bestenfalls seine äußeren Erfolge in Andachtsbildern oder dergleichen findet, welche ihm ein entgegenkommender Verlag abnimmt, so ist für ihn eine wahrhaft künstlerische Entwickelung so gut wie ausgeschlossen und eine falsche Entwicklung sehr naheliegend. Aber nicht nur weitere Kreise vernachlässigen die christliche Kunst, sondern auch engere Kreise tun es insofern, als die bloße Industrie Herrin des Marktes ist. Wie energisch sich dagegen die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" und die „Gesellschaft für christliche Kunst" mit ihren mehrfachen Veröffentlichungen u. dgl. m. stemmen, bedarf wohl an dieser Stelle keiner Betonung; allein solche Gesellschaften brauchen erst selbst wieder Hilfe, um von sich aus genügend helfen zu können.

Für weitere Kreise dürfte an dieser Sachlage die bemerkenswerteste Seite die sein, daß ein gedrückter Zustand religiöser Kunst auch innerhalb der rein weltlichen Kunst drückend wirkt. Parallel jener Vernachlässigung geht eine Vernachlässigung der seelischen Gestaltungen in der Kunst überhaupt. Wir ersticken im rein Malerischen; ja noch mehr: wir müssen fürchten, daß auch das Malerische selbst zurückgehen wird, wenn es weiterhin aus einem bloßen Mittel zu dem Zwecke selbst gemacht wird. Wir ersticken auch in Landschaften und bestenfalls in genrehaften Darstellungen.

Nicht daß diese Spezialitäten der Kunst verachtet oder getilgt werden sollten! Sie finden ihren richtigen Platz als Ergänzung der nach höheren Problemen strebenden Kunst. Größte Künstler haben derartiges keineswegs mißachtet, sondern es vielmehr im ganzen ihres künstlerischen Wirkens mitberücksichtigt und mit ihrem anderswo bereicherten Können wiederum bereichert. Gerade daran aber fehlt es heute, wenn beispielsweise die Landschaft und gar noch belanglose Besonderheiten in dieser das Gesamtleben zahlreicher Kunstkräfte ausmachen.

Indessen ist Nachsicht auch gegenüber alldem am Platze. Die religiöse Kunst, wie sie lange Zeit hindurch geübt worden, trägt selbst einige Schuld daran. Es hat sich eine falsche Frömmigkeit breit gemacht, welche zuerst auf Fernerstehende und schließlich auch auf Zugehörige abstoßend wirkt. Der religiöse Wert eines Bildes liegt nicht in unnatürlichen Gesichtern und Handhaltungen, sondern vielmehr in einer Ergänzung schlichter Natürlichkeit durch etwas Höheres. Diese schlichte Natürlichkeit ist aber nicht zu entbehren. Mit den heiligen Gestalten finden wir die uns so nötige „Gemeinschaft der Heiligen" dann am ehesten, wenn wir sie als menschlich verwandt mit uns fühlen und erkennen. Gerade sogenannte Heiligenbilder bedürfen besonderer künstlerischer Ansprüche.

Dazu kommt noch die naheliegende Meinung, als müsse Mystisches auch mystisch dargestellt werden. Das heißt: der Charakter des Mystischen muß getroffen werden, doch die Darstellungsweise selbst muß das Gegenteil davon sein. Es ist gewiß nicht zuviel ästhetisiert, wenn wir auch abgesehen davon in der Kunst verlangen, daß alles, sogar das Unbestimmte und Unklare, mit rücksichtsloser Bestimmtheit und Klarheit dargestellt werde. Mag sich ein Künstler in irgend ein dogmatisches Geheimnis, wie etwa in das der Trinität, mit noch soviel Bescheidung gegenüber dem Undurchdringlichen vertiefen: seine Darstellungsweise muß doch das, was er nun einmal vom Inhalt erfaßt hat, mit überzeugender Deutlichkeit vorführen. Daran haben es große Künstler auch nicht fehlen lassen. Unter denen, die sich speziell an solche Stoffe herangewagt haben, wird man vielleicht sogar eine weitgehende Klarheit speziell in den Konturen ihrer Gestalten finden.

An der Hand dieser verschiedenen Kennzeichnungen christlicher Kunst und ihrer Schicksale treten wir einigermaßen vorbereitet vor ein Kunstwerk, das zu den wenigen Ausnahmen von der gegenwärtigen Mißachtung christlicher Kunst gehört, und das noch besonders die Eignung besitzt, auch Fernerstehende für sich zu interessieren. Sein Gegenstand ist sogar nicht einmal direkt religiös, sondern mehr weltlich-menschlich, jedoch allerdings mit einer direkt religiösen Auffassung des gegebenen Problemes. Ursprung, Bedeutung und Ziel der menschlichen Arbeit sind das Thema, das sich Paul Beckert für seine „Soziale Versöhnung" gestellt hat. Der Künstler war bereits als Porträtmaler sowie durch einige Kirchenbilder zu Ansehen gelangt. Sein neues Werk konnte gegen Ende des Jahres 1907 zu München kennen gelernt werden und war jetzt in Berlin bei Keller & Reiner längere Zeit ausgestellt; im Sommer dieses Jahres soll es auf der großen Berliner Kunstausstellung gezeigt werden.

Wenn man in paradoxer Weise übertreiben will, so kann man den Satz aussprechen: „Alle Monumentalkunst mißlingt." Wenigstens in der Beschränkung auf die neueste Zeit entfernt sich dieser Satz gerade nicht allzuweit von dem, was der Kunstbeurteiler mindestens auf Grund einiger Erfahrung verantworten kann. Eine Landschaft, ein Stilleben u. dgl. m., zumal wenn sich's um irgend eine „malerische" Kleinspezialität handelt, mißlingt nicht so bald oder nur dann, wenn der Künstler schon recht sehr ungeschickt ist. Stellt er sich Aufgaben, die weit darüber hinausliegen, und bearbeitet er sie mit beträchtlich mehr Geschick als ein anderer seine kleineren Aufgaben, so zeigt eine einfache Erwägung, daß er sehr leicht relativ weniger leistet, als etwa der Landschafter. Es wird nicht viele Monumentalwerke, zumal in der Malerei geben, die sich so ganz restlos bewundern lassen; man denke etwa sogar an manche Kritik über Michelangelo.

Nun erst die neueste Zeit und die Gegenwart! Von Cornelius an, durch die Namen Overbeck, Führich, Steinle usw. hindurch, besitzen wir Monumentalgemälde (oder sagen wir bescheidener: Großmalereien), die auch vielen ihrer treuesten Freunde keine volle Befriedigung gewähren. So wird es nicht zu verwundern sein, wenn heute mancher ein Landschäftchen oder Genrestückchen mit größerer Befriedigung betrachtet, als ein so anspruchsvolles Werk, wie wir es gerade vor uns haben. Anspruchsvoll auch für das gegenständliche Verständnis!

In der Mitte des stark über Mannesgröße hohen Bildes und als die wichtigste und betonteste Partie der vorwiegend symmetrischen, mit Kontrasten aufgebauten Anlage erblicken wir eine im Glanz erstrahlende Gestalt vor uns, mit dem Kelche des Altarssakramentes in der Hand. Unter ihr und zu ihr aufblickend sehen wir zwei Männer einander die Hand reichen: einen Arbeitgeber und einen Arbeiter. Man fühlt mit, wie jener auf diesen vertrauensvoll einspricht, und wie dieser über ein noch nicht ganz zu bannendes Zweifeln hinaus doch im Aufblicke zu der glanzvollen Gestalt die Ueberwindung seines Zweifels findet. Eine starke Ausdruckskraft des Künstlers war bestrebt, diese beiden Figuren ein gut Stück über bloße Illustrationskunst hinauszuheben. Links von diesem Mittelstücke sehen wir in etwas skizzenhafter Darstellung die erste Familie, schon außerhalb des Paradieses; rechts als Seitenstück dazu die heilige Familie in einer analogen Haltung des Arbeitens. Diese beiden Teile des Bildes stehen auf den Abschlüssen der unteren, architektonisch gehaltenen Partie, die aus einem Dunkel durch bereits helle Girlanden den Grund für die obere Bildhälfte legen. In dieser führen rechts über der heiligen Familie Engelsgestalten von bekannter deutscher Romantik, mit Rosengewinden u. dgl., hinauf zu dem Gipfel des rundbogig abgeschlossenen Gemäldes. Ihn bezeichnet das Kreuz mit dem davor segnend schwebenden Erlöser. Entsprechend den Engelsgestalten rechts ist auf der linken Seite ein Sturz der Verdammten durch Sankt Michael (Patron Deutschlands) dargestellt. Diese gesamte obere Hälfte führt von jenen bereits erhellten Ranken mit immer stärkerer Lichtfülle hinauf zu dem beinahe blendenden Gipfel des Ganzen.

Was man das „religiöse Lichtproblem" nennen könnte, ist hier soweit meisterlich durchgeführt, daß nur noch mit der Gefahr einer Unklarheit in der Zeichnung zu rechnen bleibt. Inmitten all dieses Glorienlichtes scheint uns doch die Zeichnung nicht klar und deutlich genug durchgeführt; die feinen Abstufungen des Lichtes und der Farbe fluten über die Umrisse in einer ähnlichen Weise hinweg, wie bei manchem Rezitator oder sonstigen Sprecher die wohllautenden Vokale über die Bestimmtheit der Konsonanten hinwegfluten. Wir senken den Blick hinab zu der unteren Hälfte des Bildes und müssen uns hier ebenso in dämmernden Lichtern zurechtfinden, wie wir es oben im Lichtglanze mußten. Reliefartige Felder, vorwiegend grünlich gehalten, zeigen unter der ersten Familie die Geschichte vom reichen Prasser und unter der heiligen Familie eine Darstellung der christlichen Caritas. Weiterhin ergänzen kleinere Reliefs, wie beispielsweise von dem den Gänsen vorlesenden Fuchse, die gemalte Architektur, welche diese untere Hälfte kräftig gliedert. Außerdem steht in der Mitte der kleineren Felder links und rechts je ein Doppelmedaillon: einerseits Marx und Lassalle, anderseits Bischof von Ketteler und Pastor von Bodelschwingh darstellend.

Den untersten Teil des Gemäldes nimmt in der Mitte eine Skizzierung der Revolutionsfurie ein, flankiert von zwei Karyatidengruppen. Entsprechend jenen beiden Doppelmedaillons versinnlichen die einen Karyatiden die revolutionären, faustballenden Arbeiter, die anderen hingegen die in Geduld und Gläubigkeit harrenden. Auch in der unteren Partie wiegt die skizzierende Andeutung mit einer Vorherrschaft von Licht und Farbe über die Konturenschärfe vor. Sollte das Gemälde, wie man wahrlich wünschen kann, für ein öffentliches Gebäude in einem noch größeren Format ausgeführt werden, so würde der Künstler es wahrscheinlich leichter haben, auch die Zeichnung noch bestimmter und noch weniger abhängig von der so manche religiöse Kunst trübenden Weichheit und Süßlichkeit zu vollenden.

Wir gleiten mit dem Blicke wiederum von unten nach oben und fühlen auch den Aufstieg aus irdischem Jammer zu himmlischem Segen so eindringlich und einheitlich durch künstlerische Mittel ausgeprägt, wie der Künstler überhaupt es versteht, seine Mittel in den Dienst großer und schwieriger Geistesprobleme zu stellen. Farbe und Licht tragen uns bei ihm himmelwärts.

Palmsonntag.

Die Palmenzweige nahen wie ein Wald.
In dichte Nebel hüllt der Weihrauch ein
Das Schiff des Doms. Des Frühlings Sonnenschein
Wirft durch die Fenster Regenbogenglanz.
Und feierlich die Priesterstimme schallt:
Procedamus in pace.

In tiefem Frieden wallen sie entlang,
Die noch dem Welterlöser gläubig sind.
Ja tief im Frieden wallen Greis und Kind,
Als wär's die Straße von Jerusalem.
Und hell und selig tönt ihr Grußgesang:
Hosanna in excelsis.

Und wieder werfen sie die Kleider hin
Zu seinen Füßen! All ihr träges Leid,
All ihre Hoffart, ihre Sündigkeit
Dem Ueberwinder ihres Seelentods,
Und jubelnd ihre Stimmen froh erblüh'n:
Benedictus, qui venit in nomine Domini!

Gesegnet sei, der uns erlösen will.
Hosanna ihm, der unsre Sünde trägt,
Hosanna ihm, der unsre Lasten wägt.
Dem heil'gen König der Barmherzigkeit.
Und sieh! Im weiten Dome wird es still,
Denn weiß und licht als himmlische Vision
Erscheint der Herr und geht dem Volk voran,
Ihr großer König und ihr Schmerzensmann,
Gehüllt in seiner Unschuld Strahlenkleid.
Und segnet sie und schaut sie liebreich an,
Denn er ist wahr und wirklich Gottes Sohn:
Hosanna in excelsis.

M. Herbert.

„Studienassessor" und „Studienreferendar".

Von Dr. F. Webner.*)

Zu dem unter obigem Titel in Nr. 8 der Zeitschrift vom 22. Februar d. J. erschienenen Ausführungen über eine Aenderung der Rangbenennung der höheren Lehrer möchte ich mir einige Worte der Entgegnung gestatten.

Verfasser nimmt Anstoß an der gewünschten Umwandlung der Titel „Lehramtskandidat" zw. „Hilfslehrer" in Studienreferendar und -Assessor und schlägt dafür „Professorkandidat" und „Hilfsprofessor" vor. Als Begründung führt er an, daß jene Titel eine „Bettelei bei den Juristen" und zugleich „inhaltleere Bezeichnungen" wären.

Hierbei spielen aber doch andere Momente eine Rolle. Dieses Streben auch nach äußerer Titelgleichstellung ist wohl nicht so ganz unberechtigt, solange einmal Rang und Titel in unserem Vaterlande von so bedeutendem Einfluß sind wie jetzt. Warum soll, wenn alle Anwärter der höheren Beamtenlaufbahnen (Justiz, Verwaltung, Post, Forst usw.) die Titel Referendar und Assessor führen, dem angehenden Oberlehrer die gleiche Bezeichnung nicht zuteil werden? Zu „referieren" und „beizusitzen" hat doch schließlich ein Forst- oder Postreferendar (-Assessor) ebensoviel oder ebensowenig wie ein Hilfslehrer. „Referendar" heißt weiter nichts als einer, über dessen Tätigkeit Bericht erstattet werden muß, also ein noch in der Ausbildung Befindlicher, und der Hilfslehrer ist ebensogut „Beisitzer" im Lehrerkollegium wie der Regierungs- oder Gerichtsassessor im Kollegium der Räte seiner Behörde. Dazu stoßen mich aber noch die von Herrn J. Elmar gebrachten Ersatzbezeichnungen geradezu ab; „Professorkandidat" ist doch eine allen jetzigen Bemühungen um Abschaffung der Fremdwörter hohnsprechende Neubildung.

Ferner halte ich auch die Einführung des Titels Professor für alle akademischen Lehrer für nicht glücklich. Ich möchte vielmehr den „Professor" dem Hochschullehrer vorbehalten wissen. Zudem bedeutet doch dieses Aufgeben des Titels Oberlehrer nichts weiter als ein erneutes Aufrücken in der großen Titelreihe. Wie lange denn? und die Seminaroberlehrer folgen! Zur Unterscheidung genügt meiner Meinung völlig Gymnasial- (Real-) Oberlehrer als Titel. Aendert man das ganze Titelsystem der höheren (akademischen) Lehrer, so wäre ich für: Studien- (Schul-) Referendar, Studienassessor, Gymnasialoberlehrer, Studien- (Schul-) Rat; dieser letzte Titel für die 1. Hälfte der Oberlehrer.

*) Die Redaktion gibt dieser Entgegnung aus Billigkeitsgründen Raum, erklärt aber damit die Diskussion als endgültig geschlossen.

Wichtige Tontafelfunde in Kleinasien.

Von

Dr. Heyes, Bonn.

In den letzten Jahrzehnten sind verschiedene eigenartige, dem alten Orient entstammende Archive gefunden worden. Sie bestanden aus gebrannten Tontafeln, die mit keilschriftlichen Urkunden bedeckt waren. Es war im Winter des Jahres 1887 als ägyptische Fellachen beim Graben nach Altertümern zu Tell el-Amarna in Aegypten eine gewaltige Menge derartiger Tafeln zutage förderten, die in großen Tongefäßen über drei Jahrtausende geruht hatten. Sie enthielten diplomatische Schriftstücke, die zwischen den Pharaonen Amenophis III. und Amenophis IV. aus der 18. Dynastie und asiatischen Machthabern gewechselt worden waren. Die historischen Aufschlüsse, die sie uns über Aegypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. bieten, sind von der größten Wichtigkeit. Eine Anzahl ähnlicher Keilschrifttafeln fand der protestantische Bibelforscher Sellin in den Ruinen der israelitischen Stadt Thaanach am Südrande der Ebene Jesreel.

Alle diese Funde werden in Schatten gestellt durch die Urkunden, die bei den letztjährigen Schürfungen zu Boghaz-köi in Kleinasien gewonnen worden sind. Diese Ruinenstätte liegt fünf Tagereisen östlich von Angora, jenseits des Kysyl-irmak, dem Halys der Alten, und bezeichnet die Stelle, wo die Hauptstadt des alten Chetiterreiches gestanden hat. Sie zog sich zum Teil einen Bergabhang hinauf und war stark befestigt. Die Umfassungsmauer mit ihren Türmen und Toren stand auf einem mächtigen Erdwalle, dessen allmählich sich abflachender Abhang mit Steinen gepflastert war. Auf der Wallböschung befand sich eine auch mit Türmen versehene Vormauer. Durch den Wall führten hier und da Poternen, das heißt schmale aber hohe mit Kragsteinen überwölbte Gänge, die im Kriege als Ausfallspforten dienen konnten. Die Ueberreste von vier Tempeln und einem Palaste, die untersucht wurden, geben uns ein Bild der chetitischen Bauweise, die von der mesopotamischen und ägyptischen verschieden ist. Wer das Ruinenfeld der ehemaligen sehr ausgedehnten Stadt mit ihren gewaltigen Bauwerken und trutzigen Mauern überschaut, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sie einst in Kleinasien eine bedeutende Rolle gespielt hat.

In einer jeden Zweifel ausschließenden Weise bestätigen dies die hier gefundenen Keilschrifttafeln, die in ihrer Mehrzahl bei den durch den Assyriologen H. Winckler in den Jahren 1906 und 1907 vorgenommenen Ausgrabungen zum Vorschein gekommen sind und der Zeit von 1400—1200 v. Chr. angehören. Sie entstammen zwei Archiven, von denen das eine in einem Tempel, das andere in einem Gebäude, dessen Charakter noch nicht näher bestimmt ist, sich vorfand. Wenn auch wie bei der berühmten durch Layard zu Kunjundschik gefundenen Bibliothek des assyrischen Königs Asurbanipal ein bedeutender Teil der Urkunden, die hier aufgespeichert waren, als verloren betrachtet werden muß, so sind doch noch mehrere tausend derselben auf uns gekommen. Ihr Inhalt, über den Winckler in der Orientalistischen Literaturzeitung 1906, Sp. 621 ff. und im 35. Heft der Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (Dezember 1907) nach einer flüchtigen Durchsicht berichtet hat, übertrifft auch die größten Erwartungen, die man gehegt hatte. Die Dokumente sind entstanden unter sieben aufeinander folgenden chetitischen Königen, die mit den Herrschern von Aegypten, Babylonien, Assyrien, Mitani, Syrien, Cypern usw. in diplomatischem Verkehr standen. Unter den Staatsverträgen, die in den Archiven deponiert waren, befindet sich auch ein Duplikat des aus ägyptischen Inschriften längst bekannten Vertrages, den Ramses II. mit dem chetitischen König Hattusil abschloß. Eine Unsumme neuer Erkenntnisse wird uns durch die Urkunden vermittelt. Was uns die Tell el-Amarna-Tafeln erzählen, wird durch sie bestätigt und in reichem Maße ergänzt. Sie erweitern um ein bedeutendes unser Wissen auf dem Gebiete der vorderasiatischen und ägyptischen Geschichte im zweiten Jahrtausend v. Chr., geben uns wichtige Aufschlüsse über politische Konstellationen unter den alten Kulturstaaten, liefern dem alttestamentlichen Bibelforscher ein große Ausbeute und belehren uns über Herkunft und Namensverwandtschaft einzelner Völker.

Besonders erwähnt sei ein den neuen Funden zu verdankendes wissenschaftliches Ergebnis von außerordentlicher Tragweite, auf das der Historiker Ed. Meyer in den Sitzungs-



berichten der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1908, S. 14—19) die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Bei Verträgen, die zwischen dem Chetiterreiche und dem Lande Mitani im nordwestlichen Mesopotamien abgeschlossen wurden, werden als Schirmer der Abmachungen neben Göttern Babyloniens und der beiden Vertrag schließenden Länder in der Mitani-Abteilung noch genannt Mithra, Varuna, Indra und die Zwillingsgottheit Nasatya. Die hier erwähnten Gottheiten sind dieselben, die damals, wie aus der vedischen Literatur hervorgeht, in dem 400 Meilen weiter östlich gelegenen Indien religiöse Verehrung genossen. Daraus geht deutlich hervor, daß die Bevölkerung Mitanis, wenigstens zu einem großen Teile, mit derjenigen Indiens enge verwandt, also arischer Abstammung war. Dasselbe gilt von den Bewohnern des iranischen Hochlandes. Bei letzteren trat eine wohl um das Jahr 1000 anzusetzende Weiterbildung der gemeinsamen Religion ein, die darin bestand, daß Varuna als höchster Gott verehrt, Mithra als populäre Gottheit weiter geduldet und Indra sowie Nasatya zu Teufeln (daeva) degradiert wurden. Der anfänglich gemeinsame Besitz derselben religiösen Anschauungen ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß diese Völker ursprünglich ein Ganzes bildeten und dasselbe Ländergebiet — sei es nun das Gebiet des Oxus und Jaxartes, sei es ein weiter nach Norden gelegenes — innehatten. Von hier sind sie dann, wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ausgewandert nach Süden, Südosten und Südwesten. In den getrennten Wohnsitzen ist alsdann, wie nicht anders zu erwarten war, eine Differenzierung der Religion und Kultur entstanden. Das Vorhandensein von Ariern in Mesopotamien nach 1500 v. Chr., die natürlich unter einer älteren Bevölkerung angesiedelt zu denken sind, war schon vor mehreren Jahren aus dem arischen Gepräge von Namen syrischer und mesopotamischer Potentaten, die uns in den Tell el-Amarna-Briefen begegnen, geschlossen worden. Wenn wir noch die Frage aufwerfen, in welchem Verhältnis die Chetiter zu den arischen Völkern stehen, so muß dies als ein verwandtschaftliches bezeichnet werden, da wie letztere so auch erstere der großen indogermanischen Völkerfamilie angehören.

Der wissenschaftliche Wert der der Trümmerstätte von Boghaz-köi entnommenen Urkunden läßt sich erst ganz und voll ermessen, wenn sie vollständig durchgearbeitet sind, was noch längere Zeit erfordern wird. Das aber kann nach den Ausführungen Wincklers schon jetzt als feststehende Tatsache gelten, daß die altorientalische Forschung durch sie in ein neues Stadium eintreten wird.

Klage.

Nun naht auf leichten Sohlen
Der junge Frühling bald;
Schon grünt's und blüht's verstohlen
In Flur und Feld und Wald.

Und milde Lüfte wehen.
Es regt sich weit und breit
Erwachen, Auferstehen
Zu neuer Herrlichkeit.

Im Lindenbaumgeäste
Da zogen gestern ein,
Als frühe Frühlingsgäste
Zwei holde Vögelein.

Die locken und die singen
Und sind voll Seligkeit.
Das Herze will mir springen:
Nun kommst du, Frühlingszeit.

Und weckst in meinem Herzen
Aus karger Rast und Ruh
Die alten, tiefen Schmerzen,
Fügst neue noch hinzu.

Läßt mich Vergangnes schauen
Denn einst zur Frühlingszeit
Mein Sehnen, mein Vertrauen,
Mein Sorgen war geweiht.

Wo zwischen hohen Bäumen
Am Hügel, weltenfern
Erschien in sel'gen Träumen
Der Liebe goldner Stern.

Wo in dem stillen Haine
Zwei Augen mich beglückt,
Auf die im Sonnenscheine
Zwei Küsse ich gedrückt.

Wo unser Glück begonnen,
Und wo es kaum erwacht
Zu bitt'rem Schmerz zerronnen
In einer Frühlingsnacht.

Seit jener trüben Stunde
Durchzuckt mein müdes Herz
Bei neuer Frühlingskunde
Der alte, tiefe Schmerz.

Mögt auch ihr Vöglein singen
Und jubeln voller Glück;
Kein Frühling kann mir bringen
Mein einst'ges Glück zurück.

K. Liegert.

Journalistenlos und öffentliche Meinung.

Zur sozialen Lage der Redakteure und Journalisten bringt der ehemalige protestantische Pfarrer und nationalsoziale Parteisekretär Martin Wenck in der „Patria", Jahrbuch der Hilfe 1908, einen bemerkenswerten Beitrag. Einleitend weist er dabei auf die Tatsache hin, daß in den wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen der Gegenwart die einzelnen Berufsstände für die Bedeutung der Presse als Vertreterin und Verfechterin ihrer Berufsinteressen, ihres Wohles und Wehes, ein recht großes Verständnis haben, daß aber umgekehrt diese Berufsstände dem Wohl und Wehe der Vertreter der Presse, der Redakteure, Journalisten und Schriftsteller nur ein ganz geringes Interesse zumuten. Für diese sonderbare Erscheinung führt Wenck ein interessantes Beispiel an. Welche Flut von Druckerschwärze ist — und zwar mit reichem Erfolg! — so frägt er, im letzten Jahre verbraucht worden, um die öffentliche Meinung von der Notwendigkeit der Teuerungszulagen an die Beamten zu überzeugen, Steigerung der Arbeitslöhne zu erreichen und die Verteuerung fast aller Verkaufswaren zu rechtfertigen, nachdem diese Verteuerung bei den Lebensmitteln eingesetzt hatte. Wo aber hat eine dieser Interessengruppen — denken wir z. B. an die Beamten — auch nur mit einem Wort etwa in irgend einer Resolution daran gedacht, daß diese Männer, die für sie in der Presse wirken — ebenso unter der Verteuerung leiden und daß die „öffentliche Meinung" darum auch für ihre Besserstellung eintreten solle?

Den tiefsten Grund für diese Eigentümlichkeit sieht Wenck mit Recht darin, daß eben den Redakteuren das Mittel für ihre Interessenvertretung nicht zur Verfügung steht, das sie selbst den anderen Klassen für deren Interessenvertretung in so reichem Maße zur Verfügung stellen — die Presse. Deshalb will er eben das Patria-Jahrbuch für die Aufklärungsarbeit über die soziale Lage der Redakteure und Journalisten speziell unter den Gebildeten benützen und erledigt sich hier dieser Aufgabe mit vielem Geschick. Ohne tatsächliche Fehler nach irgend einer Richtung hin beschönigen zu wollen, weist Wenck in überzeugender Weise nach, daß die Vorurteile, die man in weiten Kreisen der Gebildeten den Redakteuren und Journalisten sowohl hinsichtlich ihres Könnens wie ihrer gesellschaftlichen Bewertung entgegenbringe, völlig grundlos sind, daß es eben jene Vorurteile sind, die sich wohl aus manchem erklären, doch in keiner Weise unbedingt rechtfertigen lassen. Der gewissenhafte, gebildete Journalist übt eine gesellschaftliche Funktion aus, die an Bedeutung derjenigen anderer akademischen Kreise nicht nachsteht und in manchem gar wesentlich übertrifft. Daraus zieht Wenck mit Recht die Konsequenz, daß die öffentliche Meinung auch verlangen soll, daß dieser Stand der Redakteure auch wirtschaftlich und sozial nicht ungünstiger gestellt sein darf, als der der akademischen Berufe.

Und da zeigt sich gleich auf den ersten Blick — dem Eingeweihten nichts Neues —, daß an dieses Postulat die Lage der überwiegenden Mehrzahl der Redakteure und Journalisten bei weitem nicht heranreicht. Trifft das einmal bezüglich des materiellen Auskommens zu, das vielfach nicht die von Wenck geforderte Arbeitslust, Ruhe, Besonnenheit und Gelassenheit aufkommen lassen kann, die die Voraussetzung bilden muß für ein freies, selbständiges Urteilen über die Geschehnisse des öffentlichen Lebens und dessen bewegende Kräfte, so zeigten besonders oft die Unsicherheit der Stellung und die Mißstände des Arbeitsverhältnisses die bestehenden Kontraste. Den tiefsten Grund für diese Mißstände darf man mit Wenck wohl am richtigsten erblicken in der kapitalistisch-großindustriellen Entwicklung, den ein wesentlicher Teil unseres modernen Zeitungswesens genommen hat, das sich seiner hohen Aufgabe eines Erziehungs- und Bildungsmittels der großen Masse nicht bewußt geblieben, sondern dessen Tendenz in erster Linie auf den finanziellen Gewinn gerichtet worden ist. Diese vornehmlich der „Geschmacks"-Richtung der breitesten Massen angepaßte Presse mußte schließlich auf das Gesamt-Preßniveau schädigend zurückwirken. Einmal bezüglich der Qualität der Redakteure, sodann aber auch insofern, als die sogenannte Sensationspresse eine empfindliche Schädigung der ernsthaften Presse bedeutet, die wieder eine Verschlechterung der Lage der hier wirkenden Redakteure mit sich bringt. Viele ernsthafte Preßunternehmungen würden ganz gewiß den Wünschen der Redakteure und Journalisten nach einer Verbesserung ihrer sozialen Lage gerne entgegenzukommen bereit sein, wenn die Konkurrenz der Sensations- und ähnlich gerichteter Presse ihnen dieses nicht erschwerte.

Wir übergehen die Mittel, die Wenck zur Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Redakteure angibt; es sind deren nur wenige; die Hauptsache wird die Selbsthilfe tun müssen. Um so eindringlicher ist sein Appell an die öffentliche Meinung, an die gebildeten Kreise des Volkes: „Sie fordern mit Recht eine vom ideellen Gesichtspunkte geleitete, von charaktervollen Männern hergestellte Presse, die nicht niedrigen Instinkten des Volkes als Sprachrohr dient, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, bei politischen, wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen, künstlerischen Fragen auf einem Achtung gebietenden Niveau steht. Dann müssen diese Kreise aber auch die Forderung erheben, daß man die Träger der

Presse rechtlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich so stellt, daß sie diesen Anforderungen gerecht werden können. Sie müssen jene charakterlose, sensationslüsterne, von rein geschäftlichen Gesichtspunkten ausgebildete Presse bekämpfen. Sie dürfen es sich nicht verdrießen lassen, aus dem eigenen Geldbeutel heraus Opfer zu bringen, indem sie die billige Presse aus ihrem Hause weisen und kostspieligere Abonnements bezahlen. Sie müssen selbst auf die Pflicht einer sozialen Besserstellung der Journalisten hinweisen, dem offen Ausdruck verleihen, und die Vorurteile gegen den Journalistenstand bekämpfen. Damit werden sie eine nicht nur für die Journalisten selbst, sondern für das ganze Volksleben wichtige soziale Frage lösen helfen."

Das sind wahrhaft zutreffende Worte, von denen man nur wünschen möchte, daß sie auch allerseits vor allem durch eine Unterstützung der ernsthaften Presse seitens der gebildeten Kreise ihre Beachtung finden möchten. Dr. van Riedt.

Zum Kampf gegen den Schmutz.

Ein Schritt zur Besserung.

In Nr. 11 der „Allg. Rundschau" vom 14. März haben wir berichtet von der Stellungnahme mehrerer Zentrumsabgeordneten im Badischen Landtag (Zweite Kammer) gegenüber dem Schmutz, der sich in Schaufenstern usw. breit macht. Der Erfolg hat sich nun erfreulicherweise recht bald eingestellt. In Nr. 100 vom 28. März 1908 bringt die amtliche „Karlsruher Zeitung" folgende offiziöse Verlautbarung:

„Entsprechend den bei der Beratung des Budgets des Innern aus der Mitte der Landstände mehrfach geltend gemachten Wünschen sind die Großh. Bezirksämter seitens des Ministeriums des Innern angewiesen worden, den vielfach bedenklichen Auswüchsen der zahlreichen kinematographischen Vorführungen ihre ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden, die in Betracht kommenden Kinematographenunternehmen einer scharfen Ueberwachung, falls nötig auch im Wege einer vorherigen Prüfung der beabsichtigten Darbietungen zu unterziehen und alle Darstellungen, die in sittlicher oder sonstiger Beziehung zu beanstanden sind, auf Grund des § 63 R.St.G.B. zu untersagen. In gleicher Weise soll gegebenenfalls auch gegen Stereoskope, Mutoskope und ähnliche Schauautomaten vorgegangen werden.

Weiter werden die Bezirksämter veranlaßt, in Fällen, in denen Schaufensterauslagen Anlaß zur Beanstandung unter dem Gesichtspunkte des § 184 R.St.G.B. bieten, das Erforderliche vorzukehren und in geeigneten Fällen auch ein Einschreiten auf Grund des § 360, 11 R.St.G.B. in Erwägung zu ziehen."

Auf die schlüpfrigen, kinematographischen Darstellungen hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst des nationalliberalen Abgeordneten Dr. Binz. Wenn alle Parlamente der Bundesstaaten auf diesem Wege weiterarbeiten und sich stets eine einsichtige, mit klaren Augen den Schaden überblickende Regierung findet, wie es hier der Fall, so müßte doch bald eine Besserung der derzeit krassen Zustände zu erwarten sein.

Jos. Schlierf, B.-Baden.

Satans Lachen.

Von

Anna von Krane.

Als der Herr zum Tod geführt wurde, trauerte die ganze Schöpfung um ihn, nur die Menschen freuten sich, denn in ihrer Brust waren die Herzen zu Stein geworden.

Grauenhaft sahen sie alle aus, die sich da zur Hinschlachtung des Gotteslammes drängten. Ein heißes Licht glühte in ihren Augen, wutheiser waren ihre Stimmen, gleich Raubtierklauen ihre drohenden Hände.

In ihrer Mitte aber weilte einer, den sie nicht sahen, den aber die Engel Gottes mit Schaudern beobachteten, dessen ungeheurer schwarzer Schatten sich aus dem heulenden Volk aufreckte, schwärzer noch als die Nacht der Sonnenfinsternis.

Satan war tätig gewesen, er hatte vieles vollbringen helfen. Mit Judas war er in Gethsemane gewesen. Sein abgrundtiefes Auge hatte feurig geloht, als der Menschensohn mit einem Kuß verraten wurde. Der Höllenfürst hatte unhörbaren Beifall dem hohen Rat geklatscht, als der den Herrn verurteilte, und als er den verzweifelten Judas mit einem kaltherzigen: „Da siehe du zu!" in den Tod jagte. Nachher, als die purpurgeschmückte Gestalt mit der Dornenkrone dem Volke gezeigt wurde und sogar der gleichgültige Pontius Pilatus ein mitleidiges Wort für den Gemarterten fand, da tönte in den tötheischenden Wutschrei des Pöbels noch ein tiefer Unterton, der grauenhafter war als alle menschlichen Laute. Der gefallene Erzengel murrte gegen Gott, der Fürst der Finsternis schrie gegen das Licht!

Dann führte Satan seinen Triumphzug nach Golgatha hinaus und die Menschen gehorchten ihm blindlings, denn durch Adams Sünde waren sie seinem Dienste verfallen.

Nun war das Opfer beinahe vollendet. Die bleiche, blutüberströmte Gestalt lag mit ausgebreiteten Armen auf das Kreuz hingestreckt, der Henker griff nach dem Hammer . . . Da blickte er sich suchend um, denn seine Gehilfen reichten ihm keine Nägel. Der Knecht hatte sie in einem offenen Korb mit den andern Werkzeugen getragen und sie waren im Gedränge herausgefallen.

Ein Ruf getäuschter Wut entrang sich Hunderten von Kehlen. Woher in der Eile neue Nägel hernehmen? Den Verhaßten nur mit Stricken an das Kreuz zu binden, schien den Wolfsherzen zu milde. Schon wollten einige Dienstbeflissene nach der Stadt zurückeilen, um das Nötige zu holen, während ihr Opfer in der peinvollen Lage liegen blieb, da drängte sich ein Mann nach vorne und hielt triumphierend eine Handvoll langer spitzer Nägel zur Höhe.

„Ich habe es wohl bemerkt, wie sie verloren wurden, da habe ich sie alle aufgehoben!" stammelt er ganz atemlos vor Hast unter dem Beifalljohlen der Zuschauer.

„Wackerer Kerl!" Der Henker klopfte dem Manne wohlwollend auf die Schulter. „Du bekommst auch ein paar Shekel von mir. Kannst auch jetzt noch mithelfen, das Kreuz aufrichten, wenn ich soweit bin. Es ist schwer, da sind viele Arme notwendig."

Der Mann nickte und sah gleichgültig zu, wie der Henker die schlanke Hand des Opfers aufriß, sie auf den Kreuzbalken niederdrückte und mit harten Schlägen den ersten Nagel hindurchtrieb.

Das Blut spritzte hoch auf und ein konvulsivisches Zittern lief durch die Glieder des Herrn. Die wohltätige Betäubung, die für kurze Zeit seine Sinne gefangen gehalten hatte, wich plötzlich. Sein Mund verzog sich, er öffnete die Augen . . .

Ihr Blick traf den freiwilligen Helfer, da machte der eine Bewegung nach rückwärts und schob einen der Knechte vor sich.

„Wird dir's übel? Kannst du kein Blut sehen?" lachte der Henker, indem er die linke Hand des Herrn annagelte.

Der Mann murmelte etwas Undeutliches, blieb aber in seiner gedeckten Stellung. Da rief eine gellende Weiberstimme aus dem Gedränge:

„Der hat auch alle Ursache gehabt, sich zu verstecken. Hat ihn doch der Rabbi Jesus vom Aussatz befreit."

„Oho, oho . . .!" Das überraschte sogar den Pöbel und man betrachtete sich den Mann, der die Nägel so dienstwillig aufgehoben hatte.

„Ist das wahr? Warst du krank? Hat er dir geholfen?" kam's von allen Seiten.

Der Gefragte schwieg, die gellende Weiberstimme aber fuhr fort und überschrie das Geräusch der Hammerschläge, mit denen das Opfer vollends ans Kreuz geheftet wurde.

„Ich weiß, daß es wahr ist. Habe ich nicht sein Elend gesehen? War er nicht schon halb verfault bei lebendigem Leibe? Wohnte er nicht bei den Schakalen in verlassenen Gräbern? Und hat ihn nicht der Rabbi geheilt, daß er wieder ein Mensch unter Menschen sein darf? Laßt ihn nein sagen, wenn er es wagt!"

Dumpfes Murren des Volkes brauste durch die Luft, der Mann aber, dem die Blicke nicht gefielen, mit denen er gemustert wurde, rief:

„Hört ihr denn nicht an der Stimme, daß es eine Aussätzige ist, die da spricht? Die sich unter die Gesunden eingeschlichen hat, um sie zu verderben und ehrliche Menschen zu verleumden? Steinigt die Unreine, die es wagt, so gegen das Gesetz zu freveln! Das wird sie wohl auch von ihrem Rabbi, dem Mesith (Gesetzbrecher) gelernt haben!"

Ein wilder Schrei antwortete dieser kühnen Aufforderung, denn der Instinkt der Selbsterhaltung war getroffen. Ohne mehr an die Anschuldigungen des Weibes zu denken, wendete sich alles gegen die Unreine, die es wagte, trotz dem Verbot in die Nähe Gesunder zu kommen.



Wie eine Welle ebbte die Volksmasse von der Stelle zurück, wo eine verhüllte Frauengestalt stand. Man trieb sie mit Steinwürfen zur Flucht und ließ sie fortlaufen, so weit es ihre geschwächten Kräfte gestatteten. Als sie aus der Menge entfernt war und am Wege zusammenbrach, des Schicksals gewärtig, das sie nur zu gut kannte, traten ein paar Männer hinzu mit hastig aufgelesenen Feldsteinen im Arm. Aus sicherer Entfernung ließen sie ihre Wurfgeschoße durch die Luft sausen, von geübten Händen geschleudert und bald war das Werk getan. Wie eine totgeschlagene Ratte lag das Weib in seinem Blut am Wege . . .

In der Zeit aber stieg das Kreuz mit dem Angenagelten langsam zur Höhe, von vielen kräftigen Armen gehoben. Es schwankte hin und her und wurde dann in die bereitete Grube hineingestoßen und mit Keilen fest eingetrieben, daß es nicht umfallen konnte.

Nun stand es als Merkzeichen hoch und düster in der dunstigen trüben Luft und aller Augen hingen an ihm . . .

Brüllende Schreie tierischen Triumphes begrüßten den Anblick. Die schwere Luft erbebte vor dem Toben.

Dicht vor dem Kreuze, mitten unten den Henkern aber stand der Mann, der die Nägel gefunden hatte, breitspurig aufgestellt, die Hände in die Seiten gestemmt und schrie mit. Er hatte bei dem Aufheben des Kreuzes geholfen und nun wünschte er sich heimlich Glück, daß alles für ihn so gut abgelaufen war. Mußte gerade dieses Weib heute unter dem Volk sein? Dieses Weib, daß neben ihm in der Höhle hauste, als er noch ein Ausgestoßener war!

Er dachte, sie nie wieder zu sehen, nachdem er sich damals fortgeschlichen hatte, um den wundertätigen Rabbi aufzusuchen. Und als er ihn geheilt hatte und die Priester ihn rein befanden, da ging er allen Aussätzigen meilenweit aus dem Wege, um nie mehr von ihnen erkannt zu werden. Kein Mensch sollte wissen, daß er je zu ihnen gehört hatte!

Kein Mensch sollte aber auch heute wissen, daß er einmal dem Verurteilten nahe gestanden hatte, es ging ja ums Leben, wenn man den Nazarener anhing! Und da mußte dieses Weib aufstehen und ihn vor allem Volk bloßstellen! Ein Glück, daß er den guten Einfall gehabt hatte, sich so rasch des unbequemen Mahners zu entledigen!

„Zum Wohl, Bruder!" grüßte ihn der Henker und hielt ihm eine Kürbisflasche mit Dattelbranntwein hin. Der Mann nahm und trank. Ach, das tat wohl! Er trank in tiefen Zügen und leerte fast die halbe Flasche, ehe er sie zurückgab.

Dann aber fuhr er zusammen und starrte vor sich hin mit weitaufgerissenen Augen . . .

Vor ihm tauchte ein schreckliches Antlitz aus dem steigenden Düster auf! Das Antlitz war menschenähnlich, nur größer und gewaltiger und doch niedriger und tierischer. In fahlem Eigenlicht stand es vor dem Entsetzten. Man sah den Körper nicht, der dazu gehörte, der verschwand im Schatten.

Hatte das Antlitz Augen oder lohten gedämpfte Flammen in den Kraterhöhlen unter den Brauen? Die Nüstern bebten in grausamer Gier, das Gebiß fletschte wie die Giftzähne einer Viper, auf der Stirne thronte furchtbare Macht . . .

Und das Angesicht lachte! Es lachte in grauenhafter Freude und nickte dem Zitternden Beifall zu.

Der Mensch wendete sich mit schlotternden Gliedern an die Umstehenden. „Was ist das? Seht ihr nichts?" röchelte er.

„Ha, ha, der starke Branntwein ist dir zu Kopf gestiegen, da sieht man allerlei Dinge!" kam's höhnend zurück. „Geh nach Hause und schlafe deinen Rausch aus!"

Er verlangte nichts Besseres, er drängte fort. Von schlechten Witzen geleitet drückte er sich durch das Volk und wankte hinweg. Aber das schreckliche, lachende Antlitz ging mit ihm . . .

Wo er sich hinwendete, war es vor seinen Augen, es lockte ihn, es zog ihn bei allem Grauen, so daß er ihm willenlos folgen mußte mit stierem, verblödeten Blick.

Er dachte nichts mehr, er fühlte nichts mehr, er wußte nicht wo sein Fuß hintrat, noch welchen Weg er einschlug, er taumelte wie ein Trunkener und ging dabei immer weiter.

Endlich kam er in die Oede, in die Wildnis, und vor ihm lag ein tiefer sumpfiger Weiher.

In den stürzte er und ertrank . . . Satan aber lachte . . .

Am Gardasee.

Die Mandeln duften rings am blauen See.
Manchmal kreist eine Möve durch die Höh'.
Manchmal ein Boot. Es gleitet still vorbei,
Und windverweht von fern ein Schifferschrei.

O Tage, feierlich und wonneschwer!
Gesteh's, mein Herz, du hast kein Wünschen mehr!
Und wie ein Kahn, der ruht in stiller Bai,
Ruhst du im Frieden deiner Träumerei.

Arno v. Walden.

Münchener Kunst.

Die **Gesellschaft für christliche Kunst** veranstaltet zurzeit eine Sonderausstellung von Werken des Bildhauers Professor Heinrich **Waderé**. Die Darbietung ist bedeutend reichhaltiger, als es im ersten Augenblicke den Anschein hat. Sie enthält nur eine geringe Zahl ausgeführter Werke und eine kleine Reihe bildhauerischer Modelle, aber außerdem eine Fülle von Photographien und Abbildungen. Alles zusammen gibt sowohl von der Fruchtbarkeit dieses Talentes als auch von seiner Eigenart und Vielseitigkeit interessante Kunde. An sich ist dies nichts Neues. Aber in der Zusammenstellung und Vergleichung liegt die Wirkung. Da ist ein treffliches marmornes Bildnisrelief des Prinzregenten Luitpold. Im starken Gegensatze dazu steht die reizende Bronzebüste einer „Giulia" aus dem Museum zu Straßburg. Eindrucksvoll ist eine bronzene Bavaria, eine Ehrengabe zum Jubiläum des Ministers v. Feilitzsch; nicht minder auch eine Pallas Athene, ein Geschenk der Deutschen Kunstgenossenschaft zu Bismarcks 80. Geburtstage. Die Figur steht in sehr monumentaler Haltung da, in der Rechten die Lanze, in der erhobenen Linken eine Viktoria. Von kirchlichen Kunstwerken verdient ein prächtiger stehender St. Georg lebhaften Beifall. Die Absichtlichkeit archaistischer Auffassung macht sich fühlbar bei zwei Reliefs mit je drei stehenden, sehr streng nach Art der frühen Gotik stilisierten Heiligenfiguren; die Werke sind Modelle für den Hochaltar der St. Bennokirche. Etwas schwer, weil der Vergleich mit der Zwanglosigkeit alter Werke nahe liegt, wirkt ein Relief mit der Anbetung der hl. Drei Könige. Die größten Eindrücke erzielt Waderé mit seinen Grabdenkmälern, von denen eines mit einer wundervollen weiblichen Gestalt für den Münchener Ostfriedhof bestimmt ist. Von größter Schönheit ist ferner ein Grabmal mit der halb knienden Gestalt eines Kindes mit einem Kranze in der Hand, der Hintergrund ein mächtiger Steinblock. Zu den schönsten Kunstwerken gehört das klassisch feine und poetische Grabdenkmal für Maler Gysis. Die Medaillen, von denen die Erinnerungsstücke für die hl. Sakramente hervorzuheben sind, interessieren durch delikate Kleintechnik. Dr. Doering (Dachau).

Vom Büchertisch.

Simon v. Montfort von L. van Heemstede. (Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung.) Zu den geborenen Dichtern der Gegenwart gehört unzweifelhaft Leo Tepe van Heemstede, welcher der katholischen Welt mit seinem Drama Simon v. Montfort wieder ein wertvolles literarisches Geschenk gemacht hat. Edler Calderongeist verklärt das Werk. Die klassische Beherrschung der deutschen Sprache, in deren feincharakterisierende Formen der Inhalt des ritterlichen Schaustückes gegossen ward, ist doppelt anerkennenswert, da der Autor ein geborener Holländer ist. Ohne uns durch langatmige religiöse Abschweifungen zu ermüden, führt Heemstede den Kreuzzug gegen die Albigenser, deren Fanatismus im 13. Jahrhundert mit unerhörten Gewalt- und Greueltaten gegen die römisch-christliche Kirche wütete, in packenden Szenen vor. Der historische Stoff sorgt für lebendige Handlung in der Exposition, der Schürzung und Lösung des Knotens. Persönlicher Ehrgeiz führt Schuld und Untergang des Helden Montfort herbei, indem derselbe schließlich für seine eigene Erhöhung statt für Gottes hl. Sache kämpft. — Die einzige Frau, welche in dem kriegerischen Drama eine Rolle spielt, ist die Himmelskönigin Maria. Mit weihevoller Zartheit hat der Dichter „die Rosenkranzidee arabeskenartig um irgend eine Szene in jedem Akte sich ranken lassen" durch das Auftreten des hl. Dominikus, der nur mit der geistlichen Waffe des Gebetes gegen die Zerstörer des religiösen und bürgerlichen Friedens streitet. Uns Katholiken rührt diese feine Verherrlichung der Jungfrau-Mutter in gleichem Maße, als uns die zynische Art und Weise, in der mancher Moderne den Kult der Venus literarisch ausschlachtet, mißfällt. „Simon von Montfort", dem wir auch Bühnenerfolge wünschen, gehört in die Bibliothek jedes gebildeten Katholiken. A. de Crignis.



Aus ungedruckten Witzblättern.

Zur Enteignungsfrage.

Wie aus sicherer Quelle verlautet, ist am 1. April ds. Js. aus Berlin nachfolgende Verfügung an sämtliche preußische Oberpräsidenten zur weiteren Beförderung versandt worden: Wir haben in Erfahrung gebracht, daß, infolge des heutigen veränderten Rechtes, sich bei der Behandlung des Gedichtes von Curtmann „Der König und der Müller" Schwierigkeiten ergeben. Wir verfügen deshalb, daß in den neuen Auflagen des Lesebuches das Gedicht wegzulassen ist. In den alten Auflagen ist das Gedicht zu überkleben.

Qualmus.

„Bescheidene Mittel."

Mr. Hill,
sei still;
du mußt nicht klagen:
in unseren Tagen
regiert die Welt
allein das Geld.
's ist nicht genug,
daß einer klug;
und wer gelehrt,
wird nur geehrt
vor anderen Proleten,
hat er Moneten.
Das Herz auf dem rechten Fleck
hat nur der Mann mit dem Scheck.
Der Sack voll Dukaten
macht den Diplomaten.

Am Golde hängt,
nach Golde drängt
doch alles. —
Jeden Falles:
werter Roosevelt,
schick keinen Botschafter in die Welt,
und wäre sein Geist noch so groß,
dessen „Mittel bescheiden" bloß.
Denn das Amt gibt schon den Verstand,
hat man nur das nötige Geld zur Hand.
Du aber, Mr. Hill,
— wie Gott will.
Du kluger Bote vom Kapitol,
in Berlin — „fühle dich wohl!" —

Georg Heydkamp.



Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater fand aus Anlaß der silbernen Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin Ludwig Ferdinand eine Festvorstellung statt. Das Haus erstrahlte in weißblauem Glühlichte und bot mit seinen festlich gekleideten Besuchern das an solch Galaabenden gewohnte glanzvolle Bild. Der Prinz-Regent ließ sich durch Prinz und Prinzessin Ludwig vertreten. Da fast vor Jahresfrist Prinz Arnulf seinen 25. Hochzeitstag beging, dem bald sein unerwarteter Tod folgte, so war es für den Regenten zu schmerzlich, persönlich zu erscheinen. Als das hohe Jubelpaar die große Königsloge betrat, wurde es von brausenden Hochrufen begrüßt und das Orchester spielte die Hymne, der die Ouvertüre zum „Waffenschmied" sich unverzüglich anschloß. Die Aufführung von Lortzings liebenswürdiger Oper nahm unter Röhrs Leitung einen flotten animierten Verlauf. Sieglitz sang seinen Stadinger mit gewohnter Stimmpracht. Dem herrlichen Liede „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar" fügte er eine Strophe an, in der er des frohen Tages gedachte und das Wirken des hohen Paares pries, welches künstlerische und wissenschaftliche Arbeit so harmonisch mit rastloser Betätigung von Werken der Menschenliebe zu vereinigen weiß. Die nach der gefühlsinnigen Melodie gesungenen schlichten Worte wirkten gleich einer Improvisation und lösten dadurch besonders starken Beifall aus. Frau Bosettis liebliche Marie, sowie Brodersens, Geis' und Walters lebenswarme Gestaltungen sind von früher bestens bekannt.

Für die Faustaufführungen im „Künstlertheater" der Ausstellung werden demnächst die Proben beginnen. Mit dem 1. April trat der neue Dramaturg und Regisseur Dr. Kilian seine Stelle an. Neben verschiedenen Engagementsverlängerungen gibt die Intendanz bekannt, daß Frau Monnard-Giesecke, Herr Beder vom hiesigen Schauspielhaus, der Aachener Opernsänger Schreiner, der Solotänzer Blauvalet (Dresden) und der Chordirektor Zengerle (Metz) für die Hofbühne verpflichtet wurden. Frau Monnard-Giesecke gehörte bereits als Naive von starkem Talente während mehrerer Jahre dem Ensemble mit günstigstem Erfolge an. Mit großem Bedauern vernehmen wir, daß Lina Lossen, die sentimentale Liebhaberin unserer Hofbühne, eine starke und entwicklungsreiche Begabung, ab 1910 für das Berliner Lessingtheater gewonnen wurde.

Kgl. Residenztheater. Zum erstenmale erschien Bernard Shaws Schauspiel „Candida". Dem Stücke folgte „Wie er ihren Mann belog." Der lustige Einakter des gleichen Autoren stellt eine scherzhafte Ironisierung der „Candida" dar und konnte somit in dem Zusammenhange eine stärkere Wirkung tun wie früher. Der Abend nahm einen recht amüsanten Verlauf. Shaws Technik des Verblüffens, mit der wir ja nun reichlich bekannt sind, wirkt immer von neuem auf das Publikum, und gerade wenn der Verfasser am „ernstesten" ist, belächelt er die Menschen am meisten. Auf Shaws Einseitigkeit, in jeder Gefühlsäußerung Pose zu erblicken, habe ich früher schon hingewiesen. Er ist ein witziger Kopf, der unterhält. Mit dem Fallen des Vorhanges erscheint mir aber jede Wirkung vorüber. Die Darstellung war unter Basils Regie vorzüglich. Er sowohl wie die Damen Dandler und Schwarz; Birron, Höfer und Leßmann boten so Charakteristisches, daß sie den Stücken die beste Aufnahme sicherten.

Schauspielhaus. Die Novität „Wolkenkratzer" nennt sich etwas anspruchsvoll eine „amerikanische Komödie." Sprechen wir lieber von einem Schwank, in dem das Protzentum der Emporkömmlinge eine lustige Verspottung erfährt, und wir können ohne große kritische Einwendungen den starken Erfolg bestätigen. Ludwig Heller, der auch als Regisseur und Darsteller tätig war, wurde durch seinen neuen Dichterkompagnon Rößler auf ein künstlerisches Niveau gehoben. Wir kennen letzteren ja bereits aus seinem „Lebensfest" als einen sprühenden Humoristen. Der letzte Akt fällt — wie das ja zumeist die Regel ist — ein wenig ab; aber das Stück bietet so viel wirklich komische Szenen und dankbare Rollen, daß man in der Aufführung sehr heitere Stunden verlebt. Auch sei hervorgehoben, daß die Verfasser auf alle unfeinen Scherze Verzicht leisten. Das Stück erfordert einen großen Teil des Schauspielensembles. Es kann deshalb auf die durchwegs flotten und charakteristischen Leistungen leider im einzelnen nicht eingegangen werden. Eine das Milieu glücklich charakterisierende Inszene unterstützte sie bestens. Die beiden Autoren wurden mehrmals gerufen.

Aus den Konzertsälen. Mit Freude wird man überall die Nachricht aufnehmen, daß sich eine Zahl ansehnlicher und opferfreudiger Persönlichkeiten zusammengeschlossen hat, um die Verhältnisse des „Kaimorchesters" einer Gesundung entgegenzuführen. Von diesem Komitee, welches die für München als Musikstadt so bedeutungsvolle und einschneidende Frage zu lösen sich das Verdienst erwerben will, nennt die Tagespresse die Herren Oberbürgermeister Dr. von Borscht, sowie die Reichsräte Freiherr von Cramer-Klett, Graf Moy und Freiherr von Soden, sowie Frau Barlow, die dem Kaimschen Unternehmen schon früher eine opferwillige Freundin gewesen ist. Von dem Stand der Verhandlungen und Arbeiten ist einstweilen die Oeffentlichkeit nicht offiziell unterrichtet. Ich halte es darum für verfrüht, mit einer Flut von Ratschlägen das Institut zu überschütten, wie dies die Münchener Tagespresse tut. Wenn in diesen Artikeln die Verdienste des Herrn Hofrat Kaim zu gering angeschlagen werden, so erscheint dies mir sehr unrecht. Man sollte über diesen Winter unseres Mißvergnügens frühere Glanzzeiten nicht vergessen! Ob eine Verschmelzung des neuen mit dem alten Orchester möglich und ob es wünschenswert ist, das vermögen nur diejenigen zu entscheiden, welche die verschiedenen Charaktere kennen und beurteilen können. — Der Konzertmeister des Kaimschen Institutes Cornelius van Vliet wurde als Solocellist an die Wiener Hofoper verpflichtet. Man wird den reichbegabten jungen Künstler in München vermissen. — Das Rebnerquartett aus Frankfurt a. M., welches sich vor kürzerem sehr erfolgreich hier eingeführt hatte, verstärkte in der Wiedergabe von Werken von Schubert, Beethoven und Debussy aufs vorteilhafteste die gewonnenen günstigen Eindrücke. — Ebenfalls sehr erfolgreich verlief der Abend der Bläservereinigung des Hoforchesters, der neben Beethovenschen Werken Schumanns wenig gespielte Variationen Op. 46 für Klaviere, Horn und Celli und Hummels bravourös wirkungsvolles Septett in mustergültiger Wiedergabe brachte. — Verschiedene Solisten sind uns schon mehrfach bekannt, so Dr. Bülau und Erika Rauscher als ansehnliche Geiger, sowie die Pianistinnen v. Trzaska und Gerlach. Neu war uns die Sängerin Mary Roß, die über gute Mittel verfügt und noch Entwicklungsmöglichkeiten aufweist.

Verschiedenes aus aller Welt. Georges Ohnet, der Verfasser des vielgespielten „Hüttenbesitzer" feierte den 60. Geburtstag. — Zum Direktor des Stuttgarter Konservatoriums wurde Max Pauer, der bekannte Pianist, ernannt. „Schillertheater" nennt sich ein neues Münchener Unternehmen, welches an Sonn- und Feiertagen klassische Dramen zu volkstümlichen Preisen bieten will. Paul Erlbeck wird die Vorstellungen, die am 12. April mit „Wilhelm Tell" beginnen, leiten. Als Dramaturg ist Dr. P. Expeditus Schmidt gewonnen. — Anläßlich des Weltsprachenkongresses in Dresden beabsichtigt der Schauspieler Emanuel Reicher eine Aufführung von Goethes „Iphigenie" in Esperantoübersetzung. — „Der gute König", ein historisches Lustspiel von Auernheimer gefiel in Wien. Frischer Witz und Grazie lassen alte Motive neu erscheinen. — Die Berliner Kammerspiele hatten mit Hoffmannsthals „Der Tor und der Tod" und des Russen Dymows „Nju" nur mittleren Erfolg. Zarte Treibhauspflanzen welken im Rampenlicht. — Ein elsässischer Bildhauer Ringel d'Ilzach hat die neun Symphonien Beethovens durch Büsten allegorisch darzustellen versucht, eine Aufgabe, die natürlich nicht zu lösen ist.

München. L. G. Oberlaender.

Die neuen preussischen und deutschen Reichs-Anleihen.

(Zeichnungs-Prospekt in heutiger Nummer.)

Das unter der Führung der Deutschen Reichsbank und der Königlich Preussischen Seehandlung bestehende Konsortium, dem auch die Königliche Hauptbank in Nürnberg und die anderen im Vorjahre bei dem gleichen Anlass beteiligten Bankfirmen angehören, übernahm heute von den beiden Finanzverwaltungen 250 Millionen 4% Deutsche Reichs-Anleihe und 400 Millionen 4% Preussische konsolidierte Staatsanleihe. Beide Anlehen sind bis 1918 unkündbar, und werden dieselben am **11. April 1908** zum Kurse von **99.50%** zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt. Für Stücke, die unter Sperrung bis zum 20. Oktober 1908 in das Reichsbezw. Preussische Staatsschuldbuch eingetragen worden sind, wird der Zeichnungspreis auf 99.30 festgesetzt. Das genannte Konsortium übernimmt ausserdem von der Preussischen Finanzverwaltung 200 Millionen 4% Schatzanweisungen, fällig am 1. April 1913; letztere werden jedoch nicht zur öffentlichen Subskription aufgelegt.

Die Drahtmeldung über diese Finanztransaktion überraschte nicht bloss die Börsen, weil man bezüglich des Zeitpunktes der Emission beruhigtere Geldmarktverhältnisse glaubte abwarten zu müssen, sondern weil die grossen Beträge die seitherigen Taxen der Emission weit hinter sich lassen. Der erste Eindruck dieses aussergewöhnlich hohen Gesamtbetrages wurde auch dadurch ungünstig beeinträchtigt, weil der von Preussen beanspruchte Betrag den Bedarf des Reiches weit übersteigt. Man hegt dadurch mit Recht die Vermutung, dass die Geldbedürfnisse des Reiches mit der obengenannten Summe noch nicht vollständig erschöpft sind. Es ist mit der Möglichkeit zu rechnen, dass das Reich im Laufe dieses Jahres mit einer weiteren grossen Summe an die Finanzkraft des Sparkapitals appellieren wird.

Bei eingehender Betrachtung der Bedingungen wird man jedoch ohne weiteres dem Subskriptionserfolge ein günstiges Prognostikon stellen können, schon im Hinblick auf den gewährten festen 4% Anleihe-Typus, der für eine Reihe von 10 Jahren seitens der Finanzverwaltungen unkündbar festgelegt ist. Nachdem auch dem Bankenkonsortium zwischen Uebernahmekurs von 98.40 und Zeichnungspreis von 99.50 eine grössere gewinnbringende Marge gegenüber früheren Anleihen verbleibt, wird jedenfalls von der gesamten Bankwelt für das Unterbringen der Anleihe kräftig Propaganda gemacht werden, so dass sicherlich grosse Käuferschichten herangezogen werden dürften. Bezüglich des momentanen Zeitpunktes ist immerhin zu berücksichtigen, dass der rasche Entschluss der Subskription jedenfalls deshalb gestellt worden ist, um der täglich auftauchenden Konkurrenz, den erheblichen Kommunal- und auch industriellen Anleihen zu begegnen. Mit der Beendigung der Quartalsansprüche wird der Geldmarkt sicherlich schon in Bälde erheblich erleichtert und dadurch die Reichsbank den Diskontsatz voraussichtlich um ein ganzes Prozent ermässigen können. Dies Moment ist für den sicherlich ohnehin guten Zeichnungserfolg der Anleihen von besonders grosser Bedeutung, wobei noch in Betracht kommt, dass sich die verschiedenen einzelnen Termine auf die Anleihen, erstmals am 21. April, auf die lange Frist bis zum 25. Oktober verteilen. Die von dem Konsortium fest übernommenen Schatzscheine dienen vornehmlich zur Erneuerung der schwebenden Schulden. Jedenfalls wird speziell das Ausland auf diese kurzfällige Schuld reflektieren. M. Weber.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der springende Punkt, welcher das Charakteristikum der Signatur der heimischen Börsenmärkte bildete, war die überraschende Publikation der neuen deutschen Anleihen, deren Details im vorstehenden Separatartikel und in dem in dieser Nummer veröffentlichten Prospekt ersichtlich sind. Die Chancen über den Subskriptionserfolg dieser überaus grossen Beträge werden im allgemeinen günstig beurteilt. Man ist in Börsenkreisen der Ansicht, dass nicht nur das inländische Kapital und vornehmlich die bei den Grossbanken aufgehäuften grossen Depositengelder Verwendung finden werden, sondern dass auch ausländisches Kapital sich hervorragend an der Zeichnung beteiligen wird. Immerhin ist die Wahrnehmung zu registrieren, dass im Austausch der neuen Anleihen die Kurse der heimischen Renten, insbesondere von 3%igen Fonds in der letzten Zeit erheblichen Kursabschlägen unterworfen waren. Man wird diesem Umstand wohl sicherlich auch dahin Rechnung tragen, dass besonders in letzter Zeit erheblich grosse Beträge für industrielle Gesellschaften benötigt worden waren. Grosse Millionen-Anleihen gelangten im Laufe der Woche zur öffentlichen Zeichnung. Neben 30 Millionen Mark 4½% Schuldverschreibungen der Hamburg-Amerika-Linie wurden 15 Millionen Mark der Lahmeyer Elektrizitätswerke und verschiedene andere ähnliche Beträge dem Publikum offeriert. Es ist nur zu begreiflich, dass unter diesem Ansturm solch hochverzinslicher und dabei immerhin eine gewisse Bonität besitzenden Schuldverschreibungen der Kurs der ohnehin sehr vernachlässigten Staatsrenten bedeutend zu leiden hatte. Was besonders die Kurserhöhung aller Rentenpapiere erschwerte, bildete das unerfreuliche Moment, dass grosse Beträge, die mehr oder minder für das Ausland bestimmt sind, investiert wurden. So hatte die neue 5% Chinesische Anleihe einen äusserlich starken Zeichnungserfolg, und auch die subskribierten Obligationen einer rumänischen Petroleumgesellschaft werden, allerdings unter dem Interesseeinfluss der Deutschen Bank, schlankweg untergebracht worden sein.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, dass die Situation und die Entwicklung der deutschen Geldmärkte nicht nur keine entschieden durchgreifende Besserung erzielt haben, sondern dass auch die erwarteten Rückflüsse nach dem Quartalswechsel nicht die erhoffte Verstärkung der Geldzentralen aufweisen. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass im Hinblick auf die ausserordentliche Erleichterung, die die Geldmärkte auswärts und besonders in London aufweisen, rückwirkend auch für Deutschland eine Besserung erzielt wird. Der Effekt ist nach wie vor der, dass wir vornehmlich auf ausländisches Geld und auf die Launen der internationalen Gelddispositionen angewiesen bleiben. Die fortwährende Erleichterung des englischen Privatsatzes, der inzwischen die billige Rate von fast 2% erreicht hat und die inzwischen eingetretene verlangsamte Verstärkung der einzelnen Positionen der Reichsbank werden es der Leitung des genannten Institutes ermöglichen, die Reduktion des offiziellen Satzes, wahrscheinlich um ein volles Prozent eintreten zu lassen. Man wird jedoch nicht fehlgehen, wenn man diese Massnahme nicht als die Folge der tatsächlichen Verhältnisse zugrunde legt, sondern um dem Subskriptionserfolg der 850 Millionen Anleihen eine günstige Basis vorzubereiten. — Das Geld bleibt in Deutschland nach wie vor äusserst knapp; Handel und Industrie und ein grosser Teil des Geschäftslebens bauen sich noch viel zu viel auf fremdem Kredit auf. Solange derartige Geldsorgen in Deutschland vorherrschend sind, werden auch die Börsen und deren Faktoren nicht von einer ungetrübten Zuversicht und kontinuierlichen Besserung sprechen können. Die von Staats wegen getroffenen verschiedenen Bestrebungen, die auf eine Erleichterung des heimischen Geldmarktes zielen, werden fortgesetzt. Die Einführung des inzwischen angenommenen Scheckgesetzes, die Vorbereitung zu dem geplanten Postscheckverkehr und die beabsichtigte Erhöhung des Silberumlaufes in Deutschland sind zwar immerhin zugunsten der deutschen monetären Verhältnisse, jedoch in ihrer Wirkung wohl nur von sekundärem Einfluss.

Nicht nur die Geldmarktverhältnisse erfahren wider Willen momentan eine günstigere Beurteilung, sondern auch bezüglich der Situation des heimischen Industriemarktes drängt sich an den Börsen eine zuversichtlichere Auffassung durch. Während die sachlichen Meldungen über die Gestaltung des Industriemarktes erfüllt sind von Produktionseinschränkungen, Feierschichten und Arbeiterentlassungen, erfahren die hierbei in Betracht kommenden Industriewerte eine nicht unbedeutende Kursbesserung. Allenthalben gehen die Börsenkreise in ziemlich zielbewusster Weise über diese markant bleibenden Exempel einer darnieder liegenden Konjunktur als „tempi passati" hinweg. Der hauptsächlichste Grund dieser emanzipierten Befestigung liegt in den mehrfach äusserst optimistisch gehaltenen Auslassungen der industriellen Verwaltungen bei den Generalversammlungen unserer leitenden Montanes und Banken, welche alle in mehr oder minder unverblümter Form die schlechten und ungünstigen Momente in den Kursen mehr als eskomptiert betrachten. Es bleibt natürlich auch in dieser Beziehung bestimmende Voraussetzung, dass Amerika, welches neuerdings beunruhigende Meldungen und Kursberichte gesandt hat, nicht wiederum als Störenfried der europäischen Wirtschaftslage auftaucht. M. Weber.

Bayerische Bank für Handel und Industrie München. Aus dem Reingewinn im abgelaufenen Geschäftsjahr stehen bei grossen Abschreibungen und Reservestellungen 5% Dividende (wie i. V.) zur Verfügung der am 27. April stattfindenden Generalversammlung.

Hauswirtschaftliches Seminar und Haushaltungsschule, München. In dem im Juli 1907 eröffneten hauswirtschaftlichen Seminar „Prinzessin Arnulf" in München, Römerstraße 14, finden die Neuaufnahmen am 1. Oktober statt. Die Anstalt, welche sowohl nach der unterrichtlichen wie nach der hygienischen Seite allen modernen Anforderungen entspricht, steht unter staatlicher Aufsicht und bildet in einem 1½jährigen Lehrgang sowohl Haushaltungslehrerinnen mit staatlichem Abschlußexamen aus, wie junge Damen der höheren Stände in der angegliederten Haushaltungsschule zum Beruf der Hausfrau bzw. Hausbeamtin in einem einjährigen Lehrgang mit dem Abschluß eines fakultativen Hausexamens. Der praktische Unterricht mit den in Verbindung stehenden theoretischen Fächern: Haushaltskunde, Nahrungsmittellehre, Buchführung wird von Haushaltslehrerinnen erteilt, welche in den Seminaren des Pestalozzi Fröbelhauses und des Lettehauses in Berlin ausgebildet sind. Die Fächer: Chemie, Physik, Bürger- und Gesetzeskunde, Hygiene des öffentlichen Lebens werden von männlichen, Pädagogik. Gesundheitslehre, Handarbeit, Gartenbau von weiblichen Fachlehrkräften erteilt. Den Schülerinnen wird Gelegenheit geboten, die sozialen Einrichtungen wie die Kunstschätze Münchens und im Sommer die schöne Umgebung kennen zu lernen. Drei Monate nach Eröffnung war die Anstalt vollbesetzt und mußten zahlreiche Anfragen abgewiesen werden. Da nur eine beschränkte Zahl von Schülerinnen aufgenommen wird, sind baldigste Anmeldungen für die Herbstaufnahme erforderlich. Satzungen werden verschickt durch die Leitung des Seminars: Römerstr. 14. München. Wir verweisen auf das Inserat in der heutigen Nummer.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33 a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.



Bekanntmachung.

Vierprozentige Deutsche Reichs- und Preussische consolidierte Staatsanleihe.

— Unkündbar bis 1. April 1918 —

Von den auf Grund gesetzlicher Ermächtigung jetzt seitens der Finanzverwaltungen des Reichs und Preussens auszugebenden **vierprozentigen** Anleihen haben übernommen:

1. Die **Reichsbank**, die **Königliche Seehandlung (Preussische Staatsbank)**, die Bank für Handel und Industrie, die Berliner Handels-Gesellschaft, S. Bleichröder, die Commerz- und Discontobank, Delbrück Leo & Co., die deutsche Bank, die Direktion der Disconto-Gesellschaft, die Dresdner Bank, F. W. Krause & Co. Bankgeschäft, Mendelssohn & Co., die Mitteldeutsche Creditbank, die Nationalbank für Deutschland, der A. Schaaffhausen'sche Bankverein, sämtlich zu Berlin, sowie Sal. Oppenheim jr. & Co. zu Cöln, Lazard Speyer-Ellissen und Jacob S. H. Stern zu Frankfurt a. M., L. Behrens & Söhne, die Norddeutsche Bank in Hamburg, die Vereinsbank in Hamburg und M. M. Warburg & Co. zu Hamburg, die Allgemeine Deutsche Creditanstalt zu Leipzig, die Rheinische Creditbank zu Mannheim, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und die Bayerische Vereinsbank zu München, die Königliche Hauptbank zu Nürnberg, die Ostbank für Handel und Gewerbe zu Posen und die Württembergische Vereinsbank zu Stuttgart den Nennbetrag von

Zweihundertfünfzig Millionen Mark Reichsanleihe,

2. die **Königliche Seehandlung (Preussische Staatsbank)** und ebendieselben Firmen den Nennbetrag von

Vierhundert Millionen Mark Preussische Staatsanleihe,

und legen beide Beträge gemeinschaftlich unter den nachstehenden Bedingungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung auf. Die Anleihen werden mit vier vom Hundert jährlich verzinst; die Zinsen werden am 1. April und 1. Oktober bezahlt.

Berlin, im April 1908.

Reichsbank-Direktorium. Havenstein. Maron.

Königliche Seehandlung (Preussische Staatsbank). Krech. Lottner.

Bedingungen.

1. Die **Zeichnung** findet

am Sonnabend, den 11. April d. J., von 9 Uhr vormittags bis 1 Uhr mittags

statt bei: dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere**, der **Seehandlungs-Hauptkasse** und der **Preussischen Central-Genossenschaftskasse**, bei **allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen** und den **Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung**, bei der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihren sämtlichen **Zweiganstalten**, sowie ferner bei:

der **Bank für Handel und Industrie**, der Berliner Handels Gesellschaft, **S. Bleichröder**, der **Commerz- und Disconto-Bank, Delbrück Leo & Co.**, der **Deutschen Bank**, der Direction der Disconto-Gesellschaft, der Dresdner Bank, **F. W. Krause & Co. Bankgeschäft, Mendelssohn & Co.**, der Mitteldeutschen Creditbank, der **Nationalbank für Deutschland** und dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein**, sämtlich zu Berlin, Sal. Oppenheim jr. & Co. zu Cöln, Lazard Speyer-Ellissen und Jacob S. H. Stern zu **Frankfurt a. M., L. Behrens & Söhne**, der **Norddeutschen Bank in Hamburg**, der **Vereinsbank in Hamburg** und **M. M. Warburg & Co. zu Hamburg**, der **Allgemeinen Deutschen Creditanstalt** zu Leipzig, der **Rheinischen Creditbank** zu Mannheim, der **Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank** und der **Bayerischen Vereinsbank zu München**, der **Ostbank für Handel und Gewerbe zu Posen** und der **Württembergischen Vereinsbank** zu Stuttgart und bei den in Deutschland **belegenen Haupt- bzw. Zweigniederlassungen dieser Firmen.**

2. Die aufgelegten Anleihebeträge werden ausgefertigt für die Reichsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 1000, 500, 200 Mark, für die Preussische Staatsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200, 100 **Mark**, beide **mit Zinsscheinen** über vom 1. April d. J. laufende Zinsen.

3. Der **Zeichnungspreis** beträgt:
   a) für diejenigen Stücke, die unter Sperrung bis 20. Oktober 1908 in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind **99,30** Mark für je 100 Mark Nennwert.
   b) für alle übrigen Stücke **99,50** Mark für je 100 Mark Nennwert.
   Die Eintragung in die Schuldbücher erfolgt gebührenfrei.
   Stückzinsen werden in üblicher Weise verrechnet.

4. Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von 5 % des gezeichneten Nennbetrages in bar oder solchen nach dem Tageskurse zu veranschlagenden Wertpapieren zu hinterlegen, welche die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig erachtet. Die vom **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** ausgegebenen Depotscheine sowie die Depotscheine der Königlichen Seehandlung **(Preussische Staatsbank)** vertreten die Stelle der Effekten.
   Den Zeichnern steht im Fall der Reduktion die freie Verfügung über den überschiessenden Teil der geleisteten **Sicherheit zu.**
   Zeichnungsscheine sind bei allen Zeichnungsstellen unentgeltlich zu haben.
   Es können aber die Zeichnungen auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich **mit folgendem Wortlaut:**
   „Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich von den jetzt aufgelegten 4 % **Reichs- bzw. Preussischen** Staatsanleihen

nom. M. ______________ **Deutsche Reichsanleihe**

nom. M. ______________ **Preuss. Staatsanleihe**

und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, welcher mir auf **Grund gegenwärtiger** Anmeldung zugeteilt wird. *)

*) Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.



*) Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.

Soweit meine Zeichnung bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, dass statt Reichsanleihe auch Preuss. Staatsanleihe oder statt Preuss. Anleihe auch Reichsanleihe zugeteilt wird.*)
Ich bitte um Zuteilung*)
von Stücken, die unter Sperrung bis 20. Oktober 1908 für mich in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind.
Ich bitte um Zuteilung*)
von Stücken, die bis 20. Oktober 1908 der Sperre unterliegen.
Ich bitte um Zuteilung*)
von freien, d. h. keiner Sperre unterliegenden Stücken.

Als Sicherheit hinterlege ich .... "

Solche Zeichnungsbriefe können nach Belieben an **jede** der obigen Zeichnungsstellen gerichtet werden.

5. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung dergestalt, dass zunächst die Schuldbuch-Zeichnungen, sodann diejenigen Zeichnungen vorzugsweise berücksichtigt werden, für welche der Zeichner sich, ohne Eintragung ins Schuldbuch, einer Sperre bis zum 20. Oktober 1908 unterworfen hat; im übrigen entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.
Anmeldungen auf bestimmte Stücke können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.
6. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Anleihebeträge vom 25. April d. J. ab jederzeit voll bezahlen, sie sind jedoch verpflichtet:
30 % des zugeteilten Betrages spätestens am 20. Mai d. J.
15 % " " " " " 25. Juni d. J.
15 % " " " " " 20. Juli d. J.
10 % " " " " " 20. August d. J.
10 % " " " " " 25. September d. J.
20 % " " " " " 20. Oktober d. J.
zu bezahlen. Zeichnungsbeträge bis 1000 Mark einschliesslich sind bis 20. Mai d. J. ungeteilt zu berichtigen. Die Abnahme muss an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat.
7. Wird die Zahlung im Fälligkeitstermine versäumt, so kann dieselbe noch innerhalb eines Monats unter Berechnung einer Vertragsstrafe von 5% des fälligen Betrages erfolgen. Wird auch diese Frist versäumt, so verfällt die hinterlegte Sicherheit.
8. Soweit nicht sogleich Schuldverschreibungen verabfolgt werden können, erhalten die Zeichner vom Reichsbank-Direktorium bzw. von der Königlichen Seehandlung (Preussische Staatsbank) ausgestellte Interimsscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird. Soweit eine Sperrverpflichtung eingegangen ist, werden die Schuldverschreibungen wie auch die Interimsscheine den Erwerbern erst vom 20. Oktober 1908 ab ausgehändigt.

Dresdner Bank.

Die von der fünfunddreißigsten ordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre für das Jahr 1907 auf **7%** festgesetzte Dividende kann gegen Einlieferung der **Dividendenscheine Nr. 35 resp. Nr. 20** mit

Zweiundvierzig Mark pro Aktie à M 600
und **Vierundachtzig Mark pro Aktie à M 1200**

von heute ab
an **unseren Kassen** in **Dresden** und **Berlin,** ferner an den Kassen unserer übrigen Niederlassungen in **Altona, Augsburg, Bautzen, Bremen, Bückeburg, Chemnitz, Detmold, Emden, Frankfurt** a. M., **Freiburg** i. B., **Fürth, Greiz, Hamburg, Hannover, Heidelberg, Lübeck, Mannheim, Meißen, München, Nürnberg, Plauen** i. V., **Zwickau** i. Sa.,
bei dem **A. Schaaffhausenschen Bankverein** in **Köln** u. **Berlin,** sowie dessen übrigen Niederlassungen in **Bonn, Duisburg, Düsseldorf, Krefeld, Neuß, Rheydt, Ruhrort, Viersen,**
" der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt** in **Leipzig,**
" " **Württembergischen Vereinsbank** } in **Stuttgart,**
" " **Württembergischen Landesbank** }
" " **Deutschen Vereinsbank** } in **Frankfurt** a. M.,
" dem Bankhause **L. & E. Wertheimber** }
" " Bankhause **Veit L. Homburger** in **Karlsruhe,**
" " **Magdeburger Bankverein** } in **Magdeburg,**
" " Bankhause **F. A. Neubauer** }
" " Bankhause **A. Levy** in **Köln,**
" der **Rheinischen Bank** in **Essen, Mülheim** a. d. R. und **Duisburg,**
" " **Märkischen Bank** in **Bochum,**
" " **Oberschlesischen Bank** in **Beuthen** O.-S.,
" " **Mecklenburgischen Bank** in **Schwerin** i. M.,
" " **Oldenburgischen Landesbank** in **Oldenburg** i. G.,
" " **Ostbank für Handel und Gewerbe** in **Posen,**
" " **Aktiengesellschaft von Speyr & Co.** in **Basel,**
erhoben werden.

Dresden, den 31. März 1908.

Direktion der Dresdner Bank
E. Gutmann. G. Klemperer.

Bayerische Bank für Handel und Industrie München.

Die Aktionäre unserer Gesellschaft werden hiemit zu der am **Montag den 27. April d. J.,** vormittags 10 Uhr, im Sitzungssaale der Bayerischen Bank für Handel und Industrie in München, Lenbachplatz 4, stattfindenden **10. ordentlichen Generalversammlung** ergebenst eingeladen.

Tages-Ordnung:

1. Vorlage des zehnten Geschäftsberichts, sowie der Bilanz und des Gewinn- und Verlustkontos für die Zeit vom 1. Jan. 1907 bis 31. Dezbr. 1907.
2. Beschlußfassung über die Bilanz und Verwendung des Reingewinns.
3. Beschlußfassung über die Erteilung der Entlastung an Vorstand und Aufsichtsrat.

Diejenigen Aktionäre, welche in der Generalversammlung stimmen oder Anträge zu derselben stellen wollen, haben gemäß § 18 der Statuten ihre Aktien oder den über deren Deponierung bei einem deutschen Notar lautenden Hinterlegungsschein spätestens fünf Tage vor der Generalversammlung, den Tag der Hinterlegung und der Generalversammlung nicht mitgerechnet, bei einer der nachbezeichneten Stellen, nämlich:
in **München, Bamberg, Fürth, Nürnberg** und **Würzburg** bei den **Kassen unserer Gesellschaft.**
bei der Bankkommandite **Gebrüder Klopfer,**
in **Augsburg** bei dem Bankhause **Gebrüder Klopfer,**
in **Berlin** bei der **Bank für Handel und Industrie,**
bei der **Nationalbank für Deutschland,**
in **Darmstadt** bei der **Bank für Handel und Industrie,**
in **Frankfurt a. M.** b. d. **Filiale der Bank für Handel u. Industrie**
bei dem **Bankhause Gebrüder Bethmann,**
in **Gotha** bei d. **Bank für Thüringen, vorm. B. M. Strupp, A.-G.**
in **Mainz** bei dem **Bankhause Bamberger & Co.,**
in **Meiningen** bei der **Bank für Thüringen, vormals B. M. Strupp, Aktiengesellschaft,**
in **Neustadt a/Hdt.** bei dem **Bankhause G. F. Grohé-Henrich**
zu hinterlegen, wogegen Stimmkarten von den Depotstellen ausgehändigt werden.

München, den 28. März 1908. **Der Vorstand.**

Vierprozentige Deutsche Reichs- und Preußische konsolidierte Staatsanleihe.

— Unkündbar bis 1. April 1918. —

Aus unserer Aufforderung zur Zeichnung auf obige Anleihen wiederholen wir:

1. Die **Zeichnung** findet statt
am Sonnabend, den 11. April d. J., von 9 Uhr vormittags bis 1 Uhr mittags.
2. Die aufgelegten Anleihebeträge werden ausgefertigt für die Reichsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 1000, 500, 200 Mark, für die Preußische Staatsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200, 100 Mark, beide mit Zinsscheinen über vom 1. April d. J. laufende Zinsen.
3. Der **Zeichnungspreis** beträgt:
a) für diejenigen Stücke, die unter Sperrung bis 20. Oktober 1908 in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind, **99,30** Mark für je 100 Mark Nennwert;
b) für alle übrigen Stücke **99,50** Mark für je 100 Mark Nennwert.
4. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung dergestalt, daß zunächst die Schuldbuch-Zeichnungen, sodann diejenigen Zeichnungen vorzugsweise berücksichtigt werden, für welche der Zeichner sich, ohne Eintragung ins Schuldbuch, einer Sperre bis zum 20. Oktober 1908 unterworfen hat; im übrigen entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.
5. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Anleihebeträge vom 25. April d. J. ab jederzeit voll bezahlen, sie sind jedoch verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 20. Mai d. J.
15% " " " " " 25. Juni d. J.
15% " " " " " 20. Juli d. J.
10% " " " " " 20. August d. J.
10% " " " " " 25. September d. J.
20% " " " " " 20. Oktober d. J.

zu bezahlen. Zeichnungsbeträge bis 1000 Mark einschließlich sind bis 20. Mai d. J. ungeteilt zu berichtigen.

Näheres ergeben die Zeichnungsscheine, die bei allen Zeichnungsstellen kostenlos verabfolgt werden.

Berlin, im April 1908.

Reichsbank-Direktorium. **Königliche Seehandlung (Preußische Staatsbank).**

Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 16

18./19. April
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

P. P.

Hierdurch gestatte ich mir zur gefl. Kenntnis zu bringen, dass ich das

Katholische Vereinshaus

BERLIN C. 19, Niederwallstrasse 11

(bisher Krebs-Hotel)

übernommen habe und unter der Firma

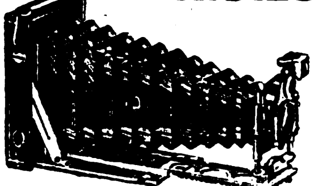
Hotel Stewen

Katholisches Vereinshaus

weiterführe. — In dem Bestreben, nur eine **erstklassige Küche, ff. hiesige** und **echte Biere**, sowie **Weine** aus renommierten Häusern bestgepflegt zu führen, hoffe ich das Vertrauen meiner verehrten Gäste zu gewinnen und bitte um geneigten Zuspruch.

Berlin, April 1908.

Heinrich Stewen.



Rietzschel's „Clack"

mit

Rietzschel's Original-Anastigmaten

Höchste Lichtstärke,

auch bei trübem Licht

brillante Bilder.

Katalog No. 89 gratis.

A. Hch. Rietzschel, G. m. b. H. Optische Fabrik, München.

Einzig schön

ist ein zartes, reines **Gesicht**, rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weiße, sammetweiche **Haut** und schöner **Teint**. Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.



Alois Dallmayr

Kgl. Bayer. u. Herzogl. Bayer. Hoflieferant

Telephon 4747, 4748 — **München** — Dienerstrasse 15

empfiehlt feinste, zarte, mildgesalzene

Oster-Schinken

in seit Jahren bekannt hervorragender Qualität.

Echte Prager Schinken — Echte Westfäler Schinken — Kalbs-Schinken

Salzburger Rindszungen, Geräucherte Schweinszungen, Fränkisches Rippenfleisch geräuch., Hamburger Rauchfleisch.

Schinken u. Zungen werden auf Wunsch gekocht, erstere auch gebacken.

Auswärtige Aufträge werden promptest expediert.

Gesamtkatalog über sämtl. Delikatessen, Weine, Liqueure, feine Kolonialwaren u. Zigarren steht gerne zu Diensten.





Die Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in München, Hofstatt 5 u. 6, übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften und Diplomen und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge bestens empfohlen.

Religiöse Kunstgegenstände

als **Statuen, Kruzifixe, Leuchter, Ampeln, Lourdesgrotten, Heiligenbilder** in allen Größen und Ausführungen mit und ohne Rahmen. Ferner: **Geschenkliteratur, Gebet- und Erbauungsbücher. Billigste Bezugsquelle aller Devotionalien, Rosenkränze, Sterbekreuze, Skapuliere, Weihwasserbehälter, Buchschließen, Medaillen, Gebetbuchmerker, Broschen** 2c. 2c. — **Lourdeswasser** in Original-Literflaschen mit Verpackung Mk. 1.40.

Preisverzeichnisse gratis u. franko.

Joseph Pfeiffers

religiöse Kunst- und Verlagshandlung, Kunstanstalt für Statuen etc. (P. Hafner) München, Herzogspitalstraße 5 u. 6.

Gebild. solides Fräulein

wünscht in feinem Hause eines alleinstehenden Herrn die Führung des Haushalts zu übernehmen. Schönste Empfehlungen. Freundliche Anfragen erbitte unter **M. M. S.** an die „Allgemeine Rundschau", München, Tattenbachstr. 1a.

:: Bienenhonig ::

garantiert rein

10 Pfd. Postkolli . . 7,75 Mk.
5 Pfd. Postdose . . 4,00 Mk.

per Nachnahme. **Versandgeschäft „Germania"**, Witten a. d. R. I.

Offeriere naturreinen

Rotwein zu 48 Mk. per Hektoliter.

Alphons Marxer, Zabern i. Els.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Die Psalmen und Cantica

mit historischer Einleitung u. vielen Anmerkungen. **3. Auflage.**

In Taschenformat. Nach der Vulgata übersetzt von **Dr. P. Beda Grundl, O. S. B.**

A deutsche Ausgabe, gebd. 60 Pfg., in Leder Mk. 1.20

B deutsch-lateinische Ausgabe (576 S.), gebunden Mk. 1.50, in Leder Mk. 2.—.

C deutscher Text zus. gebd. mit Auszügen aus Wolters Psalmen-Erklärung von Julie v. Massow, gebd. Mk. 2.50.

Die Kirchen- und Altarweihe, deutsch-latein. von Dr. P. Beda Grundl, O. S. B. 50 Pfg.

Zur weitesten Verbreitung empfehlen die so billige Taschenausgabe von

Das neue Testament von Dr. P. Beda Grundl, O. S. B. 3. Aufl. 856 S. auf dünnem Papier mit 3 Karten, einf. geb. Mk. 1.—, in feineren Einbänden zu Mk. 1.60, 2.—, 2.50 und 6.—.

Literarisches Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz) Augsburg, Domplatz.

Feuerversicherungs-Gesellschaft

RHEINLAND.

Aktienkapital 9 Millionen Mark.

Feuer-, Haftpflicht-, Unfall-, Glas-, Einbruchsdiebstahl-, Wasserleitungs-schäden-Versicherung.

Billige Prämien. Vorteilhafte Versicherungsbedingungen.

Vergünstigungsvertrag mit **„Pax"**

Priesterverein für das katholische Deutschland.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Pfälzische Bank.

Netto-Bilanz per 31. Dezember 1907.

Aktiva.	M.	₰	Passiva.	M.	₰
Kassa, Coupons, Sorten, Giro-Konto Reichsbank, Notenbank etc.	4,577,813	03	Aktienkapital	50,000,000	—
Wechsel und Devisen	22,238,734	06	Ordentl. Reservefonds	8,649,813	94
Guthaben bei Banken u. Bankhäusern	11,994,785	60	Spezial-Reservefonds	200,000	—
Vorschüsse auf Effekten und Waren	40,331,910	80	Delkrederefonds	607,825	88
Debitoren in laufender Rechnung	80,049,652	90	Geleistete Avale . . . M. 6,946,755.48		
Debitoren für geleistete Avale . M. 6,946,755.48			Tratten und Akzepte	44,507,436	48
			Depositen- und Spar-Einlagen	32,267,458	70
Konsortialbestand	2,846,127	68	Kreditoren in laufender Rechnung und Scheck-Rechnung	41,841,652	06
Effekten	13,441,641	08	Uebergangs-Saldi der Zentrale und Filialen untereinander	18,860	31
Kommanditarische Beteiligungen	422,000	—	Passiv-Hypotheken	1,918,000	—
Aktiv-Hypotheken und übernommene Restkaufschillinge	1,695,182	06	Dividenden unerhoben	17,781	—
Bankgebäude, Immobilien u. Mobilien	6,906,717	29	Beamten-Pensions- u. Unterstützungsfonds	979,751	49
			Dividenden pro 1907 und Konto a nuovo	3,275,123	92
			Vortrag auf neue Rechnung	220,860	72
	184,504,564	50		184,504,564	50

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1907.

Soll.	M.	₰	Haben.	M.	₰
Geschäftsunkosten inkl. Tantièmen des Vorstandes und der Filialdirektoren	1,796,310	84	Gewinn-Vortrag vom Jahre 1906	218,188	68
Gewinn-Saldo	3,414,466	03	Ueberschuss auf:		
			Zinsen- und Diskont-Konto	3,106,229	74
			Provisions-Konto	1,594,690	66
			Effekten- und Konsortial-Konto	110,116	87
			Coupons- und Sorten-Konto	50,304	96
			Devisen-Konto	111,845	96
			Sonstige Gewinne	19,400	—
	5,210,776	87		5,210,776	87

Genehmigt in der ordentlichen Generalversammlung vom 6. April 1908.

Die Dividende für das Geschäftsjahr 1907 wurde von der heute stattgehabten ordentlichen Generalversammlung auf 5% festgesetzt und es gelangen demnach die Dividendenscheine unserer Aktien pro 1907 mit

M. 30.— für die Aktien à Mk. 600.—
„ 60.— „ „ „ „ „ 1200.—
„ 50.— „ „ „ „ „ 1000.—

sofort zur Auszahlung und zwar in:

Ludwigshafen a. Rh. an unserer Couponskasse, sowie bei unseren sämtlichen Zweigniederlassungen in Frankfurt a. M., Mannheim, München, Nürnberg, Neustadt a. H., Kaiserslautern, Landau, Speyer, Pirmasens, Zweibrücken, Bad Dürkheim, Frankenthal, Grünstadt, Bamberg, Alzey, Worms, Osthofen, Bensheim, Donaueschingen und bei unsern Depositenkassen in Homburg (Pfalz), Lampertheim und Landstuhl.

Berlin { bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein,** „ der Direktion der **Disconto-Gesellschaft.**

Frankfurt a. M. { bei der **Pfälzischen Bank,** „ „ **Direktion der Disconto-Gesellschaft.**

Köln bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein.**

München { bei der **Pfälzischen Bank,** „ „ **Bayerischen Handelsbank.**

Nürnberg { bei der **Pfälzischen Bank,** „ „ **Kgl. Hauptbank** sowie bei sämtlichen Kgl. Filialbanken in Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing, Würzburg.

Karlsruhe bei Herrn **Veit L. Homburger.**

Stuttgart bei der **Kgl. Württembergischen Hofbank,** G. m. b. H.

Regensburg bei den Herren **Hugo Thalmessinger & Co.**

Den Dividendenscheinen ist ein Nummernverzeichnis beizufügen.

Ludwigshafen am Rhein, den 6. April 1908.

Die Direktion.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 16. München, 18./19. April 1908. V. Jahrgang.

Ostern.

Von
Arno von Walden.

Der gedankenvollste der modernen Dichter, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, hat das Bild Christi in einer leuchtenden Vision aufgefangen. Abend ist es, und er sitzt am Strande Syriens. Das Abendrot bricht sich in den Wellen. Da scheint es ihm, als ob die Flut lebendig würde, als hallte Glockenklang vom Meergrund, als blitzten goldene Türme und Zinnen herauf, als lägen verschollene Städte dort unten. Und da steigt sein Leben vor ihm empor: was war es? Eine Todeskarawane der Schmerzen, ein Fiebern um toter Träume willen. Und der Ruf entringt sich ihm:

Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht.

Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sündflut gerauscht.

Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.

Das Lied ist typisch für viele unserer Zeit. Sie finden den Heiland, den sie im Drang des Lebens vergessen und verloren hatten, nur mehr auf dem Wege der Kunst. Es sind die Vielen — ihre Zahl ist Legion —, denen der Erlöser weder etwas Geliebtes noch etwas Gehaßtes ist, die ihm nur gleichgültig gegenüberstehen, in deren innerem Sein er keinen Lebenswert mehr bildet. Sie stehen dem Kampf ums Kreuz kühl gegenüber, mit abweisender Geste. Beruf, Geistesrichtung, Ueberfülle der Arbeit lassen das Erlöserbild in ihnen verschwimmen.

Der Theologe erreicht diese Geister nicht. Und kleidete er seine Schlüsse in noch so schlichte, verständliche Form: es führen keine Brücken von ihm zu jenen. Es fehlt ihnen im hastenden, atemlosen Drang der Alltagsarbeit die Zeit, über ihr Gebiet hinaus noch die keineswegs geringe Geistesarbeit auf sich zu nehmen, um den schweren, anstrengenden Gang theologischer Wissenschaft nachzugehen. Wer aber am ehesten noch Zutritt zu ihren Pforten hat, ist der Künstler.

Vielleicht drei Viertel der Gebildeten unserer Tage gehören dazu. Wer weit draußen im Leben steht, muß sie noch zahlreicher schätzen. Es sind die Männer und Frauen vor allem, deren ganzes Sein verzehrender Arbeitsdrang ist, die ihren Beruf voll ausfüllen, die Fanatiker ihrer Pflichten. Die französische Dichtung, Bourget und Coppée voran, hat die Tragödie dieser Menschen oft behandelt. Wir in Deutschland kennen das Problem in der Literatur noch kaum. Wir sehen schwächer.

Der einzige Osterglockenklang dieser Geister, die gut und stark ihrem innersten Kerne nach sind, ist die Kunst. Ihr geben sie sich hin. Die Kunst wirkt wie ein Blitz, sie reißt hin, sie entfaltet ihre Wirkungen im Momente.

Nicht lange, schwere Geistesarbeit, die jene Geister nicht leisten können, weil der Kampf ums Dasein ihre Kräfte fast restlos verzehrt, ist bei ihr nötig wie bei der wissenschaftlichen Erörterung, um zu überzeugen, zu entzünden. Ein Bild in einer Galerie, ein Lied, ein Roman: sie sind rasch genossen. Sie gewähren Abspannung nach aufreibender Arbeit des Tages: — und Ruhe, Erholung, Abspannung: das ist es ja, was jene Menschen so bitter ernst brauchen.

Ein Eindruck, der von der Kunst her über jene Menschen kommt, wirkt wie ein Blitz der Offenbarung. Wenn sie müde und abgespannt am Abend rasten, es ist am ehesten noch ein Dichterwerk, wonach sie greifen. Und dessen mühelos übernehmbare Gedanken wirken in ihnen weiter, sie bilden eine geistige Parallelströmung zu jener, die ihr Beruf von ihnen verlangt.

Es ist ein Hohepriesteramt, was die Kunst an jenen Menschen vollziehen kann. Sie ist es, die sie fast allein im Zusammenhalt mit den Idealen ihrer Kindheit halten kann. Freilich nur jene Kunst, die von Strahlen ewiger Sterne durchleuchtet ist.

Die Kunst unserer Zeit — auch soweit sie nicht positiv gläubig ist — hat eine Ahnung dieses Hohepriesteramtes in sich. Es gab kein Zeitalter, in dem die Kunst so oft und heiß an das Mysterium des Glaubens rührte. Ja, die Gestalt Christi selbst wandelt durch eine weite Reihe der Dichtungen. Die einen setzen ihn — dem Realismus des Uhdeschen Heilandsideals gleich — in das Leben unserer Zeit, sie kleiden ihn ins Gewand von heute. Ein Max Kretzer läßt ihn im „Gesicht Christi“ durch Berlin wandeln, in ernster strenger Größe, sichtbar allen denen, „die in dieser Welt des absterbenden Glaubens den Hunger der Seele über den des Leibes stellen“. Er begegnet den in bitterster Not durch die Straßen Berlins irrenden hungrigen Kindern, er tritt in die arme Stube des Arbeiters, der an der Leiche seines Kindes Wache hält, er geht mit dem jammervollen Trauerzug, in dem der Vater die Leiche des verhungerten Kindes auf einer Karre zum Kirchhof fährt. Und da erkennt ihn plötzlich einer — nein, Hunderte: „Der Herr Jesus“. „Zum erstenmal stand die Menge still, berührt von den Füßen des Ewig-Einzigen, der gekommen war, zu sehen, ob sein Blut gefruchtet habe.“

Oder aber die Dichter lassen ihn erscheinen wie ein altes, ehrwürdiges Gnadenbild, das um Mitternacht im Tempel zu reden beginnt in schweren, altertümlichen Wendungen.

Fast kein Bedeutender aber kommt an ihm vorbei. Ein Rodin meißelt sein schmerzzerfurchtes Erlösergesicht, ein Klinger stellt ihn hin mitten in den lachenden, rauschenden Olymp und läßt ihn als königlichen Sieger über versinkende Griechenherrlichkeit dem alternden, sterbenden Zeus erscheinen; ein Hildebrand, Slevogt, Gebhardt bannen ihn in Stein oder Bild. Sudermann läßt ihn im Hintergrunde seiner schwülen Johannestragödie einherwandeln, Hauptmann ruft nach ihm in der Versunkenen Glocke, auf daß er — ein Jüngling — in den Maien niedersteige, Ibsen, Rostand, Lagerlöf, Wickström, Wilbrandt, Falke, ja selbst der potenzierte Diesseitskünstler Liliencron erschauern unter seiner Vision.

Gewiß: nur in dämmerhaften Umrissen, ja oft verzerrt sehen sie sein Bild. Sie formen sich ein eigenes Heilandsideal, das brüchig ist wie sie selber. Und ein zorniger Aufschrei erfaßt uns oft, wenn wir ihr Gebaren betrachten, wenn ein

Frenssen, der es besser wissen müßte, bewußt ein falsches Hilligenlei vor uns erbaut. Aber hüten wir uns anderseits vor zu harter Strenge. Wenn einer an den Pforten eines Tempels rüttelt, ist es vielleicht nicht immer der dämonische Drang zum Sakrileg, was ihn treibt; es kann auch der schmerzliche Schrei sein: „Laß mich ein!" Und wenn einer verdurstend im Wüstensand liegt, rettet ihn vielleicht auch schales, brackiges Wasser; rettender freilich wäre das klare Wasser der Quelle, die aus dem Felsen in der Wüste springt. Es haben sich versprengte Reste jenes großen Christusheimwehs, das aus der tiefsinnigen Weisheit von der anima naturaliter Christiana sich erklärt, doch auch vielleicht in diese Dichtungen verirrt. Brechen wir nicht wahllos den Stab: auch diese Künstler suchen vielleicht hart und ehrlich um die Wahrheit. Noch künden sie die Wahrheit nur in Stammellauten, in gebrochener Sprache, mit harten und falschen Worten vermengt. Aber schon das glühende Suchen ist viel. Furchtbarer ist die Gleichgültigkeit, die tödliche, erstarrte, versteinernde Lethargie. Aus diesen Suchern sind schon Geister hervorgegangen wie Paul Bourget, in dessen grandiosem Werk „Ehescheidung" ein Triumph gläubiger Kunst und ein Werk von sozialer Bedeutung, von hinreißender Wucht erwachsen ist.

Und vergessen wir nicht: auch aus ihren Werken dringt vielleicht manchmal ein Blitz zu jener breiten Schar, von der wir im Eingang redeten, jenen im Grunde edlen und starken Menschen, die die furchtbar gesteigerten Arbeitsforderungen unserer Zeit zu einem Sklaventum ihres Berufs verdammten, die noch schlimmer daran sind als jene irrenden Sucher: — noch schlimmer, weil die bleierne Gleichgültigkeit über ihnen lastet, die völlig tötet. Wohl führt dann ein Halbblinder den völlig Erblindeten, aber er führt ihn vielleicht aus dürrer, menschenloser Oede in die volkreiche Stadt, wo der Arzt seiner harrt, der ihm das Licht wiedergibt.

Vielleicht hat diese Kunst doch noch ein Gutes, vor allem bei jener breiten, endlosen Schar, in die sie vorzugsweise dringt. Sie weckt dort verschollene Erinnerungen, vergangene heilige Stunden. Sie ist kein reintönender Osterglockenklang, aber selbst das herbe Läuten ihrer zersprungenen Glocken kündet doch wenigstens, daß es ein Ostern gibt. So trägt vielleicht auch sie bei zur schwersten Aufgabe der Kirche, die es für unsere Zeit gibt: zur Wiedereroberung der gebildeten Welt.

Freilich: völlig wird dies Riesenwerk, dessen Größe verzweifeln lassen möchte am Gelingen, niemals der Kunst glücken. Weder jener suchenden Kunst, noch der gläubigen Kunst, die das letzte Ziel gefunden hat. Die Kunst reißt das Herz hin, sie besiegt das Gemüt; aber hinter den Wallungen des Herzens steht noch kühl wägend der Verstand. Und auch er verlangt sein Eroberungswerk.

Und hinter allem, über allem steht zuletzt der Kern des Problems: das Dogma von der Gnade.

Aber warum sollten wir verzweifeln an diesem Eroberungswerk, dieser größten Aufgabe der Kirche unserer Tage. Die Osterglocken klingen — der Frühling blüht auf — die Erde wird jung — bald wird es maien. Und das Verjüngerungswerk der Natur hebt unsere Seele höher und gibt uns Hoffnung auf jenes höhere Verjüngerungswerk, das seit Leo XIII. die Devise des Papsttums für unsere Zeit ist: auf das restaurare omnia in Christo.



Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Sprachenparagraph.

Zur schmählichen Haltung des Blocks in der Sprachenfrage ist ein Antrag von Interesse, den die Zentrumsfraktion am 11. April in der bayerischen Abgeordnetenkammer eingebracht hat. Er lautet: „Die Königliche Staatsregierung wolle dem gegenwärtig versammelten Landtag einen Gesetzentwurf vorlegen, in welchem auf Grund des § 12 Absatz 3 des am 15. Mai 1908 in Kraft tretenden Reichsvereinsgesetzes den fremdsprachlichen Einwohnern Bayerns bezüglich des unbeschränkten Gebrauchs ihrer Muttersprache in öffentlichen Versammlungen die größtmöglichste Freiheit gewährleistet werde." — Man darf auf die Haltung der bayerischen Liberalen in dieser Sache wohl sehr gespannt sein!

Die Ostereier des Blocks.

Wie zu erwarten war, ist außer dem Vereinsgesetz auch das Börsengesetz von der etwas verkleinerten, aber doch ausreichenden Blockmehrheit durchgedrückt worden. Darob herrscht im Blockhause ein bacchantischer Jubel, wie er auf dem Kolumbusschiffe bei der Sichtung des Landes nicht größer gewesen sein kann. Man erkennt aus dem Aufschrei der erlösten Brust, wie arg die Zweifel an der Leistungsfähigkeit der sogenannten konservativ-liberalen Paarung bis in die zwölfte Stunde hinein gedrückt haben. Wie ein Weltwunder wird der Mit- und Nachwelt verkündet, daß der Block überhaupt etwas geleistet habe, sogar zwei Gesetze auf einmal, siamesische Zwillinge. Ob die Gesetze einen guten oder schlechten Inhalt haben, ist Nebensache. Alles wird jetzt vom parteitaktischen Standpunkt beurteilt, nicht mehr sachlich. Wenn die regierenden Parteien die Schwäche ihrer unsachlichen Politik fühlen, so suchen sie den Anschein zu erwecken, das Zentrum sitze hinterm parteitaktischen Ofen, — das Zentrum sage Nein, obschon es mit dem Inhalt der Gesetze einverstanden sei. Die Ungeschickten, zu denen auch die Offiziösen gehören, wiederholen sogar die alberne Behauptung, das Zentrum habe aus Parteiwut Obstruktion getrieben. Wer etwas kennt von dem parlamentarischen Geschäftsgange, der kann sich an seinen fünf Fingern abzählen, daß die beiden Gesetze heute noch nicht verabschiedet wären, wenn die Minderheit zu wirklicher Obstruktion gegriffen hätte. Und wie das Zentrum über den Inhalt der Gesetze denkt, haben u. a. zwei treffliche Reden ganz klargestellt: die des Abg. Gröber über die Schattenseiten des neuen Vereinsgesetzes und die des Abg. Herold über die Versäumnisse und Fehlgriffe der Rechten bei der Börsengesetzgebung. Diese beiden Reden sollte man als Flugblätter möglichst weit verbreiten.

Das Vereinsgesetz bringt natürlich gewisse Fortschritte gegenüber dem bisherigen Landesrecht in Preußen, Mecklenburg und sonstigen rückständigen Bundesstaaten. Aber es bringt auch Rückschritte gegenüber dem bisherigen Zustand in Hessen, Württemberg und anderen freieren Bundesstaaten. Es ist noch zuviel Bevormundung und Polizeiwillkür darin. Namentlich ist das gewerkschaftliche Vereins- und Versammlungswesen, das in unserer Zeit für die christlich-soziale Schulung der jungen und Organisation der erwachsenen Arbeiter im Gegensatz zu der sozialdemokratischen Agitation von so ungeheurer Bedeutung ist, nicht sicher gestellt vor antisozialen Behörden. Vollends unmöglich wurde unseren Freunden die Zustimmung durch den unseligen Sprachenparagraphen, der sowohl hakatistisch als auch antisozial ist. — Nachdem die Konservativen und Landbündler auf dem Wege des Kuhhandels in die Verantwortlichkeit für das neue Börsengesetz geraten sind, wollen sie an diesem Wechselbalg immer neue Schönheiten entdecken. Doch bezeichnenderweise entdecken die Börsenspekulanten ihrerseits auch herrliche Vorzüge. An der Fondsbörse in Berlin hat man es mit einer demonstrativen Hausse gefeiert, daß das verhaßte Börsenregister beseitigt, die Terminspekulation den eingetragenen Kaufleuten freigegeben und sogar der Terminhandel in Bergwerks- und Fabrikenteilen ermöglicht ist. An der Produktenbörse, wo zuerst wegen der „grundsätzlichen" Aufrechterhaltung des Verbots des Getreideterminhandels von Streik geredet wurde, hat man inzwischen eingesehen, daß sich auch in Getreide und Mehl trefflich spielen läßt, wenn alle Erzeuger, Bearbeiter, Händler und Beleiher von Getreide von dem Verbot des Terminhandels ausgenommen sind. Die dekorativen Strafbestimmungen gegen das reine Differenzspiel hofft man schon umgehen zu können. Das neue Börsengesetz hätte sowohl für die landwirtschaftlichen Interessen, wie für die solide Gestaltung des Handels im allgemeinen viel vorteilhafter werden können, wenn die Konservativen und namentlich die Vertreter des Bundes der Landwirte ihrer Ueberzeugung getreu geblieben und die bereite Hand des Zentrums festgehalten hätten. Es ist ganz klar, daß die Zentrumspartei wegen des Inhalts dieser beiden Gesetze schließlich mit Nein stimmen mußte — auch dann, wenn es gar keinen Block gäbe. Natürlich sieht jede Partei lieber Gesetze, die ihre Zustimmung finden können. Doch trotzdem irren die Blockblätter sehr, wenn sie glauben und behaupten, das Zentrum fühle sich in seiner Ausgeschaltetheit und „unfruchtbaren Opposition" höchst unwohl. O nein, unfruchtbar war die Wirksamkeit des Zentrums in der letzten Reichstagstagung wahrlich nicht. Was Gutes in den beiden Gesetzen ist, verdankt das deutsche Volk wesentlich der Tätigkeit des Zentrums. Was das Vereinsgesetz angeht, so konnte der Abg. Dr. Gröber feststellen, „daß alle diese leider nicht genügenden Fortschritte in



einzelnen Fragen auf Beschlüssen der Kommission in erster Lesung beruhen und dem Zusammenstimmen von Freisinn, Zentrum, Polen und Sozialdemokraten (gegenüber den rechtsstehenden, polizeifreundlichen Parteien) zu danken sind". Beim Börsengesetz ging die Entwicklung einen ähnlichen Weg; in der ersten Kommissionsberatung half das Zentrum der Rechten, sehr energische Beschlüsse wegen Aufrechterhaltung der bisherigen Kautelen durchzusetzen. Diese Beschlußfassung machte die Börse und deren Gönner auf der Linken bescheidener; sonst würden die Zugeständnisse an die Börse schließlich noch viel größer geworden sein. Man sieht, auch das „ausgeschaltete" Zentrum kann sich erheblich verdient machen um den Gang der Gesetzgebung und tut es auch. Wenn die Blockpolitik nach Ueberwindung dieser Hügel an den Berg der Finanzreform kommt, werden wir weiteres vom Einfluß des Zentrums erleben. Vorläufig sei nur daran erinnert, daß die Zentrumspartei im preußischen Abgeordnetenhause vor zwei Jahren, als das Schulgesetz von der Kartellmehrheit gemacht werden sollte, eine ähnliche Flankenstellung innehatte und durch ihr geschicktes Verhalten viel beigetragen hat zu den Garantien, die dort bei allen übrigen Mängeln des Gesetzes für die religiös-sittliche Erziehung gerettet worden sind.

Der preußische Landtag.

Vor Ostern ist noch der Schluß der Landtagssession ausgesprochen worden. Anfangs Juni beginnt schon der komplizierte Akt der Neuwahl. Dabei werden wir das interessante Schauspiel genießen, daß die Blockparteien, die soeben noch im Reichstag ihr Verbrüderungsfest mit so großem Hallo gefeiert haben, sich in scharfem Kampfe in die Haare geraten. Die Liberalen wollen die konservative Machtstellung in Preußen brechen, und zwar zu dem doppelten Zweck, die Regierung weniger agrarisch und mehr kulturkämpferisch zu machen. Sie hoffen dabei auf die Gunst des Fürsten Bülow und so auf eine veränderte Haltung der bisher konservativ gerichteten Beamtenschaft. Die Konservativen scheinen den Ernst dieses Ringkampfes um die Macht in Preußen noch nicht recht erfaßt zu haben. Sie bleiben noch bei dem alten Zeitvertreib der Polemik gegen das Zentrum. Und schließlich werden sie dem Himmel heiß danken, wenn es im künftigen Landtag wieder ein starkes Zentrum gibt, welches das erforderliche Gegengewicht gegen den Liberalismus herbeizuführen vermag.

Die Zukunft des Deutschen Flottenvereins.

In der letzten Zeit hatte die alldeutsche Presse kräftig vorzuarbeiten gesucht für die Wiederwahl des Generals Keim auf der Hauptversammlung des Deutschen Flottenvereins, die im Juni in Danzig stattfinden soll. Auf dieser Seite wollte man rücksichtslos auf eine Sprengung des Vereins hinarbeiten; auch im Falle, daß General Keim in Danzig nicht die Mehrheit erhielte, sollte er das Oberhaupt der Radikalen werden, indem letztere aus dem alten (zum „Grammophon" der Regierung herabgesunkenen) Verein austräten und einen agitatorischen „Volksverein" ohne Protektoren usw. bildeten. Nun hat am 12. April in Berlin die Sitzung des Vorstandes des Deutschen Flottenvereins stattgefunden, die sich mit der Vorbereitung der Danziger Hauptversammlung zu befassen hatte. Was über deren Beschlüsse bisher veröffentlicht worden ist, läßt erkennen, daß Keim und die Alldeutschen nicht die Mehrheit des Vorstandes hinter sich haben. Es wurde mit Mehrheit folgende Resolution beschlossen:

„Gemäß § 2 seiner Satzungen ist der Deutsche Flottenverein ein Verein, der zwecks Schaffung einer starken Flotte vaterländische Aufgaben zu verfolgen hat und über den Parteien und Konfessionen steht."

Keim und zwei andere Mitglieder des alten Präsidiums gaben die Erklärung ab, daß sie unter den jetzigen Verhältnissen eine Wiederwahl nicht annehmen könnten. Trotzdem wurde von den Thüringer Landesverbänden, die bekanntlich schon vor der Kasseler Tagung als Avantgarde Keims sich hervorgetan hatten, der Antrag auf Wiederwahl des alten Präsidiums aufrecht erhalten. Der Antrag wurde jedoch abgelehnt, und eine Kommission zur Vorbereitung der Wahl des neuen Präsidiums eingesetzt.

Diese Haltung der Vorstandsmehrheit läßt erwarten, daß der Bayerische Landesverband sowie die besonnenen norddeutschen Zweigvereine bis zur Danziger Tagung im Gesamtverein bleiben und an der Hauptversammlung teilnehmen können. Freilich ist noch keine Sicherheit gegeben, daß es in Danzig nicht doch noch zu einer Spaltung kommen kann. Die Erklärung Keims, eine Wiederwahl nicht annehmen zu können, muß man mit Vorsicht aufnehmen. Sollte er in Danzig unter dem Titel der Höflichkeit wiedergewählt werden, so wird er wohl die „Verhältnisse" so verändert finden, daß er doch annimmt und so die Gemäßigten samt den Protektoren zum Austritt zwingt. Und wenn die Kandidatur Keim dort in der Minderheit bleibt, so ist zu erwarten, daß er und sein Anhang die Sezession vollziehen. Die Resolution des Vorstandes ist nicht so klar und entschieden, daß sie Ueberraschungen ausschlösse. Die keimfreundliche „Tägliche Rundschau" nennt sie ein Verlegenheitsprodukt. Man darf auch nicht vergessen, daß Fürst Bülow seinem Wahlboß Keim Dankbarkeit schuldet.

Fürst Bülow in Rom.

Der Besuch des deutschen Reichskanzlers bei den weltlichen und geistlichen Autoritäten in Rom ist eine erfreuliche Erscheinung für alle Freunde des Friedens. Auffallend ist aber das Bestreben der Offiziösen, die aktuelle Bedeutung der Besuche herabzudrücken. Im Gespräch mit den italienischen Staatsmännern soll angeblich die Balkanfrage keine Rolle spielen. Nun sind freilich die mazedonischen Reformanträge in der umständlichen Beratung der Kabinette auf dem gewöhnlichen Wege begriffen; aber warum sollte nicht die erfreuliche Aussprache der leitenden Staatsmänner das erfreuliche Einverständnis in der Balkanpolitik unter den Dreibundmächten fördern helfen. Ferner heißt es, der Reichskanzler werde bei seinem „natürlichen" Besuche im Vatikan weder von den Polen noch vom Zentrum sprechen; die Begleitung der Fürstin Bülow kennzeichne schon den unpolitischen Charakter des Besuches. Ein italienisches Blatt bezeichnet sogar den Besuch im Vatikan als eine bloße Formalität. Wir erachten es auch für selbstverständlich, daß Fürst Bülow dem Vatikan ebensowohl seinen Besuch macht, wie es der Deutsche Kaiser bei jeder Anwesenheit in Rom in so feierlicher Weise tut. Die gegenwärtigen parteipolitischen Wirren in Deutschland haben damit gar nichts zu schaffen, da das Zentrum eine politische Partei ist und der Hl. Stuhl sich in die innerpolitischen Angelegenheiten nicht einmischt. Also braucht die Unterhaltung das Zentrum nicht zu berühren; ob aber von den kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands gesprochen werden wird, haben die Offiziösen wohl nicht zu bestimmen. Die Polenfrage gehört an sich auch nicht zu den Verhandlungsgegenständen; aber die Besetzung des Erzbistums Gnesen-Posen ist noch in der Schwebe, und die Versuche der deutschen Hakatisten, auch die katholische Geistlichkeit in die bitteren Kämpfe hineinzuziehen, werden gewiß im Vatikan nicht unbemerkt geblieben sein. Immerhin macht es keinen erhebenden Eindruck, wenn die Kulturkämpfer hüben und drüben so eifrig dabei sind, die Bedeutung des Besuches im Vatikan herabzudrücken.

Ein politischer Mord in Galizien.

Ein junger Ruthene hat am Sonntag den Statthalter von Galizien, Grafen Potocki, in Lemberg erschossen, zugestandenermaßen aus politischen Motiven, um die angebliche Bedrückung der Ruthenen bei den letzten Wahlen zu rächen und einen Systemwechsel zugunsten der ruthenischen Minderheit zu erzwingen. Das abscheuliche Verbrechen wird diesen Zweck gewiß nicht erreichen, sondern eher die Lage der Ruthenen noch verschlechtern. Unsere offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." begleitet die Nachricht mit folgender Bemerkung:

„Wie man auch die von den herrschenden Polen gegenüber den Ruthenen in Galizien beobachtete Haltung beurteilen mag, unter allen Umständen wird die Mordtat als verwerfliches Kampfmittel bezeichnet werden müssen, dessen Anwendung, wie zu hoffen ist, auch von der Mehrheit der Ruthenen nicht gebilligt wird." — Wenn die deutschen Offiziösen nicht so tief im Polenhaß steckten, so würden sie sich der kritischen Bemerkung über die Haltung der galizischen Verwaltung wohl enthalten haben. Die Zurückhaltung in dem Urteil über innere Angelegenheiten eines fremden Staates ist bei einem so traurigen Zwischenfall ganz besonders geboten. Am allerwenigsten sind die deutschen Hakatisten berufen, anderen Leuten Milde in der Behandlung einer nationalen Minderheit zu empfehlen. Die scharfen Gegensätze zwischen dem polnischen und dem ruthenischen Bevölkerungsteil in Galizien sind ja sehr zu beklagen. Aber die deutschen Offiziösen und deren Auftraggeber sollten lieber ihre Sorge darauf richten, daß nicht in preußischen Landesteilen unter den verschiedenen Nationalitäten, die auf das Zusammenleben angewiesen sind, eine ähnliche Entfremdung und Verfeindung Platz greift. In Oesterreich liegen die Dinge in dieser Beziehung viel schwieriger wegen des bunten Gemisches der Nationalitäten. Bei uns sind die Schwierigkeiten weniger durch die Natur der Dinge als durch die Leidenschaften und Fehler der Politik herbeigeführt worden.

In der Osternacht.

Das Bächlein erwacht
In der Osternacht,
Reißt sich plätschernd den Schlaf aus den Augen
Und spricht: „Was soll mir der Schlummer taugen?
Winter war gar so trüb und lang,
Nun kommt der Frühling mit Sang und Klang."
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh,
Ruft es jauchzend den Bergen zu:
„Ostern ist da,
Halleluja!"

Die Drossel erwacht
In der Osternacht.
Regt in heimlicher Wonne die Schwingen,
Süß und schmelzend beginnt sie zu singen.
Hell klingt in den Lüften ihr Morgenlied;
Der Westwind streicht über Halm und Ried,
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh,
Trägt er die Botschaft dem Tale zu:
„Ostern ist da,
Halleluja!"

Das Veilchen erwacht
In der Osternacht,
Hört noch halb umfangen von Träumen,
Die Drossel schlagen, den Waldbach schäumen,
Und flüstert: „Ist es schon an der Zeit?"
Flink probiert es sein neues Kleid,
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh,
Raunt es den Halmen und Gräsern zu:
„Ostern ist da,
Halleluja!"

Die Glocke erwacht
In der Osternacht,
Kündet's jubelnd den schlummernden Landen:
„Wachet auf! Der Herr ist erstanden!
Der starke Held über Leben und Tod!
Im Osten dämmert das Morgenrot."
Und in die träumende Feierruh
Ruft es die Glocke den Schläfern zu:
„Ostern ist da,
Halleluja!"

Josefine Moos.

Fünf Fragen an die Männer der Wissenschaft.

Von

Dr. M. Eberhard, Stadtpfarrprediger, München.

(Schluß.)

Der Unterschied zwischen Wissen und Glauben besteht nicht darin, daß der Glaube ein objektiv Gegebenes kennt, das Wissen nicht, sondern darin, daß zwar beide ihr objektiv Gegebenes haben, daß es aber dem Wissen als terminus ad quem, dem Glauben als terminus a quo dient. Den normativen Charakter des Gegenständlichen leugnen, heißt in letzter Instanz den Unterschied des Gegenständlichen vom Subjektiven leugnen, heißt das Wahre zur Selbstkonstruktion des Subjektes machen, heißt mit einem Wort den Dualismus aufgeben und sich zum idealistischen Monismus bekennen.

Uebrigens kann die Glaubenswissenschaft im methodischen Zweifel den Weg der weltlichen Wissenschaft betreten; sie führt damit kein Scheinmanöver aus; es ist ein wahres εὕρηκα, das sie ruft, ein wahrer wissenschaftlicher Fund.

Interessant ist übrigens das Geständnis Harnacks: „Weit verbreitet ist im Protestantismus der Argwohn, solche Voraussetzungen, wie sie von katholischen Theologen gehegt würden, könnten gar nicht wirkliche Ueberzeugungen sein! sondern entstünden nur aus blinder Unterwerfung und verdienten daher keine Schonung." Harnack teilt dieses Vorurteil nicht. Es ist in der Tat Vorurteil, freventlicher Argwohn. Wir Katholiken haben gewiß Autoritäten, Glaube und kirchliches Lehramt; allein wir haben auch den Grundsatz: Omnis auctoritas extrinseca resolvitur in intrinsecam. Der Glaube ist meinetwegen wie ein Pulver, das man einnimmt; das Pulver ist anscheinend etwas Totes, und doch ist es lebenhaltig und lebenspendend; es steckt in ihm der Geist des verordnenden Arztes und der Keim der Gesundung. So sehen wir den Glauben (und wie gleich angedeutet wird, auch das kirchliche Lehramt) an. Der Glaube ist etwas objektiv Gegebenes und darum der Persönlichkeit Aeußerliches. Aber er ist „pulverisierte" göttliche Weisheit, genommen aus dem Innenleben des dreifaltigen Gottes, und das ist der Grund, warum er im höchsten Grade persönlichkeitsbildend ist für den, der ihn wirklich als göttlichen Samen in sein Innenleben aufnimmt. Goethe schreibt einmal ein merkwürdiges Wort an Rat Schlosser: „Die Charaktere, die man wahrhaft hochachten kann, sind seltener geworden . . . Ich muß gestehen, selbstlose Charaktere dieser Art in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntnis, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhing von der Zeit, ihrem Geist, ihrer Wissenschaft."

Man könnte nun einwenden, bei uns Katholiken würde etwas als gegeben angenommen, was nicht zuzugeben sei: die Wahrheiten der Offenbarung seien eben nicht etwas objektiv Gegebenes. Es ist Sache der Apologetik, die Tatsache der Offenbarung zu erhärten. Und dieser Nachweis gelingt. Die Apologetik beseitigt nicht alle Zweifel, aber sie beseitigt die vernünftigen Zweifel; was an Zweifeln bleibt, ist unvernünftig, d. h. derart, daß es meine Vernunft nicht hindern kann, der Annahme der Tatsache der Offenbarung meine Zustimmung zu geben. So kommt es, daß der Glaube ein Akt freier Zustimmung ist, während das Wissen aus Einsicht in die Gründe mit innerer Notwendigkeit erfolgt.

Der Glaube ruht nach seiner apologetischen Seite hin auf denselben Voraussetzungen, auf denen alle Wissenschaft basiert, auf den obersten Denkprinzipien. Er teilt mit der Wissenschaft die Voraussetzungslosigkeit, die allein einen Sinn hat, nämlich, daß die Wissenschaft nichts voraussetzen darf, was nicht im eigentlichen und strengen Sinne gewiß ist.

Paulsen will denn auch das Brüderpaar Glauben und Wissen nicht auseinanderreißen. Er schreibt: „Wir wollen die Erhaltung der katholisch-theologischen Fakultäten; die Voraussetzung hierfür ist allerdings die Anerkennung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung, natürlich innerhalb der Grenzen, die durch den Glauben der Kirche gezogen sind."

Auch Harnack konzediert „Freiheit im Dogma"; allerdings mit einem schweren Seufzer, den wir ihm lebhaft nachfühlen; schon diese Konzession ist ihm übergenug. Es bleibt also noch als Hauptfeind Rom, der Kurialismus, das kirchliche Lehramt.

Da ist zu unterscheiden zwischen Freiheit der Forschung und Freiheit der Lehre. Die Freiheit der Forschung duldet keine Schranke. Sie ist ein absolutes Gut, insofern Wahrheit und Gewissen auf das Absolute gehen. Wo die Wahrheit nicht als etwas Absolutes, sondern als etwas Relatives, nicht als etwas objektiv Gültiges, sondern als eine zeitgeschichtliche, bedingte Erscheinung betrachtet wird, wo ferner das Teilchen Vernunft, das wir in uns tragen, als letzter Erklärungsgrund des Gewissens angegeben wird, da kann man nicht reden von der Freiheit der Forschung als von einem absoluten Gut, da darf man auch nicht im Namen der Freiheit der Forschung absolute Forderungen stellen.

Die private Forschung steht aber in einem gewissen Gegensatz zur öffentlichen Vermittlung des Gefundenen, zur Lehre. Die Lehre als solche ist kein absolutes Gut, sondern ein Teilgut des Staats- und Kirchenwohles, in dessen Rechtssphäre sie eingreift. Weil die Lehre als solche nur ein relatives, auf das Staats- und Kirchenwohl bezügliches Gut ist, ist es angemessen, daß aus Gründen des Staats- oder Kirchenwohles eine Lehre nicht vorgetragen werde; Opportunitäts- und andere Gründe mögen hier hereinspielen. Das Kind nährt sich von Milch, der Erwachsene von fester Speise; anders ist die Nahrung des Gesunden, anders die Nahrung des Kranken. Auch die Menschheit, auch die Christenheit hat verschiedene Zustände; die Lehre muß den Zeitbedürfnissen, den Ständen usw. Rechnung



tragen. Dem inneren Wahrheitsgehalt einer Lehre wird durch die Untersagung als solche noch nicht präjudiziert; es wäre auch nicht möglich, dem Geiste Handschellen anzulegen. Inwiefern durch die kirchliche Inhibition einer Lehre etwa eine Modifikation des aufgestellten Grundsatzes eintritt, wird gleich gezeigt werden.

Dem Katholiken ist die Wahrheit ein absolutes Gut, kein Kirchengut. Der Katholik glaubt, was Gott geoffenbart hat. Gott, das Absolute, ist ihm Motiv des Glaubens, nicht die Kirche. Die Kirche stellt ihm die Wahrheit nur zu glauben vor. Aber sie verpflichtet doch zu glauben? Gewiß. Und das ist keine Belastung des Gewissens, kein Eingriff in das innerste Heiligtum des Menschen? Nein. Es ist unmöglich, daß Heiligtum wider Heiligtum steht. In der Tat hat der Katholik das Gefühl, daß mit dem kirchlichen Lehramt nicht eine profane Hand ins Heiligtum langt, sondern daß der Herr des Heiligtums einen Diener mit seinem Auftrag in sein Eigentum schickt. Denn dem Katholiken ist nicht nur die Offenbarung eine göttliche Wahrheit, sondern auch die Kirche eine mit göttlichen Vollmachten ausgerüstete Institution. Wir meinen, Freiherr von Hertling habe einen richtigen Ausspruch getan, als er sagte: „Das aus übernatürlicher Quelle strömende innere Leben der Kirche ist gegen jede Anzweifelung sicher gestellt durch die Tatsache selbst, daß es besteht und fortwirkt durch die Jahrhunderte." Daß wir Katholiken übrigens keineswegs jeden Bronnen, der in der Kirche aufquillt, als übernatürliches, göttliches und darum unfehlbares Wasser der Lehre betrachten, davon haben die wenigsten Protestanten eine Ahnung, weil sie unsere Dogmatik nicht studieren. Hören wir einen Kurialisten über die römischen Kongregationen.

Der Jesuit Pesch schreibt (Instit. prop. ad S. Theol. S. 312 unten): „Wie wir oben gesagt haben, daß man dem Bischofe gehorchen müsse in Sachen des Glaubens und der Sitte, so ist hier zu sagen, daß man den Dekreten der Kongregationen beistimmen müsse mit einer religiösen Zustimmung oder mit einer Zustimmung, deren formaler Beweggrund die höchste religiöse Autorität ist, wenn auch nicht die unfehlbare. Man darf also a) negativ, nicht just deswegen die Zustimmung verweigern, weil die Autorität nicht unfehlbar ist; b) man muß positiv den Entscheidungen der Kongregationen solange zustimmen, bis es sich positiv herausstellt, daß sie geirrt haben. Weil aber die Kongregationen an und für sich keinen absolut sicheren Beweis für eine Lehre abgeben, deshalb darf man, ja unter Umständen muß man, über die Gründe der Lehre Nachforschungen anstellen. Auf diese Weise nämlich wird es geschehen, daß entweder die Lehre, um die es sich handelt, allmählich von der ganzen Kirche angenommen und so zum Grad der Unfehlbarkeit erhoben wird, oder daß allmählich der Irrtum aufgedeckt wird. Denn da jene religiöse Zustimmung sich nicht auf metaphysische Sicherheit stützt, sondern auf eine moralische im weiteren Sinne, schließt sie nicht alle Furcht eines Irrtums aus, und sobald daher genügende Motive des Zweifels sich einstellen, wird die Zustimmung klugerweise aufgeschoben; allein solange solche Motive nicht zutage treten, genügt die Autorität der Kongregationen, die Zustimmung zu befehlen."

Diese nämlichen Richtpunkte lassen sich ohne weiteres anwenden auf die Entscheidungen des römischen Papstes, die er nicht in der Vollgewalt seiner Autorität erläßt, und auf die Entscheidungen der anderen kirchlichen Vorgesetzten, die nicht unfehlbar sind. Der Gehorsam des Verstandes hat nämlich ein viel größeres Gebiet als die Sphäre der fides divina und der unfehlbaren Gewißheit. Wie steht es nun mit dem Satze, daß die römischen Monsignori den Heiligen Geist für sich in Anspruch nehmen?

Sollte aber ein Professor mit einem eigentlichen Dogma in Konflikt kommen, so darf er sicher sein, daß er geirrt hat, nicht das Dogma. Es ist unmöglich, daß der Geist der Wahrheit sich widerspreche; und doch ist es in der Voraussetzung ein Geist, der spricht durch das doppelte Organ der Kirche und der Vernunft. Es bleibt dem Professor dann nichts übrig, als entweder seinen Irrtum anzuerkennen oder aber der Kirche die Gabe der Unfehlbarkeit abzuerkennen. Er wird sich auf sein Gewissen berufen; und wir werden auch in dem irregeleiteten Gewissen eines wahren ehrlichen Forschers ein Heiligtum sehen, leider nicht das Heiligtum des wahren Gottes, sondern eines falschen Gottes. Umgekehrt erwarten wir, daß man auch unserem Heiligtum, dem katholischen Denken und Fühlen gegenüber, sich anständig benimmt.

Was ich mit meinen Fragen und Antworten bezweckte, war, nachzuweisen, daß es sich bei den Schlagworten: „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft" und „Freiheit der Forschung" nicht um Wissenschaft, sondern um Weltanschauung handle. Die Wissenschaft, d. h. das, was man heute als Wissenschaft definiert, gedeiht bei jeder Weltanschauung. Es wäre sogar leicht, aus der Defensive in die Offensive überzugehen und zu beweisen, daß eine positive Weltanschauung den wissenschaftlichen Betrieb in mancher Beziehung fördert.

Es ist unehrlich und unwissenschaftlich, mit Schlagwörtern zu operieren, die auf die Masse der Halbgebildeten und Unreifen berechnet sind. Es ist unklug und bloßstellend, im Namen der „Wissenschaft" eine Kompetenz zu beanspruchen, die der Wissenschaft einfach nicht zukommt: „Die Wissenschaft vermag das nicht." Es ist gefährlich und verantwortungsvoll, auf diese Weise in den Studierenden und im Volke Kräfte lahmzulegen und Keime zu ersticken, die nur in der Atmosphäre einer positiven Weltanschauung gedeihen, und so den religiösen, sittlichen und nationalen Niedergang des Volkes herbeizuführen. Ich weiß nicht, ob der bayerische Löwe seine Tatze aufhebt und das Gebrüll des Verwundeten ausstößt; wundern würde ich mich nicht.



Christlicher Wunderglaube und wunderbarer Unglaube.

Von

P. R. Krause, C. Ss. R., Bochum i. W.

Jedes Zeitalter hat seine gesunden Anschauungen und seine Extreme, ein beständiger Wechsel herrscht hierin, so daß der Menschengeist durch die Reaktion gegen einen Auswuchs oder eine Uebertreibung auf das entgegengesetzte Extrem verfällt. Im frommgläubigen Mittelalter entsprach es der ganzen Veranlagung der Völker, die durch die Kraft und Fülle des übernatürlichen Christenglaubens und seiner Segnungen Heil und Frieden gewonnen hatten, kindlichen Sinnes das Uebernatürliche und Wunderbare hinzunehmen. Streng abwägende Kritik und scheues Mißtrauen lag damals den Geistern fern; aber je mehr die bloß vernünftig-natürliche Auffassung zurücktrat und je weiter der fromme Glaube, ob begründet oder nicht, sich vorwagte und an Terrain gewann, um so schärfer und nachhaltiger mußte auch nach Jahrhunderten die Reaktion einsetzen und in unserer Zeit scheint das entgegengesetzte Extrem seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Daß es sich um ein Extrem handelt, zeigt allenthalben die übergroße Empfindlichkeit der Vertreter unserer Wissenschaft, wenn nur irgend eine Kundgebung zugunsten dogmatischer Lehren erfolgt, zeigt die frenetische Begeisterung der studierenden Jugend, wenn es gilt Demonstrationen zu veranstalten gegen Hochschullehrer, die sich eine Kritik rationalistischer Anschauungen und Professoren gestatten, ihr Enthusiasmus für andere, die gegen den Glauben überhaupt oder den Glaubensinhalt in die Schranken treten.

Noch mehr aber zeigt sich das Einseitige und Uebertriebene dieser Richtung, wenn man sieht, wie leicht alles Glaubensfeindliche, alles das Uebernatürliche Leugnende auf Beifall und Anerkennung selbst ernst zu nehmender Kreise rechnen kann, wenn es sich nur den Mantel der Wissenschaftlichkeit umhängt, mag es auch bei näherem Zusehen unbegründet, unbeweisbar, vielleicht sogar absurd sein. Dagegen gilt es fast als Axiom, daß das Uebernatürliche, d. h. das Göttliche, nicht Gegenstand der echten Wissenschaft sein könne und die darauf bezüglichen Disziplinen zu Unrecht einen Platz an den Universitäten behaupten, während es sich doch in der Geschichte und in der Philosophie mit der größten Wissenschaftlichkeit als wirklich erweist. Hieraus erklärt sich auch die gewaltige Aufregung, welche die letzte Enzyklika des Hl. Vaters gegen den Modernismus bei den Andersgläubigen und Ungläubigen, sowie bei kurzsichtigen Katholiken, die mehr oder minder im Banne des Zeitgeistes waren, hervorgerufen hat; denn dieses Rundschreiben ist eine Betonung und Verfechtung des wissenschaftlichen Charakters des geoffenbarten Glaubens und der übernatürlichen Begründung und Ordnung unseres Verhältnisses zu Gott, eine Verwerfung des bloßen Naturalismus und der seichten Gefühlsreligion, die keineswegs auf echte Wissenschaftlichkeit Anspruch machen können.

Wie manches wird unter dem Aushängeschild moderner Wissenschaft angestaunt und als bare Münze hingenommen,

was bei näherem Zusehen aller Wissenschaft Hohn spricht. Jede Art der Kritik wird gläubig hingenommen, alle negativen und niederreißenden Ergebnisse des sogenannten Forschens mit Jubel begrüßt, während die Kritik der Kritik allein als unwissenschaftlich verpönt ist. Wehe dem, der die Resultate der Kritik in Zweifel zu ziehen wagt, er wäre rückständig, bigott, ein Finsterling.

Vor allem ist das Uebernatürliche, das Wunderbare, unmittelbar auf Gott Hindeutende ein Angriffspunkt für die extremnaturalistische Richtung an unseren Hochschulen geworden. Atheisten oder Deisten sind ja vielfach die Koryphäen moderner Wissenschaft, was wunder, daß sie möglichst viele für ihre Ansichten zu gewinnen suchen und zwar bis in die weitesten Kreise des Volkes hinab. Letzten Herbst noch wurde in Bonn ein religionswissenschaftlicher Kursus für evangelische Volksschullehrer und Lehrerinnen gehalten und unter der Devise: Zeitgemäße Reform des Religionsunterrichtes ein Feldzug gegen das Wunderbare in der christlichen Glaubensgeschichte eröffnet. Es wird für den gebildeten Leserkreis der „Allgemeinen Rundschau" nicht ohne Interesse sein, den Gedankengang eines dieser Wunderleugner kritisch zu verfolgen, um sich einmal recht bewußt zu werden, welch unwissenschaftliche Ansichten durch die Teilnehmer jenes Kursus christlichen Volksschülern vermittelt werden sollten. Neues bietet allerdings der Kursus in bezug auf Wunder und Wunder glauben nicht, es sind alte, längst ausgefahrene Gleise, die der betreffende Redner zu Bonn einhielt und die deswegen nicht neu und modern werden, weil sie mit Wegweisern im Jugendstil versehen sind.

„Die Objektivität der Wunder ist der modernen Wissenschaft gleich mit Durchbrechung des Kausalitätsgesetzes", so lautet das erste Axiom, das, unter die Lupe genommen, dem kritischen Auge kein Merkmal der Wissenschaft bietet, sondern ein unbewiesenes und unbeweisbares Postulat bleibt, eine leere Behauptung ohne Grundlage. Ein wirkliches Wunder ist seiner Begriffsbestimmung nach eine Wirkung, die nicht durch die gewöhnlichen natürlichen Ursachen, sondern durch ein besonderes Eingreifen Gottes hervorgebracht wird. Wenn nun auch ein Wunder die Kräfte der erschaffenen Natur übersteigt, so ist es doch weit entfernt, eine Wirkung ohne Ursache zu sein. Erkennt man überhaupt noch Gott als die erste, die All-Ursache an, die allein allen anderen natürlichen, d. h. erschaffenen Ursachen ihre Ursächlichkeit verleiht, dann ist es absurd, bei einem unmittelbaren Eingreifen dieser ersten Ursache von einer Durchbrechung des Kausalitätsgesetzes zu reden.

Fragen, ob Gott Wunder wirken könne, heißt eben nichts anderes als fragen, ob der Allmächtige und vollkommen Unabhängige in seinem Wirken allseitig abhängig sei von seinen Geschöpfen, so daß er nichts tun könne, es sei denn durch diese, und nichts auf andere Weise bewirken könne wie diese, und nichts Größeres und Schwierigeres leisten könne als diese; heißt fragen, ob die Gesetze, nach denen seinem freien Willen entsprechend diese arbeiten, auch für ihn, den unendlich Freien, ausnahmslos bindend sind, so daß ein Abgehen davon für ihn nicht denkbar wäre. Wer das aber behauptet, schlägt aller Logik ins Gesicht, indem er von Gott zu gleicher Zeit und im gleichen Sinne dasselbe bejaht und verneint.

Ungereimtheiten zu glauben, nimmt die glaubensscheue Wissenschaft gern in den Kauf, wenn sie nur keine Wunder zu glauben braucht. Wie erklärt nun der Bonner Lizentiat die Wunderberichte geschichtlicher Dokumente, vor allem der vier Evangelisten? Man muß nur Worte finden können, um die Begriffe und Tatsachen umzuwerten, dann läßt sich alles erklären. Die objektiv-historische Erklärung der Wunder nennt er die kindlich-naive, die Verneinung und Leugnung der wunderbaren Vorgänge ist ihm eine Erklärung auf rationalistischer Grundlage, die allegorische und symbolische (gleichnisartige) Deutung sind ihm nur Mittel, den objektiven Tatbestand der evangelischen Erzählung so umzumodeln, daß vom Wunder nichts übrig bleibt als eine simple Moral. Wie wenig das der historischen Kritik entsprechen kann, fällt ihm nicht auf. Christus hat ja in seiner Lehre und in seinem Leben viele Gleichnisse angewandt, aber sie auch als solche gekennzeichnet, so daß es hinfällig und ungerechtfertigt ist und Eulen nach Athen tragen heißt, auf der Suche nach Gleichnissen auch noch die geschichtlichen Tatsachen seines Lebens sich in Allegorien verflüchtigen zu lassen. Wer zudem im Wirken des Gottmenschen, mag es sich nun kundgeben wie es will, immer und immer nur wieder Moral entdeckt, der stellt dadurch seiner Auffassungsweise ein geistiges Armutszeugnis aus, mag er auch noch so viel mit Poesie und Frömmigkeit und ihrer notwendigen Verbindung im Glaubensleben prunken. Wem der Gottes- und Christusglaube nur Gefühlssache ist, der mag ähnliche Theorien annehmen, die zur Folge haben, daß die Religion als Lehrgebäude und Stütze der Sittlichkeit wie ein ungreifbares Wolkengebilde, ein gehalt- und gestaltloser Nebelschleier in der Luft hängt. Solche Denker machen den Glauben, Frömmigkeit und Religion zur reinsten Fata Morgana, die in den herrlichsten Farben prangt, die lebendigsten Bilder aufrollt, die größten Vorteile zu bieten scheint, aber unfehlbar in nichts zerfließt und grausam enttäuscht, wenn man sie als Wirklichkeit verwenden will. Und mag jemand noch so anspruchslos sein und noch so genügsam in seinen Forderungen wissenschaftlicher Gediegenheit der Glaubensgrundlagen — nicht einmal ein Kamel findet in einer solchen Wüstenoase Labung für seinen Durst.

So wissen wir denn schon, woran wir sind, wenn jener protestantische Pfarrer seinen Zuhörern zu Bonn versichert: „Es ist nicht festzustellen, welches der wirkliche Tatbestand bei den Wundererzählungen des Evangeliums ist. Dem frommen Glauben bleibt hier das Feld freiester Entschließung." Zu bedauern sind jene armen Evangelischen, die sich bei einer solchen Grundlage noch zu einem frommen Glauben entschließen. Wo die geschichtliche Grundlage fehlt, da fehlt die Glaubwürdigkeit, und nicht Glaube, sondern Leichtgläubigkeit und Aberglaube kann dabei noch bestehen. Solche Zumutungen stellt kein katholischer Theologieprofessor an seine Hörer; man würde ihm zurufen: Meister, wo ist deine Logik geblieben?

Im Handumdrehen werden sodann die einzelnen Wunder Christi erklärt oder vielmehr geleugnet. Besessenheit, Blindheit, Taubheit, Lähmung und ähnliche Erscheinungen werden alle auf hysterische Neurose zurückgeführt und auf natürlichem Wege geheilt. Aussatzheilung und Totenerweckung sind unmöglich, lassen also nur eine allegorische Deutung zu, ebenso zeigt uns der Sturm auf dem Meere und seine Beschwichtigung durch Christus nur sein Gottvertrauen und seine Ruhe in Gefahren, wodurch er auch seine Jünger beruhigte. Durch eine solche Deutung hat nach unserem Dozenten die Geschichte nur gewonnen. Daß doch die einfältigen Evangelisten dies noch nicht erkannt haben und uns einen wirklichen Herrn über Wind und Wellen vorführen, nicht bloß einen allegorischen! Die Speisungswunder und die Verklärungsgeschichte stellen nur innere Vorgänge dar, die Hochzeit zu Kana „erregt sogar Anstoß, weil Jesus helfe, um bacchantischer Lust Vorspann und Dienst zu tun," also auch eine Allegorie. Dasselbe gilt von den Wundern am Leben Jesu bei seiner Geburt und bei der Auferstehung: Allegorien.

Recht lehrreich ist noch eine allgemeine Ausführung des betreffenden protestantischen Theologen. Er bemerkt: Der Grund für die Wundererzählungen ist bei allen Völkern ein psychologischer: Man will seine Helden verherrlichen. So müssen wir uns auch in die fromme Gemeinde der ersten Christen hineinversetzen, um ihre dankbare Absicht und Gesinnung nachzuempfinden, ihren Herrn mit den herrlichsten Farben zu malen und mit allem Wunderbaren zu umkleiden. Fürwahr, eine fromme Gemeinde, wohl nur aus Pseudo-Jesuiten bestehend, mit dem Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, daß sie in ihrer dankbaren Absicht und Gesinnung den Herrn mit herrlichen und wunderbaren Farben bemalen, die der fromme Pastor des zwanzigsten Jahrhunderts als Lügengewebe hinwegfegen muß. Oder sollte es nicht umgekehrt viel wahrer sein: Der Grund für die Wunderleugnung ist vor allem ein psychologischer, man will nicht glauben, man will die Gottheit Christi nicht anerkennen, und so müssen wir uns in die Absicht und Gesinnung solcher Dozenten hineindenken, um zu verstehen, weshalb sie um jeden Preis alle wahren Wunder vom Herrn entfernen wollen. Das nennt man „historisch vorgehen, nicht bloß fragen: was sagt der Bericht, sondern auch: wie ist er entstanden," d. h. nach unserem Gewährsmann: erfunden.

Sein letzter Rückhalt, der Anfang und das Ende seiner Beweisführung ist ja immer dasselbe πρῶτον ψεῦδος Wunder sind unmöglich. Sind sie eben möglich und wie andere Dinge, die wirklich sein können, glaubwürdig bezeugt, dann kommt man nicht prinzipiell mit der Frage: wie sind sie erfunden? Daß unter solchen Voraussetzungen namentlich das Johannesevangelium ihm unangenehm ist, welches gerade aus den geschichtlichen Wundern Jesu Gottheit erweist, kann leicht begriffen werden; der Gegensatz zu den Synoptikern, der hervorgehoben wird, ist leicht zu überbrücken, denn wenn auch die Wunder von Christus zum Beweise seiner Gottheit gewirkt wurden, so schließt das

nicht aus, sondern vielmehr ein, daß er sie aus brennender Nächstenliebe wirkte, denn Gott ist die Liebe.

„Es gibt nur eine Welt und ein Geschehen darin, das regelmäßige nach Willen und Ordnung Gottes. Der Wunderglaube drängt Gott aus der Natur heraus. Durch Gebete kann Gottes Wille nicht gewandelt werden, wohl aber das Herz des Menschen, der dabei zu Gott aufwärts steigt." Wurmstichig sind auch diese letzten Stützen der Wunderleugner und aller Wissenschaftlichkeit bar. So etwas kann nur jemand behaupten, der eine kindlich-naive Auffassung von Gott hat, wie von einem Wesen, das sich in der belebten und unbelebten Natur eine Maschine erbaut hat, auf der allein es zu arbeiten versteht und sonst nicht, gleich einem armen Drehorgelspieler, der nur eine beschränkte Zahl Melodien der Reihe nach aus seinem Instrument hervorlocken kann, nicht aber wie ein Virtuos auch freihändig sein Piano oder seine Geige ohne Notenblatt nach Wunsch und Willen benutzt; dem Gott nur das Gewicht ist, welches die Zeiger der Uhr sich in eintönigem Gang weiter drehen macht, der überhaupt eine freie Herrschaft Gottes über die Natur nicht anerkennt, in pantheistischen Ideen befangen ist oder einem öden Deismus das Wort redet, der bei Gott kein Interesse für die Menschen und keine besonderen Beziehungen zu ihnen zuläßt.

Kindlich-naiv ist die eben erwähnte Vorstellung vom unendlichen Wesen, als ob Gott, der gestern allen Ernstes wollte, daß eine Krankheit zum Tode führe und für sie kein natürliches Heilmittel mehr sei, heute, durch Bitten eines Menschen bewogen, seinen Willen ändere und das Leben wunderbar verlängere. Eine solche primitiv-kindliche Auffassung des ewigen und unveränderlichen Gottes kann allerdings mit einem Wunder nicht fertig werden, nicht wegen eines logischen Widerspruches im Wunder selbst, sondern wegen einer mangelnden Erkenntnis im eigenen Verstand; die Wunder sind nämlich ebenso von Ewigkeit in den Plan Gottes aufgenommen und beschlossen wie die Naturkräfte und ihr Wirken, die er als Welt ins Dasein gerufen hat. Seine Vorsehung und seine Wirksamkeit ist nur eine, mag sie nun Wege gehen, die der enge Menschenverstand als gewöhnliche oder als außergewöhnliche bezeichnet. In diesem Sinne ist der Grundsatz zulässig: „Es darf keine Scheidewand zwischen dem im regelmäßigen Naturverlauf sich kundgebenden Willen Gottes und dem unregelmäßigen, die Naturgesetze durchbrechenden Wirken Gottes aufgebaut werden." Wer daher wirkliche Wunder prinzipiell leugnet, der leugnet Gottes Allmacht, seine Freiheit und seine Vorsehung. Darum hat Rousseau recht, wenn er sagt: Die Frage selbst, ob Gott Wunder wirken könne, ist nicht nur absurd, sondern gottlos.

Da nun einmal die Möglichkeit der Wunder feststeht, so sind Wunderberichte nicht anders zu beurteilen als jedes auffällige und außergewöhnliche geschichtliche Ereignis, das hinreichend verbürgt werden kann. Wie wenig aber uns Katholiken unabhängig vom Dogma ein Zwang auferlegt wird, wunderbare Begebenheiten außerhalb der hl. Geschichte des Alten und des Neuen Testamentes zu glauben, zeigt uns eine Ausführung Pius' X. am Schlusse seines Rundschreibens gegen die Modernisten: „Wenn es sich darum handelt, ein Urteil zu fällen über fromme Ueberlieferungen, so ist stets zu bedenken, wie große Vorsicht hierin die Kirche anwendet, so daß sie dergleichen Erzählungen nicht zu drucken erlaubt, es sei denn nach ernster Prüfung und mit der von Papst Urban VIII. verlangten Erklärung; und selbst wenn dies geschieht, behauptet sie damit nicht die Wahrheit der Tatsache, sondern verbietet nur nicht das zu glauben, was infolge vernünftiger Gründe als glaubwürdig erscheint. Solche Erscheinungen oder Offenbarungen werden also vom Apostolischen Stuhle weder gebilligt noch auch verworfen, sondern es wird nur erlaubt sie frommgläubig hinzunehmen mit bloß menschlichem Glauben, gemäß der durch Zeugnisse und Denkmäler gestützten Ueberlieferung."

Hierin liegt wiederum der klarste Beweis, daß der wahre Glaube der freien Forschung niemals hindernd in den Weg tritt, es sei denn, daß sie von falschen Voraussetzungen ausgeht oder sich einer verkehrten Methode bedient, eine Tatsache, die jeden Katholiken mit berechtigtem Stolz erfüllen kann.

Frühling.

Von meines Lebens steiler Gipfelwand
Schau ich hinab in meiner Jugend Land,
Wo träumende Täler sich breiten
In Schweigsamkeiten. —

O pflückt mir einen Schlehdornblütenstrauß
Von meiner Heimat Rainen früh im Märzen,
Und von dem Hügel überm Elternhaus
Ein Silberzweiglein junger Saalweidkerzen.

Ich will die nebelgrauen Wege geh'n,
Wo Jännerschneen noch in den Furchen liegen,
Mit junggewordnen Augen wieder seh'n
In Pappelkronen goldner Kätzchenwiegen.

Und den Verheißungsschimmer trink ich ein,
Der auf den Wäldern weit und traumverloren
Erzittert wie ein lichter Ahnungsschein,
In allerjüngster Lenzesnacht geboren.

Ich will noch einmal still wie dazumal
Auf meiner Kinderschuhe leichten Sohlen
Hinwandern unbemerkt im fernen Tal
Und mir die ersten, weißen Glocken holen.

M. Herbert.

Die Kriegervereinspresse und der „Fall Gröber".

Von einem Kriegervereinsmitgliede.

Die „Parole", das amtliche Organ des Deutschen Kriegerbundes, hat eine regelmäßige Abteilung für „Tagesgeschichte". Dies Plätzchen wird neuerdings auch dazu benützt, den Grundsatz, daß keine Politik gemacht werden soll, sondern nur „Winke" gegeben werden dürfen, in mehr oder weniger latenter Form durchzuführen. Mit derartigen „Winker"flaggen wird auch in dem „Falle Gröber" gearbeitet. In Nr. 24 S. 236 schreibt die „Parole": . . . Die gesamte in- und ausländische Presse hat sich mit den deutschen Kollegen eins erklärt . . . Die . . Abgeordneten verhandeln . . . hinter der . . . Scheidewand, die das Schimpfwort des Zentrumsabgeordneten Gröber aufgerichtet hat. Was diese Beleidigungen noch zehnmal schlimmer erscheinen läßt, und, abgesehen auch von allen anderen Erwägungen und Beweggründen, die Entrüstung der Journalistenkreise vollauf rechtfertigt, ist der Umstand, daß jenes Schimpfwort — „Saubengels" — nicht etwa ein ungebildeter junger Mann, sondern ein Abgeordneter ausgestoßen hat, der Landgerichtsdirektor und 54 Jahre alt ist. Die Einigungsversuche sind gescheitert, weil der Abgeordnete Gröber sich weigert, die Beleidigung in der üblichen Form zurückzunehmen."

Im Rekrutenunterricht wird den jungen Soldaten immer und immer wieder eingepaukt, daß eine der ersten soldatischen Tugenden die Wahrhaftigkeit ist. Der Herr Chefredakteur der „Parole" scheint diese Schule nicht durchgemacht zu haben; denn wenn man dazu übergeht, in solcher Weise einen Gegner zu attackieren, wie es die „Parole" tut, dann hat man auch die Pflicht, voll und ganz über die Tatsachen zu berichten, über welche man „berichtet". Aber kein Wort davon. Die „Parole" verschweigt zunächst, bei welcher Gelegenheit die Aeußerung gefallen ist. Sie weiß nichts davon, daß sie gefallen ist, als der Abgeordnete Gröber annehmen mußte und angenommen hat, daß die Betonung des christlichen Standpunktes der deutschen Kolonialpolitik den Grund zu dem Gelächter gewisser Journalisten abgab. Sie weiß nichts davon, daß auf der Journalistentribüne auch zugestandenermaßen gelacht worden ist. Sie weiß auch nichts von der famosen Rolle des Herrn Abg. Müller-Meiningen. Nein, von alledem nichts — das einzige Faktum ist das „Schimpfwort". Und wozu, frage ich, die Betonung des Titels und des Alters des Herrn Gröber? Hält die „Parole" ihre Leser für so dumm, daß sie nicht wissen, daß ein bestimmtes Alter zum Gewähltwerden in den Reichstag erforderlich ist? Wozu also? Der Zweck ist zu durch-

fichtig? Das Hetzen ist der „Parole" Selbstzweck, und mit Vergnügen wird die Gelegenheit am Schopfe ergriffen, um dem Zentrum eines zu applizieren. Die „Parole" weiß auch des weiteren nichts davon, daß Herr Gröber selbst schon vor einiger Zeit von der Journalistentribüne aus unterbrochen wurde, sie zitiert lediglich mit einem Worte den Bengel mit dem „schwäbischen Superlativ" statt das ganze Diktum anzugeben: „Das waren dieselben Saubengel wie neulich bei mir." Das alles hat die „Parole" nicht nötig! Sie weiß auch nicht, daß Herr Gröber von Anfang an bereit war, den Konflikt aus der Welt zu schaffen, daß dies aber an den unannehmbaren Bedingungen der Journalistentribüne scheiterte. Denn für gewöhnlich nimmt zuerst der die Beleidigung zurück, der zuerst beleidigt hat; bei der „Parole" ist das aber anscheinend nicht „üblich".

Aber damit nicht genug! In Nr. 25 — Seite 245 — wird weiter „berichtet": „Der Konflikt . . ist . . beigelegt worden . . . . Die Fraktionen des Reichstags haben den Abgeordneten Gröber veranlaßt, wegen seines Schimpfwortes bedingungslos um Entschuldigung zu bitten. Daß ihm gestattet wurde, dieser Abbitte eine Begründung vorauszuschicken, hat nur einen Wert als „goldene Brücke" und ändert nichts an der Tatsache, daß die Abbitte vollständig war; für die Presse liegt kein Anlaß vor, den Kampf fortzusetzen. Sie hat die Genugtuung erhalten, auf die sie berechtigten Anspruch hatte, und damit ist die Angelegenheit erledigt." Und zwar, soweit sie die „Parole" betrifft, in einer geradezu vornehmen Art. Davon, daß am 23. März Herr Gröber an den Präsidenten ein Schreiben richtete, worin er sich zu einer Erklärung im Reichstage bereit erklärte, davon ferner, daß diese Erklärung den Wünschen der Journalisten weit mehr entgegenkam, als die zum Schluß abgegebene, davon endlich, daß die Journalisten diese Erklärung ablehnten — von alledem weiß die „Parole" nichts. Auch ist der „Parole" unbekannt, daß die Entschuldigung an den Reichstag gerichtet war. Die „Köln. Zeitung" — ja eine geistige Anverwandte der „Parole" — schrieb u. a.: Herr Gröber . . . kann sich . . . „nicht dazu aufschwingen, diejenigen, die er beleidigt hat, die Journalisten, um Entschuldigung zu bitten, sondern erklärt ausdrücklich, daß er sich nur an seine „verehrten Kollegen", die Abgeordneten wende." Aber nichtsdestoweniger: die Entschuldigung ist „vollständig" und „bedingungslos", von den Parteien wird „gestattet" eine „goldene Brücke" zu bauen. „Die Presse" hat „Genugtuung erhalten". Als ob die Presse beleidigt gewesen wäre: die Aeußerung ging doch nur gegen diejenigen Herren, welche zuerst beleidigt hatten, deren sich nachher in falschem Solidaritätsgefühle „die Presse" annahm.

Alles in allem: es ist Zeit, daß der verehrten „Parole" scharf auf die Finger gesehen wird; die letzten Ereignisse im Emslande zeigen deutlich, wohin der Ritt der Kriegervereine bzw. ihrer verantwortlichen Leiter gehen soll: gegen das Zentrum. Und da ist es die Pflicht der Zentrumspresse, auf derartige Verdrehungen und bewußte Stimmungsmacherei, wie sie die „Parole" in den Nummern 24 und 25 enthält, rechtzeitig aufmerksam zu machen und dagegen Einspruch zu erheben.

Prof. Wahrmund.

Von Prof. Dr. Wahrmund ging der „Allgemeinen Rundschau" aus Wien nachstehende Richtigstellung zu:

Die Nummer 13 Ihrer Wochenschrift vom 28. III. lfd. Js. bringt auf Seite 202 einen Artikel mit der Ueberschrift: „Wahrmund. Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg," dessen Anfang lautet: „In Wiesbaden wurde 1827 der Jude Adolf Wahrmund geboren, der sich später katholisch taufen ließ und Professor an der Wiener Orientalischen Akademie wurde. In seinen Werken geißelt er das Judentum mit einer Schärfe, welche dem radikalsten Rassenantisemiten Ehre gemacht hätte," — und der mit den Worten schließt: „Wir in Oesterreich beglückwünschen unsere Glaubensbrüder im Reiche, daß sie diesen Abwehrantisemitismus heute noch nicht nötig haben; mögen sie vor seiner Notwendigkeit auch bewahrt bleiben!"

Diesen Auslassungen gegenüber erwarte ich von Ihrem Wahrheits- und Rechtsgefühl, daß Sie der folgenden Berichtigung die Aufnahme in eine der nächsten Nummern Ihres Blattes nicht versagen werden, da dieselbe sich lediglich an das im Obigen berührte Sachliche hält.

Ich bin am 10. Juni 1827 zu Wiesbaden von beiderseits deutschen und protestantischen Eltern geboren, deren Vorfahren durch viele Generationen Handwerker und Kleinbauern, zum Teil auch Seeleute in holländischen Diensten gewesen sind, wurde evangelisch getauft, habe von 1845—1848 in Göttingen neben protestantischer Theologie auch klassische und orientalische Philologie studiert und bin schon im Herbst 1848 als Hauslehrer nach Oesterreich (Vorarlberg), im Sommer 1850 nach Wien gekommen, wo ich seitdem meinen dauernden Wohnsitz gehabt habe. Die katholische Taufe habe ich nicht empfangen, sondern bin, wie schon im Anfang meines Wiener Aufenthaltes, so auch noch heute, wo ich am Abschluß des 81. Lebensjahres stehe, Mitglied der evangelischen Gemeinde Augsburger Konfession, habe aber eine Katholikin geheiratet und, um ihre Empfindung zu schonen, eingewilligt, daß die Kinder katholisch getauft würden. Karrière machen zu wollen, lag überhaupt nicht in meiner Art, und was man so nennt, ist für mich nie bestimmend gewesen.

Was meine antisemitische Tätigkeit betrifft, die im Jahre des großen Kraches 1873, und eben durch diesen veranlaßt, begonnen hat, so war ich nie ein Verfechter des „radikalen Rassenantisemitismus", habe es vielmehr sowohl als Schriftsteller wie als akademischer und als Privatlehrer stets für Pflicht gehalten, in Erörterung des Einschlägigen das Intelligibele hervorzukehren, weil in allen menschlichen Dingen Geist und Ideen die Vorherrschaft führen sollen, ganz unzweifelhaft aber in Ausübung des Lehrberufes. Im übrigen ist mein Antisemitismus allerdings abwehrender Natur gewesen, und ich wüßte auch nicht, wie dies hätte anders sein können, da die Aufgabe darin bestand, die eingerissene Semitenherrschaft zu brechen und ihre Wiederkehr abzuwehren, was ja auch im Zeichen der „vereinigten Christen" unter Führung Dr. Karl Luegers, als Bürgermeister, soweit gelungen ist, daß der „Befreiungskampf Wiens" schon überall auf der Erde, wo es Not tut, als Vorbild gepriesen wird.

Wien, 9. April 1908.

Dr. Adolf Wahrmund,
k. u. k. o. Prof. i. P. und k. k. Reg.-Rat.

Die nunmehr festgestellte Tatsache, daß das katholische Kirchenrecht an der Universität Innsbruck bisher von einem Protestanten gelehrt wurde, setzt dem „Fall Wahrmund" die Krone auf. Wäre es überhaupt denkbar, daß z. B. an der Universität Halle ein katholischer Professor mit staatlichem Lehrauftrag protestantisches Kirchenrecht doziert und in dieser seiner Eigenschaft als Kirchenrechtslehrer bei einem katholischen Verleger ein Pamphlet gegen die protestantische Landeskirche veröffentlichte?? Fände sich irgendwo ein katholisches Blatt, das dieser Monstrosität die Stange hielte?



Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart.

Von G. Lindermayr, Augsburg.

Gewiß ein interessantes Thema, das Dr. Rost in einer Broschüre mit dem angeführten Titel, die bei Bachem in Köln (2 M) erschienen, behandelt. Wirtschaftlicher Niedergang, Inferiorität, Unfähigkeit des Katholizismus im modernen Erwerbsleben, sind einige der Schlagworte, die man immer wieder in kirchenfeindlichen Zeitungen, Büchern, Broschüren und Flugblättern lesen kann. Meyenberg, der hochgefeierte Redner, hat der Broschüre eine programmatische Einführung vorausgeschickt. In seiner geistreichen Weise zeigt er die Zusammenhänge zwischen dem Kulturbefehl der Genesis und dem Kulturprogramm Christi bis zum Syllabus Pius' IX. und der Rosenkranzenzyklika Leos XIII. vom Jahre 1893. Innerlichkeit und Aszese, kirchliches Leben und religiöser Sinn stehen dem irdischen Kulturstreben durchaus nicht hindernd im Wege. Ein energischer Aufruf an die deutschen Katholiken zur regsten Anteilnahme an dem gegenwärtigen Aufschwung der Gesamtkultur und eine ernste Gewissenserforschung ist die Broschüre Dr. Rosts.

Die Statistik ist eine ernste, hochernste und rücksichtslose Wissenschaft, der wir dankbar sein müssen, wenn sie uns die Augen öffnet über gewisse Wunden und tote Punkte, wenn sie uns auf dem einen oder anderen Gebiete eine absteigende Kurve rücksichtslos nachweist, wo wir eher eine Linie nach oben erwartet hätten. Die Katholiken Deutschlands sind unter dem Einfluß

geschichtlicher, geographischer und politischer Verhältnisse tatsächlich vielfach in ihrer Anteilnahme an dem gegenwärtigen Aufschwung der Gesamtkultur zurückgeblieben. Die Ursachen dieser sog. Inferiorität deckt Dr. Rost auf und schlägt Abwehrmaßregeln vor. Im Wesen des Katholizismus, der alle Gewähr für die größte Kulturhöhe in sich schließt, liegt die sog. Inferiorität nicht. Der Grund ist die größere Armut der deutschen Katholiken. Ein großes zuverlässiges Tatsachenmaterial erläutert das. Es handelt sich also hier um einen Versuch, die ganze Inferioritätsdebatte auf das Wirtschaftsleben hinüberzuführen. Dem Verfasser erscheint es besonders wichtig, auf die Bessergestaltung der materiellen Lage der Katholiken in Handel und Verkehr, in Industrie und Gewerbe hinzuarbeiten.

Dr. Rost führt das Programm seiner Schrift im einzelnen in sechs Abschnitten durch: der Anteil der Katholiken am Reichtum; der Anteil der Katholiken am Studium; die Ursachen der sog. Inferiorität; die grundsätzliche Stellung der katholischen Religion zur materiellen Kultur und zum Geistesleben; Anzeichen des wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufschwunges der deutschen Katholiken; Maßnahmen im Kampfe gegen die Inferiorität. Ferner ist einige Literatur angegeben. Die einträglichste und lukrativste Berufs- und Gewerbeart ist, wie erwiesen, der Handel; dem folgt die Industrie und zuletzt die Landwirtschaft. Eine genaue Scheidung des Anteils der Konfessionen an diesen verschiedenen Berufsarten werden erst die Resultate der Berufs- und Gewerbezählung von 1907 bringen. Der Verfasser mußte seine Untersuchung auf Elsaß-Lothringen, die Stadt Frankfurt und das Großherzogtum Baden beschränken. Er kommt zu dem Resultate, daß die Katholiken an den gewinnbringenden Berufsarten Handel und Industrie bedeutend weniger beteiligt sind, als es nach der konfessionellen Anteilziffer der Fall sein sollte.

Der Reichtum der verschiedenen Konfessionsgruppen kann durch nichts besser erkannt werden als durch die staatlichen Steuersummen. Der Verfasser erläutert dies durch die Zahlen von Berlin und Frankfurt. Bezüglich Baden kommt der Verfasser zu dem Ergebnis: Der protestantische Kapitalienbesitzer in Baden verfügt im Durchschnitt über das doppelte, der jüdische über das dreizehnfache Kapital, welches der Katholik versteuert und welches der Kapitalrentensteuer unterliegt. Die Grund-, Häuser-, Gefäll-, Gewerbesteuer und die Anschläge der Einkommensteuer zeigen, daß die Katholiken den beiden anderen Konfessionen bedeutend nachstehen, wenngleich hier die Unterschiede weniger erklecklich sind. Ebenso zeigt eine Statistik der Sparkassenbücher, daß die protestantischen Regierungsbezirke in höherem Maße an der Volkssparsamkeit beteiligt sind als die katholischen. Für Bayern fehlen zahlenmäßige Anhaltspunkte. Der Verfasser glaubt aber namentlich aus den Beobachtungen in Augsburg das gleiche feststellen zu können. Dürfen diese Teilergebnisse verallgemeinert werden? Wenn ja, dann ist die unanfechtbare Tatsache gegeben, daß die Katholiken einen viel geringeren Grad von Wohlstand und Reichtum aufzuweisen haben, als ihrem Anteil an der Bevölkerung entspricht. Damit ist die Ursache gegeben, warum die Katholiken auch hinsichtlich des mittleren und höheren Studiums nicht den entsprechenden Anteil erreichen. Erstaunlich niedrig ist das Kontingent, das die Katholiken zu den Hochschulprofessoren stellen. Von 197 bayerischen Hochschulprofessoren waren 1896 84 Katholiken einschließlich der Theologieprofessoren an den Universitäten, 109 Protestanten und 4 Israeliten, d. i. 43% Katholiken, 55% Protestanten, 2% Israeliten, während der Bevölkerungsanteil 71, bzw. 28% beträgt. Ueber die Konfessionsangehörigkeit der landesangehörigen Hochschüler sind Angaben nicht vorhanden.

Das Statistische Jahrbuch von Bayern für 1907 ermöglicht auch hier Schlüsse, die nicht gerade zugunsten der Katholiken sprechen. 1905/06 stammten 9,6% der Studierenden der Universität München von Eltern, die der Land- und Forstwirtschaft angehören, 18% gehören zur Berufsabteilung Industrie und Baugewerbe, 25,7% zu Handel und Verkehr, 35,6% zum öffentlichen Dienst einschließlich der Pensionisten und 11,1% sonstigen Berufen und Berufslosen (Rentnern). Das Verhältnis war:

	Universität Würzburg	Universität Erlangen	Technische Hochschule	Forstliche Hochschule Aschaffenburg
Land- und Forstwirtschaft	14,3%	6,9%	8,3%	32,4%
Industrie und Baugewerbe	20,6%	18,9%	30,9%	17,6%
Handel und Verkehr . . .	25,1%	22,0%	32,2%	10,8%
Oeffentlicher Dienst	32,6%	44,0%	23,1%	33,8%
Sonst. Berufe u. Berufslose	7,4%	8,2%	5,5%	5,4%

Zahl der Studierenden, deren Eltern zur Berufsabteilung gehören:

		Land- und Forstwirtschaft	Industr. u. Baugewerbe	Handel und Verkehr	Öffentl. Dienst	Sonstige Berufe u. Berufslose
Lyzeen	1901/02	34,5	28,5	14,9	16,6	5,5
	1905/06	38,7	29,1	12,8	13,7	5,7
Tierärztliche Hochschule	1901/02	11,8	22,5	20,6	38,6	6,5
	1905/06	19,0	19,0	19,6	29,3	13,1
Akademie für Landwirtschaft und Brauerei Weihenstephan	1901/02	17,1	32,5	16,2	21,6	12,6
	1905/06	25,0	36,5	15,4	14,1	9,0
Akademie der bildenden Künste	1901/02	7,4	38,3	24,7	22,4	7,2
	1905/06	9,3	38,2	24,7	21,9	5,9
Akademie der Tonkunst	1901/02	3,1	27,7	23,8	37,5	7,9
	1905/06	2,3	30,1	25,1	36,4	6,1

(Die Zahlen von 1901/02 sind für das Wintersemester, die Zahlen von 1905/06 für das Sommersemester.)

Für Bayern kann Dr. Rost feststellen: An keiner Mittelschule kommen die Katholiken ihrem Bevölkerungsanteile nahe. Das gleiche gilt nach den angeführten Zahlen auch für die Hochschulen. Land- und Forstwirtschaft stellen zu den Hochschulen einen im Vergleich zu den anderen Berufen verhältnismäßig geringen Prozentsatz. Das Gros der kath. Bevölkerung Bayerns gehört aber der Berufsgruppe Land- und Forstwirtschaft an. Ebenso sind in Elsaß-Lothringen, Hessen, Baden, Württemberg die Katholiken in der Beteiligung am Studium numerisch zurückgeblieben. Am ehesten sind die Katholiken noch zu finden an den Gymnasien, welche die notwendigen Vorbereitungsschulen für die höheren geistigen Berufe, namentlich für den Seelsorgerberuf sind. Diese einigermaßen günstige Lage wird aber sofort abgeschwächt durch den großen Ausfall von Abiturienten durch das Studium der Theologie. Am wenigsten kommen die Katholiken zur Geltung in den Schulen, welche für das praktische reale Leben vorbereiten.

Wie kommt es, daß der kath. Bevölkerungsteil in Deutschland ärmer an materiellen Gütern und anteilsloser am Wissenschaftsbetrieb ist als der protestantische und israelitische Volksteil? Dr. Rost sucht die Ursachen in drei Momenten, in der geographischen Verbreitung der Konfessionsbevölkerung, in der historischen Entwicklung des Kultur- und Geisteslebens im Laufe der verflossenen Jahrhunderte und in der sozialen und politischen Gestaltung der neuzeitlichen Lage. Die Protestanten und Juden sind in viel höherem Maße Stadtbewohner als die Katholiken. Die gewinnbringenderen Gewerbe haben ihren Standort meist in den Städten. Die Katholiken sind dagegen in höherem Grade Landbewohner und Ackerbautreibende. Die Bildungsgelegenheit ist also für die Katholiken, abgesehen vom härteren Kampf ums Dasein, nicht so groß. Die Bildungsstätten stehen den Katholiken weniger leicht und nur kostspieliger offen. Für Bayern wird diese den Katholiken ungünstige, weit zurückreichende Schulpolitik klar nachgewiesen. Bei den historischen Gründen kommt in Betracht die systematische Verdrängung der Katholiken aus den höheren, einflußreichen Stellungen namentlich in Preußen. Bayern krankt heute noch an den Wirkungen der Säkularisation.

Bei den sozialen und politischen Gründen kommt in Betracht die staatliche Bevorzugung der Protestanten in den höheren Beamtenkategorien (System Crailsheim in Bayern), die durchaus ungenügende und minderwertige Besoldung der kath. Geistlichkeit. Der Pfarrer in Bayern hat im Durchschnitt den Gehalt eines Oberbriefträgers. Ein weiterer Grund liegt in der politischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte seit der Entstehung des Kulturkampfes. Viele tüchtige Kräfte nimmt das öffentlich politische, journalistische und soziale Leben in Anspruch. Ein Hauptgrund liegt nach Dr. Rost in der Grundstimmung des kath. Volkes, in der unbewußten Unterschätzung des Wertes von Wissenschaft und Reichtum für die Kultur des Katholizismus überhaupt. Das kath. Volk hat einen bedeutend größeren Anteil an den Kultusstiftungen als an den Wohlfahrtsstiftungen. In Bayern ist das Land die eigentliche Domäne der Kultusstiftungen. Könnte sich ein Umschwung in der Gesinnung der Bevölkerung anbahnen lassen, wonach an Stelle der vielfach überflüssigen und toten Kultusstiftungen Stiftungen für lebendige Zwecke, für den Albertus-Magnusverein, für die Görresgesellschaft, für Studierende kath. Konfession auf Gymnasien und Universitäten treten würden —

der Nutzen für die kath. Kirche, für den Kampf der kath. Weltanschauung um ihren Platz an der Sonne, der von so vielen christentumsfeindlichen Kämpfern umzingelt und verdunkelt wird, dieser materielle und geistige Gewinn würde ohne Zweifel eine neue Aera katholisch-wissenschaftlichen Lebens in Deutschland heraufziehen lassen. Als letzten Grund führt Dr. Rost an die Lauheit und den Mangel an energischem Eifer der einsichtigen gebildeten Kreise. In einer Erörterung der grundsätzlichen Stellung der kath. Religion zur materiellen Kultur und zum Geistesleben schildert Dr. Rost den Katholizismus als das Kulturideal, in dessen Wesen es durchaus nicht begründet ist, wenn die Katholiken geringeren Anteil an der materiellen Kultur und am Geistesleben haben, als ihnen gebührt. Es wird dann der Nachweis geliefert, daß die Katholiken auf allen Gebieten in einer erfreulichen Aufwärtsbewegung begriffen sind, dank der politischen Organisation des Zentrums im Reiche sowohl wie in den Bundesstaaten, so daß für eine ruhige, innere, kulturkampffreie Entwicklung des gesamten Lebens in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung Gewähr gegeben ist. Das Ceterum censeo der deutschen Katholiken aber lautet, alle Kräfte aufzurütteln, um ihren materiellen Besitzstand zu erhöhen, durch Pflege der höheren Studien und der Wissenschaft den Einfluß des Christentums, der kath. Religion in allen Gesellschaftsschichten zu vertiefen und so dem Katholizismus im Kultur- und Geistesleben jene Bedeutung zurückzugewinnen, die ihm infolge seines Wahrheitsgehaltes und seiner Schönheits- und Kraftfülle gebührt. Dr. Rost erwähnt unter den Mitteln und Wegen, die zu diesem Ziele führen, die Tätigkeit der Katholikentage. Die Frage der Inferiorität darf nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Im Laufe des kommenden Winters soll in allen kath. Vereinen und Organisationen Deutschlands unser Thema wenigstens in einem ausführlichen Vortrage mit Diskussion und Reformvorschlägen behandelt werden. Die größeren Tagesblätter sollen einen Aufruf bringen, der auf die Notwendigkeit solcher Maßnahmen hinweist. Drei Organisationen weist der Verfasser eine führende Rolle zu bei Lösung dieser Aufgaben: der Görresgesellschaft, dem Volksverein für das kath. Deutschland und dem Verband kath. kaufmännischer Vereine.

Notwendig ist ferner ein besseres solidarisches Zusammenhalten der katholischen Geschäftswelt, Unterdrückung von Neid und Mißgunst, größerer Wagemut, Nachahmung jüdischer Vorzüge solider Art. Was Dr. Rost hier ausführt, ist aller Beachtung wert. Ebenso notwendig wäre ein solidarisches Zusammenhalten der katholischen Gelehrtenwelt. Es können auch innerhalb des Katholizismus verschiedene Geistesrichtungen bestehen ohne gegenseitigen Kampf bis zur Vernichtung; den Gegnern des Katholizismus bereitet das Freude. Wenig Freude davon haben aber alle wohlmeinenden Katholiken. Auch da etwas mehr Liebe und weniger Mißgunst. Große Aufgaben im Geschäftsleben weist der Verfasser den katholischen kaufmännischen Vereinen zu. Einen besonderen Appell richtet der Verfasser an den katholischen Klerus, das altherkömmliche ideelle Privileg, den Nachwuchs gebildeter katholischer Elemente zu fördern, sich zu wahren. Ferner mahnt der Verfasser, es möchte ein Umschwung in der Gesinnung des katholischen Volkes herbeigeführt werden dadurch, daß der Opfersinn der wichtigsten Aufgabe, der Ueberwindung der Inferiorität, sich zuwendet durch Errichtung sozialer Wohlfahrtsstiftungen. Den Reichtum zu fördern ist imstande die Antialkoholbewegung, eine Kulturtat ersten Ranges. Klerus und einsichtige Laien müssen auf unserer Seite viel energischer in der Reform des Alkoholgenusses zu Werke gehen. Der kath. Priester sollte schon aus Idealismus so gut wie ganz alkoholenthaltsam sein. Die kath. Religion verbietet alle Schlaffheit im wirtschaftlichen, alle Trägheit im geistigen Leben. Es ist eine ernste Gewissenserforschung, die Dr. Rost anstellt. Möge sie namentlich auch in den führenden Kreisen der Katholiken Deutschlands die gebührende Beachtung finden und zu einer regen persönlichen Kleinarbeit Anlaß geben. „Unsere kath. Kirche, deren Vergangenheit mit ihren herrlichen Domen, ihren Kunstdenkmälern, ihren Kulturerrungenschaften, mit ihren Segnungen für die Völker und den Einzelmenschen ein beredtes Zeugnis ihrer kulturellen Kraft und Höhe darstellt, muß durch die Energie und den Idealismus ihrer Mitglieder zu einem machtvollen Einfluß auf allen Gebieten des Lebens gebracht werden, damit der tiefe Inhalt ihres Wesens an Wahrheit, Schönheit, Kraft und Glück unserem Volke teilhaftig werde. Der letzte Rest inferioren Verhaltens der deutschen Katholiken muß untergraben werden. Das ist die Zielrichtung und das brennendste Problem der Katholiken Deutschlands für die nächste Zukunft."

Gottes Garten.

Von osterfrohen Siegen
Klingt's in die Welt hinaus —
Die grünen Gräber schmiegen
Sich eng ums Gotteshaus.

Ich seh' den Heiland wandern
Durchs stille Gartenland,
Von einem Grab zum andern
Mit Blumen in der Hand.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Späte Ostern tragen Blumenkränze.

Skizze von R. Fabri de Fabris.

Es war ganz still in dem großen Zimmer. Die Vorhänge waren herabgelassen; ein kräftiges Feuer warf roten Glast durch die Marienglasscheiben des Ofens, und ein feiner Duft von blühenden Hyazinthen kam vom Fensterbrett. Draußen heulte der Ostwind sein Kriegslied und warf in höhnischer Herausforderung eine Handvoll gefrorenen Schnees nach der anderen gegen die Scheiben. Man war schon in der Karwoche; aber der Winter war noch einmal mit ganzer Kraft zurückgekehrt.

Vom Schreibtisch zwischen den Fenstern kamen jetzt die kritzelnden Laute einer eilig geführten Feder. Es war wie hastiges, leidenschaftliches Einsprechen auf irgendeinen Machthaber, der nicht hören will. Die Schreiberin hatte den Kopf tief auf die Arbeit gesenkt. Das Lampenlicht fiel auf ein feingeschnittenes Profil; aber die Wangen des jungen Mädchens waren schmal und blaß, und um die Augen lagen dunkle Schatten, wie Nachtwachen, Ueberanstrengung und Sorgen sie in die Menschengesichter zeichnen.

Leise öffnet sich die Türe. Eine alte Magd tritt ein und hält der Dame ein beschmutztes Blatt hin.

„Die Kohlenrechnung, Fräulein Anna!" Es klang wie unheilvoller Schicksalsspruch.

„Pst, Lena! Mutter ist endlich eingeschlafen." Besorgt blicken beide in die Ecke beim Ofen. Da liegt in ihrem Krankenstuhl die gelähmte Mutter. Es ist ein trauriges Bild. Die eine Gesichtshälfte der Kranken ist schrecklich verzogen, die linke Hand gekrümmt, fast formlos.

„Der Mann wartet, Fräulein"...

Seufzend nahm Anna ein Zwanzigmarkstück aus einem Fache des Schreibtischs. Es war ihr letztes. Die Neujahrsrechnungen und die Miete hatten alle Barmittel verschlungen. Nun mußte sie schreiben, schreiben, um den Lebensunterhalt für sich und die Mutter zu bestreiten; denn die wenigen Privatstunden, die sie gab, reichten bei weitem nicht. Und der Vater, der Landarzt gewesen, war doch schon zehn Jahre tot. Damals war Anna sechzehn Jahre alt gewesen. Wenn sie an diese letzten zehn Jahre ihres jungen Lebens dachte, war es ihr, als lese sie in einem alten Buche ernste Geschichten von Traurigkeit und Angst, von Not und Verlassenheit. Nur wenige helle und freundliche Blätter waren in diesem Lebensbuche.

Anna hatte das Lehrerinnenexamen gemacht. Eine feste Stelle hatte sie nicht annehmen können, weil die Pflege der schon seit Jahren kränkelnden Mutter sie ans Haus band. Die Freunde ihres Hauses hatten ihr Nachhilfe- und Privatstunden verschafft. Aber, wie das so zu gehen pflegt: allmählich verlor sich die Teilnahme an dem traurigen Schicksale der Familie des Dr. Braun, und die Schülerinnen verloren sich auch zum großen Teil; denn die verwöhnten und empfindlichen jungen Dinger saßen nicht gerne in demselben Zimmer mit der gelähmten Frau.

So hatte Anna auf andere Erwerbsmittel sinnen müssen. Ihre Lehrer hatten einst ihre blühende Phantasie, ihren gewandten Stil gelobt. „Ich will kleine Feuilletons für Zeitungen und Zeitschriften schreiben," hatte sie gedacht. „Vielleicht glückt es."

Im letzten Sommer hatte sie zu schreiben angefangen, ohne Rat, ohne jede Kenntnis von Dingen des Schriftstellertums. Sie schrieb die Gedanken und Bilder hin, die auf sie einstürmten, ungezwungen und ungesucht, so wie die Blume ihren Duft gibt und der Vogel im wilden Wald sein Lied singt. Sie schrieb am späten Abend und in der Nacht, wenn der Krankendienst ihre Hände freigab. Und während des Schreibens erlebte sie ihre Feierstunden. Eine neue Welt stand auf ihren Ruf da, und die Gestalten, die darin wandelten, waren ihr wie teure,

längst gekannte Freunde. In diesem Reiche der Schönheit war alles, was ihr fehlte, waren Friede und Ruhe und Sonne daheim. Die häßlichen Alltagssorgen durften ihre verzerrten Gesichtszüge dort nicht zeigen. Die Schaffensfreude, die geheimnisvolle Welt der Dichtung, waren die hellen und freundlichen Blätter in Annas Lebensbuch gewesen.

Aber dann kam eine Zeit, in der die Sorgen doch anfingen, auch in diese Feiertagswelt hineinzuspuken. Das war, als die an verschiedene Blätter gesandten Manuskripte mit höflicher Ablehnung zurückkamen und sie von anderen gar nichts mehr hörte.

Ein einziger Redakteur hatte Zeit und Menschenfreundlichkeit genug gehabt, der jungen Anfängerin zu schreiben, daß ihre Arbeiten zwar hübsch und gewandt seien, daß ihnen aber jede persönliche Note fehle.

Ja, die persönliche Note! Die Eigenart!... Wie ein Alb senkte sich die grausame Erkenntnis auf die Brust des Mädchens. Der Mann hatte recht. Sie hatte es selbst wohl dunkel gefühlt: ihr Stil war zu hübsch und glatt; ihre Arbeiten waren Dutzendware gewesen. Der Stil der begabteren höheren Tochter. Und mutlos war ihr das Heft mit der zurückgesandten Arbeit aus der Hand gesunken, und sie hatte bittere, hilflose Tränen geweint. Ach, wenn man ihr doch helfen wollte! Sie schrieb ja nicht um eiteln Ruhm: sie schrieb ja nur um das tägliche Brot.

Sie hatte solch starkes Hoffen auf diese letzte Arbeit gesetzt. Und nun war alles vorbei. Schon lange war sie in ihren alten, abgetragenen Kleidern gegangen; nun würde sie hungern und selbstverständlich die alte Lena entlassen müssen. An Schreiben war dann freilich nicht mehr zu denken. Aber das schien ihr plötzlich merkwürdig gleichgültig. Sie würde ja doch nur eine Stümperin sein.

Es war alles schwer und tot in ihrem Herzen. Die schöne Feiertagswelt lag versunken; die Erinnerungen an bessere Tage quälten ihr Hirn, und das hohe Lied der Hoffnung von einer schönen Zukunft war ein Märchen gewesen, ein Märchen mit schönen, falschen Augen. Erst jetzt fühlte sie, was diese Hoffnung ihr gewesen war. Was dem Verirrten der Anblick traulichen Herdfeuers in menschlicher Behausung, was dem Heimwehkranken die Glockengrüße der Heimat, was dem in banger Dunkelheit Wandelnden das goldene Himmelslicht. Und nun stand sie ganz allein, ein schwaches Mädchen, im Kampf mit dem Leben, dem steinernen Riesen ohne Herz und ohne Sinne. Er würde sie zermalmen in seinen harten Armen. Die Angst der Verlassenheit schüttelte ihre Glieder. War denn niemand da, ihr zu helfen? War denn kein Gott im Himmel mehr?... War er denn nicht der Vater der Witwen und Waisen?... Sollte ihr Leben denn eine einzige bange, dunkle Fastenzeit sein ohne den erlösenden Sonnenmorgen des Ostertags?...

Eine zeitlang saß sie so da, erstarrt in hilfloser Verzweiflung. Aber ihr besseres Gefühl und ihr fester Christenwille halfen ihr endlich, die finstern Geister zu verscheuchen.

„Gott ist da und hält uns alle in seiner Hand. Er weiß, warum ich leiden muß. Ich will demütig sein und nicht klagen."

Und sie versuchte an diesem Abend das letzte Mittel, das ihr geblieben schien: sie schrieb an den wohlwollenden Redakteur, schilderte ihm ihre Lage und bat ihn, eine kleine Uebersetzung aus dem Englischen doch aufzunehmen. Vielleicht würde er es aus Mitleid tun... Der Gedanke trieb ihr das Blut heiß in die Schläfen. War sie nun nicht soviel wie eine Bettlerin geworden?... Aber Armut muß lernen, durch niedrige Türen zu gehen.

Nun saß sie an diesem Abend und schrieb, schrieb, als mache sie einen verzweifelten Wettlauf mit dem Schicksal.

Draußen waren jetzt Schritte auf dem Flur.

Eine wohltönende Männerstimme, dazwischen die helleren Laute der alten Magd.

„Der Sanitätsrat!" Ein Gemisch von Freude und Unbehagen durchfuhr das junge Mädchen. Er war so oft gekommen in den letzten Wochen und hatte doch schon vor so langer Zeit erklärt, daß der Mutter nicht zu helfen sei. „Ich muß doch ab und zu nach dem Rechten sehen bei Mutter und Tochter," entschuldigte er seine fortgesetzten Besuche. Und seine beiden mutterlosen Töchterchen brachten der Kranken oftmals blühende Blumen und frisches Obst. Mit ihm war jedesmal ein wenig Sonne in Annas traurigen Tag gekommen. Aber allmählich hatte sich in den Trost und die harmlose Freude, die ihr die Besuche des gütigen Mannes brachten, eine bange Besorgnis geschlichen. Sie hatte mit beschämtem Herzen die Entdeckung gemacht, daß sie mit heimlicher Sehnsucht auf die Zeit seines Kommens gewartet, daß sie sich über den Klang seiner Stimme, den treuen Blick seiner Augen, den Druck seiner Hand innig gefreut hatte.

„Nur das nicht, lieber Gott, nur die Demütigung und Qual einer unbegehrten hoffnungslosen Liebe nicht". Sie machte ein paar Schritte vorwärts. Dann befiel sie ein heftiger Schwindel.

Jäh sprang Anna auf, den Gast zu empfangen. ..

„Es ist nichts," wollte sie sich ermannen, „ich habe ja heute nicht zu mittag gegessen." Aber sie hörte das Blut in ihren Ohren rauschen und sah die Gestalt des Mannes wie in einem Nebel. Und undeutlich, aus unbekannten Fernen kamen die Worte an ihr Ohr:

„Wie bleich Sie sind, Fräulein Anna! Sie dürfen sich nicht aufreiben!"... Dann sah und hörte sie nichts mehr.

Als sie zu sich kam, kniete die alte Lena da und rieb ihr die Hände; der Arzt stand über sie gebeugt, den Ausdruck sorgender Liebe in den Augen, und vom Fahrstuhl der Mutter kam hilfloses Wimmern. Da raffte Anna sich gewaltsam auf und versuchte tapfer aber mit todblassen Lippen über diese erste Ohnmacht ihres Lebens zu scherzen. Aber der Arzt zwang sie, ein Glas Wein zu trinken und einen Bissen zu essen. Und als die Magd sich in ihre Küche zurückgezogen hatte, nahm er ihre beiden Hände und sah ihr voll ernster Liebe in die Augen. Da mußte sie die ihrigen niederschlagen, und ihr blasses Gesicht glühte plötzlich wie eine Rose.

Der Sanitätsrat aber sagte in merkwürdig bewegtem Tone: „Anna, so etwas darf nicht wieder vorkommen. Der Gedanke, daß — seine Stimme zitterte — Ihnen etwas zustoßen könnte, macht mich unglücklich. Sie haben doch gewiß gemerkt, wie teuer Sie mir geworden sind"... — — „Anna," fuhr er nach einer Pause fast flüsternd fort, „willst du meine liebe Frau sein, die Mutter meiner Kinder?"...

Ihre Schwäche war wohl noch so groß, daß sie nicht gleich zu antworten vermochte; aber was er in ihren Augen las, machte ihn froh und glücklich. Und sie wehrte ihm nicht, als er sie fest in seine Arme zog.

Später am Abend gestand sie ihm scherzend:

„Weißt du auch, daß du eine verunglückte Schriftstellerin heiratest, eine ohne „eigene Note"?"

Da zog er sie lachend in seine Arme:

„Deine Eigenart genügt mir vollkommen, Liebling. Ich habe sie in deinem echt frauenhaften Walten erkannt. Das ist mir lieber als aller Schriftstellerruhm der Welt."

Nun war die lange, bange Fastenzeit für Anna vorbei. Ihr Osterfest war spät gekommen; aber nun guckte es mit blanken Augen in ihr Stübchen, und es trug den Kranz aus blühenden Blumen, den nur verdientes Glück den leidgeprüften Menschenkindern zu winden versteht.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Hohe Auszeichnung.

Unter Anerkennung seiner hohen Verdienste um das Zustandekommen des Reichsvereinsgesetzes wurde dem Reichstagsabgeordneten Müller-Meiningen eines von den Stuhlbeinen verehrt, die jüngst vom Kronprinzen während seines Unwohlseins im Potsdamer Palais (Berl. Lok.-Anz. Nr. 182, 8. April) gedreht wurden. Wir gratulieren! Badenia.

„Armer Freisinn."

Der Freisinn saß so froh bei Tisch
Bei Bülow dem Zitator
Und dachte an den Nachtisch nicht,
An Bülow den Diktator;
Zum Nachtisch saure Aepfel gab's
— längst war die Lust vergessen,
Und schließlich hat der Freisinn (schwapps!)
Gar „aus der Hand gefressen". Georg Heydkamp.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im **Hoftheater** erschien nach längerer Pause wieder Kloses „Ilsebill". Die dramatische Symphonie übt noch unverminderte starke Wirkungen aus, so daß eine größere Berücksichtigung des Werkes im Spielplan in jeder Hinsicht zu empfehlen ist. Als Gast erschien aushilfsweise Bolz (Stuttgart), der sich schon öfters hier als tüchtiger Tenorist erwiesen hat. — Die Oper „Don Quijote", deren Wiederholung durch Urlaubs- und Krankheitsverhältnisse seit Januar sich verzögert hatte, erschien jüngst wieder einmal auf dem Spielplan. Diese Vorstellung war nur möglich durch Frl. Faßbenders Einspringen, welche in kurzer Zeit die Lucinda lernte, eine sehr anerkennenswerte Tat, zumal sich kaum Gelegenheit bieten wird, die gelernte Partie auszunützen.

Aus den Konzertsälen. Als Solist des 11. Kaimkonzerts hatte Arrigo Serato, ein Geiger von bravourösem Können und starkem Empfinden, bedeutenden und wohlverdienten Erfolg. Daß ein Italiener in der Auffassung Beethovens mit uns Deutschen nicht in allen Punkten übereinstimmt, dürfen wir dem Künstler nicht zur Last legen. Die Leitung des Konzertes (sowie des kommenden letzten) hat Ferdinand Löwe (Wien) übernommen. Der ausgezeichnete Dirigent, welcher hiermit an der Stelle seiner früheren Tätigkeit wieder erschien, wurde von dem Publikum sehr gefeiert und seine zwingende Persönlichkeit wußte aus dem Orchester das zurzeit Möglichste herauszuholen. Das Programm enthielt die Egmont- und Coriolanouvertüre und Beethovens C-Dur-Symphonie. — Der Liederabend von Joseph Loritz brachte uns mancherlei Neues. Wenn auch nur die Kompositionen von Trunk und Mauke sich einer strengeren Bewertung würdig erweisen, so war es doch verdienstvoll, wenn der treffliche Sänger einmal noch nicht gehörte Sachen zum Vortrag brachte. — Sehr erfolgreich gestaltete sich der letzte Liederabend von Ludwig Heß. Das harmonisch zusammengestellte Programm und die ausgezeichneten sanglichen und vortragstechnischen Qualitäten des beliebten Künstlers bereiteten ihm wieder eine jubelnde Aufnahme.

Verschiedenes aus aller Welt. Das diesjährige Shakespearefest zu Statford-on-Avon wird am 20. April beginnen und drei Wochen lang dauern. „Maß für Maß", „Richard III.", „Heinrich V.", „Romeo und Julia" und „Hamlet" werden mit ersten Kräften der englischen Bühnen zur Aufführung gelangen. — In Berlin starb der Hofkapellmeister Joseph Sucher, ein Dirigent von hervorragenden Qualitäten, dessen Name mit der Geschichte der Kunst Richard Wagners immer verbunden bleiben wird. — Die Wiesbadener Hofbühne hat „Lohengrin" in einer historisch wie malerisch sehr bemerkenswerten Neuausstattung herausgebracht. Die Vorstellung konnte bereits als Probe zu den Festspielen, zu welchen der Kaiser erwartet wird, gelten. — Saint-Saëns' musikalisch nicht sehr bemerkenswerte Oper „L'ancêtre" blieb in Prag ohne besonderen Erfolg. Die Textdichtung von Lassus wird ungünstig beurteilt. — „Ariane und Blaubart" von Maeterlinck, Musik von Paul Dukas, fand in der Wiener Volksoper nur eine mittlere Aufnahme. Die Kritik kennt die eigenartige Stimmungsmalerei und die leuchtenden Farben der Orchestersprache an. Bühnenkräfte und Publikum befanden sich aber in ihnen ungewohnter Sphäre. — Ludwig Fulda hatte mit einer Novität, die in Hamburg zur Aufführung kam, abermals keinen durchschlagenden Erfolg. „Der Traum eines Glücklichen" nennt sich das Schauspiel, in dem einem Ehemann die Treue seiner Gattin suggeriert wird. Dank der Hypnose bleibt er also ein „Glücklicher". — Die Münchener Musikalische Bibliothek ist durch Schenkung in den Besitz der Stadt übergegangen. — In Antwerpen hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche allsommerlich deutsche Theatervorstellungen mit ersten Kräften veranstalten will. — Aus San Remo wird der große Erfolg einer Opernpremiere, „Jocelyn" von L. M. Tedeschi, gemeldet. — In Straßburg hatte „Paria", eine Oper von Albert Gorter, sehr günstige Aufnahme. Gorter, der vormals in Karlsruhe Felix Mottls Mitarbeiter war, dirigierte sein Werk selbst, welches sehr wohlklingende Melodien besitzt und teilweise leitmotivisch gearbeitet ist. Die Textdichtung hat der Tondichter nach Michael Beers bekanntem Drama geschickt verfaßt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

War es reiner Zufall oder gut vorbereitete Absicht, dass die Emission der neuen grossen heimischen Anleihen und die definitiv genehmigte Börsengesetzvorlage sich in einer Woche erledigten? Jedenfalls sind mit der Perfektionierung dieses Gesetzes die immerhin zweifelhaft gewesenen Resultate dieser Zeichnungen um ein Bedeutendes gebessert worden. Es ist nicht zu verkennen, dass ein derartiger Umschwung für einen vollen Zeichnungserfolg unbedingt notwendig war. Abgesehen von der nicht eingetretenen und doch so bestimmt erhofften Besserung am Geldmarkt waren es vornehmlich die direkt feindselig gehaltenen Finanzartikel des Auslandes, besonders aus England, welche das ausländische Kapital von einer Zeichnung der Anleihen abhalten wollten. Der wahre Grund dieser Intention wird wohl in der Befürchtung der auswärtigen Haute-Finance zu suchen sein, dass durch eine zu starke Beteiligung des ausländischen Kapitals an diesen Anleihen sich der internationale Geldmarkt zugunsten Deutschlands wesentlich verschieben würde. Es wird zu erwarten sein, dass der, wenn auch überaus grosse Betrag der Anleihen vom Inland und den heimischen Kapitalistenkreisen gezeichnet wird. Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass der heimische Geldmarkt in letzter Zeit durch die verschiedensten Staatsanleihen und Kommunalbedürfnisse fortwährend beunruhigend in Anspruch genommen wurde. Immerhin aber ist zu registrieren, dass alle Anleihen und insbesondere die in letzter Zeit subskribierten industriellen Obligationen schlankweg plaziert wurden. Die deutsche Geldmarktsituation wird auch diese neue Kraftprobe gut überstehen. Durch diese Staatsanleihen, die mehr oder minder in feste Hände, insbesondere der vielen Sparkassen gelangen, werden bedeutende Beträge flüssig gemacht, so dass die Anleihen auch indirekt einen günstigen Einfluss auf die weitere Entwicklung der monetären Verhältnisse haben werden.

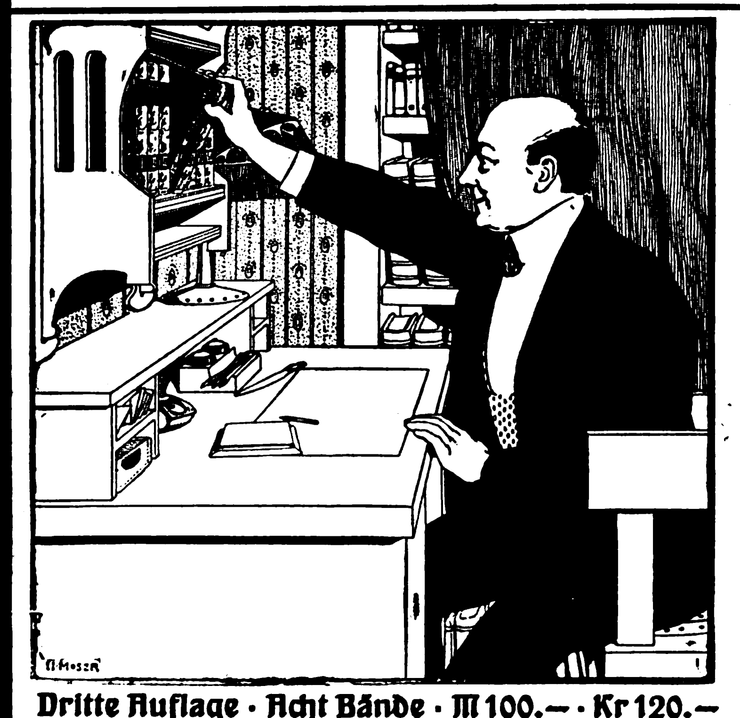
Die nunmehr eingetretene und seit langen Jahren von allen Faktoren der Börse, Handel und Industrie so sehr gewünschte Aenderung des Börsengesetzes hat, wie nicht anders zu erwarten war, das ganze Börsengebilde von Grund auf verändert. An Stelle der bisherigen Lethargie und Mutlosigkeit trat mit einem Schlage erhöhte Tatkraft, vermehrte Bewegungsfreiheit und vor allem gestärkte Unternehmungslust. Die Depression, welche schon so lange auf den deutschen Börsen lastete, kann selbstverständlich nicht mit einem Schlage verschwinden. Immerhin dürfte sich für die nächste Zeit, wenn auch mit vorübergehenden Rückschlägen zu rechnen ist, eine erhöhte Belebung der Märkte entwickeln, und so den deutschen Börsen wieder der Platz eingeräumt werden, welcher in wirtschaftlicher Beziehung und in Ansehung der heimischen Industrie denselben gebührt. Die erste Konsequenz der veränderten Sachlage werden vor allem erhöhte Umsätze und widerstandsfähigere Märkte sein, und das deutsche Publikum wird, wenn auch sukzessive, so doch sicherlich bald in vermehrtem Masse von den auswärtigen Börsen abgelenkt und sich den heimischen Märkten zuwenden. Es ist dies schon Grund genug, vom fachmännischen Standpunkte aus betrachtet, mit der Situation zufrieden zu sein. Erhöhte Einnahmen aus den Effektenstempelumsätzen werden dies schon von der praktischen Seite beweisen. Auch die Geldmarktverhältnisse werden durch Wiedereinführung von Termingeschäften für Industriepapiere, erheblich gewinnen und grosse Beträge, welche bisher in den Kassawerten investiert waren, werden nunmehr indirekt Handel und Industrie zufliessen.

Was die Einzelheiten des Verkehrs in der abgelaufenen Woche betrifft, so sind die fulminanten Kurssteigerungen, welche durch die Erweiterungen der Interessentenkreise und durch die Deckungen von grossen Decouverts entstanden sind, vor allem auf dem Gebiete der Bergwerksaktien zu suchen. Vorsichtige Beobachter und eingeweihte Kreise an den Börsen werden sich jedoch nicht der Wahrnehmung verschliessen können, dass besondere sachliche Gründe für die eingetretene Besserung am Montanaktienmarkt nicht vorlagen. Die Berichte aus der Industrie zeigen deutlich, dass die Lage derselben immer noch die gleich schwierige ist. Neben diesen Berichten kam vornehmlich als abschwächendes Moment in Betracht, dass die preussische Staatseisenbahnverwaltung von den gemeldeten Auftragsorders in Schienen und Schwellen eine beträchtliche Summe bei den Industriekreisen widerrufen hat. — Es war natürlich, dass von dem Tendenzumschwung in erster Linie die Bankaktien Nutzen ziehen konnten; denn mit der nunmehr zu erwartenden Regsamkeit und Wiederbelebung der Märkte werden die leitenden Banken vornehmlich profitieren, und zwar um so mehr, als man bereits von verschiedenen grosszügigen Projekten spricht, die die heimische Industrie einer Neubelebung zuführen dürften. Besonders sei hier erwähnt die geplante Elektrisierung der bayerischen Staatsbahnen. Dadurch werden den deutschen Elektrizitätsgesellschaften erhöhte Aufgaben gestellt, und darum wurde auch auf diesem Aktiengebiete im Laufe der Woche eine grosse Haussebewegung bei scharf anziehenden Kursen inszeniert. Die hoffnungsvolle Stimmung an den Börsen kann nur dann energisch um sich greifen und erhalten bleiben, wenn allen Kreisen stets in Erinnerung bleibt, dass vor nicht langer Zeit Krisen ernster Art die Tagesordnung beherrschten. Auch jetzt bildet die immer noch prekäre Lage des Geldmarktes in Deutschland Grund genug zur Vorsicht und streng einzuhaltender Einschränkung. M. Weber.

Pfälzische Bank, Ludwigshafen. Der Generalversammlung wohnten 87 Aktionäre bei, welche M 12603,600 Aktienkapital mit 21006 Stimmen vertraten. — Die Regularien wurden abgesehen von 30 Stimmen (2 Aktionäre), die sich gegen die Entlastung aussprachen, einstimmig genehmigt. Die Dividende kommt mit 5% sofort zur Auszahlung.



Herders konversations-Lexikon



Dritte Auflage · Acht Bände · M 100.— · Kr 120.—

Reich illustriert · durch Textabbildungen, viele (zum Teil farbige) Tafeln und Karten !!

Neue Urteile

Nach Feierabend, Leipzig 1908, Nr. 9:
„... Der achtbändige Herder präsentiert sich von A bis Z als das Ideal eines modernen Konversations-Lexikons."

Rheinisch-Westfälische Stenographenzeitung, Duisburg-Meiderich 1908, Nr. 5: „... Ein Kabinettstück einer auf kürzesten Raum zusammengefaßten Wissenschaft, die nichts Ueberflüssiges bietet und nichts Bedeutungsvolles vermissen läßt und weiseste Oekonomie in der Gruppierung des Stoffes übt, ist der Artikel Stenographie. . . ."

Die Finanzwelt, München 1908, Nr. 4:
„. . Unsere Leser sind gewohnt, an die Bücher Ansprüche zu stellen. Wir stehen nicht an, zu erklären, daß ihnen mit dem neuen Herderschen Konversations-Lexikon zu mäßigem Preise eine Bücherei zur Verfügung gestellt wird, bei der sie entschieden auf ihre Rechnung kommen. Aus dem neuen ‚Herder' ist ein Kulturfaktor geworden, dessen große Bedeutung gewürdigt werden muß."

Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen, München 1908, Heft 3/4: „... Man staunt über die Reichhaltigkeit des Inhaltes der einzelnen Artikel und über die große Zuverlässigkeit und Genauigkeit, die wir an Hunderten von einzelnen Abschnitten erproben konnten. Es läßt sich leicht nachweisen, daß mit der Angabe der Literatur 2c. stets bis auf die allerjüngste Zeit herabgegangen wird. . ."

HERDERS LEXIKON neueste Auflage 8 Bände à 12.50 M **nur 3 Mark** monatlich. Zahlungsbeginn erst nach Empfang. Regal 12 M mehr. Sofort portofreie Zusendung des ganzen Werkes durch **F. Gescher's Buchh. Vreden i. W.** Spezialvertriebsstelle von Herders Konversationslexikon.

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen.
Fertige Gewänder etc.
Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**
F. J. Casaretto, Crefeld, Südwall 80 Gegründet 1851.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**
gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.
Mathilde Scholz, Regensburg B. 41½.

Wein-Restaurant Schleich
I. Ranges
Weingrosshandlung
MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Die
Bayerische Landwirthschaftsbank
E. G. m. b. H.
Prinz Ludwigstr. 3 • München • Prinz Ludwigstr. 3

gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirthschaftl. Grundbesitz mit 3¾ % Zins und wenigstens ½ % Tilgung, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden.

Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.

Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.

Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

In der Fastenzeit
ist das **Bratbüchlein** von Frau Luise **Rehse** ein wahrer Schatz für jede Hausfrau. Es enthält über **140 köstliche Bratspeisen** ohne Fleisch und kostet **70 Pfg. — Kompottbuch 35 Pfg.** Handelslehrer **A. Rehse, Hannover 25.**

Universitätsstudent (stud. phil.)
21 Jahre alt, sucht der Ausbildung halber Stellung in einer kath. **Verlagsbuchhandlung** (Zeitschriftenverlag bevorzugt). Anfr. an die „Allg. Rundschau", München unter **H. Mil. 107.**

Frostbeulen, aufgesprungene Hände, Flechten, Brandwunden, off. Beine, Hautausschläge, Wundsein (insbes. bei kleinen Kindern), Wolf, Schweissfüsse, Hämorrhoiden, Ischias, Krampfader- und andere Geschwüre, heilt schnell und sicher die von hohen Aerzten empfohlene, im In- und Auslande mit höchsten Auszeichnungen prämiierte **Wenzelsalbe** per Dose Mk. 1.—. In all. Apotheken erhältlich oder direkt zu beziehen durch die alleinigen Fabrikanten
Chr. Wenzel & Co., Mainz-Mombach.

Reise-Cheviot
Eleganter Anzugstoff unzerreißbar, reine Schafwolle, 140 cm breit, 3 Meter kosten 12 Mark, franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen sehr billig. Muster frei. — **Wilhelm Bootzkes** in **Düren 81** bei Aachen.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang Nr. 17

25. April 1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg


Digitized by Google

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München.

Gewinn- und Verlust-Rechnung für das Jahr 1907.

A. Einnahmen.	ℳ	₰
Feuer- und Einbruchdiebstahlversicherung	12'193,989	54
Lebensversicherung	99'287,123	69
Unfallversicherung	1'914,426	97
	113'395,540	20

B. Ausgaben.		ℳ	₰
Feuer- und Einbruchdiebstahlversicherung		11'323,575	94
Lebensversicherung		99'106,718	37
Unfallversicherung		1'794,056	86
Gesamtüberschuß und dessen Verwendung:			
1. Dividende	Mk. 650,000.—		
2. Tantiemen	„ 55,000 —		
3. An die Lebensversicherung:			
a) zur Verstärkung des Dividendenfonds der Div.-Versicherten	„ 80,000.—		
b) zur Umrechnung der Prämienreserve für ältere Versicherungsbestände	„ 80,000.—		
4. an die Unfallversicherung (zur Spezialreserve)	„ 30,000.—		
5. an die Feuerversicherung:			
a) zur Spezialreserve	„ 100,000.—		
b) zum Fonds für außergewöhnliche Brandschäden	„ 50,000.—		
6. an die Einbruchdiebstahlversicherung (zur Spezialreserve)	„ 30,000.—		
7. zum Fonds für Pensionen und Unterstützungen	„ 40,000 —		
8. Vortrag auf neue Rechnung	„ 56,189.03	1'171,189	03
		113'395,540	20

Bilanz am 31. Dezember 1907.

A. Aktiva.		ℳ	₰
I. Wechsel der Aktionäre oder Garanten		7'500,000	—
II. Grundbesitz		1'964,357	59
III. Hypotheken		77'033,964	12
IV. Wertpapiere		8'367,686	87
V. Vorauszahlungen und Darlehen auf Policen		4'273,282	10
VI. Guthaben:			
1. bei Bankhäusern	Mk. 6'205,442.05		
2. bei anderen Versicherungsunternehmungen	Mk. 319,393.43	6'524,835	48
VII. Gestundete Prämien		1'441,628	07
VIII. Rückständige Zinsen und Mieten		827,062	76
IX. Ausstände bei Generalagenten bezw. Agenten		1'339,801	89
X. Rückstände der Versicherten		7,150	68
XI. Barer Kassenbestand		84,308	69
XII. Inventar und Drucksachen		1	—
XIII. Kautionsdarlehen an versicherte Beamte		2,060	—
XIV. Sonstige Aktiva (darunter Mk. 382,270.— nach § 58 V. A. G. hinterlegte Wertpapiere)		404,418	69
Gesamtbetrag		109'770,557	94

B. Passiva.		ℳ	₰
I. Aktien- oder Garantiekapital		10'000,000	—
II. Reservefonds (§ 37 Pr. V. G., § 262 H.G.B.)		1'000,000	—
III. Hypotheken- und Grundschulden auf den Grundstücken Nr. II der Aktiva		450,000	—
IV. Prämienreserven für:			
1. Lebensversicherungen	Mk. 81'152,123.93		
2. Unfall- und Haftpflichtversicherungen	„ 60,531.70	81'212,655	63
V. Prämienüberträge für:			
1. Feuerversicherungen	Mk. 2'916,357.93		
2. Einbruchdiebstahlversicherungen	„ 73,998.56		
3. Lebensversicherungen	„ 2'954,783.32		
4. Unfall- und Haftpflichtversicherungen	„ 287,218.30	6'232,358	11
VI. Reserven für schwebende Versicherungsfälle (Schadenreserve):			
1. Feuerversicherung	Mk. 489,247.—		
2. Einbruchdiebstahlversicherung	„ 2,588.78		
3. Lebensversicherung	„ 146,385.57		
4. Unfallversicherung	„ 164.106.06	802,327	41
VII. Gewinnreserve der mit Gewinnanteil Versicherten der Lebensversicherung		4'784,911	18
VIII. Sonstige Reserven, und zwar:			
1. Feuerversicherung:			
a) Spezialreserve	Mk. 850,000.—		
b) Fonds für außergewöhnliche Brandschäden	„ 550,000.—		
2. Einbruchdiebstahlversicherung: Spezialreserve	„ 30,000.—		
3. Lebensversicherung:			
a) Spezialreserve	„ 640,599.39		
b) Kriegsfonds	„ 529,230.12		
c) Provisions- u. Verwaltungskosten-Reserve	„ 105,000.—		
d) Amortisationsfonds für Kautionen	„ 794.07		
e) Kautions-Prämien-Reservefonds	„ 12,050.—		
f) Rückvergütungsreserve	„ 38,784.23		
g) Reserve für nicht erhobene, verzinslich angelegte Dividendenbeträge	„ 3,063.55		
h) Delkredere-Konto	„ 11,882.30		
4. Unfall- u. Haftpflichtversicherung: Spezialreserve	„ 400,000.—	3'171,403	66
IX. Guthaben anderer Versicherungs-Unternehmungen		273,934	49
X. Barkautionen		92,732	06
XI. Sonstige Passiva und zwar:			
1. Gebührenguthaben des Staates	Mk. 25,657.40		
2. Guthaben verschiedener Gläubiger	„ 22,402.58		
3. Rückstellungen für noch unbezahlte Verwaltungskosten pro 1907	„ 9,651.65		
4. Fonds f. Pensionen und Unterstützungen	„ 518,363.02		
5. Vorausbezahlte Prämien	„ 2,971.72	579,046	37
XII. Gewinn		1'171,189	03
Gesamtbetrag		109'770,557	94

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 17. München, 25. April 1908. V. Jahrgang.

Der Reichskanzler über die überhandnehmende Unsittlichkeit in Wort und Schrift.

Das „Deutsche Adelsblatt" berichtet in Nr. 15 vom 12. April: Gemäß Beschluß des letzten Adelstages hatte der Vorstand in einer Eingabe (vom 16. März 1908) den Herrn Reichskanzler gebeten, zu veranlassen, daß baldtunlichst:

„1. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch durch Aufnahme von Bestimmungen ergänzt werde, durch welche die Urheber und Verbreiter öffentlicher Preßerzeugnisse, in denen die Sittlichkeit durch Wort oder Bild verletzt oder gefährdet wird, mit Gefängnisstrafe bedroht werden.

2. Der § 184 des Strafgesetzbuches dahin verschärft werde, daß die daselbst vorgesehene Zulässigkeit der bloßen Geldstrafe fortfällt."

Daraufhin ist dem Vorstande unter dem 31. v. Mts. vom Herrn Reichskanzler nachstehender Bescheid zugegangen:

Von dem mir mitgeteilten Beschlusse des XXVII. Adelstages vom 12. Februar d. Js. habe ich mit Interesse Kenntnis genommen. Die Deutsche Adelsgenossenschaft kann sich versichert halten, daß die Bestrebungen, welche auf die Bekämpfung der Unsittlichkeit in Wort und Bild gerichtet sind, meine volle Anerkennung finden, und daß ich auch in der Folge gern bereit bin, sie nach Möglichkeit zu fördern.

In dieser Richtung hat auch die Reichsgesetzgebung bisher schon einzuwirken gesucht. Durch das unter großen parlamentarischen Schwierigkeiten zustande gekommene Gesetz vom 25. Juni 1900 ist eine Neuregelung der Materie erfolgt, die gegenüber dem früheren Rechtszustande zu einer nicht unwesentlichen Verbesserung der Strafbestimmungen geführt hat. Gerade der § 184 des Strafgesetzbuches ist durch eine Ausdehnung der Strafbarkeit auf bloße Vorbereitungshandlungen zur Verbreitung unzüchtiger Schriften erheblich erweitert worden und auch die dort angedrohten Strafen haben eine beträchtliche Verschärfung erfahren. Dadurch sollte ermöglicht werden, gegen die Verbreitung unzüchtiger Schriften schon in einem früheren Stadium einzuschreiten und auch schwerere Ausschreitungen mit der gebührenden Strenge zu ahnden.

Ob das geltende Recht mit Rücksicht auf die bei der Anwendung jener Vorschriften gemachte Erfahrung im Interesse der Bekämpfung der Unsittlichkeit einer weiteren Ergänzung bedarf, wird bei der bereits in Angriff genommenen Revision des Strafgesetzbuches von neuem in Erwägung genommen werden. Ich habe Anordnung getroffen, daß die mit der Ausarbeitung eines vorläufigen Entwurfs für ein neues Strafgesetzbuch betraute Kommission von den Vorschlägen in dem Beschlusse des XXVII. Adelstages Mitteilung erhält.

Einen durchgreifenden Erfolg der Bestrebungen, die auf eine Besserung der vorhandenen Uebelstände hinzielen, kann ich mir übrigens nur versprechen, wenn die öffentliche Meinung sich mehr und mehr der schweren Schäden bewußt wird, die insbesondere der heranwachsenden Jugend aus der überhandnehmenden Unsittlichkeit in Schrift und Bild drohen. Ich begrüße es daher, wenn die Deutsche Adelsgenossenschaft sich auch weiterhin zur Aufgabe stellen will, in diesem Sinne auf die öffentliche Meinung einzuwirken.

gez. Bülow.

Soweit der Bericht des „Deutschen Adelsblattes". Zu dem durch Sperrdruck hervorgehobenen Schlußpassus des Reichskanzlers sei die Randbemerkung gestattet, daß die öffentliche Meinung, soweit sie gleich der Deutschen Adelsgenossenschaft die Aufgaben der Staatserhaltung und der Volkswohlfahrt im christlichen Sinne unterstreicht, über die hier in Frage stehenden furchtbaren Schäden längst einig und im klaren ist. Derjenige Bruchteil der „öffentlichen Meinung" aber, der bisher unter dem unheilvollen Einfluß einer Richtung stand, die auf parlamentarischem und politischem Gebiete am kürzesten durch den Namen Dr. Müller-Meiningen-(Hof) gekennzeichnet ist, dürfte der „Einwirkung" des Reichskanzlers vielleicht zugänglicher sein als derjenigen der Deutschen Adelsgenossenschaft. Diese dem Reichskanzler zurzeit sehr nahestehenden Kreise waren und sind bis zur Stunde der Hauptgemmschuh aller ernstlichen Bestrebungen auf diesem Gebiete. Und was nützt schließlich der immer und immer wiederholte Aufschrei der öffentlichen Meinung, wenn eine sich schnurstracks widersprechende Jurisdiktion fortgesetzt die öffentliche Meinung verwirrt, und wenn sich an den wichtigsten Stätten der Justiz Richter finden, deren Sprüche den Professionspornographen nur zur Reklame und zum verzehnfachten Absatz dienen. Hier liegt das Hauptübel.

Im übrigen dürften noch mehrere Jahre darüber vergehen, bis die Strafrechtsreform durchgeführt und in Vollzug gesetzt sein wird. Sollen und wollen die berufenen Organe des Staates die furchtbaren Krebsschäden mit offenen Augen bis zu jenem Zeitpunkte weiterwuchern lassen? Kann eine geistige, eine sittliche Pest nicht weit verhängnisvollere Folgen haben als leibliche Pestepidemien, gegen die man stets mit Notmaßnahmen einschreitet? Oder sind die „berechtigten Interessen" der Pornographenzunft kostbarer als die Erhaltung der sittlichen und körperlichen Kraft und Gesundheit der Jugend und des Volkes? Warum entscheidende Schritte gegen ein so handgreifliches Unheil immer wieder vertagen und ad tabulas graecas verschieben? Selbst der gute Ruf des Deutschen Reiches leidet darunter, daß heute mit Recht gesagt werden kann, Deutschland marschiere auf dem Gebiete der pornographischen Produktion an der Spitze. Der Schreiber dieser Zeilen hat in den jüngsten Wochen Gelegenheit gehabt, im ganzen Mittelmeergebiet zahlreiche Städte Südösterreichs, Italiens, Siziliens, selbst Griechenlands zu durchstreifen. Ueber die allgemeinen sittlichen Zustände dieser Städte und Länder soll kein Urteil gefällt werden. Aber die Tatsache verdient laut und öffentlich festgestellt zu werden: Nirgendwo habe ich schamlose Bilder und Darstellungen mit einer solchen Ungeniertheit und Selbstverständlichkeit in öffentlichen Schaufenstern ausgestellt gesehen, wie das jetzt in Deutschland gang und gäbe geworden ist. Im Auslande würde man uns offen ins Gesicht lachen, wenn wir zur Beschönigung des bis jetzt vielfach beliebten Gehen- und Geschehenlassens die Behauptung wagten, die Staatsgewalt sei dagegen zurzeit vielfach machtlos und müsse warten, bis das große Werk der allgemeinen Strafgesetzreform durchgeführt sei. Soviel für heute! Ueber die jüngsten Reichstagsdebatten ein andermal!

Dr. Otto v. Erlbach.

Die Auserwählten.

Von

Carl von Wartenberg, Oberstleutnant a. D.

Den Deutschen Reichstag bilden die Erwählten des Volkes. Sind diese aber auch die Auserwählten? Man muß es bezweifeln. Wie wenig würdig benahm sich der Reichstag in dem Konflikt zwischen dem Abgeordneten Herrn Gröber und den Vertretern der Presse auf der Journalistentribüne! Nicht sein Verdienst war es, daß er nach acht Tagen beendet wurde. Hätte Fürst Bülow nicht das Bedürfnis empfunden, in der Beratung des Etats des Reichskanzleramtes sich in den üblichen Phrasen über Fragen der auswärtigen Politik zu ergehen, und hätte er hierzu nicht der Unterstützung der Herren auf der Journalistentribüne bedurft, die seine Banalitäten zu allgemeiner Bewunderung in die Welt hinaustragen sollten, ich wette, der Konflikt würde noch eine weitere Woche angedauert haben.

Noch weniger wahrte das „hohe Haus" den Charakter der Auserwählten in jener Sitzung, in der ein Abgeordneter der äußersten Linken die empörende Behandlung von Mannschaften des Beurlaubtenstandes erneut zur Sprache brachte. Nicht Gebilde der Phantasie führte er vor, indem er erzählte, wie man auf dem Truppenübungsplatz in Westfalen in der Senne mit ihnen umgegangen war. Der Vertreter der preußischen Heeresverwaltung mußte bestätigen, daß die Reservisten und Landwehrleute weit über das zulässige Maß angestrengt und von einzelnen Offizieren in unerhörter Weise beschimpft worden waren. Wie nahmen aber die Auserwählten die Ausführungen des oppositionellen Redners auf? Nun, als er die Schimpfwörter aufzählte, die die Mannschaften über sich hatten ergehen lassen müssen, ohne daß sie sich hätten wehren können, da gab es im „hohen Hause" ein fröhliches Lachen, da vergnügten sich die Herren Volksvertreter, um den Ausdruck des äußerst zuverlässigen Berichterstatters eines unserer angesehensten Blätter zu gebrauchen, geradezu „königlich". Wer noch nicht eines jeden Gefühls für Sitte und Anstand verlustig gegangen ist, wollte seinen Augen nicht trauen, als er solches zu lesen bekam. Den Männern, denen das deutsche Volk die Vertretung seiner Rechte und Interessen den Gewalthabern gegenüber anvertraut hat, ist es ein „königlicher" Genuß, zu hören, wie die Verteidiger unseres Vaterlandes, die das Gesetz zur abermaligen Uebung im Waffenhandwerk einberufen hatte, bei der Erfüllung dieser wahrhaftig nicht leichten Pflicht in wehrloser Lage beschimpft wurden. Eigentümlich geartete Leute, diese Volksvertreter!

Es ist dringend zu wünschen, daß das „königliche" Lachen des Reichstags auch zur Kenntnis aller unserer Mannschaften des Beurlaubtenstandes gelangt. Auch sie haben in weit überwiegender Mehrzahl die vergnügten Herren bei der letzten Wahl mit ihrem Vertrauen beehrt. Wenn es wieder einmal zum Wählen kommt, werden sich unsere Reservisten und Landwehrleute dann sicherlich die Männer, die um ihre Stimme bitten, etwas näher ansehen und nur solche von ihnen in den Reichstag schicken wollen, die nicht nur ein lebhaftes Gefühl für den deutschen Soldaten angetanen Schimpf, sondern auch den Mut besitzen, dieses Gefühl in der deutlichsten und schärfsten Form nach oben hin zum Ausdruck zu bringen, Männer, die Erwählte und Auserwählte zugleich sind.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Beamtengesetz, Gehaltsvorlagen für Geistliche und Lehrer in Bayern.

Dem bayerischen Landtag ist am Karfreitag der Entwurf eines Beamtengesetzes zugegangen, welches im ganzen 230 Artikel enthält; ferner eine Denkschrift über die Aufbesserung des Einkommens der katholischen und protestantischen Geistlichen; endlich eine Denkschrift über die Aufbesserung der Volksschullehrergehalte und die damit zusammenhängenden Fragen. Der gesamte Mehrbedarf für Aufbesserung des Einkommens der katholischen und protestantischen Geistlichen beträgt 3'800,750 M. Der gesamte Mehrbedarf zugunsten des Lehrpersonals an den Volksschulen für 1909 beträgt 4'450,000 M.

Das Beamtengesetz ist die wesentliche Ergänzung des vor einigen Wochen erschienenen Gehaltsregulativs der einschlägigen Berufskategorien. Die Aufbesserung der Geistlichen beschränkt sich auf die eigentlichen Seelsorgsgeistlichen, die der Lehrer baut das Schulbedarfsgesetz von 1902 durch Erhöhung und Verdichtung der Alterszulagen weiter aus.

Der Reichskanzler im Vatikan.

Wer die offiziösen Auslassungen über die Audienz des Fürsten Bülow beim Hl. Vater verfolgt, empfängt den Eindruck, daß man gar zu gern den Vatikan gegen das Zentrum ausspielen möchte. Es hat sich aber gezeigt, daß diese Trauben etwas zu hoch hängen. Die Unterredung hat gerade denjenigen Abschluß gefunden, den die Zentrumspresse vorausgesehen hatte: die Stellung des Zentrums zu der gegenwärtigen Regierung im Deutschen Reich und in Preußen ist eine innerpolitische Angelegenheit, in die sich der Hl. Stuhl nicht einmischt. Wir dürfen darauf hinweisen, daß bereits in der vorigen Nummer der „Allgemeinen Rundschau" auf Seite 257, vor der Audienz, derselbe Grundsatz hier als selbstverständlich hingestellt worden ist. Streng genommen hätte Fürst Bülow das parteipolitische Thema überhaupt nicht anschneiden sollen. Er hat aber vorgezogen, über die ausgesprochene kirchliche Angelegenheit der Besetzung des Gnesen-Posener Erzbistums sowie über die Polenfrage überhaupt diplomatisches Stillschweigen zu beobachten, dagegen die sogenannte Zentrumsfrage anzuschneiden. Das Kanzlerorgan, die „Nordd. Allg. Ztg.", berichtet darüber in der Wochenrundschau in folgender Form:

„Ebenso können wir bestätigen, daß die Oppositionsstellung der Zentrumsfraktion im Laufe der Unterhaltung gestreift worden ist, jedoch nur in dem Sinne, daß beide Teile, der Reichskanzler wie der Vatikan, es nicht als ihre Aufgabe betrachten, die weitere Haltung der Zentrumsfraktion irgendwie zu beeinflussen. Es herrschte vielmehr Uebereinstimmung dahin, daß es dem Zentrum selbst überlassen bleiben müsse, ob es in seiner gegenwärtigen Stellung verharren wolle, die durch katholische Interessen jedenfalls nicht geboten und ebensowenig zu erklären ist."

Aus der letzten Wendung klingt schon sehr deutlich das Bestreben heraus, die „katholischen Interessen" gegen das Zentrum auszuspielen. Noch deutlicher wird das durch folgende Sätze des offiziösen Blattes:

„Papst und Kurie können sehr wohl, und zwar im Einklang mit den Wünschen unserer Regierung, sich jeder Einwirkung auf die Zentrumspolitik enthalten und trotzdem die Empfindung haben und auch äußern, daß die Abstimmung der Zentrumsfraktion vom 13. Dezember 1906 und andere seitdem hervorgetretene Einzelheiten der Fraktionspolitik vom Standpunkt der katholischen Interessen nicht als Muster politischer Weisheit anzusehen sind. Die Zentrumspresse würde ihre Leser täuschen, wenn sie in ihnen den Glauben zu unterhalten versuchen wollte, daß die Politik der Fraktion seit dem 13. Dezember 1906 Seiner Heiligkeit oder der Kurie Freude bereite."

In rei memoriam geben wir diese Auslassungen wörtlich wieder, da sie beweiskräftig sind für den Versuch der Regierung, die politische Haltung einer deutschen Partei zu beeinflussen durch die Vorspiegelung von „katholischem Interesse" und von angeblichen Stimmungen im Vatikan. Es wiederholt sich ein mehrmaliger Versuch des Fürsten Bismarck. Als 1871 die Zentrumsfraktion soeben sich gebildet hatte, wurde durch Vermittlung des bayerischen Gesandten Grafen Tauffkirchen alsbald dem Hl. Stuhle suggeriert, daß die Existenz dieser oppositionellen Partei die katholischen Interessen gefährde. Als gegen Ende der siebziger Jahre die Verhandlungen mit dem Nuntius Masella in Gang kamen, erklärte die deutsche Regierung, die Verständigung mit dem Hl. Stuhle wegen der Maigesetze habe für sie wenig Wert, wenn Rom den Einfluß auf die Haltung des Zentrums in Abrede stelle. Und als 1887 der aditus ad pacem sich auftat, spielte Fürst Bismarck die „katholischen Interessen" in Rom aus zu dem Zweck, durch den Hl. Stuhl das Zentrum zur Annahme des Septennatsgesetzes zu bewegen. Alles schon dagewesen. Die Frage, um die es sich damals und jetzt handelte, ist die: Soll das Zentrum sich zur charakterlosen Liebedienerei gegenüber der Regierung bestimmen lassen, wenn man die „katholischen Interessen" nach der Methode von „Zuckerbrot oder Peitsche" in Anwendung bringt? Die Wählerschaft des Zentrums hat diese Frage, als ein Mächtigerer sie stellte, schon mehrfach in voller Einmütigkeit und Entschiedenheit beantwortet, und zwar in dem Sinne: Unser staatsbürgerliches Recht lassen wir uns nicht durch ein Linsenmus abkaufen



noch durch Drohungen mit Entziehung des Linsengerichts abpressen. Wir wollen die religiös-sittlichen kirchlichen Interessen schützen, aber nicht bloß die katholischen, sondern die des ganzen Christentums, und nicht auf dem Wege des Bettels, sondern durch zielbewußte Entfaltung unserer Kräfte im konstitutionellen Staatsleben und im Kulturleben der Gegenwart überhaupt. Darum halten wir in rauhen wie in guten Tagen an der Zentrumspartei, die außer den religiös-sittlichen auch unsere politischen Interessen vertritt.

Bei den Wahlen vom Januar 1907 hat ja der Block einen numerischen Erfolg errungen, aber nicht über das Zentrum. Dessen Wählerschaft war sich trotz aller Versuche der Irreführung und Verwirrung sofort klar darüber, daß es auf die Lähmung des im Zentrum organisierten Volksteils abgesehen sei. Daher dieser Widerstand von elementarer Wucht und zäher Ausdauer, der einen wahren Triumph des Zentrumsgedankens herbeiführte. Es mutet uns nicht sehr männlich an, wenn die Offiziösen die Sache so darstellen wollen, als ob das Zentrum in dem Abwehrkampf gegen die neuere Koalition seiner Gegner sich leiten lasse von kleinlicher Animosität gegen die erhabene Person Sr. Durchlaucht. Wenn ein Nachfolger Bülows dieselbe Politik treiben wollte, würde das Zentrum dieselbe Haltung ihm gegenüber bewahren. Den negativen Personenkultus haben wir nicht einmal zu den Zeiten des gewaltigen ersten Kanzlers getrieben; jetzt ist die Versuchung dazu wirklich minimal. Die Person ist nichts, die Sache alles. Darum wird es dem Reichskanzler auch nicht viel helfen, wenn die Offiziösen dem Fürsten Bülow eine schöne Zensur aus dem Vatikan anzurühmen suchen. In Kurienkreisen, so heißt es da, werde besonders anerkannt, daß Fürst Bülow sich nicht abhalten lasse von der Erfüllung der Pflichten an der Spitze eines paritätischen Staatswesens, und der „sehr herzliche" Empfang liefere den Beweis, daß der Papst und der Kardinalstaatssekretär den Fürsten Bülow nicht als „Feind der katholischen Kirche und der katholischen Interessen" betrachte. Die Zentrumspresse behauptet auch keineswegs, daß Fürst Bülow bereits einen neuen Kulturkampf begonnen habe. Sie weist nur darauf hin, daß zu der neuen, alleinherrschenden Regierungspartei auch die Kulturkämpfer als integrierender Teil gehören und daß darin eine Gefahr für den konfessionellen Frieden liege, daß ferner die hakatistische Politik, von der man in Rom vorsichtig geschwiegen hat, die katholischen Interessen bedroht, und daß endlich in Preußen die bisherige Kirchen- und Schulpolitik gefährdet ist, wenn die liberalen Stützen des Blockkanzlers unter der Gunst der neuen Verhältnisse die Uebermacht bei den Wahlen erlangen. Von diesen mittelbaren oder künftigen Gefahren konnte man im Vatikan nicht sprechen. Der Kanzler des Deutschen Reiches und Ministerpräsident von Preußen muß dort, solange die diplomatischen Beziehungen und die Hoffnungen nicht gebrochen sind, in aller Ehre und Freundlichkeit empfangen werden. Wir wünschen aufrichtig, daß es noch recht lange so bleiben möge. Nur täten die Offiziösen gut, dem feierlich verkündeten Grundsatz der Nichteinmischung des Vatikans in das politische Parteileben auch selbst treu zu bleiben und nicht im gleichen Atem den Versuch zu machen, die Höflichkeit des Vatikans zugunsten der Blockpolitik auszuspielen. Glauben die Offiziösen, daß ihr Minister nicht ohne Hilfe von jenseits der Berge fertig werden kann? Die Zentrumspartei dagegen hat Selbstbewußtsein genug, daß sie sich auf die eigene Kraft verläßt, ohne auch nur den Versuch zu machen, das erhabene Oberhaupt der Kirche irgendwie dem Staube des politischen Parteigetriebes auszusetzen.

Die orientalische Frage.

Die Ankündigung, daß Fürst Bülow in Rom keinen hochpolitischen Arbeitsstoff vorfinden werde, hat sich nicht bewahrheitet. Die alte Geburtsstätte der beunruhigenden Fragen hat auch jetzt ihre Fruchtbarkeit bewährt. Ex oriente curae. Die italienische Regierung hat sich gerade während der Anwesenheit des deutschen Reichskanzlers zur Vorbereitung einer Flottendemonstration gegen die Türkei veranlaßt gesehen, und am Freitag hat der russische Minister des Auswärtigen in der Duma eine Rede über die orientalische Frage gehalten, die unter all den üblichen Redeblumen eine nachhaltige Verstimmung wegen der österreichischen Sandschakbahn durchblicken läßt. Italien will sich irgendwo zwischen dem Aegäischen Meer und Kleinasien ein Faustpfand verschaffen, um die Pforte zu der bisher versagten Genehmigung von italienischen Postanstalten in der Türkei zu nötigen. Auch in Rußland herrscht krampfhafter Aktionsdrang.

Unwissenheit und Vorurteile vieler gebildeter Katholiken in religiösen und kirchlichen Dingen und Fragen.

Von

Dr. J. Hoffmann, München.

Wer Gelegenheit hat, in verschiedener Stellung mit Katholiken der gebildeten Stände in Beziehung zu kommen, wird die Erfahrung machen, daß unter ihnen in Dingen, die das religiöse Leben sowie die Vergangenheit der Kirche und ihre heutige Lage berühren, sehr große Unwissenheit und sehr schlimme Vorurteile herrschen.

In Nr. 45 und 46 der „Allgemeinen Rundschau" vom Jahre 1905 haben wir die Ursachen für die Tatsache festgestellt, daß unsere Mittelschulen immer weniger religiöse Charaktere hervorbringen. Im folgenden wollen wir die Frage behandeln: Woher kommen die Unwissenheit und die Vorurteile der gebildeten Katholiken in kirchlichen Dingen, und wie ist dieser betrübenden Erscheinung in etwa abzuhelfen?

Woran liegt die Schuld? Geht sie auf die Mittelschule zurück oder liegt sie in der Zeit, nachdem diese ihre Tore hinter den Schülern geschlossen hat?

I.

Auffallend muß es erscheinen, daß nicht selten auch gutgesinnte Katholiken den Anschein erwecken, als ob sie auf eine weitergehende Unterweisung unserer Mittelschüler in der Religionslehre nur wenig Wert legten. Es komme nicht so sehr auf das Wissen an, als auf das sittlich-religiöse Handeln. Wir gestehen gerne zu, daß wir letzteres gleichfalls entschieden für die Hauptsache halten, ohne jedoch ersteres gering zu schätzen. Auf das Wissen wird das Leben sich aufbauen. Das Wort Karls des Großen an Bischof Langulf bewahrt seine Geltung: Obgleich es mehr ist zu handeln als zu wissen, so muß man wissen, um handeln zu können. Wer keine Kenntnisse hat, dessen religiöses Leben ist einer mächtigen Stütze beraubt; ein solcher Katholik wird weder sich noch anderen über seinen Glauben Rechenschaft zu geben vermögen; dieser ist kein obsequium rationabile (vernünftiger Gottesdienst).

Dabei reden wir keineswegs einer theologischen Ausbildung unserer Mittelschüler das Wort; sie sollen nicht Theologen en miniature werden. Zu betonen ist deshalb in unserem Unterrichte gerade dasjenige, was zum praktischen religiösen Leben gehört. Unter den übrigen Wahrheiten müssen dann die Grundlehren des Christentums bevorzugt werden, sowie diejenigen Tatsachen, deren Kenntnis die Zeitverhältnisse fordern. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es sicherlich auch zu billigen, daß die Schüler aus ihrem Wissen in der Religionslehre und aus der Befähigung darüber Rechenschaft zu geben Noten erhalten und daß ihnen am Schlusse ihrer Studien an den Mittelschulen eine Prüfung abgenommen wird.

Durch positives Wissen werden die Schüler befähigt, Angriffe auf ihren Glauben und das religiöse Leben abzuweisen, mögen diese vom Un- oder Irrglauben ausgehen. Auch lernen sie diese Vorstöße im voraus kennen. Es wurde in letzter Zeit wiederholt bekannt, daß protestantische Religionslehrer an Mittelschulen ihre Schüler über den „Ultramontanismus" und seine „Verderblichkeit" eingehend unterweisen, daß sie dieselben ihre Gedanken über die katholische Kirche usw. niederschreiben lassen. Diesen Spuren wird der katholische Religionslehrer allerdings nicht folgen und seine Zöglinge nicht zu einem solch fertigen Aburteilen über Andersgläubige anleiten.

Welche Schuld an den mangelhaften religiösen Kenntnissen der gebildeten Katholiken trifft etwa die Schule? Abgesehen von der Religionslehre steht der ganze Unterricht im Dienste heidnischer oder doch profaner Ideen. In der Klassikerlektüre und dem hierfür vorbereitenden Unterrichte wird keine Beziehung zu christlichen und katholischen Gedanken hergestellt. In der Literatur und bei Behandlung der neueren Klassiker werden falsche Auffassungen geradezu großgezogen; man denke an die historischen Dramen von Schiller, Goethe usw.; man vergegenwärtige sich Lessings Nathan den Weisen. So bildet sich im Geiste der jungen Leute ein Grundton aus, der während ihres ganzen Lebens bei Beurteilung geschichtlicher Personen und Tatsachen die Dominante ausmacht. Auch katholische Lehrer und Bücher, die als solche gelten wollen, kommen entweder selbst nicht über falsche Anschau-

ungen hinaus, trotzdem sie einen guten Willen bekunden, oder sie sind aus Rücksicht auf den paritätischen Charakter unserer Anstalten so zurückhaltend, daß sie die katholischen Grundsätze völlig beiseite lassen. So liegt alle profane Unterweisung außerhalb der religiösen Sphäre, und es darf bereits mit Genugtuung erfüllen, wenn sie nicht direkt eine falsche Auffassung katholischen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart begründet. Das Emporleiten des Unterrichts ins Gebiet der ewigen Wahrheiten der Religion fehlt gänzlich.

Dasselbe gilt, vielleicht in noch höherem Grade, von der Lektüre der Schüler. Die Schülerlesebibliotheken unserer Anstalten tragen großenteils akatholischen Charakter. In „Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten" I., II. und III. Jahrgang wurde die Zusammensetzung der Schülerlesebibliotheken an den westpreußischen Gymnasien in statistisch-, paritätisch- und kritischer Beleuchtung gezeigt. In einer Reihe von Artikeln wurden zudem Proben aus manchen auch für katholische Schüler bestimmten Büchern vorgelegt, die in der Seele der Jugend Abneigung, ja Verachtung gegen die Kirche hervorrufen müssen. Es wird hier festgestellt, daß auf 100 evangelische Schüler etwa 310 evangelische Bücher, auf 100 katholische nur 40 katholische Bücher treffen (III. Jahrg. S. 89). Eine Untersuchung dieser Bibliotheken in Bayern dürfte nach dieser Seite hin, wenn die unter geistlicher Leitung stehenden Anstalten ausgenommen würden, kein günstigeres Resultat bringen.

Mit Dank ist es deshalb zu begrüßen, daß eine Verordnung des bayerischen Kultusministeriums vom 23. Januar 1904 die Rektorate der Mittelschulen anwies, Bücher, die geeignet sind, das sittliche oder religiöse Gefühl zu verletzen, aus den Schülerbibliotheken zu beseitigen und Sorge zu tragen, daß solche in Zukunft ferngehalten werden. Diese Bestimmung scheint nun nicht allerorts zu gefallen: verlangte doch bei der neulichen Beratung des Kultusetats der liberale Abgeordnete Buttmann, bei der Auswahl der Bücher für die Schülerbibliotheken soll „die Schnüffelei" nach konfessionellen und sittlichen Anstößlichkeiten unterlassen werden. Man wird sagen dürfen, den Geist der Kirche, ihre großartigen Einrichtungen und Tätigkeiten, ihre Verdienste um die Menschheit lernen die Schüler aus den Lesebibliotheken unserer Anstalten wohl nur mangelhaft kennen.

Wie aber steht es mit der Lektüre, die den Schülern das Elternhaus bietet? Wir kennen Familien, die den Anspruch erheben gut katholisch zu sein, in denen die Kinder zu Weihnachten oder zu anderen Festzeiten ausschließlich — nicht mit Absicht — akatholische Literatur erhalten. Mit dieser nehmen sie unter der Autorität der Eltern fast täglich Entstellungen und Verdächtigungen katholischer Vergangenheit und katholischer Einrichtungen in sich auf. Dazu kommt noch eine auf gleichem Standpunkte stehende Tagespresse, von der nach Anschauung der Eltern die heranwachsende Jugend bereits Kenntnis nehmen muß.

Dieses ist vielfach die geistige Nahrung unserer Schüler. Welche Entwicklung kann hieraus hervorgehen? Werden die Dornen wohl Trauben tragen? Aber, wird der Religionsunterricht nicht imstande sein ausgleichend und heilend zu wirken? Wohl wird der Religionslehrer manchem entgegenarbeiten und bei einzelnen Schülern auch einen positiven Grund legen können. Es bedarf hierzu allerdings Ausdauer und eines klaren Blickes, um zu erkennen, wo die Wunde am klaffendsten ist.

Es läge nahe die Frage zu erörtern, ob die Lehrpläne und die Lehrbücher diesem Bestreben des Religionslehrers Vorschub leisten. Nur weniges sei bemerkt. Wir haben hierbei vorzüglich bayerische Verhältnisse im Auge, die denen in anderen Ländern ja im allgemeinen gleichen. Am notwendigsten ist eine gründliche Belehrung und Befestigung der Schüler in den Hauptwahrheiten der Religion. Dem tragen Lehrpläne und Lehrbücher Rechnung. Doch enthalten die Katechismen auch manchen überflüssigen Stoff und sind in Form und Darstellung schwierig. Die größeren Lehrbücher leiden zudem daran, daß sie allzusehr die schulgemäße formelle Vollständigkeit erstreben. Damit aber bleibt zu wenig Raum übrig zur besonderen Hervorhebung dessen, was die Zeitverhältnisse zu besprechen fordern. Indes sei ausdrücklich anerkannt, daß sich auch hierin eine Wendung zum Besseren angebahnt hat.

Hauptsächlich aus der Geschichte wird die Kirche bekämpft; darum müßte ihr an unseren Mittelschulen besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden. Doch gerade sie findet im Lehrplane zu geringe Berücksichtigung. Der Rest der Religionsstunde, wenn ein solcher bleibt, kann ihr gewidmet werden. Sie erheischt zudem eine ganz eigene Behandlung. Nicht kann es darauf ankommen, möglichst viele Einzelheiten dem Schüler vorzulegen; diese werden bald spurlos seinem Gedächtnisse entschwinden. Es müssen vielmehr jene Tatsachen und die großen Gesichtspunkte ausgewählt werden, die eine Verteidigung der Kirche bilden gegen Anschuldigungen und die ihre Tätigkeit ins richtige Licht setzen und ihre grundlegenden Institutionen als im göttlichen Plane gelegen zeigen. Dieses halten wir für ein ganz wesentliches Moment in der Lehrtätigkeit des Religionslehrers an Mittelschulen. Dabei ergibt sich für ihn ganz von selbst die Gelegenheit, die Behandlung kirchlicher Verhältnisse und Personen, die im übrigen Unterricht Platz greift, heranzuziehen, sie eventuell zu berichtigen und dem Bilde von der kirchlichen Vergangenheit einzufügen. Damit wird auch eine teilweise Konzentration des gesamten Unterrichtes geschaffen, deren Mangel ja ein wesentlicher Schattenpunkt in unseren heutigen höheren Lehranstalten bildet.

Es ist dieses gewiß keine leichte Aufgabe für den Religionslehrer. Besteht wohl Hoffnung auf ihr Gelingen? Die Umstände werden hier entscheiden Es kann das Gestrüppe zu viel und zu tief gewurzelt sein, als daß es bei der geringen Zeit, die zur Verfügung steht, völlig ausgerottet werden könnte; vielleicht verbirgt es sich auch vor dem Religionslehrer, daß er es gar nicht kennt. Ist dasselbe gar schon von frühester Zeit im Elternhause gepflanzt worden, dann wird seine Stimme meistens die Stimme des Rufenden in der Wüste sein. Diese Schüler werden in dem Vertreter der Kirche nur zu leicht den Advocatus sehen, der pro domo spricht und dessen Aufgabe und Pflicht es ist, die Kirche zu verteidigen. Gegen etwaige Mißdeutungen sei ausdrücklich bemerkt, daß der Katechet bei Lösung dieser Aufgabe es als eine erste Forderung der Pädagogik erkennt, in keiner Weise das persönliche oder wissenschaftliche Ansehen irgend eines Erziehungsfaktors zu beeinträchtigen.

Kenntnis und richtige Auffassung der christlichen Religion werden wohl bei gar manchen Mittelschülern gering bleiben, weil sie gleichgültig sind oder weil sie zudem bereits durch sittliche Vergehen, denen sie anheimgefallen, oder durch schlechte Gesellschaften, in deren Netze sie geraten sind, für die Wahrheit unempfänglich wurden. Auf viele paßt das Wort der Schrift: „Der sinnliche Mensch aber faßt nicht, was des Geistes Gottes ist; denn es ist ihm Torheit und er kann es nicht verstehen, weil es geistig beurteilt wird" (1. Kor. 2, 14). Ihre Herzen gleichen dem Wege, auf den der Same gefallen ist; sie werden denselben nicht aufnehmen und einwurzeln lassen.

II.

Dennoch dürfen wir sagen, daß die meisten Schüler beim Weggange von einer Mittelschule ein gewisses, wenn auch bescheidenes Maß von religiösem Wissen erlangt und auch eine Fähigkeit zur Beurteilung hierher gehöriger Fragen sich zu eigen gemacht haben. Es ist aber unausbleiblich, daß dieser Erwerb wieder verloren geht, wenn er in der folgenden Zeit nicht weitergebildet wird, sondern wenn vielleicht direkt an seiner Grundlage gerüttelt wird. In solcher Lage aber befinden sich die meisten jungen Leute, welche die Mittelschulen verlassen haben. Ich brauche diese beklagenswerte Tatsache nicht weiter auszuführen, sie ist allbekannt. Die wichtige Frage wäre aber, wie könnte dem abgeholfen werden? An ihrer Lösung hat die Allgemeinheit der Katholiken ein großes Interesse. Nicht schwer ist es, die Mittel zu benennen, die Heilung zu bieten geeignet wären; die Schwierigkeit liegt jedoch darin, wie die fraglichen Kreise sich gewinnen ließen dieselben zu gebrauchen. Sehen wir etwas näher zu.

Es kommt vor allem die ordnungsgemäße Belehrung durch Predigt und durch religiöse Schriften in Betracht. Da ist es jedoch Sitte geworden, daß der gebildete Mann den Besuch der Predigt für seine Person und für seinen Stand als etwas Ueberflüssiges, ja Unpassendes betrachtet. Auch für den gläubig Gebliebenen bildet die stille hl. Messe die ganze religiöse Sonntagsfeier. Doch zeigt die Erfahrung, daß bei außergewöhnlichen Vorträgen, besonders wenn ein berühmter Redner auftritt, der Besuch auch seitens der Gebildeten gut ist. Darum wird es eine wichtige Pflicht der Kirchenbehörde sein, dafür Sorge zu tragen, daß solche Vorträge von Zeit zu Zeit abgehalten werden. Weiter wäre es von Nutzen, wenn in den größeren Städten wenigstens ein Prediger aufträte, der auch religiöse Tagesfragen und kirchengeschichtliche Tatsachen in einer die Gebildeten anziehenden Form behandelte. Wir sehen, daß dort, wo dieses geschieht, der Erfolg nicht ausbleibt. Als unablässig sprechende Prediger aber erweisen sich gute, religiöse Bücher. Doch für diese

haben unsere gebildeten Katholiken wenig Geld und keine Zeit. Die Anforderungen, welche die Hausbibliothek nach anderer Seite hin stellt, läßt für jene nichts mehr übrig. Daher ist es um so notwendiger, daß auf sie bei jeder passenden Gelegenheit dringend hingewiesen werde und daß derartige Bücher im einzelnen genannt und empfohlen werden. Ein Apostolat erfüllen diejenigen Katholiken, die bei jeder Gelegenheit, wenn sie an junge studierende oder studierte Leute oder an Familien ein Geschenk machen wollen, ein Buch geben oder ein solches beifügen. Dazu eignet sich der Tag der ersten hl. Kommunion, der hl. Firmung, der Hochzeit. Auch Weihnachten und Namensfeste bieten Veranlassung, solche Geschenke zu gewähren. Mangel an hierzu geeigneten Büchern besteht nun keiner mehr. Wir können hier nicht einzelnes aufführen; Aufschluß gibt z. B. der jährlich erscheinende „Literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands“. Große Verdienste erwirbt sich der Münchener Volksschriftenverlag.

Eine sehr wichtige Aufgabe erfüllen eine Reihe von periodisch erscheinenden Zeitschriften. Die Not der Zeit hat mehrere ins Leben gerufen, die speziell der Aufklärung über religiöse Fragen und der Zurückweisung von Anschuldigungen und Verleumdungen dienen, die gegen die Kirche erhoben werden. Dazu gehören: „Apologetische Rundschau“ und „Magazin für volkstümliche Apologetik“. Daneben bestehen Zeitschriften, die sich zwar einen weiteren Rahmen gesteckt haben, damit aber auf ausgedehnterem Gebiete ähnliches erreichen; wir nennen „Allgemeine Rundschau“. Diese und ähnliche Publikationen könnten die Quellen werden, aus denen die gebildeten katholischen Kreise weitere Belehrung und religiöse Anregung erhielten. Notwendig aber wäre, daß ihr Interesse hierfür gewonnen würde. Insbesondere sollte in Predigten auf diese Lektüre aufmerksam gemacht werden. Ein Geschenk in Form von einem Abonnement für ein Quartal oder ein Jahr an Freunde und Schutzbefohlene würde diesen Zeitschriften gewiß in den meisten Fällen neue Freunde erwerben. Die daraus entstehenden Opfer müßten die Katholiken um so eher zu bringen geneigt sein, wenn sie die ungeheueren Summen beachten, die unsere Gegner jahraus jahrein für Schriften und Broschüren aufwenden, welche die christliche Weltanschauung bekämpfen und die katholische Kirche herabsetzen. Von den Feinden sollten wir lernen.

Welche Macht aber stellt erst die Tagespresse dar! Man kann wohl sagen: Wer die Leser hat, hat die Zukunft. Die katholische Zeitung darf es nun nicht als einzige Aufgabe betrachten, die Tagesneuigkeiten zu registrieren, sie muß auch nach Bedürfnis in Fragen, die das religiöse Leben und die Kirche angehen, Vorurteile zerstreuen, Irrtümer berichtigen und Zweifelnde belehren. Wie steht es aber mit der Verbreitung der katholischen Presse? Beschämend ist die Antwort, welche die Abonnentenziffern der Zeitungen verschiedener Richtungen ergeben. Wüßte man es nicht ohnedies bereits, sie würden bekunden, daß viele katholische Familien, auch solche, die gläubig sind, keine katholische Zeitung haben; diese holen ihre Anschauungen und Belehrungen über kirchliche Fragen aus farblosen oder gar kirchenfeindlichen Preßerzeugnissen. Durch solche tägliche Lektüre aber wird nicht nur ein kirchenfremder Geist großgezogen, sondern auch Geringschätzung und Mißachtung gegen die Kirche begründet: Man schämt sich schließlich, einer solchen „zurückgebliebenen“, „lichtscheuen“, ja „moralisch tiefstehenden“ Religion anzugehören.

Im Verkehre mit unseren gebildeten Kreisen müssen wir es daher immer betonen und auch beweisen, daß die katholische Presse und Literatur doch nicht so inferior ist, wie man sie hinzustellen beliebt. Damit dieses auch offenkundiger hervortritt, ist es die Pflicht aller treuen Katholiken, an ihrer Hebung nach Kräften mitzuarbeiten. Hier aber fehlt es nicht wenig gerade bei solchen, die besonders dazu befähigt wären. Bescheidenheit und Bequemlichkeit sind zwei gleich zu fürchtende Feinde. Auch den berechtigten Wünschen der Zeit müßte Berücksichtigung zuteil werden. Wohl können unsere Presse und unsere Literatur keine „neuen Gedanken“ und „fortbildende Ideen“ vertreten, die dem Katholizismus und überhaupt der positiven Religion in ihren letzten Konsequenzen die Wurzel abgraben, aber dieses darf nicht hindern, daß sie einem von der Kirche anerkannten Fortschritt dienten und auf allen profanen Gebieten auf der Höhe der Zeit stehen. Um dieses zu erreichen, wäre es auch Pflicht katholischer Gelehrten, ihr Wissen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Eine Anklage, die man von gläubigen gebildeten Laien oft hören muß, ist die, daß geistliche Professoren der höheren und höchsten Schulen nur sehr wenig hier mittun. Zeitgemäß wie kein anderes Werk war deshalb die Gründung des Preßvereins. Seine Sorge um Verbreitung der guten Literatur und Errichtung von Bibliotheken und Lesehallen wird auch an den gebildeten Katholiken nicht spurlos vorübergehen; nur muß auf sie Rücksicht genommen werden.

Schließlich kommen noch Vereine in Betracht, zunächst solche für die Studierenden an den Hochschulen und dann überhaupt für die gebildete Jugend. Viel ist sicherlich auf diesem Gebiete geschehen, und gerade in München ist die Zahl der Mitglieder dieser Vereine eine stattliche; doch könnte sie mindestens noch drei- bis viermal größer sein. Wer angehende Akademiker und überhaupt junge gebildete Leute auf diese Vereine aufmerksam macht und sie dafür gewinnt, dient sicherlich unserer Sache. Gewiß gibt es auch hier noch viele Wünsche zu erfüllen; zu diesen gehört gerade der, daß häufiger in Vorträgen Fragen behandelt würden, die zur Bildung und Befestigung der christlichen Weltanschauung dienten. Solche Themata sollten von Philistern und auch älteren Aktiven in Verbindung von Philisterium und Aktivitas eingehend erörtert werden. Das Fachstudium läßt ja meistens den einzelnen Mitgliedern keine Zeit sich mit diesen wichtigen Dingen zu beschäftigen; darum müßte mit solchen Vorträgen eine Ergänzung eintreten. Auch eine nach dieser Richtung ausgewählte Bibliothek sollte jede Korporation besitzen; einen bevorzugten Platz dürfte Herders Konversationslexikon einnehmen. Sehr dankenswert ist es, daß viele Verleger größerer katholischer Zeitungen diese an katholische Vereine umsonst senden. Damit wird ein doppeltes erreicht. Die Vereinsmitglieder verfolgen die Verhältnisse auch im Lichte katholischer Auffassung und werden in der Mehrzahl für später wohl auch Freunde dieser Zeitungen bleiben.

Eine ernste Angelegenheit ist es sicherlich, dahin zu wirken, daß die gebildeten Katholiken in religiösen und kirchlichen Dingen ein genügendes Wissen besitzen und daß sie vor unrichtiger Beurteilung auf diesem Gebiete geschützt werden. Daher ist eine möglichst ergiebige Unterweisung der Mittelschüler in diesen Dingen neben der Anleitung zur praktischen Betätigung der Religion erforderlich. Der Religionslehrer hat die wichtige und schwierige Aufgabe, das Gestrüpp falscher Anschauungen auszuroden und den Baum der Wahrheit aufzupflanzen; eine Erleichterung in dieser seiner Tätigkeit kann er finden, wenn Lehrplan und Lehrbücher dieses hohe Ziel gleichfalls im Auge behalten. Mittel und Wege, damit die Abiturienten höherer Lehranstalten die Kenntnisse, welche sie mitnehmen, sich bewahren und sie vertiefen, dürften zur Genüge vorhanden sein. Jeder Katholik aber muß es als seine Pflicht betrachten, nach Vermögen mitzuwirken, daß sie bekannt und benützt werden. Wenn die Lehren und Einrichtungen der Kirche, sowie ihre Vergangenheit gerade von den höheren Ständen genügend kennen gelernt und richtig beurteilt würden, dann müßte sie an Achtung und Einfluß gewinnen. Nur Unwissenheit und Vorurteile entfremden ihr die Menschen.



Wahrmund.

Von unserem Mitarbeiter Chefredakteur F. Eckardt in Salzburg erhalten wir folgende Zuschrift:

Professor Adolf Wahrmund sen. berichtigt in Nr. 16 der „Allg. Rundschau“, daß er von protestantischen deutschen (also wohl arischen) Eltern abstamme. Die Behauptung, daß er als Sohn eines Juden geboren sei, fand ich in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“, welche ein so ausgesprochenes Judenblatt ist, daß sie im Wiener Volksmund das „Rabbinerblatt“ heißt. Eine Richtigstellung Professor Adolf Wahrmunds in diesem Wiener Blatte habe ich bis heute nicht gefunden.

Die Redaktion der „Allg. Rundschau“ möge mir also den Irrtum verzeihen; man sieht, daß man einem Judenblatte nicht einmal dann glauben darf, wenn es über einen seiner erklärtesten Lieblinge schreibt. Wenn dann die „Allg. Rundschau“ schreibt, ein Protestant lehre in Innsbruck katholisches Kirchenrecht, so hat sie sich durch Wahrmund Vater zu einem Irrtum verleiten lassen; denn Wahrmund Sohn, der Katholikenhasser und von der jüdischen Freimaurerpresse erst zum großen Gelehrten und freien Forscher erhobene und jetzt schon abgeschüttelte Innsbrucker Professor, ist dem Taufschein nach Katholik.

Hochachtungsvoll

Salzburg, 15. April 1908. F. Eckardt.

Die sachliche Bedeutung der Enzyklika insbesondere für Deutschland.[1]

Von
Dr. Philipp Kneib, o. ö. Professor der Apologetik an der Universität Würzburg.

In der Frage nach der Bedeutung der Enzyklika wird unterschieden zwischen einer Bedeutung für das Kultur- und Geistesleben innerhalb des Katholizismus und für das Kultur- und Geistesleben überhaupt. Auch mit Bezug gerade auf Deutschland wird sie besonders besprochen. Wir geben zunächst hier nur die allgemeinen Bemerkungen darüber, weil wir des Näheren auf die Fragen: „Enzyklika und Wissenschaft", „Enzyklika und theologische Fakultäten" noch werden zu sprechen kommen.

„Der 8. September, der Tag der Enzyklika Pascendi dominici gregis ist ein Schicksalstag des Katholizismus und damit wohl auch des europäischen geistigen Lebens. Die Enzyklika wird von vielen Seiten angesehen als ein Akt römischer Intoleranz. Man habe sich in Rom auf Grund verschiedener bedenklicher theologischer Bücher eine Gefahr eingebildet für die Kirche und darauf mit übermäßigem Eifer losgeschlagen. Aber die Sache steht doch anders und sehr viel ernster. Vom Standpunkt des Kurialismus und des strengen katholischen Dogmas aus bestand in der Tat eine wirkliche Gefahr. Der Katholizismus war in eine innere Gärung geraten, die völlig derjenigen entspricht, in welche die protestantischen Kirchen durch die ‚moderne Theologie' und durch das Eindringen der modernen Lebenselemente geraten sind."[2] — „Für den deutschen Staat hat sie (die Enzyklika) in ihrem Hauptinteresse weniger Bedeutung; denn hier lebt nicht so viel von dieser Reformbewegung wie namentlich in Italien und Frankreich. Die besten der deutschen katholischen Theologen halten sich in historischer Forschung auf unschuldigen Gebieten. Einen ‚dogmatischen' Materialismus gibt es hier nicht, und die geistreichsten Leute behalten ihre Gedanken für sich. . . . . . . Außerdem sind bei uns nicht wie in den romanischen Ländern die geistig führenden und doch religiöses Leben begehrenden Schichten von Hause und Natur her katholisch. Für die deutschen Staaten sind daher mehr die Ausführungsbestimmungen der Enzyklika von Bedeutung, die ganz von jener Reformbewegung absehen und jedes geistige Leben aus Vorsicht lieber überhaupt zerstören, nur um desto sicherer ein häretisches zu verhindern. . . . Die katholische Demokratie als Ganzes wird unmerklich immer gröber, massiver, bildungsfeindlicher, haßerfüllter und intransigenter werden."[3]

„Aber die eigentliche Bedeutung der Enzyklika liegt auf dem viel allgemeineren Gebiete des geistigen Lebens, der europäischen Kultur überhaupt. Wer hier seine Hoffnung auf eine innere Erneuerung und Vertiefung des Katholizismus setzte, wird sich bescheiden müssen. Von vielen freilich wird dieses Ergebnis mit Jubel begrüßt. Sie hoffen auf einen damit eingeleiteten Zusammenbruch des Katholizismus, ja, sie glauben das Ende des Christentums damit in greifbare Nähe gerückt. . . . . . Andere hoffen Ernten für den Protestantismus. . . . ."[4]

Troeltsch selbst meint, solche Zukunftsperspektiven seien der Natur der Sache nach sehr unsicher. Er hat recht. Die seinigen sind es natürlich auch. In der anderen Behauptung: „Der Katholizismus konnte noch vor kurzem im Geist und Sinn der Religion Dantes sich erneuern und er wird es nun schwerlich mehr können,"[5] spricht er etwas sehr allgemein. Es wäre das „Wie" einer „Erneuerung" klar herauszustellen, und dann auch zu zeigen, daß diese Möglichkeit nach dem Erlaß der Enzyklika eine Unmöglichkeit geworden ist. Uebrigens ist der Ausdruck Erneuerung des Katholizismus ungeschickt gewählt. Es gibt eine Erneuerung der Katholiken durch die geistigen und kulturellen Kräfte der katholischen Religion; eine Erneuerung der Religion selbst gibt es nicht, sondern nur ein Ausbau ihrer Grundgedanken in der Richtung des modernen Lebens, soweit es Licht und nicht Schatten ist. — Troeltsch glaubt ja doch selbst: „Die Wahrheit freilich, das, was am Christentum ewige religiöse Kraft ist, wird nicht untergehen.

„Am 8. September haben in Dantes Himmel alle Heiligen trotz ihres Aufblickes zum unwandelbaren Gotteskreise um der Erde willen geweint. Auf der Erde selber aber wird uns nichts anderes übrig bleiben, als ehrlich und entschlossen den Weltanschauungskampf gegen einen Katholizismus aufzunehmen, der für den Geist der modernen Welt keinen Platz mehr hat. . . . . Nur wäre es gut, wenn dieser Kampf mit Gerechtigkeit . . . . . geführt würde."[6]

Nun ist ja gerade das die große Frage, was am Christentum ewige Wahrheit ist. Sicherlich wurde die Antwort auf diese Frage für den Katholiken durch die Enzyklika nicht verändert. Sie bleibt dieselbe vorher wie nachher. Warum also gerade am 8. September 1907 die Heiligen in Dantes Himmel weinen sollten, bleibt unverständlich. Nur wenn sie vorher nie aufmerksam waren auf katholisches Leben und nur, wenn sie außerdem in der von Troeltsch vorausgesetzten Stimmung sich befanden, in einer ganz im Sinne der Enzyklika modernistischen nämlich, nur dann sind ihre Tränen erklärlich. Führen wir doch nur den Kampf, von dem unser Gewährsmann redet! Wenn wir von der Wahrheit unseres Glaubensinhaltes überzeugt sind, dann bleibt uns nichts übrig, als diesen „Weltanschauungskampf" aufzunehmen. Wird er auf beiden Seiten mit Gerechtigkeit geführt, so kann er wohl nur gute Folgen haben. Die Behauptung, daß die besten der deutschen katholischen Theologen in historischer Forschung sich auf unschuldigen Gebieten halten und daß im Katholizismus die geistreichsten Leute ihre Gedanken für sich behalten, ist von Troeltsch nicht belegt. Wir können sie also einfach übergehen.

Da in Deutschland in Schriften der Modernismus nicht vertreten wird, so wirft man auch hie und da mit besonderer Schärfe die Frage auf: „Was will die Enzyklika . . . . . für unser deutsches Vaterland?"[7] Man denkt an das versteckte Ziel, in Maßregeln gegen romanische Häretiker die Wissenschaft der deutschen Akatholiken zu treffen. Die Antwort ist einfach. Man könnte zunächst fragen: Warum soll an Deutschland ein Erlaß für die Gesamtkirche nicht ergehen? Und wenn dieser Erlaß durch wirkliche Vorkommnisse in Frankreich, Italien, England, Amerika begründet ist, warum soll er nicht an die Gesamtkirche sich richten dürfen? Noch mehr. In Deutschland ist die verurteilte Religionsphilosophie entstanden und groß geworden. Wie fest sie gerade in Deutschland Wurzel gefaßt hat, zeigen die bereits oben erwähnten Ausführungen Herrmanns, auf die wir eigens zurückkommen werden, zeigt ein Blick in die moderne protestantische Literatur. Auch der katholische Theologe ist ständig in Kontakt mit diesen Anschauungen. Für ihn ist die Enzyklika ein energischer Aufruf zur Aufmerksamkeit. Wie notwendig diese Warnung auch für Deutschland war, zeigt die vielfache entschiedene Stellungnahme gegen die Enzyklika in der „Internationalen Wochenschrift", zeigt der Fall des Theologieprofessors Dr. Schnitzer in München, über dessen Person kein Urteil gefällt werden soll. Ihn hat die Enzyklika zum entscheidenden Schritt gebracht. Ob er aber der einzige ist, der nur in der Aufgabe von Dogmen, welche die Kirche festhält, und in der Annahme von Ergebnissen der rationalistisch-protestantischen Theologie eine Harmonie von Glauben und Wissen herstellen zu können glaubt? Was bei ihm wirklich ist, kann bei anderen nicht unmöglich sein. Das Rundschreiben der deutschen Bischöfe über die Enzyklika Pascendi weist ebenfalls auf die Gefahr hin, daß Ansätze zu solchen falschen Theorien unvermerkt sich einschleichen können.

Noch eine andere Bemerkung möchte ich hier nicht unterdrücken. Sie bezieht sich auf eine Beobachtung, die mir außerordentlich wichtig erscheint. Aus dem, was verschiedene Nichtkatholiken, insbesondere Professoren der protestantischen Theologie über die Enzyklika in der „Internationalen Wochenschrift" geäußert haben, ergibt sich deren Anschauung, vor dem Erscheinen der Enzyklika hätten katholische Theologen modernistische Ansichten mit kirchlicher Treue für vereinbar halten können. Für sie hat nun die Enzyklika insofern klärend gewirkt, als sie jetzt wissen, daß jeder katholische Theologe, der katholischer Theologe bleibt, ein Gegner des Modernismus ist, und als sie nicht in Versuchung kommen werden, zu unterscheiden zwischen angeblich bis zum Modernismus hin Fortschrittlichen und zwischen Reaktionären, die eben deswegen dafür wären gehalten worden, weil sie ihre Gegnerschaft gegen den Modernismus auch ohne Enzyklika offen bekannt hätten. Auch in dieser Beziehung hat die Enzyklika gerade für Deutschland eine Bedeutung.

[1] Mit Genehmigung des Verfassers aus: „Wesen und Bedeutung der Enzyklika gegen den Modernismus. Dargestellt im Anschluß an ihre Kritiker. Mainz 1908. Verlag von Kirchheim & Co." (V. Abschnitt). — [2] Troeltsch, H. 1, Sp. 16, 17. — [3] Sp. 23. — [4] Sp. 24, 25. — [5] Sp. 26.

[6] Sp. 26. — [7] Meurer, H. 2, S. 49.



Dekorationswesen.

Von

Dr. Julius Versen.

Vor kurzem las ich die sinnreiche Bemerkung: „Jetzt ist nur noch zweifelhaft, ob Graf Hohenau mit oder ohne Orden in das homosexuelle Genesungsheim einzieht.“ Ja, ja, am Dekorativen ist heut alles gelegen!

Wohin aber der neuzeitliche Ordenssegen, richtiger Ordensregen, führt, das ersehen wir aus der Etatsüberschreitung für 1906/07 in dem Ressort Ordensverleihung: Etatsansatz 220,000 Mark, Etatsüberschreitung sage und schreibe: 165,000 Mk. Das ist eine nette Kostenberechnung für die erstmalige Stillung des Ehrgeizes unserer Blockleute, zumal der Freisinnigen. Wie vielen Veteranen und Beamten hätte mit diesem Gelde geholfen werden können! Es gibt eine aktive und passive Korruption, und ihre Stiefschwester, aufgepäppelt durch eine nicht einwandfreie Methode, ist die Dekorationssucht. Wie der Mensch nun einmal ist, neigt er ohne Rücksicht auf seinen Bildungsgrad zu eitler Selbstsucht und übertriebener Wertschätzung von Aeußerlichkeiten. Im heutigen Dekorationswesen bildet sich indes ein staatlicher Mißbrauch dieser menschlichen Schwäche heraus. Anstatt entgegenzuwirken, wird diese Sucht noch angereizt und in unreiner Kultur großgezogen. Sogar beim Ewig-Weiblichen.

An sich ist ja das Dekorationswesen keine spezifisch deutsche Unsitte; man findet es auch anderswo, beispielsweise im Lande der papiernen Egalité. Bei uns nimmt es aber allgemach in grotesker Weise überhand. Man muß die Naturgeschichte mancher Frühstücksorden kennen!

In Preußen scheint die Liquidation der Generalordenskommission zu einem regelrechten Bankerott führen zu sollen. Und nicht der Dekorierte allein hat die Kosten zu bezahlen, sondern auch der nicht dekorationswürdige Steuerzahler. Deshalb liegt es im allgemeinen Interesse, zu wissen, wie man Orden verteilt.

Die Kaiser Wilhelm-Gedächtnismedaille bekamen Leute, die nie die Ehre gehabt hatten, unter dem „alten Herrn“ auch nur einen Tag zu dienen. Weswegen verband man nicht bei dem späteren Entschlusse, den Kriegsteilnehmern von 1870/71 dieselbe Medaille zu gewähren, einen Ehrensold damit? Im Rheinlande hat man noch jetzt die gut versorgten Invaliden und Veteranen aus napoleonischer Zeit mit der St. Helena-Medaille und dem daran geknüpften Ehrensolde im Gedächtnis. Das hätte vorbildlich sein sollen!

Sieht man, wie ich dieser Tage, einen Gendarmen mit der wie ein Fünfmarkstück großen, apfelsinengelben Medaille und mit der unscheinbar kleinen silbernen Rettungsmedaille, verliehen für die denkbar schönste Heldentat, dann steigen auch dem legalen preußischen Staatsbürger eigentümliche Gedanken über Wert und Unwert von Dekorierungen auf.

Der Vergessenheit muß hier die lippe-detmoldische Einzugsmedaille entrissen werden, die in bezug auf Farbenpracht und Aufschrift als erfolgreiche Konkurrentin preußischer Erfindungen bezeichnet werden konnte. Wer waren die Beglückten? Alle, die den Einzug des Fürstlich-detmoldischen Regentenpaares im Jahre 1896 mitansehen durften, d. h. soweit sie männlich oder wahlberechtigt waren. Beneidenswerte Landeskinder!

Ueber die stählerne Chinamedaille oder den Tippelskirch-Orden, wie böse Leute sie nannten, wollen wir nicht reden. Wir werden nicht gern malitiös.

Aber einen Vorschlag zur Güte möchten wir doch machen. Man vermeide in Zukunft, einen Orden wie den Schwarzen Adler an einen Spiel-Fürsten, das Großkreuz des Roten Adlers mit Brillanten an kompromittierte Minister, den Pour le mérite an russische Helden und heidnische Japse zu verleihen! Das hat doch mehr Verlegenheiten und Schaden, als Genugtuung und Nutzen gestiftet. Jedenfalls vergesse man nie, daß es bedenklich ist, durch Ordensverleihungen an die Schwächen der Menschen statt an die natürlichen, starken Seiten des Pflicht- und Ehrgefühls zu appellieren. Wo soll denn die volkstümliche Hochachtung vor Rettungsmedaille, Pour le mérite und Kriegsdekorationen bei dem unlautern Wettbewerb mit dem großen „Spielwarengeschäft“ bleiben? Hoffentlich führt das Defizit der Generalordenskommission zur zeitweiligen Einstellung in Ordenssachen.

Vom geschäftigen Patriotismus zum Geschäftspatriotismus ist nur ein Schritt. Ich warne untertänigst davor. Vielleicht nimmt man sich Württemberg zum Vorbild. Dort liegt die Austeilung des Ordenssegens in Händen des Gesamtministeriums.

Ein sozialer Minister in Baden.

Von

Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Der unvergeßliche Posadowsky hat in gewissem Sinne ein Gegenstück gefunden; zwar nicht in Preußen und im Reiche: Baden hat es aufzuweisen. Der Minister des Innern, Frhr. v. Bodman, hat gelegentlich einer Interpellation wegen der Arbeitskammern und der Arbeitslosenfrage ein sozialpolitisches Bekenntnis abgelegt, das bei allen Parteien ungeteilte Zustimmung fand. Gewiß ein parteipolitisches Novum. Ob diese Zustimmung bei allen Parteien echt war, werden wir weiter unten sehen.

Der Minister erklärte, daß zwar die Regierung zu dem dem Bundesrat zugegangenen und auch in der Presse erörterten Gesetzentwurf betr. Arbeitskammern eine endgültige Stellung noch nicht genommen habe. Bekanntlich handelte es sich bei dieser Frage darum, ob Arbeitskammern oder Arbeiterkammern zu errichten seien. Er für seine Person halte die Errichtung von Arbeiterkammern für das nächste und dringendste Bedürfnis. Die sozialdemokratischen Interpellanten bekamen hierbei einen wohlgezielten Hieb weg mit dem Hinweis, daß die Sozialdemokratie noch vor nicht sehr langer Zeit die jetzt von ihr verworfenen Arbeitskammern selbst gefordert (1900) und sogar dem Reichstag einen vollständig ausgearbeiteten Gesetzentwurf vorgelegt hat, daß also schroffes Auftreten gegenüber denjenigen, die den Arbeitskammern als Vermittlungsinstanz vor Arbeiterkammern als reinen Standesvertretungen den Vorzug geben, nicht angebracht sei. Ueber eine so wichtige Frage könne man sich doch ohne alle Erregung ruhig und ernst unterhalten.

Die Hauptfrage, ob Arbeiterkammern oder Arbeitskammern, kann man verschieden beantworten, je nachdem, was man will. Will man eine Standesvertretung für die Arbeiter, wie sie die Landwirtschaft, das Handwerk, der Handel, die Aerzte haben, dann muß man Arbeiterkammern verlangen. Will man aber eine Einrichtung, wie sie die Kaiserliche Botschaft (4. Febr. 1890) für wünschenswert erklärt hat, eine Einrichtung, in welcher Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinsam ihre Angelegenheiten beraten und sich gegenseitig aussprechen, dann muß man Arbeitskammern fordern. Der Minister sprach hier die bemerkenswerten Worte, daß die Arbeiterkammern das nächste und dringendste Bedürfnis seien und sich aus diesen Arbeiterkammern die Arbeitskammern weiter entwickeln können. Es könne sich aber auch umgekehrt aus einer Arbeitskammer eine Standesvertretung für die Arbeiter entwickeln. Es wird sich das ganz von selber geben, es werden die Arbeitervertreter sich über die Fragen, welche sie berühren, zunächst unter sich verständigen, es wird eine gesonderte Beratung und eine gesonderte Abstimmung, wenn sie auch jetzt noch nicht vorgesehen ist, ganz von selber in gewissen Fragen Bedürfnis werden. Wenn man Arbeiterkammern nicht jetzt schon bekommen könne, so kann man auf dieser Grundlage versuchen, die Arbeitervertretung zu organisieren. Der Regierungsentwurf gebe die Möglichkeit — allerdings sei eine Umgestaltung nötig — auch eine Standesvertretung der Arbeiter zu schaffen.

Als verfehlt betrachtet es der Minister, für die Vertretung der Arbeiter die Arbeiterausschüsse zur Grundlage zu nehmen, weil diese nicht obligatorisch, nur da und dort bestünden, und auch nur in der Industrie vorhanden seien. Die Arbeitskammer müßte auf eine breitere Grundlage gestellt werden, sie muß noch andere Klassen von Arbeitern umfassen als nur Industriearbeiter, es müsse das Handwerk einbezogen werden, da die Gesellenausschüsse keine genügende Vertretung der Arbeiter des Handwerks sind. Ob man so weit geht, auch die Handelsangestellten, die Privatangestellten einzubeziehen, oder ob man diesen eine besondere Vertretung einräumt, wie es in Aussicht genommen ist, und wie es mit den Arbeitern der Landwirtschaft zu regeln sei, das wird eine spätere Sorge sein. Auch bezüglich des Wahlverfahrens bekundete der Minister eine gesunde Auffassung. Die Kammer sollte gebildet werden auf Grund von allgemeinen, direkten, geheimen Wahlen nach den Grundsätzen der Verhältniswahl, auch sollte man den Arbeiterinnen ein Wahlrecht geben. Als wahlfähiges Alter könne man die Volljährigkeit akzeptieren, könnte sich aber auch mit dem 25. Lebensjahr begnügen. An die Berufsgenossenschaften sollten die Arbeitskammern nicht angeschlossen werden. Damit stellt sich der Minister auf den Standpunkt der christlichen Arbeiterschaft. Die Berufsgenossenschaften sollten lediglich die Grundlage für die Einteilung



der Arbeitskammern bilden. Die Hauptsache ist, daß neben einer territorialen Grundlage auch die fachliche Gliederung stattfinden muß. In der Kostenfrage müsse eine Teilung eintreten zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern, oder zwischen den Arbeitgebern und dem Reich, vielleicht auch dem Einzelstaat. Jedenfalls sei es gerechtfertigt, daß das Reich oder der Staat einen Teil der Kosten trägt, da der Staat ja auch einen Teil der Kosten der anderen beruflichen Vertretungen übernommen hat.

Mit diesen sozialpolitischen Anschauungen und Empfindungen kann man ebenso einverstanden sein, wie mit der Stellung des Frhrn. v. Bodman zur Frage der Arbeitslosenversicherung.

Auf der zweiten Landeskonferenz der christlichen Gewerkschaften Badens in Offenburg am 29. März sprach sich Gewerkschaftssekretär Tremmel-Mannheim dahin aus, daß aus prinzipiellen und Zweckmäßigkeitsgründen im gegenwärtigen Moment Arbeitskammern den Arbeiterkammern vorzuziehen seien. Nur dann würde ein wirkliches Friedensinstitut geschaffen zum Ausgleich der Interessen von Arbeitgebern und Arbeitern.

Zur Arbeitslosenversicherung meinte v. Bodmann:

Nach den von der Regierung seit 1905 gemachten Erhebungen in Baden könne da von einem eigentlichen Notstand nicht die Rede sein, nur das Baugewerbe liege darnieder. Außer dem teuern Geld und der Bodenspekulation sei die durch Ablauf der Tarifverträge verursachte Unsicherheit der Frage schuld. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollten sich in beiderseitigem Interesse bald verständigen. Die Regierung wirke auf staatliche und kommunale Notstandsarbeiten hin. Zur Frage der staatlichen Arbeitslosenversicherung teilte er mit, daß ein ministerieller Erlaß bis zur staatlichen Regelung den großen Städten die örtliche Versicherung empfohlen habe.

Selbst die Nationalliberalen hatten an diesem sozialpolitischen Glaubensbekenntnis des Herrn v. Bodman ihre Freude. Der Abg. Wittum bemerkte, der Minister imponiere ihm durch seine Haltung mehr, als es „geistreiche Reden" vermochten. Das war eine Spitze gegen Dr. Schenkel, den Vorgänger des Herrn v. Bodman. Der nationalliberale „Mannh. Gen.-Anz." zweifelt in Nr. 130 vom 18. März sehr die sozialpolitische Fähigkeit der Nationalliberalen an und betont, daß v. Bodman den Beweis erbracht habe, daß „man" liberal sein könne, auch wenn einem Kampf gegen die Sozialdemokratie oberster Leitstern ist. Eine recht boshafte Bemerkung! Und dann spricht das Blatt den sehr bezeichnenden Satz aus: „Es ist keine zufällige Erscheinung, daß im badischen Landtage unter den Liberalen herzlich wenige Sozialpolitiker sitzen", und empfiehlt den badischen Nationalliberalen heilsame Lehren daraus zu ziehen, daß ein scharfer Gegner der Sozialdemokratie zugleich der beste Sozialpolitiker seiner Partei sein könne!

Veilchen.

Sie ist ganz still gestorben
Und niemand hat es geseh'n.
Wir schliefen. — Sie wollt' uns nicht stören,
Ganz leise nur von uns geh'n
Und als wir am Morgen erwachten,
Lag sie so friedlich da;
Sie lächelte, fast als spräch' sie:
„Verzeiht mir, was geschah!"

Und wie sie im Leben abseits
Sich stellte von Zank und Gewühl
Und die Sonne nur liebte, wenn milde
Und wärmend sie schien, nicht schwül:
So ruht sie auch nicht am Wege,
Nicht wo der Stolz sich bläht
Und prunkend aus goldenen Worten
Nach bewunderndem Neide späht.

Es war ums Fest Allerseelen.
Die Rosen blühten nicht mehr.
Nur Astern und Chrysanthemen
Streuten wir um sie her.
Und sie liebte doch die Rosen,
Wenn sie glühend flammten vom Strauch;
Gepflückt hat sie selten eine —
So hielt sie's im Tode auch!

Ganz hinten an der Mauer
Ein einfach Steinkreuz steht,
Und niemand als die Liebe
Zum Efeuhügel geht.
Nur einmal im Jahr, da ist dort
Ein wonnesames Weh'n,
Wenn scheuverschämte Veilchen
Drauf, ihr nur duftend, steh'n.

Könnt' sie, sie würde bitten:
„Tut weg doch diese Zier!"
Doch muß sie's geschehen lassen —
Sie kommen von selber zu ihr.

Ferdinand Eckert.

Zu den Vorgängen in Rom.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

Bei einem Bau war ein Maurer tödlich verunglückt, einer, der weder Anarchist noch Sozialist gewesen. Trotzdem legten die Helden des Umsturzes, denen der Arme im Leben ferne gestanden, Hand auf die Leiche, um wieder eine der seit einiger Zeit sich häufenden Straßenkundgebungen veranstalten zu können.

Es wurde ein Zirkular verteilt, worin es hieß, wieder sei ein Menschenleben der ausbeuterischen Gier des Kapitals zum Opfer gefallen, und zur Beteiligung am Leichenzug aufgefordert wurde, „als Protest gegen jene, die fette Gewinne einstecken, aber das Leben des Arbeiters mißachten".

Der bedauernswerte Verlauf ist bekannt. Vom Spital aus sollte sich der Zug auf verkehrsreichem Umwege über die Piazza Venezia und durch die Via Nazionale nach Roms Nekropole des Campo Verano bewegen, damit so die Reihen der Proletarier mit Fahnen und Kränzen sich besser entfalten und der Bourgeoisie mehr imponieren könnten. An der Piazza del Gesu fanden sie aber den Weg durch die bewaffnete Macht versperrt. Mit dieser Eventualität war gerechnet worden. Soeben, als der Sarg in den statt des Kreuzes einen roten Blumenstrauß tragenden Leichenwagen geschoben wurde, hatte einer der Häuptlinge schmunzelnd gesagt: „Wollen sehen, ob die Häscher den Mut haben werden, sich uns entgegenzustellen. In Apulien dürfen sie schießen, wagen es aber in Rom nicht. Wir sind 2000." Als ein Verwandter des Toten verlangte, daß der Kondukt den gewöhnlichen Weg nehme, wurde ihm von einem „Roten" barsch geantwortet: „Der Tote gehört uns. Wir tun nach Belieben." In Voraussicht eines Zusammenstoßes hatten manche der „Leidtragenden" sich mit Steinen versehen.

Der Entschluß, sich den Durchgang zu erzwingen, war denn auch im Nu gefaßt. Daß Polizei und Militär von der Waffe Gebrauch machen würden, durften die Straßenhelden für ausgeschlossen halten, nachdem sie so oft schon bei ihrem lärmvollen Treiben nur auf geringen Widerstand gestoßen waren. Sie fühlten sich sicher in ihrer Haut und wollten den Uniformierten um so nachdrücklicher am Zeug flicken. Man ließ den Leichenwagen auf den Kordon anrennen, schlug mit Stöcken und Fahnenstangen auf die Wachmannschaft ein und bombardierte sie mit Backsteinen, die, wie auf Bestellung, der rasenden Menge auf drei Karren zugeführt wurden. Mit jedem Augenblick stieg die blinde Wut der Stürmer. Polizisten und Soldaten hielten wacker stand, wiewohl manche von ihnen aus tiefen Wunden bluteten. Aber es war doch vorauszusehen, daß sie bald der Uebermacht erliegen würden. Und was dann? Zu welchen Exzessen hätten dann wohl die Sieger sich fortreißen lassen? „Nach dem Quirinal!" schrien einige der Wütendsten. Da erklangen mehrere Trompetenstöße als Aufforderung auseinanderzugehen. Es half nichts, steigerte aber noch die Wut der Menge. Nun krachten Schüsse. Fast automatisch hatten die Mannschaften von Revolver und Gewehr Gebrauch gemacht. Eine furchtbare Panik ergriff jetzt die Helden; sie stoben in wilder Flucht auseinander. Vier Personen wurden gleich getötet oder starben bald nachher. Darunter ein Unbeteiligter, der zufällig Zeuge des schmählichen Kampfes geworden war. Verwundet waren etwa 15 Zivilisten und 30 Polizisten.

Wer objektiv urteilt, muß den Vorwurf, als habe die bewaffnete Macht in frivolster Weise Blut vergossen, als durchaus unberechtigt zurückweisen. Ein Teil der moralischen Verantwortung belastet jene Behörden, die es bisher unterließen, gegen die sich als Herren der Straße geberdenden Umstürzler entschieden Front zu machen. Wohin die Fahrt dieser sogenannten Volksparteien geht, haben die bei der Leichenfeier für die Gefallenen vom Stapel gelassenen blutigen Brandreden wieder einmal mit klarster Deutlichkeit gezeigt. Weder Gott noch Herrn! Der König ist ihnen so verhaßt wie der Papst. Sie streben der Anarchie, der sozialen Revolution zu.

Zwei Tage dauerte in Rom der als Rache für „den am Volk begangenen Verrat" proklamierte Generalstreik, der sich nach der Absicht des leitenden Komitees über das ganze Land erstrecken sollte, was indes nicht erreicht wurde. Daß dadurch gerade die ärmeren Klassen am empfindlichsten getroffen werden mußten, fiel bei den führenden Volksbeglückern nicht in die Wagschale. Manifestiert muß eben werden.

In der Deputiertenkammer wurde auf sozialistischer Seite mehrfach betont, daß die Wurzel solcher Konflikte in dem Mangel



einer Erziehung der Volksmassen zu suchen sei. Wer sich darüber unterrichten will, wie die italienische Sozialdemokratie sich ihrer erzieherischen Aufgabe widmet, sehe sich nur eine Nummer des an allen Straßenecken sich ungestraft breit machenden „Asino" an. Und da klagen diese Volksvergifter über die ihren Opfern mangelnde Erziehung!

Dienstboten und Theater.

Ein Beitrag zur Dienstbotenfrage von Mary Croenlein.

In unseren Stadttheatern können wir eine eigentümliche, zur Wehmut stimmende Beobachtung machen. Auf den Plätzen und in den Logen der vornehmen Welt sehen wir häufig junge Mädchen, unverkennbar dem Dienstbotenstand angehörend. Als Lückenbüßerinnen sind sie da, die gnädige Frau hat anderweitige gesellschaftliche Verpflichtungen; das Abonnement ist bezahlt, da macht man mal dem Mädchen eine Freude und die sitzt dann den Platz ab. Möchte man sich einerseits freuen, daß die Herrschaften ihren Angestellten ein Vergnügen gönnen, so kommt einem anderseits doch das Bedenken, ob diese Art der Erholung nicht eine große Gefahr für das Sittlichkeitsgefühl der Dienstboten in sich trage.

Auf die Tendenz des Stückes wird von seiten der Herrschaft leider keine Rücksicht genommen, ob dies nun aus Unwissenheit, Leichtsinn oder Gleichgültigkeit geschieht, das möge dahingestellt sein.

Ist nun aber der Besuch unserer modernen Bühnenstücke mit ihrer berechnenden Sinnlichkeit und ihrer abscheulichen Erotik sogar für den Gebildeten, den sittlich starken und gestählten, eine gewisse Gefahr, um wieviel mehr für ein schwaches Mädchen, vielleicht ein unschuldiges Kind vom Lande, das noch keine Ahnung hat von dem Treiben der großen Welt.

Mit strengen Begriffen von Gut und Bös, von Recht und Unrecht kommt es in die Großstadt, und mutig wehrt es die Gefahren ab. Da wird ihm die Freude eines Theaterbesuches gemacht. Es sieht nun in einem Stück unserer Modernen all das, was es bisher als verboten gekannt hat, als erlaubt und natürlich hingestellt und was ihm von sorgender Mutterliebe als hoch und heilig dargestellt wurde, das sieht es in den Kot gezogen und verächtlich gemacht.

Anfangs wird das Mädchen staunen, es wird in Gewissenskonflikt kommen; aber die Theaterbesuche wiederholen sich, die sinnbetörende Lust ist geweckt und es ist umgeben vom verpestenden Gifthauch einer schwülen Sinnlichkeit. Langsam werden die ernsten Lebensanschauungen freier — die Gelegenheit zur Befriedigung sinnlicher Wünsche ist in der Großstadt groß — und nun ist's zum vollen Verderben nur noch ein Schritt. Das ist die folgerichtige Psychologie. Nun kommt die Klage der Herrschaften über die Unzuverlässigkeit, über die sittliche Verkommenheit der Dienstboten, die ehedem so treu und besorgt, so gewissenhaft und brav gewesen sind. Es ist ganz gewiß nicht pessimistisch gedacht, wenn man die Gedankenlosigkeit, mit der Herrschaften ihre Mädchen in die absurdesten Aufführungen hineinschicken, als einen Umstand bezeichnet, der mithilft zur Korruption des ganzen Dienstbotenstandes.

Abgesehen vom christlichen Standpunkte, gebietet schon das bloße Humanitätsgefühl, daß man dem Dienstboten, der all seine Kraft in den Dienst einer Herrschaft stellen muß, eine Erholung gönnt, wo er gesunde Unterhaltung findet und moralische Kraft schöpfen kann. Für ein Vergnügen, wobei sie dem physischen und psychischen Untergange entgegengehen, werden die Dienstboten ihrer Herrschaft wenig Dank wissen.

Eine christliche Frau aber sollte bedenken, daß sie ihr Mütterlichkeitsgefühl und ihre Sorge auch auf den Dienstboten zu übertragen hat. Auch dieser hat eine unsterbliche Seele, und es ist ihre heilige Pflicht, für deren Wohl zu sorgen. Auch für diese wird sie Gott einmal Rechenschaft geben müssen, wenn diese verloren ginge durch ihre Schuld und Gleichgültigkeit.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Schmerzen und Liebe.

Einst hörte ich in sonndurchwärmten Jugendtagen
Den weisen Mund der treubesorgten Mutter sagen:
Die Lieb' aus fernem Märchenland,
Das Leid, das eure Mutter fand —
Das wünsch ich euch;
Denn Schmerzen und Liebe machen reich.

Noch seh ich mit der zarten Hand, der bleichen,
Die Mutter liebvoll über Stirn und Wangen streichen
Den Flachskopf kosend mit der Hand,
Derweil ich lächelnd vor ihr stand.
Ihr Blick so weich,
So liebzerflossen, tränenreich.

Sie ist nun tot, schon längst zur Ruhe eingegangen,
Die Worte, die sie sprach — sie leben. Mit Bangen
Dacht ich ans sonn'ge Märchenland
Wo sich zu treuer Liebe fand
Der Schmerzen Weh
Als trügrisch-holde, herbe Fee.

Seitdem bin müde ich, ist alt das Herz geworden,
Mein Leben spielt nicht mehr mit trunknen Liebesworten.
Die Lieb', von der die Mutter sprach,
Den Schmerz, der mir mein Herze brach,
Das Märchenland —
Ich hab sie alle wohl gekannt.

Otto Dietenberger.

Eine Stunde mit P. Malinowski.

Von

Marie Amelie Freiin von Godin.

„Pater Malinowski!"

Ich blickte freudig überrascht auf, denn ich hatte nicht geahnt, daß ich den berühmten Oblaten in jenem Salon treffen würde, nicht einmal geahnt, daß er jetzt in München ist.

„Seit wann sind Sie denn in Deutschland", war meine erste Frage, „kann man Sie in Südwestafrika wirklich entbehren?"

Und als Antwort ein vergnügtes, behagliches Lachen. „Wie das wohl tut, lachen zu können", meinte der Pater, — „in Afrika wird man schrecklich ernst — außer man amüsiert sich mit den Hottentotten und denen ist in den Kriegsjahren das Lachen vergangen." — „Die Hottentotten! Entsetzliche Menschen, nicht wahr?"

Wir steckten, wie leicht zu ersehen, schon mitten im Verhör.

Da öffneten sich die Augen meines Gegenüber groß und nachdenklich: „Gerade im Gegenteil, begabt, mutig, sehr dankbar, nie vergißt der Hottentotte eine Wohltat. Ich habe das Volk sehr gerne. Erst vorgestern erhielt ich einen Brief von einem meiner Hottentotten, der nicht begreift, wie ich das Leben von ihnen allen getrennt so lange aushalten kann."

Später erwidert Pater Malinowski auf eine Frage: „Morenga? das war ein prächtiger Mensch, einer meiner besten Freunde, intelligent, kühn und aufopfernd. Fragen Sie doch unsere Offiziere, was sie von ihm halten. Wie habe ich ihn gut gekannt! Und dann erzählt der Pater ein tolles Reiterstücklein des Hottentottenführers, ein Ritt an der Front der deutschen Truppen vorbei, die ein solches Wagnis für ausgeschlossen hielten und die Reiter als Verstärkung ansahen, so daß Morengas Tollheit wirklich gelang und seine Leute sich mit den Bewohnern der angegriffenen Hottentottenstadt noch rechtzeitig in die Berge flüchten konnten. Kurz nach diesem Reiterstück — im Frühjahr 1905 — wurde Pater Malinowski zum ersten Male zu Morenga gesandt, um mit ihm wegen seiner Unterwerfung zu verhandeln. Seine Bemühungen scheiterten aber an dem Mißverständnis eines in Afrika neueingetroffenen Truppenteiles, um nach wiederum einem Jahre erneuert und zum größten Teile, freilich nicht mit allen Stämmen von Erfolg gekrönt zu werden."

„Jetzt ist Morenga tot; es hat mich immer gefreut, daß er wenigstens im Kampfe gefallen ist. Weiß der liebe Gott, wie viele Messen ich für Jakob Morenga gelesen habe!"

Schlicht, einfach und doch außerordentlich anschaulich erzählt Pater Malinowski das alles. Man glaubt ihn mit eigenen Augen zu sehen, wie er sein Pferd durch fast unzugängliche Gebirgsschluchten hetzt, um die Hottentotten rechtzeitig in ihren Verstecken aufzufinden. „Ich dachte damals keinen Augenblick daran, daß

ich vom Pferde stürzen könnte, hieb nur auf mein Tier ein, um es mehr und mehr anzutreiben — heute wundere ich mich, daß mir nichts geschehen ist."

Dann ein anderes Bild, an das man gerne glaubt, wenn man mit ihm plaudert. Pater Malinowski tanzt mit den Hottentotten! „Wie oft habe ich das getan — gerade als sei ich einer der Ihrigen, gekleidet wie sie, nur zu oft schmutzig wie sie". Und als der Pater das erzählt, lacht er abermals von ganzem Herzen.

Ich konstatiere wieder einmal, daß Menschen, die Außergewöhnliches geleistet haben, oft so ganz und gar nicht außergewöhnlich aussehen, daß ihnen das befriedigende Bewußtsein, der eigenen Aufgabe gewachsen zu sein, eine vergnügte Behaglichkeit verliehen hat. Die liest sich aus jedem Zuge des breiten, freundlichen Gesichtes, aus den lebhaften, gütigen und fast ein wenig übermütigen Augen des Oblaten. Ich habe Pater Malinowski im Verdacht, daß er Freude an seinen Abenteuern hat, so herzlich leid ihm um alles Elend und allen Schmerz ist.

Wir hören weiter, hören, wie es hoffentlich möglichst viele von Ihnen in einem Vortrag des Paters in München kurz nach Ostern hören werden — und in vielen Städten Deutschlands, die er im Laufe des Sommers besuchen wird — gar viel von Land und Leuten in Südwestafrika, von den Farmern und den großen Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen und die ihnen Klima- und Höhenverhältnisse fast unüberwindlich stets bereiten werden — und immer wieder von den Hottentotten. Pater Malinowski hat sich nur deshalb ein Jahr von ihnen getrennt, um in Europa die nötigsten Mittel für seine Mission zusammenzusammeln.

Lächelnd erwähnt der Pater den Kronenorden und den Roten Adlerorden, die ihm für seine Verdienste verliehen worden sind — geht dann auf Dernburg und seine Eingeborenenpolitik über: „Wenn seine Pläne durchgehen, dann ist meiner tiefsten Ueberzeugung nach die Kolonie gerettet — denn der Weiße wird in Deutschsüdwest nie schwere Arbeit ertragen können. Wir brauchen die Eingeborenen; schon darum, wenn nicht aus Menschlichkeit, müssen sie geschont werden. Wenn freilich Dernburg im Reichstag sagte, die Missionare sollten nicht nur das „ora" sondern auch das „labora" bedenken, so stoßt er offene Türen ein, denn es wird keinem Missionar einfallen, damit zu beginnen, dem Hottentotten von Gott und der Kirche zu predigen, wenn doch sein ganzes wirtschaftliches Leben umgestaltet werden muß, um überhaupt eine kirchliche Gemeinde begründen zu können." Daran anknüpfend, schildert der Pater, wie er Monate in den Hütten der Hottentotten gelebt, ihnen von Fall zu Fall zu ihrem Rechte verhalf, ihre Lage zu bessern suchte, sie in praktischen Dingen belehrte, ehe sie auch nur erfuhren, daß er Priester ist. Heute noch widmet er sich der Wohlfahrt ihrer Seele und der Wohlfahrt ihres Leibes.

„So kommt es, daß ich selbst unter Heiden und Protestanten bekannt bin von einer Grenze des Landes zur anderen, bekannt, und von allen, die meiner bedürfen, aufgesucht, obwohl die protestantische Mission 100 Jahre alt ist und wir erst ganz kurz im Lande sind."

„Auch mit den Offizieren unserer Truppen", so sagt der Pater zum Schluß, „war ich befreundet, kam mit allen trefflich aus" — da horche ich auf, weil mir diese Worte den Schlüssel zu seinem Wesen und zu seinem Wirken zu enthalten scheinen: „Jedem Einzelnen möchte ich gerecht sein, denn mir ist das Schrecklichste, irgend jemand zu verletzen, zu beleidigen". Ich verstehe nun, daß das Geheimnis seines Einflusses gerade auf dieser Liebe beruht, die sicherlich übernatürlichen Einschlag hat, aber zum größten Teil gewiß aus warmem, sorglichem, persönlich-menschlichem — darum so gewinnenden, vertrauenerweckenden Wohlwollen besteht.

Münchener Kunst.

Eine sehr interessante Ausstellung bietet in diesem Monat die **Galerie Heinemann.** Sie hat dem am 9. Januar d. J. dahingeschiedenen Wilhelm Busch eine Ehrung bereitet, die tatsächlich zum erstenmal vor aller Augen beweist, daß dieser Meister einer solchen wahrhaft würdig war. Was die Welt bisher von ihm gekannt hat, ist ein Bruchteil, und zwar nur ein kleiner und nicht der beste dessen gewesen, was Busch erdacht und gebildet hat. Gedenkt man seiner Werke, so stellt man sich nichts anderes vor, als jene herzlich komischen, meist harmlosen, manchmal tendenziösen Bildchen und Verse in allerlei Büchlein und auf Bilderbögen. Jetzt sehen wir, daß das alles nur entstehen konnte auf dem Boden feinster poetischer Lebensauffassung und eines Malertalentes, das bei weitem über gewöhnliches Maß hinausging. Daß Busch als Poet nicht nur ein Humorist gewesen ist, sondern auch ernster und tiefer Regungen fähig, das hat er durch die Schriften seines späteren Alters bewiesen. Die Feinheit seiner Begabung als Zeichner, die Vornehmheit, mit der er Gesehenes wiederzugeben verstand, der tiefe Ernst, mit dem er beobachtete, das alles lernen wir erst aus der jetzigen Ausstellung kennen. Sie zeigt mit ihren über tausend Blättern, mit welcher Eindringlichkeit, mit wie heißem Bemühen Busch das Innerste der Natur zu erfassen suchte, mochte sie belebt oder unbelebt sein. Landschaft, Architektur, Pflanzen, Tiere, der lebende und tote Mensch, alles ist ihm als Gegenstand schärfster Beobachtung gleich willkommen gewesen, und seine zeichnerische Begabung brauchte vor keiner Schwierigkeit zurückzuschrecken. Wilhelm Busch ist auch als Schöpfer von Oelgemälden und -Skizzen höchst fruchtbar gewesen. Auch das ist eine Ueberraschung, die diese Ausstellung weiteren Kreisen zu bieten vermag. Wer hat davon gewußt? Wer etwas von seiner genialen Art, Landschaften, Tiere und Menschen mit wenigen Pinselstrichen in eindringlicher Charakterisierung auf die Fläche zu werfen? Wer etwas von dieser Festigkeit des Blickes und der Hand, wodurch Busch an die Seite bester Impressionisten getreten ist? Wer ahnte etwas davon, daß alle jene Eigenschaften in Busch vereinigt waren, und einzelnen seiner Werke einen Rang gleich nach denen mancher alter Niederländer gaben? Das alles ist zu Lebzeiten des Mannes, der, sich selbst nicht genügend, in freiwillige Einsamkeit ging, verborgen geblieben. Die jetzige Ausstellung erwirbt sich das Verdienst, dem merkwürdigen Künstler — leider zu spät — zu gerechter Beurteilung zu verhelfen. Eine Veröffentlichung ausgewählter Werke aus den hier zusammengestellten müßte noch sehr wesentlich dazu beitragen. Vielleicht darf dieser Gedanke hier angeregt werden.

Aehnliche Aufgaben der Pietät gegen einen dahingeschiedenen Künstler, freilich einen, der von dem zuvor Besprochenen unendlich verschieden war, dienen die in den Salons von Zimmermann und Brakl veranstalteten Ausstellungen von Werken des niederländischen Impressionisten Vincent van Gogh. Er ist 1853 geboren und hat 1890 im Wahnsinn Selbstmord begangen. Von ihm kann man sagen, wie von Hamlet „O welch ein edler Geist ward hier zerstört". Eine Reihe von über 100 Gemälden und Zeichnungen. Alles nur Skizzen, denn zur Vollendung brachte er sie nicht, die er in heißem Kampfe sich selbst abgerungen hat. Sie zeigen, welch ein riesenhaftes Können, welche künstlerische Tiefe hier verloren gegangen ist. Sie als den Höhepunkt moderner Kunst anzusehen, wie es von mancher Seite versucht wird, davon kann freilich aus äußeren und auch aus inneren Gründen keine Rede sein.

Dr. Doering, Dachau.

Vom Büchertisch.

Index Romanus. Verzeichnis sämtlicher auf dem römischen Index stehenden deutschen Bücher, desgleichen aller fremdsprachlichen Bücher seit dem Jahre 1870. Von Dr. theol et phil. Albert Sleumer, 3. vermehrte Auflage. Osnabrück, G. Pillmeyers Buchhandlung (Jonscher) 1907. Preis geheftet 1,30 M, gbd. 1,90 M. Das Werkchen hat bereits in den ersten zwei Auflagen weithin eine günstige Beurteilung erfahren bis in die katholischen Reihen hinein. Die auf der Innenseite des Umschlags verzeichneten Preßstimmen (z. B. in der „Straßburger Post" und im „Tag") bestätigen es. Auch an Gegnern hat es nicht gefehlt. Den Anonymus im „Zwanzigsten Jahrhundert" fordert der Verfasser im Vorwort zur dritten Auflage auf, mit offenem Visier sich ihm zu stellen und Sache (d. h. Buch) von Person zu trennen. Im übrigen ist bei einer gerechten Würdigung der Zweck des Buches zu berücksichtigen. Es will, wie der Verfasser in Auflage 3 S. 25 hervorhebt, nicht als streng wissenschaftliches, literarisch-historisches Monument gewertet werden, ebensowenig wie sein Vorbild, der amtliche römische Index, sondern weitere Kreise mit der Einrichtung und dem Umfange des kirchlichen Indexgesetzes bequem bekannt machen. Diesem Zwecke dient das Werk vollauf und wird somit neben den für Fachkreise berechneten Werken von Hollweck, Ph. Schneider und J. Hilgers als leicht und übersichtlich orientirendes Nachschlagewerk zu Rate gezogen werden können. Der Verfasser ist kein einseitiger Bewunderer der gesamten Indexbestimmungen und streift in maßvollen Ausführungen (S. 12) die Laienbewegung der jüngsten Zeit hinsichtlich des Index. Ohne der kirchlichen Behörde zu nahe zu treten, hält er es nicht für ausgeschlossen, daß im Einzelfalle nicht gerade ein heilsamer Gebrauch von dem Bücherverbote gemacht wurde. — In der Einleitung ist ein geschichtlicher Gang durch die christlichen Jahrhunderte von den Tagen des hl. Paulus an bis in die neueste Zeit unternommen, um das Verhalten der Kirche gegenüber bedenklichen und verwerflichen Schriften zu zeigen. Apologetische Gesichtspunkte sind vorausgeschickt. Es folgt in dem weiteren Teile des Buches die Namhaftmachung und Erklärung der wichtigeren Indexbestimmungen. Den Schluß bildet die alphabetische Tabelle der auf den Index gesetzten Bücher. Die Ausstattung ist von der „Straßburger Post" als eine ausgezeichnete gerühmt worden. Auch wir wollen nicht anstehen, den klaren, gefälligen Druck und das vornehme Gewand hervorzuheben. Einzelwünsche machen wir nicht geltend, sondern geben der Erwartung Ausdruck, daß in der Tat sich das Büchlein als das erweist, wofür Direktor Dr. Löschhorn in den „Mitteilungen aus der historischen Literatur" (XXXV., Nr. 148) es empfohlen hat, als eine praktische, für den gebildeten deutschen Katholiken durchaus hinreichende Uebersicht.



Aus ungedruckten Witzblättern.

Aus den Briefgeheimnissen eines „freisinnigen" Reichstagsabgeordneten.

Soeben weht uns ein günstiger Frühlingswind zwei Briefe auf den Schreibtisch, welche gleich Röntgenstrahlen das „Rückgrat" einer besonderen Menschengattung und gleichzeitig die politische Lage grell beleuchten. Die Menschenspezies heißt: Freisinnige Reichstagsabgeordnete. Der erste Brief lautet:

„Berlin, deutscher Reichstag, den 6. April 1908.

Meine liebe Friedericke!

Das waren herrliche, denkwürdige Stunden! Ich habe mit Ihm persönlich — denke dir: persönlich! — zu sprechen die hohe Ehre gehabt. Ach, diese Grübchen! Dieses scharmante, bezwingende Lächeln! Und wie er von der Börse so begeistert sprach und dann wieder das Agrariertum so überzeugend lobte! Diese Vielseitigkeit, Friedericke. Diese Nonchalance, mit der er über die schwierigsten und heikelsten Fragen in launigem Zwiegespräch hinwegtänzelte. Und wie hing ich mit meinem treuen Freunde M. M. — na, du kennst ihn ja von wegen seiner lyrischen und dramatischen Gedichte! — an den schelmischen Lippen des großen Mannes. Und da hätten wir widerstehen können? Nimmermehr! Die Eiskruste schmolz von unseren Herzen, und wir sagten zu allem: Ja! Hatten wir nicht recht, meine Teure? Wozu auch undankbar sein bei so viel Gnade! Nur keine Prinzipienreiterei, wenn man nicht fest genug im Sattel sitzt! Du verstehst mich, liebe Friedericke. Vereinsgesetz, Börsengesetz — alles geschluckt! — Ich freue mich schon aufs nächste — intime Diner! Wollte nur, du wärest auch dabei. Kommt auch noch, — wenn du einmal adelig bist. Daß dies geschieht, dafür laß mich sorgen!

Auf Wiedersehen! Mit herzl. Gruß und Kuß!

Dein treuer Fridolin."

Darauf die Gattin:

„X . . . ., den 8. April 1908.

Mein gutes Männchen!

Deine begeisterten Zeilen haben mich ganz berauscht. Ich dachte gleich an unseren seligen Freund Eugen Richter und bedauerte, daß er dies alles nicht mehr hat erleben können. Wie hätte er sich gefreut! Ich glaube, er hat sich in diesen Tagen vor lauter Freude im Grabe herumgedreht. Fahrt nur so fort, in Berlin, damit ich recht bald — adelig werde! Ach ja! Grüße mir bitte M. M., den „Ueberdichter". Ich lasse ihm besonders dafür danken, daß er uns Frauen mit der ihm eigenen Galanterie im Vereinsgesetz die „erste Frucht der Blockpolitik" in den Schoß geworfen hat.

Ich muß schließen, lb. Fridolin. Ich muß in die Küche. Sonst brennt mir noch der Braten an. Ich will ihn heute zur Feier des Tages mit schwarz-weiß-roten Bändchen garnieren!

Leb wohl, Fridolin, und sei herzlichst gegrüßt und geküßt von deiner ewig treuen und dankbaren Friedericke."

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. „Die weiße Dame", welche wir längere Zeit in unserem Spielplane vermißt hatten, erschien in teilweise neuer Besetzung unter Cortolezis gewandter und sorgfältiger Leitung in einer flotten und beifällig aufgenommenen Aufführung. Die Rolle des George Brown ist eine alte Glanzleistung Walters. Sein chevalereskes Spiel und seine sangliche Kultur bieten durchaus erfreuliches. Sehr sympathisch sang Frau Burg-Zimmermann die Anna. Sieglitz' Gaveston ist darstellerisch und sanglich gleich vortrefflich. Als Jenny befriedigte Frl. Brunner. Hofmüllers Dikson und Frl. Blanks Margarethe sind von früher bekannt; zu ihnen gesellte sich Lohfing in der kleinen Rolle des Friedensrichters. — Mit Bedauern hören wir, daß die Première von Debussys „Pelleas und Melisande" auf längere Zeit vertagt worden ist, obwohl schon viele Proben und Studien auf das Werk verwendet worden sind. Ob wir die interessante Novität heute oder etwa erst im Herbst hören, ist von sekundärer Bedeutung. Das Betrübliche ist, daß die besten Intentionen der Opernleitung so oft auf unüberwindbare Hindernisse stoßen. Ein altes Lied freilich, doch bleibt es immer neu. Nunmehr sind die Proben zu Schillings „Moloch" in Angriff genommen worden, der im Juni in Szene gehen soll.

Das Künstlertheater hat sich, wie mitgeteilt wird, bei den Proben als sehr akustisch erwiesen. Den musikalischen Teil der Vorstellungen wird das Philharmonische Orchester übernehmen, welches Kapellmeister Cortolezis dirigieren wird, abgesehen von den Aufführungen, welche Felix Mottl selbst leitet. Das Künstlertheater verfügt über ein versenktes Orchester für eine Besetzung in der Stärke des sog. „Mozartorchesters" (30 bis 40 Spieler). — In diesen Tagen ist der „Almanach für das Spieljahr 1906/07" seitens der Generalintendanz zur Ausgabe gelangt. In dieser Zeit wurden in den Kgl. Theatern 553 Vorstellungen gegeben. Im Kgl. Hof- und Nationaltheater wurden 189 mal Opern und 87 mal Schauspiele gespielt, im Residenztheater 9 Opern- und 244 Schauspielvorstellungen gegeben, im Prinzregententheater entfallen auf die Oper 22, und 2 Aufführungen auf das Schauspiel. Von Premièren wurden 3 Opern und 21 Schauspiele zur Aufführung gebracht.

Münchener Festspiele. Für die Richard Wagner- und Mozart-Festspiele, welche in der Zeit vom 1. August bis 14. September stattfinden, ist die Mitwirkung folgender Künstler vorgesehen: der Damen Blank, Bosetti, Brunner, Burg-Zimmermann, Burk-Berger, Faßbender, Fay, Gmeiner-v. Fladung, Höfer, Koboth, Koch, Morena, Preuse-Matzenauer, Tordek und Ulbrig, sowie der Herren Bauberger, Bender, Brodersen, Buysson, Feinhals, Felmy, Geis, Gillmann, Hagen, Hofmiller, Knote, Kuhn, Lohfing, Schreiner, Sieglitz und Dr. Walter. Zu diesen Münchener Künstlern gesellen sich als Gäste die Damen David (Köln), Hempel (Berlin), Plaichinger (Berlin) und Wittich (Dresden), sowie die Herren Breuer (Wien), Briesemeister (Berlin), Burgstaller (Neuyork), Gura (Schwerin), Kraus (Berlin), Slezak (Wien), Whitehill (Köln) und Zador (Berlin). Wie in den Vorjahren, überwiegt, wie dies auch aus Gründen eines geschlossenen Gesamteindruckes wünschenswert ist, die heimische Künstlerschaft. Die Gäste sind erstrangige Kräfte, welche bei unseren Festspielen sich bereits rühmlich bewährt haben.

Aus den Konzertsälen. Das letzte Kaimkonzert der Saison dirigierte wieder Ferdinand Löwe (Wien). Der glänzende Dirigent vermochte diesmal noch stärkere Wirkungen zu erzielen, insbesondere in Schumanns zweiter Symphonie op. 61 und in dem Meistersingervorspiel. Wußte er so oft die Künstler des neuen Orchesters gleichsam über ihre sonstige Leistungsfähigkeit hinauszuheben, so gelang es ihm anderenteils, da und dort vortretende Schwankungen auszugleichen. Frédéric Lamonds großzügige Interpretation des Beethovenschen Es-dur-Konzertes hatte stürmischen Beifall. So fand die Reihe der Abonnementskonzerte doch noch ein bei weitem harmonischeres Finale, als man vor kurzem hatte hoffen dürfen. Mögen wir bei Beginn der nächsten Wintercampagne im Kaimschen Institute wieder ein Orchester vorfinden, das die hohen Aufgaben, die ihm im Münchener Kunstleben gestellt sind, voll zu lösen vermag. — Der nach Wien übersiedelnde Konzertmeister des Kaimorchesters Cornelius van Vliet zeigte sich in seinem Abschiedskonzert wieder als glänzender Cellist von großer Tonschönheit und trefflichem musikalischen Verständnis. Als Mitwirkende hatte er die bekannte Pianistin Langenhan-Hirzel gewonnen. Aus dem Programm war uns neu eine Suite von Saint-Saëns, deren musikalisches Gehalt indessen nicht sonderlich groß ist. Das Publikum ehrte den Scheidenden durch starken Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Oper „Cherubim" von Massenet erlebte in Magdeburg ihre erste deutsche Aufführung. Die Musik wird als sehr graziös und temperamentvoll beurteilt. — Ohne rechten Erfolg blieb in Frankfurt a. M. die Uraufführung der „Meisterin" von Johanna Wolf. Es ist ein Drama kleinbürgerlicher Romantik mit brutalen Derbheiten. Mit Literatur hat dieser Mechanismus ganz nach Bedarf auf- und abgehender Personen, nach dem Urteil namhafter Kritiker, recht wenig zu tun. Das Schauspiel der Hamburger Schriftstellerin ist für den sogen. „Volksschillerpreis" vorgeschlagen. — „Der Schrittmacher", ein Lustspiel von Iwan Velitschko, wurde im Kgl. Schauspielhaus in Berlin gegeben. Die Presse meint, daß man solch harmlose Erzeugnisse nicht vom Auslande zu beziehen brauche. Dies entspricht dem Urteil, das wir seinerzeit bei der Münchener Première fällten. — Im Théâtre Français in Paris hatte „Simone", ein Thesenstück von Brieux, durch seine glänzende theatralische Wirkung einen starken Erfolg. — An der Dessauer Hofbühne wurden Gumppenbergs: „Verdammte" günstig aufgenommen. — Das von Gustav Mahler feinsinnig vollendete Opernfragment Webers: „Die drei Pintos" hatte in Lübeck einen künstlerischen Erfolg, der jedoch trotz großer Schönheiten des Werkes eine Dauer nicht erhoffen läßt. — In Florenz enttäuschte Testonis Drama „Rossini", welches lose Episoden aus dem Leben des Tondichters zu einem Stücke zusammenfügt. Zacconi spielt die Titelrolle. — „Frau Holda", eine Oper von Max Egger, errang in der Wiener Volksoper eine sehr freundliche Aufnahme. Die Musik ist nicht immer originell, aber liebenswürdig und klangschön. Das Libretto hat der Komponist nach Rudolf Baumbachs Dichtung geschaffen. — In Paris wurde eine Theaterausstellung eröffnet, welche an Künstlerportraits, Szenenbildern, Modellen und Marionetten viel historisch und künstlerisch Interessantes bietet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Im Mittelpunkt der Erörterungen und des Einflusses auf die Kursgestaltung an den deutschen Börsen stand das Resultat der Subskription der neuen deutschen Anleihen. Es ist wohl schon seit langer Zeit über keine Subskription so viel gesprochen und debattiert und das definitive Ergebnis einer Subskription so spannend erwartet worden, als es diesmal der Fall war. Es kam hierbei vornehmlich in Betracht, dass das Ausland, speziell England, es an gehässigen Angriffen auf die ganze finanzielle Situation Deutschlands während der Subskriptionszeit nicht fehlen liess. Unter Berücksichtigung dieser heftigen Angriffe wird das Resultat der Zeichnungen sicherlich alle seriösen Beurteiler des Finanzwesens befriedigen, wenn auch die anfänglichen Meinungen und Erwartungen nicht völlig in Erfüllung gingen. Jedenfalls ergab sich eine faktische Ueberzeichnung des grossen Hundertmillionenbetrages. Besonders in Betracht zu ziehen ist, dass auf die sogen. Schuldbuchzeichnungen, also Zeichnungen mit absolut sicherer Grundlage hinsichtlich der Plazierungsfrage, allein schon ein so grosser Betrag plaziert wurde, dass die Anleihe als vorzüglich klassiert angesehen werden muss. Auch der Zuteilungsmodus der Subskribenten zeigte klar, dass der Plazierungsfrage der Anleihen ein besonderes Schwergewicht zugrunde gelegt worden war, da auf die freien Zeichnungen lediglich die Hälfte der subskribierten Beträge zugeteilt wurde. Das Anleihekonsortium hat sich nach kurzer Arbeit zur Auflösung mit einem erheblichen Nutzen für die Mitglieder desselben von ca. ½ % bereit erklärt, und damit ist wohl zur Hauptsache das grosse Streitobjekt und Novum auf dem Gebiete der Anleihesubskription ad acta gebracht worden.

Dass Deutschland in den letzten Monaten fast täglich erhebliche Summen Stadtanleihen und Industrieobligationen aus eigener Kraft untergebracht hat, und dass auch bei dieser Anleihe nicht die Hilfe des ausländischen Kapitals in Anspruch genommen wurde, zeugt von einer gewaltigen Aufnahmefähigkeit des deutschen Geldmarktes! — Unter Berücksichtigung dieser Momente wird es auch begreiflich erscheinen, dass die Geldmarktkonstellation sich nicht in dem Masse gebessert hat, wie es seitens mancher Faktoren der Börse gewünscht worden war. Insbesondere mussten die Rückflüsse bei der Reichsbank eine erhebliche Einengung erfahren. Da auch die übrigen Konti des Reichsbankausweises eine durchgreifende Besserung bis jetzt nicht erzielen konnten, wird die so sehr erwartete Ermässigung des Reichsbankdiskontsatzes vor den Feiertagen unterbleiben. Immerhin dürfte feststehen, dass es der Leitung unseres heimischen Notenzentralinstitutes sicherlich in der nächsten Woche ermöglicht wird, eine Reduktion der Raten — allerdings wohl nur ½ % — zu betätigen.

Wie bereits im vorigen Bericht der „Allgemeinen Rundschau" erwähnt wurde, steht und fällt die Besserung der deutschen Börsenmärkte mit einer Erstarkung der Geldmarktlage, und vor allem in der ruhigen Entwicklung der industriellen Rekonvaleszenz. Die in der Vorwoche anlässlich des perfekt gewordenen Börsengesetzes eingetretene Besserung erwies sich, wie hier bereits erwähnt worden, leider als kurzlebig. — An Stelle der Jubel-Hausse trat rasch ein ernüchternder Zustand, und die Kurserhöhungen gingen, soweit solche nicht als rasche Zwischengewinne von der Spekulation eingeheimst waren, fast durchaus wieder gänzlich verloren. Es erwies sich klar, dass die Besserung nur eine allmähliche sein könne, und vor allem das Gros des Publikums und die sogen. zweiten Käuferschichten die eingesetzte Kursbesserung fortsetzen und erhalten müssen. Solange jedoch diese Erweiterung der Interessennahme an den Börsengeschäften fehlt, ist jede auch noch so geschickt in Szene gesetzte Belebung und Kursmanipulation verfrüht und ohne viel Effekt.

Einem Beobachter an den Börsen wird es trotzdem nicht entgehen, dass die Konstellation der Märkte seit einiger Zeit eine bedeutend gebesserte geworden ist. Falls die bisherige Emanzipation der deutschen Börsen gegenüber vielen ungünstigen Momenten, die immer noch vorliegen, weiter anhält, kann man wohl per Saldo auf eine, wenn auch unterbrochene Aufwärtsbewegung der deutschen Börsen rechnen. Die Korrektur der Kurse hängt jedoch nach wie vor von der immer noch unsicheren finanziellen Lage Amerikas ab, und gerade auf diesem Gebiete wurden hinsichtlich Geldbeschaffung einzelner Bahnen neuerdings „echt amerikanische" Verhältnisse fühlbar.

M. Weber.

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank. In der Generalversammlung wurde die Gewinn- und Verlustrechnung nebst Bilanz pro 1907 genehmigt und die vorgeschlagene Gewinnverteilung beschlossen, so dass aus dem Gewinne von 1'171,189.03 M an die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank als einzige Aktionärin wieder wie im Vorjahre eine Dividende von 650,000.— M abgeführt wird. Die beiden statutengemäss aus dem Aufsichtsrate ausgeschiedenen Mitglieder, Herr Reichsrat von Auer, Exzellenz und Herr Reichsrat von Maffei, wurden wiedergewählt und an Stelle des infolge Ablebens aus dem Aufsichtsrate ausgeschiedenen Herrn Otto Grafen v. Holnstein wurde Exzellenz Hr. Albrecht Graf v. Seinsheim, Kgl. Kämmerer, Oberst-hofmarschall, Oberst à la suite der Armee, Exzellenz, neu in den Aufsichtsrat gewählt.



Erklärung.

Der Verein Deutscher Kaffee-Großhändler und -Röster verbreitet durch Annoncen die Mitteilung, daß wir mit dem gegen ihn geführten Prozeß abgewiesen seien. Wir erklären darauf folgendes:

Wir haben gegen den genannten Verein bezw. drei Mitglieder desselben zwei Klagen wegen unlauteren Wettbewerbs erhoben; die eine Klage haben wir gewonnen, die andere wurde abgewiesen; da im ersten Falle Berufung, im zweiten Revision eingelegt ist und es den allgemein üblichen kaufmännischen Grundsätzen widerspricht, die Oeffentlichkeit mit einem noch gar nicht rechtskräftig abgeschlossenen Gerichtsverfahren zu behelligen, verzichten wir darauf, uns vor der Zeit in eine Auseinandersetzung einzulassen.

München, Mitte April 1908

Kathreiners Malzkaffee-Fabriken,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 18

2. Mai
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Herders konversations-Lexikon



Neue Urteile

F. Nienkemper in seinen „Unpolitischen Zeitläufen" vom 12. Dezember 1907: „. . . Was die ersten Bände versprachen, haben die letzten nicht bloß gehalten, sondern noch übertroffen. Es ist in der Tat ein geschichtliches Ereignis, daß aus dem katholischen Volksteil Deutschlands ein Werk hervorgegangen ist, das von den Fachmännern als ein bahnbrechender Fortschritt auf dem Gebiete der Lexikographie, als das Ideal eines modernen Konversationslexikons anerkannt wird."

Der Katholische Frauenbund, Köln 1908, Nr. 5: „. . . . Auch die gebildete oder Bildung suchende Frau hat in Herders Lexikon einen willkommenen, stets bereiten Ratgeber, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß auch der modernen Frauenbewegung und den damit zusammenhängenden Fragen und Problemen in dem Lexikon ein so weitgehendes Interesse gewidmet ist. . ."

Allgemeine Rundschau, München 1907, Nr. 52: „. . . . der Stolz des katholischen Deutschlands bei Beginn des 20. Jahrhunderts, ein Markstein auf dem Feld der enzyklopädischen Literatur überhaupt."

Dr J. Popps „Literarischer Ratgeber", München 1907: „Es ist, wie bekannt, eine wissenschaftlich hervorragende, sachlich außerordentlich knappe Orientierung, von durchaus katholischem Geiste getragen. Die monumentale Schöpfung kann sich trotz ihres geringeren Umfangs würdig den großen akatholischen Leistungen an die Seite stellen. Unsere Aufgabe wird es sein, das unentbehrliche Werk immer mehr zu verbreiten und ihm damit zu neuen Auflagen zu verhelfen. Die Ausstattung ist eine erstaunlich reiche und höchst exakte."

Dritte Auflage · Acht Bände · M 100.— · Kr 120.—

Reich illustriert durch Textabbildungen, viele (zum Teil farbige) Tafeln und Karten !!

HERDERS LEXIKON neueste Auflage 8 Bände à 12.50 M. **nur 3 Mark** monatlich. Zahlungsbeginn erst nach Empfang. Regal 12 M. mehr. Sofort portofreie Zusendung des ganzen Werkes durch **F. Gescher's Buchh. Vreden i. W.** Spezialvertriebsstelle von Herders Konversationslexikon.

J. B. Fensterer, München, Perusastr.

Kgl. bayer. Hoflieferant
K. k. österreich. Hof-Schirmfabrik



Grösste Auswahl in

Sonnen- u. Regenschirmen

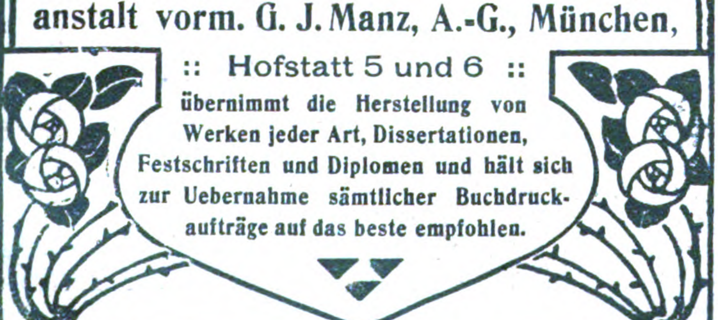
Spazierstöcken deutschen, englischen u. französischen Genres

Werkstätte für kirchliche Kunst

Gold. Medaille Nürnberg 1896 — **Josef Stärk, Nürnberg** — Gold. Medaille Nürnberg 1896

empfiehlt sich zur Ausführung von **Kirchenausstattungen, Renovationen** auf dem Gebiete der **Bildhauerei** in Holz und allen Steinarten u. Marmor, **Malerei** und **Architektur**.

Die Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, A.-G., München,



:: Hofstatt 5 und 6 ::
übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften und Diplomen und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Hausfrauen und Bräute! Gedenket der Handweber!

Sie bitten um Abnahme von **Tischtüchern und Servietten, Thee- und Kaffeegedecken, Hand-, Küchen-, Scheuer- und Staubtüchern, Bettzeugen** in weiß und bunt, **Leinwand** in allen Breiten, **Taschentüchern, Hemden- und Schürzenstoffen** usw. Auf Wunsch alles fertig **genäht** und **gestickt. Vollständige Aussteuern!** Viele lobende Anerkennungen! Muster und Preise und Waren von Mk. 20 Wert an franko.

Handgewebte **reinleinene prima Jacquardtischtücher**, mittelfeinfädig, Karo-, Steinchen-, Stern- oder Maiglöckchenmuster, 115×125 cm groß das Stück Mk. **2.45**, 115×150 cm Mk. **2.95**, 130×130 cm Mk. **3.—**, 130×165 cm Mk. **3.75**, 130×200 cm Mk **4.50**, 130×265 cm Mk. **6.—**, 130×300 cm Mk. **6.75**, 130×330 cm Mk. **7.50**, 130×375 cm Mk. **8.45**, 150×165 cm Mk. **4.40**, 150×200 cm Mk. **5.25**, 150×230 cm Mk. **6.15**, 150×285 cm Mk. **7.50**, 150×330 cm Mk. **8.75**, 150×400 cm Mk. **10.50**. Passende **Servietten** 65×65 cm das Dutzend Mk. **9.—**. Bei Bezugnahme auf dieses Blatt **2 Prozent Rabatt.**

Vereinigung Lausitzer Handweber, G. m. b. H.

Geschäftsführer **P. Dachs** zu **Linderode N.-L. 96.**



KELCHE
Monstranzen
etc. liefert bestens
Franz Wüsten
Kgl. Sächs. Hoflieferant
Cöln a Rh.
— Hunnenrücken 28. —





Katholische Bayerische Studenten-Verbindung
Rhaetia München
2. Mai 1908
: Semester- :
antrittskneipe

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. Ahrburgunder. Glas u. Kiste frei.

Paul Schmidt, Ahrweiler.

☛ Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 18. München, 2. Mai 1908. V. Jahrgang.

Fürst Eulenburg moralisch gerichtet.

Vom Herausgeber.

Der Feldzug Maximilian Hardens gegen den Hauptmatador der „Liebenberger Tafelrunde“ stand längere Zeit im Zeichen einer eklatanten Niederlage. Der Eidschwur des Fürsten Eulenburg, er habe niemals sog. homosexuelle Neigungen gehabt und sich nie einer widernatürlichen Schmutzerei schuldig gemacht, hatte alle dahinzielenden Anklagen glatt ausgeräumt. Da Harden mit so großer Sicherheit aufgetreten war und sich eines niederschmetternden Belastungsmaterials gerühmt hatte, war es nur zu begreiflich, daß nach diesem Ausgang allerlei geraunt und gewispert wurde, als sei es bei dem plötzlichen Verpuffen der sensationellen Affäre nicht ganz säuberlich zugegangen.

Wer Maximilian Harden auch nur einigermaßen kannte, mußte das Unsinnige solcher Verdächtigungen von vornherein einsehen, mochte er auch über manche minder löblichen Eigentümlichkeiten des unverbesserlichen Poseurs, der sich eben erst wieder mit ehrendem Händedruck von seinem verurteilten Beleidiger verabschiedete, noch so scharf urteilen. Die „Neue freie Volkszeitung“ in München, ein Organ des Bauernbundes (nicht, wie einige norddeutsche Zeitungen fälschlich annehmen, ein sozialdemokratisches Blatt), machte sich zum Sprachrohr jener schimpflichen Unterstellung und behauptete, Harden habe sich von dem „Liebenberger“ mit einer bedeutenden Geldsumme abfinden lassen, und der Zeugenbeweis, den er im Berliner Prozeß gegen den Fürsten Eulenburg angeboten hatte, sei nur fingiert gewesen. Aus dem Beleidigungsprozeß gegen den zu einer entsprechenden Geldstrafe verurteilten Redakteur des Münchener Blattes ist nun Maximilian Harden glänzend gerechtfertigt hervorgegangen. Um so schwerer belastet steht Fürst Eulenburg da. In Berlin war nach dem Selbstentlastungseide des Fürsten Eulenburg die Vernehmung von Belastungszeugen unterblieben. Vor dem Münchener Schöffengerichte dagegen gestaltete sich das Verhör der beiden Zeugen, eines Milchhändlers, früheren Soldaten, (Riedl) und eines Starnberger Fischers (Ernst), der als Verwalter der Eulenburgschen Villa heute noch in dessen Diensten steht, zu einer großen Sensation. Der Rechtsbeistand des immer noch krank darniederliegenden Fürsten, Geheimrat Lämmel, dürfte mit seiner in der „Deutschen Tageszeitung“ kundgegebenen Annahme, daß die beiden Zeugen im Münchener Prozeß einen Meineid geschworen und den vormaligen Grafen Eulenburg, preußischen Gesandten in München, erdichteter Schmutzereien beschuldigt hätten, in objektiv urteilenden Kreisen ziemlich allein stehen. Sind aber die eidlichen Aussagen dieser Zeugen wahr, dann ist Fürst Eulenburg nicht nur moralisch gerichtet, sondern auch eines Falscheides verdächtig, der sich durch silbenstecherische juristische Distinktionen zwischen den völlig oder nicht ganz erschöpften Voraussetzungen des § 175 kaum wird bemänteln lassen. Denn jene fortgesetzt verübten schamlosen, naturwidrigen Handlungen gehören wahrlich zu den ärgsten „Schmutzereien“, von denen der Fürst sich durch seinen Eidschwur zu reinigen versuchte. Nun soll der Rechtsbeistand des Fürsten in einem Interview, das von der „Berliner Zeitung“ mitgeteilt wurde, schon jetzt für mildernde Umstände plädiert haben. Es wird ihm der ungeheuerliche Ausspruch in den Mund gelegt: „Gott ja, es ist traurig und gewiß höchst verwerflich, aber kommt das nicht häufig vor? Ist die Jugend eines Mannes, der durch eine Kadettenanstalt, ein Alumnat oder Aehnliches gegangen ist, frei davon?“

Unser Zitat ist der Nr. 194 der „Münchner Neuesten Nachrichten“ entnommen, welche in Nr. 197 von einer Richtigstellung eines anderen Passus des Interviews (durch eine Erklärung Lämmels in der „Deutschen Tageszeitung“) zu berichten wissen, aber den oben zitierten Satz bisher unwidersprochen ließen. Um so lauter und entschiedener soll an dieser Stelle gegen eine derartige verallgemeinernde Verdächtigung, ganz besonders soweit sie Alumnate, also katholische Priesterseminare, betrifft, Protest erhoben werden. Auch die Kadettenanstalten dürfen es sich gewiß verbitten, daß sie ganz allgemein als Brutstätten widernatürlicher Unsittlichkeit hingestellt werden. Wir nehmen einstweilen wohl nicht mit Unrecht an, daß der zitierte Wortlaut von dem diensteifrigen Interviewer nach eigenem Geschmack „frisiert“ worden ist. Aber selbst in abgeschwächter Form bleibt eine schwere Beleidigung namentlich gegen die förmlich bei den Haaren herbeigezogenen Alumnate bestehen.

Während der ominösen Zeugenverhöre vor dem Münchener Schöffengerichte war die Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Sittlichkeit ausgeschlossen. Das hinderte aber nicht, daß der ganze widerwärtige Schmutz mit fast allen Einzelheiten in einem großen Teile der Tagespresse mit epischer Breite aufgetischt wurde. Welch entsetzliches Aergernis muß daraus entstehen! Ein angesehenes süddeutsches Mitglied des Reichstags wendet sich in einer Zuschrift an die „Allgemeine Rundschau“ mit geharnischten Worten gegen diesen Unfug, von dem leider auch einige Organe der Zentrumspresse nicht ganz freizusprechen seien: „Uebrigens benimmt sich die Presse zum Teil wieder skandalös in der Eulenburg-Sache; alle Details werden wiedergegeben, damit nur ja wegen des einen Verurteilten zweitausend weitere angesteckt werden.“ Diese von begreiflichem Unmut diktierten Worte enthalten ein großes Korn Wahrheit. Gewiß kann die Tagespresse an derartigen Sensationsfällen nicht stillschweigend vorübergehen. Aber dem Verständigen genügt eine vorsichtige Andeutung; es ist nicht nötig, daß schamlose Manipulationen mit einer Ausführlichkeit erzählt werden, welche die direkte Pornographie schon fast mit dem Aermel streift.

Die anständige Presse sollte wenigstens jetzt noch in eine ernste Gewissenserforschung eintreten, ehe das Uebel weiterfrißt. Mancher Redakteur wird stutzig werden, wenn er in ruhiger Stunde gewisse drastische Schilderungen aus dem Münchener Verhör in den Spalten seines Blattes nachliest und sich die Frage vorlegt, welche Wirkung solche Eindeutigkeiten auf die Phantasie eines heranwachsenden Sohnes, einer jungen Tochter haben können. Was man in einer Gesellschaft selbst vor gereifteren Herren und Damen nicht ungescheut in dieser ungenierten Form erzählen würde, gehört auch nicht in eine Familienzeitung. Der Skandal ist nicht zu Ende; darum ist es heute noch an der Zeit, der gewissenhaften Presse ein ernstes Halt zuzurufen.

Daß der Deutsche Kaiser von der neuen Wendung der Eulenburg-Affäre sehr nahe berührt wird und sich sofort eingehendsten Bericht nach Korfu übermitteln ließ, versteht sich nach Lage der Sache von selbst. Es fällt ein tiefer Schatten auf den Kreis, den der Kaiser so lange Jahre mit dem höchsten Maße seines Vertrauens und seiner persönlichen Freundschaft beehrte. Der „Troubadour“ hat schon in jener Zeitperiode, in welche die eidlich bezeugten „Schmutzereien“ fallen, einen starken politischen Einfluß entfaltet, den man heute vergeblich ableugnet.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Ostsee- und Nordsee-Abkommen.

Schaumklößchen auf der Suppe sind recht nett, nur darf man sie nicht als gleichwertig mit den Bratenstücken hochpreisen wollen. In den zwei Abkommen, die uns zu Ostern beschert sind, steht in breiter Feierlichkeit verbrieft, was wir bisher für selbstverständlich gehalten haben: nämlich, daß von den sieben Küstenstaaten keiner die Absicht hat, über den Besitzstand der anderen herzufallen. Wenn die gemeinsame Negation der Raubabsichten schon als großer Erfolg der Friedensdiplomatie ausgerufen wird, so zeigt das nur, daß trotz aller Haager Kongresse und interparlamentarischer Konferenzen die internationale Rechtssicherheit und das gegenseitige Vertrauen noch krückenbedürftig sind.

Das Ostseeabkommen ist von Rußland angeregt worden. Man vermutet, die russische Diplomatie habe auf diesem Wege den vertraglichen Ausschluß der Befestigung der Aalandsinseln aus der Welt schaffen wollen. In dem neuen Abkommen steht aber nichts von diesen Inseln, sondern es wird nur der status quo in seiner Gesamtheit verbrieft. Sollte Rußland etwa auf dem Wege der „Auslegung" die Befestigungsfreiheit sich verschaffen wollen, so würde der neue „Friedensfaktor" seinen angeblichen Beruf verfehlen. Vorläufig scheint man aber in Schweden das russische status quo-Gelöbnis beruhigend zu finden. Ebenso erklärt die dänische Presse ihres Vaterlandes Stellung für geklärt und gesichert. Jedenfalls war es nicht Deutschland, von dem eine Bedrohung Dänemarks hätte ausgehen können. Uns erscheint es beachtenswert, daß die Ostsee-Abmachung nur von Deutschland, Rußland, Dänemark und Schweden unterzeichnet ist, worin die Erklärung liegt, daß in der Ostsee außer diesen vier Anliegern keine andere Macht etwas zu sagen hat.

Das Nordsee-Abkommen ist von Deutschland angeregt worden. Ein sachliches Bedürfnis auf deutscher Seite haben wir nicht entdecken können. Unsere Offiziösen reden freilich davon, daß in schwächeren Nachbarstaaten mit dem „Schreckgespenst deutscher Eroberungspläne" Mißtrauen gesät worden sei. Aber gerade weil diese Hetzereien so vollständig jedes Grundes entbehrten, braucht Deutschland sich zur förmlichen Bekundung seiner Redlichkeit nicht zu drängen. Vielleicht wirkte der Wunsch mit, nach so vielen Eduardschen Bedürfnissen ohne Deutschland die Weltgeschichte auch einmal mit einer deutschen Bündnisunterschrift zu bereichern, und sogar mit einer solchen neben der englischen und französischen. Man hat den Begriff Nordsee so weit ausgedehnt, daß außer Deutschland, Dänemark, Schweden, Holland und England auch noch Frankreich Platz auf der gemeinsamen Redlichkeitsurkunde gefunden hat. Belgien ist nicht herangezogen worden, weil seine Neutralität und Integrität schon anderswo verbrieft ist.

Einige Pariser und Londoner Blätter meinen, die Vereinbarungen bekundeten nur den guten Willen der Unterzeichner und würden keinen Wert mehr haben von dem Tage an, wo dieser gute Wille verschwände. Darauf erwidern unsere Offiziösen: Der gleiche Vorbehalt gelte mutatis mutandis für jedes internationale Abkommen, da die Vertragstreue stets die stillschweigende Voraussetzung bilde. Gewiß; deshalb haben auch die Verträge „auf ewige Zeiten" keine große realpolitische Bedeutung. In der Beschränkung zeigt sich der Meister der Vertragskunst: Beschränkung auf eine Frist und einen Inhalt, die den Wortbruch bei einem Paziszenten möglichst unwahrscheinlich machen. Wenn eine der beteiligten Mächte sich zu einem Eroberungskriege entschließen sollte, so würde sie über den Kreidestrich des Abkommens von 1908 schon hinüberkommen. Auch die gut gemeinte Vorschrift, daß man im Falle der Bedrohung des status quo in neue Verhandlungen eintreten solle, wird nicht viel helfen, wenn der böse Wille die Uebermacht hat. Die Abkommen sollen dem englisch-französisch-spanischen Mittelmeervertrage nachgebildet sein; einige sagen, sie seien sogar noch inhaltreicher, da im Mittelmeervertrag die gegenseitige Gewähr für den Besitzstand nicht so klar ausgesprochen sei. In der Tat war der Mittelmeervertrag, soweit er bekannt geworden ist, einem hohlen Ei sehr ähnlich; darum hatten auch viele den Verdacht, daß entweder noch geheime Abmachungen dahinterstecken, oder daß König Eduard bei dieser Schmiedearbeit gestört worden sei und sich mit einem Scheinprodukt habe begnügen müssen. Die Abkommen über die nördlicheren Meere machen aber auch den Eindruck, daß ihre Unterzeichner den schönen Schein zu schätzen wissen. Verträge, deren bestes Prädikat die Unschädlichkeit ist, sollte man wenigstens nicht als eine neue Verankerung des Weltalls anpreisen.

Wenn es auf den realpolitischen Wert ankommt, so sticht die einfache Grenzregulierung zwischen der deutschen Kolonie Kamerun und der französischen Nachbarschaft die ganzen großmächtigen Ost- und Nordsee-Urkunden aus.

Italien und die Türkei.

Der Klügste gibt nach; die Türkei muß in der Regel der klügste Teil sein. Als die italienische Flotte zu der angedrohten Pression am Morgen des Ostermontags sich in Bewegung gesetzt hatte, traf alsbald von der Hohen Pforte die Genehmigung der heißersehnten fünf italienischen Postämter auf türkischem Boden ein. Die Pforte versprach den Italienern die Parität auf dem Postgebiete, aber sie behielt sich das Recht vor, die gesamte fremde Postwirtschaft anderweitig zu regeln. Mit dem Vorbehalt war Italien einverstanden, erhob aber gleich noch drei weitere Beschwerden, von denen die eine als höchst brennend bezeichnet wurde, nämlich die Freiheit der tripolitanischen Küstenschiffahrt. Die Türkei gab auch darin nach, obschon in Tripolis die Wurzel des Mißtrauens gegen Italien zu suchen ist. Der Sultan kann es noch nicht verwinden, daß ihm Tripolis von Italien langsam „abgeknöpft" wird, wie Tunis von Frankreich und Aegypten von England. Bei der Unzuverlässigkeit der türkischen Post ist ja eine gewisse Selbsthilfe geboten. Aber daß in den fünf größten Verkehrsstädten jede Großmacht ein besonderes Postamt unter eigener Flagge habe, ist des guten etwas viel. Man sollte einen einheitlichen Auslandsdienst organisieren im Einvernehmen mit der Türkei und unter angemessener Entschädigung für den Portoausfall. Sollte künftig wieder einmal Italien gegenüber dem kranken Mann sich als kriegslustigen Helden aufspielen wollen, so möchten wir bitten, die Demonstration nicht gerade bei einem Besuche des deutschen Reichskanzlers vorzunehmen. In Berlin hat man aus gutem Grunde an der Brüskierung der Türkei kein Wohlgefallen. Vielleicht eher in England, wo Asquith, der Nachfolger des schnell verstorbenen Campbell-Bannerman, mit seinem aufgefrischten Kabinett mehr imperialistische Aktionslust haben soll. Doch ist dort die Stimmung auch schon wieder etwas gedrückt, da der neue Minister Winston Churchill eine verblüffende Niederlage in dem Standard-Wahlkreise Manchester erlitten hat. Inzwischen wird über die mazedonische Reform immer noch verhandelt. Aus der vielseitigen Rede Iswolskys schöpft jeder Honig nach seiner Tendenz.

Zur inneren Lage.

„Viel Geschrei und wenig Wolle" war die Signatur des Parteitages der Freisinnigen Vereinigung zu Frankfurt. Ein höfliches Tadelsvotum gegen die Fraktion wegen des Sprachenparagraphen im Vereinsgesetz erhielt nur ein Viertel der Stimmen. Der frühere Abg. Barth und einige Genossen von der charakterfesten Minderheit traten darauf aus der Partei aus; aber die dissentierenden Reichstagsabgeordneten blieben drin, und das ist für den Blockkanzler die Hauptsache. Die zwischen Freisinn und Sozialdemokratie eingequetschte Gruppe Barth kann höchstens bei den nächsten Reichstagswahlen eine gewisse Rolle spielen. Vorläufig aber steht fest, daß Fürst Bülow von den Freisinnigen und schwäbischen Demokraten im Reichstage alles erreichen kann, was er unter der Drohung des Blockkrachs fordert. Darum ist es auch höchst gleichgültig, wie die Verlegenheitsresolution von Frankfurt zur Frage der Reichsfinanzreform stilisiert war. Viel wichtiger ist in dieser Hinsicht der Besuch des Reichsschatzsekretärs in München.

Die Nationalliberalen haben auch getagt. Ihr Wahlaufruf spricht es klar aus, daß ihre Partei die „Führung" übernehmen will in dem Feldzuge zur Liberalisierung Preußens, vor allem in der Schul- und Kirchenpolitik. Die Konservativen aber sehen größtenteils den Ernst des Kampfes noch nicht ein.

Das Zentrum in Preußen ist dagegen wacker an der Arbeit. Der klare, inhaltsreiche und markige Aufruf der Zentrumsfraktion des Landtages bringt unseren Freunden eindringlich zum Bewußtsein, daß diese Landeswahlen von entscheidender Bedeutung sind — „zumal unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen". Es gilt, die Uebertragung der Blockpolitik auf Preußen und die Auslieferung der Schule und der Kirchenpolitik an den Liberalismus zu verhindern. Das Zentrum steht auf sich selber ganz allein. Es wird aber hoffentlich sowohl mit dem offenen Gegner fertig werden als auch mit den verkappten Angreifern im Rücken, der sog. Deutschen Vereinigung, die zum Werkzeug der Blockpolitik gemacht wird.

Der politische Mord von Lemberg.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Die Hochflut sensationeller Drahtnachrichten aus Galizien ebbt ab, die hochgehenden Wogen nationaler Erregung beginnen sich zu glätten, die journalistischen Wellen verlieren ihren glitzernden und blendenden Schaumkamm und zurück bleiben die alles sensationellen Beiwerkes entkleideten Tatsachen, welche allein ein klares Bild des entsetzlichen Statthaltermordes von Lemberg gewähren, welcher den Palmsonntag Galiziens so ruchlos entweiht hat.

Der Statthalter Graf Andreas Potocki, der reichste unter den reichen nationalpolnischen Aristokraten und der höchste kaiserliche Beamte, berufen, im Namen des Monarchen die Landesregierung des Kronlandes „Königreich Galizien und Lodomerien" zu leiten, wird in seinem Empfangssalon von dem jungruthenischen Studenten Miroslav Siczynski wie ein räudiger Hund niedergeschossen. Nicht etwa, weil der Student von dem Beamten einmal gekränkt und beleidigt worden wäre, nein, der Mörder kennt sein Opfer persönlich so wenig, daß er die Ausführung des Mordes auf der Straße nicht wagt, weil er den Statthalter nur einige Male flüchtig gesehen und darum fürchtet, er könne einen falschen treffen. Um ja recht sicher zu gehen, bewirbt er sich um eine Audienz, und als er dem Opfer seiner Mordgier und seines Nationalhasses Aug in Auge auf nur wenige Schritte Entfernung gegenübersteht, knallt er kaltblütig den Vertreter des „polnischen Systems" nieder. — —

Das ruthenische Volk umfaßt rund 40 Prozent der Gesamtbevölkerung Galiziens, das polnische etwa 48 Prozent, das jüdische mehr als 11 Prozent; der Rest verteilt sich auf Deutsche (200,000), Tschechen usw. Die Polen wohnen im Westen, die Ruthenen im Osten. Ebenso wie im selbständigen Polen verfiel auch das an Oesterreich gekommene Galizien der Adelsherrschaft, welche dem Volke um so drückender wurde, als der Schlachtschitze nie selbst mit dem Volke verkehrt, sondern immer nur durch seinen Hausjuden. Der gesamte Handel lag und liegt auch heute noch in den Händen der Juden, so daß weder Schlachtschitze noch Bauer ein Stück Vieh oder einen Sack Getreide kaufen oder verkaufen kann ohne Vermittlung der Juden. Der polnische Adel war in der österreichischen Monarchie stets „staatserhaltend", wodurch er für das passive Galizien große Vorteile aus dem Staate herauszupressen verstand. Dem hat auch der deutschliberale Zentralismus Rechnung getragen, indem er seinen zentralistischen Neigungen an den Grenzen Galiziens Halt gebot.[1]) Da man die Stimme der Polen für den Ausgleich mit Ungarn, für die Schaffung der Dezemberverfassung brauchte, wurde dem galizischen Unterrichtsrate eine Sonderstellung eingeräumt, und der Justizminister Dr. Herbst erließ im Februar 1868 eine Verordnung über den ausschließlichen Gebrauch der polnischen Sprache im Parteienverkehr bei den galizischen Gerichten, wodurch auf ein Hauptkriterium des Schmerlingschen Zentralismus, auf die allgemeine Geltung der deutschen Amtssprache, Verzicht geleistet wurde. Ein Jahr später wurde die allgemeine Polonisierung aller Gerichte, Aemter und Behörden Galiziens verfügt.[2]) Daraus folgte natürlich die vollständige nationale Unterdrückung der Ruthenen, die um so leichter gelang, als die Polonisierung des ruthenischen Adels bereits seit dem 17. Jahrhundert eine vollendete Tatsache war, das Volk also seiner geborenen Führer entbehrte. Die agrarische Mißwirtschaft und der despotische Uebermut der Schlachta verursachten es, daß der Haß gegen die volksfremden Unterdrücker sich unter den Ruthenen von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte.

Ein Hauptfehler der österreichischen Regierung war es gewesen, daß man die zur Zeit des selbständigen Polen stets getrennt gehaltenen Wojwodschaften Rotrußland (Ostgalizien) und Klein-Polen zu einer Verwaltungseinheit, zum Kronlande „Königreich Polen", zusammenlegte. Damals hätte man bei der nationalen Unbefangenheit die Ruthenen zu einem eigenen Völkchen auf ihrem östlichen Territorium machen können. Daß man das versäumte, ja selbst das Polnische als „besseren Dialekt" in den spärlichen ruthenischen Schulen einführte und so die Ruthenen zu polonisieren suchte, das sind Fehler, welche heute bei der Herrschsucht des polnischen Nationalismus kaum mehr gutgemacht werden können.

Von nationaler Selbstverwaltung der anderen haben die Polen nie etwas wissen wollen gleich den Magyaren im benachbarten Ungarn. „Alles für uns, nichts für die anderen." Auch die neue Wahlkreiseinteilung für den Reichsrat mit dem allgemeinen gleichen Wahlrechte benachteiligt die Ruthenen. Alle Aemter sind in den Händen der Polen. Die Ruthenen besitzen keine Hochschule, keine Mittelschulen, keine fachliche Fortbildungsanstalten. Ja, man gestattete den ruthenischen Studenten nicht einmal die Ablegung des akademischen Gelöbnisses an der Lemberger Universität in ihrer Muttersprache, was 1906 zu den bekannten Krawallen und dem Hungerstreik der verhafteten ruthenischen Studenten führte, an dem auch der Mörder des Statthalters Grafen Potocki sich damals beteiligte. Noch ärger ist im ruthenischen Ostgalizien das nationale und wirtschaftliche Elend des Volkes. Dort leben 93 Prozent der Bevölkerung vom Ackerbau. Der Boden gehört dem polnischen Adel oder dem jüdischen Wucherer, der Bauer ist zum Hörigen dieser beiden Blutsauger hinabgesunken. Daß es dabei mit der Volksbildung traurig bestellt ist, versteht sich wohl von selbst, tritt aber recht grell in die Erscheinung, wenn der polnische Präsident des galizischen Landeskulturrates sich nicht scheut, öffentlich auszusprechen, die Bauern dürften keinen Zutritt zu den Schulen haben, denn(!) sie seien verpflichtet, das Vieh zu hüten! Daraus erklärt sich auch, daß die Ruthenen bis vor kurzem keine rein ruthenische Volksschule hatten, während sie vor 1868, das heißt vor der oben angeführten Verordnung des deutschliberalen Ministers Dr. Herbst, mehr (nationale) Volksschulen hatten als die an Kopfzahl stärkeren Polen.

Dazu liefert ein Wiener Tagblatt folgende den Tatsachen entsprechende Beleuchtung: „Es gibt in Galizien 700,000 schulpflichtige Kinder, für die einfach keine Schulen vorhanden sind. Der ruthenische Feldarbeiter erhält nur einen Lohn von 40 bis 50 Heller, und der wird oft nur in Form von Anweisungen auf Pappendeckel ausbezahlt, die der jüdische Schnapswirt einlöst. Die intime Verbindung des polnischen Adels mit den jüdischen Geschäftsleuten hat dem Volk schwer geschadet. Alle Stände, besonders die Bauern, sind den Beutejägern, den Blutsaugern, den zu festen Cliquen zusammengeschlossenen Hausjuden, Propinatoren (jüdischen Pächtern der Schnapsschankregale), Bankiers und Schacherern wehrlos ausgeliefert. Es genügt anzuführen, daß schon von 1874 bis 1892 über 43,000 Bauerngrundstücke in Galizien an Juden übergegangen sind."

Wenn man diese Verhältnisse ins Auge faßt, begreift man die Hungerstreiks und die Massenauswanderung; denn überall erwartet den galizischen Bauer ein menschenwürdigeres Geschick, als er in der Heimat nach menschlicher Voraussicht erwarten darf. Man wird sich nicht wundern über das Entstehen der altruthenischen Partei, welche nur Russen sein, die großrussische Sprache einführen, die Religionsunion rückgängig machen und das polnische Wesen im ruthenischen Volke von Grund aus ausrotten will. Man wird die Ziele der Jungruthenen verstehen, welche an der Union festhalten und die jetzige Sprache ausbilden wollen. Man wird, wenn auch diese beiden Parteien sich aufs bitterste bekämpfen, ihr gemeinsames Streben nach nationaler Gleichberechtigung ihrer Sprache, nach einer eigenen Hochschule, nach ruthenischen Verkehrs- und Kultureinrichtungen verstehen und — man wird den tatsächlichen Hintergrund, die wahren Ursachen jenes entsetzlichen Palmsonntagverbrechens vor sich haben, welches kein vernünftiger Mensch entschuldigen wird, welches aber begriffen werden muß, wenn seine Wiederholung ausgeschlossen sein, verhindert werden soll.

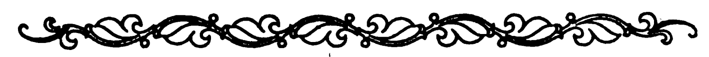
Graf Potocki fiel durch die Kugel des Mörders nicht als Graf Potocki, auch nicht als Statthalter, sondern als der vornehmste Vertreter des „polnischen Systems" und wird deshalb auch von seinen Konnationalen als „polnischer Martyrer" gefeiert. Es ist richtig, er war ein sehr tatkräftiger Vertreter der Interessen der herrschenden polnischen Adelspartei, aber er war ein ehrlicher Beamter seines Kaisers und aufrichtig bestrebt, dem ruthenischen Volke das Elend zu mildern und auf Gerechtigkeit beruhenden Frieden zu bringen. Die beiden letzten Akte, die er kurz vor seinem gewaltsamen Tode unterzeichnete, legen Zeugnis davon ab. Es ist eine tragische Ironie, daß der Vertreter der nationalen Versöhnungspolitik dem aufbrausenden Nationalfanatismus zum

---

[1]) Vgl. Charmatz „Deutsch-österreichische Politik". Leipzig, Duncker & Humblot. 1907. Seite 104.

[2]) Nebenbei: ein weiterer Beweis für die unheilvolle Wirkung des zentralistischen Deutschliberalismus. Noch weiter wollte das Ministerium Adolf Auersperg gehen. Es wollte den Polen den Unterricht vollständig, die zivile Strafgesetzgebung in ihren wichtigsten Teilen ausliefern und ein eigenes Landesbudget für Unterrichts- und Verwaltungszwecke gewähren. Die Ausführung dieser Absichten scheiterte nur an der Unersättlichkeit der polnischen Schlachta.

Opfer fiel. Freilich, die Ruthenen beurteilen ihn anders. Sie machen ihm zum Vorwurf, daß auch er den kulturellen Bestrebungen ihres Volkes entgegengearbeitet und ihnen den Beschwerdeweg zur Zentralregierung nach Wien erschwert habe, ja, er habe sogar die russischen Altruthenen gegen die österreichischen Jungruthenen unterstützt, um beim Streite der beiden ruthenischen Parteien das Polentum zum tertius gaudens zu machen. Aber das ist bis jetzt nicht erwiesen. Die österreichische Regierung wird sich der Pflicht gegenüber dem ruthenischen Volke nicht länger entziehen und die Wühlereien russischer Terroristen, welche sich in Galizien niedergelassen haben, nicht fortwuchern lassen dürfen, wenn sie den politischen Mord nicht zu einer ständigen Einrichtung in Oesterreich werden lassen will.



Polen, Block und Grundsatztreue.

Von

Otto Seidl, München.[1])

Es sind in der Nationalitätenfrage hauptsächlich zwei verschiedene Anschauungen, die einander schroff gegenüberstehen. Sie wollen beide das Beste für das eigene Volk, haben beide Anspruch auf Anerkennung ihrer nationalen Absichten, gehen aber auseinander in der Bewertung der Rechte des Einzelmenschen.

Die eine sieht in dem Vorhandensein fremdsprachiger Bevölkerung von vorneherein einen Schaden, einen, den man heilen kann und soll. Je größer die Zahl und je stärker das Sonderbewußtsein der Fremdvölker ist, desto größer sei die Gefahr für den Staat, desto dringender seine Pflicht, die fremdsprachigen Bestandteile durch Polizeimaßregeln, durch die Schulpolitik, durch das Verbot der Muttersprache in öffentlichen Versammlungen zur herrschenden Staatssprache zu bekehren und dem herrschenden Volke anzugliedern. In England spreche man eben englisch, also solle in Deutschland nur deutsch gesprochen werden. — Man übersieht, daß viele Millionen wertvoller deutscher Stammesgenossen in alter und neuer Zeit sich im Ausland angesiedelt haben und dort nun auf das Wohlwollen der herrschenden Volksstämme angewiesen sind!

Die andere Anschauung bestreitet dem Staat, d. h. wenigstens dem modernen Staat, das Recht, seine fremden Völker im freien Gebrauch ihrer Muttersprache zu beschränken, und befürchtet von der sogen. „Sprachenteignung" eine Schädigung des Staatsgedankens und der Staatsaufgaben. Die Sprachenteignung ist eben ein Unrecht, so gut wie jede Art von Gewissenszwang, von religiöser Bedrückung. Es handelt sich um den Raub an einem sittlichen Erbgut, für das der gewaltsame Anschluß an die Staatssprache keine „volle Entschädigung" sein kann, weil eine solche zwangsweise Bekehrung immer mit einem schweren sittlichen Schaden, mit einer Zerstörung menschlich edler Gefühle verbunden ist. Wer aus eigener Arbeit an sich selbst sich eine religiöse Ueberzeugung errungen hat, sei sie nun bejahend oder verneinend, der wird nicht einen anderen zwingen wollen, diese Ueberzeugung zu heucheln. Aehnlich muß jeder, der die deutsche Sprache wahrhaft liebt und im Sinne der Grimm, Uhland, Wackernagel heilig hält, dagegen Einspruch erheben, daß das traute Vätererbe an Fremdlinge verschleudert werden soll, denen man ihr Eigenstes entreißen möchte.

Durch seine Zustimmung zum Sprachenverbot im Vereinsgesetz hat der Linksliberalismus bekundet, daß er auf die unbedingte Verteidigung der Menschenrechte verzichten will. Allerdings ist wenigstens einem Teil des Freisinns eine wahrheitsgemäße Aufklärung in der Polenfrage erwünscht. So wurde die Annahme des Antrags Brandys ermöglicht, der die „Untersuchung der politischen Verhältnisse der polnischen Bevölkerung" forderte. Diesen Antrag mußte der Bülow-Block verwerfen, 1. weil er von den Polen ausging, 2. weil er die preußische Polenpolitik gewissermaßen unter die Oberaufsicht des Reiches gestellt hätte. Die Polen können nun ihren Gegnern sagen: „Wir haben ein gutes Gewissen, aber ihr habt die „Aufklärung", das Ergebnis einer unparteiischen Untersuchung zu fürchten!" Vor aller Welt stehen so die Polen als „Unschuldslämmer" da!

[1]) Die „Allgemeine Rundschau" gewährt dem Verfasser, der sich als Anhänger des abgesprengten Flügels der Freisinnigen Vereinigung, aber als „entschiedenen Gegner des Ultramontanismus" bekennt, in der vorwürfigen Frage gerne Gastfreundschaft.

Das Zentrum ist in der Beratung des Sprachenverbots nicht „umgefallen", obwohl es gegen die Polen erbittert sein mußte, die ihm fünf seiner schönen oberschlesischen Mandate kürzlich entrissen haben. Das Zentrum ist nicht für den Freisinn eingesprungen, als er sich noch gegen den § 7 sträubte; es hat seine Grundsätze nicht verletzt, obwohl es durch einen „Handel" den „verhaßten Block" hätte sprengen können. Ich bin ein entschiedener Gegner des Ultramontanismus; aber ich fühle mich verpflichtet, diese Grundsatztreue ehrlich anzuerkennen.

Es ist für mich, einen langjährigen Leser und Anhänger der „Hilfe", der ich mich mit Gymnasiastenbegeisterung an den „Lehrer Deutschlands", Friedrich Naumann, angeschlossen hatte, tieftraurig, daß man in Frankfurt uns nun sogar noch verboten hat, die Verletzung der freisinnigen Grundsätze zu „bedauern"! Ducken sollen wir uns und heucheln!

Dabei wäre aber der „Block" gar nicht einmal in die Brüche gegangen, wenn der Freisinn festgeblieben wäre. Denn der Block ist erst dann futsch, wenn das Zentrum für eine Regierungsvorlage stimmt, gegen die der Freisinn ist. Wenn der Freisinn in der Hohkönigsburgfrage oder in der Reichsfinanzreform den Konservativen die Gefolgschaft kündigt, dann könnte das Zentrum einspringen, dann wäre der Block gesprengt.

Eine politische Folge der vielgerühmten „Blockpolitik" wird es sein, daß aus der freisinnigen Wählerschaft eine Abwanderung nach links stattfindet. Tröstlicher Ersatz wird nicht fehlen: die konservativen Wähler müssen sich doch sagen, daß die Freisinnigen im Reichstag so treu konservative Politik getrieben haben, daß die Aufstellung konservativer Gegenbewerber überflüssig geworden ist.

Der deutsche Parlamentarismus wird böse heruntergebracht dadurch, daß die vielen freisinnigen Abgeordneten, die ihren sozialdemokratischen Stichwählern versprochen haben, gegen jedes Ausnahmegesetz zu stimmen, für den § 7, dieses ausgesprochene, in der eigenen Presse als solches bezeichnete Ausnahmegesetz gestimmt haben. Die Regierung sieht nun, daß sie alles durchsetzen kann, auch ein Entrechtungsgesetz, welches die überwältigende Mehrheit des Volkes und — im Grunde ihres Herzens — die entschiedene Mehrheit des Reichstags mißbilligt. Die Regierung macht die Erfahrung, daß sie auf ein paar liberale Redensarten hin dem „deutschen Bürgertum" alles bieten darf!

Durch das Sprachenverbot werden vor allem auch die gemäßigten und „reichstreuen" Polen „unschuldig" mitgetroffen. Sie, die ihr Volk zum Verzicht auf seine Träume allmählich erziehen wollten, müssen nun, wo es an die Muttersprache geht, zu unentwegten Preußenfressern werden. Wenn Björnson an Kulerski schreibt, die Polen seien nun verloren, so bedenkt er nicht die ungemeine Zähigkeit und Lebenskraft des heutigen Slawentums. Aber allerdings, die dumpfe Verzweiflung unterdrückter Bürger bedeutet keine „Sicherung des preußischen Staates"!



Soziale Probleme, religiöse Weltanschauung und unsere Studenten.

(Ein Studentenbrief mit Anmerkung.)

Von

Kaplan L. Nieder, stud. cam.

Vom Rheinland her kamen kürzlich folgende Zeilen an mich, die ein bisher spröder Student unter dem Eindrucke der Broschüre von Dr. Karl Sonnenschein „Kann der moderne Student sozial arbeiten?" sich gleichsam von der Seele geschrieben hat. Ich gebe alles geradeso wie ich es bekam:

Frühlings Erwachen.

(Ein Brief über soziale Studentenarbeit)

von einem bisher Unberührten.

Geliebter Mentor!

Medias in res. Oft hast Du Dich heiß bemüht, mir auch nur ein kleines Etwas von sozialem Interesse zu entlocken. Damals vergebens. Doch haben Deine Bekehrungsversuche den Boden gelockert zur Aufnahme eines andern, dem es gelungen ist, die Eisrinde um mein Herz aufzutauen. Dr. Carl Sonnenschein in M.-Gladbach hat zu Beginn des Frühlings ein Büchlein in die Studentenwelt gestreut, das wohl geeignet ist, junge Keime und Triebe hervorsprossen zu lassen.

Als mir vor nicht gar langer Zeit sein Broschürchen: „Kann der moderne Student sozial arbeiten?" in die Hände kam, ging ich mit einiger Neugier daran. Nun, nachdem ich es gelesen, muß



ich bekennen: der Mann versteht das Starstechen. Sonnenscheins Geistesstrahlen wirkten so intensiv, daß es mir bei meiner „Wanderung auf den Höhen der Menschheit" bald zu heiß wurde unter dem dickpelzigen Mantel des horazischen Odi profanum vulgus, mit dem ich mich gegen jedes Wehen aus tieferer Schicht zu schützen vermeinte.

Doch das erscheint mir nicht als Hauptverdienst Sonnenscheins, daß er so schön für die große Sache werben kann und alle Bedenken gegen die soziale Mitarbeit der Studenten zerstreut (vgl. bes. Kap. 8 S. 20); für mich war es von größerem Wert, daß er mir den richtigen Gesichtspunkt gezeigt, unter dem die ganze Frage betrachtet werden muß. Bisher hatte ich eine höchst einseitige Auffassung. Soziale Arbeit dünkte mir, wenn nicht gerade ein Herablassen, so doch ein Geben auf der einen Seite, auf der andern nur ein Nehmen ohne Gegenleistung. Sonnenschein hat mit Nachdruck auf den richtigen Standpunkt hingewiesen, auf die Gegenseitigkeit, die zwischen Studenten und Volkstum herrschen muß. Wie herzlich spricht er von dem Werte, den die Mitarbeit der Studenten für diese selbst hat: „Im Sturm innerer Krisen, im Werden und Gären der Weltanschauung hat jene stille, seelenvolle Tätigkeit, hat der ritterliche, aufrichtige, herzvolle Verkehr mit Mitmenschen, hat der Einblick in den bittern Lebensernst, in die Welt violetter Farben, der Träne und des Leides, einen unbeschreiblichen läuternden Wert. Wenn sich daneben die Kenntnis der Kraft stellt, die im Volksleben sich auswirkt, und die Achtung vor der Arbeit des Proletariats, dann gibt es einen guten Klang, eine christlich-humane, ideale, soziale Jugend."

Ja, eine soziale Jugend, das ist es, was wir wünschen und erstreben. Und einerseits dieser Wunsch, anderseits das seelenvolle Gut, das aus der Gegenseitigkeit entspringt, rechtfertigt auch das Verlangen, für das Sonnenschein mit so warmen Worten wirbt, die Teilnahme an der Caritas der Vinzenzvereine. Hier kann der Student viel tun, für sich und das Volk. Hier kann er, ob seine Begabung und Veranlagung dazu groß oder klein ist, „Sonne sein und Sonne spenden", und dazu beitragen, den „Lichtberuf" der Caritas zu erfüllen. Und wenn das Volk sieht, daß der Student nicht nur Worte hat, sondern selbst zu ihm kommt, um zu helfen und zu lindern, wenn man ihm vielleicht ansieht, daß er selbst nicht auf Rosen gebettet ist, dann gibt es wohl ein Bündnis zwischen Volk und Studenten, das die reichsten Früchte verheißt für die Zukunft.

Denn in diesem gegenseitigen Bündnis ist das Fundament enthalten zu einer Entwicklung, die Sonnenschein, wenn auch nicht ganz ausdrücklich ausgesprochen, so doch im Keime in seiner Schrift eingeschlossen hat: Persönlichkeit und Volkstum. Fritz Lienhard ist in seinen „Neuen Idealen" mit heißen Worten für die nämliche Entwicklung auf dem Gebiete der Kunst, der Dichtung eingetreten. Dürfen wir davon nichts erwarten auf dem sozialen Gebiete? Die gemeinsame, ineinandergreifende Entwicklung von Persönlichkeit und Volkstum ist die goldne Bulle, die den Freibrief enthält für die soziale Wohlfahrt.

Das ist das Endergebnis und Endziel, nach dem wir streben. Der Weg dazu muß früh betreten werden. Der Student hat dazu die beste Gelegenheit. Für uns katholische Studenten ist es geradezu Pflicht. Wir haben die Religiosität auf unsere Fahnen geschrieben. Zu den religiösen Pflichten gehören auch die gegen unser Volk. Ist das zuviel verlangt von einem modernen Studenten? Sonnenschein gibt die Antwort: „Wir wollen kritisch-soziales Denken, damit positiv-soziale Arbeit später folgen könne"; denn „das geistige Interesse, der Respekt vor den Bestrebungen, das Mitempfinden und der ernste Versuch, sich über die soziale Welt Rechenschaft zu geben, ist der Kernpunkt dessen, was wir soziale Studentenarbeit nennen." — — —

Ueber dieses klare Echo aus dem Studentenwald darf sich der hellstimmige Herold freuen. Es scheint auch dorthin durchgedrungen zu sein, wo bisher soziale Abgeschlossenheit oder wenigstens Gleichgültigkeit, eiskalte Höhenschroffheit oder verträumte Waldeinsamkeit beliebt waren. Ueber solchen Weck- und Werberuf freuen sich alle schaffensfreudige Katholiken; ganz besonders aber jene, die schon früher in der eigenen Studentenzeit erwacht sind, und zwar geweckt durch andere soziale Frühaufsteher im eigenen Lager, oder auch durch die sozialen Erschütterungen, die sie in der nächsten Umgebung spürten, meist sogar am eigenen Elternhaus. Warum sollen wir hier diese alte Art katholischer Studenten nicht besonders in Betracht ziehen? Aus ihnen schöpfen wir die Hoffnung, mit der wir die neue Art erwarten. Ja, viele Studenten, die aus dem katholischen Teile des deutschen Volkes hervorgegangen sind, haben frühzeitig soziales Verständnis gezeigt und soziale Tätigkeit entfaltet: Der Gesellenpräses, der Bauernvereinspfarrer, der Genossenschaftspfarrer, der Arbeiterkaplan — das sind lauter soziale Gestalten, die meist schon als Gymnasiasten die ersten Wurzeln ins soziale Vereinsleben getrieben haben; ja sehr viele sind geradezu aus diesem Boden emporgewachsen. Und wie ist es mit den vielen akademisch gebildeten Laien, die an so vielen Orten in ganz Deutschland seit Jahren sozial tätig sind? Geht einmal ihrem Werdegang nach! Meist als blutjunge Studenten sind sie zusammen mit befreundeten Geistlichen in das Milieu der unteren Schichten mutig eingetaucht, oder, was bei sehr vielen zutrifft, sie sind an Hand ihrer Freunde aus diesen unteren Schichten emporgetaucht, haben sich in die Höhe gearbeitet, sind aber ihrem Wurzelgrunde treu geblieben. Das ist kein Geheimnis — ja vielfach rühmt man sich dessen. Was ein Nachteil schien für den katholischen Volksteil und seine Studenten — nämlich seine Rückständigkeit im Reichtum —, das wurde für ihn ein machtvoller Antrieb zur sozialen Betätigung; was an ihm als spröde, kulturhemmende Dehnungslosigkeit und als ungenießbares Hartbrot erschien — nämlich die unveränderliche Gleichheit von Glaubensinhalt und Glaubenspflicht für Student und Schulkind, Professor und Proletarier —, das bildet geradezu das Geheimnis seiner einzigartigen Befähigung zur neuesten Kulturaufgabe: Klärung und Ausgleich in der sozialen Gärung eines wohl fast zur Hälfte proletarischen 60-Millionenvolkes. Der katholische Volksteil hat das richtige soziale Lebensblut einer einheitlichen, alles durchdringenden Lebensauffassung und Weltanschauung.

Wer sich das so recht anschaulich machen will, der vergegenwärtige sich nur einige Gruppen- und Einzelbilder aus dem neuzeitlichen Leben des katholischen Deutschlands:

1844 besprachen sich an der Münchener Universität zwei alte Studenten über zeitgemäße soziale Vereinstätigkeit: der eine ein ehemaliger Schustergeselle und der andere ein adeliger Jurist und ehemaliger Kürassieroffizier. Später: Gesellenvater Adolf Kolping und Arbeiterbischof Frhr. von Ketteler!

Aus dem neueren katholischen Studentenleben sind Männer hervorgegangen, die vaterlandsfroh und kirchentreu in den sozialen Zeitaufgaben mit voller Energie arbeiten, wofür uns der Kölner Justizrat Karl Trimborn ein Typus ist.

Ein anderes Bild: Hält da vor Jahren in einem Arbeiterverein ein Kesselheizer, ermutigt durch seinen Präses, einen Vortrag über die Arbeiterenzyklika Leos XIII. Einige Jahre darauf sprach derselbe Mann beim Katholikentag in Essen in einer Riesenversammlung von Leuten aller Erwerbs-, Vermögens- und Bildungsstände über die „Mitarbeit der deutschen Katholiken beim sozialen Ausgleich". Demonstrativer Beifall — und ebenso wie der deutsche Kardinal Fischer von Köln reicht auch der hochgewachsene römische Kardinal Vannutelli herzlich die Hand dem stämmigen Manne aus dem Arbeiterstande — — Joh. Giesberts.

Wir könnten diese Bilder beliebig vermehren besonders auch aus der süddeutschen Arbeiter- und Bauernbewegung. Immer wieder wird uns der Gedanke entgegentreten, der aus dem Schlusse des Studentenbriefes spricht: Wenn wir gebildete Katholiken uns auf unsere Weltanschauung besinnen, dann empfinden wir die soziale Arbeit alsbald als eine zwingende Pflicht. Es ist kein bloßer Zufall, daß an der Spitze des größten katholischen Vereines für sozialen Ausgleich in Deutschland, „des Volksvereins", ein Fabrikbesitzer steht: Franz Brandts in M.-Gladbach.

Aus der katholischen Weltanschauung heraus ist es dann auch zu begreifen, daß katholische Studenten für die Vertiefung der Einsicht in den Zusammenhang zwischen den sozialen Zeitaufgaben und der religiösen Lebensauffassung eine Spezialvereinigung gegründet haben für die in den religiösen Grundfragen Gleichgesinnten — ohne Ausschluß des Gedankenaustausches mit Andersgesinnten — nämlich: die sozialwissenschaftlich-caritative Studentenvereinigung.

Der Tübinger Privatdozent Wilhelm Ohr, der herzhaft und mit erfrischender Ehrlichkeit, freilich nicht ohne Herbheiten für den überzeugten Katholiken, die deutschen Studenten aufruft zur Erneuerung, deutet ebenfalls mit fester Hand auf die sozialen Probleme und den Kampf um die Weltanschauung (Bavariaverlag, München 1908): „Was wußte der alte Student von den bleischweren Worten: Arbeiterfrage, Bodenfrage, Sittlichkeitsfrage? Ja, was wußte er vom Ernste der Krisis auf dem Gebiete der Weltanschauungen?"

Dabei fällt es ihm gar nicht ein, katholische Studenten durch verzuckerte Bosheiten an sich zu locken und sie dann meuchlings „kalt" zu machen: nein ganz offenherzig spricht er es aus: 1. Der Ultramontanismus ist in der Tat eine große Gefahr für unsere Kultur. 2. Jeder Kampf gegen Rom, der mit falschen Waffen geführt wird, ist vom Uebel, da er den Ultramontanismus nur stärkt. 3. Daher ist ein eindringendes

Studium des Katholizismus jedem zur Pflicht zu machen, der in dieser Frage urteilen und mithandeln will.

Ich wollte, ein so kernhafter Gegner wie Herr Ohr hätte Zeuge sein können jener echt katholischen Versammlung, die gerade hierher paßt zu dem Thema: Soziale Probleme, religiöse Weltanschauung und Studenten. Es war die IX. Allgemeine Verbandsversammlung des Münchener Caritas-Verbandes im Hotel Union am 18. Februar, wo in Gegenwart des sozialpolitisch durchaus bewährten Wittelsbacher Prinzen Ludwig und des arbeiterfreundlichen apostol. Nuntius Msgr. Frühwirth, sowie einer wohlerprobten Schar von Caritasfreunden aus allen Berufsständen — Herr Archivrat Dr. Jos. Weiß als ehemaliger begeisterter katholischer Korporationsstudent die zahlreichen katholischen Studenten aufrief, neben den sozialwissenschaftlichen Studien auch den caritativen Einrichtungen und Tätigkeiten Aufmerksamkeit zu schenken, damit immer mehr die Gewissenspflicht gefühlt werde, alle Kräfte in den Dienst des gesunden aber auch des kranken sozialen Lebens zu stellen. Unter lebhafter Zustimmung der Anwesenden sagte er wörtlich:

„Daher bereitet es uns eine besondere Freude, heute so viele Söhne unserer Alma Mater hier begrüßen zu können. Bildung ist ja wie Reichtum nur ein Amt, ein Lehen, das im Dienste des Ganzen verwaltet werden muß, um das Ganze zu halten, fortzuentwickeln und zur Blüte zu entfalten. Von dieser Pflicht kauft man sich nicht los durch ein Almosen; auf jene Gaben, auf Talente, Beredsamkeit, sozialen Einfluß, wirtschaftliche Kraft und hohe Stellung hat die Gesamtheit ein Recht.

Zwei Feinde sind es, die unserem Volke und Vaterlande drohen: Der konfessionelle Hader und der Klassenhaß. Auf dem sozialen Frieden, dem guten Verhältnis der Klassen zu einander beruht die Einheit, die Existenz der Nation. Und darum sage ich: Der ist ein guter Patriot, der mit all seiner sozialen und caritativen Kraft darangeht, den Klassenhaß zu mildern und verschwinden zu machen."

Ein Mann wie Herr Ohr wird gewiß nicht verbittert sein, wenn auf dem Boden der römisch-katholischen Weltanschauung Akademiker gedeihen, die so denken und vor allem — so wirken.

Wie sagt der katholische Student in seinem Briefe? „Zu den religiösen Pflichten gehören auch die gegen unser Volk."



Allerlei von der Kunst.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Wo es stand, weiß ich gerade nicht mehr, aber gelesen habe ich in der letzten Zeit davon: Von der sogen. Bauern- oder Volkskunst nämlich. Hat da einer von den „Sachverständigen" so von oben her darüber geurteilt und gemeint, das Naive sei eben nur der Mangel an Können bei den Dorfkünstlern, den Malern, und Schnitzern und Töpfern usw. Ja, wenn sie es besser könnten oder gekonnt hätten, dann wäre etwas anderes daraus geworden, und daher ist also die Pflege der Volkskunst im bisherigen Sinne — eine Dummheit hat er nicht gesagt, aber so ähnlich gemeint war es sicher. Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen und jeder Kunstschriftsteller sein eigenes Evangelium, und jeder findet dafür eine gläubige Gemeinde in heutiger Zeit. Die chronische Denkfaulheit macht es der Oberflächlichkeit gar leicht, Blech für Gold auszugeben und wenn schon Gelehrte wegen jedes Körnleins, das sie fanden, heute öffentlich wie der Gockel auf dem Mist ihre Scharen zusammenkrähen, obwohl sie selbst noch gar nicht wissen, ob das Körnlein auch genießbar ist, da mag man um so mehr Nachsicht mit jenen haben, die auf dem Gebiete der Kunst nach eigenen Rezepten gackern, denn hier herrscht am meisten die Meinung und nicht die Tatsache. Das war schon oft so. Schrieb doch beispielsweise ein F. Schlegel im Januarheft der „Europa" 1803 bereits etwas wie das Gegenteil von dem, das mein „Sachverständiger" — wüßte ich doch den Namen! — verzapft. Nun, mit F. Schlegel kann er sich nicht messen, sonst hätte ich seinen Namen behalten. Und Schlegel schrieb: „Von der neueren Schule, die durch Raffael, Tizian, Correggio, Giulio Romano, Michelangelo bezeichnet wird, ist unstreitig das Verderben der Kunst abzuleiten." Schlegels Evangelium war das der „Präraffaeliten". Vorbei; genau so wie bis in die neueste Zeit das Maxim: „das Gegenständliche in der Kunst ist gleichgültig", die Uebertreibung Ruskins ablöste: „das Bild, das mehr und edlere Gedanken enthält, und wären sie noch so unbeholfen, ist ein größeres und besseres Bild, als eines, das weniger und minder edle Gedanken enthält, wenn diese auch noch so schön dargestellt wären." Männer, wie der ernste Tode, der das Gute Ruskins vertritt, und Meier Gräfe, der wiederum der Darstellung — dem Impressionismus — die erste Stelle einräumt, sind neueste Beweise, wie so sehr flüssig alles in den Kunstanschauungen ist. Doch, da hätte ich beinahe Adler mit Spatzen verglichen, die à la Kerr eben bloß Wortgeklingel dem Klüngel zu lieb in Druckerschwärze vertont zum besten geben. Der, dessen Name ich nicht mehr weiß, obwohl ich nun glaube, ihn in den „Münchner Neuesten Nachrichten", der Monopolfabrik für „moderne Größen", gelesen zu haben, ist auch ein solcher, der so obenhin Worte drechselt, wo ein liebevolles Versenken in die Volksseele erste Forderung wäre. Altmeister Reeber sagt einmal: „Schön ist die Idee in der Erscheinung"; also etwas Subjektives, wobei er allerdings ästhetische Normen nicht unbeachtet läßt. So ist mir's in Erinnerung. Nun muß man nur die naiven Ideen des Volkes in Sachen der Kunst zu kennen und verstehen suchen, dann wird man begreifen, warum auch die naive Darstellung ihm „das Schöne" ist. Uebrigens ist die Forderung, welche von der breiten, nicht übersättigten Volksmenge an die Schönheit eines Volkskunstwerks gestellt wird, durch einen besonderen realistischen Zug ausgezeichnet: sie verlangt Charakteristik. Erinnere ich mich da an einen „hl. St. Florian" eines Künstlers (natürlich an der Akademie), dessen Löschgefäß bei allen sonstigen Vorzügen des Bildes zu klein war. Da sprach ein Bäuerlein: Der ist nichts, der kann nicht löschen. Sehe man doch die Lieblingsblumen unserer Dorfkünstler an: die Nelke, die Rose, die Tulpe, die Margaretenblume. Bei aller Schlichtheit die charakteristische Wiedergabe und die volle Farbe. Und bei den Flachreliefs und Kerbschnitten an den alten Bauernhöfen innen und außen, sei es eine Tierfigur, ein Ornament, da haben wir dieselbe Erscheinung. Man „kennt", was der Darsteller will. Die einfache, unverkünstelte Natur, das hauptsächliche an Form und Farbe ist die Bedingung, wenn das Volk in seiner übergroßen Mehrzahl Freude am Dargestellten haben soll, die dauernd ist, weil nicht im Innern das unbestimmte Gefühl entsteht: das verstehe ich nicht. Ohne gerade Prophet zu sein, ist zu erwarten, daß Siebenmalgescheite dazu sagen: Dann hebt das Volk, sein Verständnis, sein Kunstbewußtsein, zeigt, erklärt ihm die wirkliche Kunst, da wird sich die „Rückständigkeit" — ein Hauptschlagwort aller Einfaltspinsel von oberflächlicher Bildung und oft zweifelhaftem Besitz — verziehen. — Ja doch, bildet das Volk nur mehr, aber nicht über seine Bedürfnisse und die Möglichkeit, die erworbene Bildung zu benützen, denn sonst ist entweder diese Bildung bald dem Rauch gleich verflüchtigt, oder sie weckt die Unzufriedenheit mit dem Los und ist damit das Ende vom Glück. Komischerweise werden diese Bildungsapostel gerade hinsichtlich der Kunst durch die Tatsachen selbst aber auch lächerlich gemacht. Die Uebersättigten, deren Umgebung eine Sammlung des gepriesenen „höheren" Schönen, ja des Schönen schlechtweg ist, haben am meisten Hunger nach Naturkost, und so trachten sie gar häufig, durch Stücklein der geschmähten naiven Volkskunst ihren verstimmten Kunstmagen wieder einzurichten, wie jene Bauerndoktoren, die den Schlemmern das Wasser und Schwarzbrot verordnen. Laßt doch dem Volk seine Kost! Man muß es leider wahrhaftig ganz vernünftigen Leuten zurufen.

Ein Schuster kann ein herrlicher Poet sein — wie Hans Sachs. Aber so wenig deswegen jeder Schuster ein Dichter ist, ebensowenig ist jeder Künstler fähig, in allen Fragen der Kunst, der Moral, der Erziehung mitzureden. Der Unfug aber besteht heute, und selbst Minister machen ihn mit. Sehr vernünftige Leute sind der Meinung, der sei der beste Porträtist, dem nicht nur die Form gelingt, sondern der auch die Seele zu geben weiß, sei er Menschen- oder Tiermaler. Dieselben Leute aber nehmen gar keinen Anstand, in jenen Kunstfragen, bei denen die Seele erst rechte Bedingung für das Gelingen ist, in den Aufgaben der kirchlichen Kunst, notorische Glaubensspötter mitreden und -taten zu lassen. Wenn alle Kunstprotzen von heute noch voll Scheu und Staunen vor den Schöpfungen der Künstler des ††† Mittelalters stehen, so ist es doch nur deshalb, weil sie dort nicht nur das Materielle, sondern den Geist noch verspüren, den Geist, der aus tiefreligiösem Sinn in den Pinsel und den Meißel floß. Aber woher soll denn der brillante Zeichner, aber farbenskalenarme, kalte, berechnende monistische Herr Stuck gerade heute die Berechtigung herleiten, in kirchlichen Kunstfragen das entscheidende Wort zu sprechen, oder Herr Habermann mit dem ewigen Weib mit der Häckelnase? Farbenfreude, religiösen Geist und Leben braucht die kirchliche Kunst, denn sie ist der andere Teil, der „akademische" wenn man will, der Volkskunst, die natürliche Kunstausstellung jedes Dorfes. Einem Minister, der so brillante Kneipzeitungen zeichnen kann (in ehrenhaftem alten, nicht zotig modernem Sinne), der sonst auch etwas von der Kunst versteht, sollte man das eigentlich nicht sagen müssen. Was liegt denn daran, wenn Dr. Hirth schimpft, falls seine Größen nicht gehört oder auch — nicht versorgt werden; mag er sie bei seinem „Formenschatz" behalten — wenn Clio wieder Säkulargeschichte schreibt, werden viele „Baumeister" von heute bloß als Maurer erscheinen. Sie werden sich mit der Konstatierung begnügen müssen, kleine Bausteine eingefügt zu haben, und wer weiß, ob auch nicht die ausgewechselt werden, wie die Bilder in — der neuen Pinakothek. Darüber vielleicht ein andermal oder anderwärts nach den Gedanken Ludwigs I.

Die Tröster.

Die Lebenden sind unsre Tröster nicht,
Sie schleppen ihrer eig'nen Tage Pein.
Sie fühlen sich wie wir enttäuscht, allein
Und gehen streng mit uns in das Gericht.

Die Toten sind's! Sie fleh'n uns zurück
Ein mild Verstehen, weit und grenzenlos
Für deiner Einsamkeiten hartes Los.
Unendlich rein und gütig ist ihr Blick.

Die Toten sind's! An graue Kirchenwand
Hat einer seines Herzens Süßigkeit
Hinaufgezaubert und sich selbst befreit,
Und führt dich so in deiner Sehnsucht Land.

Aus ew'gen Versen kommt uns Seelentrost.
Da schrieb ein stiller Mensch, der litt wie du,
Die schwere Sehnsuchtsqual in sich zu Ruh
Und hat dein fernes Herz für sich erlost.

Und einer haut aus einem starren Stein
Ein weißes Grabmal, das wie Trostgebet
Den Wanderer voll großer Majestät
Ermahnt ein gottergeb'ner Mensch zu sein.

So kommst du zu Entsagung durch Versteh'n,
Durch tiefes Mitleid wird dein Herz geweiht,
Du darfst aus dieser armen, engen Zeit
Ins Schicksal aller Menschenkinder seh'n.

Die Lebenden sind unsre Tröster nicht,
Sie schleppen ihrer eig'nen Tage Pein.
Sie fühlen sich wie wir enttäuscht, allein
Und gehen streng mit uns in das Gericht.

M. Herbert.

Katholiken und Deutsche Vereinigung.

Von

Paul Delbrück.

Schon die Ueberschrift wird manchem die bekannte entrüstete Frage in den Mund legen: Muß denn aber ein Katholik nun gerade Zentrumswähler sein? Darauf die einfache Antwort: Jeder mag mit sich selbst ausmachen, welcher Partei er glaubt beitreten zu sollen; aber es wird doch noch wohl erlaubt sein zu prüfen, was für einen Katholiken klug gehandelt ist.

Jedenfalls sollte man von einem gebildeten Katholiken erwarten, daß ihm die Geschichte des noch so jungen neuen Deutschen Reiches kein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch sei. Wenn nun diese Geschichte uns Katholiken ein tiefes Mißtrauen gegen die Regierung und gegen die liberalen Parteien unseres Vaterlandes geradezu aufzwingt, so ist das nicht unsere Schuld. Freilich weisen heute Regierung sowohl wie Liberalismus den Gedanken an einen Kulturkampf weit von sich; im letzten Wahlkampf und auch nachher haben wir das oft genug gehört. Man spricht sogar von unehrlichen Machenschaften des Zentrums, das in bewußter Lüge seinen katholischen Wählern das Schreckbild eines neuen Kulturkampfes an die Wand male.

Dagegen aber fragen wir: Ist wohl ein urteilsfähiger Mensch verpflichtet, den Friedensversicherungen einer Regierung zu trauen, die nur gezwungen den Kulturkampf abgebrochen hat, weil sie fühlte, daß der Schnitt ins eigene Fleisch ging? Oder ist wohl ein urteilsfähiger Mensch verpflichtet, den Sirenentönen des „Heuchler Liberalismus" zu trauen, der bei jeder Verhandlung über den „Toleranzantrag" eine Kulturkampfsdebatte zu inszenieren weiß, bei der er deutlich zeigt, wie er mit allen Fasern seines Herzens danach verlangt, in die alten Bahnen zurückzulenken, wenn er nur die Macht hätte, die Regierung noch einmal mitfortzureißen? Uebrigens hält die Regierung selbst uns immer wieder unsere Gefahr klar vor Augen durch die oft schreiende Imparität in der Behandlung der Katholiken. Da drängt sich einem doch die Ueberzeugung auf: Im günstigen Augenblicke werden alle schönen Worte vergessen sein, und die harmlosen Katholiken, die sie geglaubt haben, verdienen dann den Spott, der dem Schaden nicht fehlen wird.

Natürlich würden auch dann noch die Worte der Regierung und des Liberalismus triefen von lauter Wohlwollen und Liebe gegen die Katholiken. Der Kampf würde sich beileibe nicht gegen die echten Katholiken richten, sondern nur gegen die verhaßten „Ultramontanen". Daß nun aber mehr als 90 Prozent der sich katholisch nennenden deutschen Reichsbürger „ultramontan" sind und darin nicht einmal eine Schande finden, das ficht ein liberales Urteil nicht an. Denn was echt katholisch ist, das entscheidet allein die hohe Staatsregierung, geradeso wie sie in den siebziger Jahren das abtrünnige Häuflein der Altkatholiken als die echten, rechten Katholiken hinstellte. Der Papst war ja nun freilich anderer Ansicht; aber wie darf ein Papst sich anmaßen, die katholische Religion besser zu kennen als die preußische Regierung, die es sogar fertig bringt, durch protestantische Beamte Prüfung abzuhalten in der katholischen Religion?

Aber was haben denn diese Ausführungen mit der Deutschen Vereinigung zu tun? Hat sie doch gerade den konfessionellen Frieden und alles, was dazu gehört, als einen Hauptpunkt ihres Bestrebens in ihr Programm aufgenommen! Ganz gewiß, und das ist ein Punkt, in dem nicht nur jeder Katholik, sondern jeder deutsche Bürger freudig dem Programm zustimmen soll. Das ist auch der Punkt, der manche Katholiken und auch manche wohlmeinende Protestanten der Deutschen Vereinigung zugeführt hat.

Aber nun der Weg zu diesem Ziele! Wer bessern will, forscht doch zunächst, wo das Uebel steckt. Wer stört denn in Deutschland den religiösen Frieden? Bei der Prüfung dieser Frage wäre man zunächst auf den Evangelischen Bund gestoßen, der seine Hetzapostel von Stadt zu Stadt schickt, sogar noch über des Landes Grenzen hinaus nach Oesterreich hinein. Man wäre dann weiter auf eine gewisse Sorte von Zeitungen gestoßen, deren Zahl nicht klein ist, die jahraus, jahrein mit wahrem Behagen alle Skandalgeschichten zusammentragen, um sie gegen die katholische Kirche auszuschlachten. Gewiß, in einem so zahlreichen Stande, wie es der katholische Priesterstand ist, sind nicht nur Lichtseiten. Aber welcher anständige Mensch sammelt denn allen Schmutz, nur um das Vergnügen zu haben, ihn seinen katholischen Mitbürgern ins Gesicht zu schleudern? Aber was Wahres auf dem ganzen Erdboden zu finden ist, genügt diesen „vornehmen" Blättern nicht einmal. Wahre Lügenfabriken für diese schmutzigen Artikel scheinen irgendwo zu bestehen und diese Zeitungen zu bedienen, die das unglaublichste Zeug aufnehmen, wenn ihm auch die Lüge an der Stirn geschrieben steht, die aber zu einem Widerruf niemals oder höchst selten sich erschwingen. Bei weiterem Suchen nach den Ursachen des religiösen Zwiespaltes wäre man dann schließlich auch bei der Regierung selbst angelangt, die durch ihre schon erwähnte Imparität den Katholiken fortwährenden Anlaß zur Klage gibt.

Ein reiches Arbeitsfeld für eine Vereinigung, die dem konfessionellen Frieden dienen will! Das wäre einmal eine nationale Tat, auch ohne daß das aufdringliche Phrasengeklingel, das in letzter Zeit in nachgerade kindischer Weise mit dem Worte „national" umspringt, seinen zweifelhaften Segen dazu gäbe.

Aber merkwürdig! Von alledem scheint die Deutsche Vereinigung nichts zu wissen. Ja, wir müssen sogar sehen, daß Leute, die in dieser Hinsicht kein reines Gewissen haben, mit dieser harmlosen Vereinigung sympathisieren und fraternisieren, just so, wie sie es früher mit den Nationalkatholiken getan haben. Diese Leute können natürlich der Deutschen Vereinigung den wahren Feind zeigen, und so richtet denn diese auch ihre ganze Kraft gegen — das böse Zentrum.

Und da sollte allerdings für jeden Katholiken eine ernsthafte Prüfung ansetzen, nicht ob er als Katholik den guten Grundsätzen jenes Programms der deutschen Vereinigung zustimmen darf, wohl aber, ob er Entsprechendes von ihr erwarten kann, und vor allem, ob es wohl klug ist, die Partei zerstören zu helfen, die ganz allein bisher in stets zuverlässiger Weise für unsere heiligsten Güter eingetreten ist; die in sturmbewegter Zeit die Feuerprobe bestanden hat; der ganz allein wir das bescheidene Maß von Freiheit verdanken, das wir jetzt genießen; bei deren Schwächung die heißen Wünsche und Begierden, die in den Schmähungen gegen „Klerikalismus und Ultramontanismus" oft genug einen nur mit Mühe verhaltenen Ingrimm offenbaren, ungehindert die Maske abwerfen und als



rücksichtslose Feindschaft gegen alles Katholische zuerst, dann aber auch gegen alles Uebernatürliche überhaupt sich offenbaren würden.

Ist es wohl noch notwendig darauf hinzuweisen, daß der Kampf der politischen Parteien immer mehr zu einem Kampf der Weltanschauungen sich auswächst? Unserer Jugend kann nicht genug empfohlen werden, die Geschichte des Kulturkampfes zu studieren, damit sie aus den parlamentarischen Verhandlungen der damaligen Zeit die brutale Rücksichtslosigkeit kennen lerne, mit der die „nationale" Mehrheit die Minderheit vergewaltigte und das Recht ihrer katholischen Mitbürger höhnend mit Füßen trat. Bei diesem Studium wird sich unser politischer Nachwuchs ganz sicher dafür bedanken, um der schönen Augen der Deutschen Vereinigung willen die mächtige Partei schwächen zu helfen, die allein von solcher Behandlung uns befreit hat und allein vor solcher Behandlung uns zu bewahren imstande ist.

Gewiß kann eine so große Partei wie das Zentrum, das wie keine andere geradezu alle Stände zu vertreten hat, in Einzelfragen leicht einmal von den Wünschen des einen oder andern oder auch vieler Wähler abweichen, besonders wo bei Standesfragen die Partei das Ganze im Auge haben muß, während der Wähler die Interessen seines Standes stärker betont. Aber jeder ehrlich Abwägende wird sich sagen, daß er mit der Stellungnahme anderer Parteien, denen er sich etwa anschließen könnte, noch weit häufiger in Widerspruch geraten müßte. — So mag auch der eine oder andere Zentrumswähler im Dezember 1906 der Ansicht gewesen sein, es sei besser, die für die Kolonien geforderten Millionen zu bewilligen. Aber nun gleich mit den „nationalen" Parteien dem ganzen Parlamentarismus die Knochen auszubrechen und sich auf den Standpunkt zu begeben, es sei der Regierung ohne Prüfung einfach zu bewilligen, das heißt denn doch von dem Bürger eines konstitutionellen Staates allzuviel verlangen; dann brauchten wir überhaupt keine Volksvertretung mehr.

Und dieser verwässerte und rückgratlose Parlamentarismus scheint auch das Ideal der Vereinigung zu sein, die sich mit dem kräftigen Epitheton „deutsch" geschmückt hat. Zum Beweis nur eine Frage: Woher sonst die vielen Regierungsleute in den Unterschriften, woher sonst die ausnehmende Gunst der Regierung?

Und solch schwachen Händen sollten die deutschen Katholiken ihre höchsten Interessen anvertrauen; diese Interessen, die einen jahrzehntelangen schweren Kampf gefordert haben, für deren erfolgreiche Wahrung auch die stärkste und mutigste Partei nicht immer vollkommen hinreichte?

Es war kein Zentrumsmann, sondern Maximilian Harden, der die folgenden Worte niederschrieb: „Narren wären die deutschen Katholiken, wenn sie vor gründlicher Sinnesänderung ihrer protestantischen Mitbürger die zur Wahrung ihrer Rechte geschaffene politische Organisation preisgeben wollten. Wenn morgen der Zentrumsturm zertrümmert wird, dann wird es nach wiederum 25 Jahren keinen katholischen Reichsgerichtsrat, Regierungsrat, Landrat mehr geben".

Der letzte Satz sei den katholischen Reichsgerichtsräten, Regierungsräten, besonders aber Landräten zu ernster Beherzigung warm empfohlen.



Die Görres-Gesellschaft in Bayern.

Von

Dr. Hans Rost, Augsburg.

Ein frischer unternehmungsfreudiger Zug geht durch die Reihen der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Was Säkularisation und Kulturkampf den deutschen Katholiken an materiellen Gütern und geistigem Besitzstande geraubt haben, das sucht die Görres-Gesellschaft auf dem Gebiete der Wissenschaft wieder allmählich einzuholen. Schien es eine Zeitlang, als ob das innere Leben und der Drang zum Ausbau der Organisation in der Görres-Gesellschaft ein allzu ruhiges Dasein habe, so ist seit den letzten zwei Generalversammlungen ein tüchtiger Schritt nach vorwärts gemacht worden. Heute ist keine wissenschaftliche Disziplin mehr vorhanden, welche in der Görres-Gesellschaft nicht eine Pflegestätte gefunden hätte. Die Theologie als Wissenschaft ist von der Tätigkeit der Görres-Gesellschaft ausgeschlossen. Seit Jahren bereits blüht eine historische und eine philosophische Sektion, welche beide vorzügliche, in Fachkreisen sehr anerkannte Jahrbücher herausgeben. Außerdem ist eine Sektion für Altertumskunde gegründet worden, welche bereits drei wertvolle Veröffentlichungen hat erscheinen lassen; die Errichtung eines archäologischen Instituts in Jerusalem ist geplant. Ebenfalls hat sich eine naturwissenschaftliche Sektion konstituiert; ferner ist die Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaften neu aufgelebt und hat namentlich durch den Beitritt des katholischen Juristenvereins an Mitgliedern und Bedeutung gewonnen. Außerdem unterhält die Görres-Gesellschaft ein historisches Institut in Rom, welches sehr wertvolle Arbeiten zutage fördert. Alle Sektionen veröffentlichen teils Jahrbücher, teils eigene Publikationen. Als Vereinsgaben erscheinen jährlich drei Hefte mit allgemein interessierendem Inhalt. So stellt die Görres-Gesellschaft die Verkörperung der Interessen und Bestrebungen der deutschen Katholiken auf dem Felde wissenschaftlicher Forscherarbeit dar.

Bedeutende Gelehrte aus Juristen- und Hochschullehrerkreisen, einige medizinische und naturwissenschaftliche Universitätsprofessoren, tüchtige Historiker und Philosophen haben sich an die Spitze der Sektionen gestellt. Für die kommenden Jahre ist, allem Anscheine nach, innerhalb der Görres-Gesellschaft ein reges und fruchtbares Leben zu erwarten. Dieser zu begrüßende Aufschwung ist aber nur dann möglich, wenn sich die Mitgliederzahl entsprechend hebt und wenn die finanziellen Unterlagen sich kräftig stärken. Den deutschen Katholiken muß die Ueberzeugung noch viel lebhafter und nachhaltiger ins Bewußtsein treten, daß die Görres-Gesellschaft in dem Kampfe der Weltanschauungen die Schildträgerin der Kultur des Katholizismus darstellt. Wollen die deutschen Katholiken es erreichen, daß das Uebergewicht der Protestanten und Juden in den verschiedensten Wissenschaftszweigen eine erkleckliche Schwächung erfährt, so müssen sie mit allen Mitteln der Görres-Gesellschaft unter die Arme greifen. Sollen wir in dem durchaus inferioren und unwürdigen Zustande verharren, daß auf Deutschlands Universitäten, welche zum Teil noch von katholischen Stiftern zugunsten der Kultur des Katholizismus gegründet wurden, in weltlichen Fächern kaum zwei Hände voll positiv gläubiger Katholiken wirksam sind? Sollen wir die wissenschaftliche Arbeit vorwiegend den Andersgläubigen überlassen? Nicht im Wesen der katholischen Religion ist es gelegen, wenn die Katholiken heute ins Hintertreffen geraten sind. Alle Kulturfortschritte bauen sich in der Hauptsache auf materiellen Grundlagen, auf dem Reichtum auf. Durch Säkularisation und Kulturkampf sind die Katholiken beraubt und ärmer geworden. Wir sind daran, diese Wunden allmählich zu überwinden. Die Görres-Gesellschaft trägt seit mehr als einem Vierteljahrhundert das Banner des Katholizismus in die wieder zu erobernden Gebiete der wissenschaftlichen Forschungstätigkeit. An den Katholiken ist es gelegen, diese Gesellschaft zu unterstützen und dadurch dem Katholizismus zu seinem ihm gebührenden Ansehen als Kulturfaktor zu verhelfen. Wieviel Aufklärungs- und Werbearbeit noch hier nötig ist, zeigt der immer noch viel zu geringe Mitgliederbestand. So zählte die Görres-Gesellschaft im abgelaufenen Jahre erst 3531 Mitglieder und 918 Teilnehmer.

In einzelnen Diözesen ist wacker an ihrer Verbreitung gearbeitet worden, so hat die Diözese Paderborn allein ihren Mitgliederstand um 500 vermehrt. Im heurigen Jahre findet die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Regensburg statt. Da mag es wohl für uns Bayern einmal gut sein zu untersuchen, welche Aufnahme wir der bedeutsamen und vorwärtsstrebenden Organisation bei uns gewähren können. Folgende Zahlentabelle gibt einen Ueberblick über die Verbreitung der Gesellschaft in Bayern. Sie zähte im Jahre 1907

	Mitglieder:	Teilnehmer:
Diözese Augsburg	108	30
Erzdiözese Bamberg	27	21
Diözese Eichstätt	39	7
Erzdiözese München-Freising	153	49
Diözese Passau	40	9
„ Regensburg	68	21
„ Speyer	31	4
„ Würzburg	59	5
im ganzen	525	146

Ueber die geringfügige Anteilnahme der Bayern an der Görres-Gesellschaft ist man eigentlich überrascht. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt 3531, so daß Bayern mit seinem vorwiegend katholischen Charakter nur eben mit einem Siebtel beteiligt ist. Das ist viel zu wenig und für die heuer in Regensburg tagende Generalversammlung vorläufig kein allzufreudiger

Willkommgruß. Im allgemeinen muß hervorgehoben werden, daß der katholische Klerus in Bayern bezüglich der Görres-Gesellschaft wohl anerkennenswerte Opfer bringt. Doch gibt es noch recht viele Geistliche, auch solche in guten Stellungen, welche noch nicht zur Görres-Gesellschaft gehören. Hier und vor allem bei den Laien muß von seiten der Freunde und Gönner der Görres-Gesellschaft in begeisterter und unentwegter Weise agitiert werden. Unsere Freunde mögen sich einmal die obigen Zahlen in ihrer Geringfügigkeit ansehen. Wir haben dabei namentlich die Städte im Auge, welche nur ganz ungenügende Kontingente zu der Schar der Angehörigen der Görres-Gesellschaft liefern. Die nachstehenden Ziffern sind fast beschämend, wenn man bedenkt, daß in fast allen genannten Städten Gymnasien, Real- und sonstige Bildungsschulen, Klöster, geistliche und weltliche Behörden vertreten sind, und daß sie trotzdem eine so schwache Anteilnahme an den Bestrebungen und Zielen der Görres-Gesellschaft zur Schau tragen.

So zählt nach dem Jahresbericht vom Jahre 1907 in der Diözese **Augsburg**: Augsburg 26, Dillingen a. D. 9, Donauwörth 1, Kempten 5, Lindau i. B. 2, Neuburg a. D. 2, Wörishofen 1, Landsberg 1 Mitglied. Orte wie Füssen, Neuulm, Pfronten u. a. zählen überhaupt kein Mitglied der Görres-Gesellschaft. In der Erzdiözese **Bamberg** hat die Stadt Bamberg gar nur 12 Mitglieder, Nürnberg bloß 2, Erlangen 2, Ansbach 1, Lichtenfels 2 Mitglieder. Völlig fehlen Städte wie Hof, Bayreuth, Forchheim, Weismain, Scheßlitz, Fürth. **Eichstätt** weist 19 und Neumarkt 2 Mitglieder auf, alle übrigen Städte, wie z. B. Ingolstadt fehlen. In der Erzdiözese München zählt Freising 19, Landshut 4, München 90, Garmisch 1 Mitglied. Orte wie Rosenheim, Traunstein, Weilheim, Partenkirchen, Berchtesgaden sind nicht vertreten. Passau zählt 20, Amberg 4, Kelheim 1, Regensburg 23 und Straubing 8 Mitglieder. In der Pfalz weisen Deidesheim 2, Frankenthal 3, Kaiserslautern 2, Neustadt a. H. 1, St. Ingbert 1, Speyer 12, Zweibrücken 2 Mitglieder auf. In der Diözese Würzburg tragen Aschaffenburg mit 9 und Würzburg mit 28 Mitgliedern den Löwenanteil, während Kissingen 2, Lohr 1 Mitglieder aufzählen und Schweinfurt, Klingenberg, Münnerstadt, Neustadt a. S., Ochsenfurt, Marktbreit u. a. überhaupt nicht vertreten sind. Auch die Ziffern der Teilnehmer sind in den einzelnen Orten nur geringfügig.

Die Diözese Paderborn hat im vorigen Jahre der Görres-Gesellschaft allein eine Zahl von Mitgliedern zugeführt, deren Höhe der von ganz Bayern gleichkommt. Das katholische Bayern darf hier nicht zurückbleiben. Mögen alle berufenen Vertreter der Interessen des katholischen Deutschlands mutig und begeistert die Werbetrommel rühren, damit der Görres-Gesellschaft bei ihrer heurigen Tagung ein würdiger Empfang bereitet werden kann.

Der Sonderling.

Er war nicht jung, nicht schön, nicht reich,
Von Freund und Lieb verlassen.
Sein Wort war hart, sein Herz war weich
Und nie geneigt zum Hassen.

Die Sorge kam, die Not, die Pflicht;
Er rang um Leib und Leben
Und doch und doch vermocht' er's nicht,
Dem Bettler nichts zu geben.

Nie stand er in der ersten Reih',
Er war und blieb der Letzte;
Und ließ und ließ den Schuft vorbei,
Der seinen Platz besetzte.

Man hieß ihn einen blöden Tropf
Mit weiten, leeren Taschen:
Das Glück umkreiste seinen Kopf
Und er wollt' es nicht haschen.

Was wollt' er denn, der Narr, der Tor?
Was hat er denn erworben? . . . .
Ein Himmelsrufen traf sein Ohr,
Da ist der Narr gestorben . . . .

Joseph Schneiders.

Japanische Sprichwörter und Sinnsprüche.

Gesammelt von **W. M. Jbler.**

Sprichwort — wahres Wort. Die Sprichwörter, welche meistens in knapper Form eine Wahrheit zum Ausdrucke bringen, geben uns einen Einblick in die Anschauungen und den Charakter eines Volkes. Die Japaner, wie die meisten ostasiatischen Völker (Chinesen, Koreaner usw.) besitzen eine große Menge meist sehr treffender und interessanter Sprichwörter. Im folgenden geben wir davon eine Auslese, indem wir zu weniger leicht verständlichen einige Worte der Erklärung oder ein entsprechendes deutsches Sprichwort beifügen:

1. Die Liebe ist gewaltig wie der Tod, Eifersucht grausam wie das Grab.
2. Ein Frosch im Brunnen weiß nichts vom großen Weltmeere.
3. Selbst Kobo-dai-schi[1]) macht einen Schreibfehler. („Selbst der Weiseste kann sich irren.“)
4. Auf Bäumen sucht man keine Fische.
5. Viele gehen nach dem Schatzberge und kehren mit leeren Händen heim.
6. Schwalben und Sperlinge verstehen nichts von den Plänen der Kraniche und wilden Gänse.
7. Von der Klinge aus bildet sich der Rost. (Selbstverschuldetes Unglück. „Jeder ist seines Glückes Schmied.“)
8. Auch der Fuß des Leuchtturmes ist finster.
9. Ueber ihre eigene Person sind auch Wahrsager im ungewissen.
10. Reue kommt nicht vor der Tat.
11. Unbedacht fällt in den Graben.
12. Weidenzweige bricht kein Schnee. (Nachgiebigkeit.)
13. Für den Mund ist kein Tor gemacht.
14. Wenn die Henne kräht, stürzt das Haus zusammen. (Ungewöhnliches Ereignis.)
15. Wenn du Eile hast, mache einen Umweg. („Eile mit Weile“.)
16. Wenn man von einer Sache spricht, die man im nächsten Jahre ausführen will, lacht der Teufel.
17. Wenn der Bissen durch den Schlund gegangen ist, ist die Hitze vorüber.
18. Der Ehebund der Mandarinenenten ist innig. (Die Mandarinenenten gelten in Japan und China als das Symbol der ehelichen Liebe und Treue.)
19. Wenn der Teufel nicht zu Hause ist, wird große Wäsche gehalten. (Tut man sich gütlich. — „Wenn die Katze nicht zu Hause, tanzen die Mäuse.“)
20. Wenn von dem Abwesenden die Rede ist, zeigt sich sein Schatten.
21. Auch in der Hauptstadt gibt es Bauern.
22. Biedere Leute haben viele Kinder.
23. Aus Kaulquappen können nur Frösche werden. („Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“)
24. Der Löwe schickt sein Junges ins Tal; lasse das Kind reisen, welches du liebst. (Außer Hause gewinnt man Lebenserfahrung.)
25. Wer von der Großmutter erzogen ist, ist um 300 Mon billiger. (Weil er verzogen ist.) (Mon ist die kleinste japanische Scheidemünze; zirka $\frac{1}{4}$ Pfennig.)
26. Erziehung ist besser als gute Familie.
27. Smaragd und Kristall glänzen nur, wenn geschliffen.
28. Erdbeben, Donner, Feuer und den Vater muß man am meisten fürchten.
29. Selbst die Krähe vergilt die Wohltaten der Eltern. (Kindliche Dankbarkeit.)
30. Das kalte Wasser (die Erfahrung) des Alters ist wertvoller denn Schildpatt.
31. Auch das Besteigen des höchsten Berges beginnt vom Tale aus.
32. Selbst einen Weg von hundert Meilen tritt man nur mit ei em Schritte an.
33. Wähle Geduld und Höflichkeit zu Reisegefährten.

[1]) Einer der größten Gelehrten Japans.



34. Richte dich nach dem Orte, wohin du gehst.
35. Beachte anderer Leute Sitten und bessere die eigenen.
36. Sei nicht wie der Rabe, welcher den Kormoran nachahmt. (Wer nachahmt, was er nicht versteht, gerät in Verlegenheit.)
37. Ein trauriges Gesicht stechen die Bienen.
38. In ein Haustor, wo man lacht, kehrt das Glück ein.
39. Berate dich mit einem anderen und wäre es nur dein eigenes Knie.
40. Ein Fremder in der Nähe ist besser als ein Verwandter in der Ferne.
41. Beurteile Menschen nicht nach ihrem Aeußeren, ein Pferd nicht vor dem Ritte.
42. Selbst ein Bauer, der ein Packpferd führt, sieht in guten Kleidern anständig aus.
43. Auch der Färber trägt weiße Beinkleider.
44. Ungeschliffene Edelsteine glänzen nicht.
45. Verachte die Geringen nicht; auch ein Zoll langes Insekt hat einen halben Zoll Verstand.
46. Mancher kommt zwar in Lumpen, aber sein Herz ist von Brokat.
47. Rechtlichkeit und Schamgürtel sind unzertrennbar.
48. Im Haupte des Rechtschaffenen wohnen die Götter.
49. Wer sich mit Zinnober abgibt, wird rot. („Wer Pech angreift, besudelt sich.")
50. Ein wahres Wort ist nicht immer schön, ein schönes Wort nicht immer wahr. (Gleichwie es selten Komplimente gibt ohne alle Lüge, so gibt es selten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lessing.)
51. Eine gute Medizin schmeckt bitter.
52. Höflichkeit wird, wenn übertrieben, zur Unhöflichkeit.
53. Klöße sind besser als Blumen. (Primum est vivere!)
54. Wenn man hungrig ist, schmeckt nichts ekel. („Hunger ist der beste Koch.")
55. Krankheit kommt durch den Mund.
56. Die Zeit ist wie ein Pfeil.
57. Der Trunkene kann seinen Charakter nicht verbergen.
58. Warte nicht mit dem Brunnengraben bis du Durst hast.
59. Gewaschene Kleider sind besser als geborgte.
60. Hüte dich vor schönen Weibern wie vor rotem Pfeffer.
61. Ein gutes Herz ist besser als ein schönes Gesicht.
62. Was man gerne tut, darin wird man bald geschickt.
63. In der Stunde der Not betet man zu den Göttern.
64. An billigen Sachen verliert man Geld.
65. Besorgnis führt nie zur Ueberlegung.
66. Sei nicht um 1 Mon besorgt und unbekümmert um hundert.
67. Geld ist der Feind der Welt.
68. Rücke die Mütze nicht vor des Nachbars Haus zurecht. (Erklärung: Vermeide den Schein.)
69. Es gibt auch Insekten, die Wasserpfeffer lieben. (Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.)
70. Ein gefüttertes Seidenkleid nimmt man auch im Sommer geschenkt. („Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.")
71. Auch ein Götze wird zornig, wenn man ihm dreimal über das Gesicht fährt.
72. Wenn man nichts säet, geht nichts auf!
73. Man kann aus der Blüte erkennen, ob der Baum Früchte trägt.
74. Wein ist der Besen, mit dem man die Sorgen auskehrt.
76. Niemand ist mehr zu fürchten, als ein Dummkopf.
76. Es gibt kein Mittel, den Dummen klug zu machen.
77. Die Wände haben Ohren.
78. Die Lüge ist der Anfang der Diebe.
79. Gestern ein tiefe Stelle im Flusse, heute eine seichte. (Von schnell sich wendenden Dingen gesagt.)
80. Das Leben ist wie ein Licht vor dem Winde.
81. Zuviel verzehrt den Körper.
82. Heftigkeit ist Verlust. („Blinder Eifer schadet nur".)
83. Auch mit einem Bissen kann man sich die Backe verbrennen. („Kleine Ursachen, große Wirkungen".)
84. In schweren Zeiten ersteht zumeist ein Held.
85. Warte schlafend auf das Glück.
86. Wenn du Gift nimmst, lecke den Teller mit ab. („Age, quod agis! Was du tust, tue ganz!")
87. Bleibe nicht zu lange aus, denn Abwesende werden täglich fremder.
88. Die Macht der Verhältnisse ist wunderbar.

Felix Weingartners „Golgatha".

Von

Hans Besold, München.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist es, daß unsere modernen Tonkünstler zurzeit bei ihren Operntexten und Musikdramen mit Vorliebe an biblische Vorgänge anknüpfen. Man mag es Zeitgeschmack nennen; es gehört nämlich wirklich „Geschmack" dazu, diese in der bizarr verrenkten Ausgestaltung auf die Bühne gebrachten Vergewaltigungen zu beklatschen und zu beglückwünschen. Oder sollte man Straußens „Salome" bei glimpflicher Beurteilung apokryph, legendär nennen können? Ich finde die ganze Auffassung verwegen, um nicht zu sagen persiflierend.

Gegenwärtig beschäftigt sich Felix Weingartner, den offenbar die Lorbeeren des Dichter-Komponisten Wagner nicht schlafen lassen, mit der Fabrikation eines Operntextes zu „Golgatha". Im Münchener „Neuen Verein" hielt er die Vorlesungen seiner zur musikalischen Ausarbeitung bestimmten zweiteiligen Christus-Bühnendichtung. Es sollte wohl eine Art Reklame für das erst zu erzeugende Tonwerk sein. Weingartner als Tonkünstler in Ehren, aber Weingartner als Dichter — ein mitleidiges Bedauern! Schließlich bleibt es ja jedem Komponisten unbenommen, seine Texte selbst zu „schreiben". Aber dabei darf er gar nie außer acht lassen, daß er dem Volke so viel Achtung schuldig ist, in diesen Texten „heilige Güter" unangetastet zu lassen, sie aber nicht womöglich gar zu travestieren, bis zur Unkenntlichkeit zu verzerren, dem Ganzen das verruchte Brandmal der Zeit aufzudrücken, es auf eine materialistisch-sinnliche Wirkung zuzuschneiden.

Weingartner beginnt mit dem Konflikt zwischen Johannes dem Täufer und dem Hause des Herodes. Hauptheldin des ersten Teiles ist — Salome. Er überholt dabei schon Dagewesenes noch um ein Erkleckliches. Jochanaan bekommt Salome und ihre Mutter Herodias in seine Gewalt. Er läßt Salome, die seine Sinne gefangen nimmt, nicht steinigen. Am königlichen Hof wird der Betörte zum streng abweisenden Asketen, was ihm sein Leben verwirkt. Weingartners Erfindungsgabe beginnt sich weiter zu entfalten. Salome und Jesus ist die neue Kombination: Judas, der Geliebte der Salome und Freund des Herodes, führt das buhlerische Weib zu Jesus; dieses wird durch dessen Erscheinung derart fasziniert, daß sie sich „Mirjam" taufen läßt. Judas erkennt ebenfalls bewundernd den Messias an. Schluß des ersten Teiles: Verkündigung des Gottesreiches durch den Heiland in aufgeputztem Wortschwall. Der erste Teil umfaßt drei Akte.

Zweiter Teil; ebenfalls drei Akte. „Mirjam" muß das Streben der Messiasanhänger dartun, in Jesus den Wundertäter zu verhimmeln. Nun leistet die Renansche Wundererklärung unserem „Dichter"komponisten dankbare Ausbeute: Jesus wird um Wunder gebeten. Salome-Mirjam läßt den kranken Lazarus scheintot werden und ihn dann durch ihren Meister auferwecken. Jesus muß das arglos als wirkliches Beglaubigungszeugnis vom Vater hinnehmen und fordert begeistert die Seinen zum Zuge nach Jerusalem auf. Zweiter Akt: Jesus im Tempel und Vertreibung der Händler, Jehuda-Judas fordert den Meister auf, sich zum König proklamieren zu lassen und der Welt seine Macht kund zu tun. Von Jesus zurückgewiesen, verrät er ihn dem Hohen Rat und will ihn so zur Offenbarung seiner göttlichen Kraft zwingen. Das trägt Judas die Stellung eines Ratsmitgliedes ein. Salome will den Meister warnen, wird aber von ihrem Liebhaber durchbohrt. Sie stirbt und (!) nimmt das Geheimnis des Auferweckungswunders mit sich ins Grab. Beim Abendmahl tritt Judas als Versucher vor den Herrn, sich der Welt endlich zu offenbaren; Jesus aber spricht ihm die Jüngerschaft ab, was seine Gefangennahme zur Folge hat. Dritter Akt: Petri Verleugnung, Verurteilung durch Pilatus, Kreuztragung und Tod auf Golgatha. —

Weingartner häuft eine Erfindung auf die andere, will durch Unwahrscheinlichkeiten, Tatsachenverstümmelung und groteske, bisweilen plump wirkende Kombinationen Effekte haschen und die ganze unnatürliche Kongludination soll mit Tonwellen umkleidet werden. Evangelienstellen werden in unglaublicher Zusammenstellung verquickt.

Es läßt sich hier nur weniges hinzufügen. Jedes ehrliche Urteil wird dahin gehen, daß die ganze Dichtung von Grund aus verfehlt ist. Das ist kein Heiland, wie wir ihn kennen und wünschen, bei dem sich Zwiespalt an Zwiespalt reiht. Es sind ganz bedenkliche Manieren, die in solcher Stoffverwertung, oder

besser gesagt Stoffbeschmutzung, unsere neueren Bühnendichter bei Lösungsversuchen derartiger Probleme zur Schau tragen. Pikanten Reiz der Neuheit, Effekthascherei, verbunden mit pointierter Verhöhnung des Guten, marktschreierische Reklame, das alles muß heute ein „modernes, bühnenfähiges" Werk aufweisen können. Ein Faustschlag ins Gesicht des moralischen Wohlanstandes und des tief gewurzelten Volksglaubens. Oder will uns Felix Weingartner Jesus wohl „menschlich näher bringen"?!

„Ueber den Wassern."

Eine Besprechung von Dr. A. Lohr.

Einen „scheuklappenfreien Führer" ins Feld der schönen Literatur den deutschen Katholiken zu sichern, stellte sich Dr. P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. vor einem Vierteljahre ans Steuerruder einer neuen Literaturzeitschrift, in der er „über den Wassern" der Gruppenbildungen geruhigen Herzens das wirbelvolle Schrifttum der Gegenwart kritisch beobachten wollte. Der Versuch war insofern gewagt, als jetzt eine Reihe von Zeitschriften und Zeitungen der Nationalliteratur gegen früher vermehrte und einsichtsvollere Beachtung schenken und im „Gral" bereits eine auf katholischem Boden stehende starkverbreitete literarische Zeitschrift vorhanden ist. Aber anderseits mußte auch erwogen werden, daß das Organ des „Gralbundes" doch so stark an eine landschaftlich und auch ihrer Kunstrichtung nach mehr oder minder abgeschlossene Gruppe gebunden war, daß der Wunsch, eine Literaturzeitschrift zu gründen, die allen Seiten und Richtungen unseres so vielgestaltigen Literaturlebens gerecht zu werden trachtete, ohne Zweifel berechtigt war. Ich persönlich habe die neue Gründung um so freudiger begrüßt, als P. Expeditus, der ehemalige eifrige und wackere Mitarbeiter an der „Lit. Warte", augenscheinlich an die Traditionen anknüpfte, die seinerzeit meine eigene Gründung verkörpert hatte. Das Geleitwort zum ersten Heft ließ es zwar etwas an Klarheit über Inhalt und Geist der neuen Zeitschrift fehlen; auch mochte die Art, wie der neue Redakteur sich in Gegensatz zu seinen Vorgängern zu setzen suchte und sich in der Fähigkeit, Erfahrungen zu verwerten, in aller Bescheidenheit mit seinem Landsmanne Lessing verglich, gelegentlich ein flüchtiges Lächeln erwecken; aber die anfängliche leise Skepsis mußte bald einer wachsenden Anerkennung Platz machen und jetzt — nach 6 Heften — darf man sagen, daß sich die Zeitschrift stetig aufwärts zu entwickeln scheint.

Besondere Aufmerksamkeit wendet „Ueber den Wassern" dem biographisch-literarischen Essay, dem literarischen Porträt, zu. So hat gleich im 1. Heft L. Kiesgen anläßlich der 25. (Jubiläums-) Ausgabe der „Tochter des Kunstreiters" der Freiin F. v. Brackel in einer anerkennenden Skizze über ihre literarische Tätigkeit seine Verbeugung gemacht. Im 2. Heft unternimmt F. Castelle einen ansprechenden Gang durch das Dichterleben G. Falkes, in dem nur die Beobachtung nicht tief genug eingedrungen ist. Derselbe Castelle macht uns im 3. Heft in lebhaft zustimmender, aber nicht kritikloser Art mit Eicherts Lyrik bekannt; seine Bemerkung, Eichert habe unser künstlerisches Gewissen geweckt und unsern Sinn von der Goldschnitt- und Erbauungslyrik, an der die katholische Dichtkunst erstickt sei, abgewandt, möchte ich aber doch nicht unterschreiben. Heft 4 bringt mehrere biographisch-literarische Nachrufe, so einen von Rozycki über den polnischen Malerpoeten Wyspianski und einen von dem modernen Kraftliteraten und Schlachtenschilderer Karl Bleibtreu — der letzthin auch wieder einmal die sog. „Shakespearefrage" durch eine neue Hypothese „gelöst" hat — über die literarisch unbedeutende, aber pikante und darum gelesene englische Romanciere Ouida. Wichtiger ist Th. Schwabes Studie über Alban Stolz, die zwar dieses eigenartigen Mannes Art und Wesen nicht in organischer Entwicklung und allseitiger Erfassung zeigt, dafür aber durch verständnisvolle und scharfe Hervorhebung seiner literarischen und menschlichen Besonderheiten entschädigt.

Im 5. Heft widmet Tony Kellen der von ihm entdeckten Nanny Lambrecht eine warmgehaltene Würdigung. Talent und Kraft sind bei dieser Dichterin entschieden sehr bedeutend. Aber ihre Geschichten sind fast alle überhitzt und auch der Stil ist meist manieriert, gesucht, zu wenig natürlich. Mir scheint, diese „christliche Viebig" suche ihr Vorbild zu überbieten. Die Klara Viebig bleibt klarer, natürlicher, großzügiger, erdhafter und erzielt dadurch breitere und größere Wirkungen. Hoffentlich findet sich die Lambrecht immer mehr aus ihrer Ueberhitzung zu schönem Maß zurück, ohne an Stärke der Empfindung und Glut der Anschauung einzubüßen. Ihr belletristischer Beitrag „Madonnenluft" in Heft 5 und 6 zeigt die Vorzüge wie Schwächen ihrer Kunst in charakteristischer Weise. Knapp, aber treffend ist im 6. Heft Schmidt-Grubers „Lichtenberg im 20. Jahrhundert"; H. Herrmanns „Stefan George und die Formkunst" orientiert mit freundlichem Verständnis für die Eigenart dieses dekadenten Wieners, erschöpft aber das Thema nicht genug.

An literarhistorisch bemerkenswerten Beiträgen seien P. Expeditus' „Grundidee der Faustsage und Goethes Lebensdichtung" und R. Zoozmanns neue Calderonübertragung „Das Leben ein Traum" 1. Akt, mit Einleitung vom Herausgeber, genannt. Weniger bedeutsam scheinen mir die beiden Auslassungen zum Thema „Heine": Poccis „Lieder à la Heine" mit Kommentar im 2. Heft und R. Schaukals „Ueber H. Heine". Der letztere Wiener Pretiöse, dessen Gehaben fast an literarisches Gigerltum streift, hat auch in Heft 4 ein vor 4 Jahren erschienenes Nichts in Versen zu „hochbegabter Eigenart" hinaufgelobt. Und damit wäre ich bei der rein kritischen Seite der Zeitschrift angelangt, die ich leider nur wenig preisen kann. Kritische Artikel oder Zusammenfassungen scheinen nicht beliebt zu sein. Ich fand nur Kiesgens Beitrag „Erwachen der Legende", der nach einer feinsinnigen Einleitung einige neue Legendenbücher bespricht. Hackemanns „Gottfried Kellers Frauengestalten" gehört wohl noch unter die Etikette „literarhistorisch" und zeichnet sich durch Mangel an Kritik aus. Im „Ausguck" werden nur wenige Bücher besprochen, und da scheint noch der Zufall eine Hauptrolle zu spielen. Der „Ausguck" muß aber im Gegenteil weit und umfassend sein; er darf nicht nur zuweilen einen kleinen Ausschnitt aus dem Literaturmeere bieten, sondern soll vielmehr alles Wesentliche aus der gesamten Produktion unter kritische Uebersicht nehmen. Es dürfte doch auf die Dauer kein normales Verhältnis sein, wenn man aus Organen wie dem „Lit. Handw." oder den literarischen Beilagen unserer ersten Tagesblätter, bei denen die Nationalliteratur nur einen Teil des Programms ausmacht, mehr über die werdende Literatur erfährt, als in einem speziellen Fachorgan. Meiner Ansicht nach will der Literaturfreund vor allem über das ganze Literaturleben der unmittelbaren Gegenwart so gut und eingehend wie möglich orientiert sein; wenigstens ich habe dieses Bedürfnis und glaube auch, daß zum Beispiel das „Lit. Echo" nur seiner guten literarischen Orientierung seinen Erfolg verdankt. Ich würde daher raten, im Rahmen des Ausgucks regelmäßige kritische Referate über literarhistorische, novellistische, lyrische und dramatische Neuheiten zu bringen, die vielleicht die Einzelerscheinung im Zusammenhang mit ähnlichen Schöpfungen und mit dem Gange der ganzen Entwicklung zeigen und so über das Mißliche der Einzelbesprechung emporheben könnten. Auch dem Ueberblick über das literarische Leben und Treiben, wie es sich in den Zeitungen und Zeitschriften aller Richtungen auslebt, wäre rege Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Sehr gut gefällt mir an der Zeitschrift, daß sie im Gegensatz zur „Lit. Warte" und zur „Gottesminne" halbmonatlich erscheinen kann. So wird der Kontakt des Redakteurs mit seinem Leserkreis ein engerer und wirksamerer. Auch daß „Ueber den Wassern" so viel Nachdruck auf das literarische Porträt legt, dürfte ein Vorzug sein — freilich nur unter der Bedingung, daß die Porträtisten auch zu charakterisieren und anzuregen verstehen. Auch besteht da die Gefahr, allerlei Talentlein mit zuviel Weihrauch zu beräuchern. Von großem Wert ist ferner, daß der derzeitige Schriftleiter mit weitem Verständnis den verschiedensten Aeußerungen des Literaturlebens gegenübersteht, ohne seinem grundsätzlichen Standpunkt in der Lebensauffassung irgend etwas zu vergeben. Ja, er weiß sogar eigenartige moderne Schriftsteller wie Bleibtreu und Schaukal in den Rahmen seiner Zeitschrift als Mitarbeiter einzufügen, ohne der Gesamtrichtung seines Organs zu schaden. Es gewinnt sogar an Kolorit dadurch, wenn auch nicht immer an Gehalt.

So haben wir denn in „Ueber den Wassern" eine Literaturzeitschrift, die geeignet erscheint, den Boden, den andere vor ihr beackert und vorbereitet, zu weiterer Fruchtbarkeit anzuregen und in stetiger Entwicklung ein Organ zu werden, das Kenntnis unseres nationalen Schrifttums und damit Liebe und Verständnis dafür im katholischen Deutschland zu verbreiten und der Ausgleichung konfessioneller Gegensätze in der Literatur durch Anbahnung wechselseitigen Kennens und Verstehens zu dienen bestrebt ist. Ich glaube auch, daß die Entwicklung der katholischen Gemütslage in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat und daß die Dichtung jetzt nicht mehr in dem Umfange wie früher einerseits als Erbauung oder Verderbnis, anderseits als Zeitvertreib für die müßige Stunde aufgefaßt wird, sondern allmählich als wichtiges Mittel innerlicher Bereicherung, Entwicklung und Abklärung, als ein Quell, aus dem Schönheit und innere Wärme dem Genießer zufließen können, von vielen erkannt wird.



Vom Büchertisch.

Wissenschaftliches Arbeiten. Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums. Von Dr. phil. et theol. Leopold Fonck, S. J., o. ö. Professor an der Universität Innsbruck. (Druck und Verlag von Felizian Rauch) Innsbruck 1908. Preis 2.20 Mk. (ungeb. Dieses sehr beachtenswerte Werk zeigt in anregender Sprache den Weg, auf dem eine gediegene wissenschaftliche Arbeit entsteht. Es ist eine Beantwortung aller methodologischen Fragen, die sich uns bei einer Veröffentlichung aufwerfen. Der zweite Teil (die Methode des wissenschaftlichen Arbeitens) enthält eine solche Fülle praktischer Winke, daß ihn auch der alte Praktiker mit großem Nutzen lesen wird. Da das Buch in seiner Anlage das Muster einer wissenschaftlichen Veröffentlichung ist, sei es besonders der jungen akademischen Welt zum Studium empfohlen! Jos. Rid.

Ein volkstümliches Hausbuch edelster Art stellt „Unser Bayerland" von Dr. O. Denk und Dr. J. Weiß dar, von dem die „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H." in München soeben eine billige Volksausgabe in 15 Lieferungen zu je 50 Pfg. in der löblichen Absicht veranstaltet, dadurch dem Buche die wohlverdiente Verbreitung in den weitesten Kreisen des bayerischen Volkes zu ebnen. Von Bayern für Bayern geschrieben, zeichnet sich „Unser Bayerland" bei übersichtlichster Anordnung des Stoffes durch seine überaus klare Darstellungsweise und fesselnde Anschaulichkeit ebensosehr aus wie durch seine glänzende und reiche, technisch vollendete Illustration. Möge das treffliche Werk im ganzen Lande, vor allem bei der heranwachsenden Jugend, begeisterte Aufnahme finden und dem Bücherschatze jedes bayerischen Hauses zur bleibenden Zierde einverleibt werden. K. S.

Münchener Kunst.

In den Räumen des **Kunstvereins** hat eine unlängst neu zusammengetretene Künstlergruppe, die sich „Die Achtundvierzig" nennt, ihre erste gemeinsame Ausstellung veranstaltet. Die Gruppe, die sich aus Mitgliedern der Münchener Künstlergenossenschaft zusammensetzt, bezweckt nicht etwa die Einführung irgend einer neuen Richtung, sondern sucht für ihre Mitglieder die Möglichkeit, mit neueren und älteren Werken sich der Oeffentlichkeit gegenüber ausreichender als auf den großen Sammelausstellungen zur Geltung zu bringen. Man darf den jetzigen Erfolg lebhaft begrüßen. Eine Anzahl der großen Berühmtheiten (Defregger, Willroider, Grützner u. a.), aber auch eine Reihe bedeutender mittlerer Größen bieten Werke, die in ihr intimstes Können Einblick gewähren. Dr. Doering (Dachau).

Aus ungedruckten Witzblättern.

Blockbrüder:

Der Freisinnige: Die Freiheit lieb' ich allezeit,
Den Rückschritt liebest du.
Reaktionär mag ich nicht sein.
Drum laß mir meine Ruh!
Ich mag nicht das Vereinsgesetz!
— Das ein für allemal!
Denn du bist ja konservativ,
Doch ich bin liberal.

Der Konservative: Und wenn du das Gesetz nicht magst,
Kommst selbst du nicht zum Ziel,
Das gerne du erreichen möcht'st
Beim edlen Börsenspiel.
Und willst du nicht, gehst du kaput
Schon bei der nächsten Wahl.
Denn ich bin ja konservativ
Und du bist liberal.

Der Freisinnige: Nanu, wie heißt? Das Börsenspiel —
Das wär' so übel nicht! —
Jedoch der Sprachenparagraph
Nach Vergewalt'gung riecht.
Das andre ließ sich machen schon,
Das ist mir ganz egal.
Denn du bist ja konservativ
Und ich bin liberal.

Der Konservative: Gib mir den Polenparagraph,
Dann kannst du fixen flott!
Ein jeder bringt sein Schäfchen heim
Und leidet keine Not.
Im ganzen nämlich ist auch mir
Wurst das Prinzip total.
Und doch bin ich konservativ
Und du bist liberal.

Der Freisinnige: Wie viel Prozente willst du han?
Sie seien gerne dein.
Denn will man machen ein Geschäft,
Dann muß gehandelt sein.
Wer kaufen will, mein lieber Freund,
Muß sehen, daß er zahl'.
Dafür bist du konservativ
Und ich bin liberal.

Der Konservative: Mit 60 bin zufrieden ich —
Dann bin ich lieb mit dir.
Ach komm' in meine Arme, ich
Vergeh' vor Sehnsucht schier!
Laß das Prinzip Prinzip nur sein
Und mach' dir keine Qual!
Denn ich bleib stets konservativ
Und du stets liberal.

Beide: Wie wonnig ist der Honigmond
Im Block so zuckersüß;
Wie wonnig, wenn du mich, ich dich
Beim Blockdiner begrüß!
Kuhhandel solls Panier stets sein
Im deutschen Reichstagssaal!
Wie's trefft, sind wir konservativ,
Wie's trefft, auch liberal.

ex pago Mosellae.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Als König Kandaules in Hebbels „Gyges" und als Gerichtsrat Brack in „Hedda Gabler" stellte sich Herr Steinrück von dem Deutschen Theater in Berlin recht vorteilhaft vor. Er ist ein sehr gewandter, technisch fertiger Schauspieler, der gut zu charakterisieren weiß und eine repräsentative Bühnenerscheinung besitzt. Vor allem aber haben seine Gestalten eine individuelle Färbung, und das erscheint mir das wichtigste, denn an Künstlern, die einen Typus einwandfrei hinstellen können, ist ja kein Mangel. Allein sie lassen kalt. Wenn Steinrücks „Jago", wie anzunehmen ist, gleich stark fesseln wird, dann ist das Engagement des Künstlers zu empfehlen. Seine Sprache klingt bisweilen etwas norddeutsch in der Akzentuierung, aber das ist Sache der Gewöhnung, die uns nur im Anfange auffallen wird. Den Gyges spielte erstmalig Herr Kalkum. Es war eine sehr sorgfältig ausgearbeitete und beifallswürdige Leistung; man darf die weitere Entwicklung des Künstlers mit Interesse erwarten. Die Rhodope Frl. Berndls ist durch das fesselnde Spiel und die glanzvolle Repräsentation von neuem zu rühmen. In dem erwähnten Ibsendrama standen neben Frau Swobodas sehr tüchtiger Hedda und Rottmanns treffend charakterisierendem Tesman die zwingende Gestaltung des genialen Alkoholikers durch Lützenkirchen und die rührend vorsorgliche Tante Jule der Frau Conrad-Ramlo im Vordergrund. — Die Oper absolviert zurzeit unter Mottls Führung den Ringzyklus bei gewohnt ausverkauftem Hause in fast durchwegs meisterlicher Besetzung. — Anläßlich der Tonkünstlerversammlung wird Mottl im Juni die „Trojaner" von Berlioz an einem Tage, Kloses „Ilsebill" und Schillings „Moloch" im Prinzregententheater dirigieren. — Der Spielplan des „Künstlertheaters" ist nunmehr im Einvernehmen mit der Generalintendanz definitiv festgesetzt worden. Nach einer Eröffnungsfeier am 17. Mai findet am 19. die Erstaufführung von Goethes „Faust" (I. Teil) mit Musik von Schillings in Ausstattung Fritz Erlers unter Heines Regie statt. Das weitere Programm haben wir schon im Beginn des Jahres veröffentlicht.

Schauspielhaus. Ich habe es schon des öfteren darzulegen versucht, wie wenig an Wedekinds Kunst übrig bleibt, wenn wir uns die das Publikum verblüffenden Sexualprobleme des voraussetzungslosen Bohêmiens wegdenken. Die Uraufführung seiner Jugendarbeit: „Die junge Welt" gab den Beweis davon. Wie trivial, langweilig und unkünstlerisch mutet diese Komödie an, in der Wedekind fünf Mädchen der Ehe entgegenführt. Abseits der Heerstraße in Provinzstädtchen mag da und dort noch eine brave, alte Tante wohnen, die unberührt von den Nöten der Zeit über die Frauenfrage so kindisch ulkt wie Wedekind, der Literatur-Revolutionär. Ein im Geschmacke der Witzblätter gesehener Dichterling sorgte ein wenig für Belustigung, zumal Waldau seine ganze, starke Kunst für ihn einsetzte.

Schiller-Theater betitelt sich ein neues Münchener Unternehmen, das vorerst an Sonn- und Feiertagen Klassikervorstellungen bei billigen Preisen vermitteln will. Ein sehr zahlreiches Publikum hatte sich zur Eröffnungsvorstellung eingefunden. Dr. P. Expeditus Schmidt, der begeisterte Anwalt edler Kunst, hielt eine zündende Ansprache. Darauf ging „Wilhelm Tell" in Szene. Paul Erlbeck, der bewährte Rezitator und Leiter des Unternehmens, bot in der Titelrolle eine gute Leistung. Frz. Rothenfelder



gab den Melchthal sehr lebensvoll; im übrigen darf man die Damen Baader, Körner, Oswald und Uebelacker sowie die Herren Böckel und Berger noch hervorheben. Das Publikum zeigte sich sehr beifallsfreudig. Man darf hoffen, daß es dem verdienstvollen, volkstümlichen Unternehmen Erlbecks seine Gunst dauernd schenkt, so daß dieses eine reiche Entwicklung zu nehmen vermag.

Verschiedenes aus aller Welt. Die neue Hofbühne in Weimar hat an den Ostertagen eine neue Einrichtung des „Faust" zur Aufführung gebracht. Regisseur Weiser hat die beiden Teile der Dichtung in je zwei Abschnitte zerlegt, von denen die des ersten Teiles in je fünf, die des zweiten in je drei Aufzüge geteilt sind. Die neuen Dekorationen werden außerordentlich gerühmt, ebenso das Gretchen der bayerischen Hofschauspielerin Schneider, Grubes Faust und Weisers Mephisto. Felix Weingartners neue Faustmusik hält sich diskret, wie es das Wortdrama erfordert. Ihr gereicht vor allem technisches Geschick und Bühnensinn zum Vorteil. Im zweiten Teil des „Faust", in dem die Dichtung der Tonkunst größere Selbständigkeit einräumt, fehlt es Weingartners Komposition stellenweise an Kraft und Tiefe. Manches gefiel durch Klangschönheit; die Erlösungsszene enttäuschte. Dies sind wenigstens die Eindrücke, die man aus den Referaten zahlreicher nach Weimar entsandter Kritiker gewinnt. — Auch in Hamburg ging die gewaltige Dichtung vor kurzem in einer sehr bemerkenswerten, künstlerischen Aufführung in Szene. Es sind gerade hundert Jahre, daß zur Leipziger Ostermesse der vollendete erste Teil des Goetheschen „Faust" zum ersten Male im Buchhandel erschien. — In Lille wurde ein künstlerisch hervorragendes Schubertfest begangen. Hierbei wurde die große C-moll-Messe erstmalig in Frankreich zu Gehör gebracht. — Die Société J. S. Bach in Paris gewinnt immer mehr an Boden. Sie ließ nun die Matthäus-Passion durch die Amsterdamer Oratorienvereinigung „Tonkunst" aufführen, die große Begeisterung weckte. Die Wiedergabe wird als mustergültig bezeichnet. — In Colmar hatte die Uraufführung von Karl Hänggis Drama: „Das letzte Belenopfer" starken Erfolg. Ein Nocturno aus dem Wasgenwald nennt der junge Dichter sein dramatisch wirksames Werk, welches den Sieg des Christentums über die heidnische Welt in einer sich spannend abrollenden Handlung verherrlicht. Die Tochter des Druiden rüstet in sturmdurchtobter Sonnwendnacht das Opfer. Aus dem Tale ertönen Glockenklänge, das Zeichen einer neuen Zeit, der auch schon die Seele der jungfräulichen Priesterin angehört, doch unter väterlichem Zwange ist sie noch gefügig, das heidnische Opfer zu vollbringen. Als sie in dem Herbeigeschleppten den Mönch im Tale erkennt, sinkt sie zu seinen Füßen. Der alte Priester tötet seine Tochter. Da zerschmettert ihn ein Blitzstrahl. Die Fesseln des Mönches werden gelöst und im Frührot des Tages fleht der Bote des Christentums den Segen auf die Welt herab, der seine Lehre, die Liebe bringen will. Der junge Dichter, der geprüfter Ingenieur und Redakteur des „Elsäßer Kurier" ist, wurde vielmals gerufen. — Ohne stärkeren Beifall blieb in Breslau die Uraufführung der Oper „Die Brüder" von Joseph Wenz, Musik von Viktor Boschetti. Die Handlung ist straff und knapp gestaltet, aber der Tondichter vermochte ihren dramatischen Anforderungen nach Berichten nicht in allen Punkten zu genügen. — Die Hofbühne in Kopenhagen brachte ein Drama von Hjalmar Bergström: „Das goldene Vließ" heraus, welches die Jugendzeit Thorwaldsens behandelt. Das Publikum fühlte sich nur teilweise befriedigt. Das kgl. Theater, in welchem das Stück gegeben wurde, ist noch dasselbe Haus, in dem der Bildhauer vom plötzlichen Tode ereilt wurde, als er einer Vorstellung beiwohnte. — Julius Bittners „Rote Gred" hatte in der Wiener Hofoper den nämlichen schönen Erfolg, wie kürzlich bei der Urpremiere in Frankfurt a. M. — Im Argentina-Theater in Rom wurde ein Apparat aufgestellt, in welchen der Zuschauer durch Einwurf von Kugeln seinen Beifall oder sein Mißvergnügen kundgeben kann. Dieses Scherbengericht ist künstlerisch natürlich eine zwecklose Spielerei, durch die nur der Rest naiven Kunstgenusses noch Einbuße erleidet.

München. L. G. Oberlaender.

Redaktionspost.

Gegenüber verschiedenen Anfragen diene zur Kenntnis, daß der Herausgeber von seiner längeren Auslandsreise zurückgekehrt ist und seine Tätigkeit im vollen Umfange wieder aufgenommen hat. — Das kleine Druckversehen im Leitaufsatz der letzten Nummer (S. 271, 2. Spalte) wird der aufmerksame Leser schon selbst korrigiert haben. — Es muß statt tabulas graecas heißen: calendas graecas.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Frage, ob es der Deutschen Reichsbank gelingen würde, den überaus lästigen hohen Zinssatz von $5^1/_2$ % zu ermässigen, beschäftigte alle finanziellen Interessenten und beherrschte vollkommen den Einfluss auf die Börsenlage sowie die Weiterentwicklung der industriellen Kreise. Die einzelnen Ziffern der Wochenausweise des Zentralnoteninstitutes wurden daher scharf unter die Lupe genommen. Erst gegen Schluss des Monats wurde eine zunehmende Kräftigung der Reichsbank-Aktiven bemerkbar, so dass die Erwartung einer baldigen Ermässigung der Zinsrate in greifbare Nähe gerückt ist. Die Hoffnung auf eine Lockerung der Diskontschraube in Deutschland wird sich jedoch lediglich auf ein halbes Prozent beschränken. Als wichtigste Tatsache auf dem Gebiete des internationalen Geldmarktes ist zu registrieren, dass nach langer Zeit Amerika endlich begonnen hat, Gold an Europa zurückzuzahlen. Die bisherigen Goldexportziffern, die auf etwa 8 Mill. Dollars geschätzt werden, dürften voraussichtlich in Bälde eine bedeutende Vergrösserung erfahren. Es ist nun natürlich, dass hiervon alle europäischen Geldzentren profitieren werden, und hoffentlich wird auch die Reichsbank entsprechende Vorbereitungen getroffen haben, rechtzeitig sich einen Teil dieses Goldimports aus Amerika zu sichern. Es wird dieses Moment unter Umständen den wichtigsten Grund zu einer rascheren Verbilligerung der monetären Situation in Deutschland und der Rückkehr von normalen Verhältnissen innerhalb unserer heimischen Geldmarktlage bilden. Die eingetretene Zurückzahlung der im Vorjahre so scharf forcierten und à tout prix betätigten amerikanischen Geldforderungen bildet gleichfalls ein günstiges Omen für die Gesundung der Verhältnisse in Amerika, da diese Goldexporte bisher ohne jede Einwirkung sowohl auf die Geldverhältnisse selbst, wie auch auf die Effektenbörsen Amerikas geblieben sind. Im Gegenteil bilden die feste Tendenz und die scharfe Aufwärtsbewegung der amerikanischen Effektenmärkte eine breite Basis für die kontinuierlich-widerstandsfähigen deutschen Börsen. Ein grosser Teil der im Vorjahre an diesen äusserst spekulativen Werten erlittenen Verluste konnte in letzter Zeit erfreulicherweise wett gemacht werden.

Diese gebesserte Situation der internationalen Geldmarktsituation kann jedoch nicht Grund genug bilden, der Zukunft ein durchweg günstiges Prognostikon zu stellen. Die Praxis lehrt zur Genüge und besonders die letzten Wochen zeigten zur Evidenz, dass jede auch noch so geringe Erleichterung der Geldmärkte von allen möglichen Faktoren zur Befriedigung der Geld- und Anlagebedürfnisse verwendet wird. Nachdem die letzten deutschen Anleihen trotz der vielen Gefahren und Klippen unter Dach und Fach gebracht worden sind, zeigen sich bereits Vorboten von Meldungen über grosse Anleihen Russlands und Ungarns.

Die Tendenz an den deutschen Börsen ist schon seit längerer Zeit eine bemerkenswert feste. Viele der ungünstigen Momente blieben fast wirkungslos und ohne jeden Einfluss auf die Kursgestaltung der einzelnen Märkte. Die Phasen der Konjunkturschwankungen sind besonders in Deutschland so gründlich miterlebt worden, dass der Boden zu einer gesunden Aufwärtsbewegung genügend präpariert ist. Auch das niedrige Kursniveau auf fast allen Effektenkategorien regt sukzessive zu neuen Käufen an, und die Vorbedingung einer, wenn auch langsamen Kurserholung der Börsen — die Heranziehung von weiteren Käuferschichten — scheint sich mit der Zeit an den deutschen Märkten zu verwirklichen. Einer besonderen Aufmerksamkeit in der abgelaufenen Berichtswoche erfreuten sich die Werte der elektrischen Branche, auf welchem Gebiete bekanntlich Deutschland führend und seitens des Auslandes auch nicht annähernd erreicht wird. Diese Branche profitiert vor allem durch die verbilligten Herstellungskosten des Hauptrohmaterials, des Kupfermetalles sowie der aussichtsreichen zukünftigen Beschäftigung bei der Umwandlung der Dampfeisenbahnen in den elektrischen Vollbetrieb. Diesem Vorgehen Bayerns scheint sich auch Preussen anzuschliessen. Auch in der chemischen Industrie sind bemerkenswerte Anfänge zur Besserung vorhanden. Am Montanmarkt sind derzeit die günstigen Berichte sowohl hinsichtlich des Absatzes als auch der Preisgestaltung überwiegend. Es ist also wahrzunehmen, dass Deutschlands Handel und Industrie beginnt, sich wieder wie in früherer Zeit wirksam zu regen.

M. Weber.

Ermässigung des Reichsbanksatzes. Am 27. April wurde der Satz der Reichsbank um $^1/_2$ % auf 5 % ermässigt.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank gibt im Inseratenteil ihren Herren Aktionären bekannt, dass der genehmigte Umtausch der Gulden- in Mark-Aktien in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Dezember 1908 stattfindet.

Der heutigen Nummer liegt ein **Zigarren-Prospekt** bei von der seit 1882 bestehenden, wegen ihrer preiswerten und reellen Lieferungen bestens bekannten Firma **Paul Rausch in Bremen.** Wir machen unsere Leser besonders darauf aufmerksam.



Am 1. Mai wird das

Krumbad

wieder eröffnet.

Das Krumbad, die Adelheidsquelle, bei Krumbad in Schwaben, erfreut sich eines *fünfhundertjährigen Rufes* und hat in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung genommen, so dass Erweiterungsbauten notwendig wurden. Die besten Erfolge weist es auf in der *Rekonvaleszenz* nach schweren Krankheiten mit zurückgebliebenen Exsudatmassen jeder Art. Nach schweren Anfällen von **Gicht und Rheumatismus, Leber- und Drüsenleiden, Gelbsucht und Gallenleiden;** bei **Schwächezuständen** der verschiedensten Art. Genauen Aufschluss gibt der *Prospekt,* welcher von der Badeverwaltung gerne zugesandt wird.

Das Bad liegt in lieblichster Hügellandschaft mitten in prächtigen Wäldern, 550 Meter über dem Meere.

Das Krumbad wird von Erholungsbedürftigen immer wieder gern aufgesucht, das bei **sorgfältigster Verpflegung und Bedienung ein Körper und Geist erquickendes Ruheplätzlein bietet.** Die Preise sind billigst. Nächste Bahnstation ist Krumbach. Eigene Post- und Telephonverbindung im Hause. Die Bedienung besorgen Ordensschwestern der St. Josephs-Kongregation in Ursberg. Alle Anfragen wollen gerichtet werden an die

Badeverwaltung Krumbad b. **Krumbach** (Bayern).

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Garmisch-Partenkirchen, Hotel und Pension Sonnenbichl (bayer. Hochgebirge). Wind- und staubgeschützt. Großartigen Blick auf die Zugspitze und Umgebung. Schattiger Garten. Kahnfahrt. Eigene Badeanstalt. Balkons.

Dr. Lochbrunners Sanatorium, München-Thalkirchen, Maria-Einsiedelstr. 12. Prosp. frei. Herz- u. Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten u. andere chron. Krankheiten.

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad. Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt Luftkurort Cleve. **System Kneipp.** Prospekte gratis Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. — Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

• Neu eröffnet! 1. Juni 1908. •

Sanatorium für minderbemittelte Lungenkranke am Haustein

im Bayerischen Wald ca. 800 m ü. d. M.

Herrl. geschützte sonnige Südlage; ausgedehnte Nadelholzwaldungen; prächtiger Ausblick. — Zentralwasserheizung, elektr. Beleuchtung, Lift. Nächste Bahnstation Deggendorf i. B.

Winter und Sommer geöffnet.

Leitender Arzt: Dr. med. **Hohe.**

Zweiter Arzt: Dr. med. **Landgraff.**

Anmeldungen b. **Vereinsbureau, München, Salvatorstraße 16/0,** vom 1. Mai an bei der **Sanatoriumverwaltung bei Deggendorf.**

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Heilanstalt für Orthopädie

Schwedische Heilgymnastik, Nachbehandlung nach Verletzungen und Krankheiten.

Theresienstrasse 25 — **MÜNCHEN** — 25 Theresienstrasse

Neueste Apparate und Maschinen unter ärztlicher Kontrolle.

Dr. O. Ammann.

Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt FELDAFING am Starnbergersee. **Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt**

Hotel Kaiserin Elisabeth

I. Ranges

Herrliche Aussicht auf See u. Gebirge. Pension von M 5.— aufwärts.
Vor- und Nachsaison grosse Preisermässigung. Bes.: **G. Kraft.**

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45.
Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

Kneipp'sche Kur im Jordanbad bei **Biberach** (Württemberg) Linie Ulm—Friedrichshafen. **Das ganze Jahr besucht.** Schöne, ruhige Lage, dicht an groß. Waldungen. 540 m ü. M. Gr. Komfort im Kur- u. Badehaus, bes. i. neuerb. Kurhaus mit neuer Einricht. Elektr. Licht. Lift. Mäß. Preise. Prosp. kostenfrei d. d. Kurärzte **Dr. J. N. Stützle** und **Dr. Ehmann.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende,** innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Bad Lippspringe i. Westf.

(Bahnstation.)

Das unter Leitung von katholischen Ordensschwestern stehende

Erholungsheim St. Marienstift

in gesundester Lage direkt am Tannenwald, hat mit dem 1. April d. J. auch ein

Kinderheim

eröffnet und hält sich Eltern und Aerzten bestens empfohlen.
Anmeldungen richte man an die **Oberin.**

Bad Brückenau • Hotel Füglein

Telephon 6. Elektr. Licht. 5 Min. vom Bahnhof. Schön eingerichtete Fremdenzimmer. — Hübscher Garten.

: Altrenommiertes : Haus in schöner Lage am Saume herrlicher Waldungen und in nächster Nähe des Kurgartens.

Restauration zu jeder Tageszeit. — Hausdiener zu jedem Zuge am Bahnhof. — Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel)

in der Nähe der grossen Urfttalsperre.
Im reizenden Fichtelgebirge gelegen. Strecke: Düren—Heimbach.
3 Min. von der Stat. vereinigt **Hausen** in sich alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit. Der Gasthof, ehemaliges Herrenhaus, bietet jedem Fremden etwas Eigenartiges, Anheimelndes. Ein einziger Besuch genügt, um demselben ein gutes Andenken für immer zu sichern. Pens. M 4.—. Näh. durch **J. M. Ley, Hausen-Blens.**

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.





Bekanntmachung.

Auf Grund des in der Generalversammlung vom 5. März a. c. gefassten, vom Bundesrat und der Kgl. Staatsregierung genehmigten und im Handelsregister eingetragenen Beschlusses bieten wir hiermit den Herren Aktionären den Umtausch ihrer Gulden- in Mark-Aktien an und geben hierzu Nachstehendes bekannt:

1. Der Umtausch findet in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Dezember 1908 statt.
2. Der Umtausch kann nur dann vollzogen werden, wenn 7 Gulden-Aktien zusammen oder eine durch 7 teilbare Anzahl von Gulden-Aktien von einem und demselben, gehörig legitimierten Inhaber (S. Ziffer 4) eingeliefert werden; gegen je 7 Aktien à fl. 500.— werden je 6 neuauszufertigende Aktien à Mk. 1000.— ausgereicht; überschiessende Aktien werden wieder zur Verfügung gestellt.
3. Es muss den Herren Aktionären selbst überlassen bleiben, durch börsenmässigen Ankauf ihren Besitz behufs Herbeiführung der Umtauschfähigkeit zu komplettieren; ebenso kann der Umtausch einzelner Stücke nach wie vor nur durch börsenmässigen Kauf und Verkauf bewerkstelligt werden. Die Bank stellt ihre Vermittlung hierfür gerne zur Verfügung.
4. Die eingereichten Aktien müssen auf den Namen des Umtauschenden im Aktienbuche eingetragen oder es muss der Umtauschende durch eine zusammenhängende Reihe von rechtsförmlichen Indossamenten legitimiert sein; die dagegen auszufertigenden Mark-Aktien werden von der Bank auf den Namen des Umtauschenden ausgestellt.
5. Erfüllungsort ist München; sämtliche Porti gehen daher zu Lasten des Umtauschenden. Im Übrigen ist der Umtausch vollständig kostenfrei.
6. Die börsenmässige Lieferbarkeit der neuen Stücke an der Münchener Börse wird bald möglichst erwirkt werden.

München, im April 1908.

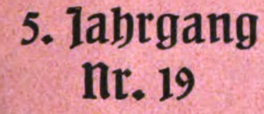
Aufsichtsrat und Direktion der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München


5. Jahrgang
Nr. 19

9. Mai
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Dritte Auflage Reich illustriert **Herders** Acht Bände M 100.– Kr 120

Konversations-Lexikon

Freiburg im Breisgau

Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen – Teilzahlungen

HERDERS LEXIKON neueste Auflage 8 Bände à 12.50 ℳ **nur 3 Mark** monatlich. Zahlungsbeginn erst nach Empfang. Regal 12 ℳ mehr. Sofort portofreie Zusendung des ganzen Werkes durch **F. Gescher's Buchh. Vreden i. W.** Spezialvertriebsstelle von Herders Konversationslexikon.

J. B. Fensterer, München, Perusastr.

Kgl. bayer.  Hoflieferant
K. k. österreich. Hof-Schirmfabrik

Grösste Auswahl in

Sonnen- u. Regenschirmen

Spazierstöcken deutschen, englischen u. französischen Genres



Die Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in München, Hofstatt 5 u. 6, übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften und Diplomen und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge bestens empfohlen.



Religiöse Kunstgegenstände

als **Statuen, Kruzifixe, Leuchter, Ampeln, Lourdesgrotten, Heiligenbilder** in allen Größen und Ausführungen mit und ohne Rahmen. Ferner: **Geschenkliteratur, Gebet- und Erbauungsbücher. Billigste Bezugsquelle aller Devotionalien, Rosenkränze, Sterbekreuze, Skapuliere, Weihwasserbehälter, Buchschließen, Medaillen, Gebetbuchmerker, Broschen** 2c. 2c. — **Lourdeswasser** in Original-Literflaschen mit Verpackung Mk. 1.40.

Preisverzeichnisse gratis u. franko.

Joseph Pfeiffers
religiöse Kunst- und Verlagshandlung, Kunstanstalt für Statuen etc. (D. Hafner) München, Herzogspitalstraße 5 u. 6.



✝ Schwitzapparate

für den Hausgebrauch gegen Rheumatismus, Influenza etc Zusammenlegbar. Prosp. gratis von **P. Bohm, Berlin 433, Friedrichstrasse 207.**

„Der gute Ton,"

Complimentsb. d. feineren Lebensart, Anstands u. guten Sitte. Nach den neuesten Anstandsregeln bearbeitet. Gibt Auskunft über alle Fragen im Umgang und gesellschaftlichen Verkehr. Mk. 2.— gbd.

J. HALLMEIER, Schondorf a. Ammersee 58.

Tabernakel

Opferkasten, Geldschränke
in nur bester Ausführung
Bern. Rosemeyer
Lingen a. d. Ems.

Offeriere naturreinen **Rotwein** zu 48 Pfennig per Liter.
Alphons Marxer, Zabern i. Els.

Kath. Bürger-Verein

in Trier a. Mosel
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine reingehaltenen

Saar- und Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

Kirchliche Kunstanstalt

Gegründet 1775 **Gg. Lang sel. Erben** Gegründet 1775

Oberammergau (Bayern)



Altäre
Betstühle
Kanzeln
Kommunionbänke
Krippen
Kreuzwege
Kruzifixe
Missionskreuze
Heiligenfiguren

Kataloge gratis und franko.

---

26 000 × 28 = 728 000!

Spannend

und interessant muss die Zeitung sein, für welche, wie es bei der **Kölnischen Volkszeitung** der Fall ist, **26 000 Bezieher** im Jahre **M. 728 000 Bezugsgelder** aufwenden.

Haben Sie die K. V. bis jetzt noch nicht kennen gelernt? Dann verlangen Sie 14 Tage lang kostenfrei Probe-Nummern. Sie werden dieselbe dann auch nicht mehr missen können.

Verlag der Kölnischen Volkszeitung und Handelsblatt Köln a. Rh., Marzellenstrasse 37–43.

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. **Ahrburgunder.** Glas u. Kiste frei.
Paul Schmidt, Ahrweiler.



Carthäuser Wein-Cognac nur aus Wein gebrannt, daher Kranken sehr zu empfehlen, offeriert zu 3, 4 u. 5 Mark per Literflasche die Weinbrennerei von **M. Rehe** in **Karthaus** b. **Trier.**

Erholungsbedürftig. Student
oder
Kindergärtnerin I. Klasse
wird von jetzt bis 1. Oktober zu einem siebenjährigen Knaben
gesucht
um demselben einige Stunden am Tage den ersten Unterricht zu erteilen. Gewährt wird freie Station u. Familienanschluß. Offerten an **Fabrikbesitzer Walter John, Villa Waldenfels, Luftkurort Tambach, Herzogtum Gotha.**

Büro „Hansa"

Arbeiten in Maschinenschrift
wissenschaftlicher Art,
in den 4 Hauptsprachen.
Adalbertstr. 46/I, München.

Käse hochfeine Holländer, schmackhaft. schnitt. Ware, 10 Pfd.-Pr. Postk. 3,20 Mk.
Nordisches Versandhaus Kiel.

Bitte gratis Katalog zu verlangen über das beste **Nutzgeflügel, Bruteier, Geflügelhäuser, sämtliche Zuchtgeräte usw. Geflügelpark in Auerbach** Hessen.

Prima Bierfilze!

Unübertroffen an Güte und Dauerhaftigkeit.
Format □ und ○
pro Dutzend **90 Pfg.**, bei gr. Abnahme billiger. Nur zu erhalten vom
Versandgeschäft GERMANIA, Witten a. d. Ruhr, Gerichtstr. Nr. 4.

☞ **Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.**

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 19. München, 9. Mai 1908. V. Jahrgang.

Der bayerische Episkopat wider den Modernismus.

Vom Herausgeber.

Die in Freising versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns haben unter dem 23. April 1908 an den ihnen unterstehenden Klerus einen gemeinsamen Hirtenbrief gerichtet, der — dem Beispiele des Fuldaer Hirtenschreibens des übrigen deutschen Episkopates folgend — sich öffentlich und feierlich zu den Grundsätzen und Lehren der Encyklika Pascendi bekennt und geeignete praktische Folgerungen zieht.

Daß die liberale Presse über das Hirtenschreiben herfällt, ist so selbstverständlich, daß man es kaum zu erwähnen braucht. Die Heftigkeit der Angriffe beweist höchstens, daß die eo ipso-Gegner von der entschiedenen, einmütigen Sprache des bayerischen Gesamtepiskopats unangenehm überrascht sind. Man hatte ja immer wieder versucht, dem einen oder anderen bayerischen Kirchenfürsten eine gewisse Konnivenz gegenüber liberalisierenden Ideen nachzusagen, und ergriff begierig jeden Strohhalm, der diese Vermutung zu stützen schien. Eine schier endlose Kannegießerei in der jüngsten Nummer eines liberalen nunmehrigen Wochenblattes, das sich jahrelang als berufenen Mentor der kirchlichen Autorität, zeitweise sogar als deren gelegentliches Sprachrohr aufgespielt hatte, liest sich angesichts des vorliegenden Hirtenschreibens fast wie ein Ausfluß unfreiwilligen Humors, bearbeitet nach dem Rezept: Je weniger man über eine Sache weiß, um so langatmiger kann man darüber schreiben. Alle, die sich über Zweck und Tagesordnung der Freisinger Bischofskonferenz vergeblich den Kopf zerbrachen, werden durch den Hirtenbrief wider den Modernismus weiteren Nachdenkens überhoben, denn diese Frucht der Freisinger Besprechung ist eine Tat, welche, obgleich für jeden kirchentreuen Katholiken an sich sozusagen eine Selbstverständlichkeit, andere etwaige Beschlüsse in Schatten stellt.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ kennzeichnen den Hirtenbrief als „hochbedeutsames Aktenstück“, das „den vollen Sieg des römischen Kuralismus auch in der katholischen Kirche in Bayern beurkunde“. Das liberale Blatt beleidigt seine leider nur zu zahlreichen katholischen Abonnenten durch eine ebenso seichte und anmaßende wie gehässige Kritik eines Dokumentes, dessen vornehmste Unterzeichner, die Erzbischöfe von München-Freising und Bamberg, als ehemalige Universitätsprofessoren sich von solcher Seite eine Belehrung über die Wissenschaft und über die Grenzen der freien Forschung am allerersten verbitten dürfen. Mit bloßen Phrasen glaubt man einen Standpunkt niederrennen zu können, der, wie die „Allgemeine Rundschau“ unlängst in Nr. 12, S. 187 (in dem Artikel „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig“) nachwies, in der Hauptsache auch von den führenden Geistern des gläubigen Protestantismus vertreten wird. Freilich ist die liberale Presse an jenen unbequemen Nachweisen mit vorsichtigem Schweigen vorübergegangen, damit der „gegen Rom“ künstlich zusammengeleimte „Block“ nicht vorzeitig aus den Fugen gehe.

Wie unehrlich die liberale Presse gegen den Hirtenbrief polemisiert, dafür nur ein Beispiel. Das Hirtenschreiben empfiehlt dem Klerus ein eingehendes Studium der Encyklika Pascendi, fügt aber hinzu, es sei „nicht möglich und nicht notwendig, dem gläubigen Volk den Wortlaut der Encyklika auseinanderzusetzen“. Was machen die „Münchner Neuesten Nachrichten“ daraus? Sie unterschieben dem Episkopat die Behauptung, es sei nicht notwendig, „den selbständigen Denkern in der katholischen Kirche“ den Wortlaut der Encyklika auseinanderzusetzen. Wer solche Kampfmittel nicht verschmäht, mit dem läßt sich überhaupt nicht ehrlich streiten. Auch noch eine andere irreführende Wendung des liberalen Blattes sei kurz berührt. Aus der an den Klerus gerichteten Mahnung: „Meidet die Lektüre modernistischer oder von dem Modernismus angesteckter Schriften“ wird die Schlußfolgerung gezogen: „Die Priester sollen nicht kennen lernen, was sie verdammen müssen.“ Nun heißt es aber in dem Hirtenbriefe unmittelbar nach der Aufforderung zum eingehenden Studium der Encyklika ausdrücklich: „Tut dies, um selbst die nebelhaften Phantasiegebilde des Modernismus genau kennen zu lernen.“

Was die Warnung vor der Lektüre modernistischer oder von dem Modernismus angesteckter Schriften bezweckt, ist jedem, der die Verhältnisse kennt und den Entwicklungsgang gewisser Schwarmgeister und ihrer Preßorgane namentlich im geistigen Mittelpunkte Bayerns seit etwa einem Jahrzehnt verfolgt hat, sofort klar. Da und dort ist eher durch allzu große Langmut und Nachsicht als durch übertriebene Strenge gefehlt worden. Manche Verwirrung in den Köpfen junger Theologen wäre vielleicht verhütet worden, wenn das Verbot oder die unzweideutige kirchenamtliche Kennzeichnung gewisser Zeitschriften früher ergangen wäre. Heute ist dieses Verbot oder diese Warnung für den theologischen Nachwuchs kein Novum mehr. Die „insonderheit“ an die Kandidaten des künftigen Priesteramtes gerichtete Mahnung hat aber für den gesamten Klerus offensichtlich nicht etwa den Charakter eines absolut verpflichtenden Verbotes. Ein Priester, der nicht nur aus Neugier oder zum Zeitvertreib, sondern als Gelehrter aus ernstem wissenschaftlichen Interesse, etwa gar zum Zwecke öffentlicher Widerlegung, die modernistische Presse und Literatur genau verfolgt, wird gewiß weder gegen die Encyklika des Heiligen Vaters noch gegen den Hirtenbrief des Episkopates verstoßen. Die Warnung der Oberhirten richtet sich naturgemäß vor allem gegen den ansteckenden Einfluß des gegen jede kirchliche Autorität und Tradition sich auflehnenden, rebellischen und unehrerbietigen Geistes, der die ganze modernistische Bewegung kennzeichnet.

„Hochbedeutsam“ wird das Hirtenschreiben in den Augen der liberalen Presse ganz besonders auch durch die an geeigneter Stelle eingeflochtene feierliche Kundgebung für den unbedingt aufrecht zu erhaltenden konfessionellen Charakter der Schule. Hier hat der bayerische Episkopat die Achillesferse des Liberalismus getroffen, der schon auf eine allmähliche Lockerung des Prinzips an maßgebenden kirchlichen Stellen gehofft zu haben schien. Der Passus lautet wörtlich:

„Es drängt uns daher, bei dieser Gelegenheit gemeinsam Euch zu beschwören, Eure pflichtgemäße Tätigkeit und Euren Eifer in der Schule zu verdoppeln, um schon hier in die Herzen der Euch anvertrauten Kinder den Grund zu einer klaren und richtigen Auffassung der christlichen Hauptlehren zu legen. Dabei werdet Ihr aber auch bestimmt allen Bestrebungen entgegenzutreten bereit sein, durch welche der konfessionelle Charakter der Schule verwischt oder ganz beseitigt würde. Andernfalls würde die Gefahr der religiösen Verschwommenheit und Unklarheit in den Hauptlehrpunkten der christlichen Wahrheit erfahrungsgemäß für euere Katechumenen sehr nahe gerückt.“

Angesichts der hohen Wichtigkeit der Kundgebung seien auch aus den direkt gegen den Modernismus gerichteten Ausführungen einige **charakteristische Hauptstellen** im Wortlaut festgehalten. Der bayerische Episkopat, als dessen Vertreter der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Bamberg in diesen Tagen in Rom weilt, um dem Heiligen Vater Bericht zu erstatten, läßt sich u. a. also vernehmen:

„Für die Erkenntnis der höheren Wahrheit, zumal der geoffenbarten, hat der Sohn Gottes in seiner Kirche ein oberstes Lehramt bestellt, das mit untrüglichem Munde die wahre und unverfälschte Lehre Christi verkündet und neuaufgetauchte Irrlehren und falsche Meinungen ohne Umschweife als solche kennzeichnet und verurteilt. Auch in der allerjüngsten Zeit hat, wie ihr wisset, der Heilige Vater seines Amtes als oberster Lehrer der Kirche gewaltet gegenüber neu auftretenden sehr bedenklichen wissenschaftlichen Theorien und verwegenen Behauptungen, die namentlich in Frankreich und Italien einen aufnahmsfähigen Boden und ihre eifrigsten Vertreter und Anhänger gefunden haben. Er hat in einer umfangreichen, tiefdurchdachten Encyklika „Pascendi dominici gregis", die schweren Irrtümer und Angriffe gegen die Substanz des christlichen Glaubens — die Lehren des sogenannten Modernismus — der Welt deutlicher vor Augen geführt und auf das schärfste zurückgewiesen. Es ist dies ein System von Lehren, durch welche das gesamte Glaubensbewußtsein der Christenheit in Frage gestellt und statt seiner der Versuch mit einer anderen, den wandelbaren Zeitwünschen entgegenkommenden religiösen Entwickelung gemacht wird. . . . .

Auf hoher Warte stehend, hat der Heilige Vater mit untrüglichem Seherblicke rechtzeitig die furchtbare Gefahr erkannt und die unumgänglich notwendigen Maßnahmen ergriffen, um das durch das Gemisch neuer und alter Häresien drohende Unheil von der kirchlichen Gemeinschaft abzuwehren. Unerschrockenen Mutes, gleich dem Apostelfürsten Petrus, trat er offen vor die Welt, um seine ganze Autorität für die Unverletzlichkeit und Ehre der gottgeoffenbarten Wahrheit einzusetzen, und um dieses wahrhaft apostolischen Freimutes, um dieser höchsten Sorgen für das ewige Heil der Menschen willen hat er sich für alle folgenden Zeiten des ungeteilten Beifalls aller treuen Bekenner der christlichen Wahrheit versichert. Auch Ihr, geliebte Brüder, traget mit uns dieses unauslöschliche Dankgefühl gegen ihn im Herzen. Es ist nicht zu leugnen: der Heilige Vater deckt in seiner Encyklika Pascendi die Irrgeisterei, die Trugschlüsse, die Winkelzüge und Machenschaften des Modernismus schonungslos auf und verfolgt sie bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel. Dagegen ist er weit davon entfernt, die Wahrheit, wo immer sie sich findet, in irgend einem ihrer Punkte lehramtlich zu verdunkeln oder ihre Erkenntnis und Bezeugung in Wort und Schrift hintanzuhalten. Ja, mit seinen ernsten Mahnungen und Warnungen hat er nicht die Freiheit der Wissenschaft oder die Freiheit des Forschens nach Wahrheit etwa treffen und unterdrücken wollen; nur der Freiheit des Irrens wollte er vorbeugend entgegenwirken. Die Kirche, welche zu allen Zeiten und auf die verschiedenste Weise die Wissenschaft und das Wissen gepflegt und gefördert hat, ... kann keine Feindin der Wissenschaft sein. Immerhin aber erweist sie sich und bleibt sie eine Gegnerin der falschen, der Scheinwissenschaft, eine dauernde Bekämpferin der Unwahrheit und der vermessenen Täuschung überall und zumal auf dem weiten Gebiete der Religion. Die katholische Kirche wird nie hemmend auftreten gegen die Freiheit der Lehre der Wahrheit überhaupt.

Was indessen die subjektive Lehrfreiheit bezüglich der Fragen der Religion betrifft, so hat sie sich der objektiven Kirchenlehre stets anzugleichen. Die Kirche selbst ist nicht eine beliebige wechselnde Gestaltung: deshalb will und kann sie auch nicht eine Willkürform ihrer feststehenden Lehre irgendwie zulassen; sie muß vielmehr zufolge ihrer Natur jedem Eigenwillen der Lehre, mag er schwärmerisch oder rationalistisch vorgehen, mit Festigkeit entgegentreten. Immer muß sie von jenen, welche zumal in ihrem Auftrage die christliche Wahrheit vorzutragen haben, verlangen, daß die ungeschmälerte katholische Lehre zum Ausdruck komme. Sie muß daher die Bürgschaft haben, daß die zu bestellenden Lehrorgane aufrichtig bemüht sind, stets die unverfälschte kirchliche Wahrheit zu verkünden; sie muß auch die Sicherheit dafür besitzen, daß diese die erforderliche Vorbildung haben und auf den höheren Stufen des wissenschaftlichen Vortrags sich als theologisch gründlich gebildet erweisen. Und die Kirche muß ferner auch eine gewisse Garantie haben, daß ihre Lehrorgane sittlich unbescholten und wahrhaft christusgläubig seien. Denn bei dem Mangel der einen oder anderen der Vorbedingungen würde sie die missio canonica nicht erteilen.

Ehrwürdige Brüder! Nach der ernsten Mahnung des Hl. Vaters in der mehrerwähnten Encyklika meidet die Lektüre modernistischer oder von dem Modernismus angesteckter Schriften! Insonderheit sollen jene Jünglinge, welche einmal der Gnade des Priestertums teilhaftig werden wollen, derartige Preßerzeugnisse, seien es Tagesblätter oder Zeitschriften und Bücher, stets von sich weisen; denn solche Druckwerke werden in der Encyklika noch für gefährlicher erachtet, als unsittliche, weil gerade sie die Wurzel des christlichen Lebens vergiften.

Geliebte Brüder! Seid besorgt, zu wahren die Einheit des Geistes in dem Bande des Friedens. „Ein Leib, ein Geist, wie ihr auch berufen worden in einer Hoffnung eures Berufes." Diese weihevollen Worte des hl. Apostels Paulus seien uns allezeit gegenwärtig in unserem verantwortungsvollen Berufe! Darum suchet nicht Neuerungen anzustreben, durch die das rechte Verhältnis zwischen Bischöfen und Priestern zu untergraben versucht wird. Dazu würden gewisse Priesterversammlungen, Kongresse zu zählen sein, die nach Art der Modernisten zum großen Schaden der kirchlichen Gemeininteressen eine Art Regiment über die kirchlichen Obern einführen wollen. Seid jedoch ernstlich bemüht, die kirchlich gutgeheißenen, sozialen caritativen und der religiös-christlichen Hebung dienenden Vereine nach Kräften zu fördern."

Oesterreich-Ungarn zur See.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die Habsburger Monarchie ist schon infolge ihrer geographischen Lage nie ein Seehandelstaat gewesen. Nur im Süden hat sie Meeresküsten, die Fluten der Adria bespülen einen kleinen Teil ihres Gebietes. Freilich gab es eine Zeit, wo die Adria zu den wichtigsten Seestraßen gehörte und auf dem Mittelmeere sich der Weltverkehr abwickelte, eine Zeit, in welcher die Adriastadt Venedig der Mittelpunkt dieses Weltverkehrs war. Noch heute findet man an der Küste Dalmatiens, in allen ihren Häfen und Städten ruinenhafte Reste einer hohen Blütezeit des Reichtum spendenden Seehandels. Wie ärmlich erscheint dagegen die Jetztzeit! Ein Jahrhundert beherrschte der Löwe von San Marco die Adria, jetzt liegt er im Todesschlafe, aus dem es kaum ein Erwachen geben wird. Oesterreich verpaßte den günstigen Augenblick, in dem es die Adria wieder zum Ausgangspunkt einer weit reichenden Seepolitik und einer großzügigen Balkanpolitik hätte machen können. Seine innerpolitischen Wirren, die in jeder Hinsicht unfruchtbaren nationalen Kämpfe und der Mangel eines weitblickenden und zielführenden Staatsmannes an der Spitze unserer Auslandspolitik schlossen die Monarchie nach und nach von der Weltpolitik aus und der Widerstand der Magyaren gegen jeden planmäßigen Ausbau unserer Marine — Ungarn grenzt ja nur mit dem zu Kroatien gehörenden Hafen Fiume ans Meer — bewirkte, daß wir den Seeweltverkehr immer mehr anderen Staaten überlassen mußten, so daß wir diesbezüglich heute unter den Großmächten der Erde an letzter Stelle stehen. Die kräftigere Vertretung unserer ausländischen Interessen, vor allem die Förderung unserer Balkanpolitik unter dem jetzigen Aeußernminister werden unsern Seehandelsverkehr und unsere Marine in den Vordergrund des Interesses rücken und daher eine kurze Besprechung derselben willkommen erscheinen lassen.

Unser Gesamt-Außenhandel ist in dem Jahrzehnt 1896 bis 1905 um 41% gestiegen (von 3,2 auf 4,5 Milliarden), während zu gleicher Zeit der des Deutschen Reiches sich um 66, der Englands um 38, der Frankreichs um 28, der Rußlands um 23% hob. Der Hauptsache nach besorgt dieser Handel die Einfuhr von Rohstoffen für industrielle Zwecke und für den direkten Konsum, sowie die Ausfuhr von Fabrikaten. Der Anteil unseres Seehandels an diesem Außenhandel betrug 1896 16% und hob sich bis 1905 nur auf 18%. Gegenüber der Hebung des Gesamt-Außenhandels um 41% also nur eine klägliche Zunahme, so daß man behaupten kann, der Anteil des Seeverkehrs an unserem Außenhandel ist im ganzen Jahrzehnt fast stationär geblieben. Die Einfuhr zur See ging sogar in dieser Periode von 19,77% auf 19,09% der Gesamteinfuhr zurück, während die Ausfuhr zur See sich von 12,55 auf 16,7% der Gesamtausfuhr hob. An dem Wachsen des Seehandels ist vor allem der Verkehr mit den außereuropäischen Ländern beteiligt. Die Einfuhr aus ihnen stieg in der angezogenen Periode um 167 Millionen, gleich 43%, die Ausfuhr dorthin um 83 Millionen, gleich 52%.

Die wenn auch nur geringe Zunahme unseres Seehandels hat auf alle Zweige der Werteerzeugung günstig eingewirkt; nicht nur die Industrie, die hauptsächlich an der Einfuhr beteiligt ist, aber auch in der Ausfuhr eine stete Zunahme ihres Absatzgebietes erkennen läßt, sondern auch die Landwirtschaft mit ihren Nebengewerben zieht Nutzen besonders aus dem Ausfuhrhandel zur See. Teilweise geht unser Seehandel,

der in den österreichischen Häfen und Fiume sich nicht genügend entwickeln kann, auch über fremde Häfen, wobei besonders Bremen und Hamburg als Umschlageplätze in Betracht kommen. In den österreichischen Häfen stieg von 1896—1905 der Schiffahrtsverkehr von 11,7 auf 16 Millionen Tons (37%), der Wert der verfrachteten Güter von 1901—1905 von 324 auf 444 (37%) Millionen in der Einfuhr und von 328 auf 405 Millionen (23%) in der Ausfuhr. Diese Zunahme kann sich mit der der anderen Seehandel treibenden Mächte freilich nicht messen, aber sie zeigt doch einen günstigen Ausblick auf die Weiterentwicklung unserer maritimen Handelszukunft.

Einen ganz besonders erfreulichen Aufschwung hat seit 1895 unsere **Reederei** genommen. Die Bautätigkeit betrug 1895—1899 jährlich durchschnittlich 8 Schiffe mit 6980 Tons, 1900—1904 stieg diese Zahl auf 16 Schiffe mit 15 613 Tons und erreichte 1905 schon 27 Schiffe mit 16 402 Tons. Während sich in demselben Jahrzehnt der Zuwachs der Durchschnittswerte im Deutschen Reiche auf 76%, in England auf 18,4%, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf 68%, in Frankreich auf 5% und in Italien auf 187% belief, hatte Oesterreich eine Zunahme von 238 **Prozent** zu verzeichnen. Da die Zunahme des Tonnengehaltes (Deutsches Reich 83%, Italien 216%, Oesterreich nur 134%) nicht in entsprechendem Verhältnisse mit der Zunahme unserer Schiffszahl steht, so ersieht man, daß unsere heimischen Stapel noch an Leistungsfähigkeit zu wünschen übrig lassen. 1900—1904 16 Schiffe mit 15 613 Tons und 1905 27 Schiffe mit nur 16 402 Tons!

Den Hauptwarenumsatz haben österreichischerseits Triest mit durchschnittlich 1860 Millionen, Spalato mit 950 Millionen und ungarischerseits Fiume mit 1500 Millionen. Daraus ersieht man, daß Ungarn für seinen einzigen Hafen weit intensiver sorgt als Oesterreich für die seinigen. Die Erschließung des Hinterlandes durch neue Bahnbauten und die großartigen Investitionen des Staates werden Triest in den nächsten Jahren zu großem Aufschwunge verhelfen auf Kosten des Durchzugsverkehrs zu den reichsdeutschen Ausfuhrhäfen Bremen und Hamburg.

Die Ausgaben für unsere **Kriegsmarine** sind in dem Jahrzehnt 1893—1903, für welches mir Vergleichsdaten vorliegen, zwar ganz erheblich gewachsen: von 25,3 auf 51 Millionen = 103%. Wenn man damit aber die Ausgabensteigerung jener Staaten vergleicht, **welche 1893 schon eine entsprechende Seemacht hatten, die uns heute noch fehlt**, so sieht man erst, wie weit unsere Monarchie auf diesem Gebiete noch zurück ist. Großbritanniens Marineausgaben stiegen in demselben Jahrzehnt von 343 auf 866 Millionen Kronen (153%), die des Deutschen Reiches von 96 auf 248 Millionen (158%), die Italiens von 89,6 auf 120 Millionen (34%), die der Vereinigten Staaten von Nordamerika von 151 auf 406 Millionen (169%).

Von großem Interesse ist für den Marineausbau das Jahr 1907. England steht natürlich mit 3 Linienschiffen zu 18 000 Tons, 4 Panzerkreuzern (3 zu 17 250, 1 zu 14 600 Tons) und 5 Torpedobootszerstörern obenan; dann kommt Frankreich mit 1 Linienschiff, 1 Panzerkreuzer und 7 Torpedobootzerstörern; Rußland mit 1 Linienschiff, 1 Panzerkreuzer, 4 Torpedobootzerstörern; Italien mit 1 Linienschiff und 1 Panzerkreuzer und ganz zuletzt Oesterreich-Ungarn mit nur 2 Torpedobootszerstörern. Steigert unsere Monarchie nicht das Tempo beim Ausbau seiner Kriegsmarine, so wird es bald aufgehört haben, eine Mittelmeermacht zu sein. Das muß auch auf die Handelsmarine von Einfluß sein.

Wenn Oesterreich seinen Außenhandel in dessen erfreulicher Entwicklung genügend schützen will, wenn es seine Position auf der Adria, welche ihm Tegetthoff bei Lissa erkämpfte, mindestens aufrecht erhalten will — mit einem Worte: wenn es im Kriege und im Frieden seinem Adria- und Balkanrivalen Italien gewachsen sein will, so muß es ganz andere Aufwendungen für seine Kriegsmarine zu tragen den Mut haben. Und das wird **vielleicht** möglich werden, da der Ausgleich mit Ungarn für **zehn** Jahre zustande gekommen ist und die Hoffnung besteht, daß die Wahlreform in Ungarn einen Reichstag gebiert, welcher **etwas** mehr gemeinsamkeitfreundlich sein wird als die jetzige revolutionäre Kossuth-Koalition.

Der Goethebund präsentiert die Blockrechnung.

Von
Kurt von Blankenau.

Vor acht Jahren, bei den Kämpfen um die lex Heinze, entstand der Goethebund in Berlin und fand damals großen Anklang bei der asphalttretenden Halbbildung. Als die Freiheit für das Nackte gerettet war, schlief der Goethebund ein, dagegen regten sich immer mehr wackere Männer verschiedener Parteirichtungen, um der Ueberschwemmung des Landes durch den als „Kunst" etikettierten **Schmutz** entgegenzuwirken. Jetzt auf einmal erhebt sich der Goethebund zu einer „Protestversammlung". Was ist denn geschehen, das seinen Protest herausfordern mußte? Zahlreiche Redner vermochten in ihren kunstvoll gedrechselten Sätzen keinen packenden Tatbestand anzugeben. Ja, was den eigentlichen Daseinszweck dieses Nuditätenschutzbundes angeht, so mußte der zum Fluchen berufene Prophet Balaam-Muther den Segen aussprechen über eine berechtigte Konfiskation von Schweinereien. Das plötzliche Erwachen des Goethebundes erklärt sich nur durch die **Wahlagitation in Preußen**. Der „entschiedene" Liberalismus will dort den Konservativen die Macht entreißen, und für diesen Entscheidungskampf wird alles mobil gemacht, was Beine hat. Daher versucht sich auch der Goethebund in **Politik**. Zwei „flammende" Redner, der unvermeidliche **Naumann** und **Prof. v. Liszt**, forderten zum Hinabsteigen in die parteipolitische Arena auf. Um gegen die „Reaktion" Stimmung zu machen, wurde der ganze kulturkämpferische Kaffeesatz der letztjährigen Parlamentsverhandlungen mit einer neuen Brühe übergossen: von dem abgegangenen Kultusminister Studt und dem nicht mehr ganz jungen Schullastengesetz bis zu der längst ausgepreßten Zitrone des Liegnitzer Vorstoßes gegen die monistische Propaganda des Vereins für Volksbildung. Natürlich wurden auch Syllabus, Encyklika und Professorenfreiheit behandelt. Dieser Punkt wird besonders die Zentrumswähler interessieren. Denn aus diesen Verhandlungen ersieht man klar, was die Preußen zu erwarten hätten, wenn der Liberalismus am 3. Juni siegen sollte. Ein **Kulturkampf** nach den alten Rezepten von Falk-Hinschius-Gneist wurde da förmlich und feierlich angekündigt. Der Reichstagsabgeordnete Professor Dr. **Stengel** (Greifswald) regte an: wenn die katholische Kirche den Theologiestudenten den Besuch der Vorlesungen von freigesinnten Professoren verbietet, so solle der Staat den in den Priesterseminaren ausgebildeten katholischen Geistlichen die Ausübung des seelsorgerischen Amtes verbieten oder wenigstens seine materielle Unterstützung versagen. Das wäre die Wiederholung des ersten Maigesetzes von 1873 oder „wenigstens" des Brotkorbgesetzes von 1875! „Freiheit" nennt man es, wenn man an der theologischen Fakultät „freigesinnte", d. h. mit ihrer Kirche zerfallene Professoren züchtet und dann die künftigen Diener der Kirche **zwingt**, deren Vorlesungen zu besuchen. Wahrscheinlich werden die Sozialdemokraten das Amendement stellen, möglichst viele zukunftsstaatliche oder anarchistische Professoren auf die staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Lehrstühle zu berufen und die künftigen Staatsbeamten in diese „freigeistigen" Kollegien hineinzutreiben.

Die **Stengelsche** Rede sollte von allen Zentrumswählern, auch außerhalb Preußens, wohl beachtet werden. Sie ist auch den Mitläufern der „Deutschen Vereinigung" zu empfehlen.

Ferner muß gerade in dieser Zeitschrift, die an dem Kampfe gegen den Schmutz sich so lebhaft beteiligt, die Rede des Professor **Muther** (Breslau) wegen eines bedeutungsvollen Zugeständnisses erwähnt werden. Herr Muther kam zurück auf den sogenannten Breslauer Fall wegen angeblicher Beschlagnahme der Reproduktion von zwei Kunstwerken (Venus von Giorgione und Gruppe von Begas), um dazu wehmütig zu bemerken:

„In Wahrheit hat es sich da um eine sehr verwickelte Sache gehandelt, und ein Anlaß zur Entrüstung liegt nicht vor. Die beiden Kunstwerke dienten nämlich nur als Titelblatt für eine blödsinnige Serie ekelhafter Nuditäten „Berlin bei Nacht". Ich will daher keine fulminante Rede über das Recht des Nackten in der Kunst daran anknüpfen. Wir können es den Staatsanwälten solchem allererbärmlichsten Schund gegenüber nicht übelnehmen, wenn sie mit dem Schmutz auch ein Kunstwerk beschlagnahmen; denn wer es zusammen mit den erbärmlichsten Kokottenbildern kauft, bezeugt ja selbst, daß auch das Meisterwerk für ihn nur ein unanständig entblößtes Weibsbild ist."



Was Professor Muther weiterhin über die Sinnlichkeit in der wirklichen Kunst ausführte, wollen wir dahingestellt sein lassen, um an sein vorstehendes Geständnis die Frage zu knüpfen:

Sollten nicht endlich alle anständigen Elemente aus den verschiedenen Parteilagern sich einigen können auf dem hier vorgezeigten Boden:

gegen den erbärmlichsten Schund und die ekelhaften Nuditäten von Kokottenbildern u. dgl. das Volk und namentlich unsere Jugend zu schützen!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Weißbuch der deutschen Schwäche.

In Marokko spitzen sich die Dinge immer schärfer auf Okkupation und Protektorat zu. Der französische Ministerpräsident Clemenceau hat nicht aus reinem Altruismus die Fahrt nach London bei Gelegenheit der Beisetzung Campbell-Bannermans gemacht. Er hat gewiß die Zustimmung des Bundesgenossen eingeholt zu den entscheidenden Beschlüssen über das „Gesamtvorgehen" in Marokko, die alsbald nach seiner Rückkehr das Pariser Kabinett im Verein mit Liautey zu fassen sich anschickt, während Abdul Asis mit französischer Geld- und Waffenhilfe den Weg nach Fez gegen seinen brüderlichen Nebenbuhler zu erzwingen sucht. Zum Ueberfluß hat noch der „Temps", der trotz aller Desaveus der Regierung nahesteht, unserem Reichskanzler vorzuschreiben gewagt, man dürfe in Berlin Abgesandte von Mulay Hafid auch nicht einmal inoffiziell zu Worte kommen lassen, da das ein „unfreundlicher Akt" gegenüber Frankreich wäre.

In dieser Blütezeit des französischen Unternehmungsgeistes veröffentlicht die Berliner Regierung das Weißbuch über Marokko, das auf 208 Seiten der Welt die detaillierte Schilderung von der unbegrenzten Vertrauensseligkeit und dem ewigen Zurückweichen Deutschlands, sowie von dem zähen, zielbewußten, rücksichtslosen Vordringen Frankreichs zur Eroberung Marokkos gibt. Nicht einmal die enragierten Blockfreunde des Fürsten Bülow werden Wohlgefallen finden können an diesem Bilde von dem Krebsgang der deutschen Politik. Es kann uns nur wehmütig berühren, wenn die Marokkaner in ihrer Bedrängnis sich an die fliegenden deutschen Fahnen von Tanger erinnern und bei Deutschland anfragen, ob denn das Eindringen der Franzosen dessen Genehmigung finde. Ihre Petition gegen Frankreich wird einfach an Frankreich überwiesen und ihnen anheimgestellt, sich gefälligst an die Gesamtheit der Algecirasmächte zu wenden, was sie natürlich in ihrem gesunden Menschenverstand unterlassen. Die Tatsachen, die in dem Weißbuch belegt werden, sind ja in der Hauptsache nicht neu. Was frappiert, ist einerseits die unerschöpfliche Kunstfertigkeit der Franzosen in hohlen Beschwichtigungsphrasen und anderseits das unaufhaltsame Hinabrutschen Deutschlands auf der schiefen Ebene des laisser faire, laisser aller. Nur in einem einzigen Punkte hat Deutschland etwas wie einen Erfolg errungen, einen negativen Erfolg, da man den allzu voreiligen Plan einer reinen französisch-spanischen Polizeitruppe für die Häfen unter Ausschluß der in Algeciras vorgesehenen Marokkaner hat fallen lassen. Das heißt: vorläufig. Wenn ein großer Teil des Landes okkupiert und der Sultan ein französisches Dekorationsstück geworden ist, wird sich die Polizeifrage schon nach dem Pariser Belieben lösen lassen.

Deutschland hat sich durchweg darauf beschränkt, um Schonung der deutschen Handelsinteressen zu bitten. Auch noch am 12. März d. J., als die Entsendung von 4000 Mann Verstärkungen nach Casablanca in Berlin bekanntgegeben wurde, hatte unser Staatssekretär v. Schön nichts einzuwenden gegen den „Gang der Ereignisse", sondern nur die „Bitte" um möglichste Schonung unseres „schon wesentlich beeinträchtigten Handels" zu wiederholen. Wer nun aber etwa denkt, daß die Franzosen zum Dank für unsere politische Entsagung auf dem wirtschaftlichen Gebiete uns etwas Entgegenkommen bewiesen hätten, der ist sehr im Irrtum. Nein, sie gehen ungescheut auch auf die wirtschaftliche Tunisierung hinaus. In Sachen der drahtlosen Telegraphie, der Wahl eines Ingenieurs für die öffentlichen Arbeiten in Marokko, der Hafenbauten von Larrasch, der Kanalisation von Tanger — überall wird den deutschen Interessen und Wünschen zäher Widerstand geleistet.

„Nix to seggen in Marokko" — das ist die Lage Deutschlands, wie das Weißbuch sie amtlich photographiert. Schritt für Schritt sind wir zurückgewichen. Und vergebens suchen wir irgend eine Andeutung von dem Linsenmus, das uns etwa für den Verzicht ein wenig hätte entschädigen können. Frankreich steckt langsam und sicher Marokko ein; wir aber hängen neben das schöne Bild von der Kaiserlandung in Tanger die kalligraphische Ausfertigung der Nord- und Ostseeabkommen.

Die Aufräumung im Reichstage.

Während der Reichstag noch schnell die sog. kleinen, aber zum Teil kostspieligen Vorlagen aufarbeitet, hat man dem deutschen Volk in der Budgetkommission die erschreckende Ankündigung gemacht, daß für die fünfte Milliarde der Reichsschulden bereits Vorsorge getroffen ist. Diese fünfte Milliarde darf man bereits als Wirklichkeit behandeln; aber das gilt leider nicht von dem schönen Plan der Einschränkung und der Tilgung der Schulden, den dieselbe Budgetkommission einmütig aufgestellt hat. Die neuen Regierungsstützen vom Freisinn hatten zwar das richtige Gefühl, daß zur Verwirklichung dieses Planes Geld gehört, viel neues Geld, und daß sie als allezeit gehorsame Diener des Blocks dasselbe zu bewilligen haben würden. Darum sträubten sie sich zuerst, obschon doch der Kampf gegen die Pumpwirtschaft zu den alten Ueberlieferungen des Freisinns gehört. Schließlich stimmte aber auch die Linke zu, wahrscheinlich getröstet durch die Erwägung, daß nicht alles so heiß gegessen wird, wie es gekocht ist. Ein freikonservativer Abgeordneter tat den lapidaren Ausspruch, es sei überhaupt unmöglich, ohne Schuldenmachen zu regieren. In der Tat, unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland scheint es unmöglich zu sein. Der Drang zu neuen Aufwendungen ist in den oberen Regionen, wo man an den Wert des Geldes einen ganz anderen Maßstab legt als in den erwerbstätigen Kreisen, so groß und für geschmeidige Kanzler à la Bülow so unwiderstehlich, daß man damit rechnen muß, die Vermehrung der Einnahmen werde nicht zur Verminderung der Schulden, sondern vielmehr zu neuen Ausgaben führen. Soll es wirklich zu einer regelmäßigen Tilgung kommen, so müssen wir zum mindesten einen äußeren Zwang einführen, nämlich dadurch, daß die Anleihen nicht mehr als unkündbar abgeschlossen werden, sondern die Erwerber der Staatspapiere den Rechtsanspruch auf Auslosung und Rückzahlung erhalten. Allerdings gibt auch dieser Tilgungszwang, der in Preußen und im Reich seit den Tagen des findigen Bismarckschen Finanzministers von der Heydt aufgegeben worden ist, noch keine volle Sicherheit; denn man kann schließlich mit der Linken pumpen, was man mit der Rechten zurückzahlen muß. Der Bundesrat könnte, wenn er auf dem Posten wäre, die Pumpwirtschaft wohl ausräumen; aber die Mitglieder des Bundesrats treiben eine Florian-Politik; wenn man ihre direkten Landessteuern nur in Ruhe läßt und überhaupt ihre Landesfinanzen von den Reichsfinanzen „reinlich scheidet", dann kann ihretwegen die Reichskasse abbrennen. Die Reichseinnahmen von 1907 aus den Zöllen, Verbrauchssteuern, Stempelsteuern, Post- und Reichseisenbahnen waren nicht erfreulich, im Zusammenhange der gesteigerten Ausgaben sogar beängstigend. Aber trotzdem bewilligt der Block frischweg neue Ausgaben: für eine Lloydlinie nach einer unfruchtbaren Kolonie jährlich 1/2 Million, für Ostmarkenzulagen 1 Million, für Kolonialbahnen noch ein paar Dutzend Millionen. Dazu die allerdings sehr notwendigen 23 1/2 Millionen Teuerungszulagen. Alles ohne vorherige Deckung!

Die Ostmarkenzulage von Reichs wegen ist ein neuer Beweis für den Sieg des Hakatismus im Reichstag. Die Blockfreisinnigen suchen ihr Gewissen zu beschwichtigen mit der Behauptung, es sei kein politischer Korruptionsfonds, weil die Unwiderruflichkeit der Zulage festgestellt sei. Erstens sind nicht alle Prämien, die ohne Widerruf gegeben werden, gut, und zweitens steht im Gesetze nur: Unwiderruflich während des Etatsjahres. Der Freisinn ist hakatistisch und überhaupt nationalliberal geworden.

Rechtspflege da unten und da oben!

Von

Dr. W. Hüllen.

Bayerische und preußische Rechtspflege werden im Anschluß an den Prozeß Harden in der Justizzufluchthütte zu München vielseitig verglichen und beleuchtet. Mit Recht wird den Juristen „da oben" in Berlin der Vorwurf gemacht, einem homosexuell Verdächtigen den fraglichen Reinigungseid voreilig abgenommen zu haben. Als der Liebenberger im Brandt-Prozesse ganz unnötig und unaufgefordert seine eidliche Aussage erweiterte und dadurch die Stimmung der Stunde im Gerichtssaale auch gegen Brandt verschärfte, fand sich niemand unter diesen Berliner Juristen, welcher an der Ueberschreitung des Beweisthemas bei der Eidesleistung Kritik übte. Alles war des Lobes voll im Juristenblock. Der indirekte Zweck der Uebung war erfüllt. Der Jude sollte verbrannt werden. Und man wähnte, dies hochpatriotische Ziel mit drei Nasenlängen passiert zu haben. Nun naht der bösartige juristische Katzenjammer. Gar ein Freund des Kaisers, Ritter des Schwarzen Adlerordens, ein Fürst usw. gerät in den Verdacht, einen glatten Meineid geleistet zu haben. Was mag, in Erinnerung an einen Ausspruch Friedrichs des Großen, der Kaiser da unten in Korfu beim Durchlesen des stenographischen Protokolls, falls es unzerschnitten in seine Hände gelangt sein sollte, über die preußische Justiz und deren Priester gedacht haben? Wir können diese vorwitzige Frage weder in der einen noch in der anderen Richtung beantworten.

Zur Sache muß man bemerken: Wäre es nicht weit besser, Homosexuelle grundsätzlich nicht zu vereidigen oder nur eine eidesstattliche Versicherung ihnen abzunehmen? Geheimnistuerei und Unwahrhaftigkeit sind ja viel mehr als bei einer hysterischen Frau das Element, in dem die Homosexuellen vegetieren. Mit welchem Rechte hat man Frau von Elbe im zweiten Hardenprozesse nicht vereidigt? Damals wollte man das Volk glauben machen, einem hysterischen Weibe sei nichts zu glauben. Einem Homosexuellen messe ich indes noch weit weniger Glaubwürdigkeit bei als einer hysterischen Person, einem Alkoholiker oder Morphiumsüchtigen. Keine Macht der Welt würde mich als Richter zur Abnahme eines Reinigungseides von einem homosexuell auch nur Verdächtigen bewegen können.

Alle Bedenken gegen die Fixigkeit bei Abnahme von Eiden nach Berliner Art werden so wieder mit einem Schlage wachgerufen. „In der Fixichkeit", hört man nach Onkel Bräsigs Art die Juristen „da unten" sagen, sind die Herren „da oben" uns stets übergewesen, aber in vorurteilsloser Besonnenheit wir ihnen. Das klingt hart, ist aber wahr! Nach dem natürlichen Rechtsgefühle steht die Bewertung des Eides eines Homosexuellen im umgekehrten Verhältnis zu Rang und Würde. Der Fürst oder Graf verliert ja viel, sehr viel, zuweilen alles, wenn er den Reinigungseid nicht leistet, der einfache Fischermeister wenig oder nichts. Trotzdem spreche ich hier nicht von Klassenjustiz; in dem Isenbielschen System liegt „Zweckmäßigkeits-", kürzer „Zweckjustiz". Zur Handhabung der modernen Rechtsordnung gehört nun einmal, die Staatskanäle, um nicht zu sagen Kloaken, durch Beleidigungsprozesse zu reinigen. Siehe Akten Peters-Gruber, Peters-Bennigsen, Schmidt-Roeren, v. d. Groeben-Reuter; Offiziersprozesse Hüger, Gaedke und die folgenden.

Machtlos gleitet in diesen Verfahren unter Vertauschung der Rollen der reinigende Staatsbesen, die Autorität und Würde aus der Hand des Staatsanwalts in die des Rechtsanwalts und Psychiaters. Und aus dem Reinigungseide eines Fürsten ist durch den Selbstbelastungseid eines Fischermeisters für die preußische Zweckjustiz eine unabsehbare Katastrophe hereingebrochen. Es ist dies ein erster Erfolg im Kampfe des deutschen Volksrechts gegen die Handhabung eines preußischen Juristenrechtes, des natürlichen Rechtsgefühls gegen das künstliche.

Hier hilft jetzt keine Beseitigung einzelner Personen, der zeitigen Träger des Systems. Nein, das ganze System muß fort! Dann können wir auf den Berufsleichenstein des Oberstaatsanwalts schreiben: „Hier ruht für die Zukunft ein Vertreter preußischer Zweckjustiz." Mehr subjektive Aufschriften überlassen wir Oberst Gädke und anderen Patienten des Doktor Isenbiel. Er gleicht einem juristischen Doktor Eisenbart, der die Leut' kuriert nach seiner Art.

Und nun die dem Liebenberger bisher so dienstwillige Presse! Der „da unten" dämmert es nunmehr, aber die hier oben möchte immer noch gern den Kopf in den Sand stecken und dabei gleichzeitig von hinten gegen die Münchener Richter ausschlagen. Viel Vergnügen! Der „Kreuzzeitung" und „Post", der „Täglichen Rundschau" und „Deutschen Tageszeitung" werden eines schönen Tages die Augen nicht bloß auf-, sondern wohl noch übergehen.

Mittlerweile ist nach einem bedenklich langen Zaudern, das von der unbeeinflußten öffentlichen Meinung einhellig höchst ungünstig beurteilt wurde, gegen den gefürsteten Grafen die Voruntersuchung wegen Meineidsverdachtes eröffnet worden. Das gepreßte Volksgewissen atmete förmlich auf bei dieser Nachricht. Das öffentliche Rechtsbewußtsein wird ängstlich darüber wachen, daß nun auch wirklich rücksichtslos und ohne Ansehen der Person und der gesellschaftlichen Stellung gegen den Mann vorgegangen werde, der nicht nur dem geschriebenen Gesetz hohngesprochen, sondern indirekt auch dem Ansehen der Rechtspflege einen so unheilvollen Schlag versetzt hat.

Das häßliche Wort von der preußischen „Kabinettsjustiz" ist in neuester Zeit wiederholt aus der Vergessenheit aufgetaucht. Liberale Blätter meldeten unter dem 4. Mai: Der Kaiser habe sich seiner Umgebung gegenüber sehr deutlich dahin ausgesprochen, daß die Justiz dem Fürsten Eulenburg gegenüber keinerlei Rücksicht nehmen dürfe. Man scheint die in dieser sensationell aufgebauschten Selbstverständlichkeit versteckte kränkende Insinuation gar nicht empfunden zu haben.

Die Görres-Gesellschaft in Bayern.

Die Redaktion empfing nachstehende Zuschrift: Indem ich der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" verbindlich danke für die Aufnahme des Artikels von Herrn Dr. Hans Rost „Die Görres-Gesellschaft in Bayern" (Nr. 18 vom 2. Mai S. 292), kann ich mich nur dem Bedauern des Herrn Verfassers anschließen, daß die Mitgliederzahl der Gesellschaft in Bayern verhältnismäßig schwach ist. Auch im laufenden Jahre hat sich hierin nicht viel geändert. In den ersten drei Monaten werden in der Erzdiözese München-Freising etwa 25 Mitglieder beigetreten sein, im übrigen Bayern zusammen wahrscheinlich noch weniger, und diesem bescheidenen Zuwachs steht noch ein kleiner Abgang durch Tod und Austritt gegenüber.

Möchte doch auch in Bayern der auf der Paderborner Generalversammlung beschlossene Versuch, durch Bildung von Diözesan- und Ortsausschüssen eine erhebliche Steigerung der Mitgliedschaft herbeizuführen, guten Boden finden. Aus langjähriger Erfahrung weiß ich, daß solche Versuche die beste Aussicht auf Erfolg haben, wenn eine geschickte und eifrige Persönlichkeit die Sache in die Hand nimmt. Vor Jahren gewann der 1898 verstorbene Stiftsvikar Dr. Ebner allein in der Diözese Regensburg 150 neue Mitglieder und Teilnehmer, und aus Düsseldorf erhielt ich neulich eine „erste" Zuwachsliste mit 3 Ehrenmitgliedern und 55 Mitgliedern, fast sämtlich Laien. Das wäre auch anderswo möglich, sobald die richtigen Leute sich der Werbearbeit annehmen. Namentlich sollte man nicht versäumen, angesehene Laien dafür zu gewinnen; denn noch immer stellt die Opferwilligkeit und das wissenschaftliche Interesse des Klerus zum Mitgliederstande ein ganz unverhältnismäßig großes Kontingent.

Irrig ist leider die Annahme des Artikels der „Allgemeinen Rundschau", daß die Generalversammlung 1908 in Regensburg stattfinden werde. Dies war allerdings die Absicht des Vorstandes, und bezügl. Verhandlungen waren bereits eingeleitet, aber von Regensburg selbst wurde, und zwar mit guten Gründen, der Wunsch geäußert, für dieses Jahr auf die Ausführung des Gedankens zu verzichten. Es besteht gute Aussicht, daß sie nur bis zum nächsten Jahre verschoben ist.

Dr. Cardauns,

Bonn. Generalsekretär der Görres-Gesellschaft.

Der Kirschbaum.

Vor meiner Tür im weißen Blühen
Ein junger Kirschbaum steht,
Um den im stillen Abendglühen
Ein eigen Leuchten weht. — —

Wie eine klare Kinderseele,
Umleuchtet süß und leis
Von reinem Licht ohn' ird'sche Fehle,
So strahlst du Baum im Weiß.

Friedr. Carlshausen.



Freie Universitäten neben den Staatsuniversitäten.

Von
Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

In der Debatte über die Lage der katholisch-theologischen Fakultäten infolge der Encyklika gegen den Modernismus wurde auf der einen Seite eine ungemessene Lehr- und Lernfreiheit der Universitäten verkündigt, auf der anderen aber betont, daß doch auch die anderen Fakultäten so gut wie die katholisch-theologische durch die gegebenen Verhältnisse in Wirklichkeit und Leben gebunden seien. Die Katholiken konnten sich hierbei an den Berliner Philosophen **Paulsen** anlehnen; denn wenn sie für sich allein etwas sagen, pflegt es in der Regel von vornherein und an sich schon mit höchst beleidigender Süffisance als inferior und minderwertig zurückgewiesen zu werden, so vernünftig es auch sein mag, was sie behaupten. Es dürfte daher nicht ganz ohne Wert sein, wenn wir noch auf einen anderen protestantischen Gelehrten in der Frage verweisen, nämlich auf den Göttinger Philosophieprofessor und Geheimen Regierungsrat Julius **Baumann**. Dieser faßt in seiner Schrift: Für freie Universitäten neben den Staatsuniversitäten, 1907, S. 50 ff. das Ergebnis eines längeren Exposés dahin zusammen:

„Die Staatsuniversitäten sind mehr Fachschulen zur Vorbereitung für wissenschaftliche Berufsarten mit gelehrter Bildung als Stätten freier wissenschaftlicher Forschung im vollen Sinne des Wortes. Dies ist kein Vorwurf gegen sie; auch keiner gegen die Unterrichtsverwaltung. Denn da der Staat große Aufwendungen für diese Heranbildung macht, wird er stets auch fragen: in welcher Art vorgebildete Männer sind im Interesse von Staat, Kirche, Gesellschaft (mit Bezug auf Aerzte, Rechtsanwälte) nach der Ansicht der maßgebenden Kreise von Regierung insbesondere und Volksvertretung am wünschenswertesten. **Freiheit der Wissenschaft ist in den deutschen Verfassungen mehr den einzelnen Staatsbürgern garantiert als auf den Staatsuniversitäten nach deren besonderen Zwecken voll durchführbar.** Ist vollfreie Wissenschaft Bedürfnis, so müssen sich einzelne unabhängig von den Staatsuniversitäten derselben widmen, und geht das nicht ohne Gemeinschaft, so müssen freie Universitäten (das Wort heißt ja eigentlich Korporation) sich organisieren."

Die Prämissen zu diesem Schluß bilden die Detailnachweise für die einzelnen Fakultäten, z. B. daß — um von der katholisch-theologischen als selbstverständlich ganz abzusehen S. 5 ff. — auch auf der protestantisch-theologischen als Vorbereitungsanstalt zum Kirchendienst die religiösen Fragen nicht wissenschaftlich befriedigend behandelt werden könnten, daß diese vielmehr den Betrieb einer allgemeinen Religionswissenschaft erforderten, aber nicht so, daß Christen oder im Christentum aufgewachsene Lehrer über ihre und andere Religionen berichteten, sondern es müßte Gelegenheit gegeben werden, daß jede Religion selbst zum Worte käme durch geborene Hinduisten, Buddhisten usw. (S. 12). Für die juristische Fakultät wird bewiesen, daß bei unbeschränkter Forschungs- und Lehrfreiheit die bestehende Gesetzgebung, die sozialen Einrichtungen, die Strafrechtspflege mit Zulassung der extremsten Ansichten und Gegenansichten verhandelt werden müßten (S. 18 ff.) usw. Das alles treibt im angegebenen Sinne auf freie Universitäten neben den unfreien Staatsuniversitäten hinaus.

Wir sind nun keineswegs der Anschauung Baumanns. Aber es freut uns, einmal einem ganz konsequenten Denker unter den Propheten der unbeschränkten akademischen Lehr- und Lernfreiheit begegnet zu sein, der den ganzen Nonsens dieser Tiraden ans Tageslicht stellt und die gegen die katholisch-theologischen Fakultäten vom Standpunkt der absoluten Freiheit aus abgeschnellten Pfeile gegen die Schützen selbst, ergraute Professoren wie grasgrüne Füchse, zurückschleudert.

Es steht überhaupt noch manches in der Schrift, was den übertriebenen Kult und die vielfach so hohlen Phrasen über Wert und Leistungsfähigkeit der Universitäten korrigiert. Dabei kann sich der Göttinger Professor auf manchen Kronzeugen berufen. Von **Bismarck** führt er das Wort an: „Für die Jungen ist die Universität die heilloseste Anstalt. Sie lernen nichts als ihre Gesundheit verwüsten und ein nichtsnutziges Leben führen." (S. 52). **Gustav Lohn** schreibt: „Bis zur Stunde kann das preußische Regierungsassessorenexamen nach allgemeinem Zugeständnis niemand bestehen, der nicht durch Einpauken dazu abgerichtet ist. Die tiefste und breiteste wissenschaftliche Bildung reicht dafür nicht aus, da es sich um diese hier überhaupt nicht handelt. Die Fragen richten sich auf allerhand empirisches Detail, das der Gelehrte nicht im Kopfe sondern in den Büchern hat." (S. 57 f.) Nach **Mallach** suchen alle auf der Universität gebildeten Chemiker den Doktorgrad zu erwerben, namentlich auch die, welche sich der Praxis widmen wollen. Die letzteren bilden die überwiegende Mehrzahl der Chemiestudierenden.

Das sind lauter Worte, geeignet zur Abkühlung auf der Seite, wo man vor Kampfes- und Angriffslust auf die katholischen Theologen brennt, zur Erfrischung, Aufrichtung und Ermutigung der Angegriffenen.



Kommiß-Jargon.

Ein alter Soldat schreibt uns: Im Reichstag ist darüber Klage geführt worden, daß Reservisten mit Schimpfworten, wie „blödsinniges Kamel", „gemeine Hammelherde" und dergleichen belegt worden sind. Wenn diese Klage auch von sozialdemokratischer Seite kam, so kann ich doch nicht behaupten, daß sie unbegründet wäre. Man muß jedes Verdienst anerkennen, und es ist das Verdienst der sozialdemokratischen Partei, gegen den rohen Ton in der Armee, der Anrufungen aus dem Tierreich beliebt, zuerst Front gemacht zu haben. Anlaß dazu gab vor zwanzig Jahren die wörtliche Mißhandlung von übenden Lehrern, die von jungen Leutnants als Fibelhengste tituliert worden waren. Ueber einen solchen Ausdruck kann man schließlich lachen, wenn man besonders gut aufgelegt ist; bei Beschimpfungen aber, wie „Rotzbengels", „Mistböcken" und schlimmeren, die sich nicht wiedergeben lassen, wie ich sie vernommen habe, hört jede spaßhafte Auffassung auf, denn da fängt die pure Gemeinheit an. Derartige Malträtierungen mit Verbalinjurien sind zudem bodenlos dumm; denn sie vernichten jedes Ehrgefühl und untergraben die Disziplin. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß in Schimpf-Kompagnien die meisten Vergehen gegen die Vorschriften und schwere Achtungsverletzungen vorkamen, auch aus dem Grunde, weil sich zu den Mißhandlungen mit Worten häufig körperliche hinzugesellten. In einem solchen Falle passierte es, daß ein Soldat seinem Hauptmann, der ihn unter vier Augen anging, mit dem Gewehrkolben drohte, und daß der Hauptmann diese Drohung ruhig einstecken mußte. Ja, es ist vorgekommen, daß malträtierte Leute aus Rache ihre Unteroffiziere in der Dunkelheit überfielen und verprügelten. Die Erschießung des Rittmeisters v. Krosigk — ein meines Wissens beispielloser Fall in der preußischen Armee — ist ja auch auf ähnliche Ursachen zurückzuführen.

Das wüste Schimpfen hat gar keinen Zweck. Es verwirrt die Leute und macht sie obstinat. Ein vernünftiger Vorgesetzter wird es sich angelegen sein lassen, die Dienstfreudigkeit auf alle Weise zu vermehren. Die Korporalschaften und Kompagnien, in denen es am ruhigsten zugeht, sind denn auch allemal die besten. Und wenn in ihnen der Hauptmann bei besonders triftiger Veranlassung mal dreinfährt, dann wirkt es auch und wirkt lange nach.

Das Schimpfen beim Militär hat noch die weitere schlimme Folge, daß sich viele Söhne des Volkes den Kommiß-Jargon selber angewöhnen und ihn in ihr Zivilleben übertragen. Sie schimpfen dann in ihrem Beruf auf Untergebene und zu Hause auf Frauen und Kinder. Die aus der Kaserne auf den Gutshof übertragene falsche Schneidigkeit hat nicht wenig zur Landflucht der Arbeiter beigetragen, und schon mancher Ehemann hat sein Familienglück durch den beim Militär erlernten rohen Ton schwer geschädigt, ja, oft gänzlich untergraben. Auch in der Schule richtet dieses Wesen Unheil genug an. Nicht minder ist die vielbeklagte Unfreundlichkeit und Barschheit mancher Beamtenkategorien darauf zurückzuführen, die es verschuldet, daß weite Volkskreise dem Beamtentum feindselig gegenüberstehen und ihrer Mißstimmung über falsche Behandlung seitens desselben bei Wahlen durch sozialdemokratische Stimmzettel Ausdruck geben.

Aus diesen Tatsachen kann man ersehen, daß der rohe Kommiß-Jargon nicht bloß ein spezifisch militärisches Uebel ist, sondern in weitem Umfange schädigend wirkt. Er muß daher von den maßgebenden Stellen auf alle Weise bekämpft und unterdrückt werden. Das sind wir unserer kulturellen und sittlichen Bildung schuldig. Und der Offizier vor allem darf niemals vergessen, daß er zugleich Volkserzieher sein muß, wenn er seiner verantwortungsvollen Pflicht gerecht werden will.



Johannes Fastenrath.[1]

Die Orgel dröhnt, die gold'nen Harfen klingen,
Der herbe Duft des Lorbeers füllt die Hallen,
Und in den Lüften rauscht's wie Adlerschwingen.
Nur Einer fehlt uns. — Schwarze Flore wallen
Von seinem Bilde, das wir still bekränzen
Mit Frühlingsblumen, die von Tränen glänzen.

Denn er war gut! — Des Lebens schönste Blüte,
Womit er gerne jung und alt erfreute,
Sieghaft in seinem Herzen wuchs sie: echte Güte,
Die ihre Gaben über alle streute.
So war sein Dichten und sein ganzes Leben
Ein Glücklichmachen und ein frohes Geben.

Wie war er jung! — Des Lebens ernste Ziele
Verlor er nicht. — Doch aus des Alltags Frohne,
Ein Troubadour, rief er zum Blumenspiele;
Denn Frohsinn ist des Lebens schönste Krone,
Und wahre Freude, rein und auserkoren,
Die wird aus tiefstem Ernste nur geboren.

Ihm war die Kunst zum Gottesdienst geworden,
Zum Lebenswerk im Dienste der Kamönen!
D'rum rief er uns in wuchtigen Akkorden
Den Wahlspruch zu: „Dem Wahren, Guten, Schönen!"
Denn allem Niedern fremd und allem Kleinen,
Warm schlug sein Herz dem Großen und dem Reinen.

Ihm, dem des Glückes hellster Stern geleuchtet,
Blieb nicht der Blick für fremdes Leid verschlossen,
Und dankbar sich jetzt manches Auge feuchtet,
Das Tränen sonst in bitt'rer Not vergossen.
In seinem Namen lindert man die Schmerzen,
Unsterblich lebt er d'rum in unserm Herzen!

D'rum tönt, ihr Harfen, duftet süß, ihr Blüten,
Sein Name soll durch unsre Lieder klingen,
Und sein Vermächtnis wird man treulich hüten,
So lang auf Erden deutsche Dichter singen.
Denn wer dem Volk sein Bestes hat gegeben,
Der, ob er starb, der lebt ein ewig Leben!

Hans Eschelbach.

[1] Die diesjährigen Kölner Blumenspiele gestalteten sich zu einer Gedenkfeier für ihren verstorbenen Stifter, den bekannten Schriftsteller und Uebersetzer Hofrat Dr. Johannes Fastenrath. Der Verstorbene, der sich um den Austausch deutscher und spanischer Literatur besonders verdient gemacht hat, bestimmte, daß von seinem großen Vermögen dreihunderttausend Mark festgelegt werden, deren Zinsen — wenigstens 12,000 Mark jährlich — zur Unterstützung notleidender Schriftsteller oder ihrer Hinterbliebenen gebraucht werden sollen. Da zu erwarten ist, daß auch die Gattin des Verstorbenen letztwillig ein großes Kapital zu gleichem Zwecke bestimmen wird, so ist mit der Fastenrathstiftung endlich für Deutschland der erste, nachahmenswerte Schritt getan, die deutschen Dichter und ihre Hinterbliebenen vor Not zu schützen.

Wohnungsfrage und Arbeiterschaft.

Von

Redakteur Fehrecke.

Die Lösung der Wohnungsfrage liegt in erster Linie im Interesse der Arbeiterschaft. Wer sich von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen will, der bewege sich einige Zeit in den Industriezentren mit ihren Tausenden schaffenden Arbeitern. Es ist effektiv eine Wohnungsnot vorhanden, die sich äußert in einem Mangel an gesunden, praktisch eingerichteten Wohnungen, in der Mietshöhe, in den Mietssteigerungen, im Wohnungswechsel, im Schlafstellenunwesen und in den überfüllten Wohnungen. Nach der allgemeinen Ansicht der Wohnungsstatistiker ist der Wohnungsmarkt normal, wenn rund 4% der Wohnungen aller Gattungen freisteht. Nicht immer wird dieser Prozentsatz auch nur annähernd erreicht. Die statistischen Erhebungen speziell fast aller Großstädte beweisen dies. Hamburg hatte, um nur einige Zahlen zum Belege anzuführen, 1880 3378, 1890 25,543 und 1898 34,000 fehlende Wohnungen. Um dort der Wohnungsnot einigermaßen zu steuern, mußten u. a. Keller und Ställe als Wohnungen abgetreten werden, und in diesen „Wohnungen" hausten in einem einzigen „Zimmer" 6—14 Personen. In den Landgemeinden hat die Wohnungsnot mehr oder weniger ebenfalls einen bedenklichen Charakter und Umfang angenommen. Die Höhe des Mietpreises steht nur zu oft in einem ungesunden Verhältnis zum Einkommen, verschlingt doch die Wohnungsmiete der Arbeiterfamilien in Groß- und Kleinstädten 25—30% des Lohnes. Die Kostspieligkeit der Wohnung wird durch den öfteren Umzug, der allein schon mit nicht geringen Kosten verknüpft ist, und durch den die Möbel verschlissen werden, aufs höchste getrieben. Eine Eiterbeule in der Wohnungsfrage ist das Schlafstellenunwesen, zu dem gerade die arbeitende Bevölkerung mit Rücksicht auf die hohen Mieten getrieben wird, und welches Professor Schmoller zu dem scharfen Ausspruche veranlaßte, die Gesellschaft nötige die unteren Schichten des Fabrikproletariats durch die Wohnungsverhältnisse mit zwingender Notwendigkeit zum Zurücksinken auf ein Niveau der Barbarei, das unsere Vorfahren schon Jahrhunderte hinter sich hätten. Zu all dem Elend kommt noch das Kapitel der überfüllten und ungesunden Wohnungen. Nach den von der Stadt Breslau gemachten Erhebungen waren dort im Jahre 1895 von 88,397 untersuchten Wohnungen 3012 = 34‰ übervölkert. Und Dr. Ernst Cahn stellte für Bayreuth auf Grund amtlichen Materials fest, daß 74,4% der untersuchten Wohnungen nur ein heizbares Zimmer ohne Küche und 16,6% ein heizbares Zimmer mit Küche hatten. 91% der Arbeiterwohnungen hatten also nur ein heizbares Zimmer. In Essen[1]) waren 1900 von je 1000 Wohnungen mit nur einem Wohnraume 83,5 übervölkert, 100,2 ungenügend, 806,3 knapp, von je 1000 Wohnungen mit zwei Wohnräumen 87,3 übervölkert, 97,3 ungenügend, 777 knapp. Erst unter den Dreizimmerwohnungen fanden sich solche, die den Ansprüchen genügten.

Die Hauptursachen der Wohnungsnot sind das schnelle Anwachsen der Gemeinden und die in ihnen betriebene Spekulation in Grund und Boden. Das rheinisch-westfälische Industriegebiet ist dafür der sprechendste Beweis. Es zählte 1860 nur 27,000 Bergarbeiter, heute aber über 300,000, zu denen sich noch weitere 300,000 Hütten- und Metallarbeiter gesellen. Die Entwicklung der Städte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet war eine geradezu amerikanische. Es zählten z. B. Duisburg 1871 30,520, 1905 192,227 Einwohner, Bochum 1871 21,193, 1906 125,000 Einwohner, Gelsenkirchen 1867 5030, 1906 152,000 Einwohner. Kein Haar anders ist es in den rheinisch-westfälischen Landgemeinden: Gladbeck hatte 1900 12,000, 1906 27,000 Einwohner, Hamborn 1890 7300, 1906 80,000 Einwohner. Mit dem Grund und Boden wurde ein unerhörter Schacher getrieben. Nach Dr. Boldt[2]) wurden in Dortmund für ein Haus, das 1889 70,300 M kostete, 1904 220,000 M gezahlt, ein anderes Haus kostete 1874 9900 M, es wurde 1904 aber für 160,000 M veräußert.

Die Volksgesundheit muß unter der Wohnungsnot außerordentlich leiden. Robert Koch erklärte gerade die überfüllten Wohnungen der arbeitenden Bevölkerung als die eigentliche Brutstätte der Tuberkulose. Der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose im Jahre 1901 nahm daher eine Entschließung an, in der er sich dahin aussprach, daß Ueberfüllung der Wohnräume, mangelhafte Ventilation, Feuchtigkeit und allgemein ungesunde Zustände in den Häusern der arbeitenden Klassen dazu beitragen, die Aussichten auf Heilung der Schwindsucht zu verringern, die Veranlagung zur Krankheit und die Ausbreitung der Krankheit selbst zu fördern. Und der im Herbste 1907 in Berlin abgehaltene 14. Internationale Kongreß für Hygiene und Demographie genehmigte eine Resolution, in der der Kongreß eine durchgreifende Wohnungs- und Bodenbesitzreform für eine unentbehrliche Forderung der Volksgesundheitspflege erklärte. Lechler[3]) hat durchaus recht, wenn er sagt, daß eine Regelung der Wohnungsverhältnisse ihren Einfluß auf bessere Gesundheit, auf raschere Heilung von Krankheiten und auf längere Erhaltung der Körperkraft ausübe und würde nach dieser Richtung eine Herabminderung der für die Versicherungsanstalten notwendigen Ausgaben im Gefolge haben; die Lösung der Wohnungsfrage bilde eine Ergänzung zur Arbeiterversicherung.

Im engsten Zusammenhange damit steht die Sittlichkeitsfrage. Schlechte Wohnungen sind der Sittlichkeit gefährlich. Das gilt namentlich von dem bereits angeführten Schlafgängerunwesen. Bürgermeister Lange-Bochum[4]) äußert sich darüber

[1]) Hirsch, Kommunale Wohnungspolitik.
[2]) Die Zuwachssteuer.
[3]) Nationale Wohnungsreform.
[4]) Die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten. II. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 31.



in einer erschütternden Weise: Auf den industriellen Werken werden die Arbeiten abwechselnd in Tages- und Nachtschichten verrichtet, und es ist fast zur Regel geworden, daß, während der verheiratete Arbeiter außerhalb seiner Wohnung im Schweiße seines Angesichtes den Unterhalt für sich und seine oft zahlreiche Familie erwirbt, der in Kost und Logis aufgenommene unverheiratete Mitarbeiter sich zu Hause bei der Familie befindet. Hier kommt es vor, daß er die Abwesenheit des Familienhauptes benutzt, das Weib seines Kost- und Logiswirtes, sowie die unmündige Tochter desselben zu verführen und dadurch namenloses Unglück über die Familie bringt. Abgesehen davon, daß dadurch eine vollständige Demoralisation in einer solchen Familie eintreten muß, müssen oftmals Kinder des zartesten Alters Zeugen der Verworfenheit und Schande der eigenen Mutter sein; sie werden dadurch unwillkürlich zu geschlechtlichen Ausschweifungen sich verirren und in sittlicher Hinsicht verkommen oder früher oder später daran zugrunde gehen. Der betrogene Ehegatte sucht sich über den Verlust der ehelichen Treue durch die Branntweinflasche zu trösten. Er vernachlässigt seine Arbeit, sich selbst und seine Familie, wird abgestumpft, sinkt von Stufe zu Stufe und fällt schließlich der öffentlichen Fürsorge anheim. Das ist ein Bild von vielen, die das Kost- und Schlafgängerwesen zeitigen.

Welche Maßnahmen sind zur Förderung des Kleinwohnungsbaues zu treffen? Der Beantwortung dieser Frage muß vorausgeschickt werden, daß der Schwerpunkt der Wohnungsförderung in den Händen der Kommunen liegt. Von ihrer Initiative in der Bekämpfung der Wohnungsnot hängt sozusagen alles ab. Die Gemeinden müssen in erster Linie bestrebt sein, recht viel Grund und Boden zu billigen Preisen aufzukaufen, um dadurch dem Bauspekulantentum ein Paroli zu bieten. Ferner müssen die ungesunden Wohnungsviertel mit ihren unansehnlichen Straßen und Häusern saniert werden. In jenen Bezirken muß die Kommune preiswerte und gesunde Wohnungen herstellen und diese, wenn möglich, in eigene Regie nehmen, unter der Voraussetzung, daß die Gemeinde keinen Eigennutz dabei entwickelt. Will eine Gemeinde von dem Regiesystem nichts wissen, dann muß sie in ausgedehntem Maße die gemeinnützigen Bauvereine oder Baugenossenschaften unterstützen. Dies kann recht vielseitig geschehen: durch Verkauf von städtischem Gelände zu billigen Preisen, durch Ueberlassung von städtischem Terrain mittels Erbbauverträge, durch Anlage von Straßen, Be- und Entwässerung, Beleuchtung, durch Stundung von Straßenbaukosten oder durch Erlaß von Straßenbaukosten, ferner durch Behilflichsein bei Beschaffung von Anlehensgeldern, durch finanzielle Beihilfen oder endlich durch Uebernahme von Aktien. Dieselben Vergünstigungen sollten auch Private gewährt bekommen, die sich zur Aufgabe stellen, das Kleinwohnungswesen zu fördern. Es wäre bei der Unterstützung namentlich der Bauvereine und Baugenossenschaften durch die Gemeinden besonders erfreulich, wenn letztere die ersteren dazu bestimmen würden, keine Einfamilienhäuser zum Verkauf an Arbeiter zu bauen, sondern lediglich zum Vermieten. So sehr wir es begrüßen, wenn auch eine Arbeiterfamilie ein eigenes Besitztum hat, so sehr raten wir davon ab. Bei der heutigen teuren Bauweise ist ein Arbeiter, der nicht über ein gewisses Vermögen verfügt, bei einem Hauskauf gezwungen, Zinsen und Baukapital resp. Hypotheken jahrzehntelang abzuzahlen. Um das möglich machen zu können, muß er nolens volens sich und den Seinen das Geld vom Munde absparen, oder er greift, um sich über Wasser zu halten, zum — Kost- und Schlafgängerunwesen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß ein Arbeiter, der „Hausbesitzer“ ist, in seiner Freizügigkeit beschnitten wird, was ihm in staatsbürgerlicher und wirtschaftlicher Hinsicht zu großem Nachteile gereicht. Aus sozialem Pflichtbewußtsein stellen — und das sollte wohl zu denken geben — eine ganze Anzahl Werke z. B. im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ihren Arbeitern nicht zinsfrei auf Abzahlung 1000 M und mehr zum Bau von eigenen Arbeiterfamilienhäusern zur Verfügung.

Um die Wohnungsnot ganz nach den örtlichen Verhältnissen regulieren zu können, ist es vor allen Dingen unerläßliche Bedingung, daß die Gemeinden ohne jede Ausnahme regelmäßig eine Wohnungsstatistik veranstalten und sie durch ein „Wohnungsamt“ bearbeiten lassen. Jede Gemeinde sollte ferner eine von Fachleuten geleitete Wohnungsinspektion ihr Eigen nennen, die im Wohnungswesen stets nach dem Rechten zu sehen hätte. In der Bekämpfung der Wohnungsnot müssen die Kommunen herzhaft zugreifen. Sie leisten dann ein Stück Kulturarbeit, die den Gemeinden auch in finanzieller Hinsicht zugute kommt.

Maienminne.

Schon spielt der Lenz im Walde
Mit Blumen weiß und blau;
Es lacht und lockt die Halde
Wie eine schöne Frau.

Und ferne Glocken läuten
Vom Morgenhimmel her . . .
Ich kann es nimmer deuten,
Mir wird das Herz so schwer.

Ein großes Heimverlangen
Beschleicht mir Herz und Sinn,
Als küßte meine Wangen
Die Maienkönigin.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Katholisches Studententum und Zentrumspartei.

Von

Cand. med. Alex Koepchen.

Manchem wird schon die Ueberschrift als ein Aergernis erscheinen. Es wird nicht wenige geben, die den Versuch, den jungen Studenten zu irgend einer Partei in Beziehung zu setzen, gleich von vornherein als ebenso unklug wie taktlos ablehnen. Insbesondere gibt es unter den katholischen Kommilitonen gar viele, die deshalb, weil sie katholische Studenten sind, noch längst keine „Zentrumsstudenten“ sein wollen und sind. Aber gerade deshalb sind diese Zeilen geschrieben. Vorweg sei bemerkt, daß nachfolgende Ausführungen nur dem einzelnen Studenten und nicht irgend welcher Korporation gelten.

Auch der Alleränstlichste wird zugeben, daß der Student, wenn auch keine Parteipolitik, so doch wenigstens Politik treiben soll. Deshalb Politik treiben soll, weil diese heutzutage zur allgemeinen Bildung gehört und gerade die gedankliche Verarbeitung der zahllosen politischen Probleme das jugendliche Gemüt ungemein bildet und erweitert. Nun wird sich aber auf die Dauer niemand mit politischen Fragen beschäftigen, ohne auch zu denjenigen Faktoren Stellung zu nehmen, die diesen Dingen ihre spezifische Färbung geben und das ganze öffentliche Leben beherrschen: den politischen Parteien. Und so wird auch der katholische Student sich über kurz oder lang dieserhalb die Gewissensfrage stellen müssen.

Was soll ihn nun veranlassen, sich zugunsten der politischen Zentrumspartei zu entscheiden? Zunächst die Frage nach der Weltanschauung. Sie ist für jegliche Parteibildung Ausgangspunkt und Grundlage. Daraus folgt für den katholischen Kommilitonen, daß er sich nur einer Partei seiner Weltanschauung, also einer Partei mit ausgesprochen positiv christlichem Programm anschließen kann. Das ist nicht nur logisch, sondern auch durchaus notwendig. Denn die tatsächlichen Verhältnisse liegen doch so, daß im Kampf zwischen Glaube und Unglaube, zwischen positivem Christentum und Indifferentismus der politische Zusammenschluß aller gläubig gesinnten Elemente eine unabweisbare Notwendigkeit geworden ist. Das braucht man übrigens einem katholischen Studenten, der den Hauch einer fremden Weltanschauung oft genug am eigenen Leibe verspürt hat, nicht erst zu sagen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist es ohne weiteres klar, daß ein katholischer Student kein Sozialdemokrat sein kann. Seitdem diese Partei gemäß August Bebel das Himmelreich „den Engeln und den Spatzen“ überläßt, anderseits auch alles tut, um diesen Grundsatz in die Praxis umzusetzen, ist für ein gläubiges Gemüt in ihren Reihen kein Platz.

Betreffs der Liberalen ergibt sich folgendes Bild: Schon das liberale Grundprinzip, der Satz von der individuellen Freiheit ist, so schön er klingt, für den Katholiken unannehmbar. Deshalb unannehmbar, weil nach katholischer Ueberzeugung allem menschlichen Handeln, auf welchen Gebieten es sich auch betätigen möge, durch göttliche Gesetze unverrückbare Schranken gezogen sind. Indem also der Liberalismus diese Umgrenzung des menschlichen Willens nicht gebührend anerkennt und folgerichtig die Parole der „völkerbeglückenden“ individuellen Freiheit in den Vordergrund seiner Werbearbeit stellt, beweist er, daß er unserem Denken möglichst fremd ist. Ebenso unannehmbar ist für den

Katholiken der liberale Staatsgedanke. Die absolute Omnipotenz des Staates auf allen Gebieten können wir aus Gewissensgründen nicht unterschreiben. Es wird sich vielmehr der katholische Student als Anhänger des christlichen Staates bekennen und demgemäß in allen Dingen, die das Verhältnis von Kirche und Staat angehen, beispielsweise in Fragen der Ehegesetzgebung und besonders der Schule, mit sonst gleichgesinnten, liebwerten liberalen Kommilitonen keine politische Gemeinschaft bilden können. Auch erhebt der Liberalismus keinen Anspruch darauf, als ausgesprochen christliche Partei zu gelten. Er kann es auch nicht, weil eben in seinem Lager „aufgeklärte" Vertreter selbst der allermodernsten Geistesrichtungen ebenso eifrig wie ungestört an der Arbeit sind. Und erst seine Tätigkeit, seine blamable Vergangenheit! Ueberall und zu allen Zeiten ist der Liberalismus der Kirche feindlich gewesen. In Frankreich haben seine Schleichwege — angeblich um den Laiencharakter der Schule zu wahren — das Land entchristlicht. In Oesterreich kämpfen seine Vertreter für die glaubenslose „freie Schule", bei uns zu Lande — wie lange noch? — für die Simultanschule. In Italien und anderen Ländern soll auf sein Geheiß das Volk ohne Religionsunterricht aufwachsen. In Deutschland schürt er die Zwietracht der Konfessionen, lebt von ihrem Hader, und wo sich im Schoße eines christlichen Bekenntnisses irgendwo innerkirchliche Streitigkeiten erheben, da bläst schadenfroh der Liberalismus mit vollen Backen in das Feuer! Er steht prinzipiell immer auf seiten der Gegner der Kirche, mag es sich nun um einen Wahrmund oder um einen Schnitzer handeln. Noch mit dem Makel des Kulturkampfes behaftet, beschert er unseren Hochschulen den akademischen Freiheitsrummel, hetzt die Studenten gegeneinander, spricht den katholischen ihre Existenzberechtigung ab und — wirbt hinterher um ihre Stimmen! — Das Verhältnis zur **konservativen Partei** gestaltet sich wesentlich einfacher. Da diese sich unbestrittenermaßen auf christlicher Grundlage aufbaut, so ist es klar, daß ein katholischer Student, ohne seiner religiösen Ueberzeugung etwas zu vergeben, ihr angehören darf. Gleichwohl klingt es befremdend, wenn, wie noch die jüngsten Ereignisse gezeigt haben, einige ihrer Mitglieder, vielleicht auch mehr als man glaubt, einen etwas sonderbaren Duellstandpunkt einnehmen. Doch muß anerkannt werden, daß unsere Gegnerschaft zu den konservativen Parteien sich hauptsächlich auf weltlich-politische Meinungsverschiedenheiten gründet.

Damit kommen wir zum deutschen **Zentrum**. Es ist die einzige Partei, die den religiösen Anschauungen des katholischen Studenten voll und ganz gerecht wird: Keine Partei hat ein so ausgesprochen christliches Programm, als das Zentrum. Keine Partei ist so energisch für die berechtigten Interessen der deutschen Katholiken — auch seiner Studenten — eingetreten, als das Zentrum. Keine Partei zählt deshalb gläubige Katholiken in größerer Zahl zu ihren Wählern, als das Zentrum. Der Anschluß an das Zentrum ist daher für den katholischen Studenten durchaus naheliegend und vernünftig. Wir verweisen aber auch auf sein **Programm**. Erfahrene Parlamentarier haben es durchgedacht, Politiker wie Windthorst, Mallinckrodt, die Gebrüder Reichensperger und Lieber an seiner Verwirklichung gearbeitet. Seitdem ist das Zentrum, die große christlich-soziale Volks- und Verfassungspartei, unaufhörlich bestrebt, die Reichsorganisationen im Sinne eines gesunden Fortschritts weiter auszubauen. Große Erfolge, namentlich aus den neunziger Jahren, stehen ihm hierbei zur Seite. Seine Wirtschaftspolitik kennt weder liberale Parteidoktrinen, noch sozialistische Verelendungstheorien. Seine Sozialpolitik ist ein Programm für sich und hinterher für die Blockparteien vorbildlich geworden: Keine einseitige Interessenvertretung, sondern die Politik des sozialen Ausgleichs auf mittlerer Basis unter der freudigen Mitarbeit aller Berufsklassen! Das nennt man nationales Wirken durch die Tat. Dabei ist das Zentrum eine Volkspartei im besten Sinne des Wortes, demokratisch, ohne demagogisch zu sein, alle Stände und Berufe umfassend. Ein ganzer Volksteil steht in ihm zusammen, politisch mündig und zu fruchtbringender Arbeit gewillt, zusammengeschmiedet durch eine gemeinsame Weltanschauung und den allumfassenden, lebenswarmen Zentrumsgedanken!

Und so meinen wir, daß derjenige, der durch eigene Gedankenarbeit zum Zentrum gekommen ist, sich dessen wahrlich nicht zu schämen braucht. Möchten deshalb die katholischen Studenten aus freiem Entschluß, aber stolz und aufrecht unter Anschluß an den **Windthorstbund** den Weg gehen, den viele Kommilitonen schon vor ihnen gegangen sind: den Weg zum deutschen Zentrum.

Heidefrühling.

Nun schneit es weiß und rosenrot
Von allen Blütenzweigen,
Und überm hellen Heideland,
Bis an des Riedes dunklen Rand
Ruht feierliches Schweigen.

Nur manchmal, manchmal flüstert's leis
Hin über Wald und Wiesen. — —
Das ist des Lenzes Liebeslied,
Das wonnesam die Welt durchzieht,
Den Heidehang zu grüßen.

Dort steht ein Haus, verträumt und traut,
Umrankt von Wein und Winden,
Und wenn das Mondlicht silberweiß
Herniederfließt und flimmert leis
Im Laub der Heidelinden — —

Dann ruht mein Glück in süßer Ruh,
Umkost vom Frühlingstriebe,
Es lächelt in leisem Traum hinein
Und träumt gar heimlich im Mondenschein
Von Lenz und Maienliebe!

Eugenie Taufkirch.

Helen Kellers „Optimismus".

Von

Dr. Georg Wunderle.

Optimismus und Pessimismus haben sich von jeher um den Sinn des Weltdaseins gestritten. Vielleicht ist es ein Zeichen gerade unserer Zeit, wenn sich der Pessimismus mehr und mehr in ernsten Köpfen festsetzt. Ganz abgesehen von jenen Gestalten desselben, die im kleinen Leben so häufig als Unzufriedenheit mit dem persönlichen Geschick und im großen Lebenskreise der Staaten als Formen des Sozialismus auftreten, gewinnt der Pessimismus als kulturtheoretische Anschauung fortwährend an Vertretern. Das ist eine im Kern berechtigte Reaktion gegen die Auswüchse des modernen Kulturlebens, sie bleibt im Rechte, wenn sie sich gegen die von der rein technischen Seite desselben drohende Gefahr der Veräußerlichung des heutigen Lebens überhaupt wendet. Sie leistet dann auch eine wertvolle positive Arbeit, wenn sie die in der technischen Kultur verborgenen Willenswerte aufzeigt und ethisch fruchtbar zu machen sich müht. **Fr. W. Förster** hat auf diesem Gebiete das Beispiel einer kulturfördernden Tätigkeit gegeben. Wesentlich schroffer und feindlicher ist neuerdings der berühmte Berliner Nationalökonom **Werner Sombart** gegen die moderne Kultur aufgetreten mit Aeußerungen, die vielfach an den radikalsten Pessimisten unserer Zeit, an **Tolstoi**, erinnern. Wenn Werner Sombart fragt: „Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen? Was brauchen wir das Telephon, welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons? ... Wozu brauchen wir so viel Licht in der Welt?" so könnte Tolstoi in bitterem Sarkasmus — nach einem seiner bekanntesten Aussprüche zu schließen — antworten: „Höchstens dazu, um das Elend des menschlichen Daseins noch elektrisch zu beleuchten." ... Dieser unversöhnliche Pessimismus ist ungesund und führt in seiner äußersten Konsequenz auf eine Anschauung, die dem Rousseauschen Natürlichkeitsoptimismus nicht ferne steht. Und der ist ein Feind des wahren Fortschritts. Zum Glück glauben noch viele bedeutende Menschen an einen solchen Fortschritt auf der Grundlage der modernen Kultur. Dieser Glaube macht das Wesen der Auffassung aus, wie sie **Helen Keller** in ihrem Büchlein „Optimismus" (Stuttgart, bei Robert Lutz) darstellt.

Wer würde gerade in ihr, der Taub-Blinden, eine Optimistin suchen? Und so leuchtend und warm ist ihr Optimismus, daß auch eine weitgehende Skepsis ein wertvolles Stück übrig lassen muß. Dazu kommt ihre Stimme eben aus dem Lande, wo die moderne technische Kultur sich am energischsten durchgesetzt hat, wo Industrie und Kapitalismus jedes ideale Streben in ihren Bann zwingen sollen. Allerdings, gerade aus diesem Lande hatte Europa schon den Ruf Emersons vernommen, und drum mag bei dessen Kennern das Staunen über Helen Kellers

„Optimismus" minder groß sein. Dadurch verliert das Büchlein indes seinen Wert keinesfalls; es ist mit großer — man möchte fast sagen zu großer — Belesenheit geschrieben; reizvoll in der Darstellung, originell in der Auffassung des Ganzen spiegelt es uns trefflich die einzigartige Persönlichkeit der Verfasserin. Es gliedert sich in drei Essays: Innerer, äußerer, praktischer Optimismus. Der innere Optimismus Helen Kellers bedeutet keine träge Ignorierung des Uebels in der Welt, der Schwierigkeiten und Hindernisse für das Gute; er beruht „nicht auf der Negation des Bösen, sondern auf einem frohen Glauben, daß das Gute überwiegt, und auf dem mächtigen Willen, immer mit dem Guten Hand in Hand zu arbeiten, damit es mehr und mehr vorherrschen möge. Ich suche, so bekennt sie, die Kraft zu stärken, die mir Gott verliehen hat, in allem und jedem das Beste zu sehen und dieses Beste zu einem Teil meines Lebens zu machen." Und wie herrlich ist Helen Keller das gelungen! Hat sie nicht, nachdem ihre geniale Lehrerin in die Finsternis ihrer Seele ein machtvolles „fiat lux" hineingerufen, mit aller Anstrengung ihres Willens und im festen Vertrauen auf den Erfolg das aufglimmende Licht der Erkenntnis angefacht und zu einem glänzenden Wissensstrahl entflammt? Ihr Optimismus allein hat ihren Geist dem Dunkel entrissen und ihr die Welt im wahren Sinne erobert. Die Taubblinde kann sich jetzt der Naturschönheiten erfreuen, sie ist fähig, Kunstwerke, besonders solche der Plastik, zu genießen, sie weiß sich mit Menschen zu verständigen und betreibt wissenschaftliche Studien nicht ohne Erfolg, wie ihre Werke bekunden. Die Welt der Wirklichkeit, die diesem Wissen entspricht, ist für sie freilich weniger das, was ihr die beschränkte Sinneswahrnehmung zuführt, als vielmehr das Reich des Denkens und Wollens, in dessen Beherrschung sie sich durch die Masse der Sinneseindrücke minder gehemmt fühlt als ihre vollsinnigen Mitmenschen. Daher ihre ausgesprochene Neigung zum Platonismus: „Die Dinge, die ihr seht, hört und fühlt", ruft sie uns zu, „sind nicht die Wirklichkeit der Wirklichkeiten, sondern unvollkommene Manifestationen der Idee, des Prinzips, des Geistes; die Idee ist die Wahrheit, das übrige ist Täuschung. Wenn dem so ist, so kennen meine Mitmenschen, die im Vollbesitz ihrer Sinne sind, keine Wirklichkeit, die nicht ebenso gut im Bereich meiner Erkenntnis liegt."

Wir müssen diesen Standpunkt als einseitig bezeichnen; er offenbart sogar eine sehr pessimistische Hinwegsetzung über die unmittelbar reale Sinnenwelt. Praktisch verfährt Helen Keller nicht so streng konsequent damit; denn ihr „praktischer Optimismus" verachtet die sinnliche Realität keineswegs: sie strebt sich in ihrer Sinneserkenntnis zu vervollkommnen, erwirbt sich alle ihr möglichen Fertigkeiten und sucht den vernünftigen Lebensgenuß, so gut sie es vermag, zu steigern. Sie freut sich, anderen Unglücklichen, Tauben, Blinden und Schwachsinnigen zu einem menschlichen Dasein verholfen zu sehen, und rühmt, gleichsam im Namen aller ihrer Leidensgenossen, jene echten Menschenfreunde, deren Mitleid und Energie Bürgen für die Erfolge dieses Optimismus sind. Hier vergißt sie des edlen Don Bosco nicht und erhebt seine Verdienste um die armen Findelkinder, während sie sonst dem Geiste besonders des mittelalterlichen Katholizismus nicht völlig gerecht zu werden vermag.

Den praktischen Erfolg des Guten beurteilt Helen Keller nach der Geschichte der Menschheit und nicht zuletzt nach der Entwicklung ihres eigenen Lebens. Die übermäßige Betonung dieses Moments mag man ihr mit Grund zum Vorwurf machen; man mag ihr auch die Fähigkeit absprechen, das Problem des Pessimismus von ihrem persönlichen Standpunkt aus erschöpfend zu behandeln, da sie infolge ihrer Lage unmöglich imstande sein kann, die Macht des Uebels im großen Weltganzen wie ein Vollsinniger zu bewerten. So wird Helen Kellers Optimismus im allgemeinen durch die nüchterne Betrachtung der Dinge etwas herabgestimmt werden müssen; eins aber wird die Kritik wohl anfechten aber nicht zerstören können: ihre echt christliche Ueberzeugung, daß bei der vernünftigen Ordnung in der Welt eine schließliche Ueberwindung des Bösen zu erhoffen ist. Der Optimist müht sich darum in keinem Falle vergeblich; seine Arbeit gilt der „Harmonie zwischen dem Geiste des Menschen und dem verheißenden Geiste Gottes. Seine Werke sind gut."

Abendandacht.

Von
F. Rosenberger.

Es ist Abend geworden. Durch die bunten Scheiben der hohen Kirchenfenster flutete gedämpft der letzte Schein des Tageslichtes. Mild lag er auf Mariens Altar. Die zwölf Sterne um ihr Haupt blitzten und funkelten in reichem Kerzengeflimmer. Fromm glühten die Rosen, schimmernd leuchteten die Lilien, stark dufteten die Maienglöckchen, die fromme Hände ihrem Bild zu Füßen gelegt. Feierliche Weihrauchwolken durchzogen den hohen Kirchenchor, umschwebten die Gestalt der Himmelskönigin. Vor ihr auf Knien lag die betende Menge.

Wie Himmelsklänge durchtönten die Worte der lauretanischen Litanei den Raum, erfüllten jedes Herz mit süßen Schauern der Andacht. Du Trösterin der Betrübten, bitt für uns! Du Heil der Kranken, bitt für uns! Du Zuflucht der Sünder, bitt für uns. Wie Schluchzen und Seufzen der Erdenwelt erhoben sich die Stimmen, um in heiligem Notschrei zu flehen: O du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme, ach, erbarme dich unser! Der Gesang war verhallt. — Vom Altar her tönte die Stimme des jungen Priesters. Müde, traurige Worte, wie sie einer findet, der viel Leid getragen, der das Lächeln der Jugend verlernt hat in atemlosen Bangen und Weh um sich und in sich. Wie wenn dein Mütterlein gestorben wär oder dein Herzenslieb in weißem Sterbefeierkleid läge, und man dich tröstete mit milden Worten. Wie der linde Frühlingswind die starrenden Kristalle schmilzt, die der Nordsturm des Winters aufgehängt hat. Mir war es, als verblaßte alle Pracht des Gotteshauses diesen müden, milden Worten gegenüber, als wär mein Herz eingetaucht in unsägliches Weh. Denn auch ich kannte den Schmerz. Und die Stimme des Priesters erhob sich im Flehen und bebte im leidenschaftlichen Fordern und stürmischem Verlangen, als gelte es den Gang nach Golgatha, als müßte er das Flehen und den Schrei der Welt tragen vor Gottes Thron. Wie einer, der in höchster Todesnot schreit, so schrie diese Priesterseele für sich und die Seinen um Erlösung und Gnade. Und heiße, heiße Tränen fielen nieder aus meinen Augen und auch mein Herz schrie mit um Erlösung und Gnade. Vater unser, der du bist im Himmel! Vater! Vater! Aus Schmerzensnächten rufe ich zu dir, du Ewiger, du Heiliger! Ach Maria, hilf auch du!

Und unser Flehen drang durch die Weihrauchwolken, teilte die schwere Decke der Wölbung, zerriß die Wolken des Himmels. Da stand sie selbst, die Himmelskönigin — sie stand auf goldener Wolke, lächelnd, milde, die Mutter der Barmherzigkeit. In der Hand trug sie einen blühenden Strauß von Rosen. Lächelnd schaute sie nieder durch Wolken und Decke und Weihrauch auf die Betenden vor ihrem Altarbild, auf den jungen Priester, der die Arme ausstreckte nach ihr. Jahre und Jahrhunderte waren vergangen, seit das Schwert des Schmerzes auch ihre Seele durchdrungen hatte; lange war es her, seit sie das Leid der Menschen geteilt und verstanden hatte — drunten auf der fernen Erde. Aber nicht fremd, nicht kalt war sie geworden, was Tränen, was Schmerzen bedeuten, das wußte sie wohl. Wie sie leiden, drunten, sprach sie rasch. Niemand soll leiden, der mich angefleht! Ich will sie glücklich machen, sie und ihn; das Köstlichste will ich ihnen schenken, was die Erde bietet, duftende, blühende Rosen, goldenen Sonnenschein. Rosen der Liebe, Sonnenschein des Glückes, der Zufriedenheit. In verschwenderischer Fülle streute sie Blüten um Blüten hernieder, Ströme von Licht fluteten in die Kirche hinab. Und sieh', milde Ergebung drang in die Herzen, wehmütige Hoffnung streckte die Wurzeln aus und blühte empor. Doch nicht bei allen, denn hart sind die Herzen und untreu die Seelen. Der Priester aber sprach mit erschöpfter Stimme und geschlossenen Augen das Schlußgebet. Vor ihm lag ernst und gerade seine Pflicht, seine Seele schaute den Weg, den schweren, und sein Herz blieb still. Der Himmel aber hatte sich geschlossen. Maria wandte sich zu ihrem Sohn, der still der Mutter zugeschaut. „War's so recht, mein Sohn?" Wohl recht, doch nicht bei allen. Schau hin, o Mutter, einen tröste ich, denn zu groß ist sein Sehnen nach Frieden. Und siehe, drunten flammten die Kerzen auf dem Hochaltar, drunten klang das alte, alte Segenslied, drunten blitzte die Monstranz mit dem Heiland selbst ins Dunkel der Kirche hinein. Still kniete der Priester vor seinem Herrn und Gott. Seine Seele brannte. So viele Straßen gehen ins Leben hinein, Straßen, vom Sonnenschein erhellt, Straßen mit Rosen bestreut. Ach, Herr, was ich sinne

und trachte, du weißt es von ferne, aus tiefem Tal schreit hilflos meine Seele: Zu dir, zu dir in Ewigkeit! Und der Priester segnet das Volk. Dann kniet er nieder und beugt sein Haupt. Vom Himmel aber schaut der Herr und Maria, seine Mutter. Und vor dem Priester wird es licht und hell und klar, und blühende Wiesen sieht sein Auge, und mitten im Licht steht der Herr, das Haupt voll Blut und Wunden, reicht ihm die Hände und ruft — und ruft.

Noch immer kniet der Priester, noch immer blitzt die Monstranz am Altar. Ein leises Raunen. Ein letztes Funkeln vom Altare her, wie ein letzter Segen. Dann sinkt der Priester um. Sein Herz steht still. — Gottes Erdenglück! —

Ich aber weinte und war doch glücklich. Denn wir hatten ihn lieb, jenen Priester, und selig war er gestorben.

Münchener Kunst.

Durch die Klüfte und Engen der einigermaßen berühmt gewordenen Bedingungen, die für den Wettbewerb um die künftigen bayerischen Postwertzeichen gestellt waren, haben nicht weniger als 219 Bewerber sich mit gegen 1100 Entwürfen durchzufinden versucht. Der hiermit bewiesene Mut ist nur wenigen gelohnt worden, und diese müssen es auch noch hinnehmen, daß man ihre Leistungen recht kühl beurteilt. Der erste Preis (von 1000 M) ist überhaupt nicht vergeben, sondern in der allgemeinen Prämiierungskasse verblieben, die ihn nur in kleinen Portionen wieder von sich gab. So wurden die insgesamt zur Verfügung stehenden 3500 M geteilt in drei Preise zu je 400 M, zwei zu 275 und zehn zu 175 M. Die Gewinner der drei ersten waren O. Hupp in Schleißheim, K. Throll und W. Schalk aus München. Letzterer bietet einen recht indifferenten Merkurstab, die beiden anderen den bayerischen Löwen mit und ohne Wappen — allerdings in recht interessanter und verschiedenartiger Auffassung und Zeichnung. Dasselbe, nicht gerade tiefsinnig erdachte Thema variieren auch die Träger der zweiten Preise, Julius Diez und Max Dasio, sowie verschiedene Prämiierte der dritten Klasse. Bequem genug hat sich's bei der letzteren ein Bewerber gemacht, der schlankweg die Bavaria des Peter Candid vom Hofgartentempel nachempfindet. Die übrigen dritten Preise sind, wie sich nicht streiten läßt, recht tüchtigen Arbeiten von selbständiger Erfindung und guter Durchführung zugefallen. Sie stehen nach meinem Empfinden weit über dem meisten, was sonst geliefert wurde, ja auch über den Arbeiten des ersten und zweiten Preises. Ich nenne die Namen Börsch, Jughard, Staudinger, Daenert, Römer. Außer den preisgekrönten Entwürfen ist dann noch eine Anzahl anderer zur engeren Wahl gestellt. Unter dem, was gar nicht berücksichtigt worden, ist Gutes und Schlechtes. Letzteres leider in einer Menge, die sich für München nicht schickt. Welche Entwürfe zur Ausführung kommen werden, ist noch unentschieden. Ging' es nach mir, so wählte man unsere alte schöne Marke, die wir mit allen Ehren und auch nicht kunstwidrig geführt haben! Aber damit mag es nun werden, wie es will. Daß Bayern einmal das allem Bureaukratismus widersprechende Beispiel gegeben hat, für eine Aufgabe von solchem Interesse und solcher Eigenart den Wetteifer der gesamten Künstlerschaft zu entfachen und die in solcher Angelegenheit der Staatsverwaltung getroffene Entscheidung der öffentlichen Kritik zu überlassen, ist eine rühmliche Tat und eines modernen Saates würdig.

Von der hochherzigen Stiftung, die die Nichte Adolf von Menzels dem bayerischen Staate durch Ueberweisung von 60 Werken ihres Oheims gemacht hat (vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 14), sind jetzt auch die Gemälde ausgestellt, 16 an der Zahl, und somit ist diese Spende nunmehr in vollem Umfange zu überblicken. Was München gewonnen hat, bezeichnet ja nicht große Höhepunkte im Schaffen des kleinen großen Meisters, gibt aber einen trefflichen Einblick in seine Entwicklung immerhin an Beispielen bedeutender Art. Die Gemälde zeigen Menzels überaus vielseitige Begabung, sein Talent haarscharfer Beobachtung und strengster Wiedergabe, alles verquickt mit einer Technik, die ans Wunderbare grenzt. Sie erweisen alles, was ihm eigentümlich war, dabei aber auch von neuem den Umstand, daß Menzel ein Mann höchst kühler Reflexion gewesen ist. Die Lichtpfeile seiner Kunst vergoldeten die Gegenstände, aber erwärmten sie nicht. Als Beispiel betrachte man das „Bildstöckl bei Salzburg", ein simples Kruzifix an einem von großen Bäumen umrauschten und umgrünten Bergpfade. Ich muß bei diesem subtilen Werke unwillkürlich denken, was unser alter, herrlicher, tief poetischer Spitzweg aus demselben Motive geschaffen haben würde. Der Vergleich ließe sich auch auf viele andere dieser Werke ausdehnen; er rückt die Sache ins wahre Licht. Aber deswegen bleiben diese Menzelschen Gemälde freilich Meisterwerke, an deren großen Eigenschaften zu mäkeln unberechtigt wäre. Als ganz hervorragende Leistungen seien nur herausgegriffen: Das Bildnis von Menzels Schwester (1847), „Adam und Eva", das „Chorgestühl" (1868) und die durch brillante Luft- und Lichtschilderung fesselnden Stücke „Salonkonzert" (1851) und „Inneres einer Kirche in Innsbruck". Dr. Doering (Dachau).

Bildende Kunst an den Gymnasien.

In Bayern werden die Lehrer der philologisch-historischen Fächer auch aus der Archäologie geprüft. Die Schöpfer der Prüfungsordnung gingen jedenfalls von der Ueberzeugung aus, daß ein volles Verständnis der Antike ohne tiefer gehende Kenntnis ihrer Kunst unmöglich sei. Diese Binsenwahrheit gilt natürlich auch für den Unterricht an den humanistischen Gymnasien. Die Schulverwaltungen hätten daraus schon längst die Konsequenzen ziehen sollen. Nicht bloß die unvergänglichen Werke der schönen Literatur, auch die erhabenen Schöpfungen der bildenden Kunst sind ein wesentlicher Bestandteil jener ideal gerichteten Geisteskultur, welche uns die Alten als teueres Vermächtnis hinterlassen haben. Sie kennen, verstehen, liebend nachempfinden ist unerläßliche Bedingung für die volle Erfassung des Altertums, das gehört zum Wesen der humanistischen Geistesbildung. Das Gymnasium ist aber auch eine nationale Anstalt. Es soll die Jugend befähigen, das Wesen unserer Nation in seinen kraftvollsten und edelsten Aeußerungen zu erfassen. Darum soll die deutsch-nationale Kunst im Gymnasialunterrichte den gebührenden Platz einnehmen. Das Gymnasium ist eine Stätte historischer Bildung. Diese wird am sichersten und wirksamsten erzielt durch die ursächliche Betrachtung des Werdegangs in der Kulturentwicklung der Menschheit. Diese Betrachtung kann und darf nicht vorübergehen an den großen Epochen der Kunst. Sonst fehlte ihr ein notwendiger Lebensnerv. Aber nicht gelehrtes, antiquarisches Wissen soll vermittelt werden, sondern lebendiges Nachempfinden der Formenschönheit und läuternden Wirkung der Meisterwerke in Architektur, Plastik und Malerei. Auch aus einem eminent erzieherischen Zwecke. Die ideale Richtung unseres höheren Bildungswesens, die Deutschland in Wissenschaft und Technik zu so ungeahnten Erfolgen geführt, soll eine wesentliche Vertiefung und Stärkung erfahren. Das ist durchaus notwendig in einer Zeit, in welcher der Umfang unserer materiellen Kultur und das daraus resultierende Prinzip der Utilität neben das alte ein neues, realistisches Bildungsziel gesetzt haben. Unser Volk soll und darf nicht einseitig werden. Darum muß ihm neben der propulsiven Kraft der neuen Richtung das alte Bildungsideal in unverminderter Macht erhalten werden, gestärkt und erweitert durch den Zuwachs ethisch-ästhetischer Erziehung durch die bildende Kunst, ein unüberwindlicher Damm gegen die hochgehenden Fluten des immer weiter sich ausbreitenden nackten Realismus.

Diese und ähnliche Gedanken bewegen in den letzten Jahren immer mehr und mehr die Gemüter ernster Pädagogen. Aber, soweit ich die einschlägige Literatur kenne, hat sie niemand mit so gründlicher Erkenntnis der bildenden und erziehenden Kraft der Kunst, niemand mit so tiefem Verständnis für die ideellen Forderungen unserer Zeit, niemand mit so klarem Einblick in die Seele des modernen Menschen, niemand mit so warmer Begeisterung für das Schöne, niemand mit so tiefer Liebe zur Gymnasialjugend und niemand mit so praktischem Sinne für die Art ihrer Verwirklichung vorgetragen wie Gymnasialprofessor Dr. Adalbert Ipfelkofer in einem jüngst bei J. B. Lindl in München erschienenen Werke, betitelt „Bildende Kunst an Bayerns Gymnasien". Meine Ausführungen haben die leitenden Ideen des Buches wiedergegeben; seinen wahren Wert und den Genuß, den diese Arbeit eines feinsinnigen Schulmannes gewährt, vermögen sie nicht zu vermitteln. Jeder Freund unserer studierenden Jugend lese persönlich das Werk und helfe für seinen Teil mit zur Verwirklichung der darin niedergelegten Gedanken!

Dr. Schlittenbauer.

Lied.

Paar alte Bäume
Von Blüten weiß;
Paar alte Lieder
Spielet ein Greis.

Paar alte Häuser
Voll Sonnenschein;
Paar alte Gärten
Voll Akelein.

In vollster Jugend,
Lächelnd wie nie,
Lugt durch die Zweige
Frau Poesie.

J. Salier.



Vom Büchertisch.

Geschichte der Philosophie, im Grundriß dargestellt von Dr. Matthias Hamma, weiland Repetent am Königl. Wilhelmsstift in Tübingen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (XVI u. 84 S.) M 1.20. Theissing, Münster. — Die neue Auflage dieses erstmalig unter dem Titel „Geschichte und Grundfragen der Metaphysik" bei Herder (Freiburg) erschienenen Werkchens ist der erste Versuch eines jungen talentvollen Anfängers, sich auf dem literarischen Gebiet einzuführen. Es zeugt von gutem, kritisch wertenden Blick des Herausgebers, daß er gerade das Hammasche Buch der Vergessenheit entriß. Ein lehrreiches, klar geschriebenes Kompendium der Geschichte der Philosophie liegt hier vor uns, durch Fußnoten, die der Herausgeber besorgte, für den Gebrauch in der Hand des Studierenden wesentlich verbessert. Manche Handbücher und Repetitorien der Geschichte der Philosophie beschränken sich auf eine bloß skizzenhafte Darstellung des Stoffes. Hamma bietet mehr, viel mehr. Das eingehende Studium seiner Schrift vermittelt eine vielfach vollauf genügende Kenntnis der Grundzüge der einzelnen philosophischen Systeme und Schulen. Manche Ausführungen, z. B. über Augustinus, sind kleine Kabinettstücke. Man braucht nicht in allweg, z. B. bezüglich der Stellung der Philosophie zur Theologie, sowie des über die Neuscholastiker (S. 80, 81) Gesagten, mit Hamma eines Sinnes zu sein; gleichwohl wird man in seinem Buch Weite des Blickes, gründliche Stoffbeherrschung und klare Darstellung anerkennen müssen. H.

„Der hl. Bernhard von Clairvaux", ein Lebensbild, herausgegeben von P. Tezelin Halusa O. Cist. Dülmen 1906. Laumannsche Verlagshandlung. 308 Seiten. Preis 3 M (3.60 Kr.). Das hübsch ausgestattete Buch bietet nicht nur eine erbaulich unterhaltende, sondern auch eine theoretisch und praktisch belehrende und wirksam anregende Lektüre. Es gewährt dem Leser insbesondere einen interessanten Einblick in das musterhafte Ordensleben des hl. Bernhard und seiner zeitgenössischen Ordensbrüder und gibt dadurch auch eine ebenso klare wie dankenswerte Orientierung über die im Sinne der katholischen Kirche beobachtete Klosterdisziplin. Sechs wohlgelungene Vollbilder erhöhen den Wert der vortrefflichen, für das katholische Volk geschriebenen Biographie, die jedoch auch jeder Gebildete mit Interesse und Nutzen lesen kann. Da der Verfasser sich zunächst an „die breiteren Schichten" der deutschen Katholiken wenden will, so vermeidet er mit Recht jeden Aufwand von wissenschaftlichem Apparat. Anmerkungen u. dgl. würden in einer Volksausgabe nur störend wirken. Nichtsdestoweniger bietet uns P. Tezelin eine Arbeit, die in populär-wissenschaftlicher Darstellung auf der Höhe der modernen Geschichtsforschung steht. Die Gliederung des reichlichen Materials in 54 kleinere Kapitel und ein wertvoller Anhang zu einer kürzeren übersichtlichen Charakteristik des Heiligen erleichtern die Lektüre und halten das Interesse des Lesers bis zum Schlusse lebendig. Welt- und Ordensleute werden in dem Buche eine ebenso interessante wie belehrende und anregende Lektüre finden. Möge das Buch erreichen, was es bezweckt: Aufklärung und Förderung in der theoretischen und praktischen Religiosität.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Neues aus dem Blocklande.

Das Blockland liegt in merkwürdiger Gegend; sie ist sehr gebirgig und daher schwer zu passieren, da liegen links der Trachenberg, der Bieberstein und der Rieseberg, rechts der Buddeberg, der Finkenstein und der Sonnenberg. Aber alles überragt die stolze Oldenburg mit dem Wachhorst und dem Varenhorst; sie steht auf einem trutzigen Treuenfels. Drei Dörfer liegen in dem Lande, das Gersdorff, das Wommelsdorf und das Stubbendorf; zwischen ihnen zieht sich das Langerfeldt und das Winterfeld hin. Durch sie fließt der Schwabach, welcher auf der Delbrück überschritten werden kann.

An die Zeit, da noch einige Einwohner unabhängige freie Hofbesitzer waren, erinnern der Potthoff und der Eickhoff. Der erstere Eigentümer soll sogar heute noch mit dem neuen Regime nicht ganz zufrieden sein; er hat sogar für seinen Hof noch einen eigenen Hofer angestellt, der desselben Geistes verdächtig ist wie er; neulich, als es wieder einmal Differenzen gab, wurde sein Gegner und dessen Anhang aber des Hofers Meister; seither nennt man den Sieger Hoffmeister. Alles das deutet darauf hin, daß die Höfe allmählich Höffel werden und ihre Bedeutung verlieren. Die Hörigen — und ihrer sind viele — nennt man auch Hausmänner.

Die Fauna ist nicht sehr reich. Da ist ein Kaphengst, der aber nur einen Hufnagel hat und daher sehr vorsichtig auftreten muß. Da sieht man ferner einen zahmen Raab, einen furchtsamen Haas und einen Hahn, der zuweilen sein Kikeriki erschallen läßt. Der Bärwinkel erinnert daran, daß früher auch einmal wilde Tiere da waren. Obwohl — dem steten Rebbel zum Trotze — im Blocklande ewiger Sommer herrscht, ist die Gegend in jeder Beziehung recht unfruchtbar: auf einem einsamen Stengel wächst ein Dohrn; zuweilen sticht dieser.

Die Zucht ist stramm: ein Herzog hat zwei Vogt und einen Schultz, mit denen zusammen er in Richthofen Recht spricht. In politischer und nationaler Beziehung herrschen manche Unklarheiten; denn obwohl alles Slawische stark verpönt ist, wohnt doch ein Böhme im Blockdorf, und obwohl man behauptet, daß man mit jeder Regierung durch dick und dünn gehen müsse, spielt man den „Wilde"n und gebärdet sich Roth und Rother. Aber so schlimm wie's aussieht, wird's wohl nicht sein.

Eine besondere Sehenswürdigkeit ist die Kompromißmühle. Sie wird nebst zwei „Müller"n und einem Sielermann bedient von einem Kaufmann, der sich vorzüglich aufs Handeln verstehen soll; die Besetzung des Postens soll aus guten Gründen geschehen sein. Die Maschine dient zum Gefügigmachen Obstinater und zur Erzielung prinzipientreuer Mehrheiten. Ist jemand renitent, so liebert ein Trautmann so lange mit ihm, bis er sich sein Horn abgestoßen hat, sei es nun ein Schellhorn oder gar ein Ahlhorn. Auch ein Lieber Mann steht bereit, den Renitenten so lange zu beschwichtigen, bis er mittut. Ist er so weit, so wird er in den Keller geführt, wo die Maschinerie sich befindet; denn viel Licht kann sie nicht vertragen. Damit sie nicht entzwei geht, wird das von ihr zu bearbeitende Material vorher von einem Pfundner genau abgewogen. Dann kann die Sache losgehen. Auf einem „Kämpf"er ruht ein Träger, der mit einem Wölzl in Verbindung steht. Diese walzt alles platt. Ist irgend etwas noch uneben, so wird es von einem Dröscher geglättet. Unangenehme Anhängsel werden schnell mit einer Scherre abgetrennt; im Notfall steht für schwere Fälle noch eine Heckscher zur Verfügung. Dann noch ein kühner Griff mit einem Dietrich, ein Kolbe bringt die Sache in Bewegung; noch ein Storz und mit einem kräftigen Rupp geht es aus der Maschine heraus. Noch einmal wiemert die Maschine; auch diesmal wird sie keinen Fehlhauer tun. Da — der letzte Damm ist überwunden und alles Kreht: Heyl und Sieg. Doch meist ist es Quarck, was herauskommt.

Sinnig ist auch die Einrichtung der Feuerwehr; denn hie und da reißt es Funken. Wenn nun ein kleiner Heydebrand sich zur Hohenlohe auswächst, dann gibt flugs der Zindler ein Zeichen und alsbald naht der Löscher, der aus dem Fischbeck das Wasser der Beruhigung schöpfen kann, sofern er nicht vor Aufregung den Kopsch verloren hat. Mosellanus.

Nur keine Memoiren.

Schreibt nichts von euren Taten,
Ihr kleinen Diplomaten!
Ihr wäret große Toren
Und ganz gewiß blamoren!
Laßt nur von eurer Presse
Euch mit Akkuratesse
Beräuchern und verehren! —
Wer will es euch verwehren?

Für eins doch müßt ihr sorgen! —
Laßt euch nur recht behorchen,
Daß man euch interviewet:
Wie ihr von Ruhme triefet!
Drum laßt die Memoiren!
Ihr könnt die Müh' euch sparen!
Nur dürft ihr nicht verzichten,
Euch jetzt schon groß zu dichten!

Zitieret nur geläufig,
Geistreichelt nur recht eifrig!
Dann seid ihr, — welche Ehre! —
Die trefflichsten — „Causeure".
Wer seinen „Ruhm" beizeiten
Sucht selber zu verbreiten,
Der kann sich ruhig sparen
Das Schreiben von — Memoiren.

Faust.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Die Neueinstudierung des Dreyerschen „Probekandidaten" fand Beifall, wiewohl mir manche Farbe an diesem kleinen Uriel Acosta im Mecklenburgischen Schulhause schon recht verblaßt erschienen. Bei aller Bühnengewandtheit läßt sich nicht verkennen, daß der Konflikt nur ganz äußerlich geknüpft ist. Der Autor nimmt als erwiesen an, daß naturwissenschaftlicher Wahrheitsdrang eo ipso zu religiösen Kämpfen führen müsse. Ich habe vor kurzem einen Roman von Max Dreyer gelesen, „Ohm Peter", ein stilles, feines Buch, ganz abseits von der Phraseologie des vielgegebenen Stückes, in welchem der Dichter doch tiefere Blicke in die Natur getan, wie sein mittels des Mikroskopes Welträtsellösender Lehramtskandidat. Die Aufführung durfte befriedigen, wenn auch nur Raabes verkrachter Gutsbesitzer über gutes Mittelmaß hinausragte. Der Kandidat bedarf mehr Feuer des Temperaments und die gar so grotesk charakterisierten Schulmeisterlein müßte man in der Darstellung mildern.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Eintrittspreise des Münchener Künstlertheaters sind den Ring-Abteilungen des amphitheatralischen Zuschauerraums entsprechend in Abstufungen von 2.50 M bis 7.50 M festgesetzt. Die Karten berechtigen von 12 Uhr mittags gleichzeitig zum Besuche der Ausstellung. Bei den Premieren

treten besondere Eintrittspreise in Kraft. — Im deutschen Volkstheater in Wien interessierte die deutsche Uraufführung von Bernard Shaws „Liebhaber", einem Stücke, das Ibsens Vererbungstheorie verspottet und vor 15 Jahren zur Zeit seiner Entstehung aktueller gewirkt haben würde wie heute. — „Ramon, der Abenteurer", eine Groteske von Ernst Prange und Willy Rath fand in Berlin gute Aufnahme. Das Stück ist eine Satire auf die Detektivliteratur, doch scheint die Absicht der Verhöhnung dieser dramatischen Geschmacklosigkeiten nicht in allen Akten klar genug herausgearbeitet worden zu sein. Viele gute Einfälle und amüsante Scherze riefen bei dem Publikum dennoch freundlichste Stimmung hervor. — In Berlin gastierte in Dramen von Herman Heijermans eine holländische Truppe, welche durch ihr schlichtes natürliches Spiel sich Freunde erwarb. — Im Berliner Opernhause wurde erstmalig Rezniceks Oper „Donna Diana" gegeben. Die Musik zeigt viel Frische des Empfindens und ansehnliches Können. Die melodische Erfindung ist gefällig und liebenswürdig. Das dem Textbuche zugrunde liegende spanische Lustspiel des Moreto, welches noch vor zwanzig Jahren an den deutschen Bühnen viel gegeben wurde, hat in seinen pointenreichen Reden und Gegenreden in der Vertonung gelitten. Die Titelrolle erfordert neben sanglichem auch stattliches darstellerisches Können. Hierin genügte nach Berichten die Aufführung nicht völlig. — Das Nürnberger Stadttheater hat seine Winterspielzeit eine durch illustre Gäste gehobene Aufführung des Nibelungenringes geschlossen. Im Schauspiel brachte die genannte Bühne Goethes „Faust". Man hatte den ersten Teil auf zwei Abende verteilt und gab den stark gestrichenen zweiten am dritten Abend. Die Kritik bezeichnet die Darstellung des Mephisto als die beste Leistung und rühmt die stimmungskräftigen Bühnenbilder. — Die diesjährige Generalversammlung des Bühnenvereins findet vom 2. bis 6. Juni in Koburg statt. In Bremen werden Maifestspiele Wagnerscher Werke geboten. — Die Generalversammlung der deutschen Shakespearegesellschaft in Weimar war sehr gut besucht. Die Festrede hielt Professor Morsbach aus Göttingen über „Shakespeare als Mensch". Den ersten Preis für die Bearbeitung des ausgeschriebenen Themas Hamlet auf der deutschen Bühne erhielt Professor Alexander v. Weilen (Wien), den zweiten Hofschauspieler Winds (Dresden). Während den internen Verhandlungen kam es zu einem Konflikt, der jedoch später beigelegt wurde. — In Rom gefiel die Premiere von „Don Procope", einer komischen Oper von Bizet. Sie ist eine Anfängerarbeit des berühmten Carmenkomponisten, in welcher sich noch starke Einflüsse Donizettis und Rossinis bemerkbar machen. Dank ihrer Frische und Grazie gefiel die Oper, welche damit zum ersten Male in Italien aufgeführt wurde. — Max Regers neue Komposition „Der 100. Psalm" wird in Jena anläßlich des 350 jährigen Jubiläums der Universität zur Uraufführung gelangen. Der Komponist wurde kürzlich zum Mitglied der schwedischen Akademie ernannt. — Monnet-Sully, der Doyen-Societair der Comédie française, gastierte mit einer Truppe in Berlin, ohne stärkere Eindrücke zu hinterlassen, da die klassische Schauspieltradition unserem deutschen Empfinden zu ferne liegt. — Die Berliner Philharmoniker konzertierten mit großem Erfolge unter der Leitung von Richard Strauß in Paris.

München. L. G. Oberlaender.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Die vor Jahren aufgeworfene Sentenz, die rasch populär und international wurde: „Wir befinden uns in einem elektrischen Zeitalter" scheint sich in bezug auf die Entwicklung und die Weitergestaltung des Gesamtbildes von Börse und deren Faktoren zu verwirklichen. Die Eindrücke wechseln von Woche zu Woche. Auf stimmungsvolle Berichte und scharf anziehende Kurserhöhungen folgen im Nu Meldungen der ungünstigsten Art, und die ganze Kursbewegung geht daher spurlos an dem Gros des Publikums vorüber, nur flankiert von Zwischengewinnen, die die ohnehin sehr zusammengeschrumpfte Berufsspekulation still und klanglos en passant einheimst. Es war daher nicht zu verwundern, wenn die bereits gemeldete Diskontermässigung der Deutschen Reichsbank auf 5% keinerlei Eindruck machte, im Gegenteil man von dieser Zinsreduktion als längst eskomptiert schlankweg zur Tagesordnung überging, um sich anderen und wichtigeren Momenten zuzuwenden. Diese vorgenommene Diskontermässigung, welche die vierte innerhalb dieses Jahres bildet, konnte schon deswegen nicht den üblichen Einfluss auf die Gesamtwirkung der Börsen und insbesondere auf die Geldmarktsituation ausüben, weil alle Faktoren längst die Ueberzeugung gewonnen haben, dass dergleichen geringe Ermässigungen ohne praktische Wirkung auf die Geldmarktlage in Deutschland sind. Von einem wirklich leichten Geldsatze kann auch bei der ermässigten Rate immer noch keine Rede sein. Ein praktisches Beispiel hierfür ist der Ertrag aus der Wechselstempelsteuer, die noch keine Reduktion gegenüber den Ziffern des Vorjahres aufweist, woraus ersichtlich ist, dass Deutschlands Handel und Industrie noch viel zu viel mit fremdem Kredit arbeiten. Im Vergleich zu den vorjährigen anormalen Verhältnissen, nicht nur was den Rückgang in der Industrie, sondern auch besonders was die exorbitanten und unerreicht gewesenen Zinssätze des Vorjahres anbelangt, ist momentan eine ersichtliche Besserung zu registrieren. Es ist zu hoffen, dass die geringere Beschäftigung während des Konjunktur-Rückganges und die dadurch herbeigeführte Verlangsamung der wirtschaftlichen Tätigkeit mit der Zeit dazu führen wird, den heimischen Geldbedarf mit dem effektiv vorhandenen Vorrat an Barmitteln und flüssigen Geldern in Einklang zu bringen. Gegenüber den ausländischen Diskontsätzen befindet sich Deutschland immer in ersichtlich ungünstigem Verhältnis. Es wird geraume Zeit verstreichen, bis in Deutschland die vor Jahren vorhanden gewesenen parallelen Verhältnisse wiederkehren werden. Die vielfach zum Ausdruck gebrachte Meinung, dass bei uns auf eine beträchtliche Gelderleichterung in diesem Jahre noch zu rechnen ist, wird wohl äusserlich skeptisch aufzunehmen sein. Alle Faktoren werden gut tun, wenn sie auch weiterhin, insbesondere in der Ausdehnung und Erweiterung der industriellen Betriebe, die tunlichste Restriktion walten lassen.

Als dunkelster Punkt im Börsengebilde gilt wohl die Vernachlässigung des Rentenmarktes. Trotz aller Bestrebungen zur Kurserhöhung dieser Kategorien beherrschen unerfreuliche Kursverschlechterungen fast aller heimischen Rentenwerte die Tagesordnung. Vorgänge, wie solche dieser Tage an der Münchener Börse zu registrieren waren, und wobei par exemple die Bayerischen Landeskultur-Renten, also Effekten, welche der Bayerischen Staatsanleihe an Qualität gleichstehen, an einem Tage um über 1% im Kurse geworfen wurden, sollten der Konsequenzen wegen unterbleiben. In Anbetracht, dass ein verhältnismässig geringer Betrag genügte, den aussergewöhnlichen Kurssturz dieser Staatsanleihen herbeizuführen, war man in Börsenkreisen sehr erstaunt, dass von Staats wegen nicht eine intervenierende Kurskorrektur vorgenommen werde. Solche Vorgänge, sowie das seit Monaten wahrzunehmende Moment, dass auch die Kurse unserer übrigen heimischen Staatsrenten fast ohne jede durchgreifende und derartige Kursrückgänge verhindernde Interventionen sind, drängen immer wieder den Gedanken auf, ob nach dieser Richtung nicht ein Radikalmittel zur Besserung der Verhältnisse anzuwenden ist. Eine Verpflichtung der grossen Banken und besonders unserer Sparkassen usw., einen Teil der Reserven bzw. der disponiblen Mittel in Stocks von Rentenwerten anzulegen, wurde schon öfters diskutiert und ist momentan sicherlich mehr als gerechtfertigt. Es wäre ein grosses patriotisches Verdienst der derzeit von der deutschen Bundesregierung einberufenen Geld- und Bank-Enquetekommission, nach dieser Richtung hin greifbare Vorschläge und Anregungen zu geben. Solche Mittel, und sei es auf Kosten eines seitens der Haute-Bankkreise gefürchteten Depositengesetzes, wären im Interesse der einzelnen Staaten sowie des Reiches selbst zu begrüssen und ungemein wichtiger als all die vielen Vorschläge, Beratungen und Diskussionen, welche sich an diese Enquetekommission sicherlich anschliessen werden. — Dass die Zeiten für unsere Renten sowie für das ganze Reichsbudget ernst zu nehmen sind, beweisen ferner die dieser Tage beratenen Feststellungen über die Verweisungen von allgemeinen Ausgaben auf neue Anleihen. Mit eigentümlichem Unbehagen verfolgt man die sich immer mehr anhäufenden Schulden von Millionen und neuen Milliarden des Deutschen Reiches. — Die neuen Goldzuflüsse aus Amerika und ferner die eingetretene Besserung in der Beurteilung der amerikanischen Verhältnisse vermögen diese Anschauung nicht im Handumdrehen zu beseitigen. Auch die Hoffnung, dass die Gesundung der Geldverhältnisse durch eine gute Ernte unterstützt werde, ist noch zu weit entfernt und unbestimmt. M. Weber.



Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt — **FELDAFING** am Starnbergersee. — Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt

Hotel Kaiserin Elisabeth

I. Ranges

Herrliche Aussicht auf See u. Gebirge. Pension von M 5.— aufwärts. Vor- und Nachsaison grosse Preisermässigung. Bes.: **G. Kraft.**

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Garmisch-Partenkirchen, Hotel und Pension Sonnenbichl (bayer. Hochgebirge). Wind- und staubgeschützt. Großartigen Blick auf die Zugspitze und Umgebung. Schattiger Garten. Kahnfahrt. Eigene Badeanstalt. Balkons.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Dr. Lochbrunners Sanatorium, München-Thalkirchen, Maria-Einsiedelstr. 12. Prosp. frei. Herz- u. Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten u. andere chron. Krankheiten.

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad. Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt Luftkurort Cleve. **System Kneipp.** Prospekte gratis Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45. Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Kgl. Bayer. Stahl- und Moorbad

Bad Steben

bei Hof.

Grosse Erfolge bei Blutleere, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Herzkrankheiten, Rheumatismus, Gicht und dgl. Prospekte gratis durch die Kgl. Badeverwaltung.

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Bad Brückenau • Hotel Füglein

: Altrenommiertes : Haus in schöner Lage am Saume herrlicher Waldungen und in nächster Nähe des Kurgartens.

Telephon 6. Elektr. Licht. 5 Min. vom Bahnhof. Schön eingerichtete Fremdenzimmer. — Hübscher Garten.

Restauration zu jeder Tageszeit. — Hausdiener zu jedem Zuge am Bahnhof. — Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

Bad Kreuznach.

Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes

Kur- und Krankenhaus

(mit Dampfheizung, elektrischem Licht, Lift etc.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügliche Küche. Sämtliche Bäder im Hause. Täglich hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch **den Vorstand.**

Rhöndorf a. Rh.

Dr. Euteneuer's Kuranstalt.

Aufnahme von Kranken und Erholungsbedürftigen jederzeit. — Anst.-Leiter Dr. Kemper, Spez.-Arzt für innere Krankheiten.

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel)

in der Nähe der grossen Urfttalsperre.
Im reizenden Fichtelgebirge gelegen. Strecke: Düren—Heimbach.
3 Min. von der Stat. vereinigt **Hausen** in sich alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit. Der Gasthof, ehemaliges Herrenhaus, bietet jedem Fremden etwas Eigenartiges, Anheimelndes. Ein einziger Besuch genügt, um demselben ein gutes Andenken für immer zu sichern. Pens. M 4.—. Näh. durch **J. M. Ley, Hausen-Blens.**

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen, sammetweichen Haut, eines reinen, blendendschönen Teint, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Bad Salzschlirf

:: St. Bonifatiushaus ::

Beste Verpflegung, freundliche Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Butter! Butter!

Molkerei-Genossenschaft Werlte liefert wöchentlich 40 bis 50 Ztr. Butter allerfeinster Qualität in 100 u. 50 Pfd.-Tonnen zu marktgemäßen Preisen. Erstlingssendungen per Nachnahme. Anfragen erbittet D. O.

NEU! — NEU!

Auto-Hektograph

Neueste Erfindung, 50—70 Abzüge produzierend. Unentbehrlich für Wirte und Geschäftsleute. Preis 5 Mk. Anweisung gratis. Nehme gerne retour, falls nicht gefällt.

Versandgeschäft „Germania", Witten a. d. R. I.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Hotel Union.

Katholisches Kasino A. V.
München, Barerstrasse 7.
Telephon 9300.

Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der

Zentral-Verkaufsgesellschaft Deutscher Winzervereine G. m. b. H., Eltville a. Rh.

Man verlange Preisliste.

Geheilt von Gicht, Gelenk-reissen und Rheuma

durch

Rheuma-Tabakolin, „Marke Elgol“ D. R. W. No. 55,801

hergestellt durch Extraktion aus den Bestandteilen der Tabakpflanze, **nur äußerliche Anwendung**, absolut unschädlich, ohne jegliche Nebenwirkung auf Herz, Magen, Gehör 2c. Von vielen Aerzten empfohlen. Hunderte der glänzendsten Anerkennungen.

Einer von den vielen, die durch dieses Mittel geheilt sind, schreibt unter dem 31. Oktober 1906:

Nachdem ich im Monat April und Mai 1902 einen schweren, fast 8 Wochen andauernden Gichtanfall in den Ballen der großen Zehen an beiden Füßen überstanden hatte, kam mir Ihr Inserat, „Tabakolin“ betreffend, in die Hände. Ich ließ mir sofort ein Päckchen kommen und setzte dasselbe nach Vorschrift an.

Im November desselben Jahres wurde ich wieder von einem furchtbaren Gichtanfall heimgesucht, welcher sich nicht allein auf die Fußballen beschränkte, sondern sich auf die Mittelfußknochen sowie auf die Fuß- und Kniegelenke an beiden Beinen ausdehnte. **Ich litt furchtbar.** An die in meinem Besitz befindliche Mixtur „Tabakolin“ dachte ich nicht mehr. Alle vom Arzte zur Linderung der Schmerzen gegebenen Verordnungen — kalte Umschläge, heiße Umschläge, kalte Wassergüsse 2c. auf die kranken Stellen, Schwitzen, Moorbäder u. s. w. u. s. w. — halfen gar nichts. Salicylpulver hatte ich so viele genommen, daß ich von deren Folgen fast das ganze Gehör verloren hatte. Nach einem dreiwöchigen Leiden sind die Schmerzen eines Tages nachmittags derart furchtbar gewesen, daß ich den Tod als Erlösung begrüßt haben würde. In dieser Not fiel mir plötzlich der Besitz des von Ihnen bezogenen Mittels ein und ich veranlaßte meine Frau, auf die kranken Gelenke mit „Tabakolin“ getränkte Lappen zu legen. Dieselben wurden aufgelegt in dem Gedanken, daß es nicht schlimmer, wie es war, werden könne. **Die Wirkung war aber eine geradezu wunderbare.** Nachdem die Kompressen, welche, damit die Feuchtigkeit länger anhält, mit Verbandstoff (Gummistoff) bedeckt und das ganze mit leichten Binden umwickelt waren, **kaum 3 Minuten lagen, hörten die Schmerzen merklich auf.** Ich wagte kaum zu atmen, weil ich befürchtete, daß auch durch die leiseste Körperbewegung das Schmerzgefühl sich wieder verschlimmern könne. Aber **von Minute zu Minute wurde der Zustand besser.** Als meine im Nebenzimmer sich aufhaltenden Angehörigen mein ihnen leider so gewohntes Stöhnen nicht mehr hörten, kamen dieselben ganz erschreckt zu mir, in dem Glauben, ich sei plötzlich gestorben. Mein Zustand wurde nach einer Stunde derart, daß ich zu essen verlangte. Nach **einer weiteren halben Stunde hörten die Schmerzen vollständig auf. Der Schlaf — seit 3 Wochen zum erstenmal — stellte sich ein,** und ich verbrachte eine traumlose Nacht, **ohne jede Fiebererscheinung** und ohne die sonst stets eingetretene übelriechende Schweißabsonderung. **Nach drei Tagen konnte ich das Bett verlassen und ohne Schmerzen gehen.** Die in den Gelenken noch vorhanden gewesene Schwäche war nach einigen Tagen gänzlich verschwunden. Appetit und Schlaf blieben normal gesund.

Daß es sich nicht etwa um eine zufällige, von Ihrem Medikament unabhängige Besserung gehandelt hat, geht aus der Tatsache hervor, daß bei kleineren Rückfällen eine Auflage eines mit „Tabakolin“ getränkten Lappens genügte, um das Uebel im Keime zu ersticken. **Geschwulst und Röte an den befallenen Gelenken verschwinden sofort und die Schmerzen hören auf. Diesen Beweis habe ich in mehreren Fällen.** Beim Eintreten eines Anfalles lege ich die dünne Kompresse auf, lege die gewöhnliche Fußbekleidung an und bekümmere mich nicht weiter um die Sache. Gelegentlich einer militärischen Uebung im vergangenen Jahre verspürte ich nachts gegen 3 Uhr heftige Schmerzen im Ballen der großen Zehe des rechten Fußes. Ich legte auch auf die gerötete und schon etwas angeschwollene Stelle die Kompresse, schlief ruhig weiter, zog früh 6 Uhr die Reitstiefel an und war bis 10 Uhr im Sattel, ohne auch nur mehr den geringsten Schmerz zu verspüren. Im letzten Monat, August, machte ich eine 14tägige Fußwanderung durch den Schwarzwald. In St. Blasien übernachtend, trat auch gegen 4 Uhr nachts ein kleiner Anfall ein. Nach der gewohnten Behandlung stand ich um 6 Uhr früh auf und machte den Fußmarsch durch das Albtal nach Albruck — 29 Kilometer — ohne jedes Unbehagen. Kurz, nach den von mir mit „Tabakolin“ gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen hat **das sonst so gefürchtete Gichtleiden jeden Schrecken für mich verloren.** Wo ich auch bin, habe ich stets ein Fläschchen der Mixtur bei mir und diese hat bisher nie versagt. Die Wirkungen des Medikamentes auf die Haut sind auch angenehm. Nach kurzem Aufliegen der Kompressen wird die Haut ganz weiß und weich und es stellt sich ein starkes Jucken ein.

Nach meiner Ueberzeugung hat das „Tabakolin“ — wenn die Ansicht der Aerzte, daß die gichtischen Schmerzen durch Ablagerung harnsaurer Salze entstehen, richtig ist — die Wirkung, **die Salze durch äußere Behandlung der kranken Stellen zu lösen,** weil sonst eine so **schnelle, sichere** und **mit keinen unangenehmen Begleiterscheinungen verbundene Heilung gar nicht möglich wäre.**

Die geschilderten Erfahrungen sind nicht allein von mir gemacht worden, sondern **alle Personen,** welche auf meine Empfehlung „Tabakolin“ angewandt haben, **haben die gleich günstigen Wirkungen empfunden.** Alle früher von mir schon benutzten anderen Mittel hatten gar keinen Erfolg. (Hierunter befanden sich auch die von Apotheker G . . . . in M . . . . . . in den Handel kommenden Pillen. Von diesen habe ich für mindestens Mk. 80. — verbraucht).

Ich freue mich, von diesen günstigen Erfolgen Mitteilung machen zu können.

Hochachtungsvoll **Jentsch**, Postmeister.

Rheuma-Tabakolin Marke „Elgol“ in Originalkartons à M. 4.—. 2 Kartons franko. Broschüre von Dr. Einfeldt gratis.

Gustav Laarmann, Fabrik pharm. Präparate, Berlin S. 59, Dieffenbachstr. 37.

General- und Versanddepot: Alstertor-Apotheke, Hamburg 90, Ferdinandstr. 79.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

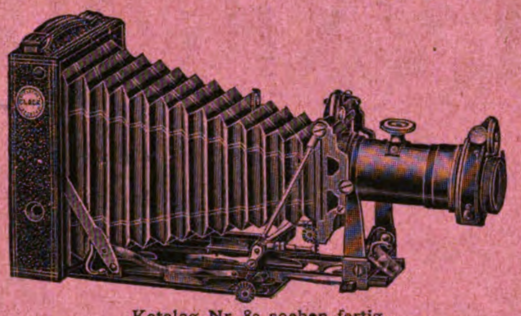
5. Jahrgang Nr. 20 — 16. Mai 1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Rietzschels Auto-Clack.


Katalog Nr. 89 soeben fertig.

Selbsttätige Einstellung auf Unendlich; F. **Spreizenanordnung**, die jede Federung des Objektivbrettes ausschliesst. **Doppelter Auszug**, Hoch- und Tiefverstellung. **Tropensicher.**

A. Hch. Rietzschel G. m. b. H., Optische Fabrik,
München.

DRESDNER BANK.

Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Filiale der Dresdner Bank in München

Telephon Nr. **4498, 4499, 4500.** Promenadeplatz 6. Telegramm-Adresse: **Dresdbank**

Scheck-Verkehr Führung provisionsfreier Scheck-Rechnungen; Zinsvergütung zur Zeit 3½ %.

Entgegennahme von Bareinlagen

Verzinsung erfolgt zur Zeit bei:			
täglicher	Kündigung	mit	3½ %
1 monatlicher	"	"	3¾ %
3 "	"	"	4 %
6 "	"	"	4¼ %
12 "	"	"	4½ %

Verwaltung offener Depots unter gesetzlicher Haftung und unter Uebernahme aller bankmässigen Obliegenheiten gegen eine jährliche Gebühr von 30 Pfg. für je Mk. 1000.— Wert, mindestens Mk. 3.—.

Aufbewahrung geschlossener Depots
Vermietung von Stahlfächern (Safes) in dem nach den neuesten Erfahrungen der Technik hergestellten feuer- und einbruchsicheren Tresor.

An- und Verkauf von Wertpapieren und Vermittlung von Börsenaufträgen an allen Börsenplätzen.

Konto-Korrent-Verkehr Eröffnung laufender Rechnungen, eventuell mit Kreditgewährung.

Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen und verlosten Wertpapieren.

An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf das In- und Ausland.

Ausstellung von Kreditbriefen auf alle namhaften Plätze der Welt.

Nähere Aufschlüsse werden auf Verlangen gerne erteilt. Auch sind die Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank an deren Schaltern erhältlich — oder werden auf Wunsch zugesandt. —

Werkstätte für kirchliche Kunst

Gold. Medaille Nürnberg 1896 **Josef Stärk, Nürnberg** Gold. Medaille Nürnberg 1896

empfiehlt sich zur Ausführung von **Kirchenausstattungen, Renovationen** auf dem Gebiete der **Bildhauerei** in Holz und allen Steinarten u. Marmor, **Malerei** und **Architektur.**

Die
Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz · München

übernimmt die Herstellung von Zeitschriften sowie Werken jeder Art / Dissertationen / Festschriften und Diplomen und hält sich zur Übernahme sämtlicher Buchdruckaufträge bestens empfohlen.

J. B. Fensterer, München, Perusastr.

Kgl. bayer. Hoflieferant
K. k. österreich. Hof-Schirmfabrik

Grösste Auswahl in
Sonnen- u. Regenschirmen
Spazierstöcken deutschen, englischen u. französischen Genres

Laumanns
Myrtenblüten
von Dechant Dr. Tappehorn. Bestes Gebetbuch für die **Braut und Gattin.** 100 000 de verkauft!

Vom Traualtar durchs Leben
von P. J. Dröder. Gebetbuch f. d. **Gatten u. Vater.** Mit Belehrungen. = Beide in den verschiedenst. einf. u. ff. Einbänden z jed. Preise erhältl. =

Bestes Hausbuch:
Das Glück im Heim
von Hauptlehrer Hubert Schmetz. Reich illustriert. Fein geb. 5 Mk. = Alle 3 Bücher kirchl. approbiert. = Ausführl. Prospekte gratis erhältl. Vorrätig in allen Buchhandlungen 2c.

Verlag A. Laumann, Dülmen.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. **Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!** Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

:: Bienenhonig ::
garantiert rein
10 Pfd. Postkolli . . 7,75 Mk.
5 Pfd. Postdose . . 4,00 Mk.
per Nachnahme. **Versandgeschäft „Germania“,** Witten a. d. R. I.

KELCHE
Monstranzen
etc. liefert bestens
Franz Wüsten
Kgl. Sächs. Hoflieferant
Cöln a Rh.
— Hunnenrücken 28. —



Sommersprossen entfernt nur **Crême Alice** in einigen Tagen. Wenn Sie auch alles Mögliche o. Erfolg angewandt, machen Sie einen letzten Versuch mit Crême Alice, es wird Sie nicht reuen! Franco M. 2.70. (Nachn. 2.95). Zahlreiche Dankschreiben. Diskreter Versand nur allein echt durch die
Königl. Stern-Apotheke, Cassel.

Prima Bierfilze!
Unübertroffen an Güte und Dauerhaftigkeit.
Format □ und ○
pro Dutzend **90 Pfg.**, bei gr. Abnahme billiger. Nur zu erhalten vom
Versandgeschäft GERMANIA, Witten a. d. Ruhr, Gerichtstr. Nr. 4

✚ Schwitzapparate
für den Hausgebrauch gegen Rheumatismus, Influenza etc. Zusammenlegbar. Prosp. gratis von **P. Bohm,** Berlin 433, Friedrichstrasse 207.

Braten ohne Fleisch.
Das **Bratbüchlein** von Frau L. Rehse enthält über 180 köstl. Bratspeisen, Suppen und Tunken ohne Fleisch und sollte in keiner Küche fehlen. Preis 70 Pfg., geb. ℳ 1.—. **Kompottbuch 35 Pfg.**
Handelslehrer Rehse, Hannover 25.

Wirkliche Goldgrube
ist gefunden. Wer an deren Aufschluß bei großer Gewinnaussicht mit gering. Risiko (von 10 M. an) sich zu beteiligen gedenkt, verlange Näheres. Gefällige Anfragen zu richten an
Gg. Döllner, Westheim bei Haßfurt (Bayern).

Butter! Butter!
Molkerei-Genossenschaft Werlte liefert wöchentlich 40 bis 50 Ztr. Butter allerfeinster Qualität in 100 u. 50 Pfd.-Tonnen zu marktgemäßen Preisen. Erstlingssendungen per Nachnahme. Anfragen erbittet D. O.

Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Herders Konversations-Lexikon



Dritte Auflage · Acht Bände · M 100.— · Kr 120.—

Reich illustriert · durch Textabbildungen, viele (zum Teil farbige) Tafeln und Karten !!

Neue Urteile

F. Nienkemper in seinen „Unpolitischen Zeitläufen" vom 12. Dezember 1907: „. . . Was die ersten Bände versprachen, haben die letzten nicht bloß gehalten, sondern noch übertroffen. Es ist in der Tat ein geschichtliches Ereignis, daß aus dem katholischen Volksteil Deutschlands ein Werk hervorgegangen ist, das von den Fachmännern als ein bahnbrechender Fortschritt auf dem Gebiete der Lexikographie, als das Ideal eines modernen Konversationslexikons anerkannt wird."

Der Katholische Frauenbund, Köln 1908, Nr. 5: „. . . . Auch die gebildete oder Bildung suchende Frau hat in Herders Lexikon einen willkommenen, stets bereiten Ratgeber, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß auch der modernen Frauenbewegung und den damit zusammenhängenden Fragen und Problemen in dem Lexikon ein so weitgehendes Interesse gewidmet ist. . ."

Allgemeine Rundschau, München 1907, Nr. 52: „. . . . der Stolz des katholischen Deutschlands bei Beginn des 20. Jahrhunderts, ein Markstein auf dem Feld der enzyklopädischen Literatur überhaupt."

Dr J. Popps „Literarischer Ratgeber", München 1907: „Es ist, wie bekannt, eine wissenschaftlich hervorragende, sachlich außerordentlich knappe Orientierung, von durchaus katholischem Geiste getragen. Die monumentale Schöpfung kann sich trotz ihres geringeren Umfangs würdig den großen akatholischen Leistungen an die Seite stellen. Unsere Aufgabe wird es sein, das unentbehrliche Werk immer mehr zu verbreiten und ihm damit zu neuen Auflagen zu verhelfen. Die Ausstattung ist eine erstaunlich reiche und höchst exakte."

HERDERS LEXIKON neueste Auflage 8 Bände à 12.50 M. **nur 3 Mark** monatlich. Zahlungsbeginn erst nach Empfang. Regal 12 M. mehr. Sofort portofreie Zusendung des ganzen Werkes durch **F. Gescher's Buchh. Vreden i. W.** Spezialvertriebsstelle von Herders Konversationslexikon.

D. R. P.



Fahnen- u. Velumshalter.

Meine mit dem D. R.-P. versehenen Fahnen- u. Velumshalter sind schön u. praktisch. Vorzüge: Schonung der Fahnen, selbst bei Sturm u. Wetter. Leichtes Tragen, dabei ein prächt. Schmuck. Beim Vorstell-Velumshalter wird durch eine besondere Vorrichtung jede Bewegung des Velums unmöglich gemacht. Halter werden im Renaissance-Stil, romanischer und gotischer Form, in Messing, vernickelt, versilbert u. vergoldet geliefert.

Muster und Preisliste stehen zu Diensten.

H. Blomenkemper, Fabrikation Fahnen- u. Velumshalter
Werne (Bez. Münster).

Eine Bitte

an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".

Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 48

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.



...artes, reines **Gesicht**, rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weiße, ...Haut und schöner **Teint**. Alles dies erzeugt die echte

...ckenpferd = Lilienmilch = Seife

...rgmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Reise-Cheviot

Eleganter Anzugstoff unzerreißbar, reine Schafwolle, 140 cm breit, 3 Meter kosten 12 Mark, franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen sehr billig. Muster frei. — **Wilhelm Boetzkes** in **Düren 81** bei Aachen.

Büro „Hansa"

Arbeiten in Maschinenschrift
wissenschaftlicher Art,
in den 4 Hauptsprachen.
Adalbertstr. 46/I, München.

Erholungsbedürftig. Student oder **Kindergärtnerin I. Klasse** wird von jetzt bis 1. Oktober zu einem siebenjährigen Knaben

gesucht

um demselben einige Stunden am Tage den ersten Unterricht zu erteilen. Gewährt wird freie Station u. Familienanschluß. Offerten an **Fabrikbesitzer Walter John, Villa Waldenfels, Luftkurort Tambach, Herzogtum Gotha.**

Offeriere naturreinen **Rotwein** zu 48 Pfennig per Liter. **Alphons Marxer, Zabern i. Els.**



Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlages gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 20. München, 16. Mai 1908. V. Jahrgang.

Deutschlands Fürsten in Wien.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Im Spiegelsaale des kaiserlichen Schlosses zu Schönbrunn war am 7. Mai das neue Deutsche Reich durch seine Fürsten erschienen, um dem ehrwürdigen Nestor der europäischen Herrscher zu huldigen. Der König von Preußen führte als Deutscher Kaiser für seine fürstlichen Bundesgenossen das Wort: „Weit hinaus über die Grenzen der Habsburgermonarchie beugt sich die Welt in Verehrung und Bewunderung vor der ehrwürdigen Gestalt Eurer Majestät."

Den Blick zurück in die Geschichte des deutschen Volkes! Oesterreich und sein aus der deutschen Schweiz stammendes Herrscherhaus haben viel gewirkt und viel gelitten für das Abendland und besonders für die Deutschen. Mit welch furchtbaren Opfern schlug Oesterreich den Ansturm der Muselmanen zurück und rettete so die westeuropäische Kultur! Oesterreich und ein Habsburgerprinz zeigten dem verzweifelnden Europa, daß der für unbesiegbar gehaltene korsische Eroberer auch in offener Feldschlacht überwunden werden könne, und von Oesterreich aus begann der siegreiche Befreiungskampf, welcher von den deutschen Landen die napoleonische Schmach tilgte.

Kaiser Franz legte die deutsche Kaiserwürde nieder, welche 400 Jahre dem Hause Habsburg zugestanden. Der Wiener Kongreß mit dem Deutschen Bund stellte zwar den Einfluß Oesterreichs auf die Geschicke des deutschen Volkes wieder her, und Wien mit seiner glanzvollen Vergangenheit und seiner uralten Kultur war wieder der Mittelpunkt der Deutschen, aber die innere Zerrissenheit konnte nicht beseitigt werden. Je mehr Oesterreich sich selbst zu einem befestigten, abgerundeten Staatswesen entwickelte, desto tiefer wurde die Kluft, welche sich zwischen ihm und der preußischen Großmacht auftat, und als es 1866 zum Bruderkriege kam, wurde Oesterreich mit der „Stoß ins Herz"-Politik des „Blut- und Eisen"-Mannes das Verbleiben im Deutschen Bunde unmöglich gemacht. Und wenn ein österreichischer Staatsmann damals geglaubt haben sollte, es werde noch einmal die Führung der Deutschen an die Habsburger wieder übergehen, so machte die Kaiserproklamierung in Versailles diesem schönen Wahne ein Ende für immer.

Es ist undenkbar, daß Kaiser Franz Josef dieser geschichtlichen Tatsachen sich nicht erinnert haben sollte, als ihm der Besuch des Kaisers des neuen Deutschen Reiches und dessen souveräner Bundesgenossen angekündigt wurde. Und ein Herrscher von dem echten ritterlichen Menschheitsadel, wie er unserem viel und schwer geprüften Jubelkaiser eigen ist, kann die Selbstüberwindung so weit treiben, daß er all die bitteren Kränkungen beiseite läßt, welche ihm die politische Entwicklung Europas in den sechzig Jahren seiner Regierung zugefügt hat. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß der Deutsche Kaiser, als er die Fürsten des Reiches einlud, mit ihm Oesterreichs Kaiser zu huldigen, dem Bedürfnisse seiner ehrlich-offenen ritterlichen Gesinnung folgte, den weltgeschichtlichen Kämpfen zwischen Hohenzollern und Habsburgern einen versöhnenden Abschluß zu geben, der an Erhabenheit und Herzlichkeit einzig dasteht.

Aus den einstigen Gegnern sind treueste Bundesgenossen geworden. Kaiser Wilhelm sagte es: „Drei Generationen deutscher Fürsten haben sich heute um Eure Majestät versammelt ... und sind, die treuen Freunde und Verbündeten Eurer Majestät, hierher geeilt, um Zeugnis abzulegen von den herzlichen Gefühlen inniger Freundschaft und Anhänglichkeit, die uns für Eure Majestät beseelen, und bewegten Herzens bringen wir unsere Huldigung dar dem edlen Herrscher, dem treuen Bundesgenossen, dem mächtigen Hort des Friedens, auf dessen Haupt wir den reichsten Segen Gottes herabflehen."

Und die Erwiderung des greisen Trägers der Habsburgerkrone ist für diesen so charakteristisch, daß sie in ihren wichtigsten Sätzen hier festgehalten werden muß, sie ist gewissermaßen ein Programm: „... Dieser Beweis Ihrer mir so überaus teuren Freundschaft ... wird zu den kostbarsten Erinnerungen meines Lebens gehören ... Ich darf in diesem, mich in hohem Maße beglückenden Akte herzlichster Zuneigung wohl die feierliche Kundgebung des monarchischen Prinzips erblicken, dem Deutschland seine Macht und seine Größe verdankt. Auch Oesterreich-Ungarns Kraft liegt in diesem Prinzipe, und in der Treue und der unwandelbaren Liebe meiner Völker habe ich stets neue Zuversicht geschöpft, um den mir obliegenden schweren Pflichten gerecht zu werden. Die Tatsache, daß es mir heute vergönnt ist, eine so große Anzahl deutscher Fürsten um mich versammelt zu sehen, ist auch die ausdrucksvollste Bestätigung des zwischen uns seit beinahe dreißig Jahren bestehenden engen und unerschütterlichen Bundesverhältnisses. Dieser Tag bestärkt mich in der frohen Erwartung, daß dieses nur friedliche Ziele verfolgende Bündnis den gleichen Bestrebungen der anderen Mächte wirksam zur Seite stehen und seine Aufgabe bis in die fernste Zukunft voll erfüllen wird."

So verkündet nach den reichen Lebens- und Regentenerfahrungen einer sechzigjährigen Kaiserzeit der Herrscher des mitteleuropäischen Doppelreiches: Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich garantieren der Welt den Frieden in Europa, und diese beiden Staatswesen werden stark bleiben, solange das monarchische Prinzip in ihnen herrscht — eine Kundgebung, wie sie imposanter, gewichtiger und erfreulicher kaum noch gedacht werden kann.

Kaiser Franz Josef I. hat sich stets als deutscher Fürst gefühlt, wenn er auch mit gleicher Liebe und gleicher Fürsorge der anderen Nationalitäten seines weiten Reiches sich annimmt. Die Deutschen sind auch heute noch der Kitt, welcher die Habsburgermonarchie zusammenhält, und wenn es unter den Deutschen auch Politiker gibt, welche meinen, dieses alte Reich gehe in Trümmer, weil sie es so haben möchten, so beweist doch wohl auch ihnen der Fürstenbesuch zu Schönbrunn, daß Oesterreich trotz Sturm und Wetter im Innern eine festgefügte Macht geblieben ist, mit welcher die mächtigsten Staaten rechnen müssen. Einem zerbröckelnden, dem Untergange geweihten Staate hätten die Fürsten des Deutschen Reiches nicht solch hohe Ehre erwiesen, als welche die Huldigung am 7. Mai 1908 von allen Völkern des Habsburger Reiches empfunden und gewürdigt wird.

Aller Welt wurde an diesem denkwürdigen Donnerstage kundgemacht: Das Kriegsbeil ist endgültig und für immer begraben, das Bündnis zwischen Habsburg-Oesterreich und Hohenzollern-Deutsches Reich ist aufs neue besiegelt und der Weltfriede von den mitteleuropäischen Kaiserreichen garantiert, so weit letzteres in ihrer Macht liegt. Mit hoher Befriedigung werden die Völker Oesterreichs und Deutschlands diese mächtige Kundgebung hören und die Deutschen hüben und drüben werden sich hier aufs herzlichste freuen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das schöne Fest in Wien.

Auch dem geschicktesten und erfahrensten Festdenker und -leiter gelingt nicht immer die tadellose Durchführung seiner Idee. Hier oder da will es mit den Formen nicht recht klappen, und namentlich wird durch ein Uebermaß leicht die Wirkung beeinträchtigt. Auch wegen der Huldigungsfahrt der deutschen Herrscher zum diamantenen Kaiserjubiläum in Wien wurde von manchen Freunden einige Besorgnis in dieser Hinsicht gehegt, während die Feinde Deutschlands die Hoffnung verrieten, daß auch für diese festliche Demonstration das Wort gelten möchte: Allzu scharf macht schartig. Aber nach dem Wiener Fürstentage vom 7. Mai kann auch der sonst hurrascheue Chronist mit Behagen feststellen, daß die Veranstaltung in Wien in der vollkommensten Weise gelungen ist.

Der Dreibund kam zu seinem Recht, indem der König von Italien in einem Gratulationstelegramm an Kaiser Franz Josef sich der Beglückwünschung durch den Kaiser Wilhelm assoziierte. Es zeugt von richtigem Takt, daß man sich auf diesen Austausch zweier herzlicher Depeschen beschränkte, um der deutsch-österreichischen Intimität an diesem Tage ihr Sonderrecht zu lassen. Die Bezeichnung „großdeutsches Fest“ finden wir gerade in der Presse jener alldeutschen Heißsporne, die hüben und drüben mit dem gefährlichen Gedanken der Annektierung der deutschen Provinzen Oesterreichs gespielt haben. Diese Leute, die sonst mit dem Namen Bismarcks zu krebsen suchen, wollten hier in einem wesentlichen Punkte den Meister korrigieren. Bismarcks Politik konnte man „kleindeutsch“ nennen, solange sie auf die „reinliche Scheidung“ hinausging. Aber der eiserne Kanzler nahm rechtzeitig aus dem anscheinend unterlegenen großdeutschen Programm den Kernpunkt in seine Aktion auf, indem er aus den Ruinen des alten deutschen „Bundes“ das Bündnis mit Oesterreich hervorwachsen ließ, ein Bündnis, das die von den früheren Großdeutschen ersehnte Konzentration der deutschen Dynastien und ihrer Völker in einer neuen Form verwirklichte. Die Form hat sich bisher — nahezu ein Menschenalter voll scharfer Proben hindurch — gut bewährt. Die Huldigungsfahrt des Deutschen Kaisers und einer Reihe der Bundesfürsten nach Wien hat in der schönsten und durchschlagendsten Weise gezeigt, daß der Bündnisgedanke, zu dem Bismarck in der wohlberechneten und zähe verteidigten Mäßigung nach Königgrätz den Keim legte, und dem er 1879 in schwerem Kampfe die förmliche Anerkennung erzwang, noch heute in voller Blüte steht. Von seiten der hohen Gratulanten wurde in richtigem Gefühl das Bündnis nicht in den Vordergrund gestellt, sondern vielmehr die Person des kaiserlichen Jubilars. Kaiser Franz Josef aber bewies sich ebenso als Meister des Taktes und der politischen Weisheit, indem er die Innigkeit und die Unerschütterlichkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses in seinen Dankesreden besonders kräftig betonte. Die wirksamste Wendung war die vom wahren „Herzensbedürfnis“. Das soll eben der Vorzug des deutsch-österreichischen Verhältnisses sein, daß es nicht bloß von der verstandesmäßig abgewogenen Zweckmäßigkeit, sondern von dem geschichtlich und kulturell begründeten Herzenstrieb der Herrscher und der Völker gehalten wird. Ob die Gefühlsschonung überall gewahrt worden ist, z. B. auch in dem neudeutschen Hakatismus, mag heute pro praeterito unerörtert bleiben, wenn nur die Nutzanwendung nicht verloren geht. Die Eigenart der deutsch-österreichischen Beziehungen rechtfertigt die Bezeichnung als Familienfest. Auch für die große Mehrheit der Bürger auf beiden Seiten war es ein solches. Ein Familienfest im engeren Sinne war die Zusammenkunft der Oberhäupter der größeren und kleineren Staaten, die vom alten Deutschen Reich her eine große Gemeinschaft bilden. Insofern war es ein glücklicher Gedanke unseres Kaisers, die deutschen Bundesfürsten zur Teilnahme einzuladen, und es muß besonders betont werden, daß die hämische Andeutung in der feindseligen Presse, die Bundesfürsten würden dort als „Vasallen“ eine weniger schöne Rolle spielen, ganz gründlich zuschanden gemacht worden ist. In der ungezwungensten Weise wurde in Rede und Gegenrede sowie in allen Aeußerlichkeiten der Würde der Fürsten vollauf Rechnung getragen, so daß ein wirklich familiäres Verhältnis ungetrübt zur Erscheinung gelangte. Kaiser Franz Josef benützte mit Recht und Geschick die Gelegenheit, um dem monarchischen Prinzip einen feierlichen Ausdruck zu geben. Der Hinweis auf die Dynastie als Hort der Einheit, der Sicherheit und der Wohlfahrt des Staatswesens hat natürlich für die habsburgische Monarchie in ihrer schwierigen Zusammensetzung eine ganz besondere Bedeutung. Namentlich in einer Zeit, wo die magyarischen Sonderbestrebungen sogar auf das Jubelfest des greisen Herrschers einen gewissen Schatten werfen.

Wünschen wir dem Kaiser Franz Josef noch einen langen Lebensabend in Gesundheit und Geisteskraft, damit er seine vielerprobte Kunst des Ausgleichens und Sammelns auch an den neueren Schwierigkeiten bewähren kann. Das schöne Fest deutsch-österreichischer Solidarität sei ein Omen für Jahrhunderte!

Der Triumph Mulay Hafids in Marokko.

Nur mit Vorbehalt darf man Akt nehmen von den neuesten Nachrichten aus Marokko, wonach die große Mahallah, die Abdul Asis mit französischem Gelde für seinen Zug nach Fez in Gang gebracht hatte, zu seinem brüderlichen Gegner Mulay Hafid übergegangen ist, und dessen Einzug in Fez unmittelbar bevorsteht. Zufällig kam die Nachricht von der entscheidenden Wendung gerade am Montag nach Berlin, als die Abgesandten Mulay Hafids zu dem inoffiziellen Empfang bei einem Legationsrat sich anschickten. Es war vielleicht kein bloßer Zufall, daß der Empfang um einen Tag verschoben wurde mit der Begründung, ein nachträglich eingereichtes Schriftstück in arabischer Sprache müsse erst im orientalischen Seminar amtlich verdeutscht werden. Die Dolmetscherei kann schnell oder auch langsam betrieben werden, je nach Bedarf. Freilich ist es gut, wenn die Regierung vor dem Empfange schon weiß, ob sie es mit einem Abenteurer des Tages oder mit dem künftigen Sultan von Marokko zu tun hat. Wenn Mulay Hafid wirklicher Herr im Lande wird und die deutsche Regierung sein Vertrauen hat, so läßt sich vielleicht noch manches wieder gut machen, was nach Ausweis des Weißbuches bisher versäumt war.

Der vertagte Reichstag.

Man braucht ihm keinen Nachruf zu widmen. Sogar die Blockpresse bringt es nicht fertig, für die Leistungen dieser Blocktagung Begeisterung zu erwecken. Eine Masse von Gesetzentwürfen wurde schließlich in einem wahren Automobiltempo erledigt; aber diese Nummern waren nicht imposant und die summarische Verabschiedung erst recht nicht. Die Signatur der Tagung bleibt das Vereinsgesetz mit seinem Sprachenparagraphen, das die Umwandlung des Freisinns in eine unbegrenzt dienstwillige Regierungspartei besiegelte.

Was der Sprachenparagraph zu bedeuten hat, wird uns nochmals recht klar gemacht durch die preußischen Ausführungsbestimmungen. Für alle anderen Minderheitssprachen, — für die litauische, masurische, wendische, französische, ja sogar für die vor kurzem noch heftig befehdete dänische Sprache werden weitgehende Ausnahmen von der Regel des Sprachenparagraphen zugelassen, nur gegen die Polen wird die ganze Schärfe des neuen Gesetzes angewandt. Ein deutlicher Beweis, daß all das Gerede von technischen Schwierigkeiten wegen der Ueberwachung nur Vorwand war und ein nacktes Ausnahmegesetz des Hakatismus vorliegt. Die preußische Regierung scheint das die Polen auch recht kräftig fühlen lassen zu wollen. Die Polen lassen sich aber nicht einschüchtern. Der „realpolitische“ Erfolg der hakatistischen Politik ist vorläufig, daß die Polen wieder an die Seite des Zentrums gedrängt sind, dem sie bei früheren Wahlen mit mehr Eifer als Klugheit in die Flanke fielen. Jetzt haben wir ein regelrechtes Abkommen für die Landtagswahlen zwischen Zentrum und Polen, was für die Abwehr der liberal-kulturkämpferischen Machtprobe in Preußen von großem Wert ist. — Nebenbei zeigen die Ausführungsbestimmungen, daß die freisinnige „Errungenschaft“ des Ersatzes der besonderen Anzeige einer Versammlung durch die öffentliche Bekanntmachung gar nichts wert ist. Die preußische Verwaltung will diese Bestimmung benützen, um den regierungsfreundlichen Blättern Inserate zuzuwenden; denn nur die auserkorenen „Amtsverkündiger“ sollen eine wirksame Bekanntmachung vermitteln können.

In den letzten Aufwasch-Sitzungen des Reichstags hat hier und da die Blockmehrheit versagt. Man darf aber die Seitensprünge in Einzelheiten nicht schon als Vorzeichen des Zerfalls buchen. Am interessantesten ist der Sieg des Talers gegen den Einspruch der Regierung. Aber da zeigte sich die Widerstandskraft der Rechten im Verein mit den alten wirtschaftspolitischen Freunden. Die Konservativen haben sich mehr Selbständigkeit bewahrt als die Freisinnigen, die tatsächlich „alles schlucken“. Vermutlich auch die Steuergesetze im Herbst.



Zur Inferioritätsfrage.

Aphorismen zur Rostschen Broschüre von Dr. Brüning, Trier.

Vor einigen Wochen erschien bei Bachem unter dem Titel „Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart" eine Broschüre, deren Besprechung eine größere Anzahl bemerkenswerter Aufsätze hervorgerufen hat, welche zum Teil über den Inhalt des Buches referierten, zum Teil auch kritisch-praktische Betrachtungen brachten. Der Verfasser legt nun in seinem Vorwort Wert darauf, „zunächst zuverlässiges Tatsachenmaterial zu liefern". Zu diesem Zwecke hätte er meines Erachtens mehr bringen müssen, als er gebracht hat. Wenn auch die amtlichen Quellen in mancher Beziehung spärlich fließen; aus vielem Etwas wird stets ein Viel und wer suchet, der wird auch finden. So sagt Dr. Rost z. B. auf S. 60: „Von einschneidender Bedeutung für unser Problem ist ferner die Geistlichkeit beider Konfessionen nach zwei Seiten hin .... Um ein Bild der Volkswirtschaft zu gebrauchen, kann man sagen, das protestantische Pfarrhaus ist ein starker Produzent für gebildete Berufe, das katholische ein starker Konsument." Irgend einen ziffermäßigen Beleg für diesen zweifellos richtigen Satz bringt der Verfasser an dieser Stelle nicht. Und doch ist so manches Material da, das hätte beigebracht werden können. Nehmen wir zunächst das evangelische Pfarrhaus. Nach Cron „Glaubensbekenntnis und höheres Studium" lieferten die badischen Protestanten den Hochschulen des Großherzogtums in einem Zeitraum von zirka 25 Jahren (1869—1893) 2728 Studenten. Von diesen stammten aus dem evangelischen Pfarrhause 236; 190 von ihnen gingen zur Universität, 46 zur technischen Hochschule. Von den 190 widmeten sich 75 dem Studium der Theologie, der Rest von 115 ging zu Laienfächern über, welche also im ganzen 161 Studenten aus dem Pfarrhause erhielten. Von der Gesamtzahl der protestantischen Studierenden hatten also zirka 8,6 % protestantische Geistliche zu Vätern. — Nach einer bei Rost selbst (S. 43) mitgeteilten Tabelle studierten im Jahre 1898 an deutschen Universitäten 435 elsaß-lothringische Studenten evangelischer Konfession. Von diesen stammten 44 — also genau 10 % — aus dem evangelischen Pfarrhause. — Weiter ein Beispiel aus Preußen. Greifen wir das Sommersemester 1902 heraus. Da ergibt sich denn, daß an Reichsinländern auf preußischen Universitäten 10,623 Evangelische studierten. Von diesen entfielen auf die

evang.-theol.	Fakultät	1161	Studenten
juristische	„	3413	„
medizinische	„	1565	„
philosophische	„	4484	„

Von den Vätern dieser Studierenden waren im Hauptberufe evangelische Geistliche 981. Auf die Fakultäten verteilt sich diese Menge so, daß entfallen auf die

evang. theol.	353	medizin.	154
juristische	189	philosoph.	285

Von der Gesamtzahl der evangelischen Studenten stellen somit die Geistlichen zirka 9,2 %. Für die einzelnen Fakultäten berechnet, ergeben sich — in obiger Reihenfolge — zirka 30 %, 5,8 %, 9,8 % und 6,3 %. Soviel von der Produktion des evangelischen Pfarrhauses. Nun zum Konsumenten, zum katholischen Pfarrhause. Während wir eben sahen, daß das erstere „für den Protestantismus eine sichere Quelle" ist, „aus der ihm viele Gebildete erstehen", müßten wir Katholiken unsere Theologen „direkt als ein minus in Rechnung setzen, nicht etwa bloß deswegen, weil sie für den Laienberuf verloren sind, sondern noch mehr deswegen, weil sie durch den Zölibat auf den Aussterbeetat gesetzt sind." (Vgl. Tanner in der „Passauer theol.-prakt. Mon.-Schr.", Bd. XVI., Heft 11, S. 696). Und hier bietet sich uns ein recht reichhaltiges Material. Fangen wir im Südwesten an. Im Sommersemester 1907 studierten auf deutschen Universitäten 174 katholische elsaß-lothringische Theologen. Man darf annehmen, daß weitaus die größte Zahl von ihnen von elsaß-lothringischen Gymnasien kommt, wie man ebenso anzunehmen berechtigt ist, daß die Zöglinge des Metzer Klerikalseminars — zirka 140 — von diesen Anstalten abgegangen sind. In dem Jahrzehnt 1890—1900 haben nun — cf. Rost, S. 41 — in Elsaß-Lothringen die Reifeprüfung bestanden 1313 Katholiken; das würde für den genannten Zeitraum aufs Jahr zirka 130 katholische Abiturienten ergeben; heute mag der Satz etwas höher sein. Berücksichtigt man nun die Zahl der Studienjahre, so ergibt sich, daß jährlich etwa 70 junge Studenten der Theologie erforderlich sind, um die oben genannten Zahlen zu erreichen. Daß dabei nicht allzuviel für die Laienberufe übrig bleibt, ergibt sich ohne weiteres. Einen Schritt nach Osten, nach Baden! Innerhalb des obenerwähnten Zeitraumes von 25 Jahren bezogen badische Hochschulen 3166 badische Katholiken. Von ihnen gingen 715 zur technischen Hochschule. Von der Gesamtzahl wandten sich 758 dem Studium der Theologie zu (nach Cron a. a. O.), das sind rund 24 %. Wie gewaltig der Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken hier ist, beweist wohl am besten die Tatsache, daß von den Abiturienten, die zur Universität gingen, bei den Evangelischen 17,7 % angehende Theologen waren, bei den Katholiken dagegen 31,0 %. Auch für die späteren Jahre läßt sich an der Hand der Mitteilungen des Bad. Statist. Jahrbuchs ähnliches nachweisen (cf. u. a. Rost, S. 48). Auch in Württemberg absorbiert das Studium der katholischen Theologie viele Kräfte. Genau läßt sich das Verhältnis der Gesamtabiturienten zu denjenigen, welche katholische Theologie zum Gegenstande ihres Studiums machen, allerdings nicht feststellen. Immerhin aber kann man auf Grund der amtlichen Angaben über die Konfession der Schüler aller Oberklassen einerseits und der Zahl der Oberprimaner anderseits die Zahl der katholischen Abiturienten in Württemberg auf jährlich zirka 180—190 schätzen. Nun sind in den Jahren 1891—1901 in der Diözese Rottenburg jährlich im Durchschnitt 38 Kandidaten der Theologie ordiniert worden. Aus diesen Zahlen kann man daher seine Schlüsse ziehen. Es bleibt von Süddeutschland noch Bayern übrig. Von den 828 katholischen Gymnasialabiturienten Bayerns gingen nach Tanner (a. a. O. S. 696) 240 = 28,99 % zur Theologie über. In Mitteldeutschland ist Hessen auf zirka 70—75 katholische Gymnasialabiturienten zu schätzen; von diesen studierten 1906/07 13 Theologie. Für Preußen mögen folgende Ziffern genügen:

	Kathol. Abiturienten	Theologiestudierende
1886/87	833	253
1891/92	1100	435
1902/03	1625	439
1903/04	1764	478
1904/05	1902	505
1905/06	1989	485
1906/07	2070	478

Nimmt man die fünf letzten Jahre, so erhält man unter 9350 Abiturienten katholischer Konfession 2385, die zur Theologie übergehen, das sind $25^1/_2$ %.

Auch in den überwiegend protestantischen kleinen Staaten und im Königreich Sachsen steht es ähnlich; es sind pro Jahr zu schätzen

	die Abitur. kath. Konf.	die Studenten kath. Theologie
in Sachsen auf	zirka 15—17	zirka 5
in den anderen Staaten auf	zirka 45—50	zirka 15

Von diesen 15 dürften etwa 8—10 auf Oldenburg fallen; regelmäßig dürfte ferner Weimar mit einem beteiligt sein. Die Schätzung für die kleineren Bundesstaaten bezieht sich, wie mitgeteilt sei, auf die erste Hälfte der neunziger Jahre.

Vielleicht nimmt der Verfasser der eingangs erwähnten Schrift Veranlassung, manche von ihm nur andeutungsweise herangezogenen Gesichtspunkte bei einer Neuauflage auszuarbeiten; an Material fehlt es nicht.

Noch auf dreierlei sei aufmerksam gemacht. Bei der Anführung der Tabellen über den Besuch der Töchterschulen finden wir unter anderem:

Hessen	mit 305	Schülerinnen	= 13.0 %	der Gesamtzahl
Baden	„ 964	„	= 28 1 %	„ „
Württemberg	„ 352	„	= 7.9 %	„ „

An die Zahlen knüpfen sich Betrachtungen über den schlechten Besuch. Dieser läßt allerdings zu wünschen übrig, allein so schlimm, wie Rost es darstellt, ist es nun doch nicht; die gesamten Privatanstalten mit ihren Schülerinnen sind nicht berücksichtigt, ein Umstand, der die Prozentzahlen ganz bedeutend verschlechtert.

Dann wird wieder Sparkassenstatistik getrieben — faute de mieux. Diese Sparkassenbuchstatistik ist ein recht zweifelhaftes Hilfsmittel. Für Preußen mag sie stimmen, für Bayern im großen und ganzen auch noch; aber für Baden nicht. Denn dort weisen für 100 Einwohner die Landeskommissariate

Konstanz	25,0	Kassenbücher	auf bei ca.	88 %	kath. Bevölkerung
Freiburg	24,1	„	„ „ „	64 %	„ „
Karlsruhe	23,5	„	„ „ „	55 %	„ „
Mannheim	20,0	„	„ „ „	45 %	„ „

Hier stimmt die Rechnung also gar nicht; je mehr Katholiken, desto mehr Kassenbücher. Deshalb sind die Aeußerungen Rosts (S. 36) zum mindesten mißverständlich, wenn er sagt: „Wenn es . . . für Preußen seine Richtigkeit hat, daß die protestantischen . . . Gegenden . . . reicher sind als die katholischen, so gilt diese auf der Grundlage der Zahl der Sparkassenbücher erhärtete Beobachtung auch für Baden, das wir an anderer Stelle näher untersuchten."

Dann das letzte: Rost sagt (S. 40) „wenn wir unsere Nachweisungen auch auf Süddeutschland beschränken, so wollen wir auch einen flüchtigen Streifblick zuerst nach Preußen senden". Folgt dann eine kurze Notiz über die preußischen Abiturienten 1905. Ich meine: entweder man läßt Preußen ganz weg — die kurzen Aphorismen S. 40, 56 und 61 bringen keine Uebersicht — oder aber man berücksichtigt Preußen demnächst ausführlich; für die Schulstatistik wenigstens liegt auch ein außerordentlich reichhaltiges Material vor.



Das Papstjubiläum in der deutschen Kolonie Roms.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Durch gottesdienstliche Veranstaltungen in der deutschen Nationalkirche der Anima wurde die Feier des Papstjubiläums von der deutschen Kolonie würdig eingeleitet. Am Sonntag morgen fand in der Nationalkirche des Campo Santo ein feierliches Pontifikalamt statt und nachmittags wurde der von Monsignore Lohninger erbaute herrliche Pilgersaal, als bleibendes Andenken an das Papstjubiläum, feierlich seinem Zwecke übergeben. Der Protektor der Anima, Kardinal Merry del Val, der österreichische Botschafter mit Gemahlin, der preußische und bayerische Gesandte, die Bischöfe von Fulda, Hildesheim, Triest, St. Gallen, Sutri und Nepi, die ganze deutsche Prälatur, Vertreter der deutschen Kollegien, die deutsche Kolonie, Deputationen und Pilger aus der Heimat, kurz eine vielhundertköpfige Schar hatte sich zu diesem erhebenden Festakte eingefunden. Monsignore de Waal begründete in herzlicher Weise eine Huldigung für den Jubelpapst, Monsignore Lohninger eine solche für den Deutschen Kaiser und den Kaiser von Oesterreich, die ihre lebensgroßen Porträts, in Oel gemalt, für den neuen Saal geschenkt hatten, und Dr. Göller vom preußischen Historischen Institut, Präsident des Lesevereins, ließ nach feinschattierter, eindrucksvoller Darlegung der Bedeutung der deutschen Kolonie Roms den Kardinalprotektor Merry del Val und den heimatlichen Episkopat hochleben. Zum Schlusse erhob sich der frühere Rektor der Anima Monsignore Nagl, jetzt Bischof von Triest, um im Namen des Staatssekretärs für die herrliche Begrüßung zu danken. Die Scuola Gregoriana, unter Leitung von Monsignore Müller, tat ihr Bestes, um verständnisvoll ausgesuchte Chöre zu Gehör zu bringen. Die würdige Feier hinterließ den schönsten Eindruck und hat die deutsche Kolonie mit einem praktischen, großen und schönen Festsaal bereichert, wofür Monsignore Lohninger warmer Dank gebührt.

Am Montag, morgens um 11 Uhr hatte der Heilige Vater das römische Damenkomitee für Seine Jubelfeier, viele Bischöfe, die aus Deutschland und der Schweiz herbeigeeilten Diözesanvertretungen der Damen sowie die deutsche Prälatur und Vertreter aller Kreise der ansässigen Deutschen in Rom zu sich in den Konsistorialsaal befohlen, um die Jubiläumsgeschenke entgegen zu nehmen, die die Frauen und Jungfrauen in Deutschland und der Schweiz Ihm zu Füßen zu legen beschlossen hatten. Nachdem Pius X. alle zum Handkuß zugelassen hatte, wurde eine Ansprache verlesen, in der der Papst gebeten wurde, die Paramente, Kirchenwäsche, Kelche, Monstranzen, Ziborien, Missionskoffer usw. als Huldigung zum Jubiläum annehmen, sie dann besichtigen und segnen zu wollen.

In längeren Ausführungen betonte der Papst in seiner Antwort, daß er sich noch lebhaft erinnere, daß dieselben Länder, die heute so reiche Gaben darbrächten, vor zwei Jahren schon erhebliche Mengen von Paramenten für die zerstörten Kirchen Kalabriens ihm geschenkt hätten. Doppelt müsse er sich also wundern, daß, wie er gehört habe, jetzt noch viel größere Mengen und viel kostbarere Sachen eingelaufen seien. Herzlichster Dank gebühre allen, die so treu und unverdrossen mitgearbeitet hätten, um den Herrn in der Brotsgestalt zu ehren. Alle segne er von Herzen und wünsche ihnen Gottes reichsten Segen. Gerne folge er der Einladung, die Ausstellung zu besichtigen; er habe sich darauf gefreut, das in Begleitung der Damen selbst tun zu können.

Dann erhob sich der Heilige Vater, nahm noch die Spenden des Peterspfennigs entgegen, dessen Sammlung ein recht erfreuliches Ergebnis gezeitigt hat, und begab sich unter Vorantritt der Damen und gefolgt von den Herren in die Galleria delle Carte Geografiche. Die Galerie ist 160 m lang, reichte aber nicht aus, um alle Paramente unterzubringen, so daß noch ein großer Saal hinzugezogen werden mußte.

Die deutschen und schweizer Damen hatten sich alle bei den Ausstellungen ihrer betreffenden Diözese aufgestellt, so daß sie, als der Heilige Vater, von der Präsidentin, Frau Baumgarten, geführt, ihre Schätze in Seine Hände übergeben konnten. Nur ganz wenige Sprengel hatten sich aus diesen oder jenen Gründen nicht beteiligen können. Als besonders bedeutsam und reich müssen die Gaben der deutschen Schweiz, von Rottenburg, Freiburg im Breisgau, Münster und Breslau bezeichnet werden.

Ein Triumph deutscher Handarbeit, deutschen Fleißes und deutschen Geschmackes ist heute morgen gefeiert worden, so daß Kardinal Ferrata, die Herren vom Gefolge des Papstes und dieser selbst die Solidität und Schönheit der zahllosen Gegenstände, unter denen die Gold- und Silbersachen, die Spitzen, die feingestickte Altarwäsche und eine große Anzahl von Meßgewändern in älterem und neuerem Schnitt hervorragen, nicht genug rühmen konnten.

Der Heilige Vater hob wiederholentlich hervor, daß er alles gerne und mit Freuden annehme, die Verteilung der Gegenstände aber voll und ganz in die Hände des deutschen Damenkomitees lege. Wenn sie ihm einen kleinen Teil zur persönlichen Verwendung überlassen wollten, so würde ihn das recht freuen. Alles solle als Geschenk des Jubelpapstes an die bedürftigsten Gemeinden verteilt werden, worunter in erster Linie diejenigen von Deutschland und der Schweiz berücksichtigt werden müßten.

Diese feierlichen Aeußerungen des Papstes sind darum wohl geeignet, manches Mißtrauen zu beheben, als ob die Heimat und ihre Bedürfnisse bei solchen Anlässen nicht genügend berücksichtigt würden.

Die Leutseligkeit und herzliche Freude, die der Hl. Vater während des ganzen, langen Rundganges bezeugte, beglückte die Veranstalter dieser hochbedeutsamen Kundgebung zum Priesterjubiläum Pius' X. in höchstem Grade.

Die Missionsvereinigung deutscher Frauen und Jungfrauen, die in so erfreulichem Wachstum begriffen ist, hatte sich auf Veranlassung des römischen Damenkomitees entschlossen, ihre von Jahr zu Jahr umfangreicher werdende Ausstellung heuer ausnahmsweise in Rom zu veranstalten. Unter der kundigen Leitung von Fräulein Schynse wurde nun neben der eben erwähnten Ausstellung, aber völlig selbständig und getrennt davon, diejenige der Missionsvereinigung in übersichtlicher und geschmackvoller Weise hergerichtet. Der Protektor, Kardinal Ferrata, stellte die Damen, die von Prälat Forschner aus Mainz geführt wurden, dem Hl. Vater vor, der warme Worte der Aufmunterung und Anerkennung an sie richtete. Und als er ihre Ausstellung betrat, sprach er in unverhohlener Weise seine Genugtuung darüber aus, daß der Heidenmissionen in seinem Jubeljahre in so reicher Weise gedacht worden sei. Das sei um so bemerkenswerter, als die Vereinigung doch erst wenige Jahre bestehe. Er wünsche und erwarte, daß sie sich immer mehr entwickeln und immer festeren Fuß fassen möge, weil sie den Blick nicht auf bestimmte Einzelheiten, sondern auf das Ganze gerichtet halte.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß der Verein katholischer Lehrerinnen Deutschlands sich in so hervorragender Weise an der deutsch-schweizerischen Ausstellung und an der Sammlung des Peterspfennigs beteiligt hat, daß das vielen zum Vorbild und Muster gereichen kann. Als der Heilige Vater an diesen Teil der Ausstellung kam, richtete die erste Vorsitzende des Vereins, Fräulein Pauline Herber aus Boppard, umgeben von zahlreichen Vereinsmitgliedern, einige Worte an ihn und überreichte ihm die Adresse des Vereins. Der Papst dankte hochbefriedigt und bemerkte auf Fräulein Herbers Bitte, den von Freiin von Oer gemalten Kreuzweg selbst behalten zu wollen, daß er dafür einen geeigneten Platz im Vatikan aussuchen werde.

Am Dienstag fand zum Abschlusse unserer Jubelfeier eine musikalische Aufführung im Campo Santo statt.

Unter den aus Deutschland eigens herbeigeeilten Herren nenne ich den Grafen Droste zu Vischering, Prälat Professor Hitze, Erbprinz von Löwenstein und Monsignore Werthmann von Freiburg.



Im Frühling.

Ein Streifen verwildertes Gartenland
Mit nickenden Dolden am Mauerrand,
Das Pförtchen verwittert, ich schlüpfe hinein:
Gott grüß dich, mein Eden, im Sonnenschein!

O lachende Frühlingsherrlichkeit!
Die schimmernden Pfade mit Blüten beschneit,
Es duftet der Flieder, die Tulpen glüh'n.
Auf schwellender Moosbank im Wiesengrün
Lausch' ich in tiefem, beglückendem Schweigen
Dem Vogelgesang in den Hecken und Zweigen
Und schaue verträumt in das blaue Gezelt.

— — — — — — — — — —

Da fühlt mir die Seele unnennbare Lust,
Da wird es mir plötzlich mit Wonne bewußt:
Wie reich ist das Leben, wie schön ist die Welt!

Josefine Moos.

Die „vaterländischen" Arbeitervereine.

Von

Ernst v. Hartenfels.

Auf dem „nationalen" Acker des Fürsten v. Bülow „keimt" manches neue Kraut, dessen Zweck und Wert erkennbar ist, noch ehe es recht Früchte gereift hat. Zu diesen Gebilden gehören die sogenannten vaterländischen Arbeitervereine. Das Wochenblatt dieser Vereine, die „Deutsche Treue", bezeichnet sie selbst als eine Folge der letzten Reichstagswahlen. Der neue Arbeiterbund sollte sich gegen die Sozialdemokraten richten: Das Bürgertum wollte die politische Herausforderung der roten Partei, so heißt es in der Vorgeschichte des Bundes, nicht mehr ertragen und brach ihren Einfluß im Reichstag. Um wie viel mehr hätten da nicht die Arbeiter, insofern sie deutsch, monarchisch und kirchlich gesinnt seien, Veranlassung, den Einfluß der Sozialdemokraten als unerträglich zu betrachten. Ganz unsere Ansicht. Es ist auch selbstverständlich, daß der Bund, wenn er in diesem Sinne wirken will, verspricht, mit den konfessionellen Arbeitervereinen ein freundliches Verhältnis anbahnen zu wollen. Denn diese Vereine sind ja doch auch deutsch und monarchisch und kirchlich. Aber sind dann nicht die vaterländischen Arbeitervereine entbehrlich? Sie verneinen das; sie wollen auf dem Gebiete der Arbeitervereine eine Lücke entdeckt haben und diese ausfüllen. Sie wollen nämlich „alle zu Kaiser und Reich stehenden deutschen Männer, die zu Unternehmern in einem Lohn- oder Gehaltsverhältnis stehen, ohne Unterschied ihrer kirchlichen oder parteipolitischen Stellung zum Kampf gegen die Sozialdemokratie vereinigen". Sollte dies gelingen, so würde damit aber doch nicht eine Lücke ausgefüllt, sondern es würden alle deutschen, monarchischen und kirchlichen Arbeiter „vereinigt" werden. Das ist aber bei den abgrundtiefen wirtschaftlichen, politischen und konfessionellen Gegensätzen in Deutschland unmöglich. Das sieht der Bund wohl im stillen auch selbst ein, aber er merkt nicht, daß das „nationale" Mäntelchen, in das er sich hüllt, von dem häufigen Gebrauch durch andere Kartellmacher und sonstige politische Gründer so verschlissen ist, daß es die Blößen dieser neuesten Gründung nicht deckt. In Wahrheit handelt es sich eben nur um ein Manöver im Sinne der Blockpolitik, durch das viel weniger die Sozialdemokraten als das Zentrum und die katholischen Arbeiter getroffen werden sollen. Wie sehr sich nämlich der Bund der „vaterländischen" Arbeiter gegen die katholischen Vereine richtet, ergibt offensichtlich der Inhalt der bisherigen Nummern der „Deutschen Treue". Zwar haben die konfessionellen Arbeitervereine auch im allgemeinen nicht den Beifall dieses Blättchens, die protestantischen Vereine aber werden doch nicht besonders getadelt. Es heißt von ihnen sogar, ihrem Anschluß an den Bund stehe kein Hindernis entgegen; sie würden vielmehr durch ihren Beitritt auch wirtschaftlich sich eine Stellung sichern. Die katholischen Vereine erhalten eine solche liebe- und vertrauensvolle Einladung, an der „vaterländischen" Krippe teilzunehmen, nicht. Nun ja, „katholisch" heißt ja seit dem 13. Dezember 1906 soviel wie antinational, mithin gehören katholische Arbeiter nicht in den Bund vaterländischer Arbeiter!

Nicht anders stellt sich der Bund und seine „Deutsche Treue" zu den christlichen Gewerkschaften. Er will ihnen gegenüber in seiner Werbetätigkeit zwar freie Bahn haben, weil sie ihn schlecht behandelt hätten. Angriffe richtet das Bundesblättchen aber nur gegen „ultramontane" Gewerkschaften. So enthält das „Wort an die evangelischen Arbeitervereine" in Nr. 4 des Blattes folgende Liebenswürdigkeiten eines „evangelischen Christen": Die Anklagen gegen die Burbacher und Völklinger Hüttenwerke nach den Reichstagswahlen wegen Bekämpfung der christlichen Arbeiter seien ein Machwerk der christlichen Gewerkschaften aus dem Saarrevier, welche von ultramontanen Blättern und Parteisekretären geleitet würden. Diese ultramontanen Führer seien bezahlte Futterschneidemühlen für Zentrumswahlen. Die Verbrüderung mit der ultramontanen Arbeiterbewegung habe nur geschadet und habe das ultramontane Nebenregiment gestärkt. Und ferner: Die Boten der Gladbacher Jesuitenschule scheine man endlich entbehren zu können. Hier würden die geheimen Giftquellen aufgeschlossen. Katholische Arbeitersekretäre brächten unter der Firma „Christliche Gewerkschaft" die schwersten Gefahren. Es läge alle Veranlassung zur Warnung der evangelischen Arbeiter vor. Dann Glückauf zu einer Blockpolitik auch unter den evangelischen Arbeitern und ihren vielen tausend Freunden.

Aehnlich eifert die „Deutsche Treue" an anderen Stellen gegen den „Ultramontanismus". Beispielsweise, weil er die protestantischen Arbeiter gegen die Nationalliberalen auf die Beine bringen wolle. Es wird auch offen ein Keil zwischen die christlichen Gewerkschaften mit der Schlußfolgerung getrieben, es gehe aus den Auseinandersetzungen auf beiden Seiten dieser Gewerkschaften hervor, daß eine wirtschaftliche interkonfessionelle Vereinsbildung bei den in Deutschland herrschenden Zuständen unmöglich sei. Mit diesem Satze verurteilt eben der Bund sein eigenes Bemühen. Denn gerade er will ja angeblich die Arbeiter auf breitester interkonfessioneller Grundlage zusammenführen und wirtschaftlich heben. In Wirklichkeit will er das, wie wir gesehen haben, freilich nicht, sondern nur den Zusammenschluß aller protestantischen Arbeiter, soweit sie nicht Sozialdemokraten sind. Das Ideal des Bundes ist ein Corpus Evangelicorum der deutschen Arbeiter, als teilweiser Unterbau für den protestantischen Reichstagsblock. Dieser Arbeiterblock müßte dann natürlich auch politisch gut ausbalanciert sein, damit er nicht umkippt. Auch das hat der Bund bestens bedacht und seinen Schwerpunkt in das nationalliberale Lager verlegt. Ausgerechnet dahin auch deshalb, weil er damit die dauerhaftesten und schärfsten Katholikenhasser für sich gewinnt. Die Nationalliberalen sind ja auch die „Generalpächter von Bildung und Besitz", mit deren kapitalistischen Zielen der Bund mehr naiv als realpolitisch aussichtsvoll die Arbeiter aussöhnen will. So wird es verständlich, daß der Bund für die Herrenmoral des Herrn Kirdorff, dessen soziale Verdienste er rühmt, eintritt, indem er meint, Herr Kirdorff habe in seiner Rede beim Festmahl des Zentralverbandes deutscher Industrieller mit Recht den Herrenstandpunkt vertreten, weil er ihn nur gegen die richte, die ihn herausforderten. Das heißt mit anderen Worten, die „Herren" haben zu entscheiden, ob die Arbeiter sich ihrem Willen zu unterwerfen haben. In derselben Richtung bewegt sich das von dem Bundesblättchen nach einem Ausfall gegen die Partei, mit der man „in Domsakristeien Wahlgeschäfte abschließt", wiedergegebene Loblied auf die nationalliberale Organisation, die im nationalen und freiheitlichen Sinne für Bildung und Besitz eintrete. Nichts sei weniger freiheitlich als der Siegeszug der Sozialpolitik der Posadowskyschen Richtung, der die polizeiliche Zwangsjacke der Staatsfürsorge und anderseits den Terrorismus der Gewerkschaften gebracht habe. Zweifelsfrei gehe jetzt durch das Volk eine frische Brise im Sinne des Blocks. Es handle sich um die Zukunft der nationalliberalen Partei, deren große Verdienste sie dazu bestimmten, in der ernsten Lage der Gegenwart eine vermittelnde Rolle zu spielen. Wir meinen, diese Andeutungen genügen, um den Bund „vaterländischer" Arbeitervereine als eine neue Truppe zum Kampfe gegen das katholische Volk zu erweisen. Für besonders gefährlich halten wir sie zunächst nicht. Unsere katholischen Arbeiter sind doch wohl politisch geschult genug, um zu wissen, daß die Propheten aus dem nationalliberalen Lager für uns falsche Propheten sind. Gleichwohl wird man die Weiterentwicklung dieser neuesten Blockhilfstruppe sorgsam im Auge behalten müssen.



Studententum und Parteipolitik.

Von

August Nuß.

Auf Herrn Koepchens Artikel in Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau" nur einige flüchtige Gedanken zur Erwiderung.

Soll der Student, der noch nicht wahlmündig ist, aktiv und praktisch Parteipolitik treiben? Nein! Dazu hat er weder Beruf, noch Fähigkeit, noch Zeit. Er soll studieren. Soll auch an den Strebungen und Bewegungen der Zeit nicht achtlos vorübergehen. Er soll Fühlung zu nehmen und zu halten suchen mit den Gedankengängen der ihn umgebenden Welt. Neben seinem Fachstudium soll er auf dem weiten Markt des großen öffentlichen Lebens Umschau halten, ohne sich zum „lauttönenden" Herold und zum „Rufer im Streite" aufzuwerfen. Auch hier soll er lediglich — studieren. Dafür heißt er „Student". So soll er sich positive Kenntnisse sammeln, um dann später gegebenenfalls im öffentlichen Leben seinen Mann stellen zu können. Das — passive — Studium der Politik schadet dem jungen Herrn Studiosus nichts, wohl aber die aktive Beteiligung an dem Kampfe in der parteipolitischen Arena. Dem Studium der reinen Tages- und Parteipolitik ziehe ich für die heutige studentische Welt das intensive Studium der sozialpolitischen Probleme vor. Hic Rhodus, hic salta! Mehr soziales Interesse! Mehr sozialpolitisches Verständnis! Das ist heute eine der ersten „Forderungen des Tages", — auch, ja gerade für die junge akademische Welt. In bestimmten Grenzen wird auch von ihr positive soziale Mitarbeit gefordert. Ich meine: Mit der gewissenhaften und gründlichen Erfüllung der sozialen Pflichten hat der Student vorerst genug zu tun. Hier zeige er seine Kraft!

Ist ein Student wahlmündig geworden, so hat er meines Erachtens das verfassungsmäßige Recht und die staatsbürgerliche Pflicht, von Fall zu Fall aktiv Parteipolitik zu treiben, so gut wie jeder andere Staatsbürger. Ob er hierbei eine führende Rolle spielen will, mag er mit seinem Gewissen ausmachen und mit seinen Standespflichten.

So viel zu der prinzipiellen Frage, ob ein Student Parteipolitik treiben soll.

Zum Schluß noch eine Bemerkung:

Gar mancher katholische Student sieht beim Gegner nur Splitter, im eigenen Lager aber lauter Balken. Gar mancher katholische Student nährt sich täglich nur von der Kost liberaler Zeitungen und Witzblätter à la „Simplicissimus" und „Jugend"! Die katholischen Blätter seien ihm, sagt er, zu einseitig und — rückständig. Woher kennt er sie? Zumeist nur aus der Kritik der Gegner. Diese Art Politik zu „studieren", ist einseitig und — unehrlich. Sapienti sat!

„Sachverständige" in Unsittlichkeitsprozessen.

Vor der Strafkammer des Landgerichts München I wurde am 5. Mai im sogenannten objektiven Verfahren wieder einmal ein Prozeß gegen ein mit grob unsittlichen Stellen gespicktes Buch verhandelt. Der Ausgang war aber ein anderer als in der ominösen Schwurgerichtsverhandlung, über die in Nr. 10 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 147 ff.) berichtet werden mußte. Das Gericht ließ sich von den Gutachten der lediglich zur Entlastung geladenen „Sachverständigen" diesmal nicht imponieren und erkannte auf Einziehung von elf objektiv unzüchtigen Stellen des Buches. Der interessante Verlauf der Verhandlung rechtfertigt eine nähere Wiedergabe. Wir folgen dabei dem Berichte der Nr. 128 der liberalen „Augsburger Abendzeitung":

„Vor einiger Zeit erschien im Verlage von Piper & Co. dahier (München) ein Werk, „Tagebuch einer Dame", in welchem geschildert wird, wie eine Dame aus der Gesellschaft zur Dirne herabsinkt. Die Staatsanwaltschaft beanstandete den Inhalt des Buches und erhob gegen den Verfasser, den Münchener Schriftsteller Dr. Rüttenauer, und die Verleger Anklage wegen Vergehens wider die Sittlichkeit. Die Strafkammer lehnte die Eröffnung des Hauptverfahrens gegen die Beschuldigten ab, worauf das objektive Verfahren eingeleitet wurde.

In der nun vor der 1. Strafkammer stattgehabten Verhandlung erklärte der Sachverständige Professor Dr. Muncker, das Buch habe in gewissem Sinne einen wissenschaftlichen Wert. Es sei die Tagebuchform gewählt, weil in dieser die Heldin über ihre Gefühle und Regungen möglichst offenen Aufschluß geben könne. Die Verhältnisse, unter denen sie zur Dirne werde, werden rücksichtslos dargestellt. Dabei werde die Heldin keineswegs glorifiziert, es werde vielfach angedeutet, daß sie ein Opfer ihrer Schwäche werde. Der ruhige Leser erkenne, daß der Verfasser einen Fall von seelischer Krankheit darstellen will. Diese Absicht schließe nichts Unsittliches in sich; das Buch sei durchaus nicht pornographisch, wenn es auch kein künstlerisches Werk sei und verschiedene psychologische Unmöglichkeiten enthalte. Eine Geschmacklosigkeit müsse das Hereinziehen religiöser Momente genannt werden, eine Roheit sei die Schilderung verschiedener Personen, in denen man bekannte Münchener Schriftsteller erkenne. Hervorzuheben sei, daß das Buch verschiedene hübsche Naturschilderungen enthalte.

Schriftsteller Joseph Ruederer führte aus, das Buch sei nicht pornographischer Art. Er glaube an die Absicht des Verfassers; er verfolge künstlerische Ideen; daß er sie erreichte, möchte er nicht behaupten, doch offenbare sich in dem Werke ein starkes schriftstellerisches Können. Die Heldin sei eine hysterische Person, deren Psychologie so plump geschildert sei, daß demgegenüber das Künstlerische zurücktrete.

Staatsanwalt Link führte in seinem Plädoyer aus, der Begriff des Unzüchtigen sei dem gesunden Menschen ohne weiteres klar, und von Männern, die, wie die Juristen, trotz aller gegenteiligen Meinungen dem öffentlichen Leben nahestehen, könne man dies um so mehr behaupten. Unzüchtig sei im gegebenen Falle das Leben der Heldin und die Art der Darstellung; es würden Zoten verwendet, um den Entwicklungsgang der Heldin zu schildern. Die Frage, ob es eine Norm für die Sittlichkeit gebe, müsse er bejahen. Diese Sittlichkeitsquellen seien das Alte und das Neue Testament, auf denen sich der moderne Staat aufbaue. Er halte die Meinung der Sachverständigen in allen Ehren, allein sie stünden außerhalb der großen Volkskreise, die ein solches Werk wie das „Tagebuch einer Dame" als unzüchtig verwerfen. Durch die Einziehung des Buches werde dem Kunstschatze der Welt nichts geraubt, wenn es freigegeben werde, würde es nur die sittliche Verkommenheit fördern. Die Staatsanwaltschaft wäre in der Lage, eine Reihe von Gegensachverständigen zu benennen, doch sei es schwer, diese zu Gericht zu bringen, weil sie ihre Ansicht vor der Oeffentlichkeit nicht bekunden wollen. Da es nicht möglich sei, einzelne Teile des Buches auszuscheiden, wenn man es nicht unverständlich machen wolle, beantrage er das ganze Buch einzuziehen und die zu dessen Herstellung benützten Platten unbrauchbar zu machen.

Die Vertreter der Interessenten, die Rechtsanwälte Dr. Wilhelm Rosenthal und Dr. Pflaum traten der Auffassung des Staatsanwaltes über die Notwendigkeit der Vernehmung von Sachverständigen entgegen und kamen zu dem Schlusse, daß die Tendenz des Werkes keine unsittliche sei, denn die einzelnen Schilderungen seien notwendig, um erklärlich zu machen, wie eine Dame der Gesellschaft zur Dirne herabsinken könne; eventuell würde es sich empfehlen, nur das eine Blatt mit der beanstandeten Zeile zur Einziehung zu bestimmen.

Die Strafkammer entschied, daß elf Stellen des Buches einzuziehen und die zu ihrer Herstellung benützten Platten unbrauchbar zu machen seien. Das Gericht anerkannte, daß große Partien des Buches nicht zu beanstanden sind, und ließ es dahingestellt, ob ihm ein literarischer oder künstlerischer Wert beizumessen, ob es von sittlicher oder unsittlicher Tendenz getragen sei. Ein beträchtlicher Teil des Buches enthalte Schilderungen der Liebesabenteuer der Heldin, und in breiter Ausmalung auch verschiedene Vorgänge aus dem Geschlechtsleben derselben. Diese Schilderungen treten aus dem Gesamtinhalt des Buches hervor, sie seien objektiv unzüchtig und geeignet, das sittliche Empfinden weiter Leserkreise zu verletzen."

Der Bericht und die Entscheidung bedürfen kaum eines Kommentars. Die nicht nur in der Presse, sondern auch im preußischen Abgeordnetenhause (vgl. den Artikel „Gerichtspraxis" von Dr. Otto von Erlbach in Nr. 6, S. 88 ff.) und im deutschen Reichstage erhobenen schweren Bedenken gegen den Einfluß der sogenannten Sachverständigengutachten auf die Beurteilung pornographischer Erzeugnisse durch die irregeführte deutsche Rechtsprechung können auf die Dauer nicht ohne Wirkung bleiben. Bei dieser Gelegenheit eine vorläufige Antwort an die Adresse des Abg. Dr. Müller (Meiningen), der in der Reichstagssitzung vom 30. März 1908 das Landgericht München I, dem anzugehören er die Ehre habe, und das Schwurgericht München gegen kritische Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau" verteidigen zu müssen glaubte. Dr. Otto von Erlbach wird in einer der nächsten Nummern der „Allgemeinen Rundschau" bemerkenswerte jüngste Vorgänge im Kampfe gegen die Pornographie im Zusammenhange würdigen. Heute sei lediglich fest-

gestellt, daß Abg. Dr. Müller (Meiningen) der „Allgemeinen Rundschau" **mit Unrecht** den Vorwurf machte, sie habe (vgl. Stenographischer Bericht, Reichstag, 134. und 135. Sitzung, Montag, 30. März 1908, Seite 4466 c) „unter anderem verlangt, daß Richter, die in solchen Dingen judizierten — es war eine Reihe von Urteilen mitgeteilt, in denen das Münchener Gericht abwich von dem Urteil des Obergerichts —, **so rasch wie möglich von der Strafkammer an die Zivilkammer versetzt werden möchten**". Jeder Urteilsfähige kann diese Wendung des wortreichen Freisinns-Führers nur in dem Sinne verstehen, als habe die „Allgemeine Rundschau" eine Versetzung **ohne und gegen den Willen der betreffenden Richter**, also sozusagen eine Art Strafversetzung „verlangt". In einer Fußnote zu dem Artikel „**Vier Urteile**" in Nr. 8 vom 22. Febr. 1908 (S. 121) heißt es aber lediglich: „Die Strafkammer des Landgerichts München I hat mittlerweile auch vom Reichsgericht, und zwar in zwei Fällen, Korrekturen erfahren, welche **den betreffenden Richtern denn doch den Wunsch nahelegen sollten, baldmöglichst an eine Zivilkammer versetzt zu werden**, denn das Ansehen der Justiz leidet gewaltig unter solchen Fehlschlägen." Das ist ein sehr **erheblicher Unterschied**, über den der Abg. Dr. Müller (Meiningen) nicht so leichtfertig hinweghüpfen sollte. Ein Reichstagsabgeordneter ist verpflichtet, eine Zeitung oder Zeitschrift, die er angreift, zum mindesten **genau zu zitieren** und weder etwas hinzuzufügen noch etwas wegzulassen, wenn dadurch der Sinn entstellt und **künstlich in pejus „korrigiert"** wird. Die Unabsetzbarkeit des Richters ist ein Grundsatz, der in der „Zentrumspresse" einen vielleicht zuverlässigeren Schutz findet als in den Reihen jenes „Freisinns", der heute von bisherigen Kampfgenossen des **Verrates an freiheitlichen Grundforderungen** angeklagt wird. Einer Justizbehörde, welche einen Urteilsspruch mit Versetzung ahnden wollte, würde die „Allgemeine Rundschau" nachdrücklich auf die Finger klopfen. Etwas anderes ist es, wenn ein Richter selbst einsieht, daß seine Fähigkeiten auf einem anderen Gebiete liegen.



„Selbstherrlichkeit."

Von

Anna de Crignis, München.

Am 18. Mai 1906 gab **Ellen Key** ihren ersten Vortragsabend in München. Noch heute sehe ich die feine Erscheinung der kleinen, alten Dame vor mir: wie sie in ihrer eleganten schwarzen Robe ans Stehpult rauschte, dann den Duft eines dort liegenden Blütenstraußes einsog, vornehm mit den wohlgepflegten Händen posierte und hierauf das meist aus Damen bestehende Publikum einem minutenlangen Studium unterzog. Totenstille herrschte im großen Saale des „Bayerischen Hofes", bis Ellen Keys helle, einschmeichelnde Stimme den Bann brach durch die Worte: „Verehrte Anwesende." Ihr Thema lautete: Geselligkeit und Ethik. Zu Beginn sprach sie den für Christen inhaltslosen Satz: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst." Die einzelnen Teile ihrer langen Rede verband sie geschickt durch Brücken von eigener Mosaik sowie zahlreichen Sentenzen, welche ihre ungeheure Belesenheit offenbarten. Geselligkeit müsse geistig anregen und körperlich wohltun. Nichts überraschte mich mehr von der Verfasserin des Buches „Lebensglaube", in dem sie das Verblühen des Christentums, dessen vollständigen Bankrott zu beweisen sich anmaßt, als daß sie den leuchtendsten Redeschmuck ihres Vortrages — unserer Bibel entnahm, z. B. als sie über jene Geselligkeit sprach, welche wir durch die Liebe oder Freundschaft genießen können, „wo der eine sehr ehrfurchtsvoll das Gefühl des anderen wie ein Altarlicht emporhebt zu einer Höhe, die er sich selbst nicht zugetraut hätte" . . ., oder wenn sie die Sitte der Araber, dem Fremden Brot und Salz zu reichen, eine Art Sakrament, ein Liebesmahl nannte . . ., oder als sie ausführte, Sabbatstimmung müsse in die Geselligkeit gebracht werden. Ueberhaupt lief ihr ganzer Vortrag auf das Christengebot hinaus, das sie selbst zitierte: „Was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen auch tun!"

Am Schlusse ließen sich junge Leute zu exaltierten Lobreden hinreißen; reife, an jahrelanges Studium gewöhnte Menschen zeigten sich jedoch etwas enttäuscht: von dieser weltberühmten Volksrednerin hatte man sich eine wissenschaftliche Konferenz statt einer Salonplauderei und neue Gedanken erwartet; so aber hatte sie die wärmste Wortmalerei dem Christentum und die größten Schlager berühmten Männern entnommen.

Dieser Vortrag trat doppelt lebendig vor meine Seele bei Lektüre einer neuen Abhandlung von Ellen Key, betitelt „Das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit", siehe Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1907, Nr. 17.

In ihrer Rede hatte sie betont: „Die Geselligkeit und die Gesellschaft muß die Solidarität und die Individualität vertreten", im Essay verficht sie dieselben Sätze aber mit Vorausstellung des Individualismus: „Ich bin in erster Linie für mich da, in zweiter Linie für die Menschheit. Unsere Lebensbedürfnisse können wir nicht anders als im Zusammenhang mit dem Ganzen befriedigen." Dann leitet sie zu dem Kernpunkt ihres Strebens und Wirkens über: „Der Individualist will eine persönlich geschaffene Religion und Ethik." Wie sehr lehnt sie sich da an ihr Ideal Friedrich Nietzsche an! Radikal atheistisch, bekriegt sie wie er das Christentum und besonders die Kirche. Philosophie des irdischen Lebens vertritt bei beiden die Stelle der Religion. „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein", phantasierte der Zarathustraprediger. Aber seine Jüngerin Ellen Key übertrumpft ihn noch. Hören wir den Schlußgedanken ihres Essays: „. . . Wenn dieses der Menschheit zur zweiten Natur geworden ist, dann wird eine Mutter, wenn ihr Sohn ihr dann noch mit Parzivals Frage naht: Was ist Gott? ihren Blick in den seinen versenken und antworten können: Du!" — — — Als ich diese Stelle das erstemal las, mußte ich lächeln, so naiv kam sie mir vor; das zweitemal fiel mir das Märchen ein: „Mann und Frau im Essigkrug." Das drittemal stand diese schwedische Schriftstellerin als der verkörperte Hochmut vor mir, und ich fand ihren Haß gegen unsere Religion der Demut natürlich.

Die kleinen Menschlein, die armseligen Sterblichen, die Sünder läßt sie zu Gottheiten avancieren! Nur gut, daß die ewige Majestät des wahren, einen, persönlichen Gottes zwischen seinem und dem menschlichen Geiste einen Grenzwall errichtet hat, an dem irdischer Hochdünkel scheitert.

Der Wilde, einer gesunden Ahnung folgend, schafft sich einen Götzen als Ding außerhalb seiner selbst; der „modernste" Kulturmensch betet sich selbst an! Ein Wesen, das geboren wird, sich entwickelt und stirbt! Ein Geschöpf, das Tag für Tag hundert Torheiten und Irrtümer begeht, das müde, krank und unglücklich sein kann! „Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott", fragt Goethe; „ermangeln ihm nicht ebenda die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht?" —

Der metaphysischen Kunst des Russen Dostojewsky entsproßte der Roman „Die Dämonen", in welchem der Nihilist Kiriloff sich schließlich erschießt, um Gott zu werden.

O, Dostojewsky, wie schade, daß Fräulein Key erst jetzt entdeckt hat, daß der Mensch eigentlich ein Gott ist; sonst hätte Kiriloff, dein Held, mit seiner Sehnsucht nach Vergöttlichung, ruhig leben bleiben können! Gerade in diesem russischen Werke tritt uns das „Menschliche, Allzumenschliche" plastisch vor Augen und gewährt einen Rückschluß auf alle Menschen. Und diese sollen „Gott" sein?! Unwillkürlich kommt mir die Herzeloide des Mittelalters, die Parzival das Lichte vom Finstern unterscheiden lehrt, logischer vor als die moderne Ellen Key.

Ich glaube, daß Goethe, den diese Dame als zweites Ideal verehrt, mit ihrer Gottesansicht kaum einverstanden gewesen wäre. Er sagt: „Ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt. Das ist mein Gott." — Derselbe Goethe charakterisiert unser Verhältnis zu dem unbegreiflichen Gott; er nennt den Menschen „ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses."

Lassen wir uns nicht wankend machen durch die vergoldete Phraseologie dieser modernen Heidin! Es ist nur ein Gott. „Von Gott geht alles aus; in Jesus Christus hat alles seinen Mittelpunkt, durch ihn geht alles zurück auf Gott." (P. Bonaventura.) Das Christentum regelt auch die Stellung zwischen Gott und Mensch: letzterer ist nicht mehr als ein abhängiges Geschöpf, wennschon die Krone der Schöpfung; er ist nicht Gott selbst, aber kraft seiner unsterblichen Seele ein Ebenbild Gottes und soll ein Tempel des hl. Geistes sein. Wie sagt Schiller? „Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in **einem** Kranze — Der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich."

Einen Beirat für die Theaterzensur

hat die Polizeidirektion in München ins Leben gerufen. Dem Beirate gehören folgende Herren an:

Oberstudienrat Dr. v. Arnold, Hofschauspieler Friedrich Basil, Universitätsprofessor Dr. Cornelius, Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Crusius, Professor an der Technischen Hochschule Dr. Graf Du Moulin-Eckart, Schriftsteller Alex. Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, prakt. Arzt Dr. K. Graßmann, Universitätsprofessor Obermedizinalrat Dr. v. Gruber, Schriftsteller Dr. Max Halbe, Professor Ad. v. Hildebrand, Studienrat Dr. Kerschensteiner, Universitätsprofessor Hofrat Dr. Kräpelin, Universitätsprofessor Dr. v. Müller, Universitätsprofessor Dr. Muncker, Gymnasialrektor J. Nicklas, Generalintendant a. D. v. Possart, Schriftsteller Joseph Ruederer, Oberregisseur a. D. J. Savits, Oberbibliothekar Dr. Schnorr v. Carolsfeld, Professor Anton Stadler, Professor an der Technischen Hochschule Dr. Sulger-Gebing, Professor an der Technischen Hochschule Dr. Voll, Schriftsteller Wilhelm Weigand, Intendant a. D. Geh. Hofrat von Werther.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" sind von der Zusammensetzung des Beirates sehr befriedigt und meinen, dieselbe verspreche ein recht gedeihliches Wirken, „gedeihlich" im Sinne einer **weitherzigeren** Handhabung der Zensur. Anders kann es vom Standpunkte der „Neuesten Nachrichten" nicht gemeint sein. Wir enthalten uns eines Urteils über die Wirksamkeit dieses Beirates, bis wir greifbare Früchte seiner Arbeit gesehen haben. Der Zensurbeirat ist, so wird bekanntgegeben, in Kommissionen eingeteilt, die bereits Gelegenheit hatten, sich zu einer Reihe von Bühnenwerken verschiedenster Gattung zu äußern.

Was die **Zusammensetzung** des Zensurbeirates anbelangt, so hat die Polizeidirektion es mit einer Aengstlichkeit, die wir zwar verstehen, aber nicht billigen, sichtlich vermieden, **auch nur eine einzige** Persönlichkeit zuzuziehen, welche notorisch auf dem Boden derjenigen **Richtung und Weltanschauung** stünde, die in der bayerischen Gesamtbevölkerung nun einmal die vorherrschende ist. Das hindert aber nicht, anzuerkennen, daß eine Reihe vortrefflicher Männer, die durch ihre unerschrockene öffentliche Stellungnahme gegen gewisse Exzesse bestens legitimiert sind, in dem Beirate anzutreffen ist, wenn sie auch nur einen relativ kleinen Bruchteil bilden. Mit besonderer Genugtuung begrüßen wir verschiedene Autoritäten der medizinischen Wissenschaft und Volkshygiene, namhafte Kenner der menschlichen Psyche. Bei einzelnen Namen fragt man sich allerdings vergeblich nach dem Befähigungsnachweis für das Ehrenamt eines Theaterzensors, wenn nicht etwa z. B. für einen Historiker die scharf ausgeprägte „antiklerikale" Tendenz allein schon die ethisch-ästhetische Qualifikation ersetzt. Es könnte auffallen, daß die in den Beirat berufenen Bühnenschriftsteller ausnahmslos der modernen „freien" Richtung angehören, wie auch die zugezogenen Literatur- und Kunstsachverständigen schon dadurch gekennzeichnet sind, daß sie in gewissen Prozessen der letzten Zeit mehr oder minder Anschauungen vertraten, welche — von persönlichen Freisprechungen ganz abgesehen — zur Freigabe von Erzeugnissen führten, die von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt und verfolgt waren.

Daß wir unter diesen Umständen in das Vorschußlob der „Münchener Neuesten Nachrichten" nicht einstimmen können, liegt auf der flachen Hand. Es hätten sich auch in München noch Männer finden lassen, welche, ohne der Einseitigkeit, des Muckertums oder ähnlicher minder schöner Eigenschaften verdächtig zu sein, vermöge ihrer Tradition, ihrer positiven Leistungen und ihrer gesamten Geistesrichtung ein gewisses Gegengewicht gegen übermächtige moderne „freie" Strömungen hätten bilden können. Der Mangel dieses Gegengewichtes vermindert unsere Zuversicht, aber im übrigen wollen wir, wie schon gesagt, die Wirksamkeit dieses Zensurbeirates als objektive Zuschauer geduldig abwarten. Im großen und ganzen wird wohl alles bleiben, wie es war.

Dr. Otto von Erlbach.

Frühlingsfreud!

O Frühlingsfreud, wenn deine Knospen springen,
Da schwillt der Hoffnung junger Blumenflor,
Die Herzen flammen wie verjüngt empor —
O Frühlingsfreud! Das gibt ein neu Gelingen!

Und ist mir manche Knospe aufgesprungen —
So ist mir manche Blume hingewelkt.
In Hoffnungen hab' ich schon oft geschwelgt —
Was ich erhoffte, ist mir oft mißlungen.

Doch will das Herz den Mut nicht sinken lassen,
Solang ein Frühlingshauch es neu umweht,
Mag tausendmal der Knospen Rot erblassen.

Und wenn des Lebens letztes Rot vergeht,
So laßt zum letztenmal mich Hoffnung fassen:
Ich weiß, daß dann ein Frühling neu ersteht.

Haunersdorf. Seb. Wieser.

Englische Wohltätigkeit.

Von

Theodorich Schwabe.

Bernard Shaw und das Almosen. — Der Mayor von London in Deutschland. — Das Deutsche Hospital. — Einwanderung. — Arme Kinder.

„Sozialismus für Millionäre" — das macht sich ebensogut wie etwa „hölzernes Beil". Aber Bernard Shaw hat ein Heftchen als Flugschrift der wissenschaftlich-sozialistischen Fabian Society geschrieben, das diesen Titel trägt. Shaw, der in Paradoxen glänzende, alles herunterreißende, Shakespeare tief verachtende, Helden aller Art tötende, sich selbst hoch verehrende englisch-irische Bühnenschriftsteller.

Was sollen die Millionäre mit ihrem Geld anfangen? Eine zu wichtige Frage, als daß nicht eine eigene Schrift darüber geschrieben werden müßte. Shaw hat sie geschrieben, und nicht zu unrecht. Carnegie, allerdings ein Amerikaner, nimmt täglich über 160,000 M ein; dem Herzog von Bedford, dem ein großer Teil des Londoner Bodens gehört, bringt, so sagt man, jede Minute 20 M. Er kann mit seinen 29,000 M täglich nicht an Carnegie hinanreichen, aber am Ende kann er und die Seinen nicht alles essen, er stirbt wohl auch eines Tages, und so hat Shaw recht, wenn er fragt: Was soll der Millionär mit seinem Gelde anfangen?

Für seine Kinder sorgen? O das wäre, sagt der englische Schriftsteller, ganz verkehrt: „Will man die Laufbahn eines jungen Mannes verderben, seine Energie vernichten und seinen Charakter schwächen, so ist klar, daß es dafür kein sichereres Verfahren gibt als ihm zu gewähren, was man „Unabhängigkeit" nennt, worunter man eine völlige und verächtliche Abhängigkeit von der Arbeit anderer versteht. Jeder Millionär, der seine Millionen in der üblichen Weise seiner Familie hinterläßt, setzt seine unschuldigen Nachkommen dieser Gefahr aus, ohne ihnen irgend einen Vorteil zu verschaffen, den sie sich nicht weit wirksamer und glücklicher durch eigene Arbeit, unterstützt durch einen schönen Eintritt ins Leben, verschaffen können." Das stimmt ungefähr mit dem was Carnegie sagt: „Nichts ist so wahr, als daß der „allmächtige Dollar", in Millionen an Töchter und Söhne vererbt, zum allmächtigen Fluche wird."

Weit vernünftiger sei es, Almosen zu geben aber — und nun fährt Shaw fort —, nicht für Arme und Krankenhäuser. Krankenhäuser sollen nur etwas bekommen, wenn sie Studienzwecken dienen; den Komiteen für Arme Unterstützungen zu geben, könne allenfalls noch hingehen, aber den Armen unmittelbar dürfe nichts geschenkt werden. Denn Krankenhäuser zu halten, Armen zu helfen sei Pflicht der Gemeinschaft, und ein Reicher solle diese Pflicht nicht abnehmen. Man solle dem Armen und Kranken nicht das geben, was er braucht, sondern was er brauchen sollte und nicht begehrt. Der Erziehung, dem Unterricht soll der Reichtum dienen, wie der von Cecil Rhodes; die Gaben,



die für geistige Bedürfnisse, für Erziehung, Gelehrsamkeit, vaterländische Zwecke gespendet werden, wirken auch wieder auf die materielle Lage zurück. Und wer es als Luxus verpönen wollte, Bedürfnisse zu wecken, die einstweilen nicht da sind, nicht Begehrtes begehrenswert zu machen, dem erklärt Shaw: „Wer aus dem Luxus von gestern das Bedürfnis von heute macht, ist ein ebenso großer Wohltäter wie der, der bewirkt, daß da, wo früher nur ein Scheffel Weizen wuchs, jetzt zwei Scheffel wachsen. Er hat Energie geschaffen und vereinigt, anstatt sie nur einzeln zu verstreuen und hat sie auf dem im Grund einzig möglichen Weg geschaffen: durch Weckung neuer Bedürfnisse."

Ich will auf eine prinzipielle Erörterung dieser „großzügigen" Philosophie, so leicht sie auch wäre, nicht eingehen. Solche Anschauungen auszusprechen, ist äußerst bequem, wenn man in einem warmen Salon sitzt, eine gute Zigarre raucht oder ein schottisches Beefsteak mit einer Flasche kräftigen Weines vor sich stehen hat. Oder wenn man, wie es bei Shaw der Fall ist, um eine Hundertpfundnote sich nicht viel zu kümmern braucht. Gemüt war ja noch nie die Sache Shaws. Für andere Menschen ist das Schriftchen höchstens ein Beweis mehr dafür, daß in England sich recht verschiedene Ansichten über Wohltätigkeit geltend machen. Weit mehr als in Deutschland, wo das englische System, Wohltätigkeitsanstalten, besonders Krankenhäuser zum großen Teil durch freiwillige Gaben zu unterhalten, weder geliebt noch gepflegt wird. Daher staunen Engländer, die Deutschland kennen lernen, wie bei uns Irrenhäuser, Spitäler und ähnliche Anstalten vielfach ohne Appell an die öffentliche Wohltätigkeit sich halten können. Als im vorigen Sommer der Lord-Mayor von London mit anderen Herren Deutschland besucht hatte, berichtete er nachher in einem englischen Blatt über seine Eindrücke: „Ich war, sagt er, wieder (in der Irrenanstalt Buch bei Berlin) mit Staunen und Bewunderung darüber erfüllt, daß die Deutschen es fertig bringen, alle diese vorzüglichen Etablissements zur Linderung menschlichen Leidens aus den Steuern zu erhalten (er meint damit wohl auch die Beiträge der Leidenden). Ich konnte nicht umhin, mich unserer eigenen klagenden Bitten um Privatfonds zu entsinnen, die nötig sind, um derartige Einrichtungen zu erhalten, und ich bin absolut nicht sicher, ob nicht die Steuer eine modernere und verständigere Einnahmequelle ist, als die Subskriptionslisten, die bei Gelegenheit der Essen zugunsten von Spitälern, Irrenhäusern und Waisenhäusern herumgereicht werden. Derartige „Festlichkeiten" sind in Deutschland unbekannt."(?)

Wie es in England näherhin gemacht wird, möge uns der Jahresbericht 1906 einer Londoner Anstalt zeigen, die unserem vaterländischen Empfinden besonders nahe geht, des Deutschen Hospitals, das im Jahre 1845 hauptsächlich für Kranke gegründet wurde, die deutscher Abstammung sind oder die deutsche Sprache reden. Diese große und hochgeschätzte Anstalt liegt in Dalston, einer der ärmsten Gegenden des Nordostens Londons, ist mit Apotheke, Rekonvaleszentenheim und protestantischer Kirche verbunden und verfügt über 130 Betten, von denen im Berichtsjahr durchschnittlich 118 stets belegt waren. Die Krankenschwestern kommen aus Sarepta bei Bielefeld. Es versteht sich von selbst, daß Kranke jeder Konfession aufgenommen werden und zwar, wie in den meisten englischen Spitälern, umsonst und ohne jegliche Empfehlung.

Das erste, was an diesem 174 Seiten starken Rechenschaftsbericht auffällt, ist die fast unübersehbare Zahl der Geber. Von Kaiser und König, von fast allen regierenden deutschen Fürstlichkeiten, den Senaten der deutschen Seestädte, den Botschaftsbeamten in London bis zu all den Tausenden bürgerlicher „Steuerzahler" — Protestanten, Juden, Katholiken, alle sind hier vereinigt. Die Spitzen der deutschen Kolonie in London gehören zum Präsidium, der Apparat, um Gaben zu sammeln, ist oder scheint wenigstens mir großartig.

Wie kommt nun das Geld für eine solche Anstalt zusammen? Die gewöhnlichen Ausgaben für 1906 betrugen 11,125 Pfd. Sterl. (222,560 M), die Einnahmen 10,778 Pfd. Sterl. (215,580 M). Woher kommen diese Einnahmen? Ich führe sie so kurz als möglich an, um in die Maschinerie eines Londoner Hospitals einen Einblick zu verschaffen. Also:

Jährliche Subskriptionen (ein Pfd. Sterl. = 20 M)	1568	Pfd. Sterl.
Schenkungen gesammelt für das Jahresfestessen	4060	„ „
Schenkungen während des Jahres	189	„ „
In Büchsen gesammelt	184	„ „
Beitrag vom Koscherküchenkomitee	100	„ „
Ertrag der Matinee im Apollotheater	150	„ „
Ueberschuß aus einem Konzert	100	Pfd. Sterl.
König Eduard-Hospitalfonds	200	„ „
Hospitalsonntag-Fonds	590	„ „
Hospitalsamstag-Fonds	181	„ „
Aus angelegtem Eigentum	2924	„ „
Bezahlungen von Patienten, die Privatzimmer hatten	490	„ „
Verkauf von alten Materialien, Wäsche	26	„ „
Verkauf von Ansichtspostkarten	11	„ „

Dazu nur wenige Bemerkungen. Man sieht, wie zum Jahresessen, das in den Statuten eigens vorgeschrieben ist und meist von einem englischen oder deutschen Großen präsidiert wird, nicht weniger als 81,200 M zusammenkamen. Der König Eduard-Hospitalfonds wurde vom König im Jahre 1897 gegründet in der Absicht, die Londoner Spitäler zu unterstützen; der König drückte bei der Gründung die Hoffnung aus, es möchte gelingen, jährlich 150,000 Pfd. Sterl., 3 Millionen M aus ihm zu ziehen. Im Jahre 1906 betrugen die Einnahmen bereits 130,000 Pfd. Sterl. Carnegie hat dem Fonds 100,000 Pfd. Sterl., ein Lord Mount Stephan das Doppelte, ein Samuel Lewis 250,000 Pfd. Sterl. zugewiesen. An einem Sonntag des Jahres wird überall für die Hospitäler gesammelt, daher die Summe aus dem Hospitalsonntag-Fonds. Was die Patienten, die nicht eigene Zimmer innehatten, freiwillig bezahlten, läßt sich nicht kontrollieren. Es kann bei den Schenkungen während des Jahres, auch bei den jährlichen Subskriptionen und denen zum Festessen sein, auch bei den Büchsensammlungen, die im Hospital selbst 152 Pfd. Sterl., 3040 M einbrachten, auch bei den Hospitalsonntag-Gaben. Auf alle Fälle dürfte es sehr wenig sein. —

Auf den Zwiespalt der Meinungen, ob private freiwillige oder öffentliche zwangsweise Fürsorge, weist auch die Debatte hin, die um die letzten Weihnachtstage über „unterernährte Kinder" geführt wurde. Die Armut in London ist eben groß, trotz der Summen, die ihr steuern wollen. Man hat schon das englische Verwaltungssystem dafür haftbar gemacht, aber ich glaube großenteils zu unrecht. Wenigstens heutzutage zu Unrecht. Daß es in London soviel und so außergewöhnliches Elend gibt, könnte man allerdings, um nur das zu betonen, der Regierung insofern auf die Rechnung schreiben, als nach der Ansicht mancher das englische Asylrecht zu weit geht. Auf den „freien Boden Englands" wandern Tausende ein, die nichts haben und voraussichtlich niemals etwas besitzen werden. Angesichts des englischen Fremdengesetzes von 1905 könnte man vielleicht das bestreiten. Allein das genannte, streng gehandhabte Gesetz, eine der letzten Taten des aggressiv-jingoistischen Flügels der Unionistischen Partei unter Balfours Regierung, ist, als die Liberalen gesiegt hatten, wesentlich gemildert worden. Der neue Staatssekretär des Innern Herbert Gladstone stellte das Asylrecht wieder her.

Mit der großen Einwanderung hängt ohne Zweifel zum Teil auch die Frage der „unterernährten Kinder" zusammen. Am 21. Dezember v. Js. las man in den „Times" einen Aufruf von vier hochangesehenen Männern, Rosebery, Rothschild, Avebury und von Arthur James Balfour, dem früheren konservativen Ministerpräsidenten. Es hieß darin, durch einen Education Act von 1906 sei es dem Londoner Grafschaftsrat gestattet worden, jedem Steuerzahler 4 Pf. aufzulegen, damit in den 946 konfessionellen und konfessionslosen Schulen, die unter seiner Aufsicht stehen, arme Kinder im Fall der Not gespeist werden können. Der Grafschaftsrat habe beschlossen, von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch zu machen, weil bisher zu diesem Zweck freiwillige Beiträge in genügender Höhe geflossen seien. Statistische Aufstellungen ergaben 18 272 bedürftige Kinder der genannten Art, für sie seien 30—40,000 M nötig je nach der Härte des Winters und dem Anwachsen der Arbeitslosigkeit. Die Begründung für die Bitte um Beiträge ist eigentümlich: „Wir halten es nicht für billig (fair), daß diese Last auf die gesamte Körperschaft der Steuerzahler gelegt werde, die ohnehin ihre Steuern schon so schwer tragen. Auch könnten Tausende von armen Eltern, wenn sie sehen, daß sie selbst für die Unterstützung ihrer Nachbarkinder zahlen müssen, versucht sein, dem Staat auch ihre eigenen aufzulegen." Und noch ein Grund: „Diese neue Steuer würde vielleicht Folgen haben, die jene, welche den Fortschritt des Sozialismus beobachten, nicht ohne ernste Besorgnis betrachten können."

In der gleichen Nummer des „Times" ergreift auch der Sozialdemokrat Hyndman das Wort. Er verlangt sozusagen Speisung aller Schulkinder — eine Vorahnung des Zukunftsstaats. Die Leitung der „Times" selber nimmt zu der Frage

in einem langen Artikel Stellung, Hyndmans Forderungen ablehnend, die Bitte der vier warm befürwortend.

Ich habe diese Debatte erwähnt, weil auch sie in die Art und in die Beweggründe englischer Wohltätigkeit einen Blick tun läßt. Ganz ideal kann man diese Beweggründe ja nicht wohl nennen. Aber auf Grundsätze kommt es im Leben weniger an, als auf frische und kräftige Taten.

Knabengärtnerei.

Von

K. Fellner.

Die „Soziale Kultur" veröffentlicht in ihrem Januarheft 1908 einen Artikel „Knabengärtnerei", worin an Hand eines Beispiels aus England gezeigt wird, von welch großem praktischen wie auch erzieherischem Wert es wäre, wenn in unseren Schulen in den Mußestunden eine Anzahl Knaben in der rationellen Bearbeitung eines Gärtchens, namentlich in Gemüse-, dann auch Blumenzucht, unterrichtet werden könnten. Es ist in jenem Artikel die Rede von einem Herrn Rooper, Schulinspektor in Southampton, der in der Nähe der Stadt ein nicht gerade fettes Stück Ackerland für diesen Zweck erwarb, dasselbe 12 Schülern zur Bearbeitung übergab, zuerst zur Verbesserung und dann zur Bebauung. Der Garten ist in 12 gleiche Teile geschieden, jedem Knaben ein Teil. Ein Jahr hindurch erhalten dieselben dreimal in der Woche je eine Stunde theoretischen und praktischen Unterricht im Gartenbau. Ihre Parzellen bebauen alle mit den gleichen Gemüsen, um so den Wetteifer anzuregen. Die Produkte verkaufen sie, der Erlös gehört zur Hälfte ihnen, zur andern Hälfte der Schule für die Sämereien, die Werkzeuge u. dergl. Diese Tätigkeit setzen die Knaben zur Freude ihrer Eltern in ihrem Hausgärtchen fort, und der Einwand, daß sie dadurch ihre Schularbeiten versäumen, trifft nicht zu, denn sie arbeiten fleißiger als früher, aus Furcht, es möchte ihnen sonst ihre so lieb gewordene Beschäftigung nicht mehr gestattet werden.

Dieser Artikel veranlaßt mich auch an dieser Stelle auf eine solch eminent soziale und erzieherische Tätigkeit aufmerksam zu machen. Wie in der Stadt dadurch manch kleines Plätzchen trefflich ausgenützt werden könnte, so wäre auch auf dem Lande Gartenkultur nur zu wünschen. Unsere Landleute legen in der Tat Wert darauf, einen Garten zu besitzen, allein so klein der Platz, so groß ist oft der Wirrwarr. Wenn aber unsere Knaben von 10—12 Jahren, die sich in dieser Zeit schon betätigen wollen, auf eine rationelle Gartenkultur durch praktische Beispiele hingewiesen würden, ließe sich wohl sehr viel machen. Ich will nicht davon reden, daß eine Mannigfaltigkeit der Gemüse eine Verbesserung der Kost bedeutet und damit an manchen Orten zum Kapitel „Dienstbotenfrage" gehört; ich will nur anführen, daß eine solche Gartenkultur ein nicht zu unterschätzendes Mittel ist, unseren Landleuten die Liebe zur „Mutter Natur" wieder zu erwecken, die bei ihnen vielfach in ein stumpfes Hinnehmen der Naturerscheinungen verblaßt ist, Liebe zur Natur, diese erste Stufe zu einem höheren geistigen Standpunkt.

Ein anderer großer Vorteil würde sich aus Knabengärtnereien dadurch ergeben, daß die Kinder den Nutzen, Segen und inneren Wert der Arbeit kennen lernen. Es entsteht ein edler Wetteifer zwischen den Knaben, der sich noch fortsetzt, wenn sie herangewachsen sind, bei der großen Bewirtschaftung der Felder.

In der gleichen Weise und aus den gleichen Gründen wäre wünschenswert die Pflege von Obstbäumen, die in der Form von Spalierbäumen nicht nur eine treffliche Bekleidung der nackten Häuserwände, sondern auch eine ergiebige Einnahmequelle für viele bilden könnte.

Von welch hohem moralischen Wert aber wäre es erst, wenn die von den Knaben gezogenen Gartenprodukte Verwendung fänden in den Suppenschulen (die hoffentlich auf dem Lande noch mehr Eingang finden werden), wenn so die Knaben sähen, wie sie hier im kleinen ihren Beitrag leisten zum großen Problem der Volksernährung.

Von welcher Seite wir also die Sache betrachten, immer zeigen sich uns eine Menge von Vorteilen. Nur einen Haken scheint die Sache zu haben, nämlich woher die Herren Pfarrer und Lehrer, denn diese kämen doch vorerst nur in Betracht, die Zeit nähmen zu diesem Unterricht. Ich meine, mit gutem Willen läßt sich auch hier viel erreichen, und wo es nicht geht, also in größeren Ortschaften, lassen sich vielleicht andere Persönlichkeiten finden. Bei der großen Liebe zu unserem Volk, die ja noch allenthalben in den Kreisen des Klerus und der Lehrerschaft lebt, dürfen wir vielleicht hoffen, schon bald von dem Betrieb einer Knabengärtnerei Nachricht zu erhalten.

Das tote Vögelein.

Verstummt sind alle Lieder,
Vorbei ist jede Lust;
Nie kehrt der Frühling wieder
In diese kleine Brust!

Maiglöckchen läutet leise
Zur Ruh dem toten Freund;
In seiner treuen Weise
Steht Primelchen und weint. —

Ruh' sanft im Erdenschoße,
Waldsänger du! — Ade!
Mög' eine weiße Rose
Dir streu'n den Blütenschnee! — —

Ach! — Meines Liedes Singen
Wird bald verstummen auch ...
Mög's leise dann verklingen
Wie dein's — — im Frühlingshauch!

Fritz Theissen.

Der Lenz.

Eine Skizze von Maria Freiin von Perfall.

Nun pfiffen es buchstäblich die Spatzen am Dach, daß der Lenz gekommen sei! Die Welt ward wirklich mit jedem Tag schöner! Das war ein Keimen und Blühen, ein sehnsüchtiges Regen und ein stilles Genießen im goldenen Abendglanze der scheidenden Sonne! Aus tausend Blütenkelchen leuchtete die Frühlingswonne, aus ungezählten Vogelkehlen tönte der Frühlingsjubel! Und das Herz tat sich auf — weit auf, um all das Leben und Glück in sich aufzunehmen, um sich ganz davon erfüllen zu lassen, — ein köstlicher Schatz, alle Tage, selbst die grauesten, zu vergolden! — Wenn es auch Leid gab auf der Welt, so war das jetzt vergessen, und die Seele hatte nur ein Empfinden, daß es Glück, viel Glück gibt, das nun jeden Morgen mit uns neu erwachen wird. — Der Lenz ist gekommen! — —

Horch! — Da zittert ein Glockenton durch die Luft — bang und klagend — das klingt nicht lenzesfroh, das will mich wieder zurückrufen aus wonnigen Träumen in das wechselvolle Alltagsleben.

Ich frage einen des Weges Kommenden und erhalte die kurze Antwort: „Der Lenz ist tot!"

Eisigkalt legt sich's da auf mich — ein dumpfer, erschütternder Schmerz.

Und die Sonne versank mit einem Male, der Vogelsang schwieg und über die gesenkten Blumenköpfchen ging es wie leises Zittern. — —

Die Sterbeglocke verstummte. —

Da besann ich mich. — Der Lenz? — Ja, so hatte der greise Fischer drunten am See geheißen. Ich war längere Zeit weg gewesen und hatte den Alten darüber fast vergessen.

Er war ein schlichter, alter Mann gewesen, mit dem ich mich öfters zu unterhalten pflegte. Dann erzählte er mir bis zurück auf seine Kindertage, als er, ein kleines Bürschchen, der Stolz und die Freude der Seinigen war.

Mit sechs Jahren wußte er schon, daß die kleinen Mädels eine furchtbare Angst haben vor nassen Schnecken rückwärts an den Hals gelegt. Seiner halbtauben Großmutter schrie er ganz unglaubliche Geschichten ins Ohr, von kühnen Floßfahrten und von seinen erstaunlichen Erfolgen, wenn ihn der Vater zum Fischen mitnahm. Nach seinen Noten befragt, erklärte er sie immer mit einem Finger der ausgestreckten Rechten, während die Linke am Rücken ungesehen die übrigen Zahlen ergänzte.

„Schön wie der junge Lenz!" — das sagte hier vielleicht nicht viel; aber die Dorfschönen waren doch alle verliebt in den kräftigen, sonnengebräunten Burschen mit den blauen Träumeraugen und den schwellenden, roten Lippen. Er heiratete aber nur eine, die blonde Marie, auch ein Fischerkind. Die verstand doch das Geschäft und das ist die Hauptsache.

Lenz war ein fleißiger Mensch, der sich an schönen Sommermorgen manch blankes Silberstück aus dem See holte; dabei sparsam und nüchtern. Der See, dessen Grenze für ihn die

Grenze der Welt bedeutete, den kannte er wie seine Tasche, und wenn eine Welle den schäumenden Kamm hob, dann wußte er sofort, wie es mit „ihren Launen" stand.

Als er schließlich das Fischen aufgeben mußte, übernahm sein Sohn das Anwesen. Lenz flickte aber lange noch die Netze mit einer Gewandtheit, die man seinen krummen, alten Fingern nie zugetraut hätte. So saß er auf der Bank vor dem mit sinnigen Bildern von den wunderreichen Fischfängen in der Bibel bemalten, alten Hause, die Pfeife rauchend, eine Wollmütze auf dem Kopfe, in Hemdärmeln und einer leuchtend roten Weste. Im Dorfe genoß er ein großes Ansehen als Wetterprophet, und seinen Enkelkindern imponierte er sehr durch die Erzählungen aus seiner Jugend, wobei die Kinder sich um mindestens ein Jahrhundert zurückdachten. Nun war sein schlichtes Leben beendet, und der Lenz hätte es wohl nie gedacht, welch erschütternden Eindruck mir die Todesnachricht machen würde! — —

Zwei Tage später ging ich zu seiner Beerdigung. Es war ein wunderbarer Frühlingsmorgen, so klar und rein, und die Lerchen sangen ein jubelndes Auferstehungslied! Alles ringsumher strebte dem Leben, dem Lichte entgegen, sonnenwärts im Vollgefühle jugendlicher Kraft! —

Ich betrat den kleinen Dorffriedhof. Unter der Sakristeitüre tauchten die roten Röcke der Ministranten auf. Die Buben rissen an den Glockensträngen, daß sie beinahe von dem Seile in die Höhe gehoben wurden. Mit übermütigen, lachenden Gesichtern läuteten sie den Lenz zu Grabe.

Indessen füllte sich der Gottesacker mit schwarzen Gestalten und mit Kindern, die irgend ein Stück alten Flors um den Hals gewickelt hatten, das entschuldigte dann vollständig die roten Röckchen und blauen Strümpfe. Alles drängte sich um das frischaufgeworfene Grab gegen den See zu. Der Pfarrer räusperte sich; tiefe Stille trat ein, nur die Frauen griffen noch schnell nach den Sacktüchern; denn der Lenz war allgemein beliebt gewesen.

Kurz und schlicht war die Grabrede für den ehrengeachteten Lorenz Thalmeier, der hier geboren war, hier gelebt und gewirkt, beziehungsweise gefischt hatte und nun im Alter von 73 Jahren hier gestorben war. Ein mehrstimmiger Grabgesang beneidete den Lenz, der nun „am schönsten Strande ausruhen" dürfe. Mein Blick glitt über den spiegelklaren See, der so duftend und verlockend vor uns lag, und mir genügte einstweilen der heimische Strand noch vollständig!

Als mich am späten Nachmittag mein Weg an dem Friedhofe vorbeiführte, da wollte ich doch dem alten Freund in seinem neuen Heim einen Besuch machen. Nun war es ganz still um ihn, der Grabhügel bedeckt mit Frühlingsblumen. Traurig schmiegten sich die goldenen Himmelsschlüssel an den Boden und die weißen Anemonen küßten die dunkle Erde, unter welcher der Lenz schlummerte.

Ja, Lenz und Leid, Frühling und Friedhof, sie sind doch nicht so weit voneinander zu trennen, wie wir es in glückberauschter Stunde wähnen; bilden sie doch zusammen den Inhalt und die Grenzsteine einer kurzen Spanne Zeit, eines flüchtigen Menschenlebens! —

Sinnend schritt ich heimwärts. Die scheidende Sonne küßte den rot erglühenden See, ein leichter Windhauch trug mir den süßen Duft schlaftrunkener Blüten entgegen, ein Frühlingsgruß, der mir die düsteren Gedanken schmeichelnd von der Stirne wischte und mir ins Ohr flüsterte: „Der Lenz ist nicht tot!" Lange Erwägungen und banges Grübeln sind nicht seine Sache. Nach schweren Kämpfen freut er sich seiner Herrschaft. Er will alles schön gestalten, Wunder wirken, in lachende Augen sehen, die Vergangenheit vergessend, ohne Frage an die Zukunft! — Die träumende Erde überschüttet er mit bunten Blumen: „nun sorge für sie!" In die zagenden Menschenherzen wirft er die goldenen Pfeile der Sehnsucht nach Glück und Liebe: „nun laßt das Fragen und macht, daß euer Leben noch schöner werde, als eure Träume es waren!" —

Terzett.

Kommt ein kleiner Fink geflogen,
Setzt sich auf den Ast,
Den der Frühlingswind gebogen
Bis zum Brechen fast.

Schlägt mit seinen bunten Schwingen
Keck den Takt dazu:
Hörst du, Herz wir wollen singen,
Wind und Fink und du!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Zum ersten Male: „2 × 2 = 5", Satirspiel in vier Akten von Gustav Wied. Die Leute, die immer in eilfertiger Bewunderung hinter dem Allerneuesten herlaufen, mögen in dem Werke des „Dänischen Shaw" allerhand Tiefes entdecken oder wenigstens so tun. Ich kann nicht finden, daß das Spiel für unsere Bühne einen Gewinn bedeutet. (Ob diese schwülen, eindeutigen Süßen Mädel-Szenen ferner auf ein Hoftheater gehören, dies ist noch eine besondere Frage für sich. Ich glaube, sie verneinen zu müssen.) Die Auflösung der als Locktitel dienenden sonderbaren Rechenformel ist etwa folgende: Wenn es sich um das Glück handelt, läßt man fünf gerade sein, denn die Menschen sind in ihren Prinzipien wie die Windfahnen. So sehen wir in dem Stücke eine Anzahl nur lose zu einer Handlung verbundener Leute Charakter und Gesinnung wechseln und einen wegen unsittlicher Bücher bestraften Schriftsteller über alles lachen. Wied will wohl in diesem Manne den Vertreter eines sich über die Geschehnisse erhebenden Humors darstellen, aber ein Witzbold ist noch lange kein lachender Philosoph. Daß man an dem vielen Lachen den Toren erkenne, meint schon ein lateinisches Sprichwort. Es liegt ja gewiß die Uebertreibung in den Kunstabsichten der Satire, wenn aber den Charakteren jede Lebensmöglichkeit genommen wird, dann verfehlt sie ihr Ziel. Das Publikum schien sich nicht übel zu unterhalten. Es wollte auch bei dem vielen Lachen auf der Bühne kein Spielverderber sein. Es hielt sich an das Groteske oder Frivole einiger Szenen, wie z. B. Herrn Abels Heiterkeit in der Gefängniszelle und sein fröhlicher Gleichmut, als er die Geliebte auf einer Untreue ertappt. Schließlich jedoch ermüdet uns das Spiel, einmal durch die Unklarheit seiner Ziele und noch mehr durch die salopps Technik des Aufbaues. Gespielt wurde unter Basils Regie sehr gut; ich glaube wenigstens nicht, daß man diesen leblosen Figuren mehr Leben geben kann. Basil versteht die schwere Bühnenkunst überzeugenden Lachens. Monnard gelingt sie wohl schwieriger, wiewohl er in diesem haltlos schwankenden Bohemien sonst viel Charakteristisches gab. Sehr Gutes boten Höfer, König, Schröder und Trautsch. Sympathisch wirkten die Damen Dandler, Reubke, Ramlo und Schwarz. Frl. v. Hagen liegt burschikose Keckheit nicht recht. Ein drollig unmöglicher Jüngling wurde von Schwannecke einwandsfrei gegeben. Auch die kleineren Chargen waren angenehm besetzt. Der Beifall hielt sich in den Grenzen freundlicher Anerkennung und galt wohl hauptsächlich der Darstellung.

Theater am Gärtnerplatz. Lehárs neue Operette ist nun zu uns gekommen. So stürmisch von einem ausverkauften Hause auch der „Mann mit den drei Frauen" empfangen wurde, ein Erfolg von der Durchschlagskraft der „Lustigen Witwe" ist es nicht gewesen. Dabei ist die Musik durchaus nicht schlechter. Lehár, der ja als Opernkomponist begann, hat nie seine Sehnsucht nach feinerer künstlerischer Wirkung ganz verleugnet. In den musikalischen Mitteln ist er noch gewählter geworden. Die Tonsprache klangschön, die Melodien sehr liebenswürdig, das Orchester in den Farben oft geradezu modern. Leider ist der Text undramatisch und belanglos. Julius Bauer ist eine Wiener Lokalgröße des Feuilletons. Man merkt es nur an mancher witzigen Wendung. Der Operettenheld hat in Wien eine Gattin und in Paris und London „Bräute". Also eine tüchtige Dosis Ehebruch, ohne viel Phantasie gemacht, und schließlich reumütige Rückkehr zu Weib und Vaterstadt. Sollte dieser so bekannt gewordene Komponist, der doch sicher mit Textdichtungen überlaufen wird, nichts Besseres finden können? Die Aufführung war gut. Eine neue Sängerin, Frau Behrens-Linke, bereitete uns eine angenehme Ueberraschung.

Ein Wohltätigkeitsfest zugunsten der wirtschaftlichen Frauenschule in Geiselgasteig wurde an zwei aufeinanderfolgenden Abenden bei sehr gutem Besuche im Hotel Union abgehalten. Carl Maria von Webers liebenswürdige „Preciosa", die man heute nur noch selten hört, wurde auf der Bühne des Kasino sehr hübsch unter der Leitung des Kapellmeisters Schwarz und der Regie der Hofschauspielerin Klothilde Schwarz aufgeführt. Fräulein Beller-Rusch gab in der Titelrolle eine sehr ansprechende Leistung, in die weiteren Chargen teilten sich begabte Theaterschüler und Damen und Herren der Gesellschaft. Die Vorstellung fand verdienten Beifall. In einem von Maler Krainer arrangierten Kabarett wurden unter der Leitung der Hofschauspielerin Swoboda und des Kammersängers Schuegraf allerhand Gesangsvorträge geboten. Am zweiten Abend trat u. a. die künstlerisch stark überschätzte Brettldiva Irber auf. (Anmerkung des Herausgebers: Daß man bei einem unter den Auspizien der Prinzessin Maria de la Paz und der Herzogin Karl Theodor stehenden Feste am zweiten Tage als sog. „Kabarettdiva" auch eine Mary Irber auftreten ließ, deren Name durch verschiedene Skandalprozesse den Kreisen der „Gesellschaft", zumal der Aristokratie, eindeutig genug bekannt sein müßte, war nicht nur eine Geschmacklosigkeit, sondern ein direkter Skandal, zumal in einem Saale, mit dem die Traditionen des edlen Grafen Konrad von Preysing aufs engste verknüpft bleiben. Solche Vorgänge gehören auch zu den Dingen, die man draußen so gerne als „echt münchnerisch" bezeichnet.)

Aus den Konzertsälen. Professor Schmid-Lindner hatte zu seinem einzigen Klavierabend dieses Jahres ein zahlreiches Publikum angezogen, welches seiner technisch und an musikalischem Verständnis so hoch stehenden Kunst allerstärksten Beifall spendete. Das reiche Programm brachte außer Werken von Beethoven, Bach, Busoni, Rachmaninow und Rubinstein auch solche Münchener Künstler. Sehr fein und vornehm wirkte H. C. Schmids beifälligst aufgenommene Tondichtung. Auch die Stücke aus Beer-Walbrunns Reisebilder gefielen mit gutem Rechte. Die Bagatellen von Walter Braunfels wußten durch ihr eigenkräftiges Temperament zum mindesten lebhaft zu interessieren. — Ludwig Heß leitete mit hervorragendem Gelingen den sehr anregend verlaufenen Abend der Konzertgesellschaft für Chorgesang, welche Lifzts Graner Messe und Bruckners 150. Psalm mit dem Hoforchester zur Aufführung brachte, zwei Werke musikalischer Höhenkunst, die man nicht ohne größte Eindrücke hören kann. Die sangliche und orchestrale Wiedergabe war eine durchaus imposante. Die Altistin Elsa Schünemann (Berlin) zeigte sich auch in Hugo Wolfs geistlichen Liedern als Sängerin von Geschmack und Können. An Stimmumfang erschien der Sopran von Frau Cahnbley-Hinken (Köln) minder ausgiebig. Vortrefflich wirkte Benders kraftvoller Baß und Haberls schöner Tenor. Die feinsinnige Orgelbegleitung Prof. Maiers verdient Hervorhebung. Das Publikum nahm die Darbietungen mit Begeisterung entgegen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Wien wurde am 75. Geburtstage von Johannes Brahms ein von Prof. Weyr modelliertes Denkmal des Meisters enthüllt. Das künstlerisch günstig beurteilte Monument stellt den Komponisten sitzend dar. Eine die Musik allegorisierende Frauengestalt lehnt am Sockel. — Die Wiener Singakademie beging ihr fünfzigjähriges Jubiläum durch eine glanzvoll verlaufene Feier. — Der Neubau des Hoftheaters in Meiningen wurde dem dortigen Hofarchitekten Behlert übertragen. Der Zuschauerraum wird zwei Ränge und ein amphitheatralisches Parkett erhalten. — Die Hofoper in Dresden brachte die Uraufführung von Gerhard Schjelderups lyrischem Drama „Frühlingsnacht". Die eigenartige Musik bietet in Lyrik und Seelenmalerei viel Feines. Das von dem Komponisten selbst verfaßte Libretto ist von naiver Romantik, auch vermag der Norwege die deutsche Sprache dichterisch nicht völlig einwandsfrei zu behandeln. — In Prag interessierte die Aufführung von Alfred Ebenhochs „Anno Neun" und „Johann Philipp Palm". Der Autor ist österreichischer Ackerbauminister. — Hans Müllers im Winter in München uraufgeführte „Puppenschule" gefiel im Wiener Burgtheater hauptsächlich durch Sonnenthals hervorragendes Spiel. — Eine Festaufführung von Liszts „Heilige Elisabeth" fand in Linz statt. Eine zahlreiche Hörerschaft war herbeigeströmt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der englische Ministerpräsident führte in seiner Unterhausrede über den Handel und die Finanzen Englands aus, dass Englands auswärtiger Handel nach Umfang und Wert im Jahre 1907 die Rekordziffer erzielt habe. Besonders bemerkenswert waren die Mitteilungen, dass der Ueberschuss für das abgelaufene Finanzjahr ein derartiger sei, dass die englische Staatsschuld in dieser Periode um annähernd 18 Millionen Pfund zurückgegangen sei. Es sei anzunehmen, dass auch im laufenden Jahre die Staatsschuld um einen gleich grossen Betrag geringer würde, so dass bereits im Jahre 1909 die englischen Finanzen auf den günstigen Standpunkt und Betrag reduziert werden könnten, wie solche vor zwanzig Jahren zu verzeichnen gewesen waren. Der Hinweis des genannten Ministerpräsidenten, dass das Resultat ein äusserst günstiges sei, und zwar im Hinblick darauf, dass andere, darunter erste Staaten Jahr um Jahr sich gezwungen sähen, Anleihen aufzunehmen, ist im Auslande sicherlich verstanden worden. Die weiter gemachte Mitteilung, dass England denke, direkte Steuern mit grossen Einnahmequellen zu reduzieren bzw. ganz aufzugeben — beispielsweise die Zuckersteuer — ist gleichfalls markant. Von diesen Momenten genügt jede Tatsache für sich allein, vom Standpunkte der deutschen finanziellen Konstellation aus betrachtet, um den ungünstigen Vergleich mit Deutschland herbeizuführen. Die in Betracht kommenden Faktoren werden sicherlich von diesen englischen Ausführungen peinlichst berührt sein und in Parallele mit wehmütigen Gedanken der Entwicklung der deutschen Wirtschaftslage die schlechteste Note ausstellen. Es ist noch in aller Erinnerung, von wie vielen Eventualitäten im vorigen Monat das Zeichnungsresultat der grossen Staatsanleihen abhängig war, und wie schon nach kurzer Zeit der durchsichtige Erfolg trotz der schwierigen Sperrverpflichtung von rückgängigen Kursen der Anleihe abgelöst wurde. Es ist ferner die Wahrnehmung interessant, dass in den ersten 4 Monaten dieses Jahres die erfolgten Emissionen Deutschlands sich auf rund 2½ Milliarden erstreckten. Schon wiederholt wurde an dieser Stelle die Tatsache registriert, dass besonders den Kommunen und Städteverwaltungen ein grosser Teil von Deutschlands Verschuldung zuzuschreiben ist. Der immer und immer neu auftretende Bedarf der Städte scheint noch nicht zur Erledigung gebracht zu sein. Neuerdings appellieren sowohl die Stadt München mit 15 Millionen Mark wie auch andere kommunale Finanzverwaltungen an den Geldmarkt. Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich ausgeschlossen, dass in Deutschland, wie es in England der Fall ist, ein Stillstand oder Rückgang in dem Anleihebedürfnis zu erwarten ist. Neue Anleihen und Emissionen vermehren von Tag zu Tag die Schuldenlast und erschweren nicht nur Deutschlands früher so rührige Goldpolitik, sondern verschlechtern auch allenthalben den heimischen Emissionskredit. Das Ausland sieht diese Schwierigkeiten, und die nächste Konsequenz ist das Fernbleiben ausländischer Gelder, welche Deutschland mit Vorliebe und auf lange Zeit überlassen worden waren. Zu dem gesteigerten Verbrauch innerhalb Deutschlands selbst kommt die Avisierung neuer Anleihen für die Kolonialbahnen.

Unter diesen Umständen bleibt die Geldmarkt-Situation die gleich ungeklärte. Trotz der zu beobachtenden ungünstigen Konjunkturlage von Handel und Industrie und des geringen Geldbedürfnisses dieser beiden Faktoren sind die Geldmarktverhältnisse die gleich angespannten und ungewissen. Das Geld ist nach wie vor äusserst knapp, und an der Börse das Wechselangebot wie in früheren Zeiten unverändert stark, so dass der Privatsatz der deutschen Börsen immer noch unentwegt nach oben tendiert. So lange diese Verhältnisse andauern und sich für Deutschland keine neuen Geldquellen finden, wird auch nicht von einer definitiven Wiederkehr gesunder und normaler Verhältnisse gesprochen werden können. Die Ziffern der Reichsbankausweise sind allgemein wenig befriedigend, wenn auch der Status im Vergleich zum Vorjahre eine geringe Besserung aufweist. Alle europäischen Geldzentren bemühen sich eifrigst, die grossen Goldimporte, besonders aus Amerika, an sich zu ziehen. Bislang hatte lediglich die ohnehin sehr geldflüssige Bank von Frankreich die grössten Chancen in der Erwerbung des aussereuropäischen Goldes erzielt.

Ein weiter ausschlaggebendes Moment für die Entwicklung der deutschen Börsen bildete die Haltung der amerikanischen Effektenmärkte. Es ist ersichtlich, dass mit dem günstigen Erfolge verschiedener Bonds-Emissionen in finanzieller Hinsicht eine Besserung eingetreten ist. Was vor allem in Betracht kommt, ist, dass das geschwundene Vertrauen beginnt, sich sukzessive wieder einzustellen. Es sei jedoch an dieser Stelle wiederholt vor einem Optimismus gegenüber Amerika eindringlichst gewarnt. — In den Berichten aus der heimischen Industrie zeigen sich die grössten Widersprüche, besonders was den Geschäftsgang des deutschen Montanmarktes anbetrifft, welches Gebiet bekanntlich als das Barometer für die deutsche industrielle Lage zu bezeichnen ist, scheint eine Besserung noch weit entfernt zu sein.

M. Weber.



Bad Orb

Reiseweg: Frankfurt-Bebraer Eisenbahn; von Wächtersbach mit „Bad Orber-Eisenbahn" in 15 Minuten nach Orb.

I. Haus am Platze: Kurhaus mit komfortabelster Einrichtung.

Die Krankheiten des Herzens und der Gefässe,

deren Ursachen, deren Komplikationen.

Die moderne Bäderbehandlung stellt bezüglich der Krankheiten des Herzens und der Gefässe **drei Kardinalforderungen**: 1. Den Gebrauch von an **Kohlensäure** reichen Soolbädern; 2. Eine für Herzkranke günstige Höhenlage, d. i. **mittlere Gebirgslage**, welche sich auch für Terrainkuren eignet; 3. Eine geeignete **Trinkkur**, um die mannigfaltigen Ursachen u. Folgen der Herz- u. Ader-Erkrankungen: Gicht, Fettsucht, Diabetes, Blutstauungen in Lungen und Unterleibsorganen, Störungen der Gallensekretion, Verdauungsstörungen zu bekämpfen.

Diese Forderungen erfüllt Bad Orb. Seine an Kohlensäure überreichen Soolsprudel, seine Lage in den Ausläufern der Spessartberge, in einem von wald- und wiesengeschmückten Tale, seine Martinustrinkquelle machen Bad Orb, das Kleinod des Spessarts, zu einer Wallfahrtsstätte für **Herz- und Gefässkranke**, zu einem Heilbade ersten Ranges für die vielfachen Ursachen und Komplikationen der Herzleiden.

Versand der Martinusquelle in Flaschen: 30 Flaschen M. 18.—. Prospekte durch die **Kurdirektion.**

Heilanstalt für Orthopädie

Schwedische Heilgymnastik, Nachbehandlung nach Verletzungen und Krankheiten.

Theresienstrasse 25 — **MÜNCHEN** — 25 Theresienstrasse

Neueste Apparate und Maschinen unter ärztlicher Kontrolle.

Dr. O. Ammann.

St. Norbertusheim bei Würzburg

Oberzell.

Erholungsheim

zu ständigem und vorübergehendem Aufenthalte unter Leitung von Ordensschwestern. Schlossartiges Gebäude mit gärtnerischen Anlagen und grossem Parke, 70 Zimmer. Pensionspreis von 4 Mk. an. Durch elektrische Bahn mit Stadt und Bahnhöfen Würzburgs verbunden. Telephon. Bäder usw. im Hause.

Bad Brückenau · Hotel Füglein

Telephon 6. Elektr. Licht. 5 Min. vom Bahnhof. Schön eingerichtete Fremdenzimmer. — Hübscher Garten.

: Altrenommiertes : Haus in schöner Lage am Saume herrlicher Waldungen und in nächster Nähe des Kurgartens.

Restauration zu jeder Tageszeit. — Hausdiener zu jedem Zuge am Bahnhof. — Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr Wigger, Dr. Klien.

Dr. Heinrich Frick (Mitgl. d. Verb. kath. Stud.-Verb.) **Badearzt**

Bad Nauheim

Luisenstrasse 4

nimmt eine beschränkte Anzahl von Patienten in sein neu eingerichtetes mit Zentralheizung und elektrisch. Licht versehenes Haus auf. Anmeldung vorher erbeten.

Kurhaus Neusatzeck

im Schwarzwald

Stat. Ottersweier b. Bühl

Bäder, Telephon, Post.

Ruh. gesunde Lage; ausgedehnte Tannenwälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Aufmerksame Bedienung durch Schwestern.

Pension inkl. Zimmer 4—6 Mark.

Auskunft durch die Oberin.

Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt — **FELDAFING** am Starnbergersee. — Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt

Hotel Kaiserin Elisabeth

I. Ranges

Herrliche Aussicht auf See u. Gebirge. Pension von M 5.— aufwärts.

Vor- und Nachsaison grosse Preisermässigung. Bes.: **G. Kraft.**

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Garmisch-Partenkirchen, Hotel und Pension Sonnenbichl (bayer. Hochgebirge). Wind- und staubgeschützt. Großartigen Blick auf die Zugspitze und Umgebung. Schattiger Garten. Kahnfahrt. Eigene Badeanstalt. Balkons.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Dr. Lochbrunners Sanatorium, München-Thalkirchen, Maria-Einsiedelstr. 12. Prosp. frei.

Herz- u. Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten u. andere chron. Krankheiten.

Am 1. Mai wurde das Krumbad wieder eröffnet.

Das Krumbad, die Adelheidsquelle, bei Krumbad in Schwaben, erfreut sich eines *fünfhundertjährigen Rufes* und hat in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung genommen, so dass Erweiterungsbauten notwendig wurden. Die besten Erfolge weist es auf in der *Rekonvaleszenz* nach schweren Krankheiten mit zurückgebliebenen Exsudatmassen jeder Art. Nach schweren Anfällen von **Gicht und Rheumatismus, Leber- und Drüsenleiden, Gelbsucht und Gallenleiden**; bei **Schwächezuständen** der verschiedensten Art. Genauen Aufschluss gibt der *Prospekt*, welcher von der Badeverwaltung gerne zugesandt wird.

Das Bad liegt in lieblichster Hügellandschaft mitten in prächtigen Wäldern, 550 Meter über dem Meere.

Das Krumbad wird von Erholungsbedürftigen immer wieder gern aufgesucht, das bei **sorgfältigster Verpflegung und Bedienung ein Körper und Geist erquickendes Ruheplätzlein bietet.** Die Preise sind billigst. Nächste Bahnstation ist Krumbach. Eigene Post- und Telephonverbindung im Hause. Die Bedienung besorgen Ordensschwestern der St. Josephs-Kongregation in Ursberg. Alle Anfragen wollen gerichtet werden an die

Badeverwaltung Krumbad b. **Krumbach** (Bayern).

Bad Brückenau

Kgl. Stahl- u. Moorbad, Spezialbad f. Harnleidende.

Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 4[illegible]

Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

König Otto-Bad

b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M.

Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel)

in der Nähe der grossen Urfttalsperre.

Im reizenden Fichtelgebirge gelegen. Strecke: Düren—Heimbach.

3 Min. von der Stat. vereinigt **Hausen** in sich alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit. Der Gasthof, ehemaliges Herrenhaus, bietet jedem Fremden etwas Eigenartiges, Anheimelndes. Ein einziger Besuch genügt, um demselben ein gutes Andenken für immer zu sichern. Pens. M 4.—. Näh. durch **J. M. Ley, Hausen-Blens.**

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang Nr. 21

23. Mai 1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Geheilt von Gicht, Gelenkreissen und Rheuma

durch

Rheuma-Tabakolin, „Marke Elgol“ D. R. W. No. 55,801

hergestellt durch Extraktion aus den Bestandteilen der Tabakpflanze, **nur äußerliche Anwendung**, absolut unschädlich, ohne jegliche Nebenwirkung auf Herz, Magen, Gehör 2c. Von vielen Aerzten empfohlen. Hunderte der glänzendsten Anerkennungen.

Einer von den vielen, die durch dieses Mittel geheilt sind, schreibt unter dem 31. Oktober 1906:

Nachdem ich im Monat April und Mai 1902 einen schweren, fast 8 Wochen andauernden Gichtanfall in den Ballen der großen Zehen an beiden Füßen überstanden hatte, kam mir Ihr Inserat, „Tabakolin“ betreffend, in die Hände. Ich ließ mir sofort ein Päckchen kommen und setzte dasselbe nach Vorschrift an.

Im November desselben Jahres wurde ich wieder von einem furchtbaren Gichtanfall heimgesucht, welcher sich nicht allein auf die Fußballen beschränkte, sondern sich auf die Mittelfußknochen sowie auf die Fuß- und Kniegelenke an beiden Beinen ausdehnte. **Ich litt furchtbar.** An die in meinem Besitz befindliche Mixtur „Tabakolin“ dachte ich nicht mehr. Alle vom Arzte zur Linderung der Schmerzen gegebenen Verordnungen — kalte Umschläge, heiße Umschläge, kalte Wassergüsse 2c. auf die kranken Stellen, Schwitzen, Moorbäder u. s. w. u. s. w. — halfen gar nichts. Salicylpulver hatte ich so viele genommen, daß ich von deren Folgen fast das ganze Gehör verloren hatte. Nach einem dreiwöchigen Leiden sind die Schmerzen eines Tages nachmittags derart furchtbar gewesen, daß ich den Tod als Erlösung begrüßt haben würde. In dieser Not fiel mir plötzlich der Besitz des von Ihnen bezogenen Mittels ein und ich veranlaßte meine Frau, auf die kranken Gelenke mit „Tabakolin“ getränkte Lappen zu legen. Dieselben wurden aufgelegt in dem Gedanken, daß es nicht schlimmer, wie es war, werden könne. **Die Wirkung war aber eine geradezu wunderbare.** Nachdem die Kompressen, welche, damit die Feuchtigkeit länger anhält, mit Verbandstoff (Gummistoff) bedeckt und das ganze mit leichten Binden umwickelt waren, **kaum 3 Minuten lagen, hörten die Schmerzen merklich auf.** Ich wagte kaum zu atmen, weil ich befürchtete, daß auch durch die leiseste Körperbewegung das Schmerzgefühl sich wieder verschlimmern könne. Aber **von Minute zu Minute wurde der Zustand besser.** Als meine im Nebenzimmer sich aufhaltenden Angehörigen mein ihnen leider so gewohntes Stöhnen nicht mehr hörten, kamen dieselben ganz erschreckt zu mir, in dem Glauben, ich sei plötzlich gestorben. Mein Zustand wurde nach einer Stunde derart, daß ich zu essen verlangte. Nach **einer weiteren halben Stunde hörten die Schmerzen vollständig auf. Der Schlaf — seit 3 Wochen zum erstenmal — stellte sich ein,** und ich verbrachte eine traumlose Nacht, **ohne jede Fiebererscheinung** und ohne die sonst stets eingetretene übelriechende Schweißabsonderung. **Nach drei Tagen konnte ich das Bett verlassen und ohne Schmerzen gehen.** Die in den Gelenken noch vorhanden gewesene Schwäche war nach einigen Tagen gänzlich verschwunden. Appetit und Schlaf blieben normal gesund.

Daß es sich nicht etwa um eine zufällige, von Ihrem Medikament unabhängige Besserung gehandelt hat, geht aus der Tatsache hervor, daß bei kleineren Rückfällen eine Auflage eines mit „Tabakolin“ getränkten Lappens genügte, um das Uebel im Keime zu ersticken. **Geschwulst und Röte an den befallenen Gelenken verschwinden sofort und die Schmerzen hören auf. Diesen Beweis habe ich in mehreren Fällen.** Beim Eintreten eines Anfalles lege ich die dünne Kompresse auf, lege die gewöhnliche Fußbekleidung an und bekümmere mich nicht weiter um die Sache. Gelegentlich einer militärischen Uebung im vergangenen Jahre verspürte ich nachts gegen 3 Uhr heftige Schmerzen im Ballen der großen Zehe des rechten Fußes. Ich legte auch auf die gerötete und schon etwas angeschwollene Stelle die Kompresse, schlief ruhig weiter, zog früh 6 Uhr die Reitstiefel an und war bis 10 Uhr im Sattel, ohne auch nur mehr den geringsten Schmerz zu verspüren. Im letzten Monat, August, machte ich eine 14 tägige Fußwanderung durch den Schwarzwald. In St. Blasien übernachtend, trat auch gegen 4 Uhr nachts ein kleiner Anfall ein. Nach der gewohnten Behandlung stand ich um 6 Uhr früh auf und machte den Fußmarsch durch das Albtal nach Albruck — 29 Kilometer — ohne jedes Unbehagen. Kurz, nach den von mir mit „Tabakolin“ gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen hat **das sonst so gefürchtete Gichtleiden jeden Schrecken für mich verloren.** Wo ich auch bin, habe ich stets ein Fläschchen der Mixtur bei mir und diese hat bisher nie versagt. Die Wirkungen des Medikamentes auf die Haut sind auch angenehm. Nach kurzem Aufliegen der Kompressen wird die Haut ganz weiß und weich und es stellt sich ein starkes Jucken ein.

Nach meiner Ueberzeugung hat das „Tabakolin“ — wenn die Ansicht der Aerzte, daß die gichtischen Schmerzen durch Ablagerung harnaurer Salze entstehen, richtig ist — die Wirkung, **die Salze durch äußere Behandlung der kranken Stellen zu lösen,** weil sonst eine so **schnelle, sichere** und **mit keinen unangenehmen Begleiterscheinungen verbundene Heilung gar nicht möglich wäre.**

Die geschilderten Erfahrungen sind nicht allein von mir gemacht worden, sondern **alle Personen,** welche auf meine Empfehlung „Tabakolin“ angewandt haben, **haben die gleich günstigen Wirkungen empfunden.** Alle früher von mir schon benutzten anderen Mittel hatten gar keinen Erfolg. (Hierunter befanden sich auch die von Apotheker G .... in M ...... in den Handel kommenden Pillen. Von diesen habe ich für mindestens Mk. 80. — verbraucht).

Ich freue mich, von diesen günstigen Erfolgen Mitteilung machen zu können.

Hochachtungsvoll **JENTSCH**, Postmeister.

Rheuma-Tabakolin Marke „Elgol“ in Originalkartons à M. 4.—. 2 Kartons franko. Broschüre von Dr. Einfeldt gratis.

Gustav Laarmann, Fabrik pharm. Präparate, Berlin S. 59, Dieffenbachstr. 37.

General- und Versanddepot: Alstertor-Apotheke, Hamburg 90, Ferdinandstr. 79.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 21. München, 23. Mai 1908. V. Jahrgang.

Ueberall Krisen in Oesterreich.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Es nützt nichts, die Augen dagegen zu verschließen, die Tatsache steht fest: Ministerpräsident Freiherr v. Beck wackelt bedenklich. Dieser weitsichtige, kluge, genau berechnende Staatsmann, welcher die durch zehn Jahre für unmöglich gehaltenen Riesenwerke der Wahlreform für den Reichsrat und den Ausgleich mit Ungarn parlamentarisch durchgeführt hat, befindet sich in Krisen, aus denen selbst seine Schlauheit einen Ausweg nicht scheint finden zu können. Sehen wir hier ganz davon ab, daß er in seiner dritten großen Lebensaufgabe, Herbeiführung des nationalen Ausgleiches in den Sudetenländern, noch keinen entscheidenden Schritt hat tun können; eine Frage, die durch ein Menschenalter von liberalen und konservativen Ministerien nicht gelöst werden konnte, wird auch der genialste Staatsmann nicht in ein paar Monaten befriedigend lösen. Die Krise, welche ihm jetzt die bittersten Sorgen macht, hat er sich selbst geschaffen, indem er nach den Neuwahlen des 14. Mai 1907 die parlamentarischen Parteien nicht nach ihrer wahren Stärke und Volkskraft in seine Rechnungen einsetzte. In der liberalen Bureaukratie aufgewachsen, wähnte er, die Fundamente seiner Regierung im politischen Liberalismus suchen zu müssen, obwohl dieser im Volke aller Nationalitäten längst ausgespielt hatte. Statt seinem Kabinett eine feste Stütze durch die christlichsozialen Deutschen, Slowenen, Tschechen und Italiener zu geben, nahm er aus den kläglich zusammengeschrumpften Deutschliberalen und Deutschnationalen, den liberalen Tschechen und radikalen Tschechischagrariern seine parlamentarischen Minister. So baute er auf Sand, und nun kommen Stürme, denen sein Haus nicht standhält.

Weil die Regierung nicht den Mut aufbringt oder aufbrachte, dem Abgeordnetenhause eine reformierte Geschäftsordnung aufzuoktroyieren, ist sie heute gezwungen, ihre eigenen Vorlagen, die sogenannten Staatsnotwendigkeiten, mit Dringlichkeitsanträgen der in ihr ministeriell vertretenen Parteien zur Verhandlung zu bringen. Auf diesem Wege mußte sie das Haus zwingen, sein wichtigstes Recht, die Beratung des Staatsvoranschlages, regelrecht auszuüben, und auf diesem Wege mußte auch die Rekrutenbewilligung für die Landwehr erzwungen werden. Zur Annahme der Dringlichkeit schreibt die Geschäftsordnung eine Zweidrittelmehrheit vor. Der deutsche Agrarier Graf Kolowrat hatte es übernommen, die Landwehrrekrutenbewilligung dringlich zu beantragen. Am 13. Mai kam es zur Abstimmung, die Regierung siegte, aber nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen. Das ist ein Merks für den Ministerpräsidenten. Wären die Sozialdemokraten vollzählig zur Stelle gewesen, die Dringlichkeit wäre abgelehnt gewesen.

Die sonderbarste Rolle spielten hierbei die Deutschliberalen: sieben Mann stimmten für die Regierung, drei stimmten dagegen und die restlichen fünf liefen davon. Und für diese sieben Mann hat Baron Beck ein Ministerportefeuille hergegeben! Die Partei der Judenliberalen war nie verläßlich; daß sie für die durch ihren Parteimann Marchet „gezierte" Regierung nur ganze sieben Mann aufbrachte, ist der beste Beweis, wie sehr der Ministerpräsident sein Kabinett auf liberalen Flugsand aufgebaut hat.

* * *

Mit dem Unterrichtsminister Dr. Marchet ist der Wahrmund-Skandal, der sich zu einer bedrohlichen Krise für die ganze Regierung auswächst, innig verbunden. Als bekannt darf ich voraussetzen: die skandalöse Rede und Flugschrift des Kirchenrechtslehrers, den Proteststurm der Tiroler, das Versprechen des Ministerpräsidenten vom 13. März, die ganze Strenge des Gesetzes gegen Wahrmund walten zu lassen, wenn das Gericht gesprochen, die Verurteilung des Oberlandesgerichtes durch Bestätigung der Beschlagnahme der gotteslästerlichen Rede und die Erklärung des Unterrichtsministers, daß Wahrmund nichts geschehen werde. Die neueste Phase des Skandals ist aber in diesen Blättern noch nicht besprochen worden.

Der Sturm im katholischen Tirolervolke drohte zum Orkan zu werden. Statthalter Freiherr v. Spiegelfeld wußte, daß es kein Spaß sei, als die Mannen drohten, sie kämen „mit ihren Büchsen nach Innsbruck", wenn der Gotteslästerer nicht von der Universität entfernt werde. Der Senat beschloß und gab bekannt, daß er aus Angst vor Krawallen, bei welchen das Militär das letzte blutige Wort sprechen könnte, die Vorlesungen Wahrmunds über Kirchenrecht für das laufende Sommersemester sistiert habe. Gegen diese Verfügung der autonomen Behörde, welche aus lauter „Freisinnigen" zusammengesetzt ist, beschlossen nun die ebenso freisinnigen Studenten zu streiken, d. h. nicht nur selbst den Vorlesungen fernzubleiben, sondern auch die Professoren durch Krawalle zu hindern, Vorlesungen zu halten. Halbreife Burschen, welche noch nichts sind, das Geld ihrer Eltern verzehren und auf die Hochschule geschickt sind, um zu lernen, wollten bestimmend in den Gang der inneren Politik eingreifen, wollten ihren knabenhaften Willen dem Senate, dem Unterrichtsminister, der Regierung aufzwingen. Und um Oesterreich vor aller Welt lächerlich zu machen, paktierten die Professoren — wenn sie auch vom Streiken abrieten — mit den gegen das Studium streikenwollenden Studenten und unterwarfen sich dem Diktat ihrer Schüler, indem sie diesen versprachen, daß alle Senate der Hochschulen gemeinsam die Lehrfreiheit Wahrmunds schützen würden. Es fehlt nicht an Stimmen, welche öffentlich in Innsbruck und Wien den Streik, die Demission des Innsbrucker Rektors v. Scala, die Zurücknahme dieser Demission, die im frechsten Tone gehaltene Eingabe der „freiheitlichen" Studenten an den Senat usw. für eine zwischen den Professoren und den Studenten abgekartete Komödie erklären. Das will ich nicht entscheiden, aber der „Reichspost" muß man recht geben, wenn sie schreibt: „Es wird einem übel, wenn man jene Faktoren, die berufen und verpflichtet wären, wenigstens die akademische Würde zu wahren, wenn sie schon im übrigen versagen, als Beteiligte oder gar Urheber einer würdelosen Posse sieht, um eine Pression zu üben, da man den Mut, gegen die Unterrichtsverwaltung offen zu rebellieren, nicht aufbrachte."

Wo der Mut zu offenem Auftreten fehlt, fängt man an zu kompromisseln. Rektor v. Scala fuhr nach Wien und schlug dem Unterrichtsminister vor: „Wahrmund soll nach seiner Rückkehr vom Urlaub eingeladen werden, ein in den weiteren Rahmen des Kirchenrechtes fallendes Kolleg zu lesen, und soll außerdem das kirchenrechtliche Seminar beibehalten." Und die „N. Fr. Presse", das Parteiblatt Dr. Marchets, behauptet, dieser hätte das Kompromiß angenommen. Wenn sich das bewahrheitet, so ist das eine so freche Herausforderung nicht nur des katholischen Tirol, sondern der gesamten Katholiken Oesterreichs, daß man wohl nur an-

nehmen kann, Dr. Marchet suche nach einem besonders effektvollen Abgange, welcher seinen Chef in eine neuerliche gefährliche Krise stürzen müsse. Die christlichen Parteien werden den Kabinettschef an sein Wort vom 13. März erinnern, daß die volle Strenge des Gesetzes gegen Wahrmund walten solle, wenn das Oberlandesgericht ein verurteilendes Verdikt gefällt. Das Wenn ist zur Tat geworden. Also: Worthalten! Oder: die Tiroler Christlichsozialen haben mit aller wünschenswerten Deutlichkeit dieses Oder erläutert: „Man würde uns Tiroler in die rücksichtsloseste Opposition zwingen, wenn man in Wien und Innsbruck dergestalt umfiele."

Am Freitag und Samstag (15. und 16. Mai) wurde es aufs neue klar, was die ganze, von der Judenpresse angefachte und immer wieder angeblasene „Bewegung" der freiheitlichen Studenten (und Professoren) bezweckt. Auf der Wiener Technischen Hochschule erschienen am Freitag drei katholische Studenten in Couleur, wie gewöhnlich. Das betrachteten einige freiheitliche Radaustudenten als „Provokation in Angelegenheit der Wahrmundaffäre" und forderten die Katholischen auf, die Hochschule zu verlassen. Diese begaben sich zum Rektor um Schutz ihrer Freiheit und ihres Rechtes. Der Rektor verhandelte mit den „Freiheitlichen", welche den Katholischen nur dann das Verlassen der Hochschule gewähren wollen, wenn jene „Couleur ablegen". Diese weigerten sich natürlich, auf ihr Farbenrecht zu verzichten. Als sie aber schon 2½ Stunden im Rektorat zurückgehalten worden waren, und da angesichts der kolossalen Uebermacht jeder Widerstand nutzlos gewesen wäre, entschlossen sie sich unter Protest zur Ablegung der Farben und begaben sich unter Vorantritt eines Beamten vor die Aula, von den Spottgesängen und dem Gejohle der wortbrüchigen Freisinnigen begleitet und bis zur Wiedner Hauptstraße verfolgt. Als sie hier die Elektrische besteigen wollten, nahm ihnen der Beamte die ihnen im Rektorate geliehenen Hüte ab, um sie barhäuptig dem Spotte des Studentenpöbels auszusetzen. Sofort hieben die mit Knütteln versehenen freiheitlichen Studenten nach alter Gewohnheit auf die wehrlosen katholischen Studenten ein, besonders ein „Noriker" wurde übel zugerichtet. Endlich gelang es den Ueberfallenen, bis zur Elektrischen vorzudringen, doch als sie den Wagen besteigen wollten, wurden sie von den akademischen Plattenbrüdern vom Trittbrett herabgezerrt und neuerlich geprügelt. Dreihundert gegen drei! Welch ein Heldenmut der Radaustudenten!

Die freisinnigen Techniker beschlossen, am nächsten Tage zum Bummel auf die Universität zu ziehen, um zu verhindern, daß dort die katholischen Studenten in Farben erscheinen. Also ein wohl überlegter Ueberfall! Der Rektor der Universität bekam Angst und verbot den Technikern das Betreten der Universität. „Zugleich beschwöre ich die gesamte Studentenschaft dafür einzustehen, daß keinem ihrer Kollegen hier (!!) das mindeste Unrecht zugefügt wird", und der Rektor fügt dieser seiner Beschwörung die Drohung hinzu, daß jeder, der auf akademischem (!!) Boden seine Hand gegen einen Studierenden erhebe, „die Wiener Universität auf immer verlassen muß". Nachdem ihm aber einige „Freiheitliche" das Versprechen gegeben hatten, daß es nicht zu Unruhen kommen werde, wurde auch den Technikern das Betreten der Universität gestattet.

„Hier", „auf akademischem Boden" blieb es ruhig. Als aber die katholischen Verbindungen abzogen, fingen die „Freiheitlichen" — wie gut sie doch ihren Rektor verstanden hatten! — die Keilerei an und setzten sie fort bis zum Schwarzspanierhof, in welchem „Norika" ihre Bude hat, und den ein starkes Aufgebot Wache vor den anstürmenden „Freiheitlichen" schützen mußte. Stürmen wollten sie das Tor, um die Noriker zu „verhauen". Also nichts weniger als Straßenauflauf und Gewalttätigkeit. Dabei kam es — ich zitiere absichtlich wörtlich den Bericht der jüdischen „Zeit" — „zu größeren Konflikten mit der Polizei, in deren Verlauf Stockschläge hageldicht auf die Helme der Sicherheitswachleute niedersausten . . . Nachdem der Kampf längere Zeit hin- und hergewogt hatte, traten die deutschnationalen Studenten mit der Polizei in Verbindung, um Vereinbarungen wegen des Abzuges zu treffen. Es wurde gefordert, daß zuerst die Polizei abziehe, worauf die deutsch-nationalen Studenten den Platz verlassen wollten. Die Verhandlungen führten schließlich dazu, daß sich die Polizei zurückzog und die Studenten ruhig in die Aula zurückkehrten. Dort wurde noch die Losung ausgegeben, daß sich sämtliche freiheitlichen Hochschüler am Montag, 10 Uhr vormittags, in der Technik treffen sollten." — Daß die Polizei von studentischen Wegelagerern sich prügeln läßt, dann mit diesen paktiert und nach deren Forderung zuerst abzieht — wo in aller Welt wäre eine solch selbsterniedrigende Haltung der Polizei sonst noch denkbar?!

Kein Wunder, daß den Radaustudenten die Frechheit immer mehr wächst und daß sie für Montag Krawalle auf der Technik vorbereiten. Die Dekanatskonferenz der Technik hat zwar auf öffentlichem Anschlag die Vorfälle am 15. Mai bedauert und die „dringende Bitte" (!!) an alle Hörer gerichtet, solche Ausschreitungen zu meiden. Zugleich aber hat Rektor Vortmann erklärt, er werde die katholischen Couleurtechniker, welche nur 10 Mann stark seien, ersuchen, in der nächsten Zeit nicht in Farben zu erscheinen, denn da (!!) sie die Minderheit seien, müßten sie nachgeben. Der Rektor scheint also zu meinen, daß eine Minderheit einer rauflustigen Mehrheit zuliebe auf ihr gutes Recht verzichten müßte. Darauf werden die katholischen Verbindungen wohl nicht eingehen.

Auch die Grazer Universität hatte am Samstag ihre Krawalle. Ein „Karoline" sollte öffentlich promovieren und hatte sich dazu die christlichsozialen Abgeordneten Hagenhofer, Huber, Wagner und etwa 200 Bauern seiner Heimat eingeladen. Jedem Promoventen steht das Recht zu, seine Freunde zu der Feierlichkeit einzuladen, und wenn diese Freunde dem Bauernstande angehören, so werden die deutschen Bauern wohl eine deutsche Hochschule durch ihren Besuch nicht verunehren. Nicht die Universitätsbehörde, nicht der Rektor, sondern die deutschnationalen Studenten verweigerten den geladenen Gästen des Promoventen den Zutritt zur Universität und schlugen auf die Bauern ein. Diese ließen sich das natürlich nicht gefallen, es kam zu großen Schlägereien, in welche auch die Sicherheitswache eingriff. Schließlich mischte sich auch der Rektor drein, verbot den Gästen des Promoventen den Eintritt in die Universität, und als Abg. Hagenhofer dagegen sich verwahrte, sagte der Rektor die Promotion ganz ab. Als daraufhin der Promovent mit seinen Gästen abzog, eröffneten die deutschnationalen Studenten ein Steinbombardement auf sie. Die Abgeordneten begaben sich zum Statthalter, Beschwerde zu führen, daß den geladenen Gästen, bloß weil sie Bauern waren, der Eintritt in die Universität mit Gewalt verweigert wurde. Und der Rektor erließ sofort eine Kundmachung, nach welcher keine öffentlichen Promotionen mehr stattfinden sollen.[1])

Es ist selbstverständlich, daß diese Vorfälle in der christlichsozialen Partei eine große, tiefgehende Verstimmung gegen das Ministerium Beck hervorgerufen haben, welches mit verschränkten Armen den Skandalen zusieht, durch welche das gesamte katholische Volk bis aufs Blut gereizt wird. Wenn Baron Beck mehr Wert auf die 7 Mann Marchets und auf die Judenpresse legt, als auf die 96 Mann Dr. Luegers, so kann er es ja einmal versuchen, wie weit er ohne diese 96 kommt, selbst wenn er sich im Jubeljahr des Kaisers dafür die 87 Sozialdemokraten sollte eintauschen wollen. Aus dem Wahrmundskandal ist eine Marchet-Krise geworden, welche das ganze Ministerium Beck verschlingen kann.

* * *

Zu alledem kommt noch eine Krise in der gemeinsamen Regierung. Minister Baron Aerenthal und Finanzminister Schönaich haben bekanntlich der österreichischen Delegation ihr Wort verpfändet, daß die Delegationen im Mai noch zu einer Tagung zusammenberufen werden, und daß dann die Erhöhung der Offiziersgagen und der Mannschaftslöhnungen mit rückwirkender Kraft bis zum 1. Januar 1908 beschlossen werde. Wekerle hatte dazu seine Zustimmung gegeben. Kossuth und seine Partei bestehen nun darauf, daß diese Erhöhung nur gegen nationale Zugeständnisse für das Heerwesen zugestanden werden dürfe, und Wekerle macht darum jetzt die größten Schwierigkeiten. Er will um jeden Preis die österreichische Delegation demütigen, um damit den verblaßten Glanz seiner Regierung den Magyaren gegenüber aufzufrischen. Die österreichische Delegation besteht darauf, daß die beiden gemeinsamen Minister ohne alle Deutelei und Sophisterei ihr Wort halten. Im Kronrate am Samstag wurde keine Verständigung erzielt. Siegt Wekerle, so fallen Aehrenthal und Schönaich und vielleicht Beck mit. Krähen überall!

[1]) Der Artikel wurde am Sonntag, den 17. Mai geschrieben, also vor den Ereignissen in Innsbruck, wo am Montag wegen Zusammenstößen von „deutschfreiheitlichen" und katholischen Studenten die Universität vorübergehend geschlossen und die katholische Studentenschaft von den „Freiheitlichen" förmlich belagert wurde.



Weltrundschau.

Von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Marokko in Berlin.

Der inoffizielle Empfang der Abgesandten Mulay Hafids in Berlin wäre vielleicht wärmer ausgefallen, wenn schon festgestanden, daß Mulay Hafid der Herr Marokkos und Abdul Asis eine machtlose Puppe in den Händen der Franzosen geworden sei. Doch konnten die Marokkaner auch so mit dem Empfang zufrieden sein. Ihre Kollegen, die in Paris geblieben, fanden alle Türen verschlossen, auch die inoffiziellen; in Berlin fand die Gesandtschaft doch wenigstens Gehör und eine höfliche Antwort, woraus sie den wertvollen Schluß ziehen können: Deutschland macht sich nicht mit der Person des Abdul Asis solidarisch. Natürlich war die Antwort des empfangenden Legationsrates so diplomatisch gehalten, daß Deutschland für alle Fälle freie Hand behält und Frankreich mit keinem Worte brüskiert wird. Doch liegt in dem Vorgange selbst die höfliche, aber eindrückliche Bekundung, daß Deutschland nicht gesonnen ist, sich unbedingt dem französischen Vorbild und Wunsche anzuschließen, sondern sein Recht in Kraft erhält.

Der Zwischenfall gehört in die Reihe der sanften und freundlich verhüllten Mahnungen und Warnungen, die unsere Diplomatie nach Ausweis des Weißbuches von Zeit zu Zeit nach Paris gerichtet hat. Der Eindruck des neuesten Winkes wird wesentlich davon abhängen, ob Mulay Hafid bald einen durchschlagenden Erfolg hat. Nach den neuesten Pariser Nachrichten scheint sich die erste Meldung von dem glatten Uebergang der ganzen Mahallah in das Hafidsche Lager nicht zu bestätigen, vielmehr ein scharfer Kampf entbrannt zu sein, der die Mahallah des Abdul Asis in harte Bedrängnis gebracht habe. Zum Troste lassen sich die Franzosen melden, daß ihre Truppen im Südosten von Marokko, bei Bu Denib, einen neuen Erfolg errungen hätten. Neuerdings setzt man gerade auf das Vordringen von der algerischen Seite her die größten Hoffnungen; dorthin reist auch der mit der obersten Leitung der Aktion beauftragte General Lyautey. In Frankreich regt sich zwar hier und da Widerspruch wegen der ungeheuren Opfer, die das marokkanische Abenteuer fordert; aber die Gemeindewahlen, die soeben stattgefunden haben, zeigen keinen Rückgang der regierungsfreundlichen Parteien; die konservativen Gegner des gegenwärtigen Regiments haben nichts gewonnen, die sozialistische Opposition ja sogar einiges verloren. Aus dem freien Willen des Volkes heraus ist also in nächster Zeit eine Wendung zum Besseren nicht zu erwarten, weder in dem inneren Kulturkampfe, noch in der auswärtigen Eroberungspolitik.

Bei solchen Verhältnissen muß die deutsche Staatskunst vorsichtig vorgehen. Sollte der Zeitpunkt für eine schärfere Hervorkehrung der deutschen Rechte und Interessen gekommen sein, so braucht doch die Wendung nicht in aufreizender Schroffheit zu erfolgen. Darum halten wir es auch für verfehlt, wenn die Alldeutschen in Berlin jetzt Volksversammlungen veranstalten, die das Verhalten unserer Regierung gegenüber Frankreich agitatorisch beeinflussen sollen, wie in ähnlicher Weise während des Burenkrieges in der Haltung gegenüber England versucht wurde. Die damalige Agitation ist offensichtlich zum Schaden Deutschlands ausgeschlagen.

Eine Wendung in einer neueren kaiserlichen Rede von dem „Respekt", den sich Deutschland sichern müsse, hat man als Ankündigung einer energischen Marokkopolitik deuten wollen. Es ist bedenklich, aus solchen allgemeinen Sentenzen und Mahnungen weitgehende Folgerungen für eine Einzelheit herauszupressen. Für die Hebung des Respekts vor Deutschland ist allerdings noch viel zu tun und auch manches Versäumte nachzuholen. Das wichtigste in dieser Hinsicht ist, daß wir Maß halten lernen, sowohl in der Bezeugung von Liebe (wie z. B. gegenüber England und Frankreich), als auch in der Ansage von Widerstand.

Die kaiserliche Zensur für den Reichstag.

Nach dem schönen Fest in Wien hat der Kaiser die Einweihung der neugeborenen Hohkönigsburg im Elsaß und die Enthüllung des Denkmals Wilhelms I. von Oranien in Wiesbaden vollzogen. Die Ansprachen griffen nicht in die Tagespolitik ein. Daß in der Festrede von der Hohkönigsburg die staatsrechtliche Zukunft Elsaß-Lothringens nicht erwähnt wurde, war selbstverständlich; nur Illusionspolitiker konnten eine Proklamation zu der unreifen Autonomiefrage erwarten. Mit der Tagespolitik befaßte sich dagegen ein Telegramm, in dem der Kaiser dem Reichskanzler sein Wohlgefallen über die verflossene Tagung des Reichstags ausdrückte. Bisher pflegten solche Belobigungen nur zu erfolgen, wenn Parlament und Regierung etwas Außerordentliches geleistet hatten, z. B. ein Bürgerliches Gesetzbuch oder einen neuen Zolltarif. Die jüngste Tagung hat aber keine Berge, sondern nur Hügel geschaffen. Wenn trotzdem eine glänzende Zensur von höchster Stelle veröffentlicht wurde, so verrät das eine besondere Genugtuung über die Tatsache, daß die Blockmehrheit nach dem Gewitter vom 5. Dezember überhaupt noch lebens- und arbeitsfähig geblieben ist. Es bestätigt sich, was allen Einsichtigen vom Anfang an bekannt war, daß der Kaiser durchaus auf dem Boden der Blockpolitik steht. Der Block hat vorläufig von oben her nichts Unangenehmes zu befürchten. Sehr beachtenswert ist jedoch der Hinweis des Kaisertelegramms auf die großen Aufgaben, die noch bevorstehen, d. h. auf die Reichsfinanzreform. Der Kaiser spricht die Hoffnung aus, „daß sie in gleicher Weise einem erfolgreichen Ende zugeführt werden. Die Aussichten auf eine gedeihliche Lösung der Finanzfrage haben sich freilich inzwischen nicht verbessert. Die Taktik des Vertagens läßt sich jedoch nicht noch ein weiteres Jahr durchführen. Hic Rhodus, hic salta! Sollte dieser Sprung gelingen, so dürfte die Blockmehrheit wohl bis zu den nächsten Wahlen gesichert sein; doch dann hat sie ausgesprungen.

Die preußische Wahlbewegung.

Obschon die bevorstehende Landtagswahl von entscheidender Bedeutung ist, und alle Parteien sich demgemäß anstrengen, kommt doch kein flotter, frischer Zug in die Wählermassen. Das liegt an dem jämmerlichen Wahlsystem. Wer auf die politische Erziehung des Volkes bedacht ist, muß die gründlichste Wahlreform wünschen. Das verzwickte Wahlsystem verschuldet auch gekünstelte oder geradezu unnatürliche Wahlbündnisse. Bei den Reichstagswahlen kann man in dem ersten Wahlgange seine Kraft auf eigene Faust probieren und hat für den Fall der Stichwahl noch Zeit zu Kompromissen. Bei dem indirekten Verfahren mit dem unsicheren Spiel der Wahlmännerauslese ist man zu vorzeitigen Kompromissen ohne Kenntnis des wahren Stärkeverhältnisses versucht. Dahin drängen auch die mehrsitzigen Wahlkreise. So ist es in der Umgebung Berlins zu einem Bündnis der beiden Antipoden gekommen, der Freisinnigen und der Konservativen, die sich die voraussichtliche Beute von drei Mandaten zu eins und zwei teilen wollen. Viel natürlicher sind die mehrfachen Verbrüderungen der Freisinnigen mit den Nationalliberalen. Aber alles das ist ein Hohn auf die bombastische Versicherung der Freisinnigen, daß sie die Erringung des Reichstagswahlrechts für Preußen als das Leitmotiv und höchste Ziel ihrer Wahlarbeit betrachteten. Für sich und die verwandten Liberalen die Mehrheit zu erringen, das ist ihr Ziel. Und wenn der Liberalismus die Macht hat, so wird er zunächst die konfessionelle Schule und die christliche Volkserziehung zu bekämpfen suchen. In zweiter Linie wird man dann das Wahlrecht modifizieren nach den Rezepten der Nationalliberalen, der ausgesprochenen Plutokraten, und zwar in der Richtung, daß die Vorherrschaft des Liberalismus dauernd gesichert wird. Daraus sieht man schon, daß die Parole des gleichen Wahlrechtes nur ein Köder an der „demokratischen" Wahlangel ist. Das Zentrum in Preußen müßte auf beiden Augen blind sein, wenn es sich durch die Wahlrechtsfrage zur Unterstützung von Linksliberalen verlocken ließe. Früher, als noch eine Fortschrittspartei im Sinne Eugen Richters auf der Linken saß, konnte das Zentrum deren Kandidaten hier und da als das kleinere Uebel betrachten. Jetzt aber, in der Blockära, ist der Fortschritt und der Freisinn nur ein Nationalliberalismus unter anderem Deckblatt. Jede Verstärkung des vereinigten Liberalismus schädigt die parlamentarische Stellung des Zentrums und dessen Interessen. Auch im Punkte der Wahlreform; denn nach dem liberalen Wahlsiege würde die Entscheidung über die Wahlfrage bei den Nationalliberalen liegen, während bei der Erhaltung des konservativen Besitzstandes das Zentrum die ausschlaggebende Stellung hat.

Zu den vielen schwebenden „Fragen" hat sich neuerdings noch die der Leichenverbrennung gesellt. Ein Urteil des obersten preußischen Verwaltungsgerichtshofes hat das polizeiliche Verbot der Leichenverbrennung für rechtsgültig erachtet und in der Begründung die Unvereinbarkeit dieser Bestattungsart mit dem geltenden Staats- und Reichsrecht ausgesprochen. Daraus folgt, daß die Agitation unserer Feuerbestatter nur auf dem Wege der Gesetzgebung zu ihrem Ziel gelangen kann. Wer klug ist, richtet seine Wahl einfach nach der Parole ein: Für die christlichen, gegen die „aufgeklärten" Kandidaten!

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Im bunten Lauf zog's nach den Osterferien wieder vorüber: Finanzetat, das Füllhorn der Arbeiteranträge, der Forstetat, und bei aller Fülle der Arbeit entsteht plötzlich ein großes Loch in den Plenarsitzungen: Die Ausschüsse haben den Präsidenten im Stich gelassen. Wer aber glauben wollte, daß die unfreiwilligen Ferien arbeitslos gewesen wären, der täuscht sich. Im Gegenteil! Arbeit in den Ausschüssen und Fraktionen früh und spät und — mit Erfolg.

Im einzelnen rollte der Finanzetat so ziemlich das ganze Steuergebiet, die Schuldenwirtschaft des Reiches, die Emissionsfrage auf, und der Referent Freiherr von Haller — übrigens ebenso fleißig wie tüchtig — brachte es mit seinen ach so gründlichen Auseinandersetzungen schließlich so weit, daß es seinen sozialistischen Parteifreunden selbst zuviel wurde. Das Referat und die Diskussion sind übrigens eine Fundgrube für junge Juristen und Verwaltungsleute, nicht weil alles akzeptabel ist, wohl aber, weil es Anregung zu den verschiedensten Studien gibt. Von besonderer Bedeutung ist die Ablehnung direkter Reichssteuern durch die Regierung und die Mehrheit — wozu in Bayern — die Liberale Vereinigung gehört! Die Verbesserung der Verteilung der Matrikularbeiträge findet bei der Regierung wenig Gegenliebe, da der etwaige Maßstab des direkten Steuersolls zu ungleich sei. Sonst verlangt der Abg. Speck, daß der bewegliche Faktor, den die Matrikularbeiträge im Reichshaushalt bilden, absolut nicht beseitigt werden darf, wenn nicht ein Ersatz für dieses Bewilligungsrecht geschaffen wird. Da begab sich hier Herr Dr. Casselmann auf das Glatteis der Finanzpolitik, die ihm gar nicht „liegt". Und so mußte er sich von den Abg. Speck und von Haller bittere Wahrheiten ob der vermeintlichen Wirkung und Aufhebung der Klausel Franckenstein sagen lassen: keine Aufhebung, nur ein Ersatz der ausgeschiedenen Zölle durch Materialsteuer und Branntweinverbrauchsabgabe innerhalb der Ueberweisungssteuergruppen der Klausel ist erfolgt. Im übrigen ist es doch etwas kindlich, dem Zentrum einerseits zuzurufen, es habe die Reichsschulden mitgemacht, und anderseits ihm als „unpatriotisch" vorzuwerfen, daß es nicht alles unbesehen in Blockmanier schlucken will. Das paßt in Volksversammlungen — in den Landtag nicht.

Eine Vereinheitlichung der Emissionen von Staatsanleihen ist nicht zu erreichen, denn hier sind der widerstrebenden Interessen zu viel, ebenso erklärt Minister von Pfaff den Weg Dr. Heims nicht gangbar, bei Anleihen etwa nur einen Teil an ein Konsortium zu begeben und den Rest an die Kgl. Bank, da sich kein Konsortium die Konkurrenz Dritter gefallen lassen wird. Dann Rentamtsschmerzen die Menge und Klagen über das Vermessungswesen, wobei der Verfasser dieses nicht ohne allseitige Zustimmung den häßlichen Titel der Zentralstelle „Katasterbureau" durch „Landesvermessungsamt" verdeutscht wissen möchte.

Breiten Raum nahmen Arbeiterinteressen, das Dienstbotenwesen und die Gesindeordnung in der Verhandlung ein. Ohne auf die verschiedenen Fragen der Wohnräume, der Freizeit, des Dienstbuches, des Koalitionsrechtes usw. einzugehen, darf wohl hervorgehoben werden, daß die Mehrheit des Landtags an dem tatsächlichen Unterschied zwischen Dienstboten und Arbeitern und deren Stellung zur Familie mit den hieraus sich ergebenden Konsequenzen festhält. Der Satz Lilly Brauns: „Unser Hauptziel muß sein, die Dienstboten aus dem Haushalt herauszubringen und aus dienenden zu freien gewerblichen Arbeiterinnen zu machen; zu diesem Zweck muß der Privathaushalt seiner Auflösung entgegengeführt werden", beleuchtet hinlänglich die andere Richtung, die gottlob noch die — mindere ist.

Der Forstetat hatte für dieses Jahr eine noch weit höhere Bedeutung als sonst. War doch der Antrag des Grafen zu Törring-Jettenbach wie ein Blitzstrahl in die dunklen Forsten des Bayerlandes gefahren und hatte ungeahnte Altholzbestände aufgehellt, deren Nutzung zur gebieterischen Notwendigkeit geworden ist. Darüber wurde schon kurz berichtet. Das Zentrum zog die Konsequenz, indem es zunächst einmal eine reine Mehreinnahme von 6 Millionen Mark beantragte und durchsetzte. Ebenso ging es dem Liebling „Jagden" etwas an die Nerven, indem deren Einnahmen zunächst um 30,000 M erhöht wurden, um ausgiebigere Verpachtung wertvoller Jagdbezirke des Staates an Stelle des Regiebetriebes zu setzen, ohne den Forstmann von der Jagd trennen zu wollen. Die übliche Begleitung des Blitzes blieb nicht aus: der Sturm. Und er hat schon als Anfang einen der kräftigsten Stämme des Altholzes der Forstverwaltung entwurzelt: den Oberforstdirektor, dessen Verdienste auf dem Gebiete der Organisation ob der Versäumnisse auf dem Gebiet der Waldnutzung ganz in Vergessenheit kamen. Mit ihm wird die Pflege des Jägerlatein aus dem Munde des Forstmannes im Landtag verschwinden — freilich nicht das sonst gleichwertige „Latein" anderer. Die Hauptsache bleibt: Graf Törring hat die nachhaltige und ausgiebige höhere Nutzung unserer bayerischen Forsten in Fluß gebracht und die Forstverwaltung von der unzulässigen bisherigen Betriebsweise überzeugt. Und nun ging bereits Freiherr von Stotzingen, der Bauernführer in Baden, unter Berufung auf Törring mit eingelegter Lanze gegen die dortige Forstbehörde vor. Wir wünschen ihm guten Erfolg.

Gleichzeitig mit dem Etat steht eine Denkschrift über die Organisation der Forstverwaltung zur Behandlung. Für heute den Hinweis, daß es sich um Vermehrung der Kompetenz und des Einflusses der Forstämter auf den Betrieb handelt, um Verringerung der Schreibarbeit und Entlastung der mehr selbständig gedachten Forstzentralstelle durch Abgabe von Kompetenzen an die Regierungsforstabteilungen, die zugleich ebenfalls eine mehr selbständige Fassung erhalten sollen. Bleibt eigentlich nur die Angst, daß „unten" die Neigung zum „kleinen Pascha" entsteht, aber — wir haben ja noch einen Landtag, der oft nicht ohne Nutzen „Kammergericht" ist.

Ein Antrag auf freiheitliche Durchführung des neuen Vereinsgesetzes, eingebracht vom Blockvater, ausgerechnet von Dr. Müller-Meiningen, ist für die nächste Zeit ein Kabinettstück. Eben aber steht im Vordergrund eine Interpellation Köhl-Gerber, welche die Machinationen der Ansbachergruppe (Frankfurt) gegen die Mehrheit der Würzburger Bodenkreditanstalt betrifft. Die Abgeordneten Dr. Heim und Dr. Freiherr von Haller fällten ein vernichtendes Urteil über diese Herren, denen es um einen Millionenfischzug aus den Taschen des bayerischen Volkes zu tun sei, indem sie erst die Aktien und Pfandbriefe möglichst schlecht machen und im Kurs werfen, sodann billig aufkaufen wollen. Nachher Kündigung der Hypotheken, die voll eingehen, und der Raub von 14 bis 30 Millionen ist gelungen.

Dabei kamen Geschäftspraktiken zur Sprache, die den Staatsanwalt beschäftigen dürften. Dr. Heim wünschte, daß auch die Kgl. Bank Beitrittserklärungen zum Schutzverein entgegennehme, und hofft, daß die Richter rasch Recht sprechen werden. Die Staatsregierung schloß sich der Kritik gegen Ansbacher energisch an, und allerseits wurde konstatiert, daß gar kein Anlaß vorliege, wegen des Besitzes von Aktien oder Pfandbriefen der Würzburger Bodenkreditanstalt beunruhigt zu sein. Ein schlagendes Beispiel hierfür geben die Ansbacher selbst. Obwohl die Aktien 130 standen, man ihnen schließlich 180 bot, sie gaben sie nicht ab. Doch nicht, weil die Bank so schlecht ist? Man kennt nun die Absicht dieser Leute, und einen Dr. Heim besticht man nicht. Im übrigen ist diese Ansbachergeschichte ein beschämendes Beispiel dafür, wie in einem modernen Rechtsstaat die Uebermacht und der Uebermut des Kapitals am hellen Tag gegen die Kleineren ausgeübt werden kann. Der Samstag war ein Feiertag, aber nur für das Plenum, zu Ehren der Eröffnung unserer Münchener Ausstellung 1908. Schließlich darf nicht unterlassen werden noch festzustellen, daß der Zentrumsabgeordnete Heinrich Held sein vorzügliches Referat über das Beamtengesetz und die Gehaltsordnung abgeliefert hat. Es ist eine klare und gründliche Arbeit, deren Versuch, „innerhalb der verfügbaren Mittel" die gerechteste Verteilung zu suchen, wohl objektiv als einwandfrei bezeichnet werden kann.[1]) Wer kann es aber allen recht machen?



Belgien und der Kongostaat.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

In Belgien dreht sich bekanntlich die Politik seit mehreren Monaten um die Kongofrage. Wir haben in einem längeren Artikel (Heft 52, 1907, S. 775 ff.) die Vorgeschichte der heurigen Debatte erörtert und angedeutet, daß die endgültige Angliederung des afrikanischen Staates an Belgien über kurz oder lang erfolgen dürfte.

Der im Dezember 1907 von dem verstorbenen Ministerpräsidenten De Trooz eingebrachte Angliederungsvertrag stieß auf heftigen Widerspruch, weil er die, mit dem hergebrachten belgischen Verwaltungssystem nicht ganz im Einklang stehende, Krondomäne beibehielt. Auch der jetzige Ministerpräsident Schollaert erachtete das Abkommen als nicht zufriedenstellend und nach längerer Verhandlung mit der Kongoregierung konnte er im März einen

[1]) Auch in der liberalen Presse findet das Referat des Abg. Held eine durchweg sehr günstige Beurteilung. Die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 136) bemerkt: „Es ist im allgemeinen eine sachlich-gediegene Arbeit". Die „Münchener Neuesten Nachrichten" schreiben, das Referat sei „unstreitig eine fleißige und gediegene Arbeit". Das liberale Blatt meint, die von dem Abg. Held beantragte ergiebigere Aufbesserung der mittleren und unteren Kategorien würde ganz gewiß die Unterstützung aller Liberalen finden, will aber die Mittel dazu nicht durch Abstriche an den Aufbesserungen der akademisch gebildeten „höheren Beamten" beschafft wissen. Irgendwelche Benachteiligung des „beamteten akademischen Mittelstandes", wie die „Münchener Neuesten Nachrichten" sich ausdrücken, liegt dem Zentrum jedenfalls sehr fern.

neuen Vertrag einbringen, der die Krondomäne fallen ließ und zu äußerst günstigen Bedingungen Belgien eine der besten Kolonien Afrikas übermachte. Die dem Projekte beigegebenen offiziellen Dokumente beweisen, daß die finanziellen Lasten, die Belgien aus der Angliederung erwachsen, durch die Aktiva des Kongolandes aufgewogen werden. Belgien verpflichtet sich zwar, König Leopold als Dankesbezeugung gewisse Summen zur Verfügung zu stellen; allein im Vergleich zum Reichtum der Kolonie ist das Opfer klein und für die gesunden Staatsfinanzen durchaus nicht schwerwiegend. Vom internationalen Standpunkt aus werden Belgien als Kolonialmacht, da es ein neutraler Staat ist, auch keine Schwierigkeiten entstehen.

Man hätte annehmen dürfen, die Kongofrage würde von den belgischen Parlamentariern, da sie nicht zur Parteipolitik gehört, nicht zu parteipolitischen Zwecken ausgeschlachtet. Dem war aber nicht so. Die Sozialisten benützten die Angelegenheit zu heftigen Angriffen auf die Monarchie, deren Werk der Kongostaat ist. Eine Handvoll radikaler Politiker suchten die Frage im Wahlkampf zu verwerten. Die Angliederung wurde von einer katholischen Regierung eingebracht, und weil für die Radikalen alles, was von Klerikalen gemacht wird, von vornherein nichts taugt, machten sie ihre Wähler glauben, die Katholiken führten das Land durch hochtrabende Kolonialpolitik zum moralischen und materiellen Ruin. Auch vor nichtswürdigen Unwahrheiten wurde dabei nicht zurückgeschreckt. Die Angriffe wurden übrigens von zuständiger Seite zurückgewiesen. Nicht nur sämtliche Mitglieder der Rechten, sondern auch die Mehrzahl der liberalen Abgeordneten stellten sich auf die Seite der Regierung. Ja, selbst der sozialistische Führer Vandervelde befürwortet die Kolonialpolitik. Ein radikales Blatt erkennt denn auch unumwunden an, die öffentliche Meinung sei kongofreundlich.

Das zeigte auch klar und deutlich die bis 2. Juni vertagte Kammerdebatte. Von den Kongofeinden wurden die aus England herübergeholten Verleumdungen ein weiteres Mal breitgetreten. Die Sozialisten mußten sogar die jüngste Tochter des Königs in die Debatte ziehen, um die Monarchie zu bekriteln. Nur wenige wirklich ernste Bedenken wurden laut. In einem Punkte waren dieselben gerechtfertigt, nämlich bezüglich der Behandlung der Eingeborenen. Hier hat aber der Ministerpräsident und nach ihm der Justizminister feierlich versprochen, daß eine wirklich humanitäre und positiv christliche Kolonisierung am Kongo eingeführt werden soll. Damit sollten sich doch ernste Politiker zufrieden geben und abwarten, wie sich die Dinge gestalten werden, wenn einmal der Kongofreistaat belgische Kolonie geworden sein wird.

Zur Bewegung innerhalb der Kriegervereine.

Von
Dr. **Krueckemeyer**, St. Johann.

Die infolge des parteipolitischen Verhaltens des preußischen Landeskriegerverbandes und verschiedener Kreiskriegerverbände bei den letzten Wahlen entstandene Austrittsbewegung und Bildung neuer, in Wahrheit unpolitischer Vereine und Verbände nimmt nach wie vor ihren ungestörten Fortgang. Am ersten und am stärksten hat die Bewegung im Saarrevier eingesetzt, wo die politischen und konfessionellen Gegensätze besonders scharf sind. Hier erfolgte auch der erste Austritt und die erste Neugründung. Bereits am 17. Februar 1907 wurde hier in Dudweiler unter dem Namen „Militärverein Dudweiler" ein eigener Verein gegründet. Weitere Neugründungen und Austritte in den Kreisen Saarbrücken, Merzig und Saarlouis folgten. Die Gesamtzahl dieser außerhalb der Kreiskriegerverbände bestehenden Vereine dürfte die Zahl 40 bereits überschritten haben. 30 derselben haben sich mit einer Gesamtmitgliederzahl von über 3500 in einem eigenen Verbande, dem Saarmilitärverband, organisiert. Bald schlug die Bewegung aber auch in andere Gegenden über. An der Mosel, auf dem Hunsrück und an der Ems geschah dasselbe wie im Saarrevier. Die Vereine an der Mosel und auf dem Hunsrück schlossen sich zu einem „Krieger- und Militärverband für Mosel und Hunsrücken" zusammen, während die emsländischen Kriegervereine bereits vorher einen engeren Anschluß aneinander gefunden hatten.

Die Behörden suchten anfangs die neue Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken durch Erlasse und Verfügungen, die den neuen Vereinen ihre Existenzberechtigung bestritten, ihnen das Recht der Fahnenführung entziehen wollten, die Beteiligung an patriotischen Feiern untersagten, sie dem Vereinsgesetz zu unterstellen suchten usw. Es folgte das Verbot der Beteiligung an Kaiserparaden und die Entziehung der Fahnenbänder durch eine Ministerialverfügung vom 3. Dezember 1907. Durch alle diese Schritte konnte die neue Bewegung aber nicht aufgehalten werden. Im Gegenteil, sie wuchs immer weiter, und es wurde nur unnötigerweise böses Blut erregt.

Zu Beginn des Jahres beschäftigten sich auch die Parlamente mit der neuen Bewegung. In der Budgetkommission des Reichstages kam am 14. Januar eine Interpellation des Abgeordneten Erzberger zur Verhandlung, und am 28. Februar hielt der Abgeordnete Roeren im preußischen Abgeordnetenhause eine äußerst eindrucksvolle Rede, die sich ebenso wie die Interpellation Erzberger über die ungerechtfertigten Bedrückungen der neuen Vereine durch die Behörden verbreitete und Einstellung derselben verlangte. Minister v. Moltke verurteilte offen die vorgekommenen Schikanen gegenüber den neuen Vereinen, erklärte eine dahingehende Verfügung an die ihm unterstellten Behörden erlassen zu haben und gab der Hoffnung auf eine Beseitigung des bedauerlichen Zwiespaltes Ausdruck. Der Erfolg dieser hier vom Minister erwähnten Verfügung zeigte sich darin, daß von diesem Zeitpunkte ab die bisherigen Nadelstiche der untergeordneten Behörden unterblieben. Sie befleißigten sich in dankenswerter Weise auch den neuen Vereinen gegenüber strenger Neutralität. Vereinzelt wurden auch die früheren ungerechtfertigten Verfügungen zurückgenommen, so seitens des Bürgermeisters von Losheim.

Durch ihre einseitige Stellungnahme den neuen Vereinen gegenüber hofften die Behörden nicht nur einer weiteren Zersplitterung des Kriegervereinswesens Einhalt zu tun, sondern sie glaubten auch, so die ausgetretenen Vereine in die Kreiskriegerverbände zurückführen zu können. Von einzelnen Bezirkskommandos wurden sie dabei eifrig unterstützt, indem nicht nur die Mannschaften auf den Kontrollversammlungen zum Eintritt in die alten Kriegervereine aufgefordert wurden, sondern auch auf die Reserveoffiziere durch besonderes Rundschreiben — so seitens des Bezirkskommandos Saarbrücken — in diesem Sinne einzuwirken gesucht wurde. Beides ohne nennenswerten Erfolg.

Und dennoch wäre eine Beilegung des ganzen Zwistes schon vor Jahresfrist verhältnismäßig leicht zu erreichen gewesen. Und es ist dies auch heute noch der Fall. Verlangen doch die ausgetretenen Vereine nichts anderes, als daß seitens des Landeskriegerverbandes und der einzelnen Kreiskriegerverbände der statutarisch festgelegte Charakter der Kriegervereine als unpolitischer Vereine auch offiziell anerkannt werde, und daß demgemäß die Vorkommnisse bei den Wahlen ausdrücklich mißbilligt und gleichzeitig Garantien gegen eine Wiederholung ähnlicher Dinge in der Zukunft gegeben werden. Unter diesen Bedingungen wären die ausgeschiedenen Vereine auch heute noch, wie sie schon wiederholt erklärt haben, zu einem Wiedereintritt in den Landeskriegerverband bzw. die einzelnen Kreiskriegerverbände bereit. Notwendige Voraussetzung hierbei wäre natürlich, daß die ausgetretenen Vereine bei ihrem Wiedereintritt alle Rechte und Privilegien wieder erhielten, die sie früher besaßen, und daß auch die inzwischen neu gegründeten Vereine als gleichberechtigt anerkannt und aufgenommen würden. Dazu will man sich aber seitens des Landeskriegerverbandes und der einzelnen Kreiskriegerverbände nicht verstehen. Man glaubt sich augenscheinlich etwas zu vergeben, wenn man das verübte Unrecht eingesteht und wieder gut zu machen sucht. Bei einem solchen Verhalten des Landeskriegerverbandes und der einzelnen Kreiskriegerverbände ist natürlich jede Einigung ausgeschlossen.

Und doch möchte auch der Landeskriegerverband, der keineswegs das Gefährliche der bestehenden und sich stets erweiternden Spaltung verkennt, sehr gerne den Zwist beigelegt sehen. Er hat in der Hinsicht schon verschiedene Schritte getan. Der letzte bisher war die Entsendung seines Vorstandsmitgliedes, des Geheimen Kriegsrats und Vortragenden Rats im Kriegsministerium Dr. **Romen** an die Saar und an die Mosel — und wohl auch an die Ems? — zwecks Einleitung von diesbezüglichen Verhandlungen. Auf Einladung des Herrn Dr. Romen fand zwischen ihm und dem Vorsitzenden des Saarmilitärverbandes, Herrn Kollmansperger, am 4. April eine Besprechung in St. Johann (Saar) statt, in der Herr Kollmansperger unter den oben von mir angeführten Bedingungen die Bereitwilligkeit der ausgetretenen Vereine zum Wiedereintritt in den Landeskriegerverband ausdrückte. Herr Dr. Romen seinerseits

erklärte, über die ihm vorgetragenen Beschwerden mit Herrn General v. Spitz Rücksprache nehmen zu wollen, und er gab auch seiner Mißbilligung über das Geschehene sowie über das parteipolitische Verhalten des Kreiskriegerverbandsvorstandes Ausdruck. Herr Dr. Romen hat also augenscheinlich den guten Willen, eine Versöhnung zustande zu bringen. Dagegen will der Vorstand des Saarbrücker Kreiskriegerverbands von einer solchen nichts wissen, denn in einer am selben Tage (4. April) mit Herrn Dr. Romen abgehaltenen Besprechung lehnte er es einstimmig ab, an die ausgetretenen Vereine auch nur den Wunsch nach einem Wiedereintritt zu richten. Er verlangt vielmehr, daß die ausgetretenen Vereine zuerst selbst einen solchen Wunsch aussprechen und außerdem noch sich den ihnen vom Vorstand zu stellenden Bedingungen unterwerfen. Eine Berechtigung zu ihrem Austritte erkennt der Vorstand den Vereinen nicht zu, und die neugegründeten Vereine will er überhaupt weder anerkennen noch aufnehmen. Nur den einzelnen Mitgliedern derselben stellt er den Wiedereintritt anheim. Das ist eine schroffe Ablehnung jeder Versöhnung. Daß der Saarmilitärverband mit seinen 3500 Mitgliedern sich darauf nicht einlassen kann, liegt auf der Hand.

Die Verhandlungen des Herrn Dr. Romen in St. Johann hatten übrigens noch ein sonderbares Nachspiel. Ueber den letzten Teil derselben, die Besprechung mit dem Kreiskriegerverbandsvorstand hatte auch die „Köln. Volksztg." in ihrer Nr. 320 berichtet und dabei die auch von mir hier vertretene Stellung eingenommen. Ueber den ersten Teil, die Besprechung des Herrn Dr. Romen mit dem Vorsitzenden des Saarmilitärverbandes, hatte sie indessen kein Wort verlauten lassen. Daraufhin erhielt sie seitens des Preußischen Landeskriegerverbandes folgende von ihr in ihrer Nr. 360 (20. April) abgedruckte Berichtigung: „In Nr. 320 Ihres Blattes (Morgenausgabe vom 10. April ds. Js.) befindet sich ein Artikel mit der Ueberschrift: „Zur Verständigung in den Kriegervereinswirren." Jeder, der diesen Artikel liest, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Wirkliche Geheime Kriegsrat Dr. Romen seitens des Königlichen Kriegsministeriums nach Saarbrücken gesandt worden sei, um **mit den aus dem Kreiskriegerverbande Saarbrücken ausgetretenen Vereinen zu verhandeln.** Dies entspricht **jedoch nicht den Tatsachen.** Wirklicher Geheimer Kriegsrat Dr. Romen, der gleichzeitige Beisitzer im Vorstande des Preußischen Landeskriegerverbandes, ist lediglich in unserem Auftrage nach Saarbrücken gereist, **um mit dem Vorstand des Kreiskriegerverbandes Saarbrücken zu verhandeln.** Wir bitten Sie freundlichst, die Notiz dementsprechend richtig stellen zu wollen."

Daraufhin veröffentlichte die „St. Joh.-Saarbr. Volksztg." (Nr. 99 v. 30. April) den Wortlaut des erwähnten Schreibens des Herrn Dr. Romen an den Vorsitzendes des Saarmilitärverbandes, unter gleichzeitiger Angabe des Hauptinhaltes der gehabten Besprechung, wodurch natürlich die „Berichtigung" des Preußischen Landeskriegerverbandes glänzend widerlegt war. Man fragt sich unwillkürlich, weshalb der Preußische Landeskriegerverband eine solche „Berichtigung" in die Welt sandte, um so mehr, als bis dahin von einer Verhandlung des Herrn Dr. Romen mit den ausgetretenen Vereinen kein Wort verlautbart war.

Am 5. April hatte Herr Dr. Romen eine Besprechung mit dem Vorsitzenden des „Krieger- und Militärverbands für Mosel und Hunsrücken", Herrn Herges-Sproß in Bernkastel, zu der Herr Herges-Sproß ebenfalls auf besondere Einladung des Herrn Dr. Romen zwecks Verhandlung „in einer wichtigen Kriegervereinsangelegenheit" erschienen war. Der Wortlaut des Schreibens und der Inhalt der Verhandlung wurden auf dem am 3. Mai in Cues stattgehabten Delegiertentag des Verbandes bekanntgegeben. Auch hier wurden seitens des Verbandes die berechtigten Beschwerden zur Sprache gebracht und die prinzipielle Bereitschaft zum Wiedereintritt in den Landeskriegerverband, den Herrn Dr. Romen befürwortete, ausgedrückt. Leider habe früher der Kreiskriegerverband die seitens des neuen Verbandes für einen Wiedereintritt gestellten Bedingungen abgelehnt. Auch hier ist also, wie in Saarbrücken, eine Versöhnung an der Hartnäckigkeit des Kreiskriegerverbandes bzw. seines Vorstandes gescheitert. Ein praktisches Resultat haben die Verhandlungen des Herrn Dr. Romen also nicht gezeitigt. Sie haben aber wenigstens das eine Gute gehabt, daß sie mit aller Deutlichkeit gezeigt haben, wo eigentlich die Zersplitterer des Kriegervereinswesens sitzen. Es sind diejenigen, die die Kriegervereine ihren eigentlichen Zwecken entfremden und sie ihren politischen Sonderbestrebungen dienstbar machen wollen.

Mai.

Ueber schimmernde, blaue Weiten
Schweift mein Auge mit stillem Blick,
Und mein Herz träumt von Frühlingszeiten,
Träumt von Sonne und Seligkeiten,
Träumt von Maien- und Märchenglück. — —

Fernher erklingen Vesperglocken
Voll in das lichte Land hinein,
Und sie erzählen ohne Stocken,
Daß die Weltenweiten frohlocken,
Weil der Fürst des Frühlings zog ein.

Wie ein Fürst aus den Feenlanden
Kommt er herab in stolzer Ruh,
Löset des Winters letzte Banden,
Decket die Keime, die auferstanden,
Mit seinem Krönungskleide zu.

Und er spendet, wie Fürsten spenden,
Aus seines Reichtums Sonnensold
Liebesgaben mit vollen Händen,
Perlenfunkelnde Pracht ohn' Enden
Ueber Hecken und Halden hold.

Und die Herzen, die wintermüden,
Streift er mit seinem Zauberstab,
Daß sie im Duft der Maienblüten
Finden den frühlingsfrohen Frieden,
Bergen ihr Leid in ein Blumengrab. — —

Ueber die schimmernden blauen Weiten
Schweift mein Auge mit feuchtem Blick,
Und mein Herz denkt der fernen Zeiten,
Da es genossen Seligkeiten,
Die ihm kein Mai mehr bringt zurück!

Eugenie Taufkirch.

Bedingte Verurteilung oder bedingte Begnadigung?

Eine Frage der Jugendfürsorge.

Von

Justizrat Wilh. Brüll, Aachen.

Der bedingte **Strafaufschub** mit dem **Ziele auf Straferlaß** hat sich besonders bei erstmaliger Verfehlung Jugendlicher allenthalben bewährt. In fast allen Kulturstaaten ist die **richterliche bedingte Verurteilung** eingeführt, in den deutschen Einzelstaaten gilt dagegen die **bedingte Begnadigung auf dem Verwaltungswege.** Die Frage, welcher dieser beiden Formen des bedingten Strafaufschubes der Vorzug zuzuerkennen ist, wird fast durchweg zugunsten der anderwärts geltenden bedingten Verurteilung entschieden, weil der Richter in der mündlichen Verhandlung den Angeklagten am klarsten erschauen und auf denselben durch Vorhaltungen und Ermahnungen am nachhaltigsten einwirken könne.

Die richterliche bedingte Verurteilung ist materiell eigentlich eine bedingte Freisprechung. Vergeht sich der Jugendliche binnen gesetzter Frist nicht wiederum gegen das Gesetz, so gilt die Verurteilung als nicht ergangen. In dieser künstlichen, den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Fiktion soll die eigentliche Heilkraft der bedingten Verurteilung liegen. Die Strafpredigt des Richters allein wird keine **dauernde** Besserung bewirken, „Jugend hat keine Tugend", und der von vornherein in sichere Aussicht gestellte Straferlaß muß das jugendliche Gemüt weniger nachdenklich gestalten. Straferlaß erfordert mehr als bloße Straffreiheit während einer kurzen Frist, er ist bedingt durch gute Weiterführung in jeder Beziehung, durch positive Erfordernisse, nicht bloß durch wohlweislich vermiedene Rückfälligkeit während der „Bewährungsfrist".

Eine Beaufsichtigung der Weiterführung ist vonnöten, aber bei der richterlichen bedingten Verurteilung nicht möglich,



da der erkennende Richter den Delinquenten nach der mündlichen Verhandlung aus dem Auge verliert. Er kann ihn nicht etwa nach der Bewährungsfrist von neuem wieder vor Gericht stellen und nun entscheiden, ob für die frühere Tat heute der Betreffende die früher festgesetzte Strafe wirklich erhalten soll.

Man könnte einwenden, mit dem weiteren Verfahren könne der Vormundschaftsrichter betraut werden, aber dann hätte ja meist auch nicht der erkennende Strafrichter, sondern ein anderer Richter die Entscheidung schließlich in der Hand. —

Die bedingte richterliche Verurteilung kann also nur von vornherein mit „straffreier Führung“ operieren, nicht aber gute Weiterführung in jeder Beziehung bedingen, sie kennt keine und kann keine Ueberwachung der Bewährung im übrigen kennen. Mit dem Urteil und der „Straffreiheit“ ist der Fall erledigt.

Anders bei der bedingten Begnadigung. Hier wird der Angeklagte vom Gericht verurteilt und der Gnade des Königs empfohlen. Die Justizverwaltung behält den Verurteilten im Auge während des Strafaufschubes bis zur eventuellen Begnadigung. Der bedingungslos verurteilte Angeklagte muß die Bestrafung voll und ganz empfinden. Ein bloßer Schuldspruch oder die direkte Eröffnung im Urteil selbst, daß die Strafe nur bedingungsweise festgesetzt ist, kann eine gleich starke Wirkung nicht haben. Bei der bedingten Begnadigung kann nur noch im innern Dienst Strafaufschub und bei guter Weiterführung in jeder Beziehung Erlaß der Strafe eintreten. Bis an das Staatsoberhaupt geht die Sache. So hat der vom Gericht verurteilte Jugendliche nur noch einen letzten Hoffnungsschimmer, seine bürgerliche Integrität völlig zu wahren. Auch hier kann übrigens der Richter gebührend durch Ermahnung und durch Fürsprache einwirken. Der Täter muß dementsprechend alles daran setzen, sich ernstlich zu bessern, er darf nicht bloß straffrei bleiben und sich sonst vielleicht nicht bewähren in Haus, Schule, Kirche und Gemeinde.

Die Ueberwachung ist nötig, bei dem sofortigen richterlichen Strafaufschub bloß nicht möglich; sie ist in objektiver und unauffälliger Weise bei der bedingten Begnadigung ausführbar, indem die Strafvollstreckungsbehörde den Verurteilten im Auge behält, und gerade bei Jugendlichen wird sie leicht sichere Auskunft bei Vormündern, Waisenrat, Seelsorgern und Lehrern erhalten. Hat der jugendliche Verurteilte sich gut geführt, dann, aber auch nur dann, ist er des Straferlasses würdig.

Wenn auch die bedingte Begnadigung Ueberwachung und damit viel Schreibwerk erfordert, so ist das „des Schweißes der Edlen wert“. Handelt es sich doch um Besserung der Jugend und um verhältnismäßige Abnahme der Kriminalität für die Zukunft. Die bedingte Begnadigung muß als wirksamer auf die Besserung jugendlicher Delinquenten erscheinen. Diese Form des bedingten Strafaufschubes paßt bei uns vielleicht besser als anderswo, die Form bestimmt sich nach dem Gefühl, Kulturzustand und der Verfassung des einzelnen Volkes. Eine Anlehnung an das Gnadenrecht, die administrative Form, hat bei uns nicht so viel theoretische Bedenken wie die „bedingte“ Verurteilung, dagegen mehr praktische Vorteile gegenüber der — „bedingten Freisprechung“.



Eine Weihegabe für die Dormitionskirche in Jerusalem.

Von

Dr. Oskar Freiherrn von Lochner.

Im Meisteratelier des Professors Fritz v. Miller, in welchem schon so manch poesievolles Prachtwerk der Goldschmiedekunst erstand, sieht eben ein eigenartiges Weihegeschenk seiner Vollendung entgegen, das in Bälde weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden wird. Es ist die Votivgabe der Genossenschaft katholischer Edelleute in Bayern, bestimmt für die neue Sionskirche, die sich auf der Stätte des Hinscheidens Mariä, welche die deutschen Katholiken der hochherzigen Schenkung Sr. Majestät des Deutschen Kaisers verdanken, erheben soll.

Die neue Kirche wird ähnlich der alten Marienkirche Karls des Großen als oktogonaler Zentralbau errichtet. Um den hohen Mittelraum schließen sich neben dem Chore noch 7 Kapellen zum Kranze. Die erste nächst dem Chore wird dem hl. Willibald, dem ersten deutschen Bischof, welcher selbst nach dem heil. Lande gewallfahrtet, geweiht sein. Sie soll nun auch diese Weihegabe erhalten, welche nach längeren Beratungen zwischen Professor v. Miller, Architekt Renard (dem Erbauer) und dem Vorstande der Genossenschaft als ein frontaler, dekorativer Lichtträger entworfen wurde, der in den Eingangsbogen der Willibaldskapelle zu hängen kommen soll.

Die Grundfigur dieses eigenartigen Lüsters ist ein Balkendreieck von einem weiteren, zur Grundseite parallelen Balken, welcher sechs Leuchter trägt, überhöht. Die Mitte des Dreiecks ist von einem Tazenkreuze ausgefüllt.

Ueber die breiten Balken sind 60 Wappen von Familien des bayerischen katholischen Adels (Email auf Silber) verteilt. Die Zwischenräume sind mit Reliefs von Engeln, Tauben, Adlern und geflügelten Löwen, mit reichglänzenden Halbedelsteinen und Kristallen, und mit feinen, in der Zeichnung stets wechselnden Filigranornamenten ausgefüllt. Die 6 kräftigen Leuchter sind ebenfalls in reichster, stets variierter Ornamentik gebildet.

Große Kristallknäufe schmücken die oberen Enden. Unten hängen in kräftigen, geschmiedeten Metallringen, etwas größer als die erwähnten Wappen, jene der Vorstandschaft nach dem Stande von 1906. Es sind die Urwappen: Franckenstein, La Rosée, Pfetten, Lerchenfeld, Hertling, Soden, Aretin.

Dies alles bildet einen glänzenden Rahmen für das mit Steinen und Filigran besonders reichgeschmückte Mittelkreuz, auf welchem sich noch ein köstliches Madonnenrelief findet. Maria auf der Mondsichel hält das Gotteskind im Schoße, welches segnend sein Händchen erhebt.

Es ist das Motiv der Patronin Bayerns, der Schirmherrin der Genossenschaft, der Herrin der neuen Sionskirche.

Die Gesamtstilisierung nähert sich dem spätromanischen Stile, welchen der Architekt für den Neubau gewählt. Die Rückseite der schönen Weihetafel, wenn wir sie so nennen dürfen, zeigt die Namen der einzeln beteiligten Adeligen, entsprechend den Schilden, und auf dem Kreuze die eigentliche Weiheinschrift eingegraben:

Von der
Genossen-
schaft
katho-
lischer
Edelleute in Bayern
in andächtiger Verehrung der allerselig-
sten Jungfrau und Gottesmutter
Maria
als Weihe-
gabe in die
Sions-
kirche zu
Jerusalem
gestiftet
1906.

Am Rand des Kreuzes steht: Fritz von Miller fec. 1906—8.

Leider ist es nun ohne Abbildungen nicht möglich, weiter auf die Feinheiten dieses mit so reicher Phantasie in allen Formen, mit solcher Liebe für die kleinste Einzelheit ausgedachten und ausgeführten Kunstwerks einzugehen, noch weniger die warme Farbenwirkung des Ganzen, den Reiz des wechselnden Metalls, der buntschillernden Steine, der in kostbarstem durchscheinendem Email leuchtenden Wappenschilde zu beschreiben: zu schildern, wie das alles nur als farbensattes Ornament die „goldene Madonna“ umrahmt. Immer wieder werden wir neue, feine Details, immer neue Schönheiten bei der Einordnung derselben in den Raum gewahr.

Es ist ein herrliches Werk, dessen satter Prunk durch die strenge Stilführung und Komposition zu feierlichem Ernst erhoben wird.

Die hohen Mitglieder der Genossenschaft werden wohl in erster Linie mit Stolz dies edle Werk aus den Händen des Meisters in Empfang nehmen. Aber auch außerhalb dieser Vereinigung wird jeder Katholik, jeder Bayer, ja jeder Freund deutscher Kunst und deutscher Heimat dies Weihgeschenk mit Freude betrachten, besonders einst jene, welchen es vergönnt sein wird, im Heiligen Lande dieses Grußes treuer deutscher Herzen an die Gottesmutter gewahr zu werden.

Möge diese Schöpfung als Bekenntnis innigen Glaubens allen zum Heil gereichen, die an ihrem Werden mit so viel Liebe Anteil genommen, und deren Wille es der allerseligsten Jungfrau geweiht!



Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Von

Hans Eschelbach.

Im Verlage von G. J. Göschen in Leipzig sind soeben in sieben Bänden die gesammelten Werke von Prinz Emil von Schönaich-Carolath so billig erschienen, daß ihre Anschaffung auch dem Minderbemittelten nicht schwer fallen dürfte.

Zu einer eingehenden Würdigung der Werke dieses wahrhaft gottbegnadeten Dichters reicht der Raum bei weitem nicht, aber das Herz drängt mich zu einem Werberufe wärmster Art für die Werke eines Mannes, der dem Volke einen Schatz an Schönheit, Lebensweisheit und Herzensgüte schenkte, wie sonst kein anderer Dichter. Mich persönlich hat kein Werk der Dichtkunst so gepackt, wie die manchmal etwas weltfremden Werke dieses Meisters, dem die Kunst Gottesdienst, innerster Beruf, alles ist. Er ist ein wirklich Vornehmer und Großer, ein Einsamer, der dem Schönen dient und das Gute tut, ein Mann, den eine ganze Welt von den Artisten trennt, die sich heute als Versjongleure in den modernen Zeitschriften breit machen.

Unter den Lyrikern unserer Tage steht Schoenaich unbedingt an allererster Stelle; auch seine großen episch-lyrischen Gedichte sind Meisterwerke, wie wir sie vergebens bei anderen zeitgenössischen Dichtern suchen. Als Versdichter alle Formen von der volkstümlichsten bis zur kunstvollsten mit Leichtigkeit beherrschend, ein Reimkünstler und Sprachgewaltiger wie kein Zweiter, findet er für seine tiefgründigen Gedanken und für seine heißen Empfindungen Ausdrucksformen, die der Pracht alter Brokatgewänder gleichkommen. Er ist so ganz er selbst in jeder Zeile, daß er mit keinem anderen verglichen werden kann. Vorgänger hat er keine gehabt, Nachahmer dafür aber um so mehr gefunden; man entdeckt aber sofort jeden Flicken des gestohlenen Schoenaichschen Brokats auf dem unechten Theaterputz dieser Nachahmer, die ihm wohl die exotischen Reime und einige Formen stehlen können, denen er aber jederzeit zurufen dürfte: Du gleichst dem Geist, den du begreifst; nicht mir!

Der zuletzt in Haseldorf in Holstein lebende Dichter wurde am 8. April 1852 in Breslau geboren, war einige Zeit Offizier in einem elsässischen Dragonerregiment, besuchte bei seinen Studien in Zürich die Vorlesungen Gottfried Kinkels und machte wiederholt große Reisen nach Amerika, Aegypten, Tunis und den Mittelmeerländern. 1878 erschien seine erste Gedichtsammlung, die ebenso originell und so ganz getragen von seiner innersten Persönlichkeit war, wie seine erste Novelle „Tauwasser". Zwei Jahre später folgten seine nunmehr in achter Auflage vorliegenden „Dichtungen", ein Jahr später seine „Geschichten aus Moll". Nach zehnjähriger Pause schrieb er die Novelle „Bürgerlicher Tod". 1896 folgte das Novellenbuch „Der Freiherr — Regulus — Der Heiland der Tiere", dem 1902 neue Novellen „Lichtlein sind wir" folgten. 1907 erschienen „Gedichte", die schon vier starke Auflagen erlebt haben.

Zunächst seine Dichtungen in Prosa. Sie sind weltfremd und verraten in jeder Zeile den Vollblutdichter, der den Romanschreiber von heute nicht einmal als Halbbruder anerkennen kann, obschon dieser ihm technisch vielleicht überlegen ist. Am lauten Alltag geht der Dichter vorüber. Er verlegt seine Stoffe gern in Zeiten, die vom Zauber der Romantik umwoben sind, weiß aber hier Stimmungsbilder von seltenem Reiz zu schaffen. Alle seine Prosadichtungen sind mehr oder weniger der rein künstlerische Ausdruck eines innerlichen Erlebnisses. Das gilt besonders von der einzig schönen Novelle „Tauwasser". Man kann sie nicht lesen, ohne dem Dichter selbst nahe zu treten; man fühlt, daß die Hand noch zuckte, als sie diese Geschichte schrieb. Daß der Dichter aber auch über alle Mittel realistischer Kunst verfügt, hat er in der Skizze „Die Kiesgrube" bewiesen. Nach dem Lorbeer des Wirklichkeitsschilderers hat er sonst wohl nie gerungen — er sah das Leben stilisiert unter großen Gesichtspunkten und ging immer seine eigenen Wege. Daß es menschlich und künstlerisch ein Aufwärtssteigen war, dafür zeugen am besten seine Versdichtungen, unter denen „Angelina", „Don Juans Tod" und „Die Sphinx" durch Genialität und Tiefe der Gedanken, Innigkeit der Empfindung, Kühnheit und Farbenpracht der Bilder und Vollendung der Form den ersten Platz verdienen. Nie ist die wahrhaft andächtige Bewunderung der Schönheit und das tiefe Künstlerleid über die Niedrigkeit der Welt, die das Schöne und Schuldlose zu beflecken und in den Staub zu zerren sucht, in so tiefergreifende und dichterisch so berauschende Worte gekleidet worden, als in „Angelina":

> O Schönheit, Schönheit, Danaergeschenk!
> Weh jedem, dem dein leuchtend Stirngehenk
> Als blitzend Stigma ward ums Haupt geschlagen!
> Weh ihm, dem Kind, das ausgesendet ward,
> Ein reiches Kleinod wunderseltner Art
> Durch einen Wald, einsam bei Nacht, zu tragen!
>
> Wohl zieht es aus, singend im Abendrot!
> Es kehrt nicht heim. Am Morgen liegt es tot,
> Erwürgt, beraubt, im fröstelnden Gehege.
> Auf blassem Mund sein letztes Seufzen starb:
> Ihr gabt ein Gut mir, das mich früh verdarb —
> So muß ich enden nun seitab vom Wege!
>
> O Schönheit, Schönheit, goldnes Samenkorn
> Von Gott gestreut, daß über Sand und Dorn
> Die Saat des Guten segensvoll erstünde;
> Wie kommt's, daß Schmerz als dunklen Keim du hegst,
> Die Massen nur zu finstrer Gärung regst,
> Zu Aufruhr, Leidenschaft, Begier und Sünde?
>
> O Schönheit, Schönheit, letzter Widerschein,
> Abglanz des Edens! Ach, du bliebst allein
> Der Erde treu! Du konntest von dem Weibe,
> Von Edens blauer Blume lassen nicht,
> Du folgtest ihr und wardst das Tempellicht,
> Das ew'ge Licht im staubentkeimten Leibe!

Neben solch grandiosen Strophen schrieb der Dichter volkstümliche Verse von unvergänglicher Schönheit:

> Es trägt wohl jeder Schmerzen
> Um ein geliebtes Blatt,
> Das Gott aus dem tiefsten Herzen
> Ihm einst gerissen hat.

Dieser Mann, dem nichts Menschliches fremd blieb, ging durch große Stürme den Weg zur Vollendung, und so führte auch ihn die Sehnsucht nach dem Wahren, Schönen und Guten durch Tränen, Staub und Dornen zuletzt zu Gott:

> Durch Erdenschönheit und Rosenflor
> Will ich den Kranz aus Lenzestagen
> In letzten Liedern heimwärts tragen
> Zu Gott empor.

Mit diesen Worten schließt er seine Dichtungen, er, der größte Lyriker, der seit Jahrzehnten im deutschen Dichterwalde gesungen.

Mitten in dieser Arbeit erreichte mich die Kunde, daß die heimwehkranke, lichtsuchende Seele des großen Dichters, der lange ans Krankenlager gefesselt war, den letzten Weg „Zu Gott empor" gefunden habe. Er, der einst „die weißen Paläste der Träume hochgetürmt" und zuletzt noch geschrieben hatte:

> Wir wollen vom Haupt uns streifen,
> Der Kränze sengenden Saum,
> Das fiebernde Lustergreifen,
> Den großen Griechentraum.
> Wir wollen die Hand erfassen
> Des Schiffsherrn von Nazareth,
> Der, wenn die Sterne verblassen,
> Nachtwandelnd auf Meeren geht,

ist heimgekehrt zum Urquell aller Güte und Schönheit. Er hinterließ dem deutschen Volke, das er mit ganzer Seele geliebt, Werke edelster Art, die es als sein Nationalgut heilig halten wird. Aus diesen Werken wird die Jugend Begeisterung, der Mann Kraft, der Unglückliche Trost, der nach Schönheit Dürstende Erquickung und der Wahrheitssucher tiefe Erkenntnis schöpfen. Möge denn dieser Weck- und Werberuf, der auch die Fernstehenden zu dem lauteren Lebenswasser echter Dichtkunst führen soll, nicht ungehört verhallen; denn auch von dem Lebenswerk dieses großen, aus den Niederungen des Lebens aufwärts führenden Künstlers gilt der Nation gegenüber immer noch die Dichtermahnung:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen!

Maiennacht.

Nun ruht ein milder Friede
Rings auf der Maienpracht;
Nur Wellen, nimmermüde,
Zieh'n murmelnd durch die Nacht.

Die Wellen sprüh'n und gleißen
Im Silbermondenschein,
Und Wellen zieh'n und reisen
Ins Maienland hinein.

Sie zieh'n durch grüne Auen,
Wo Frühlingsblumen blüh'n,
Und hoch am Himmel, dem blauen,
Die weißen Wölkchen zieh'n.

Wer doch mit euch könnt ziehen
Zum lieben deutschen Rhein,
Wo schön're Blumen blühen
Im goldnen Sonnenschein;

Und wo noch Herzen schlagen,
Wie nirgends froh und frei,
Und wie in alten Tagen
Noch blüht die deutsche Treu;

Wo schöne Sagen umschweben
Den burgenumkränzten Strom,
Und aus der Flut sich heben
Viel Städte mit grauem Dom;

Und wo in Sonnengluten
Der Rhein zieht schimmernd fort,
Als sprühte aus den Fluten
Der Nibelungenhort.

Fritz Flinterhoff.

P. Theodosius Florentini

zu dessen 100. Geburtstag (23. Mai).

Von

M. Kully, Olten (Schweiz).

Ohne Zweifel gehört der Kapuzinerpater Theodosius Florentini, der seinerzeit ein König der Liebe war, zu den markantesten und zugleich anziehendsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts — ein Idealist und doch ein Mann der Tat, ein Mönch in armseligem Habit und christlicher Sozialist, der heute Klöster und morgen Fabriken gründet. Vielen seiner Zeitgenossen war er ein psychologisches Rätsel — ein emanzipierter Bettelmönch, getadelt als fanatischer Zelot, aufgeklärter Philantrop, von einigen sogar als schlauer Heuchler, der unter der Maske der Gemeinnützigkeit den Protestantismus bekämpfe — von allen aber bewundert wegen der Originalität und Kühnheit seiner Pläne und Werke auf sozialem Gebiet.

Was war der verblichene Kapuziner in Wirklichkeit? Gewiß ein Mann von Eigenart, der seine Wege ging, ein universeller, schöpferischer Geist, mit einem Adlerauge, das die Bedürfnisse des Volkes klar erschaute, eine providentielle Natur, ein Säkularmensch, der dem schweizerischen Katholizismus als kräftigste Stütze einst gedient und ihm mit weithin schallenden Weckruf die sozialen Ziele und Wege gewiesen. P. Theodosius war Jugend- und Volksbildner im besten und weitesten Sinn des Wortes, ein Stratege auf dem Felde der Caritas, und zwar ein Bahnbrecher nach der praktischen Seite hin, ein Bettelmönch mit weltmännischen Umgangsformen, der sich mit der gleichen Sicherheit in den Salons der haute volée bewegte, wie in den Krankensälen oder im Armenhause. Der Mönch war ein ebenso feuriger Patriot, wie treuer Sohn seiner Kirche, dem, wie wenigen seit Nikolaus von der Flüeh, es gelang, sogar unseren Gegner durch Beispiel, Reden und Taten, wahre Ideen von katholischer Lehre, Liebe und Opfersinn beizubringen.

Wenn auch die Wiederkehr seines 100. Geburtstages zunächst in der Schweiz stärkere Erinnerungs- und Festeswellen aufwirft, so wird sein Name auch über die Grenzpfähle hinaus mit Ruhm genannt werden. In Deutschland ist er kein Unbekannter — wiederholt war der Kapuziner in den 50er und 60er Jahren Gast und brillanter Redner der Generalversammlungen des Piusvereins. Die ältere Generation mag sich noch erinnern an die imposante Gestalt mit dem großen, weißen Bart, den feurigen Augen und den edlen Gesichtszügen — das Urbild eines Mönches, der die seltene Kunst besaß, über die Herzen zu herrschen.

P. Theodosius war von Geburt ein Welscher, von Erziehung ein Deutscher. Im äußersten, östlichen Winkel der Schweiz, hart an der Tirolergrenze, im romantischen Münstertale, das ins tirolische Etschland ausmündet, stand seine Wiege, hervorgegangen aus einer biederen, tiefreligiösen sog. Priesterfamilie, die der Kirche 17 geistliche Personen geschenkt. Seine Heimatgemeinde Münster, eine katholische Oase in der Diaspora, hat im Laufe zweier Jahrhunderte 78 Priester und 35 Klosterfrauen hervorgebracht — ein wahrhaft priesterliches Volk! Sein Geburtsjahr (23. Mai 1908) fällt zusammen mit dem zweier kongenialer Menschen und Arbeiterfreunde, Manning und Schulze-Delitzsch, und dem des bekannten Berliner sozialen Pathologen Johann Wichern. P. Theodosius war eine überreich begabte, tatkräftige, feurige, mitunter überschäumende Natur, wie die Wildbäche seiner Heimat, ein Kind der Freiheit.

Es war in der verhängnisvollen und wirrnisreichen Zeit der vierziger Jahre, da der obskure Kapuzinerpater, wie ein Prophet, als Schwertträger der Ecclesia militans mit einem Riesenprogramm in die breite Oeffentlichkeit trat. Seinem scharfen Auge waren die großen Fortschritte des Protestantismus in Schul- und Armenwesen nicht entgangen. Der Radikalismus, in der Schweiz zur politischen Macht gelangt, wollte sein Erbe sichern, bemächtigte sich deshalb der Schule. Rousseauschen Geist in dieselbe verpflanzend, war derselbe ernstlich bestrebt, das strahlende Bild des göttlichen Pädagogen aus ihr zu verbannen. Ein Gegengewicht — die blühenden Jesuitengymnasien und die ausgezeichnet wirksamen katholischen Kantonsschulen waren den Stürmen und dem unglücklichen Ausgang des Sonderbundkrieges zum Opfer gefallen — damit wissenschaftlich katholisches Streben an der Wurzel getroffen, die höchsten kulturellen Werte bedroht. Dazu gesellte sich eine auffallende, wenn auch erklärbare Inferiorität der katholischen Urkantone auf dem Gebiet der Schule und der Armenpflege — es fehlten das Verständnis und auch die Geldmittel bei den Enkeln Tells. — — — Auf der anderen Seite sah Theodosius, wie die Caritas mehr mit der kalten Hand der Humanität, aus natürlichem Mitleid, gesetzlicher Notwendigkeit, oft auch als ein höherer Sport geübt wurde und mancherorts ausschließliches Monopol des kirchenfeindlichen Staates oder religiös-indifferenter Gesellschaften war. Es galt daher, das der Kirche und dem Christentum (in Schule und Armenhaus) entrissene Terrain zurückzuerobern und ihrem Einfluß wieder zu unterstellen. — Theodosius mitleidsvollem Herzen entging nicht die beklagenswerte Lage der „zu spät Gekommenen beim Gastmahl des Lebens“ — mit Wehmut erfüllte ihn das ungeheuere Trümmerfeld des Pauperismus und dessen schlimme Begleiterscheinungen. Des weitblickenden Kapuziners allseitig soziales Empfinden blieb nicht beim sozialen Verständnis, bei fruchtlosem, sentimentalem Gejammer über das Mißgeschick des Menschen stehen — es mußte in die soziale Tat umgesetzt werden. Das ist es gerade, was die Größe P. Theodosius ausmacht: einerseits ein scharfes Erfassen der vorhandenen Mißstände in ihren tiefsten Ursachen, anderseits ein geniales Organisationstalent, das Weg und Mittel erkannte zur Erreichung der größtmöglichen Erfolge. Dazu kam die Macht, der faszinierende Einfluß seiner Persönlichkeit, in deren Bann jeder stand, der mit ihm in Berührung kam.

Was umfaßte sein Programm? Er selbst gesteht: „Die überhandnehmende Demoralisation und Irreligiosität kann nur durch die gleichen Mittel bekämpft werden, durch die es verbreitet wurde, nämlich durch Schule und die Armenpflege“ — deshalb sein Schlachtruf: sittliche Wiedergeburt, Erneuerung katholischen Volkslebens durch Erziehung und Bildung auf christlicher Grundlage — Christo in pauperibus — christliche Armenfürsorge. Das Problem ist alt — die Art der Lösung desselben durch P. Theodosius war neu. Die soziale Therapie und Technik verstehend, wurde er als Pädagoge, Philantrope und Soziologe zum Reformator, unvergleichlichen Lehrmeister und Wegweiser für den kirchlichen Katholizismus der Schweiz, dem er das Bewußtsein für die Schönheit christlicher Caritas erschloß, dessen „soziales Gewissen“ er geweckt und auf das er für immer befruchtend eingewirkt hat. Aller spätere Fortschritt ruht auf theodosianischem Fundament, ebenso wie er Leiter, hinreißender Herold, Haupt, Herz und Seele aller seiner Unternehmungen war.

Nach einer freiwilligen Verbannung als „politischer Verbrecher“, die er in Frankreich verbracht hatte, in die Heimat zurückgekehrt, trat der zum Pfarrer der Bischofsstadt Chur ernannte Bettelmönch auf als Reorganisator katholischer Schulen, Organisator von Armen-, Pfründner- und Rettungsanstalten, als Gründer von Spitälern und Genossenschaften für Schul- und Krankenpflege. Letztere sind religiöse und weibliche. Es war ein glücklicher Griff, daß P. Theodosius die Frau in den Dienst seiner sozialen und caritativen Bestrebungen stellte — sie, die von Haus aus bedürfnisloser, der persönlichen Aufopferung bis zur Heldenhaftigkeit geneigter und der religiösen Begeisterung vielfach zugänglicher ist, als der Mann. Damit machte er der leidenden Menschheit die Unsumme von Liebe, die im Frauenherzen schlummert, mobil und wies zugleich einem beschäftigungslosen Jungferntum ein neues und herrliches Feld der Arbeit — ein eminent sozialer Gedanke. Das führt uns zu jenen zwei Großtaten, die als monumentale Schöpfungen seines genialen Geistes aus dem wunderbaren Lebensbilde des Kapuziners hervorleuchten, und in denen uns sein Lebensprogramm gleichsam verkörpert entgegentritt — es sind das Lehrschwestern-Institut von Menzingen und das Institut der Barmherzigen Schwestern von Ingenbohl, die heute einen internationalen Ruf genießen. Beiden Genossenschaften gab er selbst das Gesetzbuch, das für sich allein ein Denkmal eines scharfen Geistes, großer Klugheit und Weisheit und tiefer Frömmigkeit bildet. Menzingen zählt heute gegen 1100 Schwestern, tätig in 3 Lehrerinnen-Seminarien, 7 Töchterpensionaten mit weit über 1200 Schülerinnen, 260 Volksschulen mit 14565 Kindern, 62 Kleinkinderschulen, 33 Armen- und Waisenanstalten mit über



1000 Pfleglingen, 30 Arbeiterinnenheimen und 6 Stellenvermittlungsbureaus. Das Seminar im Mutterhause ist eine Musteranstalt auf der Höhe der Zeit und erfreut sich des ungeteilten Vertrauens von Klerus und Eltern im In- und Auslande. Seit 1883 tragen die Schwestern christliche Bildung und Erziehung bis zu den Heiden (9 Stationen im südafrikanischen Staate Umtata). Um dem erwachten Bedürfnis nach höherer Frauenbildung zu genügen, gründete Menzingen in Freiburg i. d. Schw. die „Akademie vom heiligen Kreuz", an der 17 Universitätsprofessoren Vorlesungen halten.

Noch weit sichtbarer ruhte der Segen Gottes auf der Schwesterkongregation von Ingenbohl, die P. Theodosius mit 12 Schwestern ins Leben rief. Heute beläuft sich ihre Zahl auf **4679**, verteilt auf 8 Provinzen: Schweiz (340), Baden-Hohenzollern (164), Oesterreich (136), Steiermark (49), Tirol-Vorarlberg (35), Böhmen (55), Mähren (40), Slawonien (24).[1] Welch Riesenerfolg ist der Initiative eines einzigen Mannes und dazu eines Bettelmönches entsprungen! Die Schwestern rekrutieren sich aus folgenden Ländern und Nationen: gegen 1300 aus der Schweiz, über 1700 aus Deutschland, darunter aus Baden allein gegen 1100, Württemberg und Bayern je gegen 300 — der Rest aus Oesterreich-Ungarn und zwar über 600 aus Böhmen und Mähren, 200 aus Ungarn und Slawonien, etwa 500 aus Tirol und Steiermark, sogar Istrien und Dalmatien sind vertreten. Entsprechend der Mahnung des Stifters: „kein Werk der Nächstenliebe darf ausgeschlossen sein", erfreuen sich Waisen (in 73), Arme (128), Kretinen, Taubstumme und Blinde (12), Kranke in privater Pflege und Spitälern (352), Pfründner und Greise (23), Sträflinge, Arbeiterinnen, Studienanstalten (28)[2] des barmherzigen Wirkens der Theodosianischen Schwestern. Seit einigen Jahrzehnten arbeiten dieselben auch auf dem niederen und höheren Unterrichtsgebiet, und zwar in 5 Lehrerinnenseminarien, 25 Pensionaten, 163 Kleinkinder-, 108 Arbeits- und 96 Volksschulen. Eine der vornehmsten Schöpfungen von Ingenbohl ist die bekannte Krankenanstalt „Theodosianum" im Zentrum der Diaspora, in Zürich. — Wenn der Leser mit der Gotthardbahn von Goldau über Schwyz nach Brunnen fährt, grüßt ihn beim Ausgang des hochromantischen Muotatales von anmutiger Höhe herab ein gewaltiger Häuserkomplex, der die ganze Gegend bis zu den Ufern des Vierwaldstättersees beherrscht. Es ist das großartige Mutterhaus von Ingenbohl — dort thront die Königin „Caritas", das Geisteserbe des Großen von Assisi treu behütend. Von hier aus nehmen die Engel der Barmherzigkeit ihren Flug in die Welt, um die kranke Menschheit zu trösten und schließlich selber gebrochen an physischer Kraft totmüde zum Sterben heimzukehren. Dort oben liegt auch die letzte Ruhestätte des getreuen Jüngers des seraphischen Heiligen, P. Theodosius. (Schluß folgt.)



Zur Eröffnung der „Ausstellung München 1908".

Von Karl Jordan.

Am Samstag, 16. Mai, ist die mit so lebhafter Propaganda und Reklame vorangekündigte „Ausstellung München 1908" programmäßig „eröffnet" worden. Der Prinz-Regent nahm mit dem Hofe und der ganzen offiziellen Welt an dem Festakte teil, der aber leider durch programmwidrige Regenströme sehr beeinträchtigt wurde. Man sah viele verdrießliche Gesichter und hörte selbst von „hohen" Lippen manch ungnädiges Wort, alldieweil für die Eventualität eines verregneten Festaktes kaum die primitivsten Vorbereitungen getroffen waren.

Ein anderer „Regen", der in Gestalt von Orden und Titeln vorschußweise über die tätigsten Mitglieder der Ausschüsse niedergegangen war, löste die verschiedensten Wirkungen aus, je nachdem man zu den „Betroffenen" oder „Uebergangenen" gehörte. Von den letzteren sollen einige erheblich verschnupft sein. Wie immer, waren neben den wirklich verdienten leitenden Köpfen auch zweckbeflissene „Gschaftlhuber" zum Handkuß gekommen. Der Volkswitz bemächtigte sich auch sofort eines zufällig am gleichen Tage zum „Kgl. Kommerzienrat" beförderten Schweinemetzgers (die amtliche Umschreibung lautet: Fleisch- und Wurstwaren-Fabrikant). Es muß aber konstatiert werden, daß dieser jüngste Zuwachs der bayerischen Kommerzienräte außer Zusammenhang mit der „Ausstellung München 1908" steht. Die Entwertung des bayerischen Kommerzienratstitels ist durch die kürzlich neu eingeführten „Geheimen Kommerzienräte" kaum wettgemacht.

Es war eigentlich ein starkes Stück, eine „Ausstellung", die in den wichtigsten Teilen kaum im Rohbau fertig ist, am 16. Mai „pünktlich" zu eröffnen. Darüber, was das „Wichtigste" solcher Ausstellungen ist, sind die Meinungen allerdings geteilt. Wer den Schwerpunkt in das den Zahlungsfähigsten reservierte, zum Spielbeginn fix und fertig hergestellte Künstlertheater oder in das prächtige Hauptrestaurant mit seinem großartigen, durch moderne plastische Gruppen belebten Wasservorwerk und vielleicht noch in den „Vergnügungspark" verlegt, wird schon jetzt auf seine Kosten kommen, wenn auch der letztere, ein „Oktoberfest" in Permanenz, erst wenige offene „Buden" zeigt.

Die eigentliche Hauptsache, die Ausstellung, ist so polizeiwidrig unfertig, daß man ihre Rückständigkeit auch durch die schönsten „Potemkinschen Dörfer" nicht zu verhüllen vermochte. Um das Entree einigermaßen menschenwürdig zu gestalten, hatte man in den letzten Tagen Militär requiriert. In den Hallen sieht es noch wüst und leer aus. Man hätte mit der Eröffnung der Ausstellung getrost bis zum 16. Juni oder noch länger warten können, wenn eine übereifrige Stimmungsmache nicht schon seit Monaten in die Welt hinaus posaunt hätte: Die „Ausstellung München 1908" wird pünktlich am 16. Mai fertig und vollendet sein. Von einer leitenden Persönlichkeit ist sogar noch vor ein paar Wochen öffentlich die stolze Versicherung abgegeben worden, im wohltuenden Gegensatz zu allen bisherigen Ausstellungen werde die „Ausstellung München 1908" als erste am Eröffnungstage fix und fertig sein. Krasser ist wohl selten ein Prophet durch die Tatsachen widerlegt worden. Das einzig „Fertige" an der Ausstellung war die Liste der praenumerando verliehenen Auszeichnungen.

Indessen möge man aus diesen kritischen Glossen draußen keine voreiligen Schlüsse ziehen. Wenn die Ausstellung einmal wirklich fertig ist, wird sie vor allem dem Münchener Kunstgewerbefleiß ein Zeugnis ausstellen, das sich — trotz mancherlei Bizarrem, Gesuchtem, Nur-„Modernem" — vor aller Welt wird sehen lassen können. Schon jetzt lautet das Urteil über die Gesamtanlage des Ausstellungsparkes und der für dauernde Zwecke errichteten Hallen übereinstimmend günstig. Das Hauptrestaurant mit seinem auch akustisch wohlgelungenem Saalbau und seinen praktischen Nebeneinrichtungen wirkt nach außen und im Innern durchaus vornehm und gediegen. Doch wir wollen einem späteren Sonderbericht nicht vorgreifen.

Die Eröffnungsfeier verlief nicht ganz ohne Mißklang in des Wortes ureigenster Bedeutung. Denn was soll es heißen, wenn in dem weit überwiegend katholischen München, der Residenzstadt der katholischen Wittelsbacher, Glockengeläute von den Türmen der protestantischen Kirchen — und nur dieser — die Auffahrt des Regenten zur feierlichen Eröffnung einer Ausstellung begleitet! Ohne sich vorher der Einwilligung der maßgebenden katholischen Kirchenbehörde zu versichern, hatte man eigenmächtig feierliches Glockengeläute aller Kirchen in das Programm eingesetzt. Das erzbischöfliche Ordinariat verweigerte die Genehmigung, und da das protestantische Oberkonsistorium ohne Vorkenntnis dieser ablehnenden Stellung die Genehmigung erteilt hatte, erlebte man das Schauspiel, daß im Verhältnis zur Ausdehnung der Stadt sehr dünne Glockentöne sich in den Donner der Kanonen mischten. Bei einiger Voraussicht und Besonnenheit hätte sich dieser peinliche Zwischenfall vermeiden lassen. Daß die protestantische Kirchenbehörde sich isolierte und bei ihrer isolierten Stellung verharrte, wird auch in gut protestantischen Kreisen bedauert, zumal selbst protestantische Pfarrer es lieber gesehen hätten, wenn bei dieser Gelegenheit die Glocken ihrer Gotteshäuser nicht in Anspruch genommen worden wären. Die Grundsteinlegung des Deutschen Museums in Gegenwart des Kaisers und der festliche Zug des Kaisers durch die Stadt war ein ausnahmsweiser Präzedenzfall, auf den man sich nicht berufen kann. Sonst müßten künftig die Kunstausstellungen und die Oktoberfeste auch mit allen Kirchenglocken eingeläutet werden. Der Gedanke mag ja denen sympathisch sein, welche in einer nebelhaften Zukunft die profanierten Kirchen in den Dienst der allgemeinen Volksunterhaltung stellen möchten. Im übrigen haben die amtlichen kirchlichen Stellen der Ausstellung gegenüber keineswegs eine unfreundliche Stellung eingenommen. Das beweist schon der Umstand, daß der apostolische Nuntius, Msgr. Frühwirth, an der Spitze des diplomatischen Korps, dessen Doyen er ist, nicht nur der feierlichen Eröffnung beiwohnte, sondern mit den übrigen Gesandten auch zum Festbankett am Abend erschien, wo er zur Rechten des Prinzen Rupprecht Platz nahm.

Beim Festbankett in der Ausstellung brachte Ministerpräsident Freiherr von Podewils als Ehrenvorsitzender des Direktoriums den Toast auf den Prinz-Regenten aus. Oberbürgermeister Dr. von Borscht, Geheimer Hofrat, feierte als Vorsitzender den Prinzen Ludwig, der schon vor 16 Jahren mit rühmlichem Scharfblicke die heutigen Anlagen anregte. Ihm zu Ehren werden die großen Ausstellungshallen künftig den Namen „Prinz-Ludwigshallen" tragen.

Prinz Ludwig, der zugleich Ehrenpräsident der „Ausstellung München 1908" ist, antwortete in einer hochinteressanten Rede, die durch ihre ungeschminkte Offenherzigkeit von den bei solchen Anlässen üblichen Zweckreden vorteilhaft abstach. Der Prinz führte aus:

„Der Herr Oberbürgermeister hat mich schon heute vormittag und auch jetzt wieder in Zusammenhang mit der Ausstellung gebracht. Ich nehme ja gerne einen Teil des Verdienstes auf mich, ich nehme mit Dank den Namen der Ausstellungshallen

[1]) Die Zahlen in den Klammern bedeuten die Anstalten. [2]) desgl.



an, den ich erst heute erfahren habe, aber ich sage, was ich habe tun können, war nur, anzuregen.

Ich bin einer der Aeltesten hier, ein geborener Münchner, und ich glaube, es werden nicht mehr viel ältere, wirklich geborene Münchner hier sein wie ich. Und ich kann sagen, ich habe die Entwicklung der Stadt im letzten halben Jahrhundert mit eigenen Augen verfolgt, habe mich gefreut über vieles, habe mich aber auch über recht viel geärgert, wo man Gutes und Schönes verunstaltete. Da habe ich die Bauten König Ludwigs I. im Auge: Zur selben Zeit, als man dem großen König zu Ehren Feste feierte, hat man einen Teil seiner eigenen Bauten verdorben. Nicht lange vorher wurde das Siegestor, das ja ganz frei stand, mit Mietkasernen umbaut und der schöne Abschluß der Ludwigstraße, die ja ungemein einfach, aber gerade durch ihre Einfachheit wirkt — jedes Haus mit einem Portal und gleichmäßig mit zwei, höchstens drei Stockwerken hoch —, der ist verdorben. Glücklicherweise ist das bei den Propyläen nicht geschehen. Da hat ein erst vor kurzem verstorbener Ehrenbürger der Stadt, Lenbach, das Seine dazu getan, daß die Umgebung der Propyläen möglichst erhalten wurde, wie der große König es gewollt.

Nun denke ich an einen anderen Bau des Königs Ludwig: die Bavaria. Wenn es so fortgegangen wäre, wie es den Anschein hatte, so wäre die Bavaria rings umbaut worden mit lauter Häusern und sogenannten Villen nach dem Pavillonsystem. Wie das aussehen würde, können Sie sich denken. Wir sind aber alle recht froh, es nicht zu sehen. Da kam mir nun der Gedanke — ich hatte ihn schon längst erwogen: es sollten ringsherum Parkanlagen sein, und die Bavaria sollte freistehen für alle Zeiten. Aber Parke allein zu schaffen, dafür war bei dem teueren Grund und Boden die Zeit zu spät. Das hätte man vor achtzig Jahren tun sollen. Aber seien wir froh, daß die Bavaria allein den Hintergrund bildet. Dadurch zeichnet sie sich gegen viele andere Denkmäler aus, daß sie freisteht und keine Gebäude hinter sich hat, wobei das Gebäude dem Denkmal und das Denkmal dem Gebäude schadet.

Aber das war es nicht allein, das mich veranlaßte. Ich tue ja lange mit, und ich tue mit in der Ueberzeugung, daß so und soviele Ausstellungen in München nicht mehr gegangen sind. Der Grund war ein sehr naheliegender und einfacher. Ich bin ja noch Zeuge der Erbauung des Glaspalastes. Die erste Ausstellung, die eine Industrieausstellung war, war im Jahre 1854. Ich war auch Zeuge des Schreckenstages, an dem es hieß, der Glaspalast stürze ein. Der steht aber noch und hat allen Stürmen getrotzt. Seitdem er den Künstlern ausschließlich übergeben worden ist — was ich ja den Künstlern von Herzen gönne, denn dadurch ist ja die Jahresausstellung gesichert, — seit der Zeit fehlt für alle anderen Zweige ein derartiger Ausstellungsbau. Und die Folge war, daß, wo wir auch recht schöne große Ausstellungen hatten, sie finanziell alle recht schwierig waren.

Dem sollte abgeholfen werden, und da kam mir der Gedanke einer ständigen Ausstellung. Wohin die nun? Ich habe zunächst damals, als die alte Schießstätte aufgehoben werden mußte, den Landwirtschaftlichen Verein veranlaßt, das Areal der alten Schießstätte zu erwerben — eine Sache, die auch nicht so ganz leicht ging, weil es immerhin ein etwas gewagtes Unternehmen war. Sie wissen, wie jämmerlich — verzeihen Sie dies Wort — seit Jahren die Landwirtschaft in der Ausstellung beim Oktoberfest untergebracht war.

Der Landwirtschaftliche Verein hat sich bereit erklärt, das Anwesen zu erwerben und dann wurde von der Stadtvertretung mit ihm ein Vertrag abgeschlossen, wonach er seinen Grund und Boden an die Stadt abtrat, unter der Bedingung, daß von ihm darauf Ausstellungen veranstaltet werden dürfen. Sie haben sich überzeugt, daß der nordöstliche Teil der jetzigen Ausstellung für die Landwirtschaft, zu der auch Blumen- und Preisreitkonkurrenzen gehören, sich eignet. Nun ist der Gedanke der: die Ausstellung soll sich für alle Zwecke eignen, und es ist ein schöner Gedanke, daß die Stadt München sich entschlossen hat, die erste Ausstellung als speziell Münchnerische zu veranstalten. Die Stadt München hat ja die größten Opfer gebracht, teilweise durch die Erwerbung des Grundes, durch die Bauten; sie bringt große Opfer dadurch, daß sie die Ausstellung beschickt. Mögen diese Opfer reiche Früchte bringen. Möge insbesondere die erste Ausstellung zeigen, und zwar der ganzen Welt, was die Stadt in Kunst und Wissenschaft, in angewandter Kunst zu leisten vermag.

Früher hat man immer nur von einer Kunststadt München gesprochen. Das ist ja etwas sehr Schönes. Aber es hilft nichts, wir müssen auch eine Industriestadt werden. Wir sind auf dem besten Wege dazu. Die Ausstellung wird auch zeigen, was der Handel in der Stadt München bedeutet, sie wird aber auch zeigen, was bisher geschehen ist und was geschehen kann. Sie wird aber auch zeigen, was wir alle fühlen und was insbesondere die Fremden fühlen, d. i. was die Stadt für die öffentlichen Einrichtungen: Gesundheitspflege, Wasserversorgung usw. geleistet hat. Wir finden diese Dinge selbstverständlich, aber, als sie eingeführt wurden, waren sie es durchaus nicht, sie sind mit Mühen erkämpft worden; sie haben viel Geld gekostet, und das Geld ist nicht vergebens gewesen.

So wünsche ich auch, daß es bei unserer Ausstellung sein möge, daß die Stadt als solche belohnt werden möge durch die zukünftigen Ausstellungen und auch die Aussteller, indem sie Bestellungen erhalten. Wenn nämlich die Aussteller für ihr vieles Geld keine Geschäfte machen, dann sind sie ausstellungsmüde. Diese Ausstellungsmüdigkeit war auch eine der größten Schwierigkeiten, die auch bei uns zu überwinden war. Ich kann nur den Münchnern meine volle Anerkennung aussprechen, daß es gelungen ist, daß die Stadt München allein diese große Ausstellung veranstaltet. So erhebe ich mein Glas mit dem Rufe: Alle diejenigen, die sich um die Ausstellung verdient machten, sie leben hoch!"

Am Nachmittag der Eröffnung fand in der Residenz eine Hof-Galatafel von 110 Gedecken statt, während welcher der Regent auf das Gelingen der Ausstellung toastete.

Am Sonntag ging auf der Reformbühne des Künstlertheaters „Faust, I. Teil" mit einer Musik von Schillings in Szene. Die „Allgemeine Rundschau" wird über diesen Versuch objektiv berichten, wenn die trüben Wasser einer von der bekannten Lobes-Assekuranz in der Presse gewaltsam „gemachten" Begeisterung um jeden Preis sich in etwa geklärt haben. Ein „tonangebendes" Blatt ließ das „Weltereignis" gleich durch drei Federn besingen. Solcher Zwangssuggestion unterliegen die meisten in unserem „gebildeten" Publikum. Aber nicht alle — lassen sich das selbständige Denken abgewöhnen.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Aenderung der Reichsverfassung?

Wie ein drahtloses Telegramm aus Berlin uns meldet, schwebten in den letzten Tagen zwischen den Blockführern lebhafte Unterhandlungen auf dem Drahtwege. Um einem Wunsche des Reichskanzlers zuvorzukommen, bereitet die Freisinnige Volkspartei für den Herbst eine Aenderung der Reichsverfassung vor. Der einzige Artikel lautet: „Nach Schluß einer jeden Session werden die kaiserlichen Zensuren über die Arbeiten und Beschlüsse sowohl des Reichstags als des Bundesrats durch den Reichskanzler veröffentlicht. Diese Zensuren unterliegen weder dem Rekurs noch der öffentlichen Diskussion. Dem Kaiser steht das Recht zu, eine bereits vertagte Session zu schließen." Der freisinnige Antrag stößt in den Reihen der Konservativen auf unerwarteten Widerstand. Man fürchtet die Folgen der nächsten Wahlen: Zusammenbruch der Blockmehrheit oder vollen Sieg der freisinnigen Reaktion. Rigoletto.

Teufelsdienst.

Du armer Teufel, hast nichts zu lachen —
Täglich zu füllen den Höllenrachen
Mit Menschenseelen, ist ohne Frag'
Selbst für den Teufel viel Müh' und Plag'!

„Einst hatt' ich freilich viel zu tun,
Jetzt kann ich in der Hölle ruh'n;
Heut' tun meine Arbeit moderne Weiber,
Gelehrte, Poeten und Zeitungsschreiber." Muck.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Münchener Künstlertheater wurde auf Einladung seines Erbauers Professor M. Littmann einige Tage vor Eröffnung der Ausstellung München 1908 einer Besichtigung durch die Münchener Presse unterzogen. Das schmucke Haus liegt an der Hauptverkehrsstraße des Ausstellungsparkes und schmiegt sich dem architektonischen Gesamtbilde äußerst glücklich ein. Die farbige Tönung der Fassade, Terrakottaschmuck und die vor dem Gebäude hochragenden Zypressen erregen eine kontemplative Stimmung. Der Kassenflur ist einfach, aber sympathisch gehalten. Die Anlage der Garderoben, wie des amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauerraumes kann man mit einem Worte ein Prinzregententheater im kleinen nennen. Es enthält 612 Sitzplätze. Herr Professor Littmann hielt den Geladenen einen Vortrag über die Entwicklung des deutschen Amphitheater, das in einem unausgeführt gebliebenen Plane des genialen Schinkel vor 90 Jahren seinen ersten Wegbahner gefunden hat. Semper hat diese Ideen später aufgegriffen; Wagner sie in seinem Bayreuther Festspielhaus erstmalig zur Ausführung bringen lassen. Die von Littmann erbauten Häuser des Prinzregententheaters und des Charlottenburger Schillertheaters haben dem Gedanken neuerdings volle Geltung verschafft. Das Künstlertheater will weitergehen. Es erstrebt eine Reform der Bühnenausstattung an. Seine Schöpfer halten es, um mit Schinkel zu reden, für eine „Barbarei, die ganz gemeine und physische Täuschung zum Gipfel der Kunst zu erheben". An Stelle der naturalistischen Szenengestaltung soll eine reliefartige, symbolisch andeutende treten, da die alte Theatermalerei oft

unmögliche Perspektiven ergibt. Die Besucher dieser Vorbesichtigung waren etwas enttäuscht, da sie zum mindesten die Vorführung einiger Dekorationen hatten erwarten dürfen, allein der Vorhang blieb geschlossen. Wenige Tage vor dem zur Praxis werdenden Kunstprinzip wird es wohl wertlos sein, zu den neuen Ideen theoretisch Stellung zu nehmen. Nur auf einige Folgerungen, die Littmann in seiner uns überreichten Denkschrift zieht, sei eine kurze Erwiderung gestattet; ich glaube nicht, daß die perspektivischen Verzeichnungen der Guckkastenbühne die Schuld tragen, wenn unsere „erlesensten Geister" sich von der Bühne zurückzogen; ebenso wenig wie man meines Erachtens das dramatische Epigonentum zu einem Teile dem — Architekten zur Last zu legen ist. Haben wir doch gerade im verflossenen Jahrhundert gesehen, wie das größte dramatische Genie dieses Zeitalters sich das seinen Kunstzwecken gemäße Haus erkämpfte. — Das Kunstwerk würde, befreit von der ablenkenden Ausstattung, ungleich gewaltiger wirken wie ehedem. Das ist der Standpunkt Laubes gewesen, der die „Tapeziererkunst" verachtete. Littmann glaubt, durch dies Beispiel würden auch unsere Dichter wieder menschliche Charaktere und Leidenschaften al fresco malen. (?) Die Neigung unserer Heutigen, den Schwingungen der Seele bis in ihre feinsten Verästelungen nachzugeben, liegt in der Richtung unseres wissenschaftlichen Forschens begründet, auch ist unsere kulturelle Entwicklung der Bildung großzügiger Charaktere nicht günstig. Ein äußerer Anlaß kann Kunstpoesie züchten, aber keine Dramatik, die zwingende Bahnen weist; aber dies sind Sorgen der Zukunft! Einstweilen will die neue Bühne uns Goethes „Faust" zeigen, dessen Aufführung trotz guter Lösungen bis heute noch eine der problematischsten Aufgaben der Theater geblieben ist.

Aus den Konzertsälen. Die Gesangsschulen von Frau Röhr-Brajnin und A. Henneberg veranstalteten kürzlich Schülerabende. Bei Frau Röhr wurde im Vorjahre Frl. Ulbrig „entdeckt", neben ihr haben die Damen Gräbner und Schultheß schon in der Oeffentlichkeit sich bewährt. Sehr schönes Material besitzen die Damen Autenrieth und Rapp. Günstige Eindrücke hinterließen auch Frl. Herberger und Frau Brünings, dann wären noch die Damen Heinke, Müllner, Klopenheimer und Wolf zu nennen. Frl. Henneberg brachte sehr sorgfältig einstudierte Opernfragmente. Besonders Interesse bot Cyrill Kistlers sehr glanzvoll ausgestattetes und von den Damen Helo und Megzena liebenswürdig gespieltes Bühnenidyll „Im Honigmond", welches für München noch neu war. (Die Bühneneinrichtung des Katholischen Kasinos bewährte sich hier wiederum sehr günstig.) Neben den Genannten zeigten die Damen Baader und Hasse, sowie Carl Sturm Fortschritte. Gertrud Dressels Variationen von Proch mußten da capo gegeben werden. Vorher hatte die junge Koloratursängerin als Martha auch fortschreitende Routine gezeigt. Maria Bertens Wiedergabe der Susannenarie wurde beifällig aufgenommen, und die Lucia in den Cavalleriaszenen gab Ziska Wörner sehr lobenswert.

Verschiedenes aus aller Welt. In Königsberg in Pr. wurde unter starker Beteiligung das erste ostpreußische Musikfest abgehalten, welches unter Mitwirkung erster Solisten Werke von Bach, Beethoven, Brahms und Schubert darbot. — „Der letzte Wendenkönig", ein Trauerspiel von Joh. v. Wildenbradt, welches einen Konflikt des noch an heidnischen Anschauungen hängenden Wendentums mit dem Christenglauben behandelt, fand bei seiner Dortmunder Uraufführung starken Beifall. — Bei den Maifestspielen in Prag wurden Zumpes Sâwitri und Schillings Moloch durch das Ensemble des Schweriner Hoftheaters erfolgreich aufgeführt. Das Berliner Lessingtheater gastierte in Prag mit Hauptmanns „Pippa" und „Hedda Gabler" von Ibsen. — In Frankfurt a. M. wurde ein Renaissanceeinakterzklus die „Großen und die Kleinen" von Moritz Goldschmidt bei der Uraufführung mit geteiltem Beifall aufgenommen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Scharfe Kontrasterscheinungen und diametrale Tendenznachrichten bilden die Begleiterscheinungen des abgelaufenen Berichtabschnittes. Seit langer Zeit waren zwei aufeinanderfolgende Börsenwochen sowohl hinsichtlich des Verkehrs als auch bezüglich der ganzen Kursbewegung nicht so grundverschieden, wie man diesmal zu vergleichen Gelegenheit hatte. Alle Lethargie und müde Tendenz war in impulsive, haussierende Situation verwandelt. Wiederholt schon konnte man derartigen Szeneriewechsel an den Börsen wahrnehmen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese häufigen Tendenzwandlungen und geänderten Kursbewegungen an allen Börsen als eine nervöse Nachwirkung der überstandenen Krisenzeiten betrachtet. — Einen natürlichen Kreislauf in der Etablierung normaler Verhältnisse bildet in erster Linie die Wiederkehr von gesicherten Geldverhältnissen. In allen Ländern, also am gesamten internationalen Geldmarkt, waren Schwierigkeiten zu überwinden, und daher sind auch so viele und bedeutende Momente zu einer dauernden Besserung erforderlich. Die bereits signalisierte Erleichterung am internationalen Geldmarkt machte wiederum, speziell in London, weitere Fortschritte. Vor allem waren es die erneuten Geldimporte, welche die Positionen der englischen und französischen Zentralnoteninstitute in glänzende Verfassung brachten. Als wichtigster Faktor bei einer günstigen Betrachtung der zukünftigen Situation gilt die Wahrnehmung, dass nach langer Zeit endlich grössere Beträge vom Ausland nach Deutschland gegeben worden sind. Es wird der Reichsbank dadurch möglich sein, gleichfalls bedeutend gekräftigtere Ausweise zu publizieren. Die Meldung, dass die Berliner Haute-Banque der Reichsbank aussereuropäisches Geld — man spricht von 15 Millionen Mark — zuführt, wird bei einer nicht mehr lange ausbleibenden Zinsratenreduktion in Deutschland ausschlaggebend sein.

Wie bei allen durch die Krisenzeiten entstandenen ungünstigen Ausflüssen, so wird man auch von der monetären Situation in Deutschland nicht von heute auf morgen von einer durchaus gebesserten und vor allem gesicherten Lage sprechen können. Rückschläge und Zuckungen am Geldmarkt werden für Deutschlands zukünftige wirtschaftliche Konstellation immer wieder in Betracht zu ziehen sein. Neben den Kommunen, welche täglich an den Geldmarkt appellieren, sind in der abgelaufenen Berichtswoche verschiedene industrielle Unternehmungen mit diesbezüglichen Forderungen hervorgetreten. Kapitalerhöhungen und finanzielle Investitionen einzelner grosser Werke, z. B. der Rheinischen Stahlwerke, Berliner Elektrizitätswerke und andere Emissionen zeigen, dass auch der Geldbedarf der Industrie, jede, auch die geringste Besserung der Geldmarktverhältnisse Deutschlands zu absorbieren beginnt. Man tut daher gut, einem Optimismus nicht zu grossen Spielraum zu lassen. Im Zusammenhang mit der Erleichterung des Geldmarktes hat sich erfreulicherweise das Interesse für die Rentenwerte gehoben. Das Publikum ist mit der wahrgenommenen Gelderleichterung aus der Zurückhaltung herausgetreten; an der Börse macht sich allgemein ein lebhaftes Interesse kund, umfangreiche Käufe, besonders in deutschen Reichsanleihen und den Renten der deutschen Bundesstaaten werden in langer Reihe vorgenommen. Dieser Faktor verdient nicht nur hinsichtlich der Kursbesserung erwähnt zu werden, sondern auch vom nationalen Standpunkt aus, weil der Befestigung unserer heimischen Rentenkurse bedeutende Konsequenzen innewohnen. Das Ausland, besonders Frankreich und England, haben mit grossem Misstrauen die schlechte Verfassung und Situation des deutschen Rentenmarktes verfolgt und unangenehme Schlüsse hinsichtlich einer prekären Lage Deutschlands gezogen. Das erhöhte Interesse an festverzinslichen Werten ist dem Einfluss der gebesserten amerikanischen Verhältnisse zuzuschreiben. Es ist den auf finanziellem Gebiete mehr oder minder skrupellosen Yankees gelungen, die Börsen in einen wahren Hausse-Taumel zu bringen. Grosse Kursgewinne wurden auf diesem rein spekulativen Gebiete erzielt. Den Amerikanern ist es auch spielend gelungen, Hunderte von Millionen Dollars von Bonds amerikanischer Eisenbahnen schlankweg unterzubringen. Den konkreten Vorteil dieser so impulsiven Besserung, die ohne sichtbaren Grund von Tag zu Tag Fortschritte macht, bilden für die deutschen Börsen grosse Kursgewinne. — Trotz der widersprechenden Meldungen aus der Industrie ist das derzeitige Kursniveau der deutschen Industriewerte ein derartiges, dass all die ungünstigen Faktoren als eskomptiert gelten. Jedenfalls wird für die deutschen Börsen die in Bälde erwartete Diskontermässigung in England und auch seitens der Reichsbank eine starke Anregung zu weiteren Kurserhöhungen bilden.

M. Weber.

Bayerische Handelsbank München. Die Bank hat durch Uebernahme von grossen Privatfirmen in Regensburg und Würzburg ihr Filialsystem nunmehr auf 19 bayerische Plätze verteilt. Die Bank erhofft durch diese neuerliche Ausdehnung vor allem eine Erweiterung des Pfandbriefabsatzes.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 22

30. Mai
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

☞ Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.





Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 22. München, 30. Mai 1908. V. Jahrgang.

Laxe Justiz in Fragen der Sittlichkeit.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Die politische Satire konnte sich unlängst eines Falles bemächtigen, der, nur äußerlich betrachtet, einer gewissen Situationskomik nicht entbehrte, aber aus inneren Gründen nicht ernst genug betrachtet werden kann. Der Herausgeber eines Münchener Wochenblattes („Kritik"), gegen den ein Verfahren auf Grund des § 184 Ziff. 3 des R.-Str.-G.-B. (Ankündigung von Gegenständen zu unzüchtigem Gebrauch) eingeleitet worden war, erstattete gegen die Münchener Polizeidirektion Anzeige wegen des gleichen Vergehens, weil das beanstandete Inserat über Gummiartikel angeblich auch in dem von der Polizeidirektion herausgegebenen Münchener Adreßbuch enthalten sei. Für die Polizeidirektion war die Sache zweifellos um so peinlicher, als das Vorgehen gegen die „Kritik" kaum ohne Mitwirkung der Polizeidirektion erfolgt war. Indessen ist die Frage der Verantwortlichkeit für den Inhalt des sog. Adreßbuches doch ein wenig anders gelagert, als man aus den schnell bereiten Pfeilen einer „witzigen" Satire schließen konnte. Abgesehen davon, daß eine eigene polizeiliche Adreßbuchredaktion besteht, die aber hier gar nicht in Frage kommt, ist das Handels- und Gewerbe-Adreßbuch herausgegeben von der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern und erscheint unter einer besonderen Redaktion. Wie es im Vorwort zum Adreßbuch heißt, ist das Handels- und Gewerbe-Adreßbuch „nur aus Zweckmäßigkeitsgründen dem polizeilichen Adreßbuch beigebunden". Es wäre daher für die Polizeidirektion ein leichtes gewesen, den Hieb zu parieren, vor allem aber auch auf den großen Unterschied hinzuweisen, der zwischen der listenmäßigen Aneinanderreihung von Firmen nebst Aufzählung der von ihnen geführten Waren und den eigentlichen Annoncen (Anpreisungen in auffallender Form und Satzanordnung) besteht. (Vgl. hierüber auch Reichsgerichtsentscheidung Bd. 37, S. 143.) Jedenfalls sollten die verantwortlichen Leiter des Adreßbuches aus dem blamablen Zwischenfall die Lehre ziehen, daß künftig auf die betreffende Rubrik ein vorsichtigeres Augenmerk gerichtet werde.

Wie hat sich aber die Staatsanwaltschaft aus der Affäre gezogen? Sie stellte das Verfahren gegen das erwähnte Wochenblatt ein und erklärte aus den gleichen Gründen auch die gegen das Adreßbuch erstattete Anzeige als erledigt. Nach übereinstimmenden Preßberichten heißt es in der Begründung:

„Die Prüfung der Sachlage hat ergeben, daß sich mit Rücksicht auf die Fassung des Inserates und den Mangel besonderer Umstände, die auf einen unzüchtigen Gebrauch der angepriesenen Waren hindeuten, sowie mit Rücksicht darauf, daß der übrige Inhalt und die Tendenz des Blattes als einer zur Besprechung von Tagesereignissen bestimmten Wochenschrift in keinerlei Wechselbeziehung zu dem Inserat selbst steht, der Tatbestand eines Vergehens wider § 184 Abs. 1 Ziff. 3 R.-St.-G.-B. weder in subjektiver noch in objektiver Beziehung nachweisbar erscheint."

Man müßte die Fassung des Inserates kennen, um sich über den erstangeführten Grund ein sicheres Urteil zu bilden. Zweifellos ist aber die Staatsanwaltschaft, als sie das Verfahren einleitete, über den offensichtlichen Zweck des Inserates anderer Ansicht gewesen. Neu und eigenartig ist jedenfalls der zweite Grund, wonach zur Strafbarkeit nach § 184 Ziffer 3 eine Wechselbeziehung zwischen der allgemeinen Tendenz eines Blattes und dem beanstandeten Inserat erforderlich wäre. Demnach dürften also alle „zur Besprechung von Tagesereignissen bestimmten" Blätter ohne Skrupel und ohne Gefahr Gummi-Inserate veröffentlichen? Wie steht es aber z. B. mit den Programmanzeigern der sog. Brettlbühnen, welche die betreffenden eindeutigen Inserate unmittelbar neben oder über einem Programm der derbsten Zoten- und Ehebruchs-„Piecen" veröffentlichen, ohne daran gehindert zu werden? Besteht hier auch „keinerlei Wechselbeziehung" zwischen dem Inserat selbst und dem Inhalt und der Tendenz des Blattes, d. h. des Bühnenprogramms?

In der Handhabung des § 184 Ziffer 3 scheint überhaupt eine immer laxere Auffassung Platz zu greifen. Nach der Strafgesetznovelle vom 25. Juni 1900 wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft, wer . . . . „Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder solche Gegenstände dem Publikum anzeigt oder anpreist". In jedem Strafgesetzkommentar kann man über diese „Gegenstände" und ihre Zweckbestimmung das Nötige nachlesen. Der Gesetzgeber hat den ganzen gemeinschädlichen Unfug der marktschreierischen Anpreisung sogenannter Präservativs u. dgl. treffen wollen, und das Reichsgericht hat wiederholt entschieden, daß in strafbaren Inseraten der angepriesene Gegenstand keineswegs offen genannt zu sein braucht. Es genügt sogar, wenn Schriften, in denen solche Gegenstände offen genannt und empfohlen werden,. auf Bestellung uach einem angezeigten Preisverzeichnis (Katalog) abgegeben werden (Reichsgerichtsentscheidung Bd. 36, S. 139, Bd. 38, S. 292).

Demnach fällt jede öffentliche Ankündigung oder Anpreisung aller derartiger Kataloge, wenn auch die Ankündigung selbst durch irgend einen Kunstgriff maskiert ist, unter den § 184, Ziffer 3. Die Staatsanwaltschaft des Landgerichtes München I scheint hierüber anderer Ansicht zu sein, wie aus der Begründung einer Spezialentscheidung in einem verwandten Falle hervorgeht. In dieser Begründung heißt es nämlich:

„§ 184 Ziffer 3 R.-St.-G.-B. verbietet die Ankündigung oder Anpreisung von Gegenständen, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, nicht schlechthin, sondern dem Publikum gegenüber; er hat die Wahrung der öffentlichen Sittlichkeit zum Zwecke. Während es im allgemeinen allen Verkäufern erlaubt ist, ihre Waren auch solchen Personen anzukündigen, die ein Bedürfnis zum Ankaufe dieser Waren nicht zu erkennen gegeben haben, und durch diese an die Allgemeinheit gerichtete Ankündigung auf ihre Waren und auf die Verkaufsgelegenheit überhaupt erst aufmerksam zu machen und die Kauflust zu erwecken, will der § 184 Ziff. 3 St.-G.-B. verhüten, daß in gleicher Weise die Allgemeinheit auf das Vorhandensein, Beschaffenheit und den Preis der zu unzüchtigem Gebrauche bestimmten Artikel hingewiesen wird. Unter „Publikum" im Sinne des § 184, Ziff. 3 St.-G.-B. ist also nicht etwa die Gesamtheit der Käufer oder Kauflustigen, sondern im Gegenteil die Gesamtheit der Personen zu verstehen, die noch keine Kauflust gezeigt haben; denn nur diese können sich durch die Anpreisung solcher Artikel in ihrem sittlichen Empfinden verletzt fühlen und nur eine an diese Personen gerichtete Anpreisung kann als eine Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit betrachtet werden."

Im weiteren Verlaufe des in Rede stehenden Bescheides führt die Staatsanwaltschaft u. a. noch aus, es könne „als allgemein bekannte Tatsache bezeichnet werden, daß die empfängnis- und ansteckungsverhütenden Mittel einen sehr wesentlichen Teil der Waren darstellen, die in solchen hygienischen Geschäften geführt werden." Hört! hört!

Die Staatsanwaltschaft führt überhaupt die Verteidigung des Beschuldigten mit einer wahren Akribie und Finesse. Dennoch

dürfte die Schlußfolgerung sich nicht als stichhaltig erweisen. Ob der Händler die von ihm feilgehaltenen „Gegenstände zu unzüchtigem Gebrauch" unmittelbar durch ein eindeutiges oder verfängliches Inserat dem Publikum anpreist, oder ob er mittelbar durch ein auf den ersten Blick mehr oder minder unverfängliches Inserat das Publikum anlockt, um ihm dann die vielleicht gar nicht gewünschten „Gegenstände" durch Vorlage oder Einsendung von Katalogen oder dergleichen anzupreisen, ist in der Wirkung einerlei. Unseres Erachtens macht sich ein Händler in beiden Fällen gleich strafbar. Der letztere Fall dürfte sogar der weit schlimmere sein, weil hier unter Umständen eine direkte Verführung vorliegt. Der von der Staatsanwaltschaft freigegebene Katalog einer bekannten Münchener Firma für „moderne Hygiene" wirkt durch die ganze Form und Fassung seiner massenhaft gehäuften Anpreisungen und namentlich durch die teilweise geradezu skandalösen belehrenden Illustrationen im höchsten Grade gemeingefährlich. Dabei wendet sich das in allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften anzutreffende verfängliche Inserat („Wer seine Frau lieb hat und vorwärts kommen will, verlange gratis und franko meine illustrierten Prospekte" usw.) in augenfälligster, die Neugier aufs höchste reizender Weise an dasjenige „Publikum", welches oben von der Staatsanwaltschaft gekennzeichnet ist.

Was helfen aber schließlich alle Strafgesetzparagraphen, wenn sie nicht mit voller Schärfe zur Anwendung gebracht werden? Die Aufgabe der Staatsanwaltschaft ist es nicht, einem Beschuldigten seine Maschen des Gesetzes zu zeigen, durch die er vielleicht noch entschlüpfen könnte, sondern mit fester Hand zuzugreifen, um im Sinne und Geiste des Gesetzes jedem Versuche, das Gesetz künstlich zu umgehen, entgegenzutreten. Die Formulierung gewisser Inserate ist aber ein mit Händen greifbarer Versuch, dem § 184 Ziffer 3 eine Nase zu drehen. Wenn derartige notorische Umgehungen des Gesetzes zulässig sein sollen, wieso und warum hat man denn den sog. „Masseusen"-Inseraten, soweit sie in versteckter Form dem in § 184 Ziffer 4 verbotenen Zwecke dienten, ein für allemal den Garaus gemacht?

In bezug auf die in unglaublichen Massen verbreiteten Anpreisungen sog. Verhütungsmittel kann man den zur Pflege der Justiz berufenen Organen nur immer wieder zurufen: „Landgraf, werde hart." Die demoralisierende Begünstigung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs wiegt in unseren Augen tausendmal schwerer als die Verminderung der Ansteckungsgefahr. Zudem wird durch den statistisch nachgewiesenen rapiden Rückgang der Geburten und das zunehmende Aussterben ganzer Familien die Popularisierung der im § 184 Ziffer 3 angedeuteten Mittel zu einer großen Gefahr für die Kraft und den Bestand der Nation. Seit Jahren mehren sich die Klagen, daß eine profitgierige Industrie auch die Landbevölkerung mit diesen schändlichen Reklamen überschüttet, daß gewisse Broschüren in den Dörfern oft von Haus zu Haus kolportiert werden. Wohin soll das führen? Sind den berufenen Wächtern der Volkssitte und der Volksgesundheit diese Dinge nicht bekannt?

Zum Schlusse noch eine kurze Abschweifung auf einen betrübenden Fall, der mit dem Thema wenigstens insofern zusammenhängt, als er ein grelles Licht auf die verderblichen Wirkungen jener unsittlichen Literatur und Lektüre wirft, gegen welche unsere Rechtspflege sich bisher so außerordentlich nachsichtig und weitherzig erwies. Die Strafkammer des Landgerichts München II verurteilte einen katholischen Pfarrer und Schulinspektor zu 6½ Monaten Gefängnis, weil er als Vorstand der Armenpflege aus angeblichem wissenschaftlich-medizinischem Interesse an entkleideten armen Kindern gewisse Untersuchungen vornahm. Die sozialdemokratische „Münchner Post" glaubt den traurigen Fall gegen die ihr so sehr verhaßten „Sittlichkeitsapostel" ausschlachten zu können, indem sie schreibt:

„Der Herr Pfarrer hat aber weder den „Simplicissimus" noch die „Jugend" gelesen. Auch war er nicht durch . . . ., durch Gummiartikel oder die moderne Literatur verdorben. Was wir der sittlichen Münchener Polizei und den adeligen und bürgerlichen Tugendwächtern im bayerischen Landtage zur gefälligen Kenntnisnahme submissest hinübergeben."

Die „Münchner Post" scheint den Verlauf der Verhandlung nicht genau genug verfolgt zu haben. Nach dem Berichte der „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 144 vom 21. Mai) führte der Angeklagte zu seiner Verteidigung an, er sei durch ein anthropologisches Werk und

„**durch die Lektüre sinnlicher Bücher**

zu anthropologischen Studien angeregt worden". Auch aus einem anderen liberalen Blatte sei noch eine interessante Stelle zitiert. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 240 vom 21. Mai) berichten:

„Das Gericht ist der Ueberzeugung, daß die heute gemachten Angaben des Angeklagten über die Motive seiner Handlungsweise keinen Glauben verdienen. Damit will er seine Handlungen nur beschönigen und unter dem Deckmantel medizinischer oder wissenschaftlicher Neigungen hat er seinen geschlechtlichen Neigungen nachzukommen gesucht."

Unter dem Deckmantel medizinischer oder wissenschaftlicher Interessen bringt ein gewissenloser Teil des deutschen Buchhandels, dem der glänzende Geschäftsgewinn aus geistiger Prostitution minder schmutzig zu sein scheint als der aus leiblicher Prostitution, fort und fort ganze Wagenladungen von unsittlicher Literatur und sogenannter „Kunst" unter das Volk. Sogar den aus den stinkendsten Kloaken der Bordell-„Literatur" hervorgezogenen und als sogenannte „Privatdrucke" unter der zahlungsfähigen Lebewelt aller Zonen verbreiteten Pornoschriften hat die deutsche Justiz bisher einen Freipaß gewährt, weil sie sich durch den frechen „Deckmantel wissenschaftlichen Interesses" täuschen läßt und einen lukrativen Handel, der mit 25 bis 50% Buchhändlerrabatt auf dem gewöhnlichen Wege über Leipzig „arbeitet", der ganze Lager dieser literarischen Schweinekost „vorrätig hält" und an Bekannte oder vermutete „Liebhaber" schon seit Jahren Proben versendet, als dem § 184 Ziffer 1 nicht unterworfen tatsächlich privilegiert. Wie lange soll dieses himmelschreiende Aergernis noch fortdauern?

Das Privilegium der „Zahlungsfähigen" scheint auch sonst immer merkwürdigere Blüten zu treiben. Wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 23. Mai (Nr. 242) melden, hat am Dienstag den 19. Mai im Mozartsaal zu Berlin vor einem „ungeheuren Publikum" eine „eigenartige Vorstellung" stattgefunden, bei der die Akteure (beiderlei Geschlechts) in lebenden Bildern „vollkommen nackt" auf der Bühne erschienen. Ueber den „künstlerischen" Wert dieser Schaustellung spricht sich auch das genannte liberale Blatt sehr geringschätzend aus. Das „ungeheuere Publikum" bestand, um der Polizei ein Schnippchen zu schlagen, nur aus „Geladenen", die aber 20, 15, 10, 8 Mk. Entree bezahlten. „Ein ausgezeichnetes Geschäft" — heißt es in dem Berichte, der übrigens aus Nr. 104 der Korrespondenz „Die Information" entlehnt ist. Ob eine solche Komödie hingenommen werden würde, wenn Arbeiter oder Arbeiterinnen die Veranstalter wären? Oder wenn es sich um eine Umgehung der Ausnahmegesetze gegen die Polen oder eine sonstige Maßnahme preußischer Staatsraison handelte? Der neuheidnische Geist triumphiert mehr und mehr über christliche Zucht und Sitte. Das ist des Pudels Kern.



Christus in Judäa.

Durch Judäas stille Lande,
Durch der Erntefelder Weh'n
Seh' ich ihn im Lichtgewande
Oft im Traum vorübergeh'n.
Lehrend, segnend, Rat erteilend
Wandert er die Flur entlang,
Tote weckend, Kranke heilend —
Jubelruf folgt seinem Gang.

Und es rauscht das Korn in Aehren,
Wo sein Fuß vorübergeht;
In der Sonne Glutverklären
Schwillt die Traube windumweht.
Selbst die züngelnde Tarantel
Birgt sich tief in dunkler Schlucht;
Wo geweht sein weißer Mantel,
Wendet sich der Wolf zur Flucht.

Doch er geht in Morgenfluten
Immer weiter, heiß erharrt.
Ihn umbranden Menschenfluten,
Deren Herz erschüttert ward.
Reueschmerz netzt ihm die Pfade,
Alles Dunkel wird zum Licht,
Selbst die Sünder streift die Gnade,
Die aus seinem Herzen bricht.

Arno v. Walden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Unruhe in der hohen Politik.

Mulay Hafid rüstet sich in Mekines zum Einzug in die nahe Hauptstadt Fez. König Eduard rüstet sich zu einem Besuch bei dem russischen Zaren. Diese Nachrichten wirkten wie Hechte in dem Karpfenteich der öffentlichen Meinung.

Die Erfolge Mulay Hafids haben sogar die kühnen Optimisten von Paris, die Herren Pichon und Clemenceau, nachdenklich gestimmt. Man hat dort offiziös eine neue Orientierung der französischen Marokkopolitik als möglich hingestellt. Natürlich waschen die Minister, die sich mit dem käuflichen Schwächling Abdul Asis solidarisch gemacht hatten, ihre Hände in Unschuld und klagen über die mangelhafte Information seitens der Geschäftsführer in Marokko. Wer weiß, ob nicht auch die Kammermehrheit im Gefühl ihrer Mitschuld sich an der Komödie mit den untergeordneten Sündenböcken beteiligt? Vielleicht benutzt man auch schnell noch die Gelegenheit, um einen konzentrischen Vorstoß gegen Fez zu versuchen und so möglichst vorteilhaft faits accomplis vor der etwa notwendigen Bekehrung zu schaffen.

Inzwischen lenkt der neue Reiseplan des unermüdlichen Bündnisschmiedes im Umherziehen die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen anderen Punkt. Man traut dem König Eduard nicht zu, daß er bei seiner Höflichkeit nur höflich sein wolle. Ueberdies sollen beide Potentaten bei der Begegnung in Reval von hochpolitischen Beamten begleitet sein. Also wird gefolgert: es geht etwas vor; man weiß nur nicht, was. Rußland will eine neue Anleihe in England unterbringen, meinen einige. Aber König Eduard ist nicht so altruistisch, um wegen des russischen Pumpes sich zu bemühen, wenn nicht Rußland ihm eine entsprechende Gegenleistung bietet. Eine Verschmelzung der englisch-französischen Entente mit dem französisch-russischen Bündnis zu einem westöstlichen Dreibunde als Gegengewicht gegen den mitteleuropäischen Dreibund könnte schon als lohnendes Reiseziel gelten. Sollte damit nur die alte „Einkreisung Deutschlands" in neuer und verbesserter Form allgemein begründet werden, oder soll die orientalische Frage jetzt von den beiden früheren Nebenbuhlern England und Rußland gemeinsam angeschnitten werden? Die enge Heranziehung Rußlands an den englisch-französischen Konzern könnte auch auf die Marokkopolitik zurückwirken, indem der sonst sich ankündigende Einspruch Deutschlands gegen die fortgesetzte Eroberungspolitik auf eine festgeschlossene Koalition von Gönnern Frankreichs stoßen würde. Dabei ist zu beachten, daß Italien sowohl in Balkanals in Marokkoangelegenheiten ein unsicherer Kantonist des Dreibundes ist. Man sieht, der Sommer wird nicht übermäßig langweilig werden. Die deutschen Staatsmänner haben Gelegenheit genug, die neuverkündete Kunst der Respekterzwingung zu üben.

Mangelhaftes Rechtsverfahren.

Wir kommen nicht heraus aus den Sensationsprozessen, die leider zumeist auch Schmutzprozesse sind. Zweimal war bereits in Berlin über die vita sexualis des Grafen Moltke und nebenbei seines Freundes Philipp Eulenburg unter Aufhebung aller Gardinen ausführlichst verhandelt worden. Dann gab es ein Nachspiel in München, bei dem „Schmutzereien" des Fürsten Eulenburg aus den achtziger Jahren enthüllt und ihm die Anklage und Verhaftung wegen Meineids besorgt wurde. Mit dem dadurch vorbereiteten Skandalprozeß Eulenburg wird es aber noch nicht abgetan sein. Auch die Angelegenheit Moltke kommt noch einmal zur Verhandlung; denn das Reichsgericht hat soeben das gegen Harden ergangene Urteil (6 Monate Gefängnis wegen Beleidigung des Grafen Moltke) aufgehoben und die Sache an dasselbe Landgericht Berlin I zurückverwiesen. Der ganze grauenhafte Schmutz wird also noch wenigstens zweimal aufgerührt werden.

Woran liegt die Schuld dieser gemeinschädlichen Wiederholung ärgerniserregender Gerichtsverhandlungen? Man schilt gern auf die Strafprozeßordnung. Aber die denkbar besten Prozeßregeln würden nicht helfen können, wenn sie nicht richtig angewendet werden. Im Falle Harden-Moltke war der erste Fehler, daß die Staatsanwaltschaft nicht von vornherein diese Verhandlung von eminentem öffentlichen Interesse in ihre Hand nahm. Als nach den wahrhaft skandalösen Verhandlungen vor dem Schöffengericht endlich die Staatsanwaltschaft eingriff, war eine ganz besondere Gründlichkeit in der Sache und Vorsicht in den Formalien angezeigt. Doch die Staatsanwaltschaft vertraute zu sehr auf den Reinigungseid des Fürsten Eulenburg, und die Strafkammer machte ein Versehen bei der nachträglichen Zusatzvernehmung eines Zeugen sowie in der Abfassung des Schuldspruches. Diese beiden Versehen führten zur Nichtigkeit.

Mancher hatte gedacht, die Revision werde eine endgültige Entscheidung treffen über die vielumstrittene Frage, ob in dem Falle, daß die Staatsanwaltschaft nachträglich ein im Gange befindliches Privatbeleidigungsverfahren in ihre Hand nimmt, die Sache wieder von vorne, in der ersten Instanz beginnen muß oder in dem vorgefundenen Stadium zu übernehmen und weiterzuführen ist. Das Reichsgericht hat die Klärung in diesem wichtigen Punkte nicht gebracht; der erkennende Senat sagt: Wenn der Angeklagte Harden gewollt hätte, daß auf die erhobene öffentliche Anklage gegen ihn nicht in erster Instanz, sondern in der Berufungsinstanz verhandelt werde, so hätte er den Gerichtsbeschluß auf Einstellung des bisherigen Privatklageverfahrens anfechten müssen; das habe er nicht getan, und deshalb sei die erste Sache nicht mehr rechtshängig gewesen, als das zweite Urteil ergangen. Es lag also ein Versehen des Verteidigers Justizrat Bernstein vor, und dank dieser Unterlassung wäre die Klippe der Zuständigkeit glücklich umschifft worden — wenn nur nicht die Strafkammer sich nachher zwei kleine Blößen gegeben hätte. Erstens hatte man vergessen, einen Zeugen, der ein paar Tage nach seiner Hauptvernehmung nochmals aufgerufen wurde, auf den geleisteten Eid ausdrücklich hinzuweisen. Der Zeuge wird sich gewiß von selbst bewußt gewesen sein, daß er unter Eid aussage; was da unterlassen wurde, war also nur eine kleine Formalität. Doch der oberste Gerichtshof hat ganz recht, wenn er alle Formen, die für die Abgrenzung von eidlichen und uneidlichen Aussagen Bedeutung haben können, auf das peinlichste gewahrt wissen will. Die andere Rüge, die für durchschlagend erachtet wurde, tadelte es, daß Harden bei der Anwendung des § 186 (üble Nachrede) auch noch aus § 185 (wegen formaler Beleidigung) verurteilt worden war. Ein Rechtsirrtum, der im vorliegenden Falle vermutlich keine praktische Bedeutung gehabt hat. Man sieht, daß Kleinigkeiten große Prozesse zunichte machen und zur Wiederholung von umständlichen Verhandlungen zwingen können. Im vorliegenden Falle leider auch zur Wiederholung von höchst anstößigen Verhandlungen. Herr Harden tritt infolge der Enthüllungen von München und der Entscheidung von Leipzig jetzt wieder sehr stolz und sicher auf; er bereitet in seinem Blatte schon eine neue prozessualische Sensation vor, indem er mehrere Mitglieder der zu neuer Entscheidung berufenen Strafkammer als befangen hinstellt. Durch die vorläufigen Erfolge braucht man sich nicht blenden zu lassen. Ueber den politischen und sittlichen Wert des Hardenschen Enthüllungsfeldzuges und über die eigenartige Taktik, die er und sein Verteidiger dabei eingeschlagen, wird schließlich noch zu reden sein, wenn die wechselreiche Sache ihre endgültige Erledigung gefunden hat.

Das deutsche Rechtsverfahren hat bisher hierbei schlecht abgeschnitten. Zum Ueberfluß haben wir auch in Karlsruhe noch ein unerbauliches Nachspiel gehabt zu dem sensationellen Mordprozeß Hau. Ein Redakteur, der in dem Zweifel an der Schuld Haus unbesonnenerweise die Tochter der Ermordeten verdächtigt hatte, ist zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden. Zu seinem Unglück hatte er sich zum Verteidiger den Rechtsbeistand Hardens, Justizrat Bernstein, erkoren und wurde durch dessen Uebereifer in eine große Beweisführung verstrickt, die auf ein Wiederaufnahmeverfahren zugunsten Haus hinzielte. Es zeigt sich da wieder, daß in unserem Prozeßwesen dem angeklagten Beleidiger ein viel zu großer Spielraum zum Vorbringen von allen möglichen Dingen aus dem Leben und aus der Umgebung der beleidigten Person gegeben ist. Wer einen Strafantrag wegen einer Beleidigung stellt, muß darauf gefaßt sein, daß sein ganzer Lebenslauf bis in die intimsten Heimlichkeiten wie in einem Kinematographen vorgeführt werde. Wird diese Freiheit von dem Angeklagten oder seinem Verteidiger unvorsichtig ausgenutzt, so kann sie dem Angeklagten selber schädlich werden, wie das sehr hohe Strafmaß in diesem Falle zeigt. Ein Jahr Gefängnis mag ja am Platze sein, wenn man verleumderisch in den stillen Frieden eines Mädchens einbricht. Aber wenn die Frage nach den Beziehungen der betreffenden Persönlichkeit zu dem Falle Hau schon in der breitesten Oeffentlichkeit erörtert ist, so kann man den Redakteur, der in blindem Eifer die Debatte fortsetzt, wohl etwas milder behandeln. Auch sollte das berechtigte Interesse der Presse nicht so kategorisch geleugnet werden. Es ist ja erwiesen, daß im Falle Hau auch von offizieller Seite die Presse mehrfach benutzt worden ist. Ferner hatten sich bei der Vorbereitung und bei der Durchführung des Prozesses gegen Hau gewisse Mängel gezeigt.



Erweichung des Rechtsgefühls.

Von

Dr. W. Hüllen.

Im Augenblick der Verhaftung des Fürsten Eulenburg hätte man erwarten sollen, daß die Versuche, die öffentliche Meinung irrezuleiten, endlich eingestellt würden. Aber nein. Wie langsam ringt sich doch die Ueberzeugung von dem objektiven Erfolge Hardens aus dem Volke, das sie von vornherein gehabt hat, in das Publikum und in die Presse durch, die sich sonst auf die Selbständigkeit ihres Denkens so erhebliches einbilden. Es fehlt hier eben an dem Vermögen, sachlich zu urteilen. Eine Erscheinung, die unsere geistige und sittliche Integrität in wenig erfreulichem Lichte zeigt. Diese innere Dekadenz, die ist gerade das bedenklichste und gefährlichste Produkt unserer heutigen Zustände. Und sie verbirgt sich unter einem Schwulst von Pathos und Sentimentalität.

Man stößt sich an der Kampfesweise Hardens und schiebt ihm unlautere Motive unter. Wer hat sich denn nun als der Vornehmere erwiesen? Etwa Eulenburg, der keine Bedenken trug, zur Vernichtung seines Gegners einen Meineid zu schwören? Hier liegt der Kernpunkt der ganzen Affäre, und hier sollte die moralische Entrüstung einsetzen, wenn man ihrer in Wahrheit noch fähig wäre.

Aber man verschone von jetzt an das Volk mit Erweichung seines ihm verbliebenen natürlichen Rechts- und Sittlichkeitsgefühls, etwa mit sehnsuchtsvoller Erwartung des Psychiaters oder gar des Selbstmordes. Und mit welchem Rechte darf man von einer Zwangslage beim Eide und von Verjährung von Jugendsünden sprechen?

Im Gothaischen Hofkalender ist zu lesen: dem Grafen Eulenburg wurden in den Jahren 1880 bis 1886 sechs Kinder geboren, und zwar fünf zu Starnberg, als er preußischer Geschäftsträger in München war. Das sagt genug.

Die Unerfahrenheit jugendlicher Söhne des Volkes, an dessen Kernhaftigkeit man seine Freude haben kann, hat dieser hochgestellte Mann zu Sünden benutzt, die die Bibel mit ewigem Fluche belegt. Kann dergleichen verjähren? Ich habe mir immer sagen lassen, auf dem Gebiete der Ehrenhaftigkeit eines Mannes gebe es keine Verjährung. Und das ist gut so. „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so kenn' ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Ob Oberstaatsanwalt Isenbiel allein mit dem Justizminister Beseler oder noch mit dem Fürsten Bülow gemeinsam die schwere Verantwortung für die Erhebung der öffentlichen Klage im zweiten Hardenprozeß trägt, kann jetzt der öffentlichen Meinung gleichgültig sein. Dank der Finessen des hl. Bureaukratius hat sich ja der Blockkanzler durch eine Aktennotiz für alle Fälle gesichert. Das öffentliche Interesse ist aber durch diesen schließlichen Eingriff der Staatsanwaltschaft hinreichend erwiesen und bekundet. Nun komme man nicht, wo die überladene Schutt- und Müllkarre sich festgefahren hat, mit sentimentaler Verdrehung christlicher Tendenzen, wie: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet." Wer hat denn Harden fälschlich gerichtet, und wer hat denn die Justiz auf ihren Irrpfaden mit Jubel begleitet? Als die Existenz Hardens in Frage kam, da schwieg alles Mitgefühl. Und hat Harden den Fürsten vernichtet? Hat dieser in einer Gesinnung, für die wir die richtige Bezeichnung noch eine Zeitlang aufsparen wollen, es nicht selbst getan?

In einem derartig komplizierten und erbitterten Rechtskampfe, in dem man Duellforderung, Ehrenrat, Diskreditierung und Eid als Kampf- und Rechtsmittel einsetzt gegen einen in dieser Hinsicht wehrlosen Gegner, wird vielleicht eine herausgegriffene Einzelhandlung Hardens vor einer einseitigen Kritik nicht bestehen können. Als tatsächlich wahrhaft hat sich Harden aber erwiesen, und das muß uns hier genügen.

Wer es gut meint mit dem Sittlichkeits- und natürlichen Rechtsempfinden des deutschen Volkes, der darf schon jetzt Harden das Zugeständnis machen, daß er, gleichviel, aus welchen Motiven, für uns mehr geleistet hat, als mancher berufene Führer.

Die österreichischen ‚Gelehrten-Republiken'.

Eine ernsthafte Untersuchung.

Von

Scientificus Austriacus.

„Sie glauben nicht, wie schwer es ist, diese Gelehrten-Republiken zu regieren," soll der österreichische Unterrichtsminister Dr. Marchet mit Bezug auf die Universitäten zu dem Reichsratsabgeordneten Kemetter vor kurzem gesagt haben.

Armer Unterrichtsminister! Schlimme Gelehrten-Republiken! Den Unterrichtsminister lassen wir vorläufig beiseite, wenden wir unsere Aufmerksamkeit ausschließlich den Gelehrten-Republiken zu.

D. h. den österreichischen. Denn unter den vielerlei Gelehrten-Republiken des Erdkreises bilden unsere österreichischen eine ganz besondere Spezies, die deshalb auch durchaus eine gesonderte Behandlung beansprucht.

Gelehrten-Republiken? Wer sind denn die Gelehrten, aus denen diese Republiken sich zusammensetzen? Offenbar diejenigen, welche die Geschicke dieser Republiken in Händen haben, sie lenken und leiten.

Das sind bei der species austriaca der Gelehrten-Republiken die Studenten. Ein- und Absetzung des Rektors, ob ein Professor oder Privatdozent qualifiziert ist zum Dozieren, ob ein Professor von seinem Amt enthoben werden soll, ob ein Student zur Promotion zugelassen werden kann, welche Studenten überhaupt zur Universität zugelassen werden sollen: dieses und noch vieles andere entscheiden bei der species austriaca allein die Studenten. Von welch tiefer Weisheit und aufopferungsvoller Objektivität diese Entscheidungen stets diktiert sind, zeigt die Tatsache, daß, sowohl unter Studenten als Professoren, die Zahl der wertvollen Erwerbungen aus den Reihen des auserwählten Volkes Gottes immer stärker wird, die rückständigen arischen Bewerber dagegen schonungslos zurückgewiesen werden, es sei denn, daß ihnen durch ein Attest eines der Organe dieses auserwählten Volkes, insbesondere der sog. „Neuen Freien Presse", bezeugt wird, bei einiger Nachsicht könnten sie vielleicht doch noch neben den jüdischen Geistesgrößen sich sehen lassen.

Nicht zum mindesten sind diese glänzenden Erfolge auch der besonderen Regierungsform zu verdanken, die von den Herren Studenten eingeführt wurde. Entsprechend dem streng wissenschaftlichen Charakter der Gelehrten-Republik bedient man sich nämlich auch zum Regieren nur der demonstratio, zu deutsch „Beweisführung". Da indes die zu Regierenden, nämlich das Professorenkollegium und zu Zeiten der rückständigere, d. h. katholische Teil der Studentenschaft, vielfach von staunenswerter Begriffsstützigkeit sind — was durchaus nicht den Herren Studenten zur Last gelegt werden kann —, so mußte auf die höheren Formen der Beweisführung verzichtet und ausschließlich zu den drei Formen der demonstratio, 1. ad oculos, 2. ad aures, 3. ad terga gegriffen werden. Insbesondere durch die schlagende Kraft der letzteren werden hier die höchsten und tiefsten Weltanschauungsfragen, an denen seit Jahrtausenden die Weisen aller Völker vergebens gearbeitet, in überraschender Weise gelöst. Man sieht also, bis zu welch glänzender Höhe der Entwicklung diese Art der Gelehrten-Republiken es gebracht hat. — Ergänzungsweise muß noch hinzugefügt werden, daß die dritte Art der demonstratio, die ad terga, bis jetzt zwar nur bei rückständigen katholischen Studenten zur Anwendung gelangte. In den maßgebenden Kreisen der Studentenschaft ist man indes der Ansicht, daß durchaus kein prinzipielles Hindernis bestehe, diese Art auf Wunsch und Erfordernis auch bei den Professoren und höher hinauf zu verwenden.

Neben den Herren Studenten befinden sich an diesen Gelehrten-Republiken immer auch noch eine gewisse Anzahl Professoren. Als unpraktische Stubengelehrte oder kraftlose Mummelgreise oder als beides zugleich sind sie indes zur eigentlichen Leitung der Gelehrten-Republiken durchaus unfähig. Wenn auch — ein lästiges Ueberbleibsel aus früheren Zeiten — einer von ihnen immer noch alljährlich zum rector universitatis erwählt wird, so ist es doch unumgänglich notwendig, daß ein ad hoc eingesetzter „Hochschulausschuß" sich des Gewählten fürsorglich annehme, damit er nicht zu viele Dummheiten mache. Wenn er die Sache aber zu arg treibt, erklärt der Hochschulausschuß einfach, daß er die Verantwortung dafür nicht länger tragen könne, worauf der Rektor gehorsamst in der Versenkung verschwindet.

Auch in anderer Hinsicht ist bei der species austriaca der Gelehrten-Republiken das Verhältnis von Studenten und Pro-



fessoren ein von dem in anderen Gelehrten-Republiken herrschenden verschiedenes. Während anderswo die Studenten von den Professoren Qualifikationsnoten erhalten, werden solche Noten bei der species austriaca von den Studenten an die Professoren verliehen. Da diese species eben noch in den Anfangsstadien ihrer Entwicklung sich befindet, so geschah das bis jetzt nur von Fall zu Fall. Man plant aber, das Verfahren in feste, regelmäßige Formen zu bringen. Unter den Professoren gibt sich auch schon ein reger Wetteifer zur Erlangung der besten Noten kund; insbesondere tun sich hierin die Professoren von Laska, Brandthild und Nereb in besonderer Weise hervor. In den maßgebenden Kreisen der Studentenschaft wird indes dieses Uebermaß schon etwas unangenehm, als Streberei, empfunden, und die ist einem rechtschaffenen Studenten niemals sympathisch gewesen. Es ist deshalb noch durchaus unsicher, wem die erste Note zuteil werden wird.

Uebelwollende Gemüter heben höhnend hervor, daß die beiden Namen „Studenten" und „Gelehrten"-Republik gar nicht zu einander passen. Das ist indes ganz nach der Denkweise des reaktionären Klemens Brentano, der als Universitätsstudent in Jena von einem anderen Studenten ein „dummer Junge" geheißen wurde und darauf nichts anderes zu erwidern wußte, als dieses: das wisse er schon lange, daß er das sei, deshalb gerade habe ihn sein Vater ja zur Universität geschickt. Das war eine ganz blöde Auffassung. Angefüllt mit der ganzen schweren Last von Gelehrsamkeit, die so und so viel Jahre Volksschule, Bürgerschule, Gymnasium oder Realgymnasium verleihen können — eine schwere Last, die in Zukunft durch eine erleichterte Matura noch mehr erschwert werden wird —, weitergebildet durch unzählige Kneipen und Frühschoppen: hat jeder Student das volle Recht auf den Namen eines „Gelehrten". Der Name „Student" ist auch nur ein anachronistisches Ueberbleibsel aus früheren Zeiten. Die Studentenschaft war selbst schon auf dem besten Wege, hier Wandel zu schaffen, indem sie den Namen „Doktorand" (d. h. jemand, der Doktor zu werden hat) einführte. Die Beseitigung dieser Bezeichnung durch eine Verfügung der Unterrichtsverwaltung zeugte von vollkommener Verständnislosigkeit gegenüber der modernen Entwicklung, und es wird energisch gefordert, daß diese Verfügung ehestens rückgängig gemacht werde.

Das muß um so nachdrücklicher gefordert werden, als die ganz exzeptionelle geistige Reife der Studentenschaft offiziell schon dadurch anerkannt worden ist, daß, während überall sonst im Staat zur Teilnahme an der Regierungsgewalt die Volljährigkeit erforderlich ist, von dieser Forderung hier Abstand genommen und die Zügel der Regierung der Gelehrten-Republiken vertrauensvoll in die Hände der Minderjährigkeit gelegt wurden, die — was nämlich zu beachten ist! — nur eine körperliche aber keine intellektuelle ist. —

Das sind, in ihren Hauptzügen, unsere österreichischen Gelehrten-Republiken. Sie bilden unseren Stolz und unsere Hoffnung. Professoren, Rektoren und Unterrichtsverwaltung sind in verständnisvoller Liebe und Sorgfalt bemüht, diesen neuen „Typ" in seiner Eigenart sich immer mehr entwickeln zu lassen. Die Vorteile dieser neuen Form der Dinge sind so in die Augen springend, daß selbst die allzeit rückständigen Katholiken sie begriffen und beschlossen haben, in Innsbruck, wo sie zufällig in der Majorität sind, sich kräftigst für dieselbe einzusetzen, eine Bundesgenossenschaft, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt — — „wer weiß, wie das noch enden mag!"

Nur das Ausland verharrt bisher noch in verständnisloser Ablehnung. Der Rektor der Münchener Universität hatte selbst die unglaubliche Geschmacklosigkeit, als vor einiger Zeit der Versuch gemacht wurde, auch dorthin die neue Bewegung zu verpflanzen, mit erhobener Stimme den Studenten zuzurufen: „Wir wollen hier keine österreichischen Zustände!" (sic!!)

Bei uns dagegen ist die Bewegung Gottlob schon so stark geworden, daß sie nicht mehr aufzuhalten ist. Man plant bereits, sobald sie an den Universitäten sich etwas konsolidiert hat, sie auch auf die Gymnasien und in weiterem Verlaufe auch auf die Bürger- und Volksschulen auszudehnen. Nur hinsichtlich der letzteren machen sich einige ängstliche Stimmen geltend, welche den Beginn des zehnten Lebensjahres als Grenze gesteckt wissen möchten, eine Sache, über die sich streiten läßt. — In konsequenter Durchführung der ganzen Reform soll dann künftig an den Universitäten das Kolleg über Pädagogik aufgelassen und dafür ein solches über Pädokratie eingerichtet werden.

Bei der Unsicherheit unserer politischen Zustände ist es leider nicht vollständig sicher, ob das Ministerium Marchet auch diesen Teil der Unterrichtsreform noch durchführen wird. Geschieht das aber auch nicht, so wird es doch ein Blatt ewigen Ruhmes in der Geschichte dieses Ministeriums und der Gelehrsamkeit überhaupt bilden, die neue Ordnung de an den Universitäten zu voller Blüte entwickelt zu haben.

Daß die Durchführung solch großer Werke mit Mühsal verbunden ist, begreift sich leicht, und wir haben volles Verständnis für die Seufzer des Herrn Ministers. Außer mit dem Bewußtsein, Großes erreicht zu haben, möge er sich aber auch mit dem Gedanken trösten, daß — alles einmal ein Ende hat, auch ein Ministerium Marchet.



Beeinträchtigungen der Ruthenen im Schulwesen?

Nach der amtlichen Statistik vom 10. Schuljahre 1902/03.

Anläßlich der Ermordung des Statthalters von Galizien, des Grafen v. Potocki, durch einen ruthenischen Studenten, wurde viel über die Beeinträchtigungen des ruthenischen Volkes im Schulwesen in Galizien von seiten der Polen geschrieben. Ob diese Anklagen auf Wahrheit beruhen, werden uns am besten folgende Ziffern zeigen.

Zunächst in bezug auf die Volksschulen.

Die Bevölkerung von ganz Galizien beträgt nach der letzten Zählung[1]) vom Jahre 1904 7'591,556, davon sind 3'988,702, d. h. also 55 Prozent, Polen und 3'074,449 oder 42 Prozent Ruthenen. Oeffentliche Volksschulen[2]) gibt es 4551; davon sind 2407 polnisch und 2144 ruthenisch (mit ruthenischer Lehrsprache). Während es also 914,253 Polen mehr gibt als Ruthenen, haben doch die Polen zwar 263 Schulen mehr als die Ruthenen, aber proportionell zur Einwohnerzahl besitzen die Polen 345 Schulen weniger, als sie verhältnismäßig haben sollten.

In all diesen Volksschulen wird der Religionsunterricht von 1658 ruthenischen Geistlichen in ruthenischer Sprache erteilt, während nur 1451 polnische Religionslehrer in den polnischen Schulen tätig sind.

In bezug auf die Gymnasien können sich die Ruthenen auch nicht beklagen. Allerdings gibt es weniger ruthenische Gymnasien (6) als polnische (36), doch genügen sie vollständig für die Bedürfnisse der Ruthenen. Gäbe es nämlich so viele ruthenische wie polnische, so würden sie leer stehen. Das beweist das Schülerverhältnis in den schon bestehenden ruthenischen Gymnasien (17,022 polnische, gegen 3165 ruthenische Gymnasialschüler).

So gab es z. B. in Lemberg (die Ruthenen wollen Lemberg zu ihrer Hauptstadt machen) im Jahre 1901/02 5 Gymnasien: ein deutsches, ein ruthenisches und drei polnische. Das ruthenische zählte nur 592 Schüler, während in einem der polnischen 784, im zweiten 826, im dritten 924 Schüler waren. Dasselbe Verhältnis wie in Lemberg ist auch in anderen Städten Ostgaliziens.

An den Realschulen, zu denen auch die Ruthenen freien Zutritt haben, studieren 2004 Polen, 176 Ruthenen, 28 Deutsche. Dasselbe Verhältnis findet man in anderen Lehranstalten: z. B. in den Lehrer- und Lehrerinnenseminarien gibt es 2343 polnische Schüler gegen nur 108 ruthenische.

Dazu ist zu bemerken, daß sogar in den polnischen Lehranstalten für die Ruthenen der Religionsunterricht in ruthenischer Sprache erteilt wird, soweit dieses nur möglich ist; in der Tat wird an 19 polnischen Gymnasien für die Ruthenen die Religion ruthenisch doziert und von ruthenischen Geistlichen, die den Titel staatlich anerkannter Religionslehrer tragen.

Betreffs der Lemberger Universität verdient noch erwähnt zu werden, daß sie im Jahre 1902/03 2414 Hörer hatte, darunter 1756 Polen = 73 Prozent und 637 Ruthenen = 26 Prozent. Unter den Ruthenen ist übrigens eine große Anzahl von Studenten aus Rußland gebürtig. Auf dem Polytechnikum, das die Ruthenen ebenso wie die Polen besuchen dürfen, kommen auf 100 Schüler nur 7 Ruthenen.

Kasimir v. Konopka, S. J.

[1]) Cf. Hartleben, Weltlexikon für Geographie und Statistik 1908.
[2]) Cf. Bericht von der Sitzung des österreichischen Parlaments am 6. Mai 1908 über Volksschulen.



Student und Parteipolitik.

Herr cand. med. Alex *Koepchen* schreibt:

In Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichte ich einen Aufsatz, der die Beziehungen des katholischen Studenten zu den verschiedenen politischen Parteien behandelte.[1]) Es wurde darin ausgeführt, daß der katholische Student in konsequenter Durchführung seiner religiösen und politischen Grundsätze mit einer gewissen Notwendigkeit zum deutschen Zentrum kommen müsse. Mit Fug und Recht wurde daher das Zentrum als diejenige Partei bezeichnet, der er vernunftgemäß allein angehören könne. Indem der Artikel das im einzelnen nachzuweisen suchte, konnte er seiner ganzen Fassung nach keinen anderen Zweck haben, als den studentischen Leser zu selbständigem politischen Denken anzuregen. Der katholische Student sollte sich über sein Verhältnis zu den einzelnen Parteien einmal klar werden und in diesem Zusammenhang insbesondere die Beziehungen seines inneren Menschen zur Zentrumspartei prüfen. Hierüber mit sich ins Reine zu kommen, ist für jeden eine ebenso schwierige, wie unumgänglich notwendige Sache, und ich hatte geglaubt, daß an dem fraglichen Artikel, der dem einzelnen hierbei zur Hand gehen wollte, niemand Anstoß nehmen würde. Mittlerweile hat Herr Aug. Nuß in Nr. 20 dieser Zeitschrift Widerspruch erhoben. Er kann es aber nur, indem er, über den Rahmen des ursprünglichen Themas hinausgehend, nun seinerseits eine Frage aufwirft, die ich selbst mit keinem Wort berührt hatte, die Frage nämlich: Soll und darf der Student auch *praktische* Parteipolitik treiben? Und nur insofern, als er diese *seine* Frage mit einem „prinzipiellen" Nein beantwortet, soll ihm hier entgegengetreten werden. Ueber die Sache selbst sind wir uns ja einig. Auch Herr Nuß hat die dargelegten Gründe, die den katholischen Studenten logischerweise zum Zentrum führen sollten, in keiner Weise zu erschüttern versucht.

Also der Student soll keine Parteipolitik treiben. Sogar „prinzipiell" nicht. Nun, Prinzipien aufzustellen ist immer eine recht mißliche und gefährliche Sache, und man tut gut, damit möglichst vorsichtig zu sein. Und so wollen wir es auch in unserem Falle halten. Denn daraus, daß dieser oder jener Student sich mit politischen Fragen nicht beschäftigen will oder kann, folgt noch lange nicht, daß nun ein anderer unter allen Umständen dasselbe tun soll. Eines schickt sich nicht für alle, und deshalb wollen wir das „prinzipiell" lieber gleich von vornherein streichen. „Prinzipiell" sollen sich nur Korporationen nicht mit Politik befassen; was der einzelne in dieser Beziehung für tunlich erachtet, ist lediglich Sache seiner *individuellen Veranlagung*. Wen diese in die politische Arena hinabruft, der wird hier geradezu sein Lebenselement finden, und deshalb hat niemand das Recht, hier gar eine „prinzipielle" Schranke aufzurichten.

Aber wo soll denn der Student die Zeit dazu hernehmen? Ach ja, der arme Mann, so beschäftigt wie er ist sonst keiner! Wozu der nicht alles „Zeit" finden soll, und, wie man weiß, auch „Zeit" findet. Er fragt sich nur, ob dasjenige, was er außerhalb seines Studiums alles anstellt, wirklich so wichtig ist, daß es nicht durch Wertvolleres teilweise ersetzt werden könnte. Kurz und gut, wer den guten Willen zur Mitarbeit mitbringt, der wird auch als vielbeschäftigter Student noch die notwendige „Zeit" dazu finden. Woher sollen denn die anderen Stände, die den ganzen Tag über im Joch sind und doch mit anfassen, die „Zeit" hernehmen? Außerdem ist es wirklich nicht so sehr viel, was man eventuell „opfern" müßte: Alle drei bis vier Wochen einige Abendstunden im Windthorstbund oder Volksverein, hin und wieder ein Vortrag mit entsprechender häuslicher Vorbereitung und — wenn es ganz schlimm kommen sollte! — zu Wahlzeiten eventuell ein paar versäumte Kollegien. Letzteres, damit man nicht aus der Uebung kommt. Ob das noch zu machen ist?

Völlig nichtig ist die Einrede der mangelnden „Fähigkeit". Sie stellt die tatsächlichen Verhältnisse nahezu auf den Kopf. Gerade der Student ist durch seine gediegene Vorbildung zu politischer Arbeit besonders befähigt. Er bringt eben den Unterbau eines soliden Allgemeinwissens, den andere Leute sich erst mühsam schaffen müssen, gleich von vornherein mit und hat daher vor sonst gleichalterigen Personen ungemein viel voraus. Wer aber bescheidenerweise trotzdem noch nicht an seine „Fähigkeit" glauben will, der kann sich dieselbe im Windthorstbund in kürzester Zeit erwerben. Von da bis zum „Rufer im Streit" oder „lauttönenden Herold" ist dann noch ein weiter Weg. Glücklicherweise sind die Alten ja auch noch da, und solange die noch „auf dem Damm" sind, wird auch der geschulteste Nachwuchs seinen „Befähigungs"nachweis in stiller Arbeit erbringen müssen.

Weshalb der Student zum Politisieren keinen „Beruf" haben soll, ist erst recht nicht einzusehen. Daß er die „Fähigkeit" und Gelegenheit dazu hat, wurde eben gezeigt. Wenn nun mit der individuellen Veranlagung noch *Lust und Liebe zur Sache* hinzukommen, dann dürfte schließlich auch der „Beruf" nicht fehlen. Aber der Student hat sich längst daran gewöhnt, an sich einen besonderen Maßstab anzulegen. Daß andere Sterbliche, aus welchem Stande sie auch hervorgehen mögen, für die als richtig erkannten politischen Ideale auch einzutreten haben, erachtet man als selbstverständlich, zumal ja auch die akademischen Stände davon keinen Schaden zu haben pflegen. Aber dem Herrn Studio, vor allem dem katholischen, darf man bei seinem mangelnden „Beruf" mit so etwas nicht kommen, der hat andere Aufgaben. Der kennt nichts von jenem brennenden Verlangen, die eigene gute Sache *voranzubringen*, nichts von jenem Feuer der Begeisterung, das, in uns allen lodernd, auch andere mitentflammen möchte. Und dabei kann weder Polizei noch Universität uns die politische Mitarbeit verbieten! Ueberdies wird es niemandem einfallen, nun jedermann vor den Parteiwagen spannen zu wollen. Wer dazu nicht taugt, mag seiner Wege gehen. Wer aber durch seine ganze Geistesrichtung, durch Talent und Begabung auf dem politischen Boden geradezu wurzelt, dem halte niemand „prinzipielle" Bedenken unter die Nase, der soll und darf tun, was er nicht lassen kann! — Nicht immer führt der Weg über *sozialpolitische* Probleme. Gerade die Besten werden sich zunächst den Weltanschauungsfragen zuwenden und daraufhin die Tätigkeit der verschiedenen Parteien zu prüfen suchen. Für den Anfang politischer Tätigkeit einen bestimmten Termin, etwa das „wahlmündige" Alter, festsetzen zu wollen, ist natürlich gänzlich verfehlt. Jeder wird wohl selbst am besten bestimmen können, wann er sich „mündig" fühlt.

Und so bleibt bestehen, daß der politischen Arbeit unserer Studenten nichts im Wege steht. Wir im Zentrum können auf die Mitwirkung intelligenter Kräfte nicht verzichten, besonders, da diese dem Gegner in viel ausgiebigerem Maße als uns zur Verfügung stehen. Man sehe sich nur einmal die liberalen Jugendvereine an. Die stecken voller Studenten, und es ist bisher noch keinem Menschen eingefallen, die parteipolitische Arbeit dieser Herren nicht in vollem Umfange anzuerkennen! *Unseren Organisationen fehlt leider die akademische Jugend. Und das kommt daher, daß wir bisher zu bang und zu vorsichtig waren, um sie zu werben.* Möchten wir in dieser Beziehung vom Gegner etwas lernen. Und so treten auch wir, ebenso wie die anderen Parteien, mit dem Recht der guten Sache vor die studierende Jugend, „suchend, wen wir verschlingen können". Wer sich nach seinem Dafürhalten uns geistesverwandt fühlt, der möge sich anschließen und, wenn er dazu gewillt und befähigt ist, mit anfassen. Die Handhabe bietet zweckmäßigerweise der Windthorstbund.

Dem *Herausgeber* ist es ein Bedürfnis, klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen, daß ihm die vorstehenden Gedanken *aus der Seele geschrieben* sind. Er möchte aber auch annehmen, daß die Anschauungen der Herren Aug. Nuß und Alex Koepchen in der *praktischen Konsequenz* keineswegs so weit auseinanderliegen, wie es den Anschein haben könnte. Was Aug. Nuß verlangt, wäre für die Allgemeinheit — Ausnahmen wird auch er an sich schon gelten lassen — zweifellos der Idealzustand, das theoretisch Beste. Aber wir leben nun einmal in einer Welt der rauhen Wirklichkeiten, und namentlich

[1]) Ein rheinischer Freund der „Allgemeinen Rundschau" beanstandet in dem Artikel Koepchens die allzu milde Beurteilung der Konservativen, indem er schreibt: „In kirchenpolitischer Hinsicht haben die Konservativen zur Beendigung des Kulturkampfes mitgewirkt. Aber der *Staat* soll das alleinige Recht besitzen, kraft seiner Souveränität sein Verhältnis zur Kirche zu ordnen. Die Konservativen werden die Staatsgewalt den entgegenstehenden Ansprüchen der katholischen Kirche gegenüber unterstützen. Das Tivoliprogramm (1892) hat gar die Stelle über die Revision der Maigesetze *gestrichen*. 1904 ließen sie erklären, sie seien nie für eine Aufhebung des § 1 des Jesuitengesetzes; sie sind auch gegen den Toleranzantrag. 1906 bei der Beratung des Volksschulgesetzes sind die Konservativen auch erheblich von dem Grundsatze, daß die Schule konfessionell sein soll, abgewichen und haben dadurch der Simultanschule eine breite Türe geöffnet."



wir Katholiken waren vielleicht noch niemals auf allen Linien derart in die Abwehrstellung gedrängt wie gerade jetzt. Nicht überall nimmt der Haß und die Mißachtung gegen uns, die nackte Rechtsbeugung so brutale Formen an wie in Frankreich oder da und dort in Italien oder in sogenannten deutschfreiheitlichen Hochschulkreisen Oesterreichs oder in der unmittelbaren Einflußsphäre des deutschen Evangelischen Bundes. Mit Krallen und mit Sammetpfoten sucht man uns zu Boden zu drücken, an die Wand zu pressen und „auszuschalten". Das sind Ausnahmezustände, die auch Ausnahmemittel zur Abwehr erfordern. Dies wird zur doppelten Notwendigkeit, wenn wir die Schlachtordnung der Gegner überblicken.

Während der Liberalismus mit vollen Backen gegen die — nicht vorhandenen — akademischen Jungzentrumsorganisationen polterte und den katholischen Studentenkorporationen wegen ihrer angeblichen politischen Tendenz geradezu die Existenzberechtigung absprach, hat derselbe Liberalismus mit der ihm eigenen Heuchelei „antiultramontane", politisch liberale Kampfvereinigungen an den Hochschulen ins Leben gerufen, hat derselbe Liberalismus keine politische Wahl vorübergehen lassen, ohne die Studentenschaft zu Wahlschlepperdiensten auf die Schanzen zu rufen.

Und was geschah in der allerjüngsten Zeit? Am Tage des Inkrafttretens des Reichsvereinsgesetzes wurde beispielsweise in München ein flammender Aufruf an die Jugend und an die Frauen gerichtet, der alle, die das 18. Lebensjahr überschritten haben, zum Eintritt in irgend eine politische liberale Vereinigung aneifert. Zahlreiche Studenten haben dieser Aufforderung sofort Folge geleistet. Soll man nun auf überzeugungstreuer katholischer Seite aus theoretisch berechtigten, idealen Erwägungen untätig zuschauen, wie die Reihen der Gegner sich abermals verstärken und verdichten? Sollen wir die Studenten, die durch Tradition und Erziehung zu uns gehören, ohne Versuch einer Gegenwirkung, ihre Neugier und ihren Wissensdrang in Versammlungen und Konventikeln befriedigen lassen, in denen es zum „guten Ton" gehört, die politische und zugleich die religiöse Ueberzeugung ihrer Väter und ihres ganzen bisherigen Milieus mit verleumderischem Schmutz und mit Beschimpfungen zu überhäufen? Eine solche freiwillige Abstinenz wäre politischer Selbstmord.

Es geschieht ohnehin z. B. in München kaum das Dürftigste zur Gegenwehr gegen die am hellen Tage mit rastlosem Eifer betriebene vielgestaltige Minierarbeit. Ein Kandidat der katholischen Theologie, der vor kurzem in einer Studentenversammlung die Konvikte und Seminare gegen Verdächtigungen im Stile des Hintertreppenromans energisch und wirksam in Schutz nahm, ist fast ein weißer Rabe. Man hat jetzt sogar eine eigene studentische Vereinigung zum „Studium" des „Ultramontanismus" gegründet, um den Haß gegen das Zentrum und gegen jede politische Geltendmachung der Katholiken zu verschärfen und zu vertiefen. Kein Liberaler hat auch nur mit einem Flüsterlaut Anstoß daran genommen.

Der Herausgeber glaubt den Verfasser des Artikels in Nr. 20 hinreichend zu kennen, um rebus sic stantibus seiner Zustimmung zu folgender Formulierung gewiß zu sein: Die politische Passivität der katholischen Studenten darf niemals so weit gehen, daß sie Beschimpfungen ihrer politischen Familientradition aus studentischem Munde stumm, und ohne mit der Wimper zu zucken, hinnehmen. Durch das gesetzliche Recht, das schon Achtzehnjährigen den Beitritt zu politischen Vereinigungen gestattet, hat die Altersgrenze der politischen Mündigkeit ohnehin eine gewisse Verschiebung erfahren. Ob man darin einen Gewinn erblickt, ist eine Frage für sich. Aber mit der Tatsache muß realpolitisch gerechnet werden. Der Liberalismus hatte in den Wahlkämpfen diese erweiterte Altersgrenze schon präokkupiert.

In akademisch gebildeten Laienkreisen hatte der Liberalismus von jeher einen weit breiteren Boden als die Zentrumspartei, und ist bestrebt, dieses Uebergewicht nicht nur zu erhalten, sondern mit allen Mitteln zu verstärken. Die urwüchsige Kraft der breiten Volksmassen, auf welche das Zentrum sich in erster Linie stützt, ist wahrlich nicht zu unterschätzen. Aber es würde schließlich doch zu einer Lebensfrage für die Partei werden, wenn sie unter den Gebildeten an Terrain verlöre, statt zu gewinnen. Der durchschlagende Sieg des Zentrums bei den Kölner Gemeindewahlen der jüngsten Tage (das Zentrum hat jetzt im Kölner Rathause 28 Mandate gegenüber 17 Liberalen) wäre undenkbar, wenn in Köln nicht die gebildeten Schichten mit den breiten Volksmassen in geradezu mustergültiger Organisation zusammenhielten und praktische Wahlarbeit verrichteten. Soll aber der gebildete Mann sich aufrichtig für das Zentrum begeistern, so muß er diese Begeisterung gewissermaßen mit der Muttermilch einsaugen, und sie darf auch während der Studentenzeit, wann die Begeisterungsfähigkeit in der höchsten Blüte steht, durch des Zweifels Blässe nicht ernstlich angekränkelt werden.

In einem Punkte kann man Herrn August Nuß gewiß rückhaltlos zustimmen: Zu einer „führenden Rolle" eignet sich der Student selbst dann nicht, wenn besondere Begabung und Beruf ihn zum Politiker vorausbestimmen sollten. Aber wer noch nicht Führer sein kann, darf doch zur Truppe gehören! Wäre es ein Verstoß gegen irgend ein „Prinzip", wenn katholische Studenten, die das Zeug dazu in sich fühlen, an politischen Kämpfen regen Anteil nehmen, so müßte der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sich einer argen Sünde schuldig bekennen, denn er hat Mitte der 70iger Jahre, als die Wogen des Kulturkampfes hoch gingen und die Reihen derer, die mit der Feder für die Rechte der Kirche und die Interessen des katholischen Volkes eintraten, noch dünn gesäet waren, schon als Student in jungen Semestern für rheinische Zeitungen begeisterte Artikel geschrieben, die auch der Sachkunde nicht ganz entbehrten. (Damals fehlte auch auf keinem studentischen Pius-Kommers neben einem Toast auf den Episkopat ein Hoch auf das Zentrum.) Die Zeiten sind andere geworden, und unsere Presse kann einer aktiven politischen Mitarbeit aus studentischen Kreisen gewiß entraten. **Aber eine früh geweckte Begeisterung könnte weder die Presse noch die Partei entbehren, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Auch der akademische Bürger hat den Drang, nach irgend einer Seite politischen Anschluß zu suchen. Und wenn man ihm auf unserer Seite keine Gelegenheit bietet oder gar dringend abrät, so wird er auf die bestrickenden Suggestionen und Einflüsterungen anderer politischer Parteien um so leichter reagieren.**

Herr August Nuß schreibt zu obigen Darlegungen:

Ohne auf alle Einzelheiten der vorstehenden Ausführungen Koepchens und des Herausgebers einzugehen oder zu ihnen Stellung zu nehmen, erkläre ich mein Einverständnis mit der vom Herausgeber im zweitletzten Absatz versuchten Formulierung des streitigen Standpunktes, wenn der Beitritt Achtzehnjähriger zu politischen Vereinigungen als Eintritt in eine politische Schule gedacht ist, die lediglich der politischen Belehrung und Aufklärung, dem passiven politischen Studium, nicht aber der praktischen und aktiven Beteiligung an den politischen Tageskämpfen dient. Ich bin der Ansicht, daß meine Auffassung in ihren praktischen Schlußfolgerungen die Herren Studenten keineswegs zum politischen Selbstmord verurteilt. Wenn ein Student die politischen Vorgänge wirklich studiert, aufmerksam beobachtet und sich darüber belehren läßt, so kann von einer Selbstentmannung keine Rede sein. Nur soll er nicht aktiv und praktisch in die Tagespolitik eingreifen. Sollten andere diesen Fehler, der ja gerade von unserer Seite so oft und scharf gerügt worden ist, begehen, so brauchen wir nicht das gleiche zu tun. Wenn ich im übrigen auf eine ausführliche Polemik verzichte, so geschieht es lediglich im Interesse der gemeinsamen Sache, der wir ja alle nach bestem Wissen und Gewissen dienen wollen. Ich weiß, daß ich durch diesen Verzicht auch einem lebhaften Wunsche des Herausgebers Rechnung trage. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, erkläre ich ausdrücklich, daß ich nach wie vor an meinem in Nr. 20 dieser Zeitschrift dargelegten Standpunkt festhalte. Derselbe läßt sich in seinen praktischen Konsequenzen sehr wohl mit der oben angedeuteten, von mir genauer umgrenzten Formulierung Dr. Kausens vereinen. Ich schließe mit dem Wahlspruch: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!

Aug. Nuß.



Gott schuf das All!

Die Sonne glüht es mit goldenem Strahl,
Der Mond versprüht es mit silbernem Glanz,
Und leuchtend flimmert's der Sterne Kranz:
Gott schuf das All!

Der Donner dröhnt es mit ehernem Schall,
Die Blitze zucken's in greller Glut,
Und tobend heult es des Windes Wut:
Gott schuf das All!

Ins Tal tief tost es des Gießbaches Fall,
Weithin verkünden's die Berge ins Land,
Des Meeres Woge trägt's rauschend zum Strand:
Gott schuf das All!

Laut jubelnd zwitschern's die Vöglein all,
Der Blüten Kelche duften es mild,
Und rein aus Kinderaugen es quillt:
Gott schuf das All!

So zeugt's und kündet's der Erdenball
Und ihn umwölbend das Firmament,
Der Mensch in Ehrfurcht erschauernd bekennt:
Gott schuf das All!

Fritz Decker.

P. Theodosius Florentini

zu dessen 100. Geburtstag (23. Mai).

Von

M. Kully, Olten (Schweiz).

(Schluß.)

Dem nach Vertreibung der Jesuiten in der katholischen Schweiz allgemein empfundenen Bedürfnis nach einer höheren, ausschließlich katholischen Lehranstalt trug er Rechnung durch Gründung des Gymnasiums von Schwyz, mit Real- und sechsklassiger Industrieschule, das heute 35 Professoren mit gegen 600 Schülern zählt.

An all diesen Werken hängt ein gewaltiges Stück Lebenskraft, Geistesarbeit und Menschenliebe — nicht weniger ein ebenso großes Stück finanzieller Operationskunst, ausgeübt durch einen Bettelmönch, der oft mit leeren Taschen das Kühnste unternahm. Drei Quellen standen ihm zur Verfügung — er hat sie ergiebig ausgenützt: Virtuosität im Betteln, unbegrenzte Kredit-Aktienzeichnung; versagten alle drei, so half ihm ein schrankenloses Gottvertrauen. — — —

Mit der gleichen Wärme und Hingabe trat der vielseitige Mönch an die Lösung des sozialen Problems, die Arbeiterfrage, heran. Eine Feuerseele voll Liebe für alle Klassen von Hilfsbedürftigen, wollte er mithelfen, die damals schon in materieller wie geistiger Hinsicht bedrohte Existenz des Arbeiters zu verbessern. Aus Erfahrung — als echter Apostel war er stets auf der Straße — durch seine philantropischen Anstalten kannte er den vierten Stand, die Tragödie des stumpfen, qualvollen Arbeiterdaseins, ohne Aktiven, mit den ethischen Passiven an eigenem Herd, Familientum und geistiger Oede. Ganz besonders erbarmte ihn, den großen Kinderfreund, die schauerlichste Nummer in der Schreckenskammer des Industrialismus, das „arbeitende Kind", die frühreife, unkindliche Jugend. Es gab damals noch kein Schutzalter. Er sah aber auch die Verwüstungen des Unglaubens, der sog. „Aufklärung", die ein gewisser Kapitalismus als vom Pfaffenjoch befreiende Morgengabe der armen Fabrikbevölkerung gebracht. Die Entprofanation des ganzen wirtschaftlichen Lebens, der ungeheuerliche Gedanke, daß ein sittenloses, wirtschaftlich verelendetes Volk heranwachse, trieben ihn auf die Walstatt — er wurde Arbeiterapostel, christlicher Sozialist oder in heutiger Währung „Christlichsozialer" und zugleich Großindustrieller, er, der arme Mönch. Welch scheinbarer Widerspruch? Hier zeigt sich aber auf das eklatanteste wirkliche Genialität, indem ein Bettelmönch es gewagt, sich der neuern Zeitideen auf volkswirtschaftlichem Gebiet zu bemächtigen. Wie der große Mainzer Bischof Frhr. v. Ketteler in Deutschland, so wurde P. Theodosius für die Schweiz Bahnbrecher und kühner Pionier auf diesem Gebiet.

Das soziale Reformprogramm, das er in die Tat umgesetzt, ist ebenso kühn wie originell und tief durchdacht — das Meisterwerk eines christlichen Soziologen —, es enthält nichts von Kathederweisheit noch von extremen Postulaten eines Individualismus oder Sozialismus, nichts von den schwärmerischen Ideen so mancher Volksbeglücker — wenn man etwas modifiziert haben möchte, so wäre es vielleicht die zu große Dosis Optimismus. Er selber hat seine Ideen, Wege, Ziele und Methode in einem naturwüchsigen Referat, gehalten auf der Jahresversammlung des Pius-Vereins in Frankfurt 1863, niedergelegt — ein apostolisches Wort, ein Dokument von historischer Bedeutung, das einen Ehrenplatz in der Geschichte der sozialen Frage verdient — in der Grundrichtung übereinstimmend mit der etwas detaillierteren Programmrede des edlen Emanuel Frhrn. v. Ketteler vom Jahre 1869.

P. Theodosius ist die „Arbeiterfrage" vorwiegend eine religiös-ethische. In der sozialen Therapie vertritt er den goldenen Mittelweg — man kann sagen, den des Solidarismus. — Er plädiert für ein Zusammenfühlen und Zusammenwirken der gesamten Menschheit. Das ergibt sich dem Kapuziner naturgemäß aus dem Begriff der Sozietät, der universellen Menschheitsfamilie, der inneren Gleichberechtigung im Menschentum, nicht weniger aus der allgemeinen Regeneration der Menschheit mittels der Erlösung und der Neugestaltung des Individuums, der Familie und des Staates durch das Christentum. Aeußerst anschaulich illustrierte er in der genannten Rede, wie die katholische Kirche zu allen Zeiten diesem Solidarismus Rechnung getragen. Auf dem sozialen Gebiet muß „das Wesen, das Treibende, das Belebende die christliche Caritas" sein — „wir müssen christliche Gesinnung, christliche Liebe, christliche Arbeitsamkeit in die arbeitende Klasse hineinbringen". „Die Fabriken sind keine Sünde, auch die Maschinen nicht."

„Christianisierung der Fabrik" wird seine Parole: „Sind in früherer Zeit so viele Klöster Fabriken geworden, warum sollten nicht einmal Fabriken Klöster werden." — Nebst den ideellen Mitteln zur Hebung des Arbeiterstandes empfiehlt er als absolut notwendige die materiellen Korrelate, und zwar „die Arbeiter müssen arbeiten", es muß für Arbeit gesorgt werden. Dazu muß noch kommen die Selbsthilfe durch Assoziation — „Assoziation und Arbeit auf christlichem Boden, durchdrungen von christlicher Liebe". P. Theodosius verlangte Berufsverbände: Arbeiter-, Gesellen- und Meistervereine. Jede Einseitigkeit lag ihm fern. Die Bedürfnisse des Mittelstandes und der Gewerbetreibenden sollten ebenso berücksichtigt werden wie die der Arbeiter. Er war für Gründung von Sparkassen, Vorschußkassen, die Idee des Raiffeisensystems schwebte ihm damals, in den 50er Jahren, schon vor. Er empfahl „zur wohlfeileren Anschaffung der Lebensmittel" die Konsumvereine. Besonders lag ihm die Gründung einer katholischen Kreditbank sehr am Herzen. — Für die Reichen postulierte er vermehrtes Verständnis und Rücksichtnahme gegenüber den kleinen Leuten. Ziel und Frucht katholischer sozialpolitischer Wirksamkeit erblickte er in der Versöhnung durch Gerechtigkeit und Liebe. „Nicht der Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, sondern ein rechtmäßiger Friede zwischen beiden" — ein echt Kettelerscher Gedanke.

Um die Fabrikjugend vor sittlicher Verderbnis zu bewahren, gründete er an Fabrikorten sogenannte Kinderasyle, die unter Leitung seiner Schwestern standen. Er ist auch Schöpfer der Arbeiterinnenheime, deren es heute in der Schweiz über 50 gibt unter Aufsicht Ingenbohler- und Menzingerschwestern. Durch dieselben kommt wieder religiöses Leben in weite Kreise des Industrialismus.

Schon Ende der 40er Jahre führte der Bettelmönch in den bündnerischen Talschaften die Hausindustrie, Weißstickerei und Strohflechterei ein, beschäftigte Knaben für eine Zündholzfabrik, betrieb mit seinen Schwestern als Werkführerinnen die Seiden- und Wollweberei, verband das Waisenhaus in Ingenbohl mit einer Druckerei und Buchbinderei. Zeugnis für den elastischen, fast amerikanischen Unternehmungsgeist legen ab seine zwei großen Fabriken: die Tuchfabrik in Böhmen und die Papierfabrik im Rheintal. Dieselben gewährten neben Arbeitern auch Waisenkindern Arbeit, Unterricht und Nahrung. Der durch die Fabrikarbeit erzielte Gewinn sollte nicht nur dem Besitzer, sondern auch den Arbeitern zugute kommen: Industrie ein Mittel zur Wohltätigkeit, eines seiner wirtschaftlichen Ideale. Leider blieb die Rentabilität aus. Theodosius mußte die bittere Erfahrung machen, daß in der Industrie das Interesse ein wichtigerer Faktor ist als die Philantropie. Seine Fabriken — sie bilden die Tragik im Leben des Kapuziners — bleiben aber Denkmale einer großen sozialen Idee und einer christlich sozialen Tat; die Wohlfahrt von Besitzer und Arbeiter war ihr Ziel, solidarisches Gemeingefühl in christlicher Liebe der Weg: in magnis voluisse sat est gilt von ihnen. Eines haben sie an bleibendem Wert geschaffen, daß man katholischerseits sich mehr auf industrielle Unternehmungen warf und daß mancher hochherzige Fabrikant, das Beispiel des Paters nachahmend, den berechtigten Wünschen seiner Arbeiter mehr Aufmerksamkeit widmete — wir erinnern nur an den Fabrikbesitzer Franz Brandt in M.-Gladbach. So erwies sich der Kapuziner auch auf wirtschaftlichem Boden als ein Lichtverbreiter zu einem besseren Ziel und Streben.



Die katholische Schweiz verehrt in P. Theodosius den größten Förderer ihres Vereinswesens — er gab die mächtigsten Impulse zur Gründung des Pius-Vereins, der heute als kathol. Volksverein in 500 Sektionen nahezu 60,000 Mitglieder zählt. Ihm hinterließ er sein soziales Erbe.

Er ist auch der Ahnherr der Inländischen Mission (analog dem Bonifatius-Verein), die alljährlich mehr als 160,000 Franken zur Hilfeleistung unserer Glaubensbrüder in der Diaspora aufbringt. Als Generalvikar des Bistums Chur gründete und förderte P. Theodosius die zur großen Entwicklung gelangten Diasporapfarreien Winterthur, St. Moritz und Zürich. — Theodosius bürgerte nach Verbannung der Jesuiten das Exerzitienwesen in seinem Orden ein und verschaffte den Volksmissionen die Popularität beim Volke. Unermüdlich war er für Volksaufklärung in Wort und Schrift tätig, förderte die Presse. Geschätzt und gefeiert war er als origineller und hinreißender Kanzelredner wie als machtvoller öffentlicher Redner, der es wie selten einer verstand, mit Gewandtheit, Ruhe und Würde und auch mit Humor Andersgläubigen über Katholisches Rede und Antwort zu stehen. Von engherzigen Protestanten war er verschrieen als ein Hannibal ante portas — das hinderte ihn nicht, auf freundschaftlichem Fuße mit ihnen zu stehen. Was er in der letzten Abendstunde seines Lebens einem protestantischen Geschäftsmann ins Stammbuch geschrieben: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas — war der getreue Ausdruck seines Verhaltens gegen Protestanten. Dementsprechend war auch das Vertrauen, das er bei ihnen genoß.

Bei der so vielseitigen Beschäftigung fand der Kapuziner noch Lust und Liebe zu schriftstellerischer Arbeit. Bleibende Verdienste erwarb er sich durch die gänzliche Umarbeitung des „Goffine" — er ist dessen 2. Schöpfer und erwarb dem massenhaft verbreiteten Unterrichtsbuch die Berühmtheit und Popularität des „Canisi" (heute die 65. Auflage). Ein wahrer Hausschatz ist sein „Leben der Heiligen Gottes", zum größten Teil entstand das Manuskript im Eisenbahncoupé und Postwagen.

Seine Landsleute, die Bewohner von Münster, verpflichtete er sich zu großer Dankbarkeit durch die Verbauung der Wildbäche, ein Werk, das er als Unternehmer und Bauherr durch das System der Talsperre ausführte — der Kapuziner ward zum Ingenieur.

Welche Vielseitigkeit und Kraftentfaltung — dem Volke ein lucerna lucens et ardens — transit benefaciendo.

Wir stehen vor einer Kulturarbeit, die uns Bewunderung und Staunen abringt. Das anerkennen Freund und Feind. Man muß schon zu den großen Philantropen des Mittelalters zurückgreifen, um Aehnlichem zu begegnen, oder in der Neuzeit auch zu einem Vinzenz von Paul, Ozanam, Don Bosco und Kolping. Wir haben eine Hünengestalt vor uns, eine Lichtgestalt seiner Zeit, von der das große Shakespeare-Wort volle Geltung hat: He was a man, take him for all in all — ein großes Leben, segensreich in seinen Fernwirkungen, Orientierung und Ansporn den späteren Generationen. Es ist nicht übertrieben, was ein liberales Blatt über diesen Mann sagt: „Theodosius war eine so machtvolle, auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, daß er als Papst oder Kaiser ein gutes Stück Geschichte gemacht haben würde."

P. Theodosius' Leben und Werke sind ein glänzender Beweis für die Opferfähigkeit des katholischen Priestertums und die Heilskraft des Christentums. Sie bilden aber auch ein schlagendes Dementi gegen die behauptete sozial-ökonomische Impotenz der Kirche und ihrer Vertreter, zugleich ein feierliches Dokument für die konkurrenzlose Kraft des unverfälschten Christusglaubens, wie ihn unsere Kirche noch heute festhält.

Noch eins. Ungefähr zur nämlichen Zeit, als der Kapuziner an die Verwirklichung seiner Pläne herantrat, fiel in einem unserer Kleinparlamente von seiten des Klosterstürmers und späteren Kulturkämpfers Augustin Keller das freventliche Wort: „Wo der Schatten eines Mönches hinfällt, da wächst kein Gras mehr." Ein Sohn des hl. Franziskus, ein Bettelmönch, hat diese aller Geschichte hohnsprechende Behauptung Lügen gestraft. Wo der arme Ordensmann hinkam, da keimte und sproßte sogar aus Ruinen neues Leben. Damit hat er auch den Beweis erbracht für die kulturelle Befähigung kath. Orden oder Kongregationen in unserer noch so fortgeschrittenen Gegenwart. Sie bewähren sich als Sauerteig, die unsere wirtschaftlichen Gegensätze zu überbrücken vermögen — ihre tätige Nächstenliebe ist heilsamer Balsam auf die klaffende Wunde des Klassenhasses.

Schließlich erblicken wir in des Mönches Wirksamkeit ein Menetekel für Gegenwart und Zukunft, fortzuarbeiten an der Ausbildung der sozialen Therapie — an der sozialen Versöhnung durch die einzig dauernd erfolgreichen Mittel: lebendiger Christusglaube und allseitige, tatkräftige Christusliebe. Sie allein — beides auch die Leuchttürme im Leben unseres edlen Priestermönches, kühnen Soziologen, gewaltigen Organisators und siegreichen Feldherrn in Schule und Armenhaus — vermögen den sozialen Frühling, den Millionen von Menschen ersehnen, herbeizuführen.

Im Mai.

Im Garten stehen die Märchen all
Im Blütengewand und Rosen im Haar.
Die langen Beete gaukelt entlang
Von Dolde zu Dolde ein Falterpaar.

Die Tulpen glüh'n; Resedenduft
Ein zarter Windhauch trägt vorbei.
Die Drossel sitzt im Laubgewind,
Singt wonnetrunken hinein in den Mai.

Der Efeu grünt. Ein Sonnenstrahl
Spielt um die Nische; daraus so mild
Von tausend Sternen übersät
Schaut gütig ein Madonnenbild . . .

Es flammt mein Jugendtraum am Weg,
Ich darf ihn wieder wandeln seh'n . . .
Ganze ferne von staubiger Straße her
Hör' ich des Lebens Wasser geh'n . . .

Hans Besold.

Zur Weiterbildung der Religion.

Von

Dr. A. Strehler, Zehlendorf.

Das Wort, das Kaiser Wilhelm am 15. Februar 1903 im Anschluß an die Bibel- und Babelvorträge an den Vorsitzenden der Orientgesellschaft geschrieben, läßt die Geister nicht zur Ruhe kommen. Ueberall sieht man emsige Arbeit, die christliche Religion weiter und „höher" zu bilden, einen neuen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus Christentum und moderne Weltanschauung zu einer Einheit verschmolzen werden könnten.

Den neuesten und wohl schärfsten Vorstoß nach dieser Richtung hat Professor Delitzsch gemacht durch zwei in der Lessinggesellschaft zu Berlin gehaltene Vorträge, welche jetzt unter obigem Titel im Druck erschienen sind. (Stuttgart, Deutsche Verl.-Anstalt, 1908.)

Er beteuert in der Einleitung, nicht als Philosoph oder Naturforscher sprechen zu wollen, sondern nur als schlichter Forscher auf dem Gebiete der Geschichte, der Sprachen und Religionen des Morgenlandes. Sein Ziel sei die Weiter- und Höherbildung, vielleicht Rückbildung, nicht Umsturz des Christentums, der Weg dazu die voraussetzungslose theologische Wissenschaft.

Es lohnt sich der Mühe, kurz seinem Gedankengange zu folgen, um zu erkennen, ob er dieses Ziel erreicht hat, ob er diesen Weg gegangen ist.

Die Religion ist ewig, aber ihre Ausgestaltungen sind zeitlich und eben deshalb dem Wandel unterworfen. Diesen Satz hält er für so sicher und ausgemacht, daß er sich nicht einmal die Mühe gibt, seine Richtigkeit zu beweisen. Dieser Wandel, so fährt er fort, ist nun, wie allüberall in der Welt, eine Entwickelung vom Niederen zum Höheren, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Aeußeren zum Inneren. Das Judentum, als der älteste Zweig der drei monotheistischen Religionen, zeige diese aufsteigende Entwickelung besonders in seinem Opferwesen. Im Anfange gleich den Heiden dem äußeren Opferdienst hingegeben, zeige es im Laufe der Jahrhunderte eine Tendenz der Verinnerlichung, das Betonen der Herzensfrömmigkeit, ja einen scharfen Gegensatz gegen alle äußeren Gesetzeswerke. Die Führer dieser Richtung nach innen sind die Propheten, während ein eigens geweihter Priesterstand den tieferen Stand der äußeren Opfer festzuhalten suchte.

In vollkommenster Uebereinstimmung mit den Propheten und deshalb im Gegensatz zu den Priestern fuhr Jesus von Nazareth fort, die Religion „Israels im Sinne ihrer Verinnerlichung weiterzubilden". Die Bedeutung Jesu liege also nicht darin, daß er neue, übernatürliche Lehren verkündet, sondern in der Art und Weise, wie er die alten Lehren der Propheten der Welt zum Bewußtsein gebracht hat. Denn „so wirksam, so die ganze Welt ergreifend und jeden einzelnen noch heute persönlich packend" habe noch niemand vor ihm gepredigt.

Die wichtigste Stelle für das Verständnis Jesu und seiner Lehre sei Mark. 12, 28—34, wo er den Glauben an den einen Gott und das Gebot der Nächstenliebe nicht nur über die Opfer stellt, sondern sie für die Hauptpfeiler des Gottesreiches erklärt. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Jesus als Galiläer nicht rein jüdisches Blut in seinen Adern trug und in seinen Vorstellungskreis fremdländische Ideen aufgenommen hatte.

Und noch eine zweite Weiterbildung der jüdischen Religion vollzog Jesus von Nazareth. Er erhob die National- zur Weltreligion, den Nationalgott zum Herrn aller Völker. reilich in diesem Punkte rang er anfänglich noch mit sich selbst (Joh. 4, 22 u. Matth. 15, 26), aber schließlich trug doch auch in ihm das Höhere den Sieg davon. Diesen Höhepunkt bezeichnet Joh. 4, 21. Damit wäre allerdings der Beweis geliefert, daß die Propheten des A. B. sich über die Natur des Messiasreiches geirrt hatten, aber das sei später den Evangelisten in bezug auf die Person Christi ebenso ergangen. Das Hauptübel sei damals wie jetzt die Unkenntnis der hebräischen Sprache und der ganzen orientalischen Anschauungsweise. Dieser Unkenntnis verdanken die hauptsächlichsten kirchlichen Dogmen ihre Entstehung. So erstens die Trinität. Im Gegensatz zum hl. Paulus personifizierte man die unpersönliche Gotteskraft und setzte sie als dritte Gottheit neben Vater und Sohn. Zweitens: die Lehre von der Gottheit Jesu. Er selbst kennt sich nur als den Menschensohn, und wenn er sich Gottessohn nennt, so tut er es im Sinne eines Adoptivsohnes nach Ps. 2. Drittens: die jungfräuliche Geburt aus Maria. Die Berufung auf Js. 7, 14 sei eine Verirrung. Der Stammbaum bei Matthäus und Markus gefälscht. Eine 1892 auf dem Sinai entdeckte, 200 Jahre ältere Handschrift sage ganz klar: Joseph zeugte Jesum. Viertens: die Schöpfungsgeschichte. Sie sei nichts weiter als eine Ueberarbeitung babylonischer Volkssagen. Fünftens: Gottes Sprechen mit den Menschen und seine Wundertätigkeit. Sie verdanken beide ihr Dasein der Nichtkenntnis orientalischer Ausdrucksweise und Phantasiearbeit.

Dasselbe sei schließlich zu sagen von der Auferstehung Jesu und der Erklärung des Abendmahles.

Also die „Umkehr vom trinitarischen zum unitarischen Christentum, vom dogmatischen zum historischen Christus erscheint als die Grundvoraussetzung einer heilsamen Weiterbildung der christlichen Religion". Was bleibt denn da noch übrig vom spezifisch Christlichen? Die Betätigung der Nächstenliebe! Besser wäre es, wenn die Kirchen, anstatt Stätten der Predigt zu sein, Zentralpunkte würden der organisierten Nächstenliebe an Armen, Kranken, Notleidenden, Obdachlosen. Das sei wahrer Gottesdienst, das höchste Christentum! So weit der Festredner. —

Uns will scheinen, daß in Prof. Delitzsch zwei Seelen wohnen. Die eine offenbart sich in seinen wissenschaftlichen Vorlesungen über sein Fachstudium, die andere in seinen Volksreden. Ist er in ersteren nur der schlichte exakte Forscher, der ohne Voreingenommenheit wissenschaftlich Erkanntes vorträgt, so tritt er in letzteren als der Religionsphilosoph auf, der sich sein System zusammenkonstruiert, mag es sicheren Resultaten einer anderen Wissenschaft widersprechen oder nicht.

So lernten wir ihn in seinen früheren Vorträgen kennen, so tritt er uns in seinem letzten Debut entgegen. Er scheint wohl selbst gefühlt zu haben, daß es hier um seine theologische Voraussetzungslosigkeit schlecht bestellt war, da er sich mehrfach veranlaßt sah, uns derselben zu versichern.

Sein ganzes System der Weiterbildung der christlichen Religion ist nichts anderes als die Uebertragung des Darwinschen Entwicklungsgedankens auf das religiöse Gebiet! Ist das nicht reine Willkür und Voraussetzung? Gerade die Weltgeschichte, die er wiederholt als die Weltrichterin anruft, lehrt, daß mit dem Eintritt Christi in die Welt ein ganz neues, übernatürliches Element in die Religion gekommen, etwas, was nie und nimmer als eine kontinuierliche Entwicklung des Judentums angesehen werden kann. War diese Tatsache Prof. Delitzsch wirklich unbekannt? Und wie willkürlich springt er mit den Texten um! Wie greift er einseitig diejenigen heraus, die für seine Ansicht sprechen, während er andere, die das Gegenteil beweisen, unberührt stehen läßt! Hierher gehört auch das Hineinkorrigieren seiner Ansichten in bestimmte Stellen, die ihm widersprechen. Daß er mit einer einzigen genialen Handbewegung, dem Hinweis auf die Phantasiearbeit der Orientalen, nicht die Wunder aus der hl. Schrift herausbringt, wird er wohl selbst nicht im Ernst glauben. Sehr zu verwundern ist es endlich, daß er in bezug auf die Schöpfungsgeschichte noch immer auf seinem alten Standpunkt steht. Hat er denn nie etwas gehört von einem Nikel, König, Jeremias und Keil, die alle entgegengesetzter Meinung sind?

In Summa: Keine wissenschaftliche Arbeit, sondern rhetorische Komposition! Darum mußte er auch zu einem Resultate gelangen, dem wir völlig verständnislos gegenüberstehen. Die wahre, logische Weiterentwicklung der christlichen Dogmen gelangt doch zu einem ganz anderen Resultat. Möchten unsere katholisch-theologischen Fachgelehrten diesem Umsturz überall den wahren Fortschritt entgegenstellen! Der Besitz der Wahrheit soll weniger eifrig machen als das Ringen nach ihr. Fachleute können mit einem einzigen Vortrag mehr erreichen als Dilettanten mit zehn. Die religiöse Not ist groß: Res venit ad Triarios!

Schlafende Lieder.

Tönten einst so saitenfein,
Wehe, weh' —, sie schliefen ein,
Schlummern in der Seele tief,
O, daß einer wach sie rief',
Die verwunschnen Kinder.

Nur in wacher Sommernacht
Rührt es sich und flüstert sacht,
Ach, sie reden irr im Traum
Von dem Glück am Himmelssaum,
Und dann lausch' ich lange.

Erst der ew'ge Maientag
Sie vom Banne lösen mag.
Wenn die Sphärenharmonien
Durch die müde Seele zieh'n,
Werden wach die Lieder.

E. Wöhrmüller.

Münchener Kunst.

Professor Hierl-Deronco hat soeben eine Reihe von acht Bildnissen Sr. Heiligkeit des Papstes Pius X. vollendet. Die Bilder kamen für wenige Tage im Kunstverein an die Oeffentlichkeit, um dann in Rom zur Ausstellung gebracht zu werden. Der Künstler ist darauf ausgegangen, die Eigenart und die Tiefe dieses hohen und merkwürdigen Charakters in möglichster Schärfe und Vielseitigkeit wiederzugeben. So schildert er die Persönlichkeit Sr. Heiligkeit im täglichen Leben, beim Spaziergange und bei den verschiedenen Amtshandlungen bis zur Erscheinung der größten Repräsentation. Ueberall die Darstellung höchster Würde, verbunden mit Lebendigkeit; bewundernswert ist die geistige Analyse, vor allem die Wiedergabe des weltabgewandten Blickes. Dabei kommt die hinreißende Liebenswürdigkeit, der von der ganzen Persönlichkeit ausgehende Zauber überzeugend zur Geltung. Es ist äußerst interessant und größter Anerkennung würdig, wie der Künstler der aus einer Menge von Gründen sehr schwierigen Aufgabe Herr geworden ist. War doch schon die Zeit der Sitzungen außerordentlich eingeschränkt — nicht mehr als vier Stunden sind im ganzen dafür zu erlangen gewesen. Für die Nachwelt werden diese Papstporträts höchst interessante Urkunden sein. In moderner Zeit ist keiner der Päpste in solcher Weise künstlerisch studiert worden. Koloristisch sind die Bilder von außerordentlichem Reiz. Einem mit blauem Hintergrunde möchte ich den Vorzug vor den übrigen geben, bei denen die warmen und starken Töne überwiegen. Namentlich beherrscht das Rot bei verschiedenen dieser Gemälde die Stimmung. Zu voller Wirkung werden die Bilder erst gelangen, wenn sie aus ihrer Zusammenhäufung im engen Raume heraustreten werden, um jene Prachträume zu schmücken, für die sie berechnet sind.

* * *

In Dachau ist die seit einiger Zeit betriebene Einrichtung einer modernen Gemäldegalerie, die den Entwicklungsgang der Dachauer Kunst darzustellen bestimmt ist, in erfreulichem Fortschritte begriffen. Zumal ist es der Energie der Vorstandsmitglieder des Museumsvereins, der Maler Stockmann, v. Hayek und Pfaltz, zu danken, daß schon jetzt eine große Zahl von Werken bedeutender Künstler zur Verfügung gestellt worden ist, die ihre Entwicklung und ihren Ruhm ihren Beziehungen zu Dachau verdanken. Wir finden dabei außer einigen Namen der älteren Zeit (u. a. Chr. Morgenstern) viele der größten Modernen. So Hölzel, Dill, Keller-Reutlingen, Thomann-Zürich, Geffken, Müller-Dachau, Vetter, Zügel, Schramm-Zittau, Bürgers, auch die drei obengenannten; außerdem noch eine Menge von anderen. Die Galerie wird Ende August eröffnet werden. Dr. O. Doering (Dachau).



Wolken im Hochgebirge.

Von

Dr. Joseph Herbeck.

Die Wolken waren nahe meiner Hütte. Manchmal stieg ich empor, sie zu finden, manchmal kamen sie herunter, mich zu besuchen. An heiteren Tagen waren es leichte Wölkchen, welche die Dämmerstunden liebten. Morgens bei der ersten Helle schwebten sie über den feuchten Wiesen und schienen zu überlegen, wo sie das Himmelsblau verschleiern sollten; aber mit dem Wachsen des Tages flatterten sie nur um einige Felsklippen, die Sonne speiste sie auf, wie die Führer sagten. Des Abends, aus irgend einem Schlund kommend, gondelten sie um die Spitzen, ließen sich von der Sonne matt vergolden oder rosafarben malen und dann waren sie wieder dem Blick entschwunden. Uebrigens möchte ich schwören, daß die wahren Wolken jede Verwandtschaft mit solchen ableugnen oder höchstens von diesen wie von verirrten Schäfchen reden. Die wahren Wolken: sie sind der Ozean, der in der Luft hängt und auf den Wind wartet, um als Regen herabzurauschen.

Mir ist es noch nicht ausgemacht, ob Berge und Wolken einander freundlich oder feindlich gesinnt sind. Das eine Mal herzen die Wolken das Gebirge mit mütterlicher Zärtlichkeit, sie blicken auf dasselbe mit dem feuchtglänzenden Blick der Liebe, sie krönen die Gipfel mit Heiligenkränzen; das ander Mal rücken sie wie Krieger vor, stürmen gegen die Zinnen, schleudern Blitze oder überziehen alles mit Frost und Eis.

Ich weiß nicht: sind sie schöner liebend oder im Zorn? Von den Wolken kann ich reden; denn ich bin lange bei ihnen gewesen. Die einzeln schwebende Wolke ist meist ungemein dicht. Es soll nur ein Windstoß kommen; in wie viele Bänder und Ränder zerreißt er sie dann, die wehenden Fetzen finden und suchen sich, Rauchfäden, Spinnengewebe, Libellenflügel flattern davon. Manchmal rauchte eine Wolke matt aufwärts wie von einem ersterbenden Feuer ausgehend, sie hatte keine Kraft und verlor ihre Eigenfarbe. Dann kamen wieder schnelle Segler in beträchtlicher Höhe, die gegen die höchsten Gipfel wie ein Widder stießen. Ja, mit der Sonne nehmen sie den Streit auf. Kurz vor einem Gewitter habe ich sie batterienweise aufmarschieren sehen.

Einst sah ich zwei Heere sich sammeln, die Schlachtordnung treffen, vorrücken und sich zurückziehen. Um was sie streiten? Wohl um den Streifen lichten Himmels, der über dem blanken Spiegel des Tegernsees sich bog und der sie trennte. Der Streit konnte ein verzweifelter werden, die Ungewißheit dauerte einen ganzen Tag. Die Ketten der Kampfslustigen verdichteten sich. Von der einen und der anderen Seite wurden Kundschafter ausgeschickt. Die Leute drunten im Tal warteten sehnsüchtig, ermattet von Hitze, auf glücklichen Ausgang des drohenden Kampfes, auf Erfrischung ihrer Kräfte, auf triefenden Segen für ihre Fluren. Die Glocken auf den Kirchtürmen läuten ein paarmal wie beschwörend, die Wälder knirschten unter dem Druck des über sie hinfegenden Windes; die Schwalben erniedrigten ihren Flug.

Bei den Wolken aber war es ein Kommen und Gehen, die Hoffnung der Menschlein wurde enttäuscht. Anderntags waren die Heere entschwunden, der Himmel war heiter und Glut herabsendend wie gestern.

Indes sind so plötzliche Friedensschlüsse rar und von kurzer Dauer. Meistens kommt es in später Nachmittagsstunde zur Schlacht. So näherten sich eines Tages gen vier Uhr abends die Wolken der Erde, ich stand über ihnen, beobachtete von meinem sicheren Observatorium als richtiger Kampfrichter. Ich sah zu meinen Füßen ein graues Meer, in das die Sonne ihre Strahlen ohne Reflexe versenkte. Die unermeßliche rauchige Fläche wogte wie eine zitternde Lagune. Manchmal durchirrten sie bleich kolorierte, zuckende Streifen, die Wirkung eines Blitzes in der Tiefe. Ab und zu tauchten rötliche Schlangen auf; dumpf donnerte es durch die dichte, neblige Masse, fast in einem fort; dann und wann stärkere Schläge; dabei ein Geruch nach Schwefel und wie von aufgerüttelter Erde. Ein paarmal öffnete die große, graue Fläche furchtbare Abgründe, in welche Sonnenstrahlen wie Speere hineinfielen, und wiederum schlossen sich plötzlich die ungeheuren Tiefen. Durch diese Risse hindurch hatte ich die bange Erde gesehen, Hügel und Wälder und weiße Bauernhöfe, von Regenschleiern umwallt, und den schwer atmenden See.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der „Deutschen Vereinigung" ins Stammbuch.

Ihr hasset das Zentrum und wollt es vernichten!
Gebt's zu und erzählt keine Klatschgeschichten!
Viel richtiger und viel wahrer,
Viel ehrlicher und viel klarer
Heißt es im stillen bei euch doch zweifellos:
„So etwas sagt man nicht, man tut es bloß."
Ihr suchet dem Zentrum beim Wahlkampf in Preußen
Das ein' oder andre Mandat zu entreißen!
Ob's euch gelingt? Wir haben doch Zweifel!
Die Wähler, scheint's, jagen euch alle zum Teufel.
Man glaubt euch ja doch nicht die schöne Parole:
„Wir dienen ganz selbstlos dem deutschen Wohle!"
Die Phrase vom „blinden Herdentrieb"
Vor euch schon mancher Prahlhans schrieb.
„Die breite, die urteilslose Masse",
Sie spottet der eitel geblähten Grimasse.
Die „Deutsche Vereinigung" merk' sich den Spruch,
Der gibt ihr vielleicht doch zu denken genug:
Deutsch ist offen und ehrlich und grad,
Deutsch ist kluger, besonnener Rat,
Der „Deutsche Michel" ist abgetan
Von jedem vernünftigen deutschen Mann.
Undeutsch ist Falschheit und Hinterlist,
Undeutsch ist alles, was unehrlich ist! —
Hieraus mögt ihr das Recht erkennen,
Euch „Deutsche Vereinigung" stolz zu nennen.
Das Aushängeschild „Die deutsche Wacht",
Gehört zu den Dingen, worüber man lacht.

Faust.

Bühnen- und Musikrundschau.

Künstlertheater. Goethes „Faust" in der neuartigen Inszenierung hatte einen guten Erfolg zu verzeichnen. Ob dieser bei einem größeren Publikum nachhalten wird, wenn die eifrigen Reden der Reformer und ihrer Propheten verhallt sind, das bleibt abzuwarten. Ich gewann von der Erlerschen Inszenierung einige starke Eindrücke. Gar manches indessen ist mir auf altgewohnter Bühne schon eindringlicher vor die Augen geführt worden; einiges, das mir malerisch nicht mißfällt, erscheint mir dennoch für die Versinnlichungen der Goetheschen Szenen verfehlt. Mit wenig Mitteln hat Fritz Erler für den „Prolog im Himmel" den Schauplatz geschaffen. Vom lichten Himmelsgrunde heben sich die gigantischen Gestalten der Erzengel ab. Hier ist alles bedeutend, unbegrenzt, majestätisch. Dann die Szene im Dom. Ein machtvoller Pfeiler, Kerzen, ein Stück Bogen, alles andere verschwimmt in einem mystischen Dunkel, aus dem im matten Glanze ein paar Lichter aufleuchten. Man fühlt, daß dort hinten sich ein weites Kirchenschiff dehnt, und mit wenigen Menschen ist die Illusion einer Menge gegeben. Endlich die Walpurgisnacht: alles ist nur schattenhaft andeutend, wieder ist der Schein des sich weitdehnenden Raumes gewahrt. Letzteres ist auch im Osterspaziergange der Fall, und doch halte ich diese Dekoration zwar für geistreich ersonnen, aber für verfehlt. So sieht nicht die frühlingsahnende Natur aus, die die Bürger aus den Toren ihrer Stadt lockt. Das ist eine Matte im Hochgebirge, wie Segantini sie so gerne malte. Auf ihr ziehen die verschiedenen Gruppen reliefartig vorbei; man denkt an den Fries einer antiken Vase. Als lebendes Bild betrachtet zwar reizvoll, in der Bewegung aber sehr gezwungen und unnatürlich. Von den intimen Szenerien ist Auerbachs Keller zu loben. Wenig gefällt mir die Studierstube in ihrer nüchternen Leere, die Faust doch „vollgepfropft" nennt. Auch Gretchens Zimmer ist viel zu kahl. In Frau Marthens Garten anderseits will Erlers Dekorationskunst zu üppige Blüten treiben; dieser Laubgang führt zu einem Schlosse. Der Garten der armen Witwe war wohl anders. Erlers Entwürfe erstrecken sich auch auf die Kostüme. Er hat im ganzen etwas frei geschaltet. Gretchen sah aus wie eine Malerin von München-Schwabing. Es störte mich nicht, weil Frl. Lossen ergreifend spielte; aber einen Grund für diese Kostümreform weiß ich nicht zu sagen. Auch bei den anderen war zumeist mit der traditionellen Kleiderordnung gebrochen worden. Man braucht keinen großen Wert darauf zu legen. Bei größerer Personenzahl auf der Bühne erscheint mir die geringe Tiefe nachteilig. Die Beleuchtung der Gesichter war oft zu schwach, um die Mimik zu erkennen. Kein Zweifel ist, daß die neue Bühne durch ihre stärkere Konzentrierung des Gesichtsfeldes an die Darsteller schwierigere Aufgaben stellt als die altgewohnte Szene. Sie wurden indessen durchwegs gut gelöst. Heines genialer Mephisto ist noch einfacher geworden, und Lützenkirchens Faust eine sehr erfreuliche Leistung. Die Regie lag in Heines bewährten Händen. Gg. Fuchs' Bearbeitung macht oft Striche, über deren Berechtigung sich streiten ließe. In der Bühnenmusik, die Max Schillings geschrieben hat, erwies dieser sich als

echter Künstler, der nie die Rechte des Dichters mißachtet. Er unterstützt lediglich den letzteren mit vornehmen und diskreten Mitteln. So ist denn der erste Versuch des Künstlertheaters nicht ohne reiche Anregungen geblieben. Man darf gespannt sein, wie sich anderen Aufgaben gegenüber die neuen „andeutenden" Dekorationsprinzipien bewähren. Es fehlt nicht an Phantasten, die schon heute allen alten Dekorationskram ins Feuer werfen wollen. Nun, dies werden besonnene Bühnenleiter sich noch sehr zu überlegen haben.

Kgl. Residenztheater. Der Spielplan des Hofschauspieles wird durch das Künstlertheater auf der Ausstellung stark beeinflußt. Es wird für den Sommer eine Anzahl kleinerer Stücke in Aussicht genommen, welche wenig Darsteller erfordern. Als die Generalintendanz mit dem Verein Künstlertheater einen Vertrag abschloß, wonach letzterem die Mitglieder der Hofbühne zur Verfügung gestellt wurden, habe ich diesen Modus als einen Ausweg begrüßt, denn der erste Plan des Vereines, ein besonderes Ensemble zusammenzustellen, schien mir finanziell beunruhigend und auch künstlerisch nicht gefahrlos. Mißlich bleibt es freilich, wenn die Kgl. Bühne in ihren eigenen Aufgaben durch das Künstlertheater behindert wird. Der erste Premierenabend dieser Art hinterließ keinerlei tiefe Eindrücke. Als Regisseur zeichnete Dr. Kilian, unser neuer Dramaturg. Daß er die dramatischen Kleinigkeiten flott und sauber herausbrachte, durfte man von vornherein für selbstverständlich halten. „Ein Sonnenstrahl" von Robert Wach ist eine wenig interessante Episode aus einem Forsthause mit grell theatralischem Schluß; „Die Frage an das Schicksal" eine Plauderei aus dem Schnitzlerschen Anatolzyklus. Das Schauspielhaus hat uns vor Jahren mit den wirkungsvollsten dramatischen Feuilletons aus der Jugend dieses Wiener Lebemannes bekannt gemacht. Sie gehören auch besser dorthin. Fuldas Schauspiel: „Die Zeche" ist mit scharfem Blick für das Bühnensichere gemacht. Herr Höfer spielte die Hauptrolle, einen Roué, vortrefflich, so daß man fast für den verliederten Alten Teilnahme empfinden konnte, wenn auch der Dichter in Fulda wenig zu Worte kommt.

Aus den Konzertsälen. Anläßlich der Eröffnung der Ausstellung fand eine Festaufführung von Beethovens Neunter Symphonie statt, welche, von einem festlich gestimmten Publikum besucht, unter Mottls genialer Leitung in höchstem Maße eindrucksvoll verlief. Unser Hoforchester spielte mit hinreißender Wirkung und die Chöre wurden durch den Lehrergesangverein und den Lehrerinnensingchor in großzügiger Weise zum Vortrag gebracht. Hervorragendes boten auch die Solisten Lud. Heß, F. v. Krauß, sowie die Damen Kraus-Osborne und Stronck-Kappel. Das Konzert fand im Odeonsaale statt und nicht in der Ausstellung. Man durfte sich hierüber wundern. Hatte man doch früher so oft gelesen, daß auch zur Abhaltung ernster Konzerte daselbst mit Räumen bestens vorgesorgt werde.

Unter dem Namen „Konzertverein München" hat sich nun ein Verein gebildet, der sich die Erhaltung, Fortführung und künstlerische Ausgestaltung des Kaimschen Konzertinstitutes zur Aufgabe macht. Als Dirigent ist Ferdinand Löwe gewonnen, welcher vom Herbst dieses Jahres ab diese Münchener Tätigkeit mit der Leitung des Wiener Konzertvereins verbindet. Den künstlerischen Teil der Direktion hat Hofrat Dr. Kaim, den administrativen Karl Koch inne. Ein Ausschuß des Vereins beschließt über Maßnahmen von größerer Bedeutung. Der Verein, welcher den Kaimsaal auf 20 Jahre pachtete, erhielt bedeutende pekuniäre Zuwendungen; er hat auch die Gründung einer Unterstützungs- und Pensionskasse für die Mitglieder des Orchesters in Aussicht genommen. Der Konzertverein wird im Laufe des Winters zwölf große Abonnementskonzerte, ferner die bisherige Anzahl von Volkssymphonie- und populären Abenden abhalten. Die Vorstandschaft besteht aus Major Frhr. v. Crailsheim, Rechtsanwalt Maurmeier, Frau M. Barlow und Geh. Kommerzienrat G. Sedlmayr. So ist das für Münchens musikalisches Leben so bedeutungsvolle Konzertinstitut dank der Hilfe opferfreudiger Kunstfreunde aus der schweren Krise gesundet hervorgegangen, und wir dürfen einer Periode rühmlicher Aufwärtsentwicklung entgegensehen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Paris starb der 1842 geborene Dichter François Coppée. Von seinen dramatischen Arbeiten hatten „Le Passant" und der auch in Deutschland vielfach aufgeführte „Geigenmacher zu Cremona" den größten Erfolg. Coppée begann seine dichterische Laufbahn als Lyriker. Bekannt wurde er besonders durch seinen „Streik der Schmiede", in welchem er für die Lage der Arbeiter sein warmherziges Empfinden dokumentierte. Sehr zahlreich sind seine Novellen und Romane. In „la bonne souffrance" schildert der Dichter seine Rückkehr zum katholischen Glauben. Coppée gehörte seit 24 Jahren der französischen Akademie an. — Der Wiener Raimundpreis wurde einem jungen Dichter Kurt Frieberger zuerkannt. Dessen Erstlingswerk: „Das Glück der Vernünftigen" wurde im vorigen Jahre im Raimundtheater erfolgreich gegeben. Das Preisgericht rühmt an dem Volksstücke die Charakterzeichnung und die dichterische Anlage des Ganzen, Vorzüge, welche die technischen Mängel aufwiegen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach wie vor bildet die Geldfrage das ausschlaggebende Moment für die Entwicklung der Effektenmärkte und die Weitergestaltung von Handel und Industrie. Mit mikroskopischer Genauigkeit werden alle Tatsachen registriert, die zu einer Besserung oder Verschlechterung der monetären Verhältnisse beitragen könnten. Nicht nur in Deutschland sondern auch in den übrigen Geldzentren Europas, in England und Frankreich, sowie auch in Amerika bildet die Diskontpolitik der Zentralnoteninstitute den Brennpunkt des ganzen wirtschaftlichen Verkehrs. Das allseitige Bestreben der Thesaurierung von Gold in den Reservoirs der Noteninstitute hält in unverändertem Masse an. Dadurch ist es gelungen, in verhältnismässig rascher Zeit günstige Ausweise und hauptsächlich flüssige Geldbestände zu erzielen. Was besonders die Verhältnisse bei der Deutschen Reichsbank anbetrifft, so sind auch bei diesem Institut so ziemlich alle Vorbedingungen für eine in Bälde zu erwartende Diskontermässigung gegeben. Durch Vermittlung der deutschen Banken konnte man neuerdings sich grosse Goldimporte sichern. Der Privatdiskont an den deutschen Börsen ist endlich nach langer Zeit unter 4% gesunken, und das Ausland beginnt im vermehrten Masse durch Ankäufe von Wechsel- und Effektenposten ausländisches Geld bei uns zu investieren. Es war vorauszusehen, dass die letzten Ausweise der Reichsbank eine weitere kräftigere Besserung zeigen konnten. Die einzelnen Ziffern bilden im Vergleich zur Parallelzeit des Vorjahres ein günstiges Zeichen, dass es nunmehr auch Deutschland gelungen ist — selbstverständlich unter besonderer Einwirkung der erwähnten Goldimporte —, sich endlich von den lästigen Fesseln der fast sprichwörtlich gewordenen deutschen Geldknappheit frei zu machen. Es wird eine Frage von Tagen sein, dass sowohl in England wie auch seitens der Reichsbank eine weitere Lockerung der Diskontschraube um 1% bzw. ½% vorgenommen wird. Für die heimische Wirtschaftslage, insbesondere für Handel und Industrie, bildet die Diskontermässigung eine Lebensfrage, und aus diesem Grunde wird der Diskontpolitik der Reichsbank ein ganz ausserordentliches Gewicht beigelegt. Immerhin ist in Betracht zu ziehen, dass mit dem Monatsende und mit dem immer näher kommenden Semesterschluss auch die monetären Ansprüche grössere werden. Hauptbedingung bleibt nach wie vor eine strikte Einschränkung und Restriktion auf allen finanziellen Gebieten.

Dass die Leitungen der Noteninstitute einer Zinsreduktion bisher entgegengetreten sind, dürfte hauptsächlich in der etwas ungeklärten politischen Situation in Marokko und vor allem in den derzeit weniger unsicheren Verhältnissen der amerikanischen Börsensituation zu suchen sein. Die voraussichtlich zu erwartende grosse und ausgiebige Rekordernte Amerikas wird jedenfalls Veranlassung geben, den Rest der amerikanischen finanziellen Verschuldungen an Europa abzutragen und die Unbilden der letzten Krisis gänzlich verschwinden zu lassen.

Die andauernde Besserung der internationalen Geldverhältnisse kommt natürlich allen Effektenmärkten und insbesondere den Rentenwerten ausserordentlich zu statten. Zu registrieren ist, dass das ausländische Publikum sich für alle Gattungen der festverzinslichen Fonds und ganz besonders für die russische Anleihe im grossen Masse interessiert hat. Auch die deutschen Kreise zeigen fortgesetzt grossen Bedarf für alle Anlagepapiere, und namentlich bleiben alle inländischen Anleihen bei knappem Material stark gefragt, so dass die alten Syndikate ihre Bestände ausverkaufen konnten. Unter diesen Umständen konnten die Emissionen der verschiedensten Anleihen gute Resultate erzielen, und die Emissionen von Städteanleihen profitierten gleichfalls von der derzeitigen günstigen Konstellation des Rentenmarktes. Stark war auch die Nachfrage nach den Pfandbriefen, insbesondere den 3½%igen Werten unserer Pfandbriefinstitute. Eine stärkere Plazierung derartiger Werte dürfte in erster Linie eine Besserung des sehr darniederliegenden Immobilien- und Baumarktes bewirken. In Rückwirkung damit wird auch der Montanmarkt und insbesondere der Stahl- und Eisenmarkt durch eine erhöhte Bautätigkeit profitieren. Bereits aus den letzten Wochenberichten war ersichtlich, dass die Zurückhaltung der Käufer von Roheisen und Fabrikationsstoffen begonnt, einer wenn auch sehr langsamen zuversichtlichen Besserung in der Tendenzbetrachtung Platz zu machen. Es ist klar ersichtlich, dass der ganze Kreislauf der wirtschaftlichen Lage in direkter Abhängigkeit von der Geldmarktsituation bleibt. Mit einer stabilen Besserung derselben wird sich auch eine Gesundung der heimischen industriellen Situation kräftig Bahn brechen.

M. Weber.





Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang Nr. 23 — 6. Juni 1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis Mk. 2,40
Einzelnummer 20 Pfg

Siebenunddreißigste Pfandbrief-Verlosung

der

Süddeutschen Bodencreditbank.

Umfassend die 4% Pfandbriefe der Serien XXXI, XXXII, XXXIV und XLIII.
„ „ 3½% „ „ „ XXXIII, XXXV bis XLII, XLIV bis LII.

Verzeichnis derjenigen Pfandbriefe, welche bei der am **25. Mai 1908** von dem kgl. Notar, Herrn Justizrat Hellmaier, vorgenommenen **siebenunddreißigsten Verlosung** zur Heimzahlung berufen worden sind, **sowie der aus den vorausgegangenen Verlosungen noch nicht eingelösten Pfandbriefe.**

a) 4% Pfandbriefe (Gezogene Endnummern):

Es sind alle diejenigen Titel der **Serien XXXI, XXXII, XXXIV und XLIII**, gleichviel welcher Litera, zur Heimzahlung berufen, deren Nummer **in ihren letzten drei Stellen** eine der hier verzeichneten, durch Auslosung bestimmten **Endnummern** ausweist.

Serie XXXI. (31)
(Nr. 687001—714000.)

028	162	347^{35}	544^{36}	717^{36}	883^{36}
035^{36}	168^{36}	356^{36}	580^{36}	748	887
076	179	358	590	760	898
088	183^{34}	362^{27}	612^{36}	762^{35}	929
105	194	394	621	785	933
134	228^{36}	412^{36}	622	810	940
141^{35}	287	467	642^{35}	811	985^{36}
160	337	489	669		

Serie XXXII. (32)
(Nr. 714001—754000.)

043^{36}	270^{33}	437	557^{35}	726^{36}	919
057	284^{28}	454	597	752	922^{35}
091^{24}	322	460	599	772^{36}	928^{28}
174	327^{36}	470^{36}	606^{36}	788^{33}	929
196	338^{35}	474	637	796	930^{36}
232^{31}	339	483	663^{36}	797	933
247^{35}	342^{36}	515	673	900^{27}	948^{33}
251	377^{36}	517^{30}	707^{36}	906^{36}	990
266^{35}	384				

Serie XXXIV. (34)
(Nr. 23001—45000.)

050	126	212	448^{36}	606	697	840	965
057^{36}	131^{36}	234	460	607	724	847	978^{36}
096^{36}	190^{36}	243	491^{36}	623	780^{36}	862^{36}	996
100	211	249^{35}	557	630^{36}	789	943^{36}	998

Serie XLIII. (43)
(Nr. 287001—291000.)

005	037	176	404	511	599	767^{36}	873
034	172	283	494	546	732^{36}	845	967

b) 3½% Pfandbriefe (Gezogene Endnummern):

Es sind alle diejenigen Titel der **Serien XXXIII, XXXV—XLII, XLIV—LII**, gleichviel welcher Litera, zur Heimzahlung berufen, deren Nummer **in ihren letzten drei Stellen** eine der hier verzeichneten, durch Auslosung bestimmten **Endnummern** ausweist.

Serie XXXIII. (33)

Serie XXXVIII. (38)

Serie XLII. (42)

Serie XLVIII. (48)

c) **Restanten** der vollständig ausgelosten Pfandbriefe der Serien IV bis XXX inkl.

Von den in den vorausgegangenen Ziehungen **vollständig ausgelosten 4½% Pfandbriefen, sowie den 4% Pfandbriefen der Serien XVIII—XXX inkl.** sind die nachstehend aufgeführten Titel bis jetzt noch nicht eingelöst:

Serie IV. Lit. E. 8943[12]

Serie V. Lit. E. 215[11]

Serie VI. Lit. D. 18801[12]

Serie VIII. Lit. O. 55351[7]; Lit. E. 67386[12]

Serie X. Lit. L. 108502[13]

Serie XI. Lit. L. 126593[12]

Serie XVIII. Lit. G. 256398[18]

Serie XXI. Lit. J. 336622[23]; Lit. K. 340542[24], 342425[24], 345626[24]; Lit. L. 348578[24], 351613[24]

Serie XXII. Lit. L. 369672[24]

Serie XXIII. Lit. J. 384268[24]; Lit. K. 399831[24]; Lit. L. 405060[24], 407443[24], 409716[21]

Serie XXIV. Lit. J. 432777[25]; Lit. K. 435465[25], 443059[23]; Lit. L. 447202[25], 449774[25]

Serie XXV. Lit. H. 462381[25]; Lit. J. 469795[25]

Serie XXVI. Lit. H. 496363[25], 499701[25]; Lit. J. 509167[24]; Lit. K. 517495[24], 522839[25]; Lit. L. 528126[25], 536525[25], 539112[24]

Serie XXVII. Lit. J. 560624[24]; Lit. L. 574861[26], 576389[26]

Serie XXVIII. Lit. K. 600149[26], 600593[26]; Lit. L. 605466[26]

Serie XXIX. Lit. H. 613885[26]; Lit. L. 644078[28], 645469[28]

Serie XXX. Lit. K. 669589[28], 669980[28]; Lit. L. 677287[28], 681846[28], 682990[28]

(Die beigedruckten kleineren Zahlen bezeichnen die Ziffer der Verlosung, in welcher die betreffende Nummer gezogen wurde.)

7. Verlosung: Zinsende	31. Juli 1878.	22. Verlosung: Zinsende	31. Juli 1893.	27. Verlosung: Zinsende	31. Juli 1898.	33. Verlosung: Zinsende	31. Juli 1904.
11. „ „	31. „ 1882.	23. „ „	31. „ 1894.	28. „ „	31. „ 1899.	34. „ „	31. „ 1905.
12. „ „	31. „ 1883.	24. „ „	31. „ 1895.	30. „ „	31. „ 1901.	35. „ „	31. „ 1906.
13. „ „	31. „ 1884.	25. „ „	31. „ 1896.	31. „ „	31. „ 1902.	36. „ „	31. „ 1907.
18. „ „	31. „ 1889.	26. „ „	31. „ 1897.	32. „ „	31. „ 1903.	37. „ „	31. „ 1908.

Die aus den vorausgegangenen Verlosungen eingelösten Pfandbriefe sind annulliert worden; die in den hier nicht aufgeführten Verlosungen gezogenen Pfandbriefe sind sämtlich zur Einlösung gelangt.

Die Heimzahlung der gezogenen Nummern erfolgt zum Nennwerte zuzüglich der aufgelaufenen Stückzinsen spesenfrei gegen Rückgabe der Pfandbriefe mit den nicht verfallenen Zinsscheinen und den Erneuerungsscheinen

bei unserer Kasse in München,
„ den Herren Merck, Finck & Cie. in **München,**
„ der Königl. Hauptbank in Nürnberg, **sowie**
„ den Königlichen Filialbanken in Amberg, **Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen, München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing und Würzburg,**
„ **den Herren Friedr. Schmid & Cie. in Augsburg,**
„ **der Pfälzischen Bank in Ludwigshafen und deren Zweigniederlassungen,**

bei der Bank für Handel u. Industrie in Darmstadt,
„ **der Bank für Handel u. Industrie in Berlin** (Schinkelpl.),
„ **der Bank für Handel u. Industrie, Filiale Halle a. S.,**
„ **der Filiale der Bank für Handel und Industrie in Frankfurt a. M.,**
„ **der Württemberg. Bankanstalt, vorm. Pflaum & Cie. in Stuttgart,**
„ **den Herren Rümelin & Cie. in Heilbronn,**
„ **der Rheinischen Creditbank in Mannheim u. Heidelberg,**
„ **den Herren Wingenroth, Soherr & Cie. in Mannheim,**
„ **dem Herrn Veit L. Homburger in Karlsruhe,**

bei den Herren Schmitz, Heidelberger & Cie. in Mainz,
„ **dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein in Cöln,**
„ **den Herren Sal. Oppenheim jr. & Cie. in Cöln,**
„ **der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt in Leipzig,**
„ **den Herren Albert Kuntze & Cie. in Dresden,**
„ **dem Herrn L. Pfeiffer in Kassel,**
„ **der Vereinsbank in Hamburg,**
„ **der k. k. priv. österr. Creditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien.**

Nach dem 31. Juli des betreffenden Verlosungsjahres verfallene oder verfallende fehlende Zinsscheine werden mit den entsprechenden Beträgen am Kapital in Abzug gebracht. — **Am 31. Juli 1908 treten die in der 37. Ziehung ausgelosten Pfandbriefe aus der auf denselben bezeichneten Verzinsung; dagegen wird auf alle nach dem 31. Juli des betreffenden Verlosungsjahres zur Einlösung gelangenden Pfandbriefe ein 1½%iger Depositalzins gewährt. — Auf Namen umgeschriebene Pfandbriefe** sind sowohl zur Bar-Einlösung als **auch beim Umtausch, also** in **jedem Falle,** von dem betreffenden Eigentümer **abzuquittieren.** — Bei **Privatpersonen** ist die Unterschrift amtlich zu beglaubigen, wenn die Einlösung der verlosten Titel gegen Bar erfolgt oder wenn die neuen Pfandbriefe nicht sofort wieder auf den gleichen Namen umgeschrieben werden. — Bei **Stiftungen** und **anderen kuratelmäßigen Korporationen ist eine Genehmigung der** zuständigen Kuratelbehörde erforderlich, wenn die ausgelosten Titel nicht wieder in **gleiche** oder **höher** verzinsliche Pfandbriefe unseres Instituts umgetauscht und diese **nicht sofort wieder auf den** gleichen Namen umgeschrieben werden. — Gedruckte Verlosungslisten sind in unserem Effekten-Bureau, sowie bei sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen und Zahlstellen zu haben. — **Der Umtausch der verlosten Titel in 4% unverlosbare und 10 Jahre unkündbare Pfandbriefe unseres Instituts wird auf Wunsch von der Bank und ihren Verkaufsstellen besorgt.**

München, den 25. Mai 1908.

Die Direktion.

Dem Aufgebotsverfahren sind unterstellt:

4% Pfandbriefe:

Serie **32** Lit. L Nr. 748357 à M. 100.—
Serie **53** Lit. H „ 8494 „ 1000.—
Serie **61** Lit. K „ 229681 „ 200.—

3½% Pfandbriefe:

Serie **36** Lit. K Nr. 87220 à M. 200.—
Serie **37** Lit. L „ 144914 „ 100.—
„ „ „ 152032 „ 100.—
„ „ „ 153076 „ 100.—

Serie **39** Lit. L Nr. 236504 à M. 100.—
Serie **41** Lit. J „ 251061 „ 500.—
Serie **44** Lit. L „ 319446 „ 100.—
Serie **45** Lit. L „ 357952 „ 100.—
„ „ „ 365991 „ 100.—
Serie **46** Lit. H „ 373215 „ 1000.—

Serie **52** Lit. J Nr. 633796 à M. 500.—
Serie **55** Lit. L „ 90505 „ 100.—
Serie **56** Lit. H „ 99097 „ 1000.—
Serie **57** Lit. K „ 149499 „ 200.—
„ „ „ 151060 „ 200.—
„ „ „ 151061 „ 200.—
Serie **58** Lit. K „ 198054 „ 200.—

Dem Aufgebotsverfahren sind unterstellt:

Serie	Lit.	Nr.	à M.
[illegible]		[illegible]	1000.—
„	„	698809	1000.—
„	J	701103	500.—
„	„	702838	500.—
„	K	704498	200.—
„	„	706893	200.—
Serie 32	H	718076	1000.—
„	J	725159	500.—
„	„	733148	500.—
„	„	733305	500.—
„	K	736119	200.—
„	„	742705	200.—
„	„	742922	200.—
„	L	749776	100.—
„	„	751903	100.—
Serie 53	H	5377	1000.—

3 1/2 % Pfandbriefe:

Serie	Lit.	Nr.	à M.
Serie 33	H	1822	1000.—
„	J	5218	500.—
„	„	5853	500.—
„	„	5918	500.—
„	„	6751	500.—
„	„	9255	500.—
„	K	12244	200.—
„	„	15267	200.—
„	L	19058	100.—
„	„	22555	100.—
„	„	22584	100.—
Serie 35	H	46124	1000.—
„	„	46430	1000.—
„	J	51577	500.—
„	„	52372	500.—
„	K	54688	200.—
„	„	57533	200.—
„	L	62473	100.—
„	„	66090	100.—
Serie 36	H	70587	1000.—
„	„	72433	1000.—
„	„	73199	1000.—
„	„	74875	1000.—
„	„	75467	1000.—

Serie	Lit.	Nr.	à M.
[illegible]		[illegible]	1000.—
„	„	77640	1000.—
„	J	78482	500.—
„	„	83485	500.—
„	K	88070	200.—
„	„	89199	200.—
Serie 37	H	103303	1000.—
„	„	108592	1000.—
„	„	111024	1000.—
„	J	115615	500.—
„	„	119660	500.—
„	„	123489	500.—
„	„	124788	500.—
„	K	130754	200.—
„	„	134790	200.—
„	„	135678	200.—
„	„	136249	200.—
„	„	139361	200.—
„	L	140009	100.—
„	„	142694	100.—
„	„	145573	100.—
„	„	149796	100.—
„	„	152320	100.—
„	„	152874	100.—
„	„	153482	100.—
Serie 38	G	154478	2000.—
„	„	154479	2000.—
„	J	162393	500.—
„	„	167061	500.—
„	„	167108	500.—
„	„	169219	500.—
„	„	173124	500.—
„	„	173900	500.—
„	K	174077	200.—
„	„	179955	200.—
„	„	181695	200.—
„	„	182052	200.—
„	„	183063	200.—
„	„	183829	200.—
„	„	184497	200.—
„	„	190457	200.—
„	L	191082	100.—

Serie	Lit.	Nr.	à M.
„	„	196877	100.—
„	„	197942	100.—
„	„	199992	100.—
„	„	201591	100.—
„	„	203818	100.—
„	„	206166	100.—
Serie 39	J	219952	500.—
„	„	220146	500.—
„	„	220147	500.—
„	„	220389	500.—
„	„	221817	500.—
„	„	222429	500.—
„	K	224324	200.—
„	„	226391	200.—
„	„	227959	200.—
„	L	231472	100.—
„	„	234436	100.—
„	„	236274	100.—
Serie 40	H	238585	1000 —
Serie 41	J	254777	500.—
„	K	255167	200.—
„	„	255693	200.—
„	L	263777	100.—
„	„	265113	100.—
„	„	265932	100.—
Serie 42	H	273907	1000.—
„	L	282174	100.—
„	„	283670	100 —
Serie 44	H	298736	1000.—
„	„	300374	1000.—
„	J	304422	500.—
„	„	309200	500.—
„	K	312213	200 —
„	„	313220	200.—
Serie 45	J	340733	500.—
„	K	346683	200.—
„	„	352258	200.—
„	„	353045	200.—
„	„	355301	200.—
„	„	355991	200.—
„	L	364088	100.—
„	„	366763	100.—

Serie	Lit.	Nr.	à M.
„	J	384047	500.—
„	„	386515	500.—
„	K	400813	200.—
„	L	412701	100.—
„	„	414006	100.—
Serie 47	K	456870	200.—
„	„	461247	200.—
„	L	470636	100.—
„	„	473110	100.—
„	„	474383	100.—
Serie 48	J	504288	500.—
Serie 49	H	533635	1000.—
„	K	540308	200.—
Serie 50	K	569736	200.—
Serie 51	H	578880	1000.—
„	J	582531	500.—
„	„	584426	500.—
„	K	585866	200.—
„	„	592227	200.—
„	„	593500	200.—
„	L	595965	100.—
„	„	600750	100.—
Serie 52	H	619237	1000.—
„	J	626523	500.—
„	„	627265	500.—
„	K	641723	200.—
„	L	659613	100.—
Serie 55	J	77670	500.—
„	K	84765	200.—
„	„	85975	200.—
„	„	86519	200.—
„	L	89849	100.—
„	„	89850	100.—
„	„	89851	100.—
„	„	89852	100.—
„	„	90031	100.—
„	„	91003	100.—
Serie 56	K	110168	200.—
„	„	110230	200.—
Serie 57	J	139304	500.—
„	K	148839	200.—
„	L	153516	100.—

Für die als kraftlos erklärten Pfandbriefe ist den Verlustträgern von der Bank bereits Ersatz geleistet worden, während bei den dem Aufgebotsverfahren unterstellten Pfandbriefen der Ersatz nach Erwirkung des Ausschlußurteils geleistet werden wird.

Die Pfandbriefe der Süddeutschen Bodencreditbank sind gemäß Allerhöchster Entschließungen in Bayern zur Anlage von Mündelgeldern, sowie Gemeinde-, Pfründe-, Stiftungs- und Sparkasse-Kapitalien für geeignet erklärt; desgleichen sind dieselben im Großherzogtum Hessen zur Anlage von Gemeinde-, Kirchen- und Stiftungs-Kapitalien, sowie zur Anlegung vormundschaftlicher Gelder zugelassen.

Die **Süddeutsche Bodencreditbank** übernimmt zur Aufbewahrung bezw. Verwaltung

a) **offene Depots** gegen eine Gebühr von **40 Pfg.** für 1000 Mark, in minimo jedoch **Mk. 5.—** pro Jahr. Die Gebühr für **Pfandbriefe unseres Instituts** beträgt **20 Pfg.** von 1000 Mark Nominal, in minimo jedoch **Mk. 2.—**;

b) **geschlossene Depots** gegen eine Gebühr, die sich nach dem zu deklarierenden Wert, sowie der Dauer der Aufbewahrung bemißt, in minimo jedoch **Mk. 2.50** beträgt.

Die Bank vermietet ferner **eiserne Schrankfächer (sog. Safes)** in drei Größen zu **Mk. 20.—, 30.—** und **40.—** pro Jahr.

Die Depotbestimmungen sind an unseren Depotschaltern erhältlich oder werden auf Verlangen kostenfrei zugesandt.

207	418	599	807	896
210[36]	534	609	824	946[36]
234[36]				

118[34]	338[36]	560[35]	681	901
119[36]	346	596	693	911
149	377[36]	601[36]	703[36]	919
221	414[32]	616[36]	786[36]	946
224[35]	417[36]			

179	487	639	801[36]	992
234[36]				

275	160	746	898	970
281[35]	508[36]			

Serie XXXV. (35)
(Nr. 45001—67000.)

032[36]	372	632	703	814
035	449	639	715[34]	871[36]
070[36]	493	640[36]	745	931
155	507	641	761[36]	945
227[36]	563			

Serie XXXVI. (36)
(Nr. 67001—99000.)

016	268[35]	436	753	875[36]
070	280	442[36]	764	940[36]
126[36]	290	465	775[36]	955
145[36]	295	569	782[36]	956
193[32]	334[35]	659	796	981[36]
261	385[28]	673[36]	817[35]	

Serie XXXVII. (37)
(Nr. 99001—154000.)

001[36]	135	305	500[36]	749
019[36]	155[36]	401	605[36]	760
040	165[31]	461	620	815
089	169[36]	471[36]	621	884[36]
106[36]	213[36]	472	642	961
124	237[36]			

Serie XXXIX. (39)
(Nr. 207001—237000.)

012[36]	115	512	730[36]	850
059[36]	154	523	735[34]	851[35]
061	178	566	774[36]	881[32]
074	230[36]	575[36]	800	917[35]
079[36]	273	591	834[36]	919[35]
111	444[36]	608[36]		

Serie XL. (40)
(Nr. 237001—250000.)

013[36]	064	286	322	865
014[36]	077	294	327	912[36]
039	164[32]	307	757[36]	948
043[36]	283	315	837	

Serie XLI. (41)
(Nr. 250001—268000.)

062	241	415	622[36]	808[36]
088[33]	250[36]	451	706	853
187[32]	379	481[36]	728[36]	881[35]
221	380[36]	503[36]	739	899
234	406	609[36]	782[35]	967

Serie XLIV. (44)
(Nr. 291001—323000.)

034[36]	297[35]	438[32]	550	751[36]
070	328[36]	448	594	754[34]
111[36]	329[35]	496	668	833[33]
206	374[36]	507	720[34]	934
230[36]	425	541	730[35]	989
252[35]				

Serie XLV. (45)
(Nr. 323001—368000.)

006	350[36]	405	673[36]	920[35]
087	360	415[35]	701	927[33]
237	364[36]	480	741[36]	935[35]
238	380[34]	503	841[36]	957
324[36]	381[36]	624[36]	885	999
325[36]				

Serie XLVI. (46)
(Nr. 368001—422000.)

030	117	451	525[30]	889
031[36]	280	458[36]	597	919[31]
037	309[35]	483	648[26]	957[35]
051[36]	326	498[36]	724[36]	961[35]
057	327	516[36]	840[36]	968[36]
071[36]	361[36]	524[32]	857[35]	989[35]

Serie XLVII. (47)
(Nr. 422001—478000.)

017[35]	131[35]	393	504[36]	618
031[36]	219	407	506[36]	732[28]
061	236[36]	436	513[36]	740
082[36]	254[36]	499[35]	515	869[36]
102	281	502[35]	599	

Serie XLIX. (49)
(Nr. 519001—546000.)

074[36]	404	486	703	836[35]
177	418[36]	502	706	896
178[35]	442[36]	508	824[36]	921
232[36]	460[36]	634[36]	835	988[28]
343[35]	463			

Serie L. (50)
(Nr. 546001—575000.)

035[36]	379	523	559	840
140	406	529[36]	698	875
271[36]	448[36]	543	759	885
308[36]				

Serie LI. (51)
(Nr. 575001—601000.)

081	329[36]	433	665[36]	779
096[36]	346	589[36]	720[36]	904
312	389	613	750[36]	994
321	406			

Serie LII. (52)
(Nr. 601001—661000.)

029[36]	338	518[36]	666	839
197	432[36]	625	676	875
208[36]	496	643	700[33]	882
301				

(Die mit kleineren Zahlen versehenen Endnummern sind **Restanten** und bezeichnet die kleinere Zahl die Ziffer der Verlosung, in welcher die betreffende Nummer gezogen wurde.)

Restanten der vollständig ausgelosten Pfandbriefe der Serien IV bis XXX inkl. und Verzeichnis der dem Aufgebotsverfahren unterstellten, sowie der kraftlos erklärten Pfandbriefe siehe umstehend.

55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Die 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands findet in den Tagen vom

16. bis 20. August 1908 in Düsseldorf

statt. Es wird gebeten, **Anträge,**

welche auf ihr zur Beratung kommen sollen, möglichst bald an den mitunterzeichneten **Vorsitzenden der Rednerkommission,** Adresse: Heinestrasse 20) einzusenden. Bestimmungsgemäss können Anträge, welche später als vier Wochen vor dem Beginn der Generalversammlung eingehen, auf Beratung nicht rechnen.

Sonstige Anfragen, namentlich auch über besondere **Veranstaltungen einzelner Vereine und Korporationen und deren Aufnahme in das Programm** sind an den mitunterzeichneten **Vorsitzenden des Lokalkomitees** (Adresse: Fürstenwallstr. 69) zu richten. Da die endgültige Festsetzung des Programms möglichst bald erfolgen soll, wird um baldige Anmeldung gebeten.

Düsseldorf, im Mai 1908.

Der Vorsitzende des Lokalkomitees: Adams, Landesrat.

Der Vorsitzende der Rednerkommission: Dr. Hüsgen.



Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4 mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 23. München, 6. Juni 1908. V. Jahrgang.

Pfingstfeuer.

Von

Dr. J. Schmidthammer.

Das Feuer spielt als Symbol in der Religion und im Leben eine große Rolle. Der Hl. Geist hat es geradezu zu seinem Sinnbilde erwählt. Es ist etwas Reinigendes, Läuterndes, aber auch etwas Vernichtendes, Hinwegfegendes in diesem Element. Wir leben just in einer aufgeregten, brennenden Zeit; sie hat viel Feuerbrände in Händen, und das Feuer dürfte ihr richtiges Symbol sein. Ignis ardens! Brennende Fragen überall. Flammende Feuerzeichen religiösen Kampfes auf den Tiroler Bergen und in den geweihten Tempeln der Wissenschaft. Dem Doppeladler wird es heiß im brennenden Nest. Rauchende Trümmer und ausgebrannte Stätten kirchlicher Kultur in Frankreich. Wetterleuchten im Orient. Viel Rauch im deutschen Parlament, dem „würdelosesten" seit Menschengedenken, das zu einem lodernden Autodafé aller freiheitlichen Grundsätze der Mehrheitsparteien geworden ist. Stellenweise zu prasselnden Flammen aufschlagender Haß gegen die Kirche. Aufqualmendes Feuer widernatürlicher Leidenschaften, das aus Gerichtssälen und aus einer gewissenlosen „Literatur" in schmutzigen Schwaden die zivilisierte Erde mit Gestank erfüllt.

So brennen heute allenthalben gar viele und verschiedene Feuer, aber es sind keineswegs heilige Pfingstfeuer. Wo ist aber, wenn wir Katholiken im eigenen Kreise Umschau halten, jenes edle Pfingstfeuer der christlichen Liebe, das Christus zu entfachen kam? „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was wünsche ich anders, als daß es brenne!" Ich weise hin auf jenes „theologische Kartoffelfeuer", wie es Dr. Heim charakterisiert hat. Der Wanderer, der des Weges zieht, könnte es ja ruhig abseits brennen lassen, wenn die Sache nicht ihre ernste Seite hätte. Ist es wirklich zu rechtfertigen, wenn Theologen, wenn Priester zum Gaudium aller Uebelgesinnten solch unheilvolles Feuer anfachen und in die Gerichtssäle tragen, bloß um ihre eigenen Kartoffel zu braten? Es ist nicht der „odor Christi", der in den letzten Monaten von Würzburg aus über die katholische Welt hingezogen ist, sondern ein ganz anderes Parfüm, das an den „Wiedehopf" erinnert, um in Merkles geschmackvoller Terminologie zu reden. Konnte man dieses Schauspiel dem katholischen Volke nicht ersparen? Einst hatte die Kirche nach der Weisung des hl. Paulus die Streitsachen der Kleriker sich selbst vorbehalten und diesen verboten, sich vor dem weltlichen Gericht herumzubalgen. Dieses privilegium fori mußte bei geänderter Zeitlage weichen; aber wo ist der Geist, der es geschaffen hat? Jeder edle Katholik, der diese Verhandlungen der letzten Monate las, hat sie „mit brennender Scham" gelesen und sich gefragt: Cui bono? Wem ist damit gedient? Einer Fakultät? Ich bezweifle es. Noch ein solcher Pyrrhussieg und ihr Ansehen ist unheilbar kompromittiert. Vielleicht einer Einzelperson? Aber die allgemeine Empfindung ist die: der moralisch Unterlegene war gewiß nicht der juristisch Unterlegene. Was die Legende vom hl. Johannes erzählt, daß er aus dem siedenden Oelkessel verjüngt und schöner herausgekommen, als er hineingestiegen, kann man leider bei diesen Vorgängen von keiner Partei sagen. Peccatur intra muros et extra. Es gibt eben Imponderabilien, die man im Gerichtssaal nicht zählen, messen, wägen kann, deren Vorhandensein sich aber doch aufdrängt. Das ist der Eindruck außerhalb der Würzburger Atmosphäre, in der manche das richtige Augenmaß zu verlieren scheinen.

Noch eins! Ein wahrheitsliebender Theologe kann die heikelsten und peinlichsten Fragen behandeln. Es kommt nicht auf das **Was** an, sondern auf das **Wie**. Wenn je, so macht hier der Ton die Musik. Das ist schließlich eine Frage des Taktes und der Liebe. Die richterliche Entscheidung aber hierüber, über rein theologische Interna, ob ein Professor in einer der Würde und Aufgabe des Theologen nicht entsprechenden Weise vorlese, vor ein Laiengericht zu bringen, ist doch sehr bedenklich. In der Konsequenz dieses Vorgehens würde es liegen, daß schließlich auch die Amtstätigkeit einer kirchlichen Behörde, eines Bischofs, einem vielleicht sehr merkwürdig zusammengesetzten Laiengericht zur Beurteilung unterstellt würde.

Um also nicht das größere Uebel dem kleineren vorzuziehen, hätten diese Dinge der Oeffentlichkeit erspart werden sollen. Es wäre nun höchste Zeit, diesen unseligen Bruderkampf auf beiden Seiten aufzugeben. Wieviel Zeit, Energie, Ehre und wissenschaftliche Arbeit geht dadurch verloren! Wir sollten nicht so schlechte Exegeten sein, den Herzenswunsch Christi in sein Gegenteil zu übersetzen: „Kindlein, zerfleischet einander!"

Das gleiche möchten wir im wissenschaftlichen Kampfe der Zeit auch den Uebereifrigen der sog. „strengen Richtung" zurufen. Hier hat bereits ein Kompetenterer, der geistvolle Erzbischof von Lemberg, Teodorowicz, mit klassischer Kraft des Ausdrucks, die an Bossuet erinnert, ein richtendes Wort gesprochen: „Schädlich muß ich diejenige Methode nennen, die die wahren Kämpfer um die Sache Gottes durch ihre kleinlichen Verdächtigungen entmutigt, . . . die eben durch ihre Taktik den Feind füttert. Wir müssen uns eben deshalb hüten, mit dem Reformkatholizismus einen jeden berechtigten Gedanken, einen jeden Aufschwung, dem die Kirche in verflossenen Jahrhunderten so vieles verdankte, zu vermengen. Desto weniger aber sollen wir unbefugte und unkritische Richterstühle errichten und vor dieselben jeden zitieren, der uns nicht genehm ist, und auf diese Weise unsere privaten Rechnungen aus der öffentlichen Kasse, wo das Gemeinwohl der Kirche niedergelegt worden ist, begleichen; am allerwenigsten sollen wir ins katholische Lager eine Art von Strebertum verpflanzen, wo der Maßstab für die bessere Sorte von Katholizismus der unversöhnlichere Geist ist, der den Mangel an theologischer Bildung mit dem feilen Geschrei zu ersetzen sucht" (Salzburger „Katholische Kirchenzeitung" 1. Oktober 1907). Optime! Aus solchen Worten atmet wahrer, katholischer Pfingstgeist.

Warum sich Brüder mit solchem Eifer befehden, während es doch gemeinsame heiligste Interessen zu wahren gibt? Die Ursache ist jener lieblose, unerleuchtete Eifer, der sich so gerne der Kirche an den Chormantel hängen möchte. Dabei ist es eine auffallende Erscheinung, daß gerade Laien, sobald sie sich das theologische Zensorenamt aneignen, oft am engherzigsten urteilen und gleich nach dem Scheiterhaufen rufen. Dieser Zelotismus, der in seinem schwachen Glauben an die Kulturmacht der Kirche dieser nicht mehr, wie einst, die Kraft zutraut, die neuheidnische Kultur von innen heraus zu bekämpfen, alle weltlichen Kulturgebiete sauerteigartig zu durchdringen, der grollend abseits steht, wo nicht die ausgesprochen kirchliche Etikette herausgehängt wird, auch dieser kleingläubige Geist ist so eine Art Häresie, wenn auch mehr des Herzens als des Verstandes.

Katholisch ist nach unserer Auffassung die innerste, vitale Tendenz, sich auf allen Kulturgebieten expansiv auszubreiten, sich überall gleichsam einzunisten, sich von allen Schranken, die nicht im Dogma liegen, zu entschränken, in alle guten und neutralen Kulturbestrebungen einzudringen wie die Luft, deren man sich nicht erwehren kann. Nehmen wir an, wir wollten eine hermetisch abgeschlossene, rein katholische Kultur züchten und die Demarkationslinie genau innehalten ohne wissenschaftlichen Zwischenhandel mit den außerkatholischen Kulturkreisen; welch ein armseliges Sonderdasein würden wir fristen! Dazu müßten wir uns noch selbst bis aufs Blut besteuern. Wir brauchen unsere großen katholischen Organe und Organisationen. Aber sie ziehen ihre Kraft und Lebensfähigkeit aus dem beständigen Wechselkontakt mit der umgebenden Kulturwelt, durch das beständige auf andere einwirken und auf sich einwirken lassen.

Also fort mit aller Engherzigkeit und kleinlichen Streitsucht! Mehr augustinischer Geist, augustinische Weitherzigkeit und Liebe tut uns not. Dilatentur spatia caritatis! Laßt uns der sich gegenseitig verstehenden Liebe Raum geben! Auf diesen Grundton war die Antrittsenzyklika Pius' X. gestimmt: „Um alles in Christo zu erneuern, dazu ist nichts wirksamer als die Liebe. Nicht im Schrecken des Erdbebens ist der Herr." Derweil mit manchem unnützen Gezänk Kraft und Zeit vergeudet wird, liegen ringsum Gebiete, auf denen es gewaltiger Anstrengungen bedarf, um der anstürmenden Hochflut zu wehren und bereits angestauten Morast hinauszufegen, nahezu brach und verödet. Wie unendlich vieles wäre aufzubauen und zu erneuern gerade in demjenigen Milieu, in welchem akademische Aergernisse den größten Schaden anrichten.

Es scheint allmählich besser zu werden. Von einer wohltuenden Versöhnlichkeit ist die Vorrede zu Professor Kiefls neuestem Buche eingegeben: „Die Stellung der Kirche zur Theologie von Hermann Schell." Wenn man im katholischen Lager in diesem Geiste weiterarbeitet und sich zu verstehen und zu verständigen sucht, dem, der abweichender Meinung ist, bis zum Beweis des Gegenteils wenigstens die bona fides zubilligt, nur dann ist an eine wirksame Abwehr der verheerenden Zeitschäden von seiten der Kirche zu denken. Möge der Hl. Geist jenes edle Pfingstfeuer in die Herzen senden, von dem es im Psalm heißt: „Die Liebe macht ihre Boten zu Sturmwinden und ihre Diener zu Feuerflammen."



Gesta Borussorum.

Von

Dr. W. Hüllen.

Wenn sich ein katholisches Blatt, beispielsweise die „Kölnische Volkszeitung", ein Urteil über Politik und Art des Kaisers erlaubt, dann schreit die nationale Blockpresse wuterfüllt auf, und die „Tägliche Rundschau" notiert hämisch: Das ist ultramontaner Patriotismus!

Stellen wir doch mal fest, wie jetzt unter dem Eindruck gewisser Beklemmungen ebendieselbe Presse über den Kaiser urteilt. In Nr. 21 der „Zeitfragen", Sonntagsbeilage der „Deutschen Tageszeitung", vom 24. Mai lesen wir, daß der tiefe Niedergang des deutschen Ansehens notorisch sei, und daß sich wohl auch der Kaiser genug Unbefangenheit bewahrt habe, um diese Sachlage zu erkennen; desgleichen die schweren Schatten, die über unserer Gegenwart lagern. Dann wird von dem Zug ins Mystisch-Romantische gesprochen, der immer stärker im Wesen des Kaisers hervortrete, und von seltsam anmutenden Schwärmereien; zwischen ihnen und dem bitteren Ernst der Gegenwart klaffe ein tiefer Gegensatz auf. Dadurch werde den Gegnern der Krone ein nur zu willkommener Stoff zur Verspottung geboten; den „Simplicissimus" könne man heute mit Recht den „Vorwärts" der Gebildeten nennen. Und niemand in der Umgebung des Kaisers finde sich, der in schuldiger Ehrerbietung, aber mit männlicher Offenheit dem Bedauern über diese unserem Geschick so schwer zum Schaden gereichenden Züge Ausdruck gebe. Als Nachgeschmack all der rauschenden Festlichkeiten, des Prunkes und Pompes, die wir erleben, bleibe für den ernsthaften Vaterlandsfreund nur das herbe Urteil übrig, das über den ersten preußischen König dessen großer Geschichtsschreiber gefällt hat: „Es war die Summe seines Lebens, daß die anderen Mächte sich daran gewöhnten, daß man Preußen nicht zu fürchten und nicht zu scheuen brauche, daß man es mißachten und mißbrauchen dürfe."

Dieser Vergleich paßt schlecht zu der Verheißung, die der Kaiser zu Beginn seiner Regierung im Kreise der brandenburgischen „Edelsten der Nation" gab: „Herrlichen Tagen führe ich euch entgegen!"

Aus den Spalten der „Kölnischen Zeitung" erklang dieser Tage auch eine laute Klage über unsere auswärtige Politik, obwohl gerade dieses Blatt sich bisher immer den Anschein gab, als ob es mit ihr außerordentlich zufrieden wäre. Damit kann die „Kölsche Matant" natürlich niemand täuschen, der da weiß, was die Deutschen im Auslande denken und empfinden. Sie fühlen es nur zu sehr, daß unsere Diplomatie unzulänglich ist und das Ansehen Deutschlands draußen untergräbt. „Dauernde Schwäche, stetes Zurückweichen", heißt es in dem Artikel der „Kölnischen Zeitung, „verletzt die Ehre des Reichs, steigert den Uebermut unserer Feinde und beschwört dadurch gerade die Gefahr herauf, die man vermeiden will." Das mag schon stimmen. Zumal, wenn man den Feind unterschätzt und sich einbildet, ihn bluffen zu können. Die Franzosen sind heute bessere Psychologen als wir. Und vor allem zielbewußter. Was hat uns die Tangerfahrt genützt, und was nützt uns die Algecirasakte? Die Antwort darauf gibt uns in Nr. 213 des „Tag" vom 24. Mai der Generalmajor a. D. und ehemalige Platzkommandant im Flottenverein Keim. Er philosophiert: „Marokko? Für einen Deutschen, der in nationalen Fragen etwas kitzlich ist, keine besonders erfreuliche Marke. Die Sache hat schon längst einen tragikomischen Beigeschmack bekommen. Das diplomatische Augurentum lächelt, wenn das Wort Algeciras fällt..." Die Frage, ob Frankreich alleiniger Regisseur in Marokko bleiben wird, macht dem inaktiven Herrn Kopfzerbrechen. Und die alldeutsche Presse flucht und wettert auf unsere verdammte Friedensliebe, die uns davon abhält, Frankreich wegen der „offenen Tür" in Marokko binnen 24 Vierminuten den Krieg zu erklären. Das hieße, meinen zur Abkühlung die „Hamburger Nachrichten", auf eine Torheit eine Dummheit pfropfen. Kurz, aber deutlich. Kein besseres Mittel, als zu Fallières und Eduard, die sich augenblicklich in den Armen liegen, auch noch den Nikolaus zu gesellen. „Wenn wir uns auf England und Rußland stützen, sind wir unbesieglich," sagte einst Gambetta zu seinen Vertrauten. Es scheint, als ob unsere neupreußische Staatskunst das Kunststück fertigbringen wird, Frankreich diesen geheimsten Herzenswunsch zu erfüllen.

„Einkreisung von außen — Schmutzkrisis im Innern — so beginnen wir den Sommer des Jahres 1908."

Wer sagt das?

Die „Tägliche Rundschau". Des Kaisers unzerschnittenes Leiborgan.

Eine lehrreiche Glosse zu dem Diktum der „Täglichen Rundschau" liefert der Scherlsche „Tag", der früher so unentwegt für Eulenburg und Isenbiel eintrat. In Nr. 214 vom 26. Mai veröffentlicht der juristische Mitarbeiter des „Tag", A. Brückmann, einen Artikel „Dies ater. Zum Erkenntnis des Reichsgerichts in Sachen Eulenburg-Harden." Darin ist zu lesen: „Mit tiefer Beschämung stehen wir vor dem Bild der Verwüstung, das Prozeß und Urteil der Strafkammer bieten . . . Dem Geist (der preußischen Strafprozeßordnung) ist es gleichgültig, ob die Wahrheit von heute die Lüge von morgen sein wird oder könnte . . . Dieser Geist dürstet nur nach der sicheren äußeren Grundlage für die Erfüllung der augenblicklichen Gerechtigkeit. Er schlägt mit derselben Unbekümmertheit durch Vernichtung eines unbequemen (!) Urteils dem Rechtsbewußtsein eines ganzen Volkes ins Gesicht, wie er gegen einen schwerkranken Angeklagten (Harden) verhandelt, nur um augenblicklich die Sache zu erledigen . . . Dieser Geist überschlägt sich in eitler Selbstgefälligkeit, wenn mit Hilfe der Form und Formel ein tiefgehaßter Angeklagter zur Strecke gebracht ist und die augenblickliche (!) Gerechtigkeit zu einer orgiastischen Feier geladen werden kann . . . Der 22. Mai 1908 ist ein Dies ater der preußischen Strafjustizpflege geworden . . . So kann es nicht weitergehen. Irgend etwas ist hier doch furchtbar faul im Rechtsstaat Deutschland oder Preußen-Deutschland . . . Der klatschenden Münchener Ohrfeige des Oberlandesgerichtsrats Mayer, der nur ein paar Zeugen vernahm, die der (Berliner) Direktor Lehmann abgelehnt hatte, ist sehr schnell diese völlige Niederlage unserer preußischen Justizbeamtenpflege gefolgt."

Das dürfte genügen. Herr Brückmann ist übrigens selbst Berliner.



Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Betriebsstörungen in der Bündnisfabrik.

Meistens behalten die Pessimisten recht; aber zeitweise verläuft eine Sache wider Erwarten gut. So hat die französische Regierung uns soeben mit einem angenehmen Einlenken in der Marokkopolitik überrascht, und obendrein hat der Meinungsaustausch in der Presse, der sich an den Besuch Fallières in London knüpfte, das Gespenst eines anglo-franco-russischen Dreibundes hinter die Kulissen gescheucht.

Frankreich hat in Berlin förmlich Mitteilung gemacht von den neuen Instruktionen für den General d'Amade, die auf eine allmähliche Räumung des Schaujagebietes hinzielen. Das bedeutet den Verzicht auf die Eroberungsversuche im Südwesten Marokkos, von Casablanca aus. Von der Lage im Osten, in den Gebieten neben Algerien, wird nicht gesprochen; es fehlt auch die Angabe der Termine für die Zurückziehung der westlichen Truppen. Aber man muß nicht zuviel auf einmal verlangen. Eine bedeutsame Wendung ist eingetreten, welche nicht bloß für Marokko, sondern auch für Europa die Friedensaussichten verbessert. Frankreich wahrt sich die Möglichkeit einer Verständigung mit Mulay Hafid, dessen Einzug in Fez allerdings noch auf sich warten läßt, und zugleich gewinnt Frankreich wieder die Fühlung mit der Algecirasakte und deren Garantiemächten, vor allem mit Deutschland, dessen Geduld durch die Eroberungsperiode auf eine sehr scharfe Probe gestellt war. Ist das nur den Erfolgen Mulay Hafids zuzuschreiben und vielleicht der Befürchtung, daß die französische Kammer angesichts der wachsenden Schwierigkeiten das kostspielige Abenteuer satt bekommen haben könnte? Oder hat die deutsche Diplomatie zu dem inoffiziellen Empfange des Abgesandten Mulay Hafids noch eine Mahnung in Worten nach Paris gerichtet? In etwas deutlicheren Worten, wie sie zu der Karlsruher Kaiserrede vom gebührenden Respekt paßten? Die Oeffentlichkeit kennt nur die Tatsache des Einlenkens der französischen Regierung. Damit können wir auch zunächst zufrieden sein, indem für alle Fälle eine Stärkung des Rechtsbodens gewonnen ist, von dem aus wir die Tunisierung Marokkos bekämpfen.

Die Erklärung über die Rückwärtskonzentrierung Frankreichs in Marokko bildet ein beruhigendes Vorspiel zu den großen Erörterungen über Ententen und Bündnisse, die sich an die Begegnungen der Staatsoberhäupter in London und in Reval knüpften. Der Verlauf dieser lebhaften Preßdebatte hat die Beruhigung noch gefördert. Es hat sich zum ersten Male ein kräftiger Rückschlag geltend gemacht gegen die Bündnismache, die König Eduard seit seiner Thronbesteigung so unermüdlich betreibt. Die „Entente" mit Frankreich ist populär in England; sie darf cordiale sein und sogar in dem Trinkspruch beim Besuch des französischen Präsidenten als permanente bezeichnet werden; aber ein regelrechtes „Bündnis" findet weithin scharfen Widerspruch. Und erst recht wird ein Bündnis mit Rußland perhorresziert. Es ist sogar im Parlament zu scharfem Protest gegen den Staatsbesuch des Königs beim Zaren gekommen, — wegen der „blutbefleckten Despotie". Einen wesentlichen Beitrag zu der Ernüchterung hat der „Temps" geliefert, der als ein Sprachrohr der französischen Regierung gilt. Darin war zur Bündnisfrage der Gedanke entwickelt, daß die englische Bundesgenossenschaft erst dann der Republik helfen könne, wenn England seine Landmacht so weit entwickle, um im Kriegsfalle ein Hilfsheer in Frankreich landen lassen zu können. Die 100,000 Mann, die seinerzeit Herrn Delcassé behufs einer Landung in Schleswig-Holstein versprochen sein sollen, scheinen also den Franzosen noch nicht zu genügen. Was nützt ihnen ein Bündnis, wenn es nicht den Revanchekrieg ermöglicht? In der Hoffnung auf das russische Bündnis sind sie lange genug hingehalten worden. Die Forderung ist also begreiflich. Aber ebenso begreiflich ist das entrüstete Nein von der englischen Seite. Dagegen bäumt sich das englische Selbstbewußtsein und der englische Abscheu gegen Militärdienst. Nun entdeckt man auch, daß ein förmliches Bündnis eine lästige Bindung herbeiführe, die für die Selbstbestimmung des Landes durch seine jeweilige Volksvertretung gefährlich werden könne.

Ist das eine Erleichterung für die deutsche Politik, die unter den Versuchen der Einkreisung und Ausschaltung zu leiden hat? Oder sind die „Ententen", die in London gefeiert wurden und in Reval gepflegt werden sollen, ebenso gefährlich wie „Bündnisse"? Unsere Staatskunst wird gewiß wachsam bleiben müssen, nachdem sie neuerdings sich den Schlummer aus den Augen gewischt hat. Doch immerhin darf man feststellen, daß die vielgepriesene Bündnismache jetzt von des Gedankens Blässe angekränkelt erscheint.

Die Wahlen in Belgien.

Am 4. Sonntage im Mai hat wieder die Teilerneuerung der belgischen Kammern stattgefunden. Das Ergebnis stellt sich in Summa so: die katholisch-konservative Mehrheit geht in der Zweiten Kammer um 2 Stimmen zurück, während sie im Senat um 2 Stimmen anwächst. Die Sozialdemokratie wächst in der Zweiten Kammer um 4, im Senat um 3 Stimmen. Der Liberalismus geht in beiden Kammern zurück, dort um 2 Stimmen, hier um 5 Stimmen. Wenn man das Uebergewicht der Zweiten Kammer über den Senat in Betracht zieht, so hat die Regierungsfähigkeit der katholisch-konservativen Mehrheit eine weitere Schwächung erlitten; ihr Uebergewicht, das bis 1904 sich auf 26 Stimmen belief, dann auf 20 und vor zwei Jahren auf 12 sank, ist jetzt auf 8 Stimmen zusammengeschrumpft. Kann eine Regierungsmehrheit von 87 gegen eine Opposition von 79 die Geschäfte weiterführen? Ja, aber nur, wenn sie einig ist und bleibt. Sonst droht eine Ministerkrisis, Auflösung der Kammer und allgemeine Neuwahl. Die Besorgnisse wegen der Zukunft werden aber gemildert durch die Erwägungen: 1. Die katholisch-konservative Mehrheit hatte diesmal mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu schaffen, die in der Eigenart des Königs Leopold und insbesondere in der verfahrenen Kongoangelegenheit wurzeln; hoffentlich sind die schlimmsten Steine des Anstoßes bis 1910 aus dem Wege geräumt. 2. Der Liberalismus ist quantitativ und moralisch so heruntergekommen, dagegen die Sozialdemokratie auf dessen Kosten so gewachsen, daß bei einer Krisis das Volk vor der engeren Wahl zwischen einer konservativen und einer roten Regierung stehen würde. 3. Sollten doch die Gegner vorübergehend die Macht erlangen, so würde die gesicherte katholisch-konservative Mehrheit im Senat die schlimmsten Gesetze verhindern können. Es gäbe dann eine ähnliche Lage, wie sie zurzeit in Holland besteht, wo der Senat eine Mehrheit von Antirevolutionären und Zentrumsleuten besitzt, während in der Zweiten Kammer die Liberalen und Sozialdemokraten mühsam eine schwache Regierung stützen; nur würde in diesem Falle in Belgien die Sozialdemokratie die tonangebende Stellung haben.

Unsere Freunde in Belgien brauchen also noch nicht zu verzagen, wenn auch gewisse Symptome von Altersschwäche bei der bereits 24 Jahre regierenden Partei nicht zu bestreiten sind. Der gewöhnliche Jungbrunnen einer ermatteten Partei ist die Heimsuchung durch ein gegnerisches Regiment. Vielleicht kann bei der katholisch-konservativen Partei Belgiens, die in der beispiellos langen Regierung eine so außergewöhnliche Lebenskraft bewiesen hat, schon die ernste Gefahr eines solchen Regiments einen Verjüngungsprozeß von innen heraus in Gang bringen.

Die Erhöhung der preußischen Kronrente.

Aus Reichsmitteln soll eine Dotation für den kaiserlichen Hof nicht erfolgen, versichern uns die Offiziösen. Von der preußischen Zivilliste schweigen sie und bestätigen dadurch das Gerücht, daß eine Erhöhung der Kronrente (jetzt 15¾ Millionen) auf die Tagesordnung des neuen Landtags kommen werde. Das wäre eine schlechte Vorbereitung für die nächsten Reichstagswahlen, die unter Umständen schon vor 1912 stattfinden können. Gerade der treue Anhänger des monarchischen Gedankens müßte einen solchen Antrag bedauern, da alsdann die Stimmung des Volkes in scharfen Gegensatz zu der prunk- und prachtliebenden Richtung des Hofes treten würde. Der Finanzminister v. Rheinbaben würde einen besonders schweren Stand haben, da er s. Z. mit großem Beifall die Mahnung zur weisen Selbstbeschränkung im Aufwande an das ganze Volk gerichtet hat. Von oben muß das gute Beispiel kommen. Sonst steuern wir in eine plutokratische Entwicklung des öffentlichen Lebens, die noch schlimmer wäre als alle Plutokratie im Dreiklassenwahlrecht. Fürst Bülow könnte hier einmal wieder sich ein Verdienst durch Verhindern erwerben. Oder soll die Sache an die Triarier des preußischen Herrenhauses kommen, wo neuerdings der gute Geschmack und die alte Biederkeit sich gelegentlich eines überraschenden Anhangs erfreut. (Vgl. z. B. den Protest gegen die Verschnitzelung des Grunewaldes und die starke Opposition gegen die Enteignung.)



Schulradikalismus und Deutscher Lehrerverein.

Von

F. Wunderl.

Als in der Pfingstversammlung des Deutschen Lehrervereins vor zwei Jahren Bremer und Hamburger Lehrer den Schulradikalismus für den Deutschen Lehrerverein proklamierten, da hat man im Deutschen Lehrerverein und besonders in einzelnen Zweigvereinen, so im Bayerischen Lehrerverein, aus Opportunitätsgründen die hanseatischen Lehrer abgeschüttelt und nach außen sich den Anschein gegeben, als wollte man mit ihnen und ihren Ideen nichts zu tun haben.

Doch das Ackerland des Deutschen Lehrervereins war damals schon für den Radikalismus reif, man wagte nur noch nicht, die Frucht öffentlich zu zeigen. In der kurzen Spanne von zwei Jahren aber ist sie jetzt so stark herangewachsen, daß das schützende Gesträuche fallen konnte, und daß man sich nicht mehr scheut, öffentlich zu bekennen, was man bauen will.

Den letzten Anstoß zur offenen Proklamierung des Schulradikalismus gab dem Deutschen Lehrerverein das Vorgehen der Regierung gegen die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung wegen seines Vertriebes antichristlicher Werke. Bei diesem Vorgehen fielen auch scharfe Angriffe auf den Generalsekretär der genannten Gesellschaft, Lehrer a. D. Johannes Tews ab, der gleichzeitig einer der Hauptführer des Deutschen Lehrervereins ist. Um ihren Freund zu decken, erließen die 22 Mitglieder des Geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Lehrervereins eine Erklärung, in der sie u. a. sagten:

„Weite Kreise kennen Joh. Tews, unseren langjährigen hochverdienten Mitarbeiter, als einen der hervorragendsten Vertreter des Volksschullehrerstandes und haben oft feststellen können, daß sein Schulprogramm in allen wesentlichen Grundzügen auch das des Deutschen Lehrervereins ist."

Und zum Schluß:

„Zugleich nimmt der unterzeichnete Geschäftsführende Ausschuß Veranlassung, seinem bewährten Mitarbeiter Joh. Tews die wärmsten Sympathien für seine schulpolitische Tätigkeit auszusprechen und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß er auch in Zukunft der unermüdliche Anwalt der deutschen Volksschule sein wird."

Da in dieser Erklärung der Geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Lehrervereins das Schulprogramm von Tews „in allen wesentlichen Grundzügen" zu dem seinigen macht, verweist die „Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft" in Nr. 16 mit Recht auf Tews programmatische Schrift: „Schulkämpfe der Gegenwart" (Leipzig, Teubner), in der er namentlich seine Stellung zum Religionsunterricht und zur religiösen Schulerziehung klarlegt. Tews schreibt dort:

„Wenn die Schule den Religionsunterricht erteilt, so soll sie ihn nicht anders erteilen als die übrigen Lehrfächer, d. h. in völliger Freiheit, nur gebunden durch die anerkannt am höchsten stehenden Dokumente und Persönlichkeiten der religiösen Literatur und der religiösen Wissenschaft. Die Schule soll lehren, was ist, sie soll die Lehren aller Zeiten und aller Völker, soweit das in ihrem bescheidenen Rahmen möglich ist, zur Darstellung bringen [1]) und, wenn sie das Kind nicht in jeden Tempel hineinführen kann, so ihm doch einen Blick auf das, was in den geheimnisvollen Räumen sich verbirgt, eröffnen ... Aber die Frage des Schülers nach dem, was wirklich ist! Wie soll der Lehrer ihr gegenüber sich stellen? Ich meine, daß er rundheraus erklärt: Es gibt Leute, die alles das, was in den einzelnen Religionssystemen gelehrt wird, glauben, und solche, die es nicht glauben ... Das Kind kann weiter den Lehrer fragen, ob er selbst glaube. Auch diese Frage zu beantworten, darf kein Lehrer, der das Vertrauen der Kinder beansprucht, ablehnen. Er mag ruhig seinen Glauben oder Unglauben bekennen. (!) Das kann ihm schon deswegen in dem Urteil des Kindes nicht schaden, weil es sich beide Male in einer großen und gleich guten (!) Gesellschaft befindet ... Daß ein solcher Religionsunterricht kein konfessioneller ist, bedarf keiner weiteren Darlegung, aber er ist auch nicht das, was man gewöhnlich als allgemeinen Religionsunterricht bezeichnet. Er geht nicht wie dieser an den Unterscheidungslehren, überhaupt nicht an den Dogmen vorbei. Im Gegenteil, er schildert jede Religionslehre in ihrer Eigenart so anschaulich als möglich. Die Dogmen sind ihm zunächst gleichwertige Erscheinungsformen (!) in der religiösen Kultur. Er steht dazu nicht anders, als die Kunstgeschichte zu den verschiedenen Stilarten und Kunstformen, oder wie der naturgeschichtliche Unterricht zu den einzelnen Formen des Naturlebens. Im ganzen stelle ich mich also, soweit es den Inhalt des Religionsunterrichtes angeht, auf den Standpunkt der Denkschrift der Bremer Lehrerschaft, die aller Voraussicht nach im Laufe der Zeit in der deutschen Volksschullehrerschaft und darüber hinaus sich Anerkennung und Zustimmung erwerben dürfte."

[1]) Das ist die „Religionsgeschichte" der Hanseaten! D. V.

Tews ist mit dieser Forderung im Anschluß an die Bremer Monisten weit über die früheren Forderungen des Deutschen Lehrervereins unter Dittes und Scherer hinausgegangen; er macht den Schulradikalismus der Bremer zu seinem Programm, und mit ihm tut dies der Deutsche Lehrerverein, der ja in allen „wesentlichen Grundzügen" Tews zustimmt. Angesichts dieser Lage muß man wieder die bange Frage erheben: Wie steht es mit der Mehrzahl unserer Lehrer? Werden sie auch diesem neuen, nun offen bekannten Programm Heeresfolge leisten?

Nun ist die Zeit gekommen, wo jeder positiv gläubige Lehrer sagen muß: Ich kann nicht mehr! An den katholischen Lehrer- und Lehrerinnenvereinen, wie an den evangelischen, liegt es, die Gewissen der Lauen und Gleichgültigen wachzurufen und ihnen unverhüllt das Endziel der Reise des Deutschen Lehrervereins zu zeigen. Schon rühren sich die evangelischen Lehrer. Männer, die durch Jahrzehnte hindurch dem Deutschen Lehrerverein die Treue gehalten haben, die, wie Aug. Grünweller, der Herausgeber der „Deutschen Lehrerzeitung" [2]), schreibt, „stets den Anschluß an den Deutschen Lehrerverein warm empfohlen haben, weil sie an eine gewisse Solidarität der Berufs- und Standesinteressen glaubten", selbst solche evangelische Lehrer sagen nun:

„Es kann nur eine Losung geben für alle positiv gläubigen Elemente des Deutschen Lehrervereins: Heraus aus diesem Verein."

Wenn alle gläubigen Lehrer den Ernst der Lage verstehen, wenn die gläubigen Protestanten sich in evangelischen Lehrervereinen sammeln, wie die wackeren katholischen Lehrer und Lehrerinnen in den norddeutschen katholischen Lehrer- und Lehrerinnenvereinen, wenn dann auch einmal die gläubigen katholischen Lehrer Süddeutschlands, besonders Bayerns, die Zeichen der Zeit erfaßt haben und ihnen gerecht werden, dann mag wohl auch zwischen den katholischen und evangelischen Lehrervereinen eine Koalition zustande kommen, die unbeschadet der Unabhängigkeit der Vereine eine große Heeresmacht darstellt aller positiv gläubigen Pädagogen gegen die hanseatische Macht. Heute schon sammelt aber auch der Verein für christliche Erziehungswissenschaft alle Mitstreiter, und seine Aufgaben sind in gegenwärtiger Zeit ungemein weittragende. Der Schulradikalismus ist gut organisiert, mögen die positiv gesinnten Kräfte nicht zurückbleiben!

[2]) Nicht zu verwechseln mit der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung", die Organ des Deutschen Lehrervereins ist.

Aus der Liebe Wunderland.

Mit dem Amorettenspiegel,
Leichtgeschürzt, voll Talmiwert —
Ohne Ewigkeitensiegel
Naht die Liebe, die begehrt.

An der Brust die Passiflore,
Eine Heldin, die nicht klagt,
Wandelt aus dem Freudentore
Stumm die Liebe, die entsagt.

Mit der Anmut goldner Treue,
Hand und Herz zum Gruß bereit,
Segnet, heilt und gibt aufs neue
Seelenliebe, die verzeiht.

Anna de Crignis.



Bühne und Moral.

Geharnischte Glossen von Dr. Otto von Erlbach.

In Nr. 20 vom 16. Mai (S. 326) wurde die Zusammensetzung des von der Münchener Polizeidirektion ins Leben gerufenen Beirates für die Theaterzensur unter die Lupe genommen. Die „Allgemeine Rundschau" ist mit dieser ungeschminkten Kritik bisher fast isoliert geblieben. Die „Augsburger Postzeitung" sprach in Nr. 124 vom 27. Mai ähnliche Gedanken aus. Was man in der liberalen Presse an kritischen Bemerkungen zu lesen bekam, war in erster Linie Spott und Hohn für die — „Allgemeine Rundschau". Die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 137 vom 15. Mai) versuchte unsere Beschwerde, daß auch nicht eine einzige Persönlichkeit zugezogen sei, welche der in der bayerischen Gesamtbevölkerung nun einmal vorherrschenden Richtung und Weltanschauung angehöre, dahin zu verdrehen, als hätten wir die Zuziehung bestimmter, von der „Augsburger Abendzeitung" namhaft gemachter Zentrumsabgeordneten verlangt. Das ist uns gar nicht eingefallen. Eine solche, die Tatsachen in ihr Gegenteil verkehrende Kampfesweise sollte die „Augsburger Abendzeitung" neidlos der „Jugend" und dem „Simplicissimus" überlassen. In Nr. 20 ist ausdrücklich betont: „Es hätten sich auch in München noch Männer finden lassen, welche, ohne der Einseitigkeit, des Muckertums oder ähnlicher minder schöner Eigenschaften verdächtig zu sein, vermöge ihrer Tradition, ihrer positiven Leistungen und ihrer gesamten Geistesrichtung ein gewisses Gegengewicht gegen übermächtige moderne „freie" Strömungen hätten bilden können."

Uebrigens enthielt sich auch das genannte liberale Blatt nicht aller Kritik, nahm vielmehr von der „allerdings eigentümlichen, wenn auch nicht überraschenden Tatsache" Akt, „daß unter den neuen Kunstrichtern sich zwar manche befinden, deren Zusammenhang mit der Bühne auch bei genauerer Betrachtung kaum erkennbar ist, daß dagegen unter ihnen kein Vertreter jenes Berufes sich befindet, der sich am intensivsten mit den Darbietungen der Bühne, ihrer Würdigung nach künstlerischen ästhetischen und sittlichen Gesichtspunkten befaßt, nämlich der Theaterkritik." Schließlich meinte gar die „Augsburger Abendzeitung": „Und wenn die „Allgemeine Rundschau" sich dahin resümiert und resigniert: „im großen und ganzen wird wohl alles bleiben, wie es war," so können wir ihr auch darin zustimmen."

Heute muß die „Allgemeine Rundschau" selbst diese Erwartung als einen übertriebenen Optimismus widerrufen. Es bleibt nicht einmal alles, wie es war, sondern es wird schlimmer unter der Mitwirkung des Zensurbeirates. Die Polizeidirektion läßt sich von ihren neuen Kunsträten in pejus korrigieren. Man faßt das „gedeihliche" Wirken des Zensurbeirates offenbar im Sinne der „Münchner Neuesten Nachrichten" und ihrer Gefolgschaft auf. Beweis dafür ist die überraschende Kunde, daß als erste Frucht der Tätigkeit des Zensurbeirates die bisher von der Münchener Polizeizensur verbotenen Stücke „Frühlings Erwachen" von Frank Wedekind und „Das Tal des Lebens" von Max Dreyer nunmehr freigegeben sind und demnächst auf dem ständigen Repertoire des Schauspielhauses erscheinen werden. Es wird also nicht allzulange dauern, dann kann man auf dem Theaterzettel lesen: Zum 50. Male: „Frühlings Erwachen". — — —

Ein den Theaterverhältnissen nahestehender Freund der „Allgemeinen Rundschau" schrieb uns noch am 28. Mai: „Vorerst kann ich noch gar nicht daran glauben, daß die Kommission wirklich Wedekind begutachtet hat. Ich meine: es ist bloß ein von der Clique losgelassener ballon d'essai. Ob die Polizeidirektion sich zu solcher Unvorsichtigkeit hinreißen läßt und sich derart eine Blöße gibt, bezweifle ich." Durch direkte Erkundigung an maßgebender Stelle wurde inzwischen festgestellt, daß der „Frankfurter General-Anzeiger", dem die Rolle zugefallen war, den „ersten Erfolg" des neuen Zensurbeirates der Oeffentlichkeit zu verkündigen, zuverlässig unterrichtet war. Die polizeiliche Freigabe der beiden Stücke ist authentische Tatsache. Manch einer, dessen Name auf der Liste des Beirates steht, wird von dieser Tatsache außerordentlich wenig erbaut sein. Oder sollten wir uns darin täuschen?

Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 51 vom 21. Dez. 1907 (S. 760) aus dem Vorworte des Goldmannschen Buches „Vom Rückgang der deutschen Bühne" über den Wedekind-Kultus einige markante Stellen wiedergegeben. Die erste Großtat des Zensurbeirates zwingt uns, wenigstens eine dieser Stellen hier in extenso zu wiederholen, wobei gleich vorgemerkt sei, daß die „Frankfurter Zeitung" damals (Dezember 1907) diese Charakteristik aus der Feder Paul Goldmanns mit der Bemerkung begleitete, es mache sich „nicht bei den Schlechtesten ein steigender Widerwille gegen den steigenden Sexualschlamm unserer Literatur und Oeffentlichkeit geltend".

Vernehmen wir nun nochmals Paul Goldmanns Urteil über „die schlimmsten Ausartungen der Erotik" Frank Wedekinds und speziell über das von der Münchener Polizeidirektion — wahrscheinlich als besonderes Zugstück für die Besucher der „Ausstellung München 1908" — freigegebene „Frühlings Erwachen":

„Vom Künstlerischen ist in Wedekinds Werken noch weniger zu finden, als vom Moralischen. Vor zwei, drei Jahrzehnten fand man die erotischen Kühnheiten der französischen Ehebruchs-Dramatiker verblüffend. Man war der Ansicht, daß sie bis hart an die Grenze des Möglichen gingen. Das klingt wie eine kindliche Mär aus der guten alten Zeit. Wir haben seitdem gehörige Fortschritte gemacht. Die Grenze des Möglichen ist bis weit ins Unmögliche hinein erstreckt worden, und die französischen Ehebruchsdramen nehmen sich wie Vorstellungen für die reifere Jugend aus, im Vergleich mit dem, was Wedekind und ähnliche moderne Bühnenschriftsteller uns auf dem Theater gezeigt haben. Bei Stellen, bei denen die französischen Dramatiker den Vorhang fallen zu lassen pflegten, spielt ein Drama von Wedekind ruhig weiter. Während aber die französischen Dramatiker ihre erotischen Kühnheiten stets in einer feinen, künstlerischen Verarbeitung darboten, nimmt sich Wedekind nicht die Mühe oder ist nicht fähig zu einer solchen Verarbeitung und bringt einfach die Sache selbst auf die Bühne. Er arbeitet nicht mit künstlerischen, sondern mit den rohesten stofflichen Wirkungen. Und in der sattsam bekannten Heubodenszene aus „Frühlings Erwachen" bekommt man ganz einfach den Beginn des Geschlechtsaktes selbst zu sehen."

So urteilt ein Literatur- und Bühnenkenner, dem gewiß niemand den Makel des Banausentums und der Rückständigkeit anhängen wird. Der Münchener Zensurbeirat urteilt anders, und die Polizeidirektion beeilt sich, ihr früheres Urteil, das einer gewissen, in München „tonangebenden" Libertiner-Clique höchst mißfällig war, schleunigst zu widerrufen. Difficile est satiram non scribere.

Man wird sich darauf einzurichten haben, daß auch auf anderen verwandten Gebieten bald wieder eine sogenannte „freiere" Luft wehen wird. Es wurde ja schon lange gemunkelt, daß der heutige oberste Leiter der Münchener Polizeidirektion mit großer Nachsicht Strömungen gegenüberstehe, welche den Grundlagen christlicher Ethik, auf denen der bayerische Staat auch ferner ruhen soll, den Krieg erklären. Nachdem durch die erste Entscheidung des Beirates die Probe aufs Exempel gemacht ist, darf man offen aussprechen, was für viele der erste frappierende Eindruck der seltsamen Zusammensetzung dieses Zensurbeirates gewesen ist: Die Polizeidirektion hat sich der öffentlichen Meinung und auch solchen hohen Stellen gegenüber, deren Ohr doch auch einmal eine nicht eigens präparierte Information erreichen könnte, eine spanische Wand geschaffen, hinter der sie sich jederzeit verschanzen kann. Wer den respektvollen Schauer kennt, mit der in München sogar sonst selbständige Naturen in Demut ersterben, wenn irgendein erborgter Fetisch von „Kunst", „Wissenschaft" und „Literatur" auf möglichst hoher Stange herumgetragen wird, hat für die suggestive Zauberkraft des „Zensurbeirates" volles Verständnis. Es ist das genau dieselbe Geschichte, wie mit den in Fragen der sogenannten konventionellen, herkömmlichen, d. h. christlichen Moral „freidenkenden" sogenannten „Sachverständigen", welche par ordre du mufti bei allen Prozessen gegen Afterliteratur und Afterkunst den Gerichten und dem p. t. Publikum in möglichster Reinkultur vorgeführt werden.

Der von ernsten Männern der verschiedensten Grundanschauungen beklagte sittliche Verfall der Bühne macht also in München abermals einen Ruck nach abwärts. Auch die königlichen Bühnen haben sich dank den „Satirspielen" nicht als immun bewährt. Was man aber Ludwig Ganghofer, dem erklärten Liebling gekrönter Häupter und gleichzeitigen Eideshelfer des „Simplicissimus", nachsichtig gestattet, wird man Frank Wedekind nicht leicht versagen können.

Eines kommt aus dem anderen, und, „weil's gleich ist", sollte man doch alle falsche Zaghaftigkeit beiseite setzen und mit einem kecken Griff ins volle Menschenleben neben den gefälligen



Handlangern die eigentlichen Männer vom Bau, die Frank Wedekind, Max Dreyer, Arthur Schnitzler, unseretwegen auch Dr. Georg Hirth, Michael Georg Conrad, Th. Th. Heine, Peter Schlemihl, Hans Kaspar Gulbransson, E. Thöny nebst Henry Vallé und Mary Irber dem Zensurbeirate einverleiben. Und wenn alle Stricke reißen, wäre ja auch der Münchener Zweigverein des Deutschen Monistenbundes noch in Reserve. Um die Homogenität in allem Einschlägigen zu sichern, brauchte man nicht einmal ein halbes Dutzend der derzeitigen Zensurbeiräte wieder in Ruhestand zu versetzen.

Die eine neue Aera inaugurierende erste Großtat des „Zensurbeirates" in der königlichen Haupt- und Residenzstadt München ist ein direkter Hohn auf die gesetzgebenden Körperschaften in Bayern, die doch auch in „Kulturfragen" nicht ganz ausgeschaltet sind, wenn auch eine gewisse Presse, die gerne im Namen des Gesamtliberalismus spricht, obgleich auch unter den Liberalen nicht wenige in diesen Dingen anderer Meinung sind, es so dekretieren möchte. Wir sind überzeugt, daß die erdrückende Mehrheit der Abgeordnetenkammer und der Reichsratskammer bis in die Reihen der Liberalen hinein z. B. über die polizeiliche Genehmigung eines Stückes wie Wedekinds „Frühlings Erwachen" anderer Ansicht sein wird, als der famose Zensurbeirat und dessen vorsichtiger Schöpfer und Urheber.

Wir sprachen oben von den Grundbegriffen christlicher Ethik, auf denen der bayerische Staat bisher geruht hat. Dieselben sind im wesentlichen gleichbedeutend mit den sittlichen Grundsätzen des Dekalogs, die ein großer Teil unserer nichtchristlichen Mitbürger mit uns gemein hat. Sind aber diese Grundbegriffe — Heiligkeit der Ehe, Verwerflichkeit der außerehelichen Geschlechtsverbindung usw. — noch in voller Geltung, genießen sie diejenige öffentliche Achtung und denjenigen wirksamen Schutz, welche den festen Willen bekunden, daß an den Grundsäulen nicht gerüttelt werden soll, und daß Verfehlungen auch wirklich als Verfehlungen eingeschätzt werden? Ein Blick in die meistgelesene hauptstädtische Presse — man braucht nicht etwa nur an den „Simplicissimus" und die „Jugend", die von der großen Welt mit Gier verschlungenen Spezialorgane der propagandistischen Verneinung jener Grundbegriffe, zu denken — belehrt uns eines anderen. Und wer sich der Mühe unterzöge, einen Rundgang durch die meistbesuchten Theater niederen Ranges — heute nennt man sie „Brettlbühnen" — zu machen, wo die gebildete und halbgebildete, die reife und halbreife Jugend der zahlungsfähigen Stände Kopf an Kopf sich drängt, der würde erschrecken über die zynische Frechheit, mit der hier mit gefälliger Zulassung einer hohen Polizei jene ethischen Grundbegriffe, Sitte und Anstand förmlich mit Füßen getreten werden. Aber noch mehr! Im fashionabelsten Saale der Stadt, in demjenigen des „Bayerischen Hof", wird von Zeit zu Zeit dem „feineren" Publikum beiderlei Geschlechts, wobei wieder die sogenannte gebildete Jugend vorwiegt, ein förmlicher Unterricht in der Verachtung und Nichtachtung jener Grundbegriffe christlicher Ethik erteilt, ohne daß die als Hüter von Zucht und Sitte bestellten Organe sich irgendwie merklich darüber aufregten. Erst in der vergangenen Woche hielt Ellen Key im „Bayerischen Hof" wieder einmal einen stark besuchten Vortrag über ihre „neue Sexualethik", welche auf die „staatliche und gesellschaftliche Anerkennung der freien Liebe" hinausläuft. Der sozialdemokratischen „Münch. Post", auf deren Bericht (Nr. 123 vom 30. Mai) wir uns stützen, gehen die Reformideen Ellen Keys noch längst nicht weit genug; sie meint, es stecke in allerlei Konzessionen an alte Gesetzestafeln noch zuviel Bourgeoistum. Aber bei einer gewissen „modernen" Bourgeoisie findet Ellen Keys Evangelium der „freien Liebe" begeisterten Anklang. Schreibt doch die „Münch. Post", daß Ellen Key ihre Gemeinde geradezu „inflammiere", daß ihre Jünger und Jüngerinnen einen dichten Kreis um sie bilden, als habe eine Mutter ihre Kinder um sich versammelt. Daß diese Predigt der „freien Liebe" von einem erheblichen Prozentsatz der sog. gebildeten Jugend auch in die Praxis übersetzt wird, sieht jeder, der nicht mit Scheuklappen bewaffnet ist.

Von alledem und von noch vielem anderen, was in der bayerischen Hauptstadt in voller Oeffentlichkeit sich fort und fort abspielt, scheint man aber in denjenigen Kreisen bis hoch hinauf, welche an der Erhaltung der Grundpfeiler sittlicher Ordnung das allergrößte Interesse haben sollten, kaum eine schwache Ahnung zu haben. Derweil die öffentliche Kampfpropaganda der geschlechtlichen Ungebundenheit in hellen Flammen auflodert, könnte man die öffentliche Verteidigung der „alten Moral", soweit sie aus dem Innern der Kirchen heraustritt, fast mit einem schwelenden Talglicht vergleichen.

Warum wir in einem Artikel über „Bühne und Moral" dies alles erwähnen? Nun weil es sehr wesentlich zum Thema gehört. Die „neue Moral" bzw. Unmoral, die mit behördlicher Erlaubnis auf den Bühnen höheren und niederen Ranges einer genußgierigen Menge gepredigt wird, ist nicht etwa eine akademische Theorie, nicht etwa ein pikanter Gelegenheitseinfall eines Schwankdichters, sondern eine zielbewußt vorwärts drängende, immer neues Terrain erobernde, sehr ernst zu nehmende sittliche Umsturzbewegung.

Denjenigen aber, welche aus bedauerlicher Unkenntnis heute noch geneigt sind, lästige Mahner nur mit halbem Ohr anzuhören, weil sie der Meinung sind, es sei „nicht so schlimm", werden eines Tages die Augen übergehen, wenn die Saat, die seit etwa einem Jahrzehnt immer dreister in empfängliches junges Erdreich gestreut wurde, vollends in die Halme geschossen sein wird und Früchte zeitigt.

Den obersten Staatsbehörden möchten wir eine kleine, aber ernste Frage vorlegen: Hätten auch Stücke, in denen der Fürstenmord oder die Konfiskation des Privateigentums mit zynischer Frechheit gepredigt würden, Aussicht auf die gefällige Erlaubnis der Polizeizensur? Wohl kaum, denn hier käme die äußere Autorität und das Interesse von Kapital und Besitz in Frage und nicht „bloß" die sog. Geschlechtsmoral, an der so viele, die den äußeren Schein wahren, innerlich und heimlich selbst krank sind. Wer selbst Vergnügen an gewissen Dingen hat, kann sich nicht, wenn er kein vollendeter Heuchler ist, im nächsten Augenblicke mit gestrenger Amtsmiene darüber entrüsten. Da liegt oft, wenn auch nicht immer, der Hase im Pfeffer. Menschenfurcht und die Sucht, um jeden Preis „modern" zu erscheinen, besorgen das Uebrige.

Ein ausgesprochen liberales Organ, die „Straßburger Post", hat erst vor kurzem (in Nr. 493 vom 8. Mai) unter dem Titel „Sexualismus auf der Bühne" Wahrheiten ausgesprochen, welche wir allen, die es angeht, zu ernstester Gewissenserforschung empfehlen möchten. Die „Straßburger Post" knüpft zunächst an gewisse Skandalprozesse der jüngsten Zeit an, die in ihrer feineren Wirkung furchtbar seien, weil infolge der Oeffentlichkeit der Gerichts- und Zeitungsdebatten die Vorstellungskraft und das Gemütsleben gezwungen werden, sich in die Regionen sexueller Entartung zu begeben, und weil bis zur unreifsten Jugend hinab ein Stoff hindurchsickere, der den Fäulnisbazillen vergleichbar sei. Das liberale Blatt fährt dann wörtlich fort — wir bitten die Lobredner und Beschöniger des jüngsten Streiches der Münchener Bühnenzensur um aufmerksamstes Gehör —:

„Und erhebt man seine Stimme gegen die Oeffentlichkeit und den ausschreienden Ton dieser Verhandlungen, so wird man als „reaktionär", als „prüde", als „ungebildet", als „kunstfeindlich" im Namen des Fortschritts angegriffen und verdächtigt. Jetzt steht die Sache so, daß selbst künstlerisch unverdächtige Menschen gegen den wirklichen Schmutz in der Literatur öffentlich kaum noch etwas zu äußern wagen. Man will nicht beschimpft werden. Dafür hat sich aber ein falsches Pathos eingeschlichen, das nicht mehr zu unterscheiden weiß zwischen den tatsächlichen Uebeln und den völlig verfehlten Verhandlungsformen, in denen diese feinen Fragen an die unfeine Oeffentlichkeit gezerrt werden. Und besonders merkwürdig wirkt es, wenn man uns freien modernen Menschen betitelte Autoritäten zitiert: der und der habe gesagt, das und das sei ein höchst moralisches und vortreffliches Stück.

„Als eine solche verfehlte Verhandlungsform, sexuelle und ähnliche umstrittene Fragen, die zarte und reife Seelenkunde voraussetzen, in die breite Oeffentlichkeit zu ziehen, betrachte ich die Gestaltung dieser Fragen auf den Brettern, die der Kunst und Dichtung dienen sollen. Wenn dies Prinzip, wie es in der Aera Wedekind vorherrschend geworden ist, noch ein Weilchen weitergeht, so steht der schönen Aufgabe nichts weiter im Wege, nun auch die homosexuelle Frage und das ganze Register dieser Art „künstlerisch zu gestalten". Und auch dafür wird sich pathetische Reklame finden; auch dies wird man

als Gebietserweiterung künstlerischen Schaffens begrüßen. Denn dem Künstler ist bekanntlich alles erlaubt; er gestalte es nur mit „echter Kunst".

„Wer dies Prinzip, das der Naturalismus in die Literatur einführte, unbefangen durchdenkt, dem muß etwa zumute werden, wie unserem Altmeister Goethe, als er einige Jahre vor der französischen Revolution die schamlose Halsbandgeschichte erfuhr. „Schon im Jahre 1785", erzählt er in den Annalen, „hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution schon längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei." Goethe, der so viel, z. B. in den Gesprächen mit Eckermann, von den Dämonen spricht, ahnte, daß diese Kräfte und Triebe bald in einem ganz ungeheuerlichen Maße herausbrechen und alle Scham, Sitte, Ehrfurcht zertrümmern würden. Da sind größere Dinge im Spiel, als daß sie von Moralismus oder Liberalismus in Zeitungen und Goethebünden gelöst werden könnten. Der Dämonismus oder die Nervenzerrüttung, die hierbei in Frage kommen, sind außerordentlich ernste Menschheitsfragen; die guten und großen Menschen, die der Menschheit Führer zu sein suchten, hatten je und je genug damit zu tun, das Edle und Geistige im Menschen zu stählen und zu stärken. Und in diesen Dienst hat sich in allen bedeutenden Epochen uns Menschen auch die Kunst gestellt, tendenzlos, ansteckend mit Kräften des Lichtes, mit „Sonnenenergie", nach des Chemikers Ostwald schönem Wort — nicht mit Staub und Fäulnis."

Das alles sagt nicht etwa die „Allgemeine Rundschau" und ihr so vielen amtlichen Stellen außerordentlich unbequemer Otto von Erlbach, das sagt die als Organ des Liberalismus wohl akkredierte „Straßburger Post". Ob's etwas helfen wird? Die meisten werden es mit gerunzelter Stirne, einige auch mit einem Seufzer, zu dem übrigen — — ad acta legen. Einzelne vielleicht aber auch nicht! Und wenn es gelingt, allmählich immer mehr ernste Männer und Frauen aus ihrer Gleichgültigkeit, aus ihrer untätigen Lethargie aufzurütteln, dann hat der unbequeme Mentor, dem lichtere, idealere Aufgaben unendlich mehr Befriedigung gewähren, der sich aber durch den kategorischen Imperativ auf der einmal betretenen Bahn der erkannten Pflicht rastlos treiben läßt — unbekümmert um ungnädige Mienen und ungeduldige Gesten, wie um wohlfeilen Spott und Hohn — wenigstens nicht ganz vergeblich gearbeitet.



Waldeszauber.

Wie hält mich wundersam umfangen
Des Waldes stiller Zauberbann,
Erquickend weht um Stirn und Wangen
Sein kühler Friedenshauch mich an.

Mag fern des Lebens Brandung tosen,
Mich lockt sie nicht — ich bin gefeit —,
Umrankt von Farn und wilden Rosen,
Ruh' ich in Weltvergessenheit.

Im Tannengrunde will ich lauschen
Des scheuen Wildes flücht'ger Spur,
Dem Vogelsang, dem Quellenrauschen,
Dem regen Pulsschlag der Natur.

Und streif' ich durch das Laubgewinde,
Durchforschen will ich jeden Spalt —
Ob ich das Glück, das Glück nicht finde:
„Vielleicht wohnt's irgendwo im Wald!" —

Josefine Moos.

Nach den Wahlen in Belgien.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Mit Ausnahme der Sozialisten, dürfte keine der politischen Fraktionen Belgiens mit dem Ausgang der parlamentarischen Wahlen vom 24. Mai zufrieden sein. Die Wahlen finden in Belgien nach dem Listenskrutinium, bei Anwendung des Pluralvotums und der Verhältniswahl statt. Die Kammer wird alle zwei Jahre, der Senat alle vier Jahre zur Hälfte erneuert. Diesmal fanden Wahlen für beide Häuser in den Provinzen Ost-Vlaanderen, Hennegau, Lüttich und Limburg statt. Die Kammer besteht aus 166 Mitgliedern. Davon waren vor dem 24. Mai 89 Katholiken, 45 Liberale, 31 Sozialisten und ein Daensist. Zur Neuwahl standen 81 Mandate, die bisher innehatten 39 Katholiken, 19 Sozialisten, 22 Liberale und der Daensist. Der Senat besteht aus 111 Mitgliedern; der Prinz Albert ist de jure Senator. Von den 110 übrigen waren 61 Katholiken, 39 Liberale, 10 Sozialisten. 53 standen zur Neuwahl, aber 13 wählen am 21. Juli die Provinzialräte, und jetzt kamen nur 20 Katholiken und 20 Liberale in Betracht.

Das Wahlresultat ergibt für beide Kammern folgende parteipolitische Schattierungen. Die neue Deputiertenkammer wird aus 87 Katholiken, 43 Liberalen, 35 Sozialisten und einem Daensisten bestehen. Die katholische Mehrheit fällt also von 12 auf 8 Stimmen. Der neue Senat wird aus 64 Katholiken, 35 Liberalen und 12 Sozialisten bestehen. Die katholische Mehrheit des Senats steigt demnach von 14 auf 17 Stimmen. Die Katholiken gewinnen also drei Mandate im Oberhaus, verlieren aber zwei im Unterhaus. Im großen und ganzen kann man also nicht behaupten, daß die Wähler gesinnt sind, der Mehrheitspartei den Rücken zu drehen, wie vor den Wahlen von den Liberalen und Sozialisten hinausgeschrien wurde.

Ernste Vorwürfe können ja auch der katholischen Mehrheit nicht gemacht werden. Seit 25 Jahren nahm Belgien einen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung auf allen Gebieten. Seit 1886 schließt der ordentliche Etat stets mit Ueberschuß ab, trotzdem 175 Millionen aus dem außerordentlichen Etat ins Ordinarium hinübergenommen, verschiedene Lebensmittel zollfrei erklärt, keine einzige neue Steuer, mit Ausnahme derjenigen für Alkohol, geschaffen und bedeutende Ausgaben für soziale Zwecke gemacht wurden. Die Staatsschuld diente zu öffentlichen Arbeiten, deren Ertrag die Zinsen der Schuld zählt. Die gegen die klerikale Schulpolitik erhobenen Anklagen haben wir in diesen Blättern eingehend zurückgewiesen. Auch der Vorwurf, für die Arbeiter sei so viel wie gar nichts geschehen, ist aus der Luft gegriffen. Viel wurde für die Arbeiter getan; allein die soziale Gesetzgebung muß den Sitten des Landes angepaßt sein, und das läßt sie uns Deutschen oft als minderwertig erscheinen. Wenn auch noch viel zu erreichen ist, tut hier die katholische Partei mehr, als irgend eine andere politische Fraktion Belgiens je zu leisten imstande wäre. Die stets von neuem aufgetischten Klagen über klerikale Intoleranz und Rückständigkeit brauchen wohl kein weiteres Mal widerlegt zu werden.

Bei den diesjährigen Wahlen wurde hauptsächlich die Kongofrage gegen die Katholiken ausgespielt. Die genaue Sachlage ist den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" bekannt, und die von den Radikalen und Sozialisten ihren Wählern vorgetragenen Anklagen sind im großen und ganzen unbegründet; aber auf die unvernünftigen Massen machen Schlager wie neue Steuern, diplomatische Konflikte, Entsendung belgischer Soldaten nach Afrika, auch wenn sie, wie hier, vollständig erlogen sind, stets wieder Eindruck.

Da haben wir einen Grund der sozialistischen Erfolge, die man übrigens nicht überschätzen darf. Das Mandat in Lüttich verdanken sie Uneinigkeiten der Katholiken, das in Huy der Rückkehr von Wählern, die ihnen bei früheren Gelegenheiten abtrünnig geworden waren. Die übrigen Sitze wurden ihnen von den Liberalen geschenkt.

Aus Haß vor dem Klerikalismus schlossen nämlich die liberalen Monarchisten und Manchesterleute mit den sozialistischen Republikanern und Umstürzlern ein Wahlbündnis ab, laut welchem sie auf einer und derselben Liste als Kandidaten standen. Die Folge davon war, daß die gemäßigten Liberalen für die Katholiken, die Radikalen für die Sozialisten stimmten. Das Ende vom Lied war der Verlust zweier Mandate der Liberalen zugunsten der Sozialisten. Besser kann doch wohl die Tatsache

nicht illustriert werden, daß die Liberalen für die Sozialisten die Kastanien aus dem Feuer holen und im Radikalismus immer mehr versumpfen, während die Katholiken allein dem Umsturz einen widerstandsfähigen Damm entgegenstellen.

Diesen Damm noch weiter zu verdichten, ist die nationale Pflicht der Katholiken, wenn sie nicht überflutet werden wollen. In dieser Beziehung haben sie bei der verflossenen Wahl vielleicht ein bißchen gesündigt. Die belgischen Konservativen können sich immer noch nicht dazu bequemen, ihre Politik in wirklich christlich demokratische Bahnen zu lenken. Zwar ist die Spannung zwischen Demokraten und Konservativen in der katholischen Fraktion nicht mehr so groß wie vor einigen Jahren, und in dem jetzigen Ministerium Schollaert herrscht sogar das demokratische Element vor; aber hie und da kommt es doch noch zu peinlichen Auftritten. So konnte bei den jetzigen Wahlen in Lüttich und in Tongern eine Verständigung nicht erzielt werden, und in diesen beiden Distrikten gingen zwei katholische Mandate deshalb verloren. Hoffentlich wird das für die Zukunft belehrend wirken. In Mons dagegen, der bisherigen Hochburg des Liberalismus und des Sozialismus, feierten die Katholiken Triumphe, weil dort ihre Politik auf praktischer, echt christlich-sozialer Basis fußt. Wie in Mons muß es überall gemacht werden, wenn die Katholiken mit verjüngter Kraft arbeiten und weitere Erfolge erzielen wollen. Das ist um so notwendiger, als die Radikalsozialisten, wenn sie ans Ruder kämen, Belgien eine neue Auflage des Combismus bescheren würden.

Abendfriede.

Es schwebt die Nacht mit leisem Fuß
Von dämmerblauen Gipfeln;
Der Sonne goldner Abendgruß
Spielt lispelnd in den Wipfeln;
Ein Reh tritt hin zum Waldesrand
Und staunt hinaus ins stille Land,
Das sanfte Ruhe bettet.

Wie ist die Erde schön und gut:
Ein schlummernd Kind mit Rosenwangen.
Das Traumlied rauscht im Grund die Flut,
Und Friede hält die Welt umfangen.
Viel Engel durch die Lande zieh'n,
Und unter ihrem Fuß erblüh'n
Das Glück, der Lenz, die Liebe.

Joseph Vorst.

Der französische Offizier und die Deutschen.

Aus Dijon schreibt ein eifriger Leser der „Allgemeinen Rundschau": Deutsche Staatsangehörige sollen in Casablanca einem französischen Offizier einen Paß oder einen Geleitsbrief vorgezeigt haben, worauf dann der betreffende Offizier nichts besseres zu tun gewußt habe, als das Schriftstück zu bespucken. — —

Dagegen protestiert der „Progrès", das republikanische Organ der Cote d'or: Daß deutsche Zeitungen voll Entrüstung diese Affäre aufgegriffen haben, sei ein Beweis nicht nur von Unehrlichkeit, sondern vielmehr noch von außerordentlicher Unwissenheit. Unehrlichkeit, weil die Sache offenkundig falsch sei, Unkenntnis hinsichtlich des Charakters, des Geistes, der die französische Armee beseelt. —

Mag sich die Sache zugetragen haben in dieser Art und Weise, mag sie tatsächlich Erfindung lügnerischer Phantasie sein, beides ist ja zu bedauern, und ich wüßte nicht, welches mehr — — einerlei, das französische Blatt kleidet seinen Protest in allgemeine Ausführungen, die beachtenswert sein dürften.

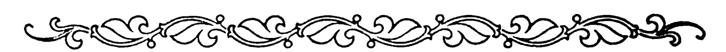
Unkenntnis werfe man den Franzosen vor, Unkenntnis mit Sitten und Gebräuchen anderer Völker, und gerade die Deutschen erhöben zumeist diesen Vorwurf. Haben sie denn, sie vor allem, Grund dazu? Kennen die Deutschen die Franzosen denn soviel besser, kennen sie dieselben überhaupt? Wollte man der Sache auf den Grund gehen, man käme zur gegenteiligen Ansicht, daß nämlich die Franzosen Deutschland besser kennen, mehr sich bemühen, diese Kenntnis zu erlangen und auszubilden. Das neue Reich, geboren aus französischen Niederlagen, hat zu ernsten Studien veranlaßt, während man sich jenseits des Rheins kaum dermaßen mit Frankreich beschäftigt habe. — — Ja, Böswilligkeit, Gemeinplätze, aus Voreingenommenheit geboren, leiteten in Deutschland die öffentliche Meinung über die französischen Nachbarn. — Dies beweise aufs neue die Art und Weise der Behandlung dieses Falles. —

Das französische Blatt ergeht sich dann in folgende Ausführungen: „Man ignoriert in Deutschland zu sehr, daß die moralische Kraft unserer Armee in unseren Offizieren, in ihrer Erziehung begründet liegt. Vermag in Deutschland der Träger eines gutklingenden Namens ohne Mühe die Epauletten zu erlangen, so bleibt es für den Bürgerlichen ein schwer erreichbares Ziel; in Frankreich vermag auch der Sohn dürftigerer, wenig angesehener Herkunft jenes Ziel zu erreichen. Mancher Aristokrat, mancher reiche Sohn kann die Auszeichnung eines Kameraden armer Herkunft beneiden. Unser Offizierkorps ist tatsächlich eine Elite. Es gibt Ausnahmen. Doch gewisse Ereignisse kommen nicht vor, können sich nicht ereignen, weil sie bei uns von niemand geduldet würden. Unsere Offiziere besitzen Achtung vor einander und vor allem — Selbstachtung. Unsere Offiziere wissen zu unterscheiden, was ihrer würdig und was unwürdig ist . . . .

Die Skandale vor Gericht, die von Zeit zu Zeit sich in der kaiserlichen Armee ereignen, die offenkundig werden trotz aller Bemühungen, sie zeigen deutlich den Geist, der die deutsche Disziplin beherrscht. Man erträgt solche Skandale, man möchte sie beinahe entschuldigen. — So mag man dazu kommen, bei dem französischen Offizier gleiche Allüren zu vermuten . . . . In Wirklichkeit ignorieren uns die Deutschen: sie glauben, daß unsere Offiziere trinken und spielen, wie so viele der ihren; während doch der Ernst des Lebens, der Wunsch ein gutes Beispiel zu geben, alle beseelt bei uns, die die Epauletten tragen."

Wieweit diese Ausführungen berechtigt sind, soll heute nicht untersucht werden. Aber man sollte an denselben nicht stillschweigend vorübergehen.

Renard.



Von der Hessischen Landesausstellung zu Darmstadt.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Die Eröffnung der Ausstellung am Samstag, den 23. Mai, erweckte mit ihren Begleitumständen lebhaft die Erinnerung an den Einweihungsakt, mit dem acht Tage zuvor die Münchener Ausstellung der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Den ganzen Tag regnete es in Strömen, und der Zustand der Wege war für die Festtoiletten nicht vorteilhaft. An München erinnerte ferner auch die Unfertigkeit der Ausstellung. Aber diese ist schließlich ein so allgemeines Merkmal solcher Veranstaltungen, daß dabei wohl irgendein noch unerforschtes Naturgesetz walten mag. Ein paar Dinge waren dagegen in Darmstadt nicht zu finden, ob zum Vorteil gegenüber der Münchener Ausstellung, mag der Beurteilung des Lesers anheimgestellt bleiben. So zum Beispiel hat man schon bei den Vorbereitungen von den Bemühungen der Reklame nur wenig gehört und gesehen. Es fehlten auch die niedlichen Losverkäuferinnen, die infolge ihres zudringlichen Benehmens so sympathisch wirken. Und ein Vergnügungspark ist schon gar nicht da. Daß man in Darmstadt auf den Beifall des Publikums keinen Wert legt, ist mir gleichwohl sehr unwahrscheinlich; ich glaube vielmehr, daß man dort schon so weit ist, sich seiner sicher zu wissen. Das Wort „Beifall" möchte ich dabei nicht durchweg mit dem Begriff „Zustimmung" identifiziert sehen. Aber gerade der Widerspruch, der stellenweise herausgefordert wird, macht ja lebendig und wirkt förderlich. Auf keinen Fall läßt sich bestreiten, daß das Ganze einen Zug großer Vornehmheit trägt, einen Ernst und eine Strenge der Sachlichkeit erweist, die zur Anerkennung zwingt.

Die Ausstellung hat einen stattlichen Umfang. Sie ist in zwei Hauptgebäuden untergebracht, deren eines auf dem Gipfel eines Hügels — der sogenannten Mathildenhöhe — von einem riesigen Aussichtsturm überragt wird, das andere am Fuße der Anhöhe durch seine in die Breite gehende Anlage bestimmt ist, zu jenem das Gegengewicht zu liefern. An diese beiden mächtigen Gebäude lehnen sich mehrere Mustergärten, eine kleine Friedhofsanlage, das Gebäude der Architekturausstellung, während seitwärts ein großer Komplex sich ausdehnt, wo drei größere Villen und sechs kleinere Wohnhäuschen in Gartenanlagen verteilt sind.

Das Ganze ist so angeordnet, daß überall das malerische Prinzip gewahrt bleibt, allenthalben neue interessante Gruppierungen das Interesse gefangen nehmen.

Der zuvor erwähnte Turm führt allgemein den Namen „Hochzeitsturm“, weil er zur Erinnerung an die Vermählung des Großherzoglichen Paares errichtet worden ist. Der Entwurf ist von Professor Olbrich. Die Wirkung ist eine überaus massige, schon infolge des dunklen Backsteinmaterials, dessen Flächen durch die Fensterreihen der einzelnen Geschosse und das dabei verwandte Sandsteinmaterial kräftig unterbrochen werden. Der eigentümliche Abschluß mit fünf pyramidal aufsteigenden Halbkreisen dürfte nicht jedermanns Sache sein. Wer beim Turmbau beflissen ist, die Tradition zu verlassen, findet in der Lösung der Spitze Schwierigkeiten, die bisher noch nirgends sich ganz haben besiegen lassen.

Das Ausstellungsgebäude, aus dem jener Turm emporsteigt, beherbergt die Werke der freien Kunst. Hier finden wir eine über 400 Nummern umfassende Vereinigung von Oelgemälden, Zeichnungen und graphischen Arbeiten. Dazu kommt ein halbes hundert Skulpturen. Sensationen bringt diese Kunstausstellung nicht, befriedigt aber durch eine Fülle sehr vortrefflicher Leistungen, über deren Auswahl ersichtlich ein strenges Gericht gewaltet hat. Hervorzuheben sind Gemälde von A. Beyer, E. Bracht, H. Heinz, L. v. Hofmann, A. Noack, Schmoll von Eisenwerth, O. Ubbelohde, H. v. Volkmann. Von Künstlern, die in München leben, erwähne ich u. a. M. Kern, K. Küstner, Ph. O. Schäfer, P. Weber. Auch eine kleine Harburger-Gruppe fehlt nicht. Von Plastiken kann an dieser Stelle nur auf Arbeiten von R. Cauer, A. Gaul, L. Staudinger, Georg Busch-München hingewiesen werden.

Das große untere Ausstellungsgebäude (von Professor Albin Müller) birgt in einer Unzahl nicht durchweg übersichtlich angeordneter Räume die Werke der angewandten Kunst. Was die Beherrschung des Raumes, geleitet von zum Teil höchst ungewöhnlichen neuen Auffassungen, heutzutage zu leisten vermag, davon erhält man hier ein überaus reichhaltiges Bild, dem es ebensowenig an schönen wie an wunderlichen und befremdlichen Seiten fehlt. Eine Menge dieser Zimmer, Säle, Hallen, Dielen, Loggien, Ruheräume, Höfe, Bäder, Flure, Gänge und Gärten zeigen das Bestreben nur allzu deutlich, um jeden Preis anders sein zu wollen als Seitheriges. Dafür erfreuen aber viele dieser Räume auch durch eine Solidität und abgeklärte Schönheit, der man Kraft genug wünschen möchte, um jene anderen gesuchten Absonderlichkeiten allmählich aus dem Felde schlagen zu können. Durchgängig ist anzuerkennen, daß bei dem Entwurf der Einzelheiten wie der Gesamtbilder der Grundsatz der Materialgerechtigkeit und Zweckmäßigkeit befolgt worden ist, teilweise freilich so weitgehend, daß darüber der Eindruck freundlicher, warmer Wohnlichkeit verloren geht. Von den schönsten Räumen nenne ich den für das Justizgebäude in Mainz bestimmten Schwurgerichtssaal, einen Lesesaal für das Isenburger Schloß, einen Musiksaal mit goldbraun polierter Wandvertäfelung, ein Ankleidezimmer mit gesticktem Wandfries in Seidenstoff, ein Speisezimmer, dessen Wände unten mit grünem Stoff bespannt, oben weiß sind mit Golddekor. Die Gärten der gesamten Ausstellung zeigen Anlage nach durchaus architektonischen Grundsätzen, Großzügigkeit und dekorative Wirkung. Sehr viele Einzelheiten der Ausstellung der angewandten Kunst stammen von Professor Müller, andere von den Architekten Koch, Stief, Krug, Wickop, Lebach, Professor Olbrich u. a.

Die Architekturabteilung bringt eine Fülle von Abbildungen solcher Bauten, die unter der Leitung der Großherzoglichen Staatsregierung neuerdings entstanden sind. Ferner solche von Schöpfungen privater Künstler. Ihrer gibt es in Hessen eine gewaltige Menge. Bekanntlich sind auch die beiden großen Berliner Meister, Messel und L. Hoffmann, aus Hessen gebürtig. Von den trefflichen Leistungen der hessischen Baukunst und insbesondere von ihrer Fähigkeit, den Privatwohnbau sinngemäß und künstlerisch herauszuarbeiten, geben neun ausgeführte Bauten der Ausstellung Zeugnis. Drei von ihnen sind größere Villen, sechs Arbeiterhäuser. Letzteren gebührt zweifellos der Vorzug. Hier ist keine Spur von Künstelei, noch von gesuchter Einfachheit, sondern alles wirkt natürlich, freundlich und gemütlich. Eine schlichte Familie müßte sich in einem solchen Hause recht von Herzen wohl fühlen können.

Nicht vergessen sei zum Schluß noch einer kleinen Friedhofsanlage, die ein paar auserlesene, in Material und Form befriedigende Denkmäler darbietet. Allen Bestrebungen, die der bisher jämmerlich darniederliegenden Friedhofskunst aufhelfen können, muß man aufrichtige Sympathie entgegenbringen.

François Coppée †

Von

P. W. de la Porte.

Der im Alter von 68 Jahren in Paris verblichene Akademiker François Coppée war wohl der volkstümlichste aller zeitgenössischen Poeten Frankreichs. Zum ersten Male trat er 1866 mit dem „Reliquaire“ (Reliquienschrein) an die Oeffentlichkeit, und wenn auch hier der Anfänger zuweilen noch unbeholfen herumtappt und dabei ein gewisser Hang zum jugendlichen Pessimismus vorherrscht, verrät das Werk ein nicht zu unterschätzendes Talent. Auf den „Reliquienschrein“ folgten eine Reihe zärtlicher und trauriger Gedichte, welche, wenn ihnen auch manchmal der große dichterische Hauch abgeht, eine seltene Vollendung der Zeichnung und lebhaftes Kolorit aufweisen. Allmählich hatte der Dichter sein eigentliches Genre gefunden, und er hat dasselbe auch bis ans Ende nie ganz verlassen. Irgend eine rührige Szene in einfachen und gedrängten Rahmen kleiden, ein Erlebnis in einigen kurzen Sätzen skizzieren, namentlich dem Kleinleben Freud und Leid ablauschen und seine Beobachtungen in glockenreiner Sprache und formvollendeten Versen niederlegen, war Coppées Geheimnis. Wie kein zweiter verstand er es, ein glückliches Ereignis zu dramatisieren oder eine Träne auf bleicher Wange zum Gegenstande seiner Strophen zu machen. Die dürftigen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen, bis in die kleinsten Einzelheiten zu schildern und vor dem Volke aufleben lassen, war seine Kunst und auch der Grund seines Erfolges. Gerade dieses Volk, das an der Poesie eines Viktor Hugo oder eines Lamartine verständnislos vorüberging, begeisterte sich an den einfachen und melancholischen Weisen des Sängers der „Intimités“, „Humbles“, „Cahier rouge“ usw. Seine wuchtigen Monologe, so „Grève de Forgerons“, fanden einen ebenso großen Erfolg wie seine 1878 veröffentlichten „Recits et Elégies“, in denen Legenden und geschichtliche Episoden knapp und reizend wiedergegeben werden.

Den ersten Triumph vor der breiten Oeffentlichkeit brachte Coppée der Einakter „Le Passant“, der 1869 im Odeon einen selten gesehenen Erfolg erzielte und auch für Sarah Bernhardt, die als Debutantin die erste Rolle spielte, bahnbrechend war. Der „Passant“ gefiel wegen seiner poetischen Frische und der Natürlichkeit der Handlung, denn ein dramatisches Meisterwerk ist es nicht. Auch Coppées spätere Dramen, so „Severo Torrelli“ (1883), „La Guerre de 100 ans“ (1895), die „Jacobites“ (1895), „Pour la Couronne“, ernteten großen Beifall, weil sie in tadellosen, klangvollen, harmonischen Versen geschrieben, in ihrer klaren, einfachen Darstellung und Handlung eine große Theaterkenntnis aufweisen, besonders aber, weil sie eine Reaktion waren gegen die naturalistischen, moralisch seichten Modedramen.

In seinen Romanen und Erzählungen tritt stets die in den „Humbles“ beobachtete Melancholie zutage. Bemerkenswert ist bei Coppée, daß ihn die Triumphe nie bei der Vernachlässigung der Form ertappten. Alles, was Coppée schrieb, ist form- und stilgerecht. Stets blieb er ein vollendeter Künstler. Auch hatten ihn, den der „Passant“ endgültig der Sorgen überhoben, so daß er eine Beamtenstelle im Kriegsministerium niederlegen konnte, um sich nur der Literatur zu widmen, seine Erfolge nicht übermütig gemacht. Er, der seit 1884 der französischen Akademie angehörte, war allen jüngeren Poeten und Schriftstellern ein treuer Freund und Berater. Als Mensch war Coppée nie ein Feind der Religion, lebte aber den größten Teil seines Lebens religiös indifferent. 1898 kehrte er in den Schoß der Kirche zurück und war seither ein glaubenstreuer Katholik. Sein bei dieser Gelegenheit geschriebenes Buch „Bonne souffrance“ trägt den Stempel einer gesunden christlichen Philosophie.

Frankreich verliert in Coppée einen der besten Vertreter der Literatur. Man behauptet, der Dichter sei vlämischen Ursprungs. Seine Werke bestätigen dies in gewissem Sinne. Coppée hat, so dürfte es scheinen, den intimen christlichen Charakter und die vollendete Technik der vlämischen Meister mit dem Pariser Esprit und der französischen Lebhaftigkeit verschmolzen. Da liegt vielleicht das Geheimnis der Originalität des Dichters.

Himmels-Pfingsten.

Dort oben blüht ein Garten,
Wo Gottes Gärtnerhand
Der Blümelein wird warten
Im ewigen Frühlingsland.
Mich sehnt's der Stund' entgegen,
Da mich die Liebe pflückt,
Und Gott mit reichem Segen
Mich in den Garten schickt,
Vor dem die Zeit erschauernd
Und sterbend stille steht,
Wenn Ewigkeiten dauernd
Singen ihr Pfingstgebet.

Eugen Mack.

Irmingard.

Skizze von Marie Amelie Freiin von Godin.

Irmingard Hettner lag unter einem Fliederstrauch; Wärter und Arzt hatten sie vor einer Stunde dort in einen bequemen, breiten Strohstuhl gebettet.

Irmingard hielt ihre durchsichtigen Hände über der seidenen Decke lose verschlungen, vergrub das blonde Köpfchen tief in die weichen Kissen und blinzelte zu den Blüten auf. Die Zweige des Fliederbusches waren mit schweren, dunkelvioletten Blumendolden ganz beladen, und die Blüten prangten in ihrer höchsten Entfaltung, so daß, ging ein leiser Windhauch durch das Gezweig, einzelne Blumensterne auf die Liegende niederglitten. Durch die Blätter und Zweige aber, durch das Rotviolett der Dolden strahlte und gleißte lichtdurchtränkt das Blau des Himmels, und die Sonnenstrahlen sprangen, nachdem sie alle Hemmnisse von Laub und Astwerk siegreich überwunden, über Irmengard hin. Insbesondere ein Lichtfunke war es, der gar nicht mehr von ihr ließ; er tanzte beständig von ihrem blonden Haar, das er in funkelndes Gold verwandelte, über ihr bleiches Gesicht, bis zu den schmalen, zarten Schultern, um die ein weißes Wolltuch geschlungen war.

Der tanzende Lichtstrahl allein brachte Leben in dies durchsichtige Mädchenantlitz, er allein schien sich des herrlichen Tages zu freuen. — Irmingard ertrug das Licht und die Schönheit und das Fest in der wonnevollen Natur um sie, wie es ihr beschieden worden, ihr ganzes junges Leben zu tragen als eine Qual, weil sie zu schwach, zu matt, zu hoffnungslos war, diese Freudigkeit mitzuempfinden.

Vielleicht tat ihr mit einem Male der Gegensatz weh zwischen der schwellenden, jauchzenden Pracht dieses Tages und ihrem Elend; denn sie wendete plötzlich das Haupt ein wenig auf die Seite, um dem hüpfenden Strahle zu entkommen, der die Lust dieser Stunde voll Sonnenschein und Blütenpracht so übermütig, so bezwingend verkörperte — sie blickte vom Fliederstrauch hinweg, jenseits des Parkweges, auf den sonnigen Abhang mit den großen Beeten weißer Rosen, die eben ihre ersten Knospen entfalteten — auf das blaue Meer, das sich am Fuße der Anhöhe uferlos dehnte; es war das Meer heute glatt und friedlich, schien ein Kristallspiegel aus fleckenlosem Azur; nur ab und zu ein kleines weißes Segel unterbrach seine sehnsüchtige Unbeweglichkeit.

Das Mädchen verfolgte eines dieser Schifflein, wie es die Fluten durchschnitt, bis es schließlich weit, weit in der Ferne ganz in der Sonne und ihrer Glorie unterzutauchen schien. Da schloß Irmingard die Augen und um ihren Mund zuckte jählings ein bitterer, fast wilder Schmerz. Wie oft hatte sie sich in den letzten Tagen von der Lebenspracht des Gartens, die ihr weh tat, zu der Ruhe der See und wieder von der weichen Sehnsucht des Meeres, die ihr ins Herz schnitt, zu der Zerstreuung des Parkes geflüchtet.

Am liebsten hätte sie sich und ihr hoffnungsloses Elend in ein dunkles Gemach vergraben — aber sie sprach nicht davon — denn wer hätte von all den Gesunden um sie das jemals auch nur begriffen?

Von Tag zu Tag, mit der Herrlichkeit des Frühlings dieser gesegneten Gegend, wuchs ihre Pein, und nun schien ihr, daß selbst Gebet, längst die Zuflucht dieses traurigen Herzens, ihr nicht mehr Friede und Ergebung zu bringen vermöchte.

„Irmingard," schreckte sie eine Männerstimme aus ihrer Versunkenheit auf, „ich komme eben an, um dich zu besuchen."

Sie heftete ihre dunkelblauen Augen träumerisch auf des Jünglings klargeschnittenes, junges Gesicht, auf seine hohe schlanke Gestalt, als habe sie Mühe, sich mit ihm zurechtzufinden. Dann aber lief eine feine Röte über ihre Züge: „Herbert — du!"

Er setzte sich auf den Rasen neben ihre niedere Lagerstatt: „Ja, ich," entgegnete er, und seine Stimme zitterte ein wenig, „hatte ich denn nicht versprochen zu kommen?"

„Als ob die Menschen ihre Versprechen hielten!"

„Vielleicht nicht alle, aber ich, Irmingard!"

„Ich freue mich sehr," sagte sie leise. Da ergriff er ihre beiden Hände: „Liebe, kleine Cousine!"

Nun aber war etwas in seinem Ton, was sie heute nach all dem übrigen noch zu ertragen zu schwach war. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und wie ein Hauch kam es jammernd, trostlos über ihre Lippen: „Wäre ich doch schon tot!"

Er erbleichte: „Irmingard!" Aber sie ließ sich nicht beirren, sprach immer rascher, mit dem Eifer der Verzweiflung, überwand selbst das schmerzliche Hüsteln, das ihr das Reden so bitter erschwerte: „Ja, ja, tot — dann wäre ein Ende. Was ist das Leben für mich gewesen? Ein einziger, großer Schmerz und ein großes Verzichten. Herzzerreißend ist mein Leben gewesen."

„Irmingard!"

„Laß mich! Sah ich nicht meine Mutter sterben, so wie ich jetzt sterbe — und dann meine beiden Schwestern — zuletzt meinen Bruder — weiß ich nicht seit Jahren, daß mich das gleiche erwartet, — daß ich dafür gezeichnet bin?"

„Irmingard, Irmingard!"

„Ja, das gleiche! Dies gleiche Hinsiechen mit der fürchterlichen Hoffnung, die trotz allem immer wieder erwachen will und jedesmal trostloser erstickt, vernichtet wird, mit der entsetzlichen Müdigkeit, die in die Adern kriecht, schwer wie Blei und immer näher zum Herzen kommt — und mit dem Fieber, der brennenden Sehnsucht, die immer wieder nach ein bißchen Glück verlangt. Ich weiß kaum, warum ich dir das alles sage, in der ersten Stunde, in der du bei mir bist, fast in der ersten Minute — ich muß! Vielleicht treibt mich wieder das Fieber. Verstehe doch, daß ich verlangen muß, tot zu sein."

„Nein, nein, das will ich nicht verstehen."

„Dir erginge es an meiner Stelle wie mir! Sehe ich denn nicht an den Augen der Meinen, daß ich verurteilt bin, wenn ich's nicht selber wüßte — an den Augen meines Vaters, der nun dies furchtbare Schauspiel gerade wie ich zum fünften Male erlebt — und der mit seiner jungen Frau dennoch das Leben liebt. Wer versteht mich, wer hat mich gern? Niemand! Denn diesen beiden, denen bin ich nur der Schatten in ihrem Glück, der letzte Rest einer Vergangenheit, die sie vergessen wollen. Weiß der Himmel, ob sie mich nicht hassen!"

„Irmingard!"

„Einmal muß ich es sagen. Ich kann sie nicht sehen ohne Schmerz, denn sie genießen alles, was ich werde verlassen müssen, was ich nie besitzen werde — wie sie's genießen, mit jeder Faser ihrer glückgierigen Herzen. Herbert, Herbert, mir scheint, ich könnte alles ertragen, wenn ich nur ein einziges Mal geliebt worden wäre, wenn nur einem einzigen Menschen auf der Erde mein Tod ein Schmerz wäre und keine Erlösung."

Da griff der junge Mann an ihrer Seite wieder nach ihren beiden Händen: „Irmingard, sieh mich an!"

Sie gehorchte und sah ihn an und begriff aus der grenzenlosen Traurigkeit seiner Augen, aus dem Zucken seiner Lippen, was er ihr sagen wollte, noch ehe er sprach.

„Irmingard, ich liebe dich lange, lange schon!"

„Du?"

„Lange! — Lieb dich mit der ganzen Kraft meines Herzens und schwieg, um dein Leid nicht zu erschweren — nun aber mußt du's wissen!"

Während er sprach, kam trotz allem in seinen Augen ein freudiges, glückliches, strahlendes Leuchten, das überwand ihr Mißtrauen, er könnte nur aus Erbarmen gesprochen haben.

Langsam und sachte hob sie die Hand und legte sie um seinen Hals: „O, dann nimm mich in deine Arme", bat sie.

Voll sorgsamer, ehrfürchtiger Zärtlichkeit tat er ihr den Willen: „Sieh mich weiter so an, die Welt ist schön," sagte Irmingard, „der liebe Gott ist gut — und du bist lieb, lieb; ich weiß nun, daß du gekommen bist, um mich nicht allein und fern von dir sterben zu lassen. Nun ist die Bitterkeit von meinem Herzen!"



„Irmingard, Irmingard," schluchzte er, aber sie wiegte sanft ihr blondes Haupt. „Es kann nicht mehr lange dauern, denn ich bin todmüde — so schwach, so schwach! Du wirst später glücklich werden, auch ohne mich — aber, du wirst mich nie vergessen und ich hatte doch nun auch eine Liebe, die ganz mein war." Sie spielte liebkosend mit seinen Haaren, und er küßte sie. „Du wirst mich auch küssen, wenn ich sterbe, und deine lieben, lieben Augen werden wie heute auf mir ruhen — und ich will dann später über dir wachen, ich werde für dich bitten. O, ich hab dich lieb und ich danke dir."

Sie weinten zusammen — nicht aus Schmerz, aus Glück, Wehmut. Sie wußten, daß das Leid ihrer harrte, aber sie wollten es auf sich nehmen, um der reinen, trostreichen Seligkeit willen, die ihnen in dieser Stunde beschieden worden war.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Die höchste Kunst.

Ich bin der König Eduard,
Verblüff' die Welt auf meine Art,
Mach' Politik auf Reisen,
Um andere einzukreisen.
Im Nebenamt zum Zeitvertreib
Schaff' ich zum Schmucke für den Leib
Stets neue Modewerte,
Verschone nur die Bärte,
Dieweil die neue Schnurrbart-Tracht
Mein Neffe Hohenzollern macht.
Stöcke, Röcke, Knöpfe, Hosen,
Krawatten, Schuh' und andere Chosen
Erfinn' mit viel Geschmack und Chike
Ich, Eduard, genannt der Dicke.
Horcht auf, so ihr noch nicht vernommen
Die Prachtidee, die mir gekommen:
In Seitenbreite fürder walte
Die Hosenmodebügelfalte!
Allüberall mein Lob erschallt,
Ich bin berühmt bei jung und alt
Als Kunstmäcen in allen Zonen,
Wo moderechte Menschen wohnen.
Den anderen Künsten Ehr' und Gunst —
Die höchste bleibt die Schneiderkunst. **Rigoletto.**

Momentbild aus dem preußischen Wahlkampf.

Dem Vernehmen nach steht Herr Amtsgerichtsrat Bresgen aus Bonn im Begriffe, nachstehende Berichtigung zu veröffentlichen: „Es ist unwahr, daß ich in einer liberalen Wahlversammlung zu Godesberg am 21. Mai die Wendung gebraucht habe: ‚Die Schwarzen muß man vor den Bauch treten.' Zur Widerlegung dieser schmachvollen Unterstellung berufe ich mich auf das Zeugnis des Vorstandes des Zentrumsvereins Godesberg, der mir in einem Flugblatt ausdrücklich bescheinigt, daß ich nur gesagt habe: ‚Die Schwarzen, die vaterlandslosen Gesellen, muß man treten, wo man sie trifft. Reißt den Pfaffen die Kutten herunter, es steckt nur Heuchelei drunter; unter die Füße mit ihnen!' Dies zur Ehre der liberalen Partei und zur Steuer der Wahrheit." **Bull.**

Das neueste Münchener Vexierbild.

Die „Ausstellung München 1908" ist eröffnet. Als Magnet für das Fremdenpublikum aus aller Welt sind etwa hundert Feste in Aussicht genommen. Alles, was kreucht und fleucht, was irgend einen in Worten ausdrückbaren „Sport" treibt, was schwimmen, reiten, laufen, turnen, boxen, stemmen, auteln, radeln, rodeln, schießen, rudern, segeln, kegeln, ballen, Tennis spielen, skaten, rauchen, fliegen, reden, dichten, malen, meißeln, formen, bauen, blasen, flöten, streichen, singen, mimen, tanzen oder auch nur hören, schauen, Auge, Nase und Mund aufsperren kann, wird sich in diesem Sommer in München generalversammeln und ein Stelldichein geben. Im Vergnügungsparke sind die Herrlichkeiten von zwanzig Oktoberfesten überboten. Für Gelegenheiten zum Trinken und Essen ist in großartigster Weise vorgesorgt. Wasserkünste, Beleuchtungszauber und Feuerwerke tun das übrige. Einer der Hauptmacher der „Ausstellung München 1908" soll gewettet haben, daß den Besuchern alle fünf Sinne derart berauscht werden, daß sie die Hauptsache, nämlich den Besuch der „Ausstellung", völlig vergessen. Es soll aber doch schon einige geben, welche einigermaßen ärgerlich nach der „Ausstellung" gefragt haben. Seit drei Tagen sind vier starke, nüchterne Männer, von Polizeihunden begleitet, unterwegs, um die Ausstellung zu suchen. Dem ehrlichen Finder ist eine hohe Prämie zugesichert. Man ist auf das Resultat der Expedition allgemein gespannt. **Bernd.**

Bühnen- und Musikrundschau.

Künstlertheater. „Daß Erler im Silhouettenstil stark ist, habe ich bei diesem Zeichner nie bezweifelt," schreibt mir ein bekannter Aesthetiker von Ruf, und so entspräche mein Bericht ganz der Vorstellung, die er sich aus der Ferne von der Faustinszene gemacht habe. Ich erwähne dies als Beispiel, daß eine ruhige, objektive Betrachtung fast immer zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Wenn aber aus den regelmäßig ausverkauften Vorstellungen des „Faust" auch mancher hochgebildete Mann enttäuscht das Haus verläßt, so dürfte dies in erster Linie in etwas überhitzten Berichten liegen, die da und dort zu lesen standen, und die die größten Erwartungen weckten. Ich sehe daraus, daß ich nicht unrecht tat, als ich einen etwas nüchternen Ton anstimmte. Im ganzen wird kein Besucher, der, wie ich, die Szenen von intimem Charakter zumeist als nicht gelungen betrachtet, einige imposante Raumwirkungen übersehen, welche sicherlich da und dort Früchte tragen werden. Anläßlich der Tonkünstlerversammlung wurden Glucks „Maienkönigin" und das „Tanzlegendchen" mit Musik von Bischoff gegeben. Für das Schäferspiel der Gluckschen Frühzeit bot die Inszene keine Schwierigkeiten. Sie lag diesmal in den Händen eines Bühnenpraktikers, Buschbeck, welcher sich den Reformideen gut anzupassen wußte und allerliebste Silhouettenwirkungen erzielte. Die gestutzte Gartenhecke würde durch eine leise Andeutung der Maienzeit minder pedantischen Charakter haben. Die geschmackvollen Kostüme hielten sich streng in den Formen der Zeit. Werden nun solche Singspielchen sich hier lebenskräftiger erweisen als an „höfischen Prunkbühnen", für die sie doch einst geschaffen wurden? Ich meine, sie werden überall da noch wirken, wo sie für ihre zarten Reize ein aufnahmebereites Publikum finden, das bei Festspielen natürlich frischer und williger ist als im gewohnten Theaterbetrieb. Mottl dirigierte das Werk mit stilsicherer Feinheit. Gespielt und gesungen wurde von den Damen Bosetti, v. Fladung und Preuse, sowie von den Herren Bauberger und Walter aufs liebenswürdigste. Die Regieleitung lag in Prof. Fuchs' bewährten Händen. — Gg. Fuchs hat das Tanzspiel nach einer alten Legende mit Bühnengeschick entworfen. Wir kennen das „Tanzlegendchen" hauptsächlich aus G. Kellers liebreizender Erzählung. Nach den Aufzeichnungen des hl. Gregorius war Musa von Kind auf von solcher Tanzlust bewegt, daß sie sogar der Jungfrau Maria tanzend ihre Verehrung zollte. Die Madonna sandte zu ihr den König David, der ja auch einst selbst vor der Bundeslade getanzt hatte, mit der Weisung, Musa möge dieser Lust entsagen, dafür werde sie einst im Reigen der Seligen tanzen dürfen. Musa folgt dem Gebote. Bei ihrem frühen Tode erscheint der König David und führt sie vor aller Augen vor den Thron der Madonna. Hans Beatus Wieland gab den irdischen Szenen einen Zug mittelalterlicher Naivität, den himmlischen mit der weitgedehnten, in ihren Konturen im Weihrauch verflimmernden Goldkuppel Erhabenheit. Durch den statt der üblichen Nebelschleier verwendeten Vorhang wurde das Bildmäßige des Eindruckes bei der himmlischen Erscheinung verstärkt. Allerdings gibt diese Gardine, so lange sie geschlossen ist, der Szene einen gar primitiven Charakter, von dem ich zweifle, daß er sich auf der Bühne des Alltages heute behaupten kann. Die Musa tanzte Frl. Bergmann vorzüglich im Sinne jener neueren Vertreterinnen dieses Faches. Ich möchte diese Kunstart kurz philosophisch vertiefte, aber auch beschwerte Antike nennen. Die die Handlung erklärenden unsichtbaren Chöre blieben leider unverständlich, es wird dies aber nur denjenigen stören, der mit dem Gange der Legende sich nicht vertraut weiß. Bischoffs Musik ist von edler Melodik und findet besonders für die Himmelschöre würdigen und ergreifenden Ausdruck, welcher auf das Publikum sichtlich von starker Wirkung war. Cortolezis dirigierte das „Philharmonische Orchester", das im Künstlertheater sich zu erfreulichsten Leistungen emporgehoben hat, mit liebevoller Sorgfalt. Die Chöre wurden von Mitgliedern des Lehrergesangvereines und des Lehrerinnensingchores sehr rein gesungen.

Aus den Konzertsälen. Der Ortsausschuß der Richard Wagner-Stipendienstiftung veranstaltete, wie alljährlich, ein Konzert zur Feier des Geburtstages des Meisters. Ob es zu solchem Anlasse gerade wünschenswert, Gelegenheitswerke ohne stärkeren künstlerischen Wert aufzuführen, erscheint mir zweifelhaft. Weder der vom Lehrergesangverein unter Cortolezis Leitung gut wiedergegebene Chorgesang anläßlich der Bestattung C. M. v. Webers, noch die aus gleichem Anlaß mit Benutzung von Euryanthemotiven komponierte Trauermusik zeigt Wagner auf der Höhe seiner Kraft. Die im populären Sinne wirkungsvolle „Poloniaouvertüre" aus dem Jahre 1836 enthält zuviel Konzessionen an den Alltagsgeschmack. Sehr viel günstiger repräsentierte sich die Auswahl des ersten Teils. Allerdings, die Legende von Wilhelmj zeigte den genialen Geiger als keine starke Komponistenpersönlichkeit. Beethovens Egmontouvertüre aber unter Mottls Leitung hatte die Veranstaltung stimmungskräftig eingeleitet. W. Braunfels brachte Bachs Konzert in D-moll, von den Geigern des Hoforchesters begleitet,

in durchaus stilsicherer und hochstehender Wiedergabe. Maud Fay sang Spohrs Jessondaarie sehr glanzvoll. Man sah wieder, daß das Hervorragendste, was diese Künstlerin bieten kann, eben außerhalb des Musikdramas liegt.

Verschiedenes aus aller Welt. Das renovierte Klassikertheater in Lauchstädt wird durch eine Vorstellung von Goethes „Iphigenie" neu eingeweiht. Ein Kunstfreund trägt die Kosten. — Eugen d'Alberts „Tiefland" wurde im Zeitraum von sieben Monaten in der Berliner Komischen Oper hundertmal gegeben. An anderen deutschen Bühnen ist die Novität in der verflossenen Saison 222 mal in Szene gegangen. Seit langem hat ein Werk von künstlerischem Werte sich nicht so viele Freunde gewonnen. Zur Jahrhundertfeier der Stadt Barmen werden musikalische und dramatische Festaufführungen vorbereitet. — In Suresnes bei Paris wird ein Altersheim für dramatische Schriftsteller erbaut. Baron Heinrich von Rothschild hat die Kapitalien für dies Unternehmen gestiftet. — In Leipzig wurde ein von Professor Seffner geschaffenes Denkmal Bachs enthüllt. Der Feier schloß sich ein Musikfest an, auf dem u. a. die Matthäus-Passion mit hervorragendem Gelingen aufgeführt wurde. — Kurz nach seinem 70. Geburtstage ist Adolph L'Arronge gestorben. Die Stücke des liebenswürdigen Lustspieldichters behaupten sich in dem Spielplan der deutschen Bühne und werden noch manches Jahr durch ihren treuherzigen Humor alt und jung erfreuen. Im Herbste werden es 25 Jahre, daß L'Arronge das Berliner Deutsche Theater eröffnete, das im Bühnenleben lange eine führende Rolle unter seiner Leitung inne hatte. — In Berlin wurde eine Tragödie „Die ersten Menschen" von O. Borngräber erfolglos gegeben; sie ist eine Dilettantenarbeit, welche Kains Brudermord einen erotischen Konflikt zugrunde legte, der aufs peinlichste berührte. — In Mailand gefiel die Uraufführung von Benellis Renaissancedrama „La maschera di Bruto", das allerdings sittlich gewagte Motive enthält. — In Altdorf werden heuer wiederum mehrere „Tell"-Aufführungen stattfinden. Die Mitwirkenden sind fast ausschließlich der heimischen Bevölkerung entnommen. — „Der Tod des Herrn", Oratorium in zwei Teilen für Soli, Chöre, großes Orchester und Orgel von Dr. Pater Hartmann von An der Lahn-Hochbrunn erlebte in Amberg mit großem Erfolge seine Uraufführung. Die Presse preist die hohe Begabung des rühmlichst bekannten Tondichters aus dem Franziskanerorden.

München. L. G. Oberlaender.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Verschiedene widrige und scharf akzentuierte Momente vereinigen sich, um das Börsen-Kursgebäude in allen Ländern schon vom Beginn dieser Berichtswoche an auf das heftigste mitzunehmen. Dazu bildeten unsichere Tendenzen allerorts das Charakteristikum an den Effektenmärkten. Vor allem war es der exzessive Charakter der Neuyorker Börse, welcher diese Bewegung inszenierte. Bei dem bekannten und immer noch im gleichen Masse bestehenden direkten Abhängigkeitsverhältnis der kontinentalen Märkte war es nicht zu verwundern, dass, abgesehen von anderen Begleiterscheinungen, alle Märkte, besonders die deutschen, heftig in Mitleidenschaft gezogen wurden. Aus börsentechnischen Gründen hielt man eine Abwärtsbewegung der Neuyorker Märkte für unausbleiblich. Die momentanen Bewegungen in Neuyork haben einen derartigen unsicheren und unbeständigen Zickzackkurs angenommen, dass man neuerdings beginnt, mit vermehrtem Misstrauen der jeweiligen Konstellation dieses amerikanischen Finanzplatzes zu begegnen. Man kann nicht oft genug — wie es auch an dieser Stelle wiederholt geschehen ist — auf die unsolide und durchaus spekulative Situation der amerikanischen Märkte hinweisen. Diesen wiederholten Warnungen wird es in erster Linie wohl auch zuzuschreiben sein, dass ein grosser Teil der bisherigen deutschen Interessenten es vorgezogen hat, die Bestände an derartig unsicheren Werten abzustossen. Ein deutliches Memento für die amerikanische Wirtschaftslage bilden die steten Mindereinnahmen der Eisenbahnen.

Es ist nicht abzusehen, ob bei der extremen Art der amerikanischen Verhältnisse von heute auf morgen der Umschwung einer Besserung eintritt. Es ist gleichfalls unklar, ob die wirtschaftliche Situation Amerikas rascher, als man glaubt, die schweren Wunden der letzten Krisenzeit durch neuerliche grosse Ernteergebnisse und grosse Exportgelegenheiten in wirtschaftlich günstige Zahlungsbilanzen umzuwandeln in der Lage ist.

Ein Spiegelbild dieser Situation, wenn auch in bedeutend verkleinertem Masse, bilden die wirtschaftlichen Situationsberichte aus der heimischen Industrie. Ein gut Teil der ungünstigen Börsenlage bildete in Deutschland eine neuerdings ungünstige Betrachtung der industriellen Situation. Es war nicht zu verkennen, dass die Ausblicke und Chancen einer zu baldigen Besserung von Deutschlands Handel und Industrie verfrüht, um nicht zu sagen allzu optimistisch waren. Den Kernpunkt der Abwärtsbewegung an den deutschen Börsen bildete der Montanmarkt, und eine schrille Disonanz war hierbei speziell der scharfe Rückgang der Aktien der Phönix-Bergbau-Gesellschaft. Entsprechend dem allgemeinen Niedergang in der Konjunktur hat sich ganz besonders der Geschäftsgang bei diesem grossen Unternehmen in empfindlicher Weise verschlechtert. Es zeigen sich gerade bei dieser Gesellschaft die grossen Krebsschäden, die mit einer zu raschen und daher ungesunden Vergrösserung und Expansion verknüpft sind. Die ungünstigen Berichte über die voraussichtliche Dividende — man sprach von 10—12% gegenüber 17% im Vorjahre — sind zwar nicht begründet bzw. momentan verfrüht. Immerhin wird mit dem Faktor zu rechnen sein, dass nicht nur die soeben erwähnte Gesellschaft, sondern das gesamte Gebiet am Montanmarkt — sei es Kohle oder Eisen — unter den Nachwehen der momentanen Uebergangszeit noch sehr zu leiden hat. Zu dieser allgemein ungünstigen Position des Montanaktienmarktes traten noch die Schwierigkeiten in den Bestrebungen der Kartellbildungen nach Scheiterung der geplanten verschiedenen Verkaufsverbände.

Die Praxis lehrt zur Genüge, dass es auf dem Finanz- und Handelsgebiete gleichfalls verfehlt ist, sich allein von den pessimistischen Situationen beherrschen zu lassen. Die Berichte von den amerikanischen Eisenmärkten beginnen eine zuversichtliche Situation zu melden. Angesichts der fortschreitenden Besserung der Geldverhältnisse werden die Faktoren an der Börse sich bald von den oben geschilderten ungünstigen Momenten emanzipiert haben. Die seit langer Zeit erwartete Diskontermässigung der Bank von England auf nunmehr $2^1/_2$% ist unter der Einwirkung einer grossen Geldflüssigkeit neben gebesserten Wechselkursen erfolgt. Der Satz, der über 3 Jahre nicht mehr bestanden hat, wird sicherlich auch für Deutschland den angenehmen Einfluss einer Diskontermässigung der Reichsbank in Bälde mit sich ziehen, wenn auch nicht ausser Betracht zu lassen ist, dass laut den Aeusserungen bei der letzten Reichsbank-Zentralausschuss-Sitzung die Verhältnisse unseres heimischen Noteninstitutes immer noch nicht die besten sind. Von der bestehenden Geldabundanz profitierten neuerdings im vermehrten Masse sämtliche Rentenwerte, und neben den ausländischen Fonds, wie russischen und österreichischen Werten, erzielten auch die heimischen Staatsanleihen erhebliche Kursavancen. M. Weber.

Die Postabonnenten der „Allgem. Rundschau"

ersuchen wir, etwaige Beschwerden über **unpünktliche Zustellung** uns ungesäumt mitteilen zu wollen. Der ordnungsmässige Weg ist natürlich die Reklamation bei derjenigen Postanstalt, welche das Abonnement entgegengenommen hat. Da aber in letzter Zeit die uns unmittelbar mitgeteilten Beschwerden über unregelmässige Lieferung der „Allgemeinen Rundschau" namentlich aus Norddeutschland sich in auffallender Weise gehäuft haben, legen wir besonderes Gewicht darauf, über alle derartigen Fälle möglichst genau und rasch unterrichtet zu werden. Von Reklamationen, welche nur an die Postanstalten gerichtet werden, erhält unsere Geschäftsstelle im allgemeinen keine Kenntnis. Die „Allgemeine Rundschau" wird regelmässig jeden Mittwoch um die gleiche Zeit zur Post aufgeliefert, muss also in näher gelegenen Orten am Donnerstag, in den entferntesten Orten des Inlandes spätestens am Freitag in den Händen sämtlicher Postabonnenten sein. Wo dies nicht der Fall ist, sollte bei den betreffenden Postanstalten energisch reklamiert und, wenn keine Abhilfe erfolgt, uns stets Mitteilung gemacht werden. Ist der Donnerstag ein gesetzlicher Feiertag, so erfolgt die Auflieferung zur Post bereits am Dienstag.

Verlag und Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau"
München, Tattenbachstrasse 1a.

Pilgerreise nach Lourdes. Mit der im Inseratenteil näher beschriebenen Lourdesreise beendigt der Pilgerführer C. Stebl in Waldsee seine 25. Reise nach Lourdes und ladet daher zum letztenmal zur Beteiligung freundlichst ein.

Bad Steben b. Hof, Bayern. Die alten, treuen Kurgäste stellen vorwiegend den Besuch. Sie haben erprobt, wie sehr die Wirkung der Stebener Bäder und Quellen durch die ländliche Ruhe in der herrlichen Höhenluft des Frankenwaldes gefördert wird. Mehr und mehr machen sich diese Vorzüge aber auch Erstbesucher zunutze. Der große und schöne Kurpark ist wiederum um eine ansehnliche Fläche in nächster Nähe des Bades vergrößert worden und in dem Kgl. Kurhotel sind neue, geschmackvolle und durch eine Zentralheizung auch an kühleren Tagen behagliche Restaurations- und Gesellschaftsräume geschaffen worden.

Das städtische Erziehungsinstitut Traunstein konnte im vorigen Jahre auf 25 Jahre seines Bestehens zurückblicken. Seit Errichtung des modern ausgestatteten Neubaues im Jahre 1892 zählt dasselbe zu den höchstfrequentierten Instituten. Einen Hauptvorzug bildet das subalpine Klima des Luftkurortes mit seiner reinen, ozonreichen Luft, welche besonders bei der heranwachsenden Jugend kräftigend auf den Gesamtorganismus wirkt. (Siehe das heutige Inserat.)

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33 a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 24

13. Juni
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg


Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 24. München, 13. Juni 1908. V. Jahrgang.

Die preußischen Landtagswahlen.

Von

Kurt von Blankenau, Berlin.

Es bleibt beim alten im preußischen Abgeordnetenhause, soweit es sich um die Arithmetik handelt. Was jedoch das Ansehen der Parteien und ihr Gewicht in der politischen Wagschale angeht, so haben die vereinigten liberalen Parteien eine große Schlappe erlitten, die Konservativen und das Zentrum einen großen Erfolg errungen. Der Einzug von einem halben Dutzend Sozialdemokraten in das bisher ganz ungerötete Haus wird Salz und Pfeffer in die Gerichte bringen, aber das Menü nicht ändern.

In den Wahlozean schiffte mit tausend Masten der eroberungslustige Liberalismus, still auf dem geretteten Boot des knapp behaupteten Besitzstandes kehrt in den Hafen ein enttäuschter Greis. Es scheint fast, als ob der Liberalismus auch noch etwas numerische Einbuße erleiden wird, da die Nationalliberalen noch in einem Dutzend ihrer alten Wahlkreise auf der Kippe stehen. Aber auch wenn diese Kreise gerettet oder ihr Verlust gedeckt werden sollte, bleibt doch die empfindliche Niederlage bestehen. Denn erstens waren 10 neue Mandate geschaffen worden, und zwar in Gegenden, wo die Nationalliberalen und Freisinnigen sich heimisch fühlten. Auf die neuen Sessel werden sich jedoch teils Zentrumsleute, teils Sozialdemokraten setzen. Zweitens (und das ist die Hauptsache) — der vereinigte Liberalismus war mit klingendem Spiel und geschwenkten Fahnen zur Erstürmung der „reaktionären" Bastille, zur Vernichtung der „konservativ-klerikalen Mehrheit", zur Begründung einer neuen liberalen Aera ausgezogen. Der Rückzug ohne Erfolg, mag er auch leidlich „geordnet" aussehen, bedeutet eine verlorene Schlacht.

Preußen hat sich wieder als das Land der Beharrlichkeit erwiesen. Einige nennen es das Land der Rückständigkeit. Das starke Beharrungsvermögen mag zwei Seiten haben; unsere Gesinnungsgenossen im übrigen Reich werden heute ihren Blick gern auf die gute Seite richten: auf den Fortbestand der christlich gesinnten Mehrheit. Das ist des Wahlpudels Kern: die christliche Weltanschauung behauptet und verstärkt sogar ihr Uebergewicht über die unchristliche und antichristliche Weltanschauung. Die christliche Volkserziehung in der konfessionellen Schule darf für die nächsten fünf Jahre in Preußen als gesichert gelten. Das ist viel, das ist sehr viel in einem Staate, wo die Katholiken nur ein Drittel bilden.

Preußen hat seine (berechtigten oder unberechtigten) Eigentümlichkeiten. In anderen Bundesstaaten hat die Wahlrechtsfrage zu einem starken Wellenschlag in den Gemütern geführt. Preußen hat das jämmerlichste aller seit 60 Jahren erprobten Wahlrechte, und doch ist die dortige Volksseele nicht ins Kochen zu bringen. Fürst Bülow hatte als Ministerpräsident die Wahlreform abgewiesen mit einer Schroffheit, die außerhalb Preußens kaum verstanden werden konnte. Die preußischen Konservativen hatten im Wahlkampf aus ihrer Feindschaft gegen die Wahlreform gar kein Hehl gemacht. Trotzdem vermochten die Freisinnigen, die mit der Parole der Uebertragung des Reichstagswahlrechts fischen gingen, den Konservativen keinen Abbruch zu tun. Die Nationalliberalen schnitten mit der Parole der halben Reform auch noch schlechter ab als die „reaktionären" Verfechter des alten mangelhaften Wahlrechts. Man sagt nun freilich, das bestehende Wahlrecht sei so schlecht, daß es den Unwillen der Wähler nicht zum Ausdruck kommen lasse. Aber in der dritten Wählerklasse, wo gerade die „Entrechteten" unter sich sind, hätte doch der Wille der Massen, wenn er ernstlich für die Uebertragung des Reichstagswahlrechts erhitzt gewesen wäre, den Konservativen vielfach Schwierigkeiten machen müssen. Es ist nicht geschehen, und damit wird der Realpolitiker (wohl oder übel) rechnen müssen. Auch der Einzug von einem halben Dutzend Sozialdemokraten wird daran nichts ändern. Im Gegenteil, bis in das Fraktionszimmer des Blockfreisinns hinein wird sich die Ansicht verstärken, daß bei dem gleichen Wahlrecht eine Ueberflutung durch die Sozialdemokratie zu befürchten sei.

Ebenso wie die Wahlrechtsparole hat der sogenannte Blockgedanke versagt. Von einem Zusammengehen der im Reichstag verbündeten Blockparteien war nur ganz sporadisch etwas zu spüren. Dem Vater des Blocks wäre es gewiß angenehm gewesen, wenn die Liberalen eine gewisse Anzahl von Mandaten gewonnen hätten und so die konservative Machtstellung etwas geschwächt worden wäre. Das Gegenteil ist eingetreten: die Konservativen sind stärker und selbstbewußter heimgekehrt, und diese preußische Fraktion der Konservativen ist jetzt noch mehr als früher verschieden von der konservativen Reichstagsfraktion, die vorläufig noch am Blockwagen mitzieht.

Uebrigens war der entscheidende Gesichtspunkt für die Landtagswahlen nicht die Stellung zum Reichstagsblock, sondern eine neue Blockidee, für die ein freisinniger Rhetor den passenden Namen geprägt hat. Ein Kulturblock von Zedlitz bis Kopsch, d. h. eine Vereinigung der Freikonservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen zur Erzwingung einer liberalen Schul- und Kirchenpolitik, sollte eine neue Aera in Preußen eröffnen. Die reizende Idee des Kulturblocks hat bei den preußischen Wählern versagt.

Versagt hat ferner der Einfluß von „aufgeklärten" Beamten, auf den die Liberalen so große Hoffnungen gesetzt hatten. Sie dachten, die Gunst des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten für die Blockpolitik im Reichstag, die feierliche Erklärung desselben über die Unparteilichkeit des Regierungsapparates werde endlich das Monopol der Konservativen auf die Beamtengunst in den östlichen und mittleren Provinzen brechen. Aber die Beamtenschaft hat ihre Haltung nicht geändert. Jedenfalls ein Zeichen, daß die strebsamen Elemente kein großes Vertrauen auf den Bestand der Blockpolitik haben.

Versagt hat anderseits auch die Agitation der Sozialliberalen, d. h. der Gruppe Barth-Breitscheid, die sich von dem Blockfreisinn abgewendet haben wegen dessen Verrates an den freiheitlichen Grundsätzen und unter dem Namen „Demokratische Vereinigung" eine neue Partei, in Anlehnung an die gemäßigten Sozialdemokraten, zu begründen versuchen. Im kritischen Punkte der Schulpolitik würden diese Leute zum Kulturblock gehören, wie ja auch die Sozialdemokraten selbst die Verweltlichung und Entchristlichung der Schule unterstützen. Es braucht uns also keineswegs Kummer zu machen, daß die Sozialliberalen gar kein Mandat erreicht haben, nicht einmal eine anständige Zahl von Wahlmännern in irgendeinem Kreise. Die Moral aus dieser Tatsache ist, daß der Block nicht von links her, sondern nur von rechts her durch den Aufschwung des konservativen Selbst- und Pflichtbewußtseins aus den Angeln zu heben ist.

Versagt hat endlich (um auch Kleinigkeiten nicht zu übersehen) voll und ganz die kostspielige Organisation der sog.

„Deutschen Vereinigung", der Schöpfung des Oberpräsidenten Frhrn. v. Schorlemer-Lieser und des Marquis v. Hoensbroech. Der geräuschvolle Apparat zur Bekämpfung des Zentrums hat nichts erreicht, hat dem Triumphwagen des Zentrums nicht einmal ein merkbares Steinchen in den Weg zu schleudern vermocht. Es war eine Ironie des Schicksals, daß diese Veranstaltung, die zur Einfangung von Katholiken für den gouvernementalen Konservatismus ins Leben gerufen war, ihre erste Arbeitsprobe leisten mußte bei einer Wahl, die von vornherein auf eine Interessengemeinschaft des Zentrums mit den selbstbewußten Konservativen hinwies. Das Fiasko der Deutschen Vereinigung ist zugleich ein Fiasko des Blockkanzlers, in dessen Diensten die Gründer am Rhein sich bemüht hatten.

Wo sind denn nun, nach all diesen versagenden Einflüssen, die positiven Triebkräfte zu suchen, welche das Wahlergebnis hervorgebracht? Einerseits der christliche Gedanke und der Sinn für die religiös-sittlichen Interessen, der namentlich die Zentrumswähler zu so herrlichen Leistungen begeistert hat. Anderseits der gesunde Parteisinn, das Ehrgefühl und der Selbsterhaltungstrieb in den angegriffenen Parteien. Das Zentrum hat die Probe seines Lebenswillens und seiner Lebenskraft, die es im Januar 1907 bei den Reichstagswahlen abgelegt, wiederholt. Jetzt sollte nicht bloß das Zentrum, sondern auch die konservative Partei ausgeschaltet werden, und sie hat gezeigt, daß sie sich nicht ausschalten läßt, auch wenn der vereinigte Liberalismus unter der Gunst des Blockkanzlers mit dem größten Kraftaufwand ihre Ueberwindung versucht. Die Widerstandskraft der beiden christlichen Parteien ist glänzend bekundet worden, und damit wird sogar Fürst Bülow rechnen müssen.



Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Niederlage des Liberalismus in Preußen.

„Von Zedlitz bis Kopsch, — da steht der Feind. Ihm kein Pardon!" So sagte der treffliche Trimborn in seiner Wahlrede zu Köln. Wo ist der Kulturblock von Zedlitz bis Kopsch geblieben? Vor den Wahlen zählten die Freikonservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen im preußischen Abgeordnetenhause rund 180 Stimmen unter 433. Sie zogen aus, um die Mehrheit für ihren Kulturblock zu erobern. Sie kehren heim mit 152 sicheren Mandaten und der Beteiligung an 25 Stichwahlen, und das gilt für ein vergrößertes Haus mit 443 Sitzen. Also auch bei dem günstigsten Verlauf der Stichwahlen erleidet der Kulturblock einen gewissen absoluten Rückgang und einen stärkeren relativen Rückgang, was nach dem Le Boeufschen Eroberungsmanifest eine eklatante Niederlage ausmacht.

Die heftig berannte „konservativ-klerikale Mehrheit" ist noch da, ja sie kehrt verstärkt zurück. Das Zentrum (bisher 96) hat bereits 100 Mandate sicher und kann noch bei 8 Stichwahlen sein Glück versuchen. Die Konservativen werden quantitativ nicht viel profitieren; aber es genügt auch, wenn sie nur an Qualität zunehmen, da sie bisher schon 142 Sitze unter 433 innehatten. Also rund 250 von 443 Abgeordneten stehen grundsätzlich auf dem christlichen Boden. Hoffentlich wird diese Mehrheit, die von der Linken als „reaktionär" gescholten wird, in den religiösen und Schulfragen als christlicher Block den Kulturkämpfern festen Widerstand leisten. Wir wollen auch auf positives Zusammenarbeiten von Zentrum und Konservativen hoffen, namentlich in der Mittelstands- und Agrarpolitik. Ein förmliches „Bündnis" für die gesamte Geschäftsführung wird sich freilich aus der konservativ-klerikalen Entente noch nicht entwickeln können, so lange die Konservativen nicht mehr Sinn für Freiheit und Volksrechte (auch der Polen) gewinnen und betätigen.

Die Konservativen hatten und haben in Preußen die maßgebende Stellung, in noch viel schärferem Sinne als bis zum Dezember 1906 das Zentrum im Reichstage. Das Zentrum konnte im Reichstag nur eine Arbeitsmehrheit mit Hilfe von rechts und eine Abwehrmehrheit mit Hilfe von links bilden. Die Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause können zwei Arbeitsmehrheiten bilden: eine mit dem Zentrum und eine mit den Nationalliberalen und Freikonservativen. Vor etlichen Jahren sah es so aus, als ob schon die Rechte für sich allein (Konservative und Freikonservative) die Mehrheit würden erlangen können, so daß sowohl das Zentrum als auch die Nationalliberalen der Ausschaltung ausgesetzt wären. Die Gefahr dieser einseitigen Herrschaft nach dem Vorbilde der früheren „Landratskammer" ist vorübergegangen. Eine festgeschlossene, monopolisierte Mehrheit gibt es nicht.

Vielleicht denkt man hier oder da, Fürst Bülow könne doch immer noch den Versuch machen, behufs Ausschaltung des Zentrums im Abgeordnetenhause einen Block à la Reichstag aus der Rechten und den Nationalliberalen zu begründen (die Freisinnigen wären dabei entbehrlich). Ja, wenn das ginge, so hätte er es gewiß schon vor den Wahlen getan. Die preußischen Konservativen sind aber viel selbstbewußter und spröder als die konservativen Reichstagsabgeordneten, und nach der siegreichen Wahl ist das Selbstbewußtsein noch gewachsen. Ferner bestehen zwischen den Konservativen und den Nationalliberalen in Preußen scharfe Gegensätze, sowohl in idealer als in materieller Hinsicht, nicht bloß in Sachen der Weltanschauung, sondern auch in Sachen der Weltausnützung. Bei den preußischen Konservativen ist Fürst Bülow durchaus keine Autorität; im Gegenteil, auch von denen, die im Reichstage vorläufig mit dem Block gehen zu müssen glauben, mißtrauen viele dem Blockkanzler von ganzem Herzen. Die Linksliberalen hatten sich ja große Hoffnungen gemacht, daß die Gunst des Fürsten Bülow ihnen bei den Wahlen Beamtenhilfe verschaffen würde. Damit haben sie sich arg verrechnet; die Verwaltungsbeamten haben nach wie vor am Strange der Konservativen (im Westen der Nationalliberalen) gezogen. Die ostelbischen Landräte usw. kümmern sich nicht um die Herzenswünsche des vergänglichen Ministerpräsidenten, sondern folgen der Tradition und ihren sozialen Instinkten.

Bei den Zentralbehörden kann ein liberalisierender Ministerpräsident mehr ausrichten als bei den Kreisbehörden. Hätte der Kulturblock beträchtliche Erfolge errungen, so würde Fürst Bülow gewiß dafür gesorgt haben, daß im überaus mächtigen Unterrichts- und Kultusministerium ein Ruck nach links, eine Rückkehr zu dem Falkschen System eingetreten wäre. Das Schulgesetz von 1906, das gerade noch vor Eintritt der Blockära fertig geworden, wäre dann in solcher Weise ausgeführt oder vielleicht sogar „ergänzt" worden, daß die seinerzeit unter dem Drucke der Flankenstellung des Zentrums zurückgesetzten Wünsche des Liberalismus (Simultanschule, Ausschaltung der Geistlichen usw.) nachträglich ihre Erfüllung hätten finden können. In der Abwendung dieser Gefahr liegt der Hauptwert des Wahlausfalls.

Die Vertreter der christlichen Weltanschauung haben (ohne oder gegen den Ministerpräsidenten) die starke Mehrheit behauptet, obschon der Staat zu 2/3 protestantisch ist. Bei den Zentrumswählern hat offenbar das religiös-sittliche Bewußtsein durchweg den Ausschlag gegeben für die siegreiche Wahlaktion. Auch bei einem Teile der Konservativen. Es wäre aber ein gefährlicher Optimismus, wenn wir glauben wollten, die ganze Gefolgschaft der Konservativen ließe sich bei der Wahl von der christlichen Glaubensüberzeugung und den religiösen Interessen zielbewußt leiten. Es spielen dort andere Einflüsse eine sehr große Rolle: die berufsständischen Instinkte der Grundbesitzer und der mit ihnen verquickten Beamtenschaft, die Interessen des Mittelstandes, der Gegensatz des platten Landes gegen die Großstädte und deren Asphaltliberalismus. Wer die Wahlerfolge bis in ihre Wurzeln verfolgt und dabei noch in Betracht zieht, daß die konfessionelle Hetze des Evangelischen Bundes sowie die hakatistische Verirrung die christliche Gemeinbürgschaft gefährdet, der wird sich nicht in der falschen Sicherheit wiegen, als ob die christliche Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhause auf absehbare Zeit gesichert sei. Es muß weitergewacht, gesorgt, gestrebt, gerungen werden mit treuer Tapferkeit und zäher Klugheit, damit nicht der jetzt zurückgeschlagene Liberalismus doch wieder Terrain erobere.

In Summa ist die preußische Landtagswahl von 1908 ein hoffnungsvolles Vorspiel für die nächste Reichstagswahl. Der Einzug von 6 Sozialdemokraten in das Abgeordnetenhaus stört diesen Eindruck nicht; diese wenigen Vertreter einer tatsächlich großen Partei können nicht gefährlich werden, wohl aber anregend und klärend wirken, namentlich wenn sie in den religiös-sittlichen Angelegenheiten ihre Geistesverwandtschaft mit dem Liberalismus bekunden.

Pfingsten im Auslande.

Wenn wir in Preußen eine liberale Kammermehrheit erhalten hätten, so würde nicht bloß ein Kampf um die Volksschule, sondern auch ein Kulturkampf an den Hochschulen ent-



brannt sein. In Oesterreich sehen wir, was der Liberalismus aus der Universitätsfreiheit zu machen weiß. Aus den Schimpfereien eines fanatischen Professors Wahrmund haben sich unter einer schwachen Regierung und einem liberalen Professorentum wahre Zustände des Faustrechtes entwickelt, die jetzt in einem terroristischen Streik der liberalen Studentenschaft gipfeln. Die tschechischen Jünglinge der Aufklärung machen mit, und diese handeln wenigstens politisch zielbewußt. Denn das tolle Treiben geht auf eine Sprengung der deutschen Gemeinbürgschaft im Reichsrat, auf die Schwächung des Deutschtums in Oesterreich hinaus. So eine Ochlokratie der grünen Radaujugend ist nicht einmal in Rußland erhört worden. Ein Erzherzogtum für einen Mann!

Damit die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich nicht zu eng werde, hat der Pariser „Temps", der als inspiriert gilt, sich eine Ungezogenheit erlaubt aus Anlaß der harmlos höflichen Trinksprüche, die bei dem Besuche des Schwedenkönigs in Berlin gewechselt worden sind. Der „Temps" will den Schweden verbieten, sich als gute Freunde Deutschlands zu bezeichnen. Unsere „Nordd. Allg. Zeitung" bemerkt, es sei „unbedacht, den Staaten Europas, die außerhalb der großmächtlichen Gruppen bleiben, die Vormundschaft zu enthüllen, die man im Namen des erträumten französisch-englisch-russischen Trios über sie errichten möchte." Man könnte fast vermuten, daß hinter dem Ausfall ein Aerger steckt über das Sträuben Schwedens gegenüber dem russischen Wunsche nach Aufhebung der Nichtbefestigungsklausel für die Alands-Inseln. Vielleicht hört man davon etwas nach der Begegnung von Reval. Im übrigen ist zu beachten, daß der versprochene Rückzug im Südwesten von Marokko nicht recht vorwärts geht und neuerdings ein Vorstoß Lyauteys von Südosten her gegen das Tafilet angekündigt wird.

Erfreulich war eine Rede des italienischen Ministers Tittoni, welche in der Orientpolitik sich an den österreichisch-deutschen Standpunkt der Erhaltung der Türkei entschieden anschloß.



Getäuschte Hoffnungen im Reichslande.

Ein Epilog zur Hohkönigsburgfeier von Karl Hänggi.

Noch selten gab eine offizielle Feier so viel Anlaß zu Mißstimmung als die so gründlich verregnete Feier der Einweihung und Uebernahme der Hohkönigsburg durch den Kaiser am 13. Mai. Mißgestimmt waren die Veranstalter der Festlichkeiten, weil der abscheuliche Regentag den als Mittelpunkt der Feier gedachten historischen Festzug so ziemlich ganz um Eindruck und Bedeutung brachte; verstimmt die Teilnehmer, daß ihre wochenlangen Bemühungen und Vorbereitungen für eine breitere Oeffentlichkeit umsonst waren (wenn man von den photographischen Aufnahmen für die „Woche" absehen will!); schlecht gelaunt die Abgeordneten und die einheimische Presse wegen ihrer geradezu unbegreiflichen Zurücksetzung, ärgerlich das Publikum über die strengen Absperrungsmaßregeln und die dadurch bedingten Verkehrsstörungen, und enttäuscht schließlich die Politiker, die zu Recht oder Unrecht bestimmt irgend eine Kundgebung des Kaisers zugunsten Elsaß-Lothringens erwarteten.

Dazu kommt noch, daß schon wochenlang vorher in der Presse der Streit tobte um die Frage, ob die Burg durch den kaiserlichen Architekten Bodo Ebhardt auch sinn- und stilgemäß wieder aufgebaut worden sei. Stand man schon von Anfang an den Plänen Ebhardts in Sachverständigenkreisen skeptisch gegenüber, so wurden erst recht eindringliche Zweifel laut, als kurz vor der Feier der Einweihung der Straßburger Verleger Heitz mit einem Holzstock und einer Elfenbeinschnitzerei an die Oeffentlichkeit trat, die angeblich die alte Burg darstellen, dabei aber ein wesentlich anderes Bild ergeben, als es die heute wieder aufgebaute Burg bietet. Doch diese kunstgeschichtlichen Auseinandersetzungen interessieren uns hier nicht weiter. Wir stehen vor der Tatsache des vollendeten Wiederaufbaues der Burg und können unter dem immerhin mächtigen, stark künstlerischen Eindruck, den sie auf den unbefangenen Wanderer ausübt, ganz ruhig die Frage offen lassen, ob die alte Ruine den Berggipfel stimmungsvoller krönte, als es die neue Burg tut.

Uns interessiert lediglich die politische Seite dieses Burgbaues, und um diese voll würdigen zu können, müssen wir seine Geschichte etwas zurückverfolgen.

Die Ruine hatte früher der Stadt Schlettstadt gehört; von ihr erhielt sie der Kaiser im Jahre 1899 zum Geschenk. Erregte diese Tatsache damals schon begreifliches Aufsehen, so noch mehr der Vorschlag einflußreicher Kreise um die Regierung, die Ruine wiederherstellen zu lassen, und zwar auf Kosten Elsaß-Lothringens und des Reiches je zur Hälfte. In der Tat legte bald darauf der Architekt Bodo Ebhardt die Pläne zur Restaurierung vor nebst einem Kostenanschlag, dessen Gesamtsumme sich auf 1'400,000 M belief, und im Jahre 1901 traten die Regierungen in Straßburg und Berlin an den Landesausschuß bzw. an den Reichstag mit entsprechenden Forderungen heran.

Es ist klar, daß das Verlangen der Regierung, einen Privatbesitz des Kaisers auf Kosten der Steuerzahler zu restaurieren, in vielen Kreisen auf lebhaften Widerstand stieß. In dem sonst so stillen elsaß-lothringischen Landesausschuß, dem „Notabelnparlament", gab es in der Sitzung vom 28. Februar 1901, als die Bewilligung der ersten Rate auf die Bausumme auf der Tagesordnung stand, erregte Debatten.

Die Kommission hatte mit 9 gegen 4 Stimmen bei 2 Enthaltungen dem Plenum vorgeschlagen die Summe zu bewilligen, unter der Bedingung, daß der Reichstag den im Reichshaushaltplan vorgesehenen Kredit ebenfalls bewillige. Außerdem wurde von der Kommission als Resolution vorgeschlagen: Der Landesausschuß spricht die Erwartung aus, daß weitere Forderungen für den Bau, insbesondere auch wegen Ueberschreitung des Kostenanschlags, nicht an das Land gestellt werden, und daß die Kosten für die Unterhaltung oder für eine etwaige Ergänzung des Baues nicht vom Lande getragen werden.

Schon diese Resolution zeigt, daß die Volksvertretung nicht leichten Herzens an die Bewilligung der Mittel ging. Um welchen Preis die Mehrheit es tat, und auf welche Weise der damalige Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, v. Puttkamer, diese zu gewinnen wußte, geht aus der taktisch naiven Erklärung des Sprechers der Lothringer, v. Jaunez, hervor. Dieser betonte, die Lothringer würden für die Ausgabe stimmen in der Hoffnung, daß der sogenannte Diktaturparagraph aufgehoben werde, und daß die Regierung auch sonst all die Ausnahmemaßregeln beseitige, durch die Elsaß-Lothringen sich gegen die übrigen Bundesstaaten zurückgesetzt fühle. Diese „Hoffnung" kam natürlich nicht von ungefähr, sondern sie war durch gründliche Kulissenarbeit vorsorglich geweckt und genährt worden. Man war aber sogar noch weiter gegangen. Allzu geschäftige Freunde der Regierung hatten in den Couloirs das Gerücht verbreitet, daß der Staatssekretär v. Puttkamer demissionieren werde, wenn der Kredit nicht bewilligt würde. Also die Drohung einer Ministerkrise mußte noch Mittel zum Zweck werden; für so außerordentlich wichtig hielt die Regierung die Bewilligung des Geschenkes an den Kaiser. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die damaligen politischen Zustände im Reichslande, daß v. Puttkamer in seiner Rede für die Hohkönigsburgvorlage unverblümt und ungeniert den Kuhhandel fördern zu dürfen glaubte. „Auch ich hoffe, daß das . . . . von der großen Mehrheit des Hauses betätigte Entgegenkommen und bewiesene Vertrauen seine guten Früchte tragen wird. Der Herr Statthalter wird lebhafte Genugtuung empfinden, auf diese entgegenkommende Haltung hinweisen zu können." Das waren seine Worte. Und sie wirkten.

Vergebens protestierten gegen einen solchen unwürdigen Kuhhandel um wohlerworbene Volksrechte der greise Abgeordnete Pfarrer Winterer und der temperamentvolle Abgeordnete Wetterle, letzterer in einer vielbemerkten Rede. All die zum Scheine von der Regierung vorgeschobenen Gründe von der „Hebung des Fremdenverkehrs", von „kulturhistorischen Interessen" usw. tat er mit der einen Bemerkung ab, daß sich wohl keine zwei Mitglieder des Hauses zur Bewilligung der 700 000 M bereit gefunden hätten, wenn z. B. die frühere Eigentümerin der Burg oder irgend eine kulturhistorische Gesellschaft aus obengenannten Gründen Geld zur Restaurierung verlangt hätte. Da hätte man die Forderer auf den Weg einer privaten Sammlung, Lotterie usw. verwiesen. Es unterliegt also wohl keinem Zweifel, daß rein politische Erwägungen die Regierung bewogen, den elsaß-lothringischen Steuerzahlern das Hohkönigsburg-„Geschenk" abzunötigen. Offenbar glaubte der Herr Staatssekretär v. Puttkamer durch einen solchen „offensichtlichen Beweis der Loyalität der wiedergewonnenen Brüder" sich an höchster Stelle in das beste Licht zu stellen. Leider

erreichte er durch seine Taktik das Gegenteil. Bei der Beratung des im Reichsbudget-Voranschlag geforderten Kredits für die Burgrestaurierung wurde sein Versuch, politische Maßnahmen in Elsaß-Lothringen mit der Hohkönigsburg-Vorlage in Verbindung zu bringen, durch den Staatssekretär des Inneren, Grafen Posadowsky, in auffällig deutlicher Weise abgelehnt. Wie sehr das Vorgehen v. Puttkamers verschnupft hatte, zeigte sich beim nächsten Kaiserbesuch in Straßburg. Der Staatssekretär für Elsaß-Lothringen wurde in der auffälligsten Weise geschnitten, und kaum ein Vierteljahr später, im Sommer 1901, war sein Abschiedsgesuch bewilligt..! Die Diktatur aber fiel beim Kaiserbesuch im nächsten Jahre durch den bekannten kaiserlichen Erlaß datiert: „Hohkönigsburg, den 9. Mai 1902."

War also doch der Burgbau ein politisches Tauschobjekt geworden? Für ein schönes Geschenk konnte der Kaiser durch Gewährung lang erhoffter politischer Rechte danken, nicht aber durfte ein Staatsmann durch Versprechen dieser Rechte als Gegenleistung das Geschenk zu einem unfreiwilligen machen. Anderseits freilich wehrte man sich damals in weitesten elsässischen Kreisen dagegen, daß die Abschaffung der Diktatur durch die Hohkönigsburg „verdient" wurde, und man sah in der Tatsache, daß der Erlaß von dorten kam, lediglich ein Stück Dekorum!

Der Bau der kaiserlichen Burg ging seinen Fortgang, nicht ohne daß es jedes Jahr bei der Bewilligung der Einzelraten wiederum einige Auseinandersetzungen gegeben hätte. Schärfere Formen nahmen diese jedoch im Jahre 1906 an, als die Regierungen in Straßburg und Berlin mit einer Nachtragsforderung von je 425,000 Mark entgegen allen Versprechungen kamen, da sich die vorgesehenen Mittel als unzureichend erwiesen hätten. Trotz lebhafter Opposition und trotz der im Jahre 1901 beschlossenen Resolution wurden die Summen genehmigt.*) Und somit war das Geschenk an den Kaiser für Elsaß-Lothringen und das Reich auf $2^1/_4$ Millionen Mark zu stehen gekommen. Außerdem soll, wie der „Elsässer" (Straßburg) erst in den jüngsten Tagen mitteilte, die Stadt Schlettstadt die Bausteine umsonst geliefert haben, deren Wert wenigstens auf 100,000 M geschätzt wird.

Im Hinblick auf solche Leistungen ist es begreiflich, daß die Politiker, die seinerzeit in Erwartung politischer Vorteile für das Geschenk an den Kaiser stimmten, ganz sicher irgendeine Kundgebung von der Hohkönigsburg herab erwarteten. Und konnte es für die Optimisten weniger sein als die Gewährung der Autonomie, der Gleichberechtigung Elsaß-Lothringens mit den übrigen Bundesstaaten? Mißtrauischere Leute und bessere Kenner der Verhältnisse und preußischer Hartnäckigkeit spannten freilich ihre Wünsche nicht so hoch. Aber auch in diesen Kreisen hat man wohl in Erinnerung an den Erlaß von 1902 irgend etwas erwartet, um so mehr, als die Deutsche Botschaft in Paris die französischen Journalisten mit bedeutsamen Andeutungen nach der Hohkönigsburg zur Einweihungsfeier schickte. Auch die Anwesenheit des Staatssekretärs des Innern v. Bethmann-Hollweg konnte Hoffnungen wecken. Aber alle wurden getäuscht, die mehr erwartet hatten als etwa die Ernennung des elsässischen Barons, Unterstaatssekretär Zorn v. Bulach, zum Schloßhauptmann des neuen Kaiserschlosses! Mag man heute in der elsaß-lothringischen Presse auch erklären, man habe nicht zu bedauern, daß die heiß verlangte Gleichberechtigung nicht in Form eines Gnadengeschenkes von der Hohkönigsburg kam, so verschließt man sich doch nicht dem Eindruck, daß, wenn die Autonomie jetzt nicht kam, sie wohl noch lange nicht kommen wird, trotz der vor einiger Zeit erfolgten schönen Worte des Reichskanzlers. Eine solch wichtige Sache erledigt sich nicht an jedem Werktag; dazu gehört im allgemeinen und unter Kaiser Wilhelm II. insbesondere ein „feierlicher Anlaß". Wann wird der nächste sich präsentieren?!

*) Im Reichstag sprach und stimmte das Zentrum gegen die Nachtragsforderung. Der Freisinn aber, der die erste Hauptforderung abgelehnt hatte, stimmte für den Nachtragskredit; er war ja inzwischen „Regierungspartei" geworden!

Juninächte.

Die schwülen Juninächte locken in den Park,
Wo wilde Gluten sprühend um die Eschen schwanken.
In weichen Klangakkorden fährt es durch die Luft —
Auf kühler Moosbank häng' ich sinnend an Gedanken.

Was doch der tote, längst begrab'ne Jugendtraum
Um mich so sehnend spannt die märchenweichen Schwingen,
Was doch schon längst verwehte Rosentage noch
Um mich die Feuerarme glückverheißend schlingen . .

Horch, horch, ein ferner Donner grollt mit Richterzorn:
„Dich ruft das Leben, laß dein Klagen um die Toten!"
Schon wühlt der Sturmwind in dem heißen Fliederduft,
Wie einst, als mir ein junges Glück die Hand geboten . .

Hans Gesch.

Schul- und Lehrerkämpfe in Bayern.

Von

F. Wunderl.

Die bayerische Lehrerschaft ist gegenwärtig an der Kampfesarbeit für ihre materielle Besserstellung. Sie teilt dies Arbeitsgebiet im Augenblick mit allen Beamtenkategorien, denen durch eine neue Vorlage die Angleichung des Einkommens an die gesteigerten Bedürfnisse, an die Lebensmittelpreise und die Auslagen für Wohnung usw. gewährleistet werden soll. Von allen Seiten kann man bei dieser Gelegenheit scharfe Stimmen hören, den Aufschrei Unzufriedener, die mehr verlangen. Wer wollte diese Stimmen tragisch nehmen? Diese ruhige Auffassung muß auch manch hartem Wort aus Lehrerkreisen gegenüber gelten, und es war nicht immer glücklich, daß die Presse des öfteren die nötige Ruhe verloren hat. Alles hat jedoch seine Grenze, und gegen die scharfen Stimmen und harten Worte muß protestiert werden, wenn sich mit ihnen Tendenzen verquicken, die über die materielle Seite hinaus — zu ideellen Prinzipien übergreifen.

Dies ist in Bayern geschehen beim Kampfe der Lehrer um ihre materielle Besserstellung. Der Kath. Bezirkslehrerverein München hat in der Sache klar gesehen, indem er in einer Resolution besagt:

„Der Kath. Bezirkslehrerverein München begrüßt es mit dem Ausdrucke aufrichtigen Dankes, daß die K. Staatsregierung in der jüngsten Denkschrift über die Aufbesserung der Volksschullehrergehalte die Verstaatlichung der Volksschule entschieden abgelehnt und die hohe Wichtigkeit des Volksschullehrerberufes durch anerkennende Worte und wohlwollende Berücksichtigung der Dezemberpetition der Lehrervereinigungen gewürdigt hat. Er bedauert die bei den jüngsten Kundgebungen über die Gehaltsverhältnisse der Volksschullehrer in Wort und Schrift zutage getretene Verquickung mit radikalen Tendenzen, die sich u. a. in Sympathiekundgebungen für grundsätzliche Anträge der äußersten Linken, in versteckten Drohungen mit dem Einfluß auf das Kind und in Angriffen auf die Rechte der Kirche äußerten."

Die Verhandlungen und Kundgebungen in der Gehaltsfrage haben auch bereits in der Abgeordnetenkammer ihr Nachspiel gehabt; wir können so die parlamentarischen und außerparlamentarischen Vorkommnisse gleich in einem Zuge besprechen.

Der Katholische Bezirkslehrerverein München spricht von Zustimmung zu grundsätzlichen Anträgen der Linken. Diese ist erfolgt in einer Protestversammlung, die, von mehr als 3000 Lehrern besucht, in München stattfand. Dort wurde der zur Versammlung erschienene sozialdemokratische Abgeordnete mit „stürmischem Beifall" begrüßt, während selbst die liberalen Abgeordneten nur „lebhaften Beifall" erzielten. Zur Rede gestellt über solch unglaubliches Gebaren, erklären nun die maßgebenden Kreise, der Beifall habe nicht dem Sozialdemokraten und seiner Partei gegolten, sondern dem Antrage derselben. Um so schlimmer, muß ich dazu sagen; denn man weiß, daß der sozialdemokratische Schulantrag auf Verstaatlichung der Schule und Entrechtung der Kirche in derselben hinausgeht. Der liberale Abgeordnete Bühler hat denn auch im Landtag, wie Abg. Oberlehrer Wörle treffend konstatierte, ein Schulprogramm entwickelt, das

sich dem sozialdemokratischen wesentlich nähert. Es wurde dies zwar bestritten, aber schließlich bestätigte es einer, der es wohl am besten wissen muß, ein sozialdemokratischer Abgeordneter, Segitz, selbst, indem er sagte: „Anerkennen muß ich, daß die Ausführungen des Kollegen Bühler sich mehr und mehr freieren Auffassungen über das Volksschulwesen nähern, als wir früher von den Liberalen gewohnt waren."

Zur Entrechtung der Kirche führte auch die Anschauung, die Schubert in der Abgeordnetenkammer vertreten hat: „Es wird nicht eher Frieden werden, als bis die Schule für sich ist und der Lehrerstand der Schule allein gehört." Und noch schärfer präzisierte dies Dr. Müller-Meiningen, wenn er ausführte, „daß die Menschen für das Jenseits nicht durch die Schule heranzuziehen seien". Damit ist die religionslose, die rein weltliche Schule proklamiert.

In solchen Tagen sieht man, wie notwendig es ist, daß das christliche Volk die rechten Vertreter seiner Anschauungen in die Parlamente wählt, in diesen Tagen muß man dankbar sein für Streiter, die der Schulfrage auf den Grund sehen, in diesen Tagen dokumentiert sich die Notwendigkeit katholischer Lehrervereine, die über dem Rufe nach Brot die Prinzipien nicht übersehen. Gewiß ist es richtig, was ich anderwärts des öfteren gesagt: Die katholischen Lehrervereine sind zusammengeschweißt durch die Gewissensmacht idealer Prinzipien, durch die Gewissenseinheit ihrer Mitglieder in diesen Dingen; sie sind keine Vereine, die zunächst um Brot schreien und über alles immer den Standesgedanken stellen, deshalb sind sie auch in Zeiten, wo mit materiellen Zielen ideelle verquickt und erkämpft werden wollen, die Hüter der christlichen Schulideen.

Daß man auch ohne radikale Tendenzen das fordern kann, was dem Lehrerstand nach Recht und Billigkeit zugehört, zeigt ebenfalls die Resolution des Katholischen Bezirkslehrervereins, die in den wesentlichen Punkten der finanziellen Wünsche mit den Forderungen der Gesamtlehrerschaft übereinstimmt. Oberlehrer Wörle hat auch die Vertretung dieser in der Tagespresse ausführlich wiedergegebenen Wünsche (vergl. „Augsb. Postztg." Nr. 129) zugesagt. Befremdend ist, daß ab und zu auf seiten des Zentrums hier Meinungen geltend gemacht werden, die eine richtige Wertung der Aufgaben und Arbeiten des Lehrerstandes völlig verkennen. Ich denke hier z. B. an die vom Referenten über das Beamtengesetz, Abg. Held, vertretene Anschauung, eine Angliederung der Lehrer an Klasse 17 sei nicht tunlich, weil die Lehrer alljährlich lange Ferien und täglich nur fünf Stunden Schule zu halten hätten. Dabei ist übersehen, daß die Arbeit in der Schule mit ihren höchsten Anforderungen an die geistige Spannkraft nicht ohne weiteres mit jeder anderen Arbeit verglichen werden kann, ferner, daß doch jeder gewissenhafte Lehrer mit der „Vor- und Nachbereitung", wie der technische Ausdruck lautet, namentlich mit aufreibenden Korrekturen, wenigstens täglich zwei Stunden weiterer Arbeit hat, endlich daß die Ferien nicht der Lehrer, sondern der Schüler wegen da sind.

Die jüngsten Kundgebungen haben auch die Frage über den Einfluß der Regierung auf die Lehrerpresse aufgeworfen. Der Würzburger Lehrer Beyhl, der bei seinem Auftreten in der erwähnten Münchener Versammlung mit dem täglichen Einfluß der Lehrer auf „eine Million Kinder, auf eine halbe Million künftiger Staatsbürger" gedroht hatte — nebenbei bemerkt, ein Wort, das trotz aller Besänftigungsversuche nun selbst Dr. Casselmann als eine „Entgleisung" brandmarkten mußte —, schreibt in seiner „Freien Bayer. Schulztg." ungefähr in dem gleichen Tone, möglichst noch einige Nuancen schärfer. Nun verlautete, daß von seiten der Kreisregierung gegen Beyhl vorgegangen würde, worauf natürlich die Freunde Beyhls in der Kammer sofort den Kultusminister interpellierten, der übrigens die klare Antwort nicht schuldig blieb. Exzellenz v. Wehner führte aus:

„Der Abg. Segitz hat gemeint, außerhalb der Schule sei der Lehrer so frei wie jeder andere Staatsbürger. Ich sage nein! (Oho! bei den Liberalen und Sozialdemokraten.) Nein! (Abg. Timm: Unverschämt! — Vizepräsident Fuchs: Ich rufe den Abg. Timm zur Ordnung!) Das ist nicht unverschämt, das ist meines Amtes. Der Lehrer hat als Redakteur die Pflichten eines in öffentlichen Diensten stehenden Schulmannes zu beachten, er hat auch außerhalb der Schule Pflichten zu üben und Rücksichten zu nehmen. Materiell stehe ich hinsichtlich der Würzburger Angelegenheit auf dem Standpunkt: die unterfränkische Kreisregierung hat in Wahrnehmung ihrer Pflichten die Frage zu prüfen, ob nicht dienstliche Verfehlungen eines Lehrers inmitten liegen, und ob ihr Einschreiten nicht veranlaßt sei."

Jeder ruhig Denkende muß diese Haltung anerkennen, die übrigens ihr Analogon bereits vor einigen Jahren in der Leipziger Schulbehörde und der sächsischen Regierung gegenüber dem Redakteur eines dortigen Schulblattes gefunden hat.

Und nun die bange Frage: Wie soll es enden? Mehrere Redner der Mehrheitspartei haben in der Kammer keinen Zweifel gelassen, daß die Stimmung für die Gehaltsvorlage der Lehrer sehr ungünstig ist. Auch in bauernbündlerischen und konservativen Kreisen, ja selbst in liberalen Bürger- und Beamtenkreisen sammelt sich Unmut gegen die Lehrer an. Wir hoffen jedoch, daß die maßgebenden Kreise sich bei der endgültigen Entscheidung nicht durch die „Stimmung" beherrschen lassen, vielmehr der einmal anerkannten Notwendigkeit der Lehreraufbesserung gerecht werden. Daß dies geschieht, darf wohl aus den Worten des Referenten, Prälaten Dr. Schädler, geschlossen werden, die er in seiner großzügigen, selbst von der sozialdemokratischen „Münchener Post" kürzlich anerkannten, hervorragenden Vertretung seines Gebietes, zum Abschluß des behandelten Kapitels gesprochen hat. Er meinte, es würde niemand den Lehrern verargen, daß sie eine Verbesserung ihrer Lage herbeizuführen suchten, aber die Kritik, wie sie von Lehrern angewendet wurde, sei nicht die Kritik eines abgeklärten Mannes. Trotzdem sei es falsch zu erklären, das Zentrum sei nun auch Gegner der ganzen Lehreraufbesserung.

Das Traurigste in diesem Kapitel bayerischer Schulgeschichte ist, daß der in der letzten Nummer geschilderte Schulradikalismus der deutschen Lehrervereine auch im Süden schon seinen festen Boden hat. Möge es der Regierung, die den radikalen Zielen ihr klares Veto entgegenhält, gelingen, namentlich durch den Einfluß auf die Erziehung der jungen Lehrer, die Macht des Umsturzes zu dämmen!



Duellzwang.

Von

Dr. Julius Versen.

Ein Freund von mir, schlank gewachsen wie eine Tanne und im guten Sinne „schneidig" wie nur je einer, diente als Einjähriger in einem ostelbischen Regiment, das hohe Anforderungen stellte. Seine Vorgesetzten legten ihm nahe, aktiver Offizier zu werden. Aeußerer Umstände halber wurde nichts daraus. Er übte als Unteroffizier und Vizefeldwebel und stellte sich schließlich zur Wahl. Aber sein hochmögender Bezirkskommandeur, vielleicht ein verkappter evangelischer Bundesbruder, hatte ausspioniert, daß mein Freund „Alter Herr" einer katholischen Studentenverbindung war. „Wie stehen Sie zum Duell? — Würden Sie eine Forderung annehmen oder nicht?" — „Wenn der Herr Oberst mich so fragen, muß ich als Katholik antworten: Nein." — In militaribus war mein Freund damit erledigt. Und er hat sich darüber geärgert und gegrämt, denn er war Soldat mit Leib und Seele.

Dieselbe Chose haben wir jetzt in Mainz mit dem Rechtsanwalt erlebt, der zwei katholischen Korporationen angehört hat. Läßt sich eine größere Ungerechtigkeit denken? Die Betreffenden dienen, plagen sich und schwitzen, opfern Zeit und Geld pro patria et rege, erringen sich die Qualifikation und am Ende werden sie nicht für den Offiziersstand würdig befunden, weil sie Männer von Ueberzeugung sind!

Erzieht man auf diese Weise dem Throne treue Stützen? Man sollte meinen, er habe sie nötig, gerade in dieser Zeit der Charakterlosigkeit und Gesinnungsfrivolität. Der in der verflossenen Woche in Pest abgehaltene erste internationale Antiduell-Kongreß hat doch wahrlich bewiesen, daß man diese Bestrebungen nicht mehr vornehm ignorieren kann.

Eine derartige Behandlung des Prinzips des Duellzwanges Reserveoffizieraspiranten gegenüber ist über alle Maßen unvernünftig, und Bezirkskommandeure, die sie sich gestatten, sollte man schleunigst „abschlachten", wie der betreffende terminus technicus im Offizierjargon lautet. Man sollte doch abwarten, ob die Betreffenden jemals in die Lage kommen, ein Duell anzunehmen. Nach meiner sehr reichhaltigen Erfahrung sind es Persönlichkeiten, die durch hohes Taktgefühl gesellschaftliche Konflikte zu vermeiden wissen. Doch nein, man kann sie nicht brauchen. Den Libertin aber, der einen Ehebruch mit einem Pistolenknall repariert, hält man für würdig. Heißt das nicht alle Moral-



begriffe und vor allem die Ehrauffassung des natürlich empfindenden Menschen auf den Kopf stellen! Die Folgen davon sehen wir ja, erleben wir ja fast allwöchentlich. Dahin muß es kommen. Und es wird noch immer schlimmer werden; denn die von äußerer Schneidigkeit verdeckte Immoralität ist wie die Wasserpest in den Teichen, wie der Schwamm im Hause. Es sind Uebel, denen man nicht beikommen kann.

Und noch eins ist bei der Zurückweisung des Mainzer Rechtsanwalts zu bedenken. Als der Zentrumsabgeordnete de Witt vor zwei Jahren einen ähnlichen Fall im Reichstage zur Sprache brachte, gab der Kriegsminister die Erklärung ab, daß die Bezirkskommandeure angewiesen worden seien, die Offizieraspiranten über ihre Stellung zum Duell nicht mehr zu befragen. Wie ist denn die neuerliche Ueberschreitung der Kommandogewalt möglich? Und wie denkt man höheren Orts über die Remedur im Mainzer Fall?

Sehr erhebliches Aufsehen hat letzthin auch die Duellaffäre zwischen einem Hauptmann Klebs und dem schlesischen Geheimrat und Rittergutsbesitzer Schultz-Nieborn gemacht. Da sollte das Duell gar als Rechtsmittel dienen, obwohl es gerade als solches in letzter Zeit überall Bankrott gemacht hat. Der hier gegenüber dem Geheimrat, einem 64jährigen Mann, gemachte Versuch eines Ehren- und Duellzwanges muß als überaus verwerflich bezeichnet werden. Er ist leider seitens Untergebener (Korpsstudenten) gegenüber Vorgesetzten schon häufig vorgekommen. Man will den Vorgesetzten lahmlegen, ihn abdrängen von amtlichen Maßnahmen, Beleidigungsklagen usw. Zuweilen liegt allerdings nicht die Absicht vor, die äußerste Konsequenz zu ziehen, sondern es handelt sich nur um eine versteckte Drohung gegen den Vorgesetzten.

Der schlesische Geheimrat ist in seiner schriftlichen Abwehr gegen die Zumutungen des Hauptmanns Klebs zu weit gegangen. Er hätte den Offizierstand aus dem Spiele lassen und die Beleidigung auf seinen Gegner beschränken sollen. Da war sie angebracht. Richtig aber ist, daß die Auffassung über das Duell Wandlungen durch das fortschreitende Lebensalter unterworfen ist. Selbst alte Korpsstudenten, Generale usw. greifen nicht mehr so leicht zur Pistole, wie sie es als junge Männer getan hätten, beherrscht von den Zwangsvorstellungen ihres Milieus. Wenn sie aber in höherem Alter vernünftig zu denken gelernt haben, hätten sie auch die sittliche Verpflichtung, mit der Auffassung über Ehren- und Duellzwang in ihren Kreisen aufräumen zu helfen und die Jugend vor dieser Gefahr durch Belehrung zu schützen. Das wäre doch wohl Christenpflicht!



Antisemitische Streiflichter aus Oesterreich.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Wer die jeweilige politische Lage in Oesterreich recht beurteilen will, darf seine Augen vor den unheilvollen Einflüssen nicht verschließen, welche das moderne Judentum ausübt. Wenn Oesterreich heute das klassische Land des Antisemitismus ist, so hat das natürlich seine guten Gründe. Während im Deutschen Reiche ein Großteil der Katholiken und besonders der Zentrumspresse vom Antisemitismus noch nichts wissen will, gibt es in Oesterreich keinen arischen Katholiken, mag er welcher Nationalität oder welcher politischen Partei immer angehören, der nicht antisemitisch wäre. Die nichtjüdische Presse ist einschließlich des sogenannten „feudal-klerikalen" Wiener „Vaterland" antisemitisch, wenn auch die ausgesprochen katholischen Blätter sich vom unchristlichen Rassenhaß freihalten. Selbst in der fast ausschließlich von Juden geleiteten Sozialdemokratie, welche man mit Recht eine Judenschutztruppe nennt, regt sich der Antisemitismus, so daß dem Abg. Schuhmeier, dem Herausgeber und Redakteur des meistgelesenen sozialdemokratischen Blattes („Volkstribüne" in Wien), gestattet werden mußte, bisweilen in Wort und Schrift zu antisemiteln. Es ist schon aus Raumrücksichten ausgeschlossen, hier die gesamte antisemitische Bewegung Oesterreichs Revue passieren zu lassen, es mag genügen, aus den jüngsten Tagen einige besonders markante Erscheinungen herauszugreifen.

Der Fall Schmid.

Der RRA. Schmid ist Mittelschulprofessor und als Mitglied des niederösterreichischen Landesausschusses der Nachfolger des jetzigen Ministers Dr. Geßmann im Referate über die Landes-, Volks- und Mittelschulen. Er kennt den Einfluß der Juden auf den Mittel- und Hochschulen und stellte daher im Budgetausschusse den Antrag, die Regierung solle aufgefordert werden, gegen die außerordentlich überhandnehmende Verjudung der Mittelschulen dahin aufzutreten, daß die Zahl der jüdischen Mittelschüler dem Prozentsatze der Juden an der Gesamtbevölkerung entspreche. Dieser Antrag wurde angenommen. Daß darüber ganz Preßisrael in Tobsucht geriet, braucht nicht weiter beachtet zu werden; die vom Abg. Schmid vorgebrachten statistischen Tatsachen dagegen sind von um so größerem Interesse, da sie beweisen, daß unsere sämtlichen Intelligenzberufe (mit Ausnahme des Priestertums) einer vollständigen Verjudung entgegengehen. Die nationalen, sittlichen, wirtschaftlichen Schäden, die aus einer solchen Depossedierung der arischen Völker entstehen müssen, liegen jedem, der sehen will, auf der Hand.

Für die Mittelschulen (Gymnasien, Realschulen, höhere Handelsschulen, Lehrerbildungsanstalten) sind zu sehr die örtlichen Verhältnisse maßgebend, als daß sie eine feste Unterlage für ein bestimmtes Urteil abgeben könnten. Darum sei nur beispielsweise auf einige wenige Gymnasien hingewiesen. In Wien, welches ja vielfach tonangebend für das Reich ist, haben die Gymnasien 33 % Juden, in einem sogar (in der Leopoldstadt) 78 %. In Brünn haben die beiden deutschen Gymnasien 35 und 54 % jüdische Schüler, die tschechischen 0 %. In anderen mährischen und böhmischen „deutschen" Mittelschulen erreicht die Verjudung eine noch höhere Prozentzahl, in Mähr.-Ostrau in einzelnen Klassen bis zu 98 %. Aehnlich sind die Verhältnisse in Galizien und Bukowina, nur in den deutschen Alpenländern ist es besser.

Ein richtiges und genaues Bild von der Verjudung der Intelligenzberufe bieten die augenblicklich so viel besprochenen Hochschulen, für welche ja die Mittelschulen das Material liefern. Man halte sich bei allen nachfolgenden Angaben vor Augen, daß die Juden 5 % der Gesamtbevölkerung Oesterreichs ausmachen (9 % in Wien, 10 % in Brünn). Wenn Dr. Lueger auf dem Katholikentage in Wien 1907 die Parole von der Wiedereroberung der Hochschulen für das christliche Volk ausgab, so leitete ihn dabei hauptsächlich der Gedanke, daß der weiteren Verjudung Einhalt getan und den katholischen Studenten die Gleichberechtigung erkämpft werden müsse. An der juridischen Fakultät Wiens befinden sich neben 13 Ariern 10 Juden als Professoren. Die wichtigsten Fächer, bürgerliches Recht, Familien- und Eherecht, werden in Wien von 2 Juden und 1 Christen, in Prag nur von Juden vorgetragen. Noch mehr haben sich die Juden der medizinischen Fakultäten bemächtigt; charakteristisch für das Fortschreiten dieser Verjudung ist diese Fakultät der Prager deutschen Universität: von 20 ordentlichen Professoren sind 7 Juden, von 22 außerordentlichen 10, von 17 Privatdozenten 11 Juden. Die Folgen sieht man dann in jeder Stadt, am ärgsten aber in den Wiener Kliniken und Spitälern, wo praktiziert zu haben ja für eine ausgezeichnete Empfehlung in der späteren Privatpraxis gilt. So sind in der Wiener Poliklinik 50 %, im Franz Josef-Ambulatorium 84 % der Abteilungsvorstände Juden; im Allgemeinen Krankenhause waren 1906 von den Primarärzten 25 %, von den Assistenten 40 %, von den Sekundarärzten 53 % Juden; im Wiedener Spital von den Primarärzten 83 %, von den Assistenten 66 % und von den Sekundarärzten 92 % Juden.

„Wie der Acker, so die Rüben." Im Jahre 1904 machten an den deutschen Universitäten Oesterreichs die Juden unter den Studenten 26 % aus (5 % Bevölkerungsanteil), an der medizinischen Fakultät Wiens sogar 61.3 %, ja in Einzeljahrgängen 80 %. An der juristischen Fakultät der Prager deutschen Universität machen die Juden 21 % der Schülerzahl aus, obwohl ihr Bevölkerungsanteil in Böhmen nur 1.40 % beträgt. Die ganz natürliche Folge ist, daß die gebildeten Stände immer mehr verjuden zum Unheil für die christliche Urbevölkerung. Die Juden und ihre Presse sind es ja auch, welche immer wieder die Skandale an den Hochschulen anzetteln und anblasen, sie sehen ihre terroristische Cliquen-Herrschaft bedroht und solchem Uebel können sie nur steuern, wenn sie die deutschen Parteien an den Universitäten und im Reichsrate stets gegeneinander aufhetzen. (Vgl. den derzeitigen Generalstreik.)

Der Fall Feilbogen.

Es ist natürlich nur ein Zufall, daß jene zwei „Gelehrten", welche im Auslande den österreichischen Namen so namenlos bloßstellten, Juden waren. Ich meine die Herren Eysler und Feilbogen. Der erstere, welchen die „großen" Zeitungen als



einen Stern erster Güte am Himmel der Geschichtsforschung feierten, wurde in einer öffentlichen Bibliothek Italiens beim Bücherdiebstahl ertappt und zu 40 Tagen Gefängnis verurteilt. Dr. Eysler ist schwer reich, sein Vermögen beträgt fast eine Million, trotzdem hat ihm Unterrichtsminister Dr. Marchet ein Reisestipendium aus den Steuergeldern des Volkes verliehen, während arme katholische Studenten mit ihrem Stipendiumgesuch abgewiesen wurden. Zum Danke dafür kam der österreichische „Gelehrte" als abgestrafter Bücherdieb nach Oesterreich zurück.

Ueber den Fall Feilbogen hat vor kurzem die „Piusvereins-Korrespondenz" aus Rom „absolut authentische" Mitteilungen erhalten. Zu der Ostermesse des Papstes in der Sixtina hatte der Majordomus Msgr. Bisletti nur an solche Personen Einladungen ausgegeben, welche er persönlich kannte, bei den Einladungen, welche die Botschaften und Gesandtschaften verlangten, mußte er sich auf deren Diskretion verlassen. So hat auch der preußische Gesandte dem Großherzogspaar von Mecklenburg-Schwerin die Einladungskarte verweigert, weil sie protestantisch seien. Die österreichische Botschaft verlangte noch zuletzt in solch kategorischer Art hundert Einladungen, daß Msgr. Bisletti glaubte, sie nicht abschlagen zu dürfen, dafür mußte er aber, um ein Gedränge in der Kapelle zu vermeiden, hochgestellten Katholiken Einladungen abschlagen.

Ostersamstag am Abend hatte Msgr. Bisletti keine Einladungen mehr. Da wird ihm spät abends gemeldet, es sei ein österreichisches Paar im Vorzimmer mit einer besonderen Empfehlung des Botschafters Grafen Szecsen, welches durchaus der Ostermesse des Papstes beiwohnen wolle. Da sie tatsächlich eine vom Botschafter unterschriebene Empfehlung hatten, gab ihnen Msgr. Bisletti eine Karte, welche ihnen den Eintritt in die Sixtina ermöglichte. Als am Sonntag die Oesterreicher zur Kommunion gingen, fiel eine große rotblonde Frau durch Mangel an Sammlung auf. Ein Mann folgte ihr und kniete an ihrer Seite nieder. Sie streckten neugierig die Köpfe vor und beobachteten den Hl. Vater, wie er die Kommunion austeilte. Es kam die Reihe an sie. Unmittelbar nach Empfang der hl. Hostie griff die Frau mit der rechten Hand zum Munde, nahm „etwas" heraus, warf es zu Boden und ging, darüber hinwegschreitend, zu ihrem Platze zurück. Der Mann bückte sich, hob „etwas" auf, welches er in seine zusammengefaltete Einladungskarte legte, und folgte ihr auf seinen Platz zurück. Die Frau fiel den Oesterreichern, unter denen sich auch der ehemalige Minister Graf Goluchowski befand, wegen ihres impertinenten, triumphierenden Gesichtsausdruckes auf. Man brachte die beiden in die Sakristei, wo das Weib erklärte, es hätte die Hostie verschluckt, sei aber gerne noch einmal zu kommunizieren bereit, „wenn es den Monsignore freue". Das Ehepaar legitimierte sich als der Professor Dr. Feilbogen von der Wiener Exportakademie nebst Frau, welcher zu „wissenschaftlichen" Studien nach Italien beurlaubt war. Daß Feilbogen und Frau Juden sind, ist natürlich nur „Zufall", daß er aber nach seiner Rückkehr nach Wien sich bereit erklärte, „sich zur Sühne taufen zu lassen", zeigt die Frivolität, von welcher dieser „Gelehrte" beseelt ist.

Der Fall Theimer.

Die arische Schriftstellerin Kamilla Theimer hat vor zehn Jahren bei dem durch und durch jüdischen „Neuen Wiener Tagblatt" eine Frauenbeilage eingeführt und für diese auch bis heuer geschrieben, war also auch zehn Jahre ständige Mitarbeiterin dieses Blattes. Das allein ist wohl Grund genug zu der Annahme, daß sie keine Antisemitin ist. Im Herbst 1907 veröffentlichte sie eine gegen den Antisemitismus gerichtete Schrift „Antisemitismus und Nationaljudentum", in welcher sie nachzuweisen suchte, daß der Antisemitismus ausgerottet werden könne, wenn die Juden an sich selbst jene Eigenschaften ausrotteten, welche heute den Vorwand zum Antisemitismus abgeben. Als besondere Quelle des Antisemitismus bezeichnete sie (mit Fug und Recht) die „N. Fr. Presse". Wohl um sich ein besonders auszeichnendes Lob von Judenseite zu holen, schickte sie das erste Exemplar ihrer Schrift mit einem höflichen Begleitschreiben an den Wiener Oberrabiner Dr. Güdemann, welcher ja vor einigen Jahren zu den Hauptgründern der „Zeit" gehörte, deren Gründung er für notwendig erklärte, weil die „N. Fr. Presse" die Interessen des Judentums zu wenig vertrete. Wie erstaunt mag Kamilla Theimer gewesen sein, als sie zur Antwort einen mit unflätigen Beschimpfungen der katholischen Kirche garnierten Brief erhielt, aus welchem folgende Sätze besonders charakteristisch sind: „Aus Rache dafür, daß die Christen einen Juden als Gott verehren müssen, machen sie alle anderen zu Teufeln... Das Christentum befindet sich in der unbefriedigten Lage des Hermaphroditen ... An dem Feuer des Judenhasses kocht die Kirche ihre Suppe". Die Folge dieser Broschüre war die Entlassung der Schriftstellerin, welche bei keinem liberalen Blatte Wiens mehr als Mitarbeiterin ankommen konnte. Der Feuilleton-Redakteur der „N. Fr. Presse" z. B. hatte ihr gesagt: „Freiwillig drucke ich nichts von einem Christen."

Dieser Fall zeigt aufs krasseste die Unduldsamkeit des modernen Judentums: weil die im Dienste des Judentums arbeitende Schriftstellerin in einer gegen den Antisemitismus gerichteten Flugschrift in bester Absicht den Juden einige heilsame Wahrheiten sagt, wird sie unbarmherzig brotlos gemacht. Dafür erhält sie vom Oberrabiner einen Brief, welcher ein außerordenlich interessantes Dokument für den unausrottbaren Haß ist, mit welchem das Judentum dem Christentum und den arischen Arbeitsvölkern gegenübersteht. Welcher Sturm der Entrüstung und der Wut würde wohl durch den gesamten jüdischen Blätterwald brausen, wenn ein Priester der katholischen Kirche in ähnlichen Worten über die jüdische Religion sich ausließe, wie es Dr. Güdemann in dem Briefe an Kamilla Theimer über die katholische Kirche getan hat.

Der Fall „Moriah".

Der oben dargelegte „Fall Schmid" hatte die Lemberger jüdische Zeitschrift „Moriah", welche hauptsächlich für die Jugend bestimmt ist, in helle Raserei versetzt und zu einem Aufsatze begeistert, in welchem es heißt: „Es werden katholische Orgien während der Unterrichtsstunden beginnen .... Das katholische Rezept ist ein Rezept tierischer Denkungskreise .... Wird die hl. Dreieinigkeit bei der Aufklärung der Frage behilflich sein, wie in einem winzigen Staubteilchen das ganze Dasein, die Materie, die Seele, die Gottheit enthalten ist? Das ist die neue katholische Inquisition. Die Geistlichkeit der katholischen Kirche besteht aus christlichen Henkern, aus Henkern der jüdischen Nation ... Es wird noch eine Zeit kommen, daß in Oesterreich in polnischen Schulen schwarze Geister schwarze Messen zelebrieren werden, und die jüdische Jugend wird der ausgelassenen katholischen Idee zum Opfer fallen ..."

Der Zionistenklub führte diese Sätze, welche der Staatsanwalt konfisziert hatte, in einer Interpellation an und immunisierte sie dadurch. Um das zu erreichen, griff er aber zu einem gemeinen Schwindel: er fälschte die Unterschriften der jüdischen Abgeordneten Mahler und Straucher und brachte nur auf diese Weise die zu einer Interpellation notwendige Zahl von Unterschriften auf. Als die beiden Abgeordneten den Präsidenten Dr. Weiskirchner von der Fälschung in Kenntnis gesetzt hatten, zog dieser die Interpellation vom Justizminister zurück und verleibte sie dem Archive ein „als ein ewiges Denkmal, wie hier in diesem Hause in der illoyalsten Weise vorgegangen wird".

Es ist übrigens nicht uninteressant, daß der Zionistenklub eine Interpellation der ruthenischen Radikalen unterschrieb, durch welche ein konfiszierter Artikel immunisiert werden sollte, welcher den Lemberger Erzbischof Grafen Szeptycki angriff, weil dieser in einer Predigt den galizischen Statthaltermord verurteilt hatte. Das läßt die Deutung zu, daß die Zionisten den politischen Mord billigen, wenn dieser an katholischen Ariern verübt wird, während sie nicht genug Entrüstung aufbringen können, wenn in Rußland Pogroms vorkommen, welche nichts anderes als politische Mordtaten sind. — —

Das Leben.

Viel Wege wandern durch die Welt,
Und Menschen geh'n auf allen Wegen.
Der jubelt froh wie seiner Maid
Dem Morgensonnenlicht entgegen,
Der andre schleicht zum düstern Wald,
Der Ekel treibt ihn und die Not,
Die Kinder tanzen Ringelreih'n,
Und an die Türe pocht der Tod.
Da stockt und krampft das Herz sich drinn:
O Leben, sag' mir deinen Sinn!

G. Wöhrmüller O. S. B.

Der internationale Anti-Pornographen-Kongreß in Paris.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

In der Woche vor Christi Himmelfahrt trat zu Paris ein Anti-Pornographen-Kongreß zusammen, zu welchem sich über hundertfünfzig Teilnehmer aus aller Herren Ländern zusammengefunden hatten. Die Pornographie und ihre Bekämpfung sind in Europa und Amerika zu einer Tagesfrage geworden, die früher oder später sich in eine Lebensfrage umgestalten könnte.

Die Schand- und Schundliteratur dringt in alle Kreise und wird sogar in den Kasernen verbreitet. Es war wirklich ein Gebot der Not, einen derartigen Kongreß abzuhalten. Die Sitzungen fanden im sogenannten Sozial-Museum neben der Basilika der Heiligen Klothilde statt.

Neben den hundertfünfzig auswärtigen Gästen hatten sich zahlreiche Vertreter der verschiedenen Gesellschaften eingefunden, welche die Bekämpfung der Immoralität und Hebung der Religion und Sittlichkeit zum Zwecke haben.

In der Eröffnungssitzung hielt der Senator Bérenger, welcher schon seit Jahren in Wort und Schrift die Pornographie und öffentliche Immoralität wacker bekämpft, die Eröffnungsrede.

„Die Geschichte erwähnt zahlreiche Beispiele — sagte der Redner — von Völker-Verderbnis, die durch die allgemeine Zuchtlosigkeit herbeigeführt wurde. Jetzt ist aber das Verderbnis groß und allgemein geworden." —

Der Senator führte schauderhafte Beispiele an und ist entrüstet, daß Pseudo-Gelehrte, verdächtige Schriftsteller und schamlose Zeichner und Maler sich herausnehmen, im Namen der Kunst zu sprechen, wenn sie wegen ihrer Schamlosigkeiten vor Gericht gezogen werden. Er bezeichnet die Verbreitung der Schand- und Schundliteratur als Ursache des ganzen Uebels.

Verschiedene ausländische Vertreter sprachen über die Bekämpfung in ihren betreffenden Ländern. In der Nachmittagssitzung sprachen Vertreter aus Italien, Belgien und Holland und berichteten über die Ausbreitung des Uebels in ihrer Heimat. Abends fand ein Meeting im weitläufigen Sitzungssaale der Wissenschaftlichen Gesellschaften der Rue Danton, neben der medizinischen Fakultät, statt, bei welchem der Advokat Barboux, der Senator Lamarzelle und Marc Sanguier, der eifrige Gründer und Vorsitzende der Sillonisten, der Vereinigung junger christlicher Demokraten, das Wort nahmen.

Barboux sprach über die soziale Gefahr der Pornographie, während Lamarzelle das Thema der Bekämpfung behandelte. Er verspricht sich blutwenig von einer gerichtlichen Verfolgung und hofft alles von der individuellen Bekämpfung, welche allein erfolgreich sein könne.

Am zweiten Tage prüfte der Kongreß zwei Hauptfragen: 1. Soll die Verfertigung, das Angebot und der geheime und öffentliche Verkauf sittenloser Bilder und Schriften durch internationale Maßregeln bekämpft werden? 2. Soll die Kompetenz des Richters über die Verfertigung auch über Angebot und Verkauf im Auslande sich ausdehnen können?

Beide Fragen wurden im bejahendem Sinne erledigt.

Georges Lecomte, der Präsident der Gesellschaft französischer Schriftsteller, nahm das Wort, um in energischer Weise jedwede Gemeinbürgschaft mit der Pornographie abzulehnen. Leider hat er aber ausdrücklich eine Ausnahme für Zola gemacht, dessen Werke er als eine Kundgebung prächtiger Lebenskräfte bezeichnet, welche in ihrer Gesamtheit Werke einer sehr gesunden Literatur seien!

Der „Univers" ist über diese Erklärung entrüstet; das leitende Katholikenblatt sagt Herrn Lecomte recht bittere Wahrheiten und weist dabei auf die hauptsächlichsten schlüpfrigen Werke Zolas hin.

Die Rede von Lecomte hatte einen bedeutenden Teil der Zuhörerschaft stark verschnupft. Glücklicherweise brachten die Reden von Lamarzelle und Marc Sanguier den Gang der Sitzung wieder ins Gleichgewicht. Das Endresultat des internationalen Kongresses ist die Erstellung einer internationalen Vereinigung aller Antipornographischen Vereine und Gesellschaften.

Für unsere Verhältnisse ist es bezeichnend, daß alle tonangebenden Blätter, selbst die nationalistischen Hauptorgane, welche geschworene Feinde Zolas sind, die Rede Lecomtes, sei es mit Begeisterung, sei es mit Lob, besprechen. Als Gegenstück schweigen sie die trefflichen Ausführungen des wackeren Marc Sanguier völlig tot.

Zum Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Die Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit ist seit Jahren eine Spezialität der „Allgemeinen Rundschau", die ihr viele Anfeindungen, offene und anonyme[1]) Schmähungen, aber noch weit zahlreichere Anerkennungen und Ermunterungen eingetragen hat. Die „Allgemeine Rundschau" fühlt daher eine gewisse Verpflichtung, ihre Leser über bemerkenswerte neuere Ereignisse auf diesem Kampfplatze mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu unterrichten. Daß diese Artikel und Berichte keine Lektüre für die unreife Jugend sind, um deren Schutz es sich in erster Linie handelt, sollte kaum eigens betont zu werden brauchen. Wir begrüßen mit Freuden jeden Lichtstrahl in dem schmutzigen Nebel, der zurzeit noch fast unbehindert über dem einst so gerühmten „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte" sich breit machen darf. Unlängst konnte die „Allgemeine Rundschau" („Vier Urteile", Nr. 8 vom 22. Februar, S. 121) über ein bemerkenswertes Urteil des Schöffengerichts München I berichten, das vom Landgericht aufgehoben, aber nach entsprechender Korrektur durch das Oberste Landesgericht bei der zweiten Berufungsverhandlung bestätigt wurde. Heute liegen abermals einige zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit erlassene Urteile des Schöffengerichts München I vor. Wir folgen in der Hauptsache dem Berichte in Nr. 264 der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 6. Juni und haben nur die Ausführungen des Amtsanwalts und des Verteidigers an der Hand des „Neuen Münchener Tagblatt" vom 5. Juni (Nr. 157) in genauerer Fassung ergänzt:

Auf eine bei der Polizeidirektion eingelaufene Anzeige hin wurden aus den Schaufenstern der Rudolf Wagnerschen Kunsthandlung am Maximiliansplatz eine Reihe von Farbendrucken und photographischen Reproduktionen von Gemälden und Skulpturen, sämtliche den nackten Menschenkörper darstellend, beschlagnahmt. Das Amtsgericht erließ gegen Wagner einen Strafbefehl auf 50 Mk. Geldstrafe, „weil er durch auffallendes Ausstellen einer großen Anzahl von Nuditäten in seiner Auslage groben Unfug verübte". Gegen diesen Strafbefehl erhob er Einspruch, und es kam der Fall nun vor dem Schöffengericht München I unter dem Vorsitz des Oberamtsrichters Ritz zur Verhandlung. Es wurde konstatiert, daß unter den beschlagnahmten Bildern sich Reproduktionen erster Meister befanden. Der Verteidiger des Beklagten, Rechtsanwalt Dr. Rotschild, stellte an den als Zeugen erschienenen Polizeibeamten die Frage, nach welchen Prinzipien die Polizei bei derartigen Beschlagnahmen verfahre, und ob die damit betrauten Organe künstlerische Bildung besitzen. Das Gericht lehnte diese Fragestellung einem Antrage des Amtsanwalts Assessors Zetlmeier entsprechend ab.

In längeren Ausführungen beantragte schließlich der Amtsanwalt, gegen den Angeklagten wieder die im Strafbefehl erkannte Strafe auszusprechen. Nach neuester Rechtsprechung stelle ein Angriff auf öffentliche Sitte und Anstand einen Eingriff in die öffentliche Ordnung und damit eine Uebertretung des groben Unfugs dar. Eine Ausstellung von Nuditäten in so auffallender Menge und an einem so verkehrsreichen Platz bedeute aber einen groben Angriff auf den öffentlichen Anstand, da diese Ausstellung nicht nur Kunstverständigen, sondern auch Frauen und Kindern zugänglich sei.

Der Verteidiger plädierte auf Freisprechung des Angeklagten. Die Ultramontanen seien die geistigen Urheber dieser Prozesse, die gegen die Kunst sich wenden. Unverstand werfe Reproduktionen erster Kunstwerke in einen Topf mit zweifelhaften Aktphotographien. Ein Sturm der Entrüstung gehe durch die gesamte Künstlerschaft[2]) über das unerhörte Vorgehen der Polizei

[1]) Der Artikel „Bühne und Moral" in Nr. 23 veranlaßte wieder einen ebenso feigen wie schmutzigen Tropf, durch ein anonymes Pamphlet zu bekunden, daß er sich getroffen fühlt.

[2]) Der Angeklagte Wagner ist übrigens derselbe „Kunsthändler" Wagner, der im Frühjahr 1907 im Schwurgerichtsprozesse gegen den zu 7 Monaten Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust verurteilten Pornographienhändler Geißmeier von diesem als „Sachverständiger" geladen war, als solcher aber energisch abgelehnt wurde, nachdem der Schwurgerichtspräsident in einer dramatisch bewegten Szene dem „Sachverständigen" Wagner dessen völlig unbekleidete Porträtphotographie mit einer an einen Herrn gerichteten Widmung vorgezeigt hatte. Für einen solchen Mann wird nun vom Verteidiger „die gesamte Künstlerschaft" angerufen! Das Traurigste an der Sache ist, daß die Schaufenster dieses „Kunstladens" schon seit Jahren den gleichen Zustand aufwiesen, der jetzt endlich zur Verurteilung geführt hat. Allen Aufforderungen



gegen wahre Kunst. Wenn die Polizei in ihrem Vorgehen gegen „Nuditäten" konsequent wäre, so müßten über Nacht all die herrlichen Schöpfungen moderner Bildhauerkunst im Ausstellungspark beseitigt und in die Isar geworfen werden.

Der Vorsitzende sah sich veranlaßt, eine Aeußerung des Verteidigers aufs entschiedenste zurückzuweisen, daß die Ausführungen des Ministers im Landtag über derartige Prozesse offenbar ihren Eindruck auf die Richter nicht verfehlt haben.

Das Gericht erkannte gegen den Angeklagten auf eine Geldstrafe von 50 Mark eventuell fünf Tage Haft. Aus der Urteilsbegründung sei hervorgehoben, daß das Gericht annahm, es könnten auch die hervorragendsten Kunstwerke zur Verletzung des öffentlichen Anstandes mißbraucht werden, wenn sie dem Publikum in einer Weise vorgeführt werden, die auf die niedrigen Instinkte wirken soll. Durch die reihenweise Zusammenstellung der Bilder habe der Angeklagte diese Absicht kundgegeben und sich so eines für einen Kunsthändler sehr verwerflichen Fehlers schuldig gemacht. Es sei keineswegs schon eine Verletzung des öffentlichen Anstandes, wenn in einem Schaufenster eine Darstellung des Nackten ausgestellt ist; die Nudität als solche könne durchaus künstlerisch wirken; wenn aber ein Kunstwerk unter Betonung der Nudität vorgeführt wird, so liege ein grober Unfug vor, wie er schlimmer gar nicht gedacht werden könne.

Im Anschluß daran wurde noch gegen die Kunsthändler Wilhelm Keller und Georg Roser Verhandlung gepflogen, die sich durch die gleiche Handlungsweise des groben Unfugs schuldig gemacht haben sollen. Das oben zitierte liberale Blatt berichtet darüber ziemlich tendenziös: „Während der erstere im Hintergrund seiner Auslage ein wirklich sehr zweifelhaftes Aktbild ausgestellt hatte, handelte es sich bei Roser neben zwei kleinen pikanten Bildern Pariser Salons um Reproduktionen künstlerisch hochstehender (?) Werke, darunter solcher aus der „Jugend". Das Gericht verurteilte Keller zu 20 ℳ eventuell zwei Tagen, Roser zu 10 ℳ eventuell einem Tag Haft."

Einige ausfällige Bemerkungen des Verteidigers Dr. Rotschild (nomen est omen) bieten uns erwünschten Anlaß, eine aktenmäßige Feststellung nachzuholen, welche schon längere Zeit in unserer Mappe ruht. Rechtsanwalt Dr. Rotschild suchte die Sache so darzustellen, als ob gegen die raffinierte, absichtlich gehäufte, reihenweise Straßenschaustellung von reproduzierten Nur-Nuditäten „ein Sturm der Entrüstung durch die gesamte Künstlerschaft" gehe. Die Antwort mögen ihm zwei anerkannte Größen im Reiche der Kunst und auf dem Gebiete der Aesthetik erteilen.

Prof. Hans Thoma, der gefeierte Altmeister der freien deutschen Kunst, sprach sich in einem offenen Briefe über diese Frage wörtlich folgendermaßen aus:

„Das Vervielfältigen von nackten Bildern und ihre Zurschaustellung in der breiten Oeffentlichkeit hat vielleicht auch dann seine Bedenken, wenn das Original von einem der größten Künstler gemacht ist. Jedenfalls haben Michelangelo, Tizian, Rubens ihre Werke nicht gemacht in der Absicht, daß es ein guter, gangbarer Artikel für einen unserer findigen Verleger werden soll. Diese Nachbildungen geben ja doch nur das Gegenständliche des Kunstwerkes und rauben ihm alle Weihe, die das Original hat. Beinahe bin ich überzeugt, daß diese großen Meister nicht etwa gegen die Konfiszierung einer Nachbildung ihres Werks aus einem Schaufenster Protest erheben würden, sondern gegen ihre profanierende Schaustellung."

Der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, der in seinem Werke über die Aesthetik, Band 2, der Freiheit der Kunst eifrig das Wort redet, sagt nichtsdestoweniger (S. 453):

„Der unreifen Jugend sind Kunstwerke fernzuhalten, welche die Gefahr einer Verwirrung des sittlichen Urteils mit sich führen, sei es, daß sie einer ästhetisch verwerflichen Kunstrichtung angehören, sei es, daß sie ästhetisch gerechtfertigt sind, aber so beschaffen, daß sie in einem unreifen Publikum reale außerästhetische Gefühle unsittlicher Art erregen. So wenig Aktbilder nach unbekleideten Modellen im Freien auf öffentlichen Plätzen geduldet werden können, ebensowenig das Aushängen der Reproduktionen gewisser Kunstwerke von anerkanntem Wert.... Die geschäftliche Spekulation pflegt bei laxer Handhabung der Sittenpolizei mit Vorliebe stets die ... Sinnenreize unter ästhetischer Einkleidung zum Gegenstand ihrer Ausbeutung zu wählen, und gegen solchen geschäftlichen Mißbrauch der ästhetischen Flagge kann darum nicht streng genug vorgegangen werden. Diejenigen, denen es ernst ist mit der Würde und Reinheit der Kunst, werden darin niemals eine Beschränkung der Freiheit der Kunstübung zu sehen vermögen, sondern nur diejenigen, denen die unbedingte individualistische Freiheit einschließlich der Freiheit zur rücksichtslosen Ausbeutung der Roheit und Dummheit als höchster Grundsatz gilt!

Rechtsanwalt Dr. Rothschild, der heute noch glaubt, der Kampf gegen den öffentlichen Nuditäten-Unfug gehe nur von den „Ultramontanen" aus, scheint die Vorgänge im öffentlichen Leben sehr ungenau zu verfolgen oder durch eine gefärbte Brille zu betrachten. Sonst müßte ihm bekannt sein, daß speziell in München der Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit auf interkonfessioneller Grundlage ruht und Männer verschiedener Bekenntnisse und Parteirichtungen umfaßt. Er müßte auch wissen, daß vor noch nicht langer Zeit im deutschen Reichstage der liberale Vertreter von München I, Rechtsrat Wölzl, der als Hospitant der nationalliberalen Partei angehört, nachstehende sehr beherzigenswerte Erklärung abgegeben hat, die wir nach dem amtlichen stenographischen Bericht über die 134. Reichstagssitzung vom 30. März 1908 wörtlich zitieren:

„Meine Herren, trotz aller Polemik und trotz aller Meinungsverschiedenheiten, die aus der Rede des Herrn Abgeordneten Dr. Müller (Meiningen) gegenüber seinem alten Antagonisten, dem Herrn Abgeordneten Roeren, herausklangen, glaube ich doch, eine erfreuliche und ja allerdings selbstverständliche Uebereinstimmung beider dahin konstatieren zu dürfen, daß zum Schutze unserer Jugend gegen den überhandnehmenden Schmutz der Unsittlichkeit das Möglichste und viel mehr als bisher geschehen müsse. (Sehr richtig! in der Mitte.) Das gilt leider von den verschiedensten Gebieten der modernen Literatur und Kunsterzeugnisse, und ich für meinen Teil muß sagen, daß jeder sittlich ernst denkende Mann nur voll und ganz Wort für Wort das unterschreiben kann, was Herr Abgeordneter Roeren letzthin im preußischen Abgeordnetenhause und hier in seinem Kampfe gegen die Unsittlichkeit gesprochen hat. (Lebhaftes Bravo in der Mitte.)"

Auf das in einem gewissen Zusammenhange damit stehende Thema der Prostitution übergehend, bezeichnete der liberale Reichstagsabgeordnete für München I die von ihm so lebhaft unterstützten Bestrebungen des Abg. Roeren geradezu als einen „von allen Seiten gebilligten Kulturkampf".

Noch ein anderer liberaler Redner sprach sich im Reichstage in ähnlichem Sinne aus: der Nationalliberale Dr. Junck, der gleichzeitig im Namen des Freisinnigen Dr. Mugdan eine Erklärung abgab, die für München doppelt bemerkenswert ist, weil die in Rede stehenden Aktbilder sämtlich vom Landgericht München I freigegeben waren. Nach dem Stenographischen Bericht über die 108. Sitzung des Reichstags vom 25. Februar führte Dr. Junck u. a. aus:

„Wenn der Herr Kollege Roeren an Herrn Dr. Mugdan die Frage gerichtet hat, ob er denn wünsche, daß Bilder, wie sie hier vorgezeigt worden sind, seinen Kindern oder den Kindern anderer in die Hände gegeben würden, so bin ich, nach Rücksprache mit Herrn Dr. Mugdan, in der Lage, darauf mit einem vernehmlichen „Nein" zu antworten (hört! hört! in der Mitte und rechts), wie mir überhaupt Herr Dr. Mugdan versichert hat, daß er mit mehreren Ausführungen des Herrn Roeren durchaus einverstanden sei. Ich darf wohl persönlich hinzufügen: wenn ich jemals sehen sollte, wie ein dritter meinen Kindern solche Bilder vorlegte, so würde ich wahrscheinlich zu einem Akte der Selbsthilfe schreiten, der mich vielleicht mit den Behörden in Konflikt bringen, vor dem ich aber trotzdem nicht zurückscheuen würde! (Bravo! rechts.) ... Das eine gebe ich ohne weiteres zu: wenn sich unter den Bildern Exemplare befanden, auf denen stand, daß sie von den Gerichten freigegeben[3]) worden seien, so muß ich das angesichts dieser Bilder als **einen entschiedenen Fehlspruch**, als **ein Versagen unserer Justiz** bezeichnen. (Sehr gut!) Die Frage ist aber die: sollen wir deswegen zu einer Aenderung der Gesetzgebung schreiten? Ich meine, gerade der von dem hohen Hause durch einen Kompromiß verabschiedete § 184a des Strafgesetzbuchs sollte für die Fälle der Vergiftung von Kindergemütern genügen, **wenn er nur energisch angewendet wird.** (Lebhafte Zustimmung.) Mit einer energischen Anwendung sind meine Parteifreunde und ich persönlich von ganzem Herzen einverstanden; wir wünschen nichts sehnlicher, als daß der Staat von der Waffe, die ihm hier zugunsten der Kinder

der **Polizei**, freiwillig seine Auslagen zu säubern, hat Wagner **hartnäckigen Widerstand** entgegengesetzt. Es ist tief beschämend, die **Hände der Justiz** oft Jahre lang gelähmt zu sehen, derweil **unabsehbares Aergernis** angerichtet wird.

[3]) Die von Roeren vorgelegten Bilder waren nach eigener Versicherung der Händler, die uns von amtlicher Seite bestätigt wurde, sämtlich vom Landgericht München I freigegeben.

in die Hand gegeben wird, auch einen energischen Gebrauch macht. (Lebhafter Beifall.)"

Man komme uns nicht mit dem Einwande, im Reichstage sei nur von Aktphotographien die Rede gewesen. Abgesehen davon, daß der liberale Abgeordnete Wölzl-München I ausdrücklich von „Kunsterzeugnissen" dieser Sorte sprach, ist es außerordentlich bezeichnend, daß eine Verteidigung (hier nicht persönlich, sondern als Sammelbegriff gemeint), die früher die öffentliche Schaustellung von Aktphotographien im Namen der hohen Kunst durch dick und dünn rechtfertigte, jetzt plötzlich „zweifelhafte Aktphotographien" in einen gewissen Gegensatz zu den Reproduktionen wirklicher Kunstwerke zu bringen sucht. Bald so, bald so, wie's trefft!

Uebrigens haben in der Reichshauptstadt Berlin selbst, am Sitze des deutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses, die bezüglichen Verhandlungen kaum die mindeste Wirkung gehabt. Abgesehen von dem skandalösen Vertrieb sogenannter „Privatdrucke", der jetzt in Berlin sein Zentrum hat und dem Gesetz eine Nase dreht, ist die Aktphotographie in Berlin durch nackte Darstellungen auf der Bühne bereits übertrumpft. Diese schamlosen Schaustellungen dauern mit Erlaubnis der Polizei[4]), wie wir einem Feuilleton von Richard Nordhausen in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 263 vom 5. Juni) entnehmen, auch im begonnenen Monat Juni munter fort. Richard Nordhausen, der gewiß der Prüderie absolut unverdächtig ist, fällt über diese Berliner Schaustellungen folgendes Urteil, das auch den eingefleischtesten Fanatikern einer „freien Kunst" zu denken geben sollte:

„(Preis des Platzes 15, 10 usw. Mark). Der Verein „Die Schönheit" fordert uns auf, all die Prachten der Nacktheit reines Herzens und ohne Hintergedanken zu genießen. Weshalb nicht auch ohne Operngucker? Ich fand .... den stickigen Saal recht erfreulich gefüllt. Die teueren (ganz vorne gelegenen) Plätze waren sogar ausverkauft. Ob alle 15- und 10-Mark-Herrschaften durchaus reinen Herzens und ohne Hintergedanken waren, konnte ich nicht feststellen .... Man wird nicht ohne Grund die Berliner Teilnehmer an solchen Festen der Nacktheit mit jenen Schaubegierigen auf eine Stufe stellen, denen Herr Lépine [Polizeipräfekt] in Paris soeben die Freude verdorben hat. Alle Entblößungen vor Tausenden, unter welchen Vorwänden sie immer geschahen, **sind bislang geradezu urkundliche Beweise des Niederganges gewesen. Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat.**"

Wenn wir diese Sätze eines sehr frei denkenden Mannes mit Genugtuung notieren, so soll damit dem Blatte, in dessen Spalten sie sich vorfinden, wahrlich kein Lob gespendet werden. Denn es gibt — wenigstens in Süddeutschland — kein Blatt, das mit zynischerem Behagen fort und fort ohne Unterlaß (erst wieder in einem Feuilleton vom 5. Juni) einen „pikanten" Beitrag nach dem anderen veröffentlicht und das Schamgefühl der Geschlechter systematisch und zielbewußt untergräbt.

Laut den „Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 264 vom 6. Juni, wurde vor dem Landgericht München I auch eine Anklage verhandelt, welche in das in Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 351 ff.) unter der Ueberschrift „Laxe Justiz in Fragen der Sittlichkeit" behandelte Kapitel einschlägt. Hier der Bericht:

„Ein hiesiger Kaufmann, der in seinem Geschäfte die verschiedenen Gummiwaren führt, hatte früher auch „Gummiartikel" durch Plakate an seinen Schaufenstern zum Ankaufe empfohlen und dem Worte „Gummiartikel" mehrere Frage- und Ausrufungszeichen angefügt. Diese Zeichen entfernte der Kaufmann, als er aus Zeitungsberichten entnommen hatte, daß die mit Fragezeichen versehenen Aufschriften als strafbare Ankündigung unzüchtiger Mittel zur Verurteilung der betreffenden Firmeninhaber geführt hatten, derartige Ankündigungen ohne Zeichen aber straflos geblieben waren. Die Polizei erstattete aber gegen den Kaufmann Anzeige, und die landgerichtliche Strafkammer kam auch zu einer Verurteilung desselben wegen eines Vergehens nach § 184 Abs. 1 R.-St.-G.-B. zur Geldstrafe von 5 M., da ein Plakat mit der bloßen Aufschrift „Gummiartikel" nach der ständigen Judikation des Reichsgerichts als eine verbotene Ankündigung von Gegenständen, die zu unzüchtigem Gebrauch dienen, zu beachten ist."

Das Urteil des Landgerichts München I stützt sich auf wiederholte Entscheidungen des Reichsgerichts. Das Reichsgericht hat auch wiederholt entschieden, daß verschleierte Inserate über Gummiartikel und Einschlägiges ebenso strafbar seien wie offene Anpreisungen. In München scheint man aber die Schaufensterreklame schärfer anzupacken als die noch weit bedenklicheren, in Nr. 22 der „A. R." (S. 351 ff.) näher gekennzeichneten Inserate, welche eine Verführung der breiten Massen zu den unnennbarsten Dingen vermitteln. Warum dieses zweierlei Maß? Juristische Haarspaltereien sind auf keinem Gebiete weniger am Platze.

4) Viele werden sich schon oft vergeblich gefragt haben, weshalb in Berlin, allwo in Sachen der Polizei und der öffentlichen Ordnung das Machtgebot des Kaisers alles gilt, der immer üppiger ins Kraut schießende Nuditätenkult mit einer Duldsamkeit behandelt wird, die von gewissen Schaufenster-Razzien, die nach dem Heinze-Skandal auf direkte Wünsche des Hofes zurückgeführt wurden, so kraß wie nur möglich absticht. Es ist an der Zeit, die Gründe, die offen zutage liegen, einmal mit ungeschminkter Deutlichkeit zur Sprache zu bringen. Ein Hauptagitator für den Nuditätenkult ist der Berliner Bildhauer Harro Magnussen, dessen radikale Anschauungen in den Geleitsworten und Prospekten zahlreicher Nuditäten-Albums als zugkräftige Geschäftsreklame und als Deckung gegen die Polizeizensur prompt ihre Wirkung tun, auch in Form von „Sachverständigen"-Gutachten schon manche Freisprechung und Freigabe herbeiführten. Dieser Harro Magnussen steht beim Kaiser in hoher Gunst und wurde erst vor zwei Jahren, als gerade der Widerstreit wegen der Popularisierung (denn hier liegt der Schwerpunkt) der öffentlichen Nacktdarstellung in höchster Blüte stand, mit einem preußischen Orden ausgezeichnet. Gewisse für die öffentlichen Sitten verantwortlichen Stellen scheinen diese Auszeichnung als einen Wink aufgefaßt zu haben. Anderes kam hinzu, und allmählich wehte auch in sehr hohen Beamtenregionen ein Wind, der gewisse preußische Autoritäten sich mit Namensunterschrift für eine radikale Nacktkultur begeistern ließ. Im vorigen Jahre kam es dann im gemischten Freibad am Wannsee zu den bekannten Skandalszenen. Schon seit Jahr und Tag finden auf Grund öffentlicher Zeitungseinladungen Nacktzusammenkünfte in engeren Zirkeln statt, und in diesem Jahre ist es nun endlich zu den nackten Schaustellungen in einem großen Saale gekommen, die Richard Nordhausen als „geradezu urkundliche Beweise des Niederganges" anspricht. Wir sind felsenfest überzeugt, daß weder der Kaiser noch die Kaiserin über die volle Tragweite aller dieser Vorgänge hinreichend unterrichtet ist. Aber daß der Einfluß Harro Magnussens und anderer die naturgemäßen Bedenken, die sich noch vor zehn Jahren am Berliner Hofe sehr stark geltend gemacht haben würden, zurückgedämmt und ausgeschaltet hat, steht außer allem Zweifel. Harro Magnussen ist für seine Person Künstler, und wir tasten seine ehrliche Ueberzeugung nicht an. Aber was dem Künstler in Ausübung seiner Kunst erlaubt ist, schickt sich deshalb noch längst nicht für alle Stände und Klassen und für die breiten Schichten. Auch unter den Regierenden werden viele es lieber mit Hans Thoma als mit Harro Magnussen halten, der aus den Grenzen seines Berufes weit hinaustritt und höchst verderbliche Wirkungen gezeitigt hat. Die Freundschaft des Hofes mit dem Hause Magnussen datiert schon von der Zeit her, als der Vater des heutigen Kaisers noch Kronprinz war. Harros Bruder Lorenzo weilte so oft am Hoflager in Kiel, daß man ihm in seiner Heimat Schleswig den Scherznamen „Kronprinz" beilegte. Heute sonnt Harro sich in der kaiserlichen Gunst, die als Deckschild für einen von smarten Geschäftsleuten marktschreierisch ausgemünzten Nacktkult herhalten muß.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Eine Volksoper?" Der Gedanke der Gründung einer Münchener Volksoper, welcher in München hier schon seit Jahren erörtert wird, nimmt greifbare Formen an. Ein Bedürfnis nach Opern bei volkstümlichen Preisen ist fraglos vorhanden. Dies beweist schon, mit welchen Opfern an Zeit und Geduld oft um die wenigen billigen Plätze der Hofbühne gekämpft wird, wobei nur ein geringer Teil der sich viele Stunden vor Kassenöffnung Aufstellenden in den Besitz einer Karte gelangt. Billige Preise mit annehmbaren Kunstleistungen zu vereinigen, das ist freilich ein gar schwieriges Problem. Wie man hört, soll die Vereinfachung der Inszenierung (in der Art des Künstlertheaters) zur Lösung beitragen.

Prinzregententheater. Aus Anlaß der Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins öffnete unsere Generalintendanz das sonst dem Dienste des Wagnerschen Dramas geweihte Haus für Klose, Schillings und Berlioz. Die Ehrung war verdient, das ist der allgemeine Eindruck, den das musikverständige Publikum von diesen von Mottl glanzvoll geleiteten drei Aufführungen empfing. Was Felix Mottl früher in Karlsruhe und später in München für die in ihrer französischen Heimat heimatslosen „Trojaner" von Berlioz getan hat, habe ich seinerzeit an dieser Stelle rühmend gewürdigt. Im Festspielhause erschienen nun die beiden Teile als eine lediglich durch eine Ruhestunde unterbrochene Einheit, und so wurde dem letzten Wunsch des toten Tondichters, dessen Verwirklichung ihm kaum möglich schien, Er-

füllung. Konnten wir früher unseren regulären Trojaneraufführungen noch eine verbesserte Ausstattung wünschen, so ist auch diesem Postulat auf das schönste Genüge geschehen. Die Besetzung war die frühere. Leistungen, wie Frau Preuses Kassandra und Frl. Faßbenders Dido, wurden auch von diesem kritischsten Festspielpublikum als ganz hervorragende empfunden. In Kloses „Ilsebill", welche auf der Wagnerbühne noch großzügiger wirkte, zeichneten sich Frau Burk-Berger und Herr Hagen rühmlich aus. Inmitten dieser Aufführungen stand die Première von „Moloch". Schillings vornehm empfundene und an musikalischer Erfindung reiche Oper fand bei den Fachleuten wie bei den übrigen Hörern stärksten Beifall. Emil Gerhäusers Festdichtung fußt auf Hebbels Fragment, welches der Dichter nicht vollendete, da seine Pläne über seine künstlerische Kraft gingen. Das Götzenbild des „Moloch" wird aus dem zerstörten Karthago in ein fernes Barbarenreich gebracht. Es ist freilich ein Ungläubiger, der lediglich aus weltlichen Zwecken den Kult nach der äußersten Thule verpflanzt, dennoch bringt der Moloch den Barbaren den Segen der Kultur. Auf Einzelheiten der zwar herben, aber großzügigen und oft erhabenen Musik kann heute nicht näher eingegangen werden. Feinhals, Bender, Hagen und die Damen Preuse und Ulbrig boten starke Leistungen. So verlief der musikalisch-dramatische Teil der Tonkünstlertagung, an großen Eindrücken reich.

Künstlertheater. Es ist eine ganz gewaltige Arbeit, die zurzeit von unseren Hofbühnen und ihren Dependancen (wenn der Ausdruck gestattet ist) in diesen Wochen geleistet wird. Gleichzeitig mit „Was Ihr wollt" im Künstlertheater ging die oben erwähnte Molochpremière und im Kgl. Residenztheater Kruses Verslustspiel „Standhafte Liebe" mit freundlicher Aufnahme in Szene. Dr. Kilians Bühnenbearbeitung des Shakespearewerkes, welches wir jüngst im Schauspielhaus sahen, ist nach meiner Ansicht derjenigen des Herrn Gg. Fuchs vorzuziehen. Letzterer braucht zahlreichen Szenenwechsel, während Kilian, ohne Shakespeare Zwang anzutun, beinahe eine Einheit des Ortes herzustellen weiß. Die reizvolle Ausstattung rührt von Jul. Diez her. Gegenüber einer einseitigen Betonung des köstlichen Ulkes soll der für unser Empfinden etwas verblaßte romantisch-lyrische Teil des Spieles durch Farbenzauber neuen Schimmer erhalten. Die neue Bühne bringt die Aenderung des Schauplatzes ohne viel „Dekorationskram"; gleich bleibt stets das Meer, das im Hintergrunde blaut. Vieles war sehr schön, wenn ich auch der Lehre der „Reliefwirkung" immer noch nicht, wie ihre Verfechter wollen, allgemeine, ausschließliche Gültigkeit zuzuerkennen vermag. (Ich habe mir in „Ilsebill" zur Aufgabe gemacht, mich mit den perspektivischen Wirkungen mit größter Aufmerksamkeit zu beschäftigen und trotz der großen Tiefe der Bühne keinen Moment gefunden, in dem auch das schärfere Auge störende Eindrücke gehabt hätte.) Heines Regie war glänzend. Seit langem hat man in unserem Hofschauspiel Shakespeare so vortrefflich nicht spielen sehen; ich möchte nur kurz Basils, Höfers und Monnards brillante Leistungen hervorheben. Braunfels' bescheidene Bühnenmusik verrät vornehmes Künstlertum.

Die Konzerte des Tonkünstlerfestes standen an Stärke des Eindruckes erheblich hinter den musik-dramatischen Darbietungen zurück. Nicht als ob die Wiedergabe der Werke nicht eine ausgezeichnete gewesen wäre. Obrists Leitung des württembergischen Hoforchesters verdient kaum minder Lob wie Mottls Direktion des bayerischen. Ludwig Heß als Sänger sowohl wie als Dirigent der Konzertgesellschaft für Chorgesang, das Ahnerquartett, das Russische Trio, das Münchener Streichquartett, Sängerinnen, wie die Damen M. van Lammen, Schünemann und v. Welden und die Sänger Haberl und Gmür boten Vortreffliches, allein die Kompositionen waren in ihrer überwiegenden Zahl von nur geringem Werte. Sehr viel technisches Können trat fast überall hervor, oft auch starke musikalische Intelligenz und künstlerischer Geschmack, aber selten wirkliche Erfindung und Eigenart. Das Beste boten meines Erachtens Schillings und Hausegger, welche beide ihre Werke selbst dirigierten. Des ersteren Glockenlieder für Tenor und Orchester sind von reizvoller Melodik, Feinheit der Technik und Reichtum des Empfindens. Eine starke Persönlichkeit spricht aus Hauseggers „Sonnenaufgang", ein Freiheitssang nach G. Keller. Kraft des Gefühls ist ihm eigen. — Die Symphonie P. v. Klenaus versprach anfänglich Gutes, zeigt im ganzen jedoch mehr Talent technischen Charakters. E. Schelling spielte seine suite fantastique für Klavier und Orchester brillant. Die temperamentvolle Arbeit, welche amerikanische Volksweisen geschickt verwendet, beweist viel Können. J. v. Gilses Symphonie „Erhebung" ist sehr reizvoll instrumentiert und stimmungskräftig; gleiches läßt sich von Jos. Krug-Waldsees symphonischer Dichtung „Der goldene Topf" (nach E. T. A. Hoffmann) sagen. Von geringerem technischen Geschick ist K. Bleyles gut erfundener Flagellantenzug. Die „Messe des Lebens" von F. Delius ist die umstrittenste Darbietung gewesen. Es steckt Talent und viel Können in ihr, aber auch viel Unausgeglichenes. Die Kammermusikveranstaltungen brachten für Marteaus Kammersymphonie eine deutliche Ablehnung. Der geniale Geiger hat als Komponist kein Glück, besser schnitten mit Streichquartetten K. Pottgießer und R. Lederer ab, die sich beide als geschmackvolle Künstler erwiesen. W. Braunfels spielte seine gut erfundenen Klavierstücke (Bagatellen und Studien) glänzend. Talent zeigt K. Ehrenbergs Sonate für Violine und Klavier op. 14, die Ahner und Schmid-Lindner mit Bravour vortrugen. Einen starken Eindruck empfing man von P. Juons Trio-Caprice op. 39. Ein rassiges Künstlertemperament spricht aus dem Werke. Die Liederkomponisten Kämpf, Moisisovics, Schindler und Vollerthun boten geschmackvolle Vertonungen, ohne durch besondere Eigenart im guten oder im schlimmen Anlaß zu weiteren Bemerkungen zu geben.

Gärtnerplatz. Beifällige Aufnahme fand die Uraufführung einer Operette: „Die Paradiesvögel" von Willner und J. Wilhelm. Die Musik ist von Ph. Silber. Ein neuer Mann, aber ach, keine neuen Melodien. Er weiß die üblichen Wiener Tanzrhythmen und sentimentalen Weisen zu schreiben, und seine Librettisten verbinden nicht ohne Geschick rührsame Volksstückmotive mit Operettenhumor. Das Publikum bekundete seine vollste Zufriedenheit.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Wiener Stadtrat beschloß, Schuberts Geburtshaus anzukaufen und in seiner alten Gestalt zu erhalten. — Die neunte Tagung des Schweizer Tonkünstlervereins fand unter großer Beteiligung in Baden (Aargau) statt und bot fesselnde Konzertdarbietungen. — Ein künstlerisch sehr befriedigender Verlauf des Ersten Deutschen Kammermusikfestes wird aus Darmstadt berichtet. — Die Wiener Akademie der Wissenschaften hat den Preis für die beste Arbeit über Schiller im Urteile der deutschen Nachwelt Dr. Albert Ludwig in Lichtenburg zuerkannt. — Russische Opernaufführungen hinterließen in Berlin geringe Eindrücke, da die Kräfte nur mittelmäßige Schulung aufwiesen. Stärker interessierte das Ballett des kaiserlichen Marientheaters aus Petersburg. — Stilgebaurs „Moralischer Teeabend" fand bei der Genfer Uraufführung geringes Interesse. Das Publikum hatte vom Verfasser des vielgelesenen „Götz Krafft" mehr erwartet.

München. L. G. Oberlaender.

Musik und Theater in Köln. Die Theatersaison hat mit dem 1. Juni vorläufig ihren Abschluß gefunden. Das Opernhaus hat während der 9 Monate über 50 verschiedene Werke zur Aufführung gebracht. Darunter — streng genommen — nur eine Neuheit, „Soléa" von Isidore de Lara, dem Komponisten der so erfolgreichen „Messalina". Jedoch wollte „Soléa", trotzdem daß die Heldin — eigenhändig eine Kanone abfeuerte, nicht einschlagen. Die zweite Novität „Gioconda" von Ponchielli ist schon so alt (Mailand 1876), daß man sie als Novität kaum erklären kann. Mehr Glück hatte die Leitung mit einigen Neueinstudierungen, wie Aubers „Stumme von Portici", in der Rita Sacchetto die Fenella spielte, ferner Glucks „Orpheus und Eurydike" mit Charlotte Huhn, die sich jetzt in Köln niedergelassen hat, in der Titelrolle. Das Schauspiel brachte manche Neuigkeiten, darunter mehrere Uraufführungen, so u. a. Herbert Eulenburgs „Ulrich, Fürst von Belderb". Mit Schluß der Saison verliert das guteingespielte Schauspiel mehrere ausgezeichnete Mitglieder. Der vortreffliche Oberregisseur Otto Kienscherf vertauscht Köln mit Karlsruhe, der Heldenvater Oskar Borcherdt folgt einem Ruf als Direktor an das neugegründete Hoftheater in Gera und nimmt von hier einen Generalstab tüchtiger Kräfte mit. Der talentierte jugendliche Held und Liebhaber Emil Lindner ist an das Kgl. Schauspielhaus in Berlin engagiert. Also muß wieder für Ersatz gesorgt werden. Das Metropoltheater ist, nachdem es an die 60 mal den „Fidelen Bauer" gegeben, auf Reisen gegangen. Deshalb ist Köln doch nicht ohne Theater, denn das Sommertheater an der Flora hat sich wieder aufgetan, und im Residenztheater gibt das Linsemann-Ensemble mit Nina Sandow als Gast die alte Dumassche Sittenkomödie „Demi-Monde". — Die Gürzenichkonzerte haben in der Charwoche mit Bachs Matthäuspassion und dessen grandioser „H-moll"-Messe ihre Aufführungen beschlossen. Als wichtigstes musikalisches Ereignis ist die Sängerfahrt zu bezeichnen, die der Kölner Männergesangverein nach Belgien und England unternommen hat. In den Konzerten, die der Verein bisher in Antwerpen, Brüssel, Manchester und London gegeben, hat er seinen alten Ruf bewährt und neue Lorbeeren geerntet. Am Rheine gibt es jetzt einen einzigen Festtag, und die Nachbarstädte in der Runde leisten sich Festvorstellungen jeder Art. Dagegen fällt das diesjährige Musikfest in Düsseldorf aus, weil Prof. Buths infolge von Mißverständnissen mit dem Musikfestkomitee sein Amt als städtischer Musikdirektor niedergelegt hat und die Mitglieder (der Chor) des Musikvereins seine Mitwirkung verweigerte. Es ist das kein Unglück, indem die Musikfeste sich überlebt haben. Inzwischen rüstet sich Köln zu den diessommerlichen Festspielen, die in den nächsten Tagen im Opernhaus beginnen sollen. Trotz der recht ansehnlichen Preise ist das Haus schon jetzt ausverkauft.

Prof. H. Kipper.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der „Humor" im preußischen Wahlkampfe.

Der Bonner Amtsgerichtsrat Bresgen hat bekanntlich in einer „nationalen" Wahlversammlung in Godesberg den Ausspruch getan: „Die Schwarzen, die vaterlandslosen Gesellen, muß man treten, wo man sie trifft. Reißt den Pfaffen die Kutte herunter, es steckt nur Heuchelei drunter; unter die Füße mit ihnen." Hocherstaunt über die „häßlichen Hetzer", welche sich durch die „ehrlichen", „anfeuernden Worte" eines „alten patriotischen Kämpfers" verletzt fühlten, erließ der nationale Wahlausschuß in Godesberg eine Flugblatterklärung, in der unter anderem zu lesen ist: Gerichtsrat Bresgen habe in jener Wählerversammlung zu später Stunde nur eine „Bierrede" geschwungen, und jene niedlichen „Anfeuerungen" seien Ausflüsse seiner „Ehrlichkeit" und seines „warmblütigen rheinischen Humors". Wenn eine solche Interpretation gang und gäbe wird, kann es in der rheinischen Musenstadt noch recht fidel werden. Zum Beispiel: X hat von Y gesagt: „Den Kerl muß man treten, wo man ihn trifft. Reißt ihm die Fetzen vom Leibe, denn er ist ein Heuchler; unter die Füße mit ihm." Vor das Schöffengericht gestellt, wird X freigesprochen mit der Begründung, sein prächtiger rheinischer Humor verdiene freudigste Anerkennung. Dem übelnehmerischen Kläger Y geschehe nur recht, wenn er zur Strafe für die „häßliche Verhetzung", die in der Klage liege, die Kosten zu tragen habe. Nutzanwendung: Wenn ein deutscher Zentrumsmann von einem „Nationalen" eine Ohrfeige erhält, soll er mit artigem Knix sich für die ihm widerfahrene Ehre bedanken. Ob auch umgekehrt? Ja, Bauer, das ist ganz was anders! Bull.

Preußischer Blocktriumphgesang.*)

Erdacht und gemacht in der Dichterwerkstatt
Dr. Müller-Meiningen & Cie.

Die neue Zeit begonnen hat,
Es freut sich baß der Demokrat;
Wer liberal, wer Freisinnsmann,
In Preußens Gunst sich sonnen kann.
Dem König sind wir alle gut,
Wenn er nur unsern Willen tut.
Hurra, hurra, Viktoria!
Herrn Kopschs Kulturblock ist nun da!

Geschlagen ist der Feinde Heer.
Man läßt die Ohren hängen sehr.
Der Junker und der Pfaffen Brut
Ist dezimiert, und das ist gut.
Neuliberal sprießt jetzt die Saat,
Altpreußentum gewesen hat.
Hurra, hurra, Viktoria!
Herrn Kopschs Kulturblock ist nun da!

In Kirch' und Schul', in Welt und Haus,
Der Block treibt alle Teufel aus,
Die „Personalien" nebenbei
Die korrigiert er frank und frei.
Wer jetzt nicht liberal pariert,
Wird unbarmherzig kujoniert.
Hurra, hurra, Viktoria!
Herrn Kopschs Kulturblock ist nun da!

*) Obiger Abdruck stellt eine Rarität dar. Dieser Hymnus auf den unausbleiblichen Sieg des liberal-freisinnigen Kulturblocks bei den preußischen Landtagswahlen war zum sofortigen Massengebrauch bei Siegesbanketten in Berlin und in der Provinz bestimmt, speziell auch für nächtliche Zusammenrottungen vor dem Schloß und in der Wilhelmstraße. Am Wahltage spät abends kam plötzlich Gegenorder: Ganze Auflage einstampfen, kein Stück ausgeben! Der Zufall fügte es, daß unser Mitarbeiter Rigoletto auf der Straße ein Papier aufhob, das einem heftig gestikulierenden, durchgefallenen liberalen Wahlmanne aus der Rocktasche fiel. Es war die Siegeshymne, von der sonst niemals etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre.

Algecirasakte!

Da hielten sie die Konferenz,
Geheime Rät' und Exzellenz,
Sie schrieben viele Bogen naß
Und brauchten manches Tintenfaß.

War das ein wichtiges Getu'!
Man hatte kaum mehr seine Ruh;
Fast tagte sie in Permanenz,
Die Algecieraskonferenz.

Und worin soviel Weisheit steckt,
Hat solchen heitern Schlußeffekt:
Der ganze Diplomatentrick
Ist bloß ein bess'res Narrenstück.

Denn wie in einem Narrenspiel,
So treibt's jetzt jeder, wie er's will,
Und von den Akten bleibt uns nur
Ein dickes Bund Makulatur. Ridens.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Leitung der Deutschen Reichsbank hat den Diskontsatz für Wechsel von 5% auf 4 1/2% und den Lombard-Zinsfuss für Darlehen von 6% auf 5 1/2% ermässigt. Die neuerliche Einberufung des Zentralausschusses dieses Reichsnoteninstitutes kam den beteiligten Faktoren durchaus überraschend, um so mehr, als die Wochenübersicht des letzten Reichsbankausweises die Hoffnungen auf eine baldige Reduktion der offiziellen Bankrate ganz bedeutend herabgedrückt hatten. Es war vor allem ersichtlich, dass durch das bedeutende Anwachsen des Wechselportefeuilles der Reichsbank Handel und Industrie neuerdings die Ansprüche an die Reichsbank erhöht hatten und so die Dispositionen des deutschen Geldmarktes wiederum empfindsam gestört wurden. Die nunmehrige Diskontermässigung, die epochenweise mit je einem halben Prozent die sechste dieses Jahres ist, gleicht dem Zinsfuss, den Deutschland seit 1906 nicht mehr aufzuweisen hatte. Wenn nun die verstärkte Inanspruchnahme der Baarmittel der Reichsbank, sowie die erwähnte Zunahme des Wechselbestandes die Zinssatzermässigung nicht rechtfertigen, so wird wohl der Grund dieser an sich erfreulichen Tatsache vor allem in dem Hinweis zu suchen sein, dass die neuerlich avisierten grossen Goldimporte Deutschlands eine kräftige Liquidität der Reichsbank ermöglichen. Aus den offiziellen Aeusserungen der Reichsbankleitung ist zu ersehen, dass im Laufe dieses Monats mit einer weiteren Besserung des Metallvorrats und der übrigen Aktiven der Reichsbank sicher zu rechnen ist. Dieses Moment ist wohl um so mehr gerechtfertigt, als die Situation auf dem übrigen internationalen Geldmarkte immer die gleich flüssige bleibt, ja sogar in England ein bisher unerreichter Vorrat an barem Gold registriert werden kann. Die englische Notenbank arbeitet mit einer im Vergleich zu Deutschland billigen Rate von 2 1/2 %.

Man wird sich der Wahrnehmung nicht verschliessen können, dass die Geldverhältnisse und die einzelnen Bewegungen in der Diskontpolitik aller Noteninstitute gänzlich von der jeweiligen Gestaltung und Ausdehnung der Ansprüche von Handel und Industrie abhängig sind. Aus diesem Grunde allein schon ist es begreiflich, dass die Gesundung der monetären Situation der anderen Weltmärkte weit schneller sich vollzieht, als diejenige Deutschlands, weil die historische Entwicklung von Deutschlands Handel und Industrie weit jüngeren Datums ist, als die der übrigen in Betracht kommenden Länder. Aus dem auffallend langen Zögern der Reichsbank bezüglich der nunmehr eingetretenen Zinssatzlockerung, kann man anderseits mit etwas Berechtigung schliessen, dass die an erster Stelle stehenden Leiter der Reichsbank die Geldverhältnisse wie auch die Konjunktur derzeit günstiger beurteilen.

Die seit Monaten auf den Geldmärkten eingetretene Wendung kennzeichnet sich nirgends deutlicher als in der Kursgestaltung und der Nachfrage auf dem Rentenmarkt. Der Wettlauf bei der Plazierung von Staats- und Kommunenanleihen hat etwas nachgelassen. Es ist charakteristisch, dass die Millionen und Milliarden neuer Obligationen und Pfandbriefwerte aller möglichen Gattungen in dem grossen Kanal des Anlagemarktes fast mühelos unterkommen. Die Stadt Berlin emittiert eine neue Anleihe von 50 Millionen Mark. Die einzelnen Bankengruppen ergehen sich im Wettstreit um den Erwerb dieses grossen Obligationsbetrages. Ein weiteres Zeichen der momentan günstigen Lage des Rentenmarktes und ein bedeutender Faktor ist die Meldung, dass die früheren Syndikate und Aufnahmskonsortien die grossen Bestände ausverkaufen konnten. Tretzdem sind am offenen Markte nur bei scharf steigenden Kursen Rentenwerte, insbesondere solche der deutschen Anleihen, erhältlich.

Die Diskontermässigung konnte keinen grossen Einfluss auf die Gestaltung und Entwicklung unserer heimischen Effektenmärkte ausüben. Besonders schwer fällt hierbei der ungünstige Werdegang der Industriemärkte, vor allem des heimischen Montanmarktes ins Gewicht. Seit dem Zeitpunkt der ungünstigen Kalkulation von Dividenden-Erträgnissen einzelner Montangesellschaften ist die Aufwärtsbewegung auf dem Industrie-Aktienmarkte in eine flaue Tendenz umgewandelt, da auch das sachliche Relief in der Beurteilung dieses Gebietes, d. h. günstige Meldungen aus der Industrie, zurzeit gänzlich fehlen. — Immerhin werden die veränderten Geldverhältnisse ihre Wirkung auf die deutschen Börsen auf die Dauer nicht verfehlen. Auch die grosse Freiheit des Effektenhandels durch das bereits in Kraft getretene neue Börsengesetz wird auf die Geldmarktsituation und die Börsen selbst unterstützend einwirken. Der erwartete Erfolg dieses neuen Börsengesetzes ist bisher ausgeblieben, ja im Gegenteil war das Debut des neuerdings erlaubten Terminhandels von Montanpapieren ein ungünstiges und in seiner Wirkung auf den Börsenverkehr ein überraschend nachteiliges.

W. Weber.

Katholiken Deutschlands!

Im Frühjahr 1906 hat das **Zentralkomitee zur Vorbereitung der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands** einen Aufruf erlassen, in dem die Schaffung einer **ständigen Mitgliederliste der Katholikenversammlungen** verkündet und an die Katholiken Deutschlands die Aufforderung gerichtet wurde, sich in diese Liste eintragen zu lassen. Mit Recht ist in dem Aufruf gesagt, die Generalversammlung hätte sich „aus kleinen Anfängen zu Kundgebungen aller kirchentreuen Katholiken entfaltet, die wegen ihrer glänzenden äußeren Größe und ihres schwerwiegenden sachlichen Gehaltes die Achtung und Anerkennung selbst unserer Gegner in hohem Maße gefunden haben und für die öffentliche Wirksamkeit der Katholiken des Auslandes vorbildlich geworden sind," und nicht minder richtig wird betont, es sei „Ehrensache und Gebot der Selbsterhaltung für die Katholiken Deutschlands, die Generalversammlungen in ihrer Größe und umfassenden Tätigkeit zu erhalten und soweit als möglich weiter zu entwickeln: eine große aber keine leichte Aufgabe." Ein wichtiges Mittel zur dauernden Lösung dieser Aufgabe ist der **weitere Ausbau der ständigen Mitgliederliste.** Durch sie wird ein Stamm von Mitgliedern gesichert, auf welche das Lokalkomitee unter allen Umständen rechnen kann, und es wird dadurch namentlich auch kleineren und mittleren Städten die Möglichkeit gegeben, die Katholikenversammlung bei sich aufzunehmen, wozu sie ohne diese Einrichtung bei der großen Ausdehnung, welche die Versammlungen jetzt haben, nicht imstande sein würden. Darum ergeht auch in diesem Jahre an die Katholiken, welche noch nicht ständige Mitglieder sind, die dringende Aufforderung, sich nach Möglichkeit in die ständige Liste eintragen zu lassen. Gewiß ist es in erster Linie unser Wunsch, daß recht viele Katholiken persönlich zu den Katholiken-Versammlungen erscheinen, besonders in diesem Jahre, wo die in **Düsseldorf vom 16. bis 20. August tagende 55. Generalversammlung sich nach dem Beschlusse des Zentralkomitees zu einer großen Kundgebung des katholischen Deutschlands anläßlich der Feier des goldenen Priesterjubiläums des Hl. Vaters Pius X. gestalten soll.** Aber auch diejenigen, welche nicht zur Katholiken-Versammlung kommen können, bitten wir recht herzlich, sich als ständige Mitglieder anzumelden und so die lebendige Verbindung mit dieser wichtigen Betätigung und Kundgebung katholischen Lebens und Wirkens herzustellen. Den ständigen Mitgliedern wird in jedem Jahr ohne weiteres die Mitgliedskarte unter Nachnahme des Mitgliedbeitrages (7.50 M.) zugesandt; auch erhalten sie sämtliche Drucksachen, insbesondere auch den stenographischen Bericht, in welchem die Liste der ständigen Mitglieder abgedruckt wird. Gegen Mehrzahlung von 1.— M. wird der Bericht gebunden geliefert; es wird gebeten, bei der Anmeldung anzugeben, ob dies gewünscht wird. **Auch die katholischen Vereine, Genossenschaften und Körperschaften** Deutschlands können sich in die Liste der ständigen Mitglieder eintragen lassen; die Mitgliedskarte wird in diesem Falle auf den Namen eines vom Verein bezeichneten Vertreters ausgestellt. Es ist uns selbstverständlich nicht möglich, an alle, die es angeht, persönlich heranzutreten; darum richten wir an alle Freunde der katholischen Sache auf diesem Wege die Bitte, daß sie sich, soweit es noch nicht geschehen, **als ständige Mitglieder anmelden**, und daß sie ferner **in ihren Kreisen für die ständige Mitgliederliste wirken und werben.**

Anmeldungen mit genauer, deutlicher Adresse nehmen entgegen:

1. der unterzeichnete Vorsitzende des Lokalkomitees (Adresse: **Landesrat Adams,** Düsseldorf 43, Fürstenwallstraße 69);
2. der Generalsekretär des Zentralkomitees (**Kaplan Donders zu Münster i. W.,** Krummestraße 46).

Im Mai 1908.

Der Vorsitzende des Zentralkomitees:
Graf Droste zu Vischering Erbdroste.

Der Vorsitzende des Lokalkomitees Düsseldorf:
Adams, Landesrat.

Heilanstalt für Orthopädie

Schwedische Heilgymnastik, Nachbehandlung nach Verletzungen und Krankheiten.

Theresienstrasse 25 — **MÜNCHEN** — 25 Theresienstrasse

Neueste Apparate und Maschinen unter ärztlicher Kontrolle.

Dr. O. Ammann.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Ungerers Würmbäder. Am Kanal 1. Flussbäder, modern u. bequem eingerichtet m. Luft- u. Sonnenbad in ungewöhnlich grossen, herrl. Anlagen. Restauration u. Café. Billig Preise.

Dr. Lochbrunners Sanatorium, München-Thalkirchen, Maria-Einsiedelstr. 12. Prosp. frei. Herz- u. Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten u. andere chron. Krankheiten.

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad, Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Diätkuren pp. Waldsanatorium Sommerstein-Thüringen b. Saalfeld (Saale) Prosp. gratis.

Schlangenbad (Taunus) Villa Philomena

katholisches Schwesternhaus, neben der katholischen Kirche, direkt am Walde, ruhige schöne Lage. Zimmer mit und ohne Pension.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M.

Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Sanatorium Wolbeck bei Münster in Westfalen.

Seit 16 Jahren bestehend, empfohlen für Nervenleiden, Rheumatismus, Konstitutions- und Schwächezustände. — Kapelle im Hause. Schwesterpflege auf Wunsch. Bahn- und Poststation. Prospekt und Auskunft durch den Besitzer und Leiter **Dr. med. W. Lackmann.**

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45.

Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

Nordseebad Amrum-Norddorf Seepensionat Hüttmann.

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpfleg. mit Zimmer 4 M, Vor- u. Nachsaison Ermäss. Keine Kurtaxe, keine Trinkg. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesd. ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle. Hochsais. frühzeit. Anmeld. erford. — Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen aus weitesten Kreisen sofort.

Nordseebad Scheveningen.

Hotel-Restaurant Hollandia Maaswijkstraat 1—16.

Unmittelbar am Strande und Bahnhof. Zimmer mit Frühstück fl. 1.50. Pension mit Zimmer von fl. 3.— ab. Deutsche und franz. Küche. **P. Lamp.**

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Bad Brückenau • Hotel Füglein

Telephon 6. Elektr. Licht. 5 Min. vom Bahnhof. Schön eingerichtete Fremdenzimmer. — Hübscher Garten.

: Altrenommiertes : Haus in schöner Lage am Saume herrlicher Waldungen und in nächster Nähe des Kurgartens.

Restauration zu jeder Tageszeit. — Hausdiener zu jedem Zuge am Bahnhof. — Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

ETTAL

im bayerischen Hochgebirge gelegen

je 5 km von den beiden Bahnstationen Oberau und Oberammergau entfernt, ist wegen seiner landschaftlichen Schönheit, seiner herrlichen Umgebung und seiner gesunden Lage zum Sommeraufenthalte überaus geeignet. Das jüngst restaurierte, gut geleitete Klostergasthaus sowie eine grössere Anzahl von Villen und Privatwohnungen gewähren den Sommergästen ein behagliches Obdach.

Dr. Hanika's Heilanstalt (Sanatorium und Ambulatorium)

für Herzkranke und Nervöse mit Herz- und Verdauungsstörungen, Blutarme und Erholungsbedürftige.

Aerztlicher Leiter und Besitzer **Dr. Ernst Bach.** Spezialarzt für Herz-, Lungen- und Stoffwechselkranke. Sprechzeit 9—12 und 6—7 Uhr. Behandlung chron. Lungenkranker ausserhalb der Anstalt nach der bewährten Methode von Dr. N. Hanika. **München-Nymphenburg,** Ludwig-Ferdinandstr. 1 Tel. 9791.

Kurhaus Neusatzeck im Schwarzwald

Stat. Ottersweier b. Bühl

Bäder, Telephon, Post. Ruh. gesunde Lage; ausgedehnte Tannenwälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Aufmerksame Bedienung durch Schwestern. Pension inkl. Zimmer 4—6 Mark. Auskunft durch die Oberin.

Kainzenbad bei Partenkirchen. Neuerb. Kurhaus in prächt. Hochgebirgslage. Mineral-, Moor-, Schwefel- und Eisenbad. Grosser Park. Alle modern. Kurmittel. Waldluft-, Sonnen- und Schwimmbäder. Vorzügliche diät. Küche. Prosp. Arzt: **Dr. Behrendt.**

Bad Überkingen *Station der Bahnlinie Geislingen—Wiesensteig*

in **bevorzugter Lage** am Fusse der Schwäbischen Alb.

Beliebter Erholungsort. — Alte Heilquelle.

Man verlange Prospekt. — **Badverwaltung.**

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel)

in der Nähe der grossen Urfttalsperre.

Im reizenden Eifelgebirge gelegen. Strecke: Düren—Heimbach. 3 Min. von der Stat. vereinigt **Hausen** in sich alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit. Der Gasthof, ehemaliges Herrenhaus, bietet jedem Fremden etwas Eigenartiges, Anheimelndes. Ein einziger Besuch genügt, um demselben ein gutes Andenken für immer zu sichern. Pens. M 4.—. Näh. durch **J. M. Ley, Hausen-Blens.**

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Erholungsbedürftige sow. Damen, die ein bleib. gemütliches Heim suchen, finden liebevolle Aufnahme und Pflege bei den **Schwestern der hl. Elisabeth in Kirchrath, Limburg-Holland.** Verb. m. d. elektr. Bahn v. Aachen-Herzogenrath. Ruhige gesunde Lage, eigener Tannenwald am Hause sowie schöne Anlagen und Gärten.

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. Ahrburgunder. Glas u. Kiste frei.
Paul Schmidt, Ahrweiler.

Bad Salzschlirf

:: St. Bonifatiushaus ::

Beste Verpflegung, freundliche Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Auskünfte über Vermögen, Ruf, Charakter, Privat-, Geschäfts- und Familien-Verhältnisse **auf alle Plätze** ausführlich diskret.

Auskunftei „Colonia" Köln.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 25

20. Juni
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Dritte Auflage
Reich illustriert

Herders Konversations-Lexikon

Acht Bände
M 100.— Kr 120

Freiburg im Breisgau

Berlin Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen — Teilzahlungen

Wein-Restaurant Schleich

I. Ranges

Weingrosshandlung

MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten

soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu **Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche** anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über **Leinen, Hand- und Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u Hauskleiderstoffe** u. a m. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. Stück (20 m lang), Mark **10.—, 10.80, 11.80, 13.—** p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt** durch die guten Leinengewebe

---

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit **weißem rosigem Teint, zarter sammetweicher Haut** sowie **ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten,** daher gebrauche man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. überall zu haben

---

Die

Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz - München

übernimmt die Herstellung von Zeitschriften sowie Werken jeder Art / Dissertationen / Festschriften und Diplomen und hält sich zur Übernahme sämtlicher Buchdruckaufträge bestens empfohlen.

Herzliche Bitte!

Ein mittelloser Theologie-Kandidat bittet edeldenkende Wohltäter um gütige Unterstützung, um die Studien vollenden zu können. Herzliches „Vergelt's Gott". Anfragen u. Auskunft unter H. P. 5005 an die Redaktion dieser Zeitung.

Ein Kandidat der Theologie sucht während der Ferien Beschäftigung als **Hauslehrer.** Offerten mit Angabe der Verhältnisse unter A. B. an die „Allg Rundschau", München, Tattenbachstr. 1 a.

J. B. Fensterer, München, Perusastr.

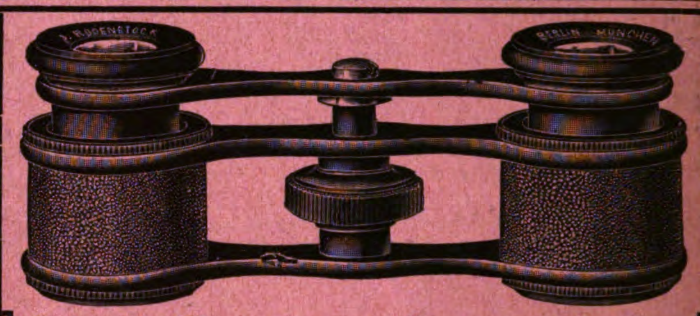
Kgl. bayer. Hoflieferant
K. k. österreich. Hof-Schirmfabrik



Grösste Auswahl in

Sonnen- u. Regenschirmen

Spazierstöcken deutschen, englischen u. französischen Genres



Ideal-Taschen-Perspektiv.

Nr. 360. Mit feinem schwarzem Lederüberzug, zirka 100 g wiegend, inkl. Etui . . . . Mk. **10.50**

Dieses Westentaschen-Glas ist besonders da zu empfehlen, wo auf ein ganz geringes Volumen Wert gelegt und wo doch noch eine entsprechend gute optische Wirkung verlangt wird. In hervorragender Weise sind diese Eigenschaften hier vereinigt, und ist dieses wirklich empfehlenswerte Instrument besonders für Theaterbesuch, für Galerien etc., aber auch, um auf weite Entfernung zu sehen, zu gebrauchen.

Gratis und franko auf Wunsch unsere illustr. Preisliste, sowie Anleitung u. Fragebogen zur schriftlichen Bestellung passender **Augengläser.**

Optisch-oculist. Anstalt **Josef Rodenstock**

Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser.

MÜNCHEN, Bayerstrasse 3.

Carthäuser Wein-Cognac nur aus Wein gebrannt, daher Kranken sehr zu empfehlen, offeriert zu 3, 4 u. 5 Mark per Literflasche die Weinbrennerei von **M. Rehe** in **Karthaus** b. **Trier.**

Nervöse, Geschlechtskranke, Herzkranke

verlangt gegen 10 Pfg. Retourmarke kostenlos Heilanweisung vom Naturpflanzenheilinstitut **„Westphalia", Lehnitz** bei **Berlin.** Viele Dankschreiben. Sprechstunden in Berlin, Invalidenstrasse 34, Montag, Mittwoch und Freitag nachmittag 4—6 Uhr. **Fritz Westphals** Naturprodukte in grösseren Apotheken zu haben mit der Schutzmarke „Rübezahl".

Für jedes Haus, in dem ein Harmonium steht.

Mit dem **neuen** Harmonium-Spiel-Apparat:

„Harmonista"

(mit 24 Spielknöpfen)

kann **jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4-stimmig** Harmonium spielen. **Preis** incl. Liederbuch m. 250 Melodien **franko 30 Mk.**

Illustrierte Prospekte auch über **Harmoniums** mit wundervollem Orgelton **gratis.**

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda**
(Gegründet 1846.)

Für jedes Familienmitglied, welches **nicht** spielen kann.

Auskünfte über Vermögen, Ruf, Charakter, Privat-, Geschäfts- und Fam.-Verhältnisse **auf alle Plätze** ausführlich diskret.

Auskunftei „Colonia" Köln.



Sommersprossen entfernt nur **Crême Alice** in einigen Tagen. Wenn Sie auch alles Mögliche o. Erfolg angewandt, machen Sie einen letzten Versuch mit Crême Alice, es wird Sie nicht reuen! France M. 2.70. (Nachn. 2.95). Zahlreiche Dankschreiben. Diskreter Versand nur allein echt durch die **Königl. Stern-Apotheke, Cassel.**

Zuckerkranken

empfehle oftbewährtes **homöopath. Rezept** gegen M. 5.— **Aug. X. Ochsenreither, Nürnberg.**

Millionen des besten Nutzgeflügels geliefert; sämtliche Zuchtgeräte, Bruteier usw. — Katal. gratis. **Geflügelpark i. Auerbach** Hessen.

Für Damen allerorts bietet sich guter, leichter, diskreter „Nebenverdienst" im Hause. Muster und Auskunft 30 Pfg. (Marken). **Rich. Ackermann, 10. Gössnitz, S.-A., K. 315.**



☞ Alle bisher erschienenen Nummern werden nachgeliefert.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 25. München, 20. Juni 1908. V. Jahrgang.

Wenn Minderjährige streiken.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Der Sturm des Unwillens und der Entrüstung über die Gotteslästerungen des katholischen Kirchenrechtslehrers in Innsbruck veranlaßte den Senat der Innsbrucker Universität, die Vorlesungen Professor Wahrmunds über Kirchenrecht für das laufende Sommersemester zu sistieren. Das Unterrichtsministerium stimmte dieser Maßregel zu und Wahrmund ging zwei Monate auf Urlaub; die einen sagen, er habe eine wissenschaftliche Studienreise nach Madeira und Teneriffa gemacht, die anderen behaupten, er habe sein still zurückgezogen in dem prächtigen Igls bei Innsbruck die unfreiwilligen Ferien verbracht.

Ende Mai tauchte Wahrmund in Innsbruck und in Wien auf, beratschlagte sich mit seinen Freunden und überrumpelte die Behörden und das Volk, indem er am 1. Juni sein kirchenrechtliches Seminar wieder eröffnete und ein Kolleg über Eherecht ankündigte. Das war Rebellion gegen die akademischen und staatlichen Behörden, und die Regierung verbot die Abhaltung des Seminars und der nicht behördlich genehmigten Eherechtsvorlesungen, und der Statthalter von Tirol forderte den Rektor auf, um Skandale zu vermeiden, die Innsbrucker Universität zu schließen. Das geschah.

Wahrmund setzte alle Hebel in Bewegung, um lesen zu können; die „Klerikalen“ sollten um keinen Preis recht behalten, als sie erklärt hatten, sie hätten vom Ministerpräsidenten Baron Beck das Versprechen erhalten, Wahrmund werde im Sommersemester nicht mehr lesen. Die liberalen Abgeordneten, gegen deren ausdrücklichen Wunsch und Rat er sein Seminar wieder eröffnet hatte, rückten von ihm ab, denn jetzt richtete Wahrmunds Vorgehen sich direkt gegen den liberalen Unterrichtsminister Dr. Marchet. Nur die Judenpresse blieb ihm treu und hetzte weiter und die „freiheitlichen“ Studenten, die bei allem nationalen Radikalismus sich die Parole aus der „Neuen Freien Presse“ zu holen gewohnt sind. Die Innsbrucker „freiheitlichen“ Studenten gaben, um in ihrem Wahrmund die „Freiheit der wissenschaftlichen Lehre“ zu schützen, den Befehl aus: Auf allen Hochschulen ist der wissenschaftliche Betrieb einzustellen, bis die Regierung Wahrmund gestattet, im Sommersemester zu lesen, und ihm die Freiheit des Lehrens im Wintersemester garantiert. Und da Beck und Marchet sich den „Unmündigen“ nicht unterwarfen, fingen tatsächlich in Innsbruck, Graz, Wien, Prag, Brünn, Leoben, Czernowitz die „freisinnigen“ Studenten an den Hochschulen den Generalstreik an, indem sie mit Gewalt die Professoren zwangen, die Vorlesungen, Prüfungen, Uebungen einzustellen. Die Professoren folgten dem Kommando ihrer Schüler, ja der Wiener Rektor Ebner von Rofenstein billigte sogar den Streik. An sämtlichen deutschen Hochschulen Oesterreichs ruht tatsächlich der wissenschaftliche Betrieb, die Verfechter der Freiheit der wissenschaftlichen Lehre machten das wissenschaftliche Lehren und Lernen unmöglich. Und die Regierung schwieg dazu.

Welch unheilvolle Folgen der Streik, der möglicherweise mit dem Verluste eines Semesters verbunden wird, für all jene Studenten haben kann, welche nicht auf Kosten ihrer Eltern schwänzen, sondern studieren, Prüfungen machen, promovieren wollen, wird sich jeder Leser selbst sagen. So sehr daher von liberaler Seite verlangt wird, es solle das Semester sofort geschlossen und den Studenten angerechnet werden, so sehr muß vom Standpunkte der Eltern und der übergroßen Mehrzahl der arbeitswilligen Studenten verlangt werden, daß mit energischer Hand dem Streik ein Ende gemacht und das Semester regelrecht zu Ende geführt wird. Der Unterrichtsminister hatte für Samstag (13. Juni) sämtliche Hochschulrektoren zu einer mehrtägigen Konferenz einberufen, welche wahrscheinlich über diese Frage die Entscheidung fällen wird.

Und nun kommt auf einmal die Nachricht: Wahrmund hat sich unterworfen, er verzichtet für das ganze Semester auf jegliche akademische Tätigkeit. Dem Unterrichtsminister und den liberalen Parteien ist eine Zentnerlast vom Herzen gefallen, nun hat ja der Streik jede Ursache verloren. Aber — die Judenpresse will nicht Frieden. Die Studenten erklären; es wird fortgestreikt, ohne Wahrmund, ohne Professoren, gegen Marchet. Sie schicken dem liberalen Verband der Abgeordneten ein Memorandum, in dem sie drohen, daß „weite Kreise“ sich der Sozialdemokratie zuwenden werden (charakteristisch für die deutschnationale Gesinnung dieser Burschen!), und erklären, daß sie, wenn jetzt das Semester geschlossen werde, bei Beginn des Wintersemesters den Streik fortsetzen werden. Die Judenpresse tobt im selben Sinne und gibt Wahrmund bereits den Eselstritt. Er „hat die Dinge auf die Spitze getrieben, wird über Nacht fahnenflüchtig. Kann er es verantworten, die Studenten und alle Freisinnigen irregeführt zu haben? ... Die Freisinnigen Oesterreichs hat er in die verfängliche Situation der Lächerlichkeit gebracht“ — kurz: Wahrmund ward dem gesamten minderjährigen und großjährigen Freisinn zu einer furchtbar lächerlichen Blamage geworden. Man könnte fast zu Mitleid gestimmt werden.

Die christlichsoziale Partei setzt sich mit aller Entschiedenheit dafür ein, daß dem Streik mit starker Hand ein Ende gemacht und der Hochschulbetrieb am 15. Juni wieder eröffnet wird, sie will die arbeitswilligen Studenten vor den bösen Folgen des verbrecherischen Streiks der Minderjährigen schützen. Ob es ihr gelingt, werden die Leser aus den Tagesblättern wissen, wenn ihnen diese Zeilen vor Augen kommen.

Eine furchtbare Niederlage hat dem Gelehrten Wahrmund der bekannte nichtkatholische Gelehrte Dr. Viktor Naumann (Pilatus) bereitet mit einer Flugschrift „Die zweite Wahrmundbroschüre“. (Verlag Styria, Graz, 80 Heller.) Die erste Broschüre hatte der Innsbrucker Professor Fonck, S. J., gegen Wahrmund gerichtet; Wahrmund antwortete mit der Schrift „Ultramontan“, und gegen diese wendet sich Dr. Naumann. Wer dessen tiefes Wissen in „Quos ego“ und „Jesuitismus“ kennen und bewundern gelernt hat, wird mit innigem Behagen die feine, glänzende, echt wissenschaftliche Abschlachtung Wahrmunds lesen. Es wird nachgewiesen, daß Wahrmund Zitate aus katholischen Moralkasuisten falsch und entstellt anführt, daß er richtige Sätze, welche den Zitaten einen ganz anderen Sinn geben, „überliest“, d. h. unterschlägt; es wird nachgewiesen, daß die wissenschaftliche Methode des Innsbrucker Kirchenrechtslehrers und seine Wertung der katholischen Moral von heute unter aller Kritik ist. „Und da es mich schmerzt, einen Mann der Wissenschaft einen Streit in der Weise ausfechten zu sehen, wie ihn Professor Wahrmund jetzt ausficht, so mag er mir es nicht verübeln, wenn ich ihm das Goethesche Wort zurufe: Besinne dich!... Du erlaubst dir Wort auf Wort, das deinen Schmerzen zu verzeihen ist, doch das du selber dir nie verzeihen kannst.“ — Tolle, lege!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Trinksprüche von Reval.

Die Begegnung des Königs Eduard mit dem Zaren Nikolaus auf der Reede vor Reval ist ohne alle Störung verlaufen. Nichts Unfriedliches gab es da, weder Hineingetragenes noch Herausklingendes. Die Trinksprüche bei der Galatafel auf dem „Standard" waren in jener vorsichtigen Korrektheit abgefaßt, in der König Eduard Meister ist. Er hält bekanntlich Schweigen für Gold und redet nicht mehr, als er muß. In den Trinksprüchen steht kein Wort zuviel, aber auch kein Wort zuwenig, sondern gerade das, was zur Beruhigung der verschiedenen europäischen Kreise angezeigt war. Das ominöse Wort „Bündnis" ward nicht gebraucht; nicht einmal der Ausdruck „entente permanente". Auf Grund des mittelasiatischen Uebereinkommens sollen nur die Beziehungen der Länder oder Völker sich enger knüpfen, und so sollen die bisherigen Abmachungen „trotz ihrer begrenzten Ziele" in der Zukunft zu der „Regelung einiger wichtiger Fragen beitragen". Alles natürlich im Interesse des Weltfriedens!

Was sind das für Einzelfragen? Unsere Offiziösen sowie die halbamtlichen Kommentatoren in Petersburg weisen auf die persisch-afghanischen Angelegenheiten und auf die mazedonische Frage hin. Von der marokkanischen Angelegenheit wird in allen Sprachen geschwiegen, und das ist sehr erfreulich. Eine recht ernste Befürchtung ging bekanntlich dahin, daß König Eduard die Zusammenkünfte von London und Reval benützen könnte, um Frankreich zu schärferem Vorgehen in Marokko zu veranlassen. Statt dessen hatten wir ein bedeutsames Einlenken Frankreichs in formeller und materieller Hinsicht zu begrüßen. Inzwischen hat der Rückzug der französischen Truppen auf Casablanca tatsächlich begonnen. Zugleich ist der Einzug Mulay Hafids in Fez erfolgt; wenn auch in der französischen Presse noch gewisse Schwankungen hervortreten (was sich wohl aus dem Einfluß der mit Abdul Asis liierten Kapitalisten erklärt), so wird doch wohl bald die Voraussetzung erfüllt sein, von der die französische Regierung die Anknüpfung von Beziehungen zu dem neuen Sultan abhängig gemacht hat. Diese Entwicklung der marokkanischen Angelegenheit bildet ein wirksames Gegengewicht gegen das „Moment der Unruhe", das in der neuen Rührigkeit des „Einkreisungspolitikers" von London liegt.

Wie England und Rußland mit der afghanischen Kriegspartei und mit den inneren Wirren Persiens fertig werden, können wir ihnen anheimstellen, solange sie nicht die wirtschaftlichen Interessen in Mitleidenschaft ziehen. Bei dem Kampf zwischen dem Schah und seinem Parlament scheinen die englischen und die russischen Einflüsse in Teheran vorläufig noch an verschiedenen Strängen zu ziehen. Viel mehr Aussicht auf ein gemeinsames Vorgehen der beiden Mächte bietet die mazedonische Frage, die sich unter Umständen zu einer bis an die Westgrenze von Persien vordringenden türkischen Frage auswachsen kann. Es liegt da ein wichtiger Umschwung vor, indem Rußland die Balkanangelegenheiten nicht mehr mit Oesterreich in Mürzsteg sondern mit England in Reval erledigt. Die Welt weiß noch nicht, ob in Reval das gemäßigte russische Programm oben geblieben ist, oder ob Rußland sich den schärferen Forderungen des englischen Programms (Generalgouverneur, Finanzkontrolle) anbequemt hat. Im letzteren Falle droht ein Konflikt mit der Türkei und ein Zwiespalt mit denjenigen Mächten, die im Interesse des Friedens die Autorität des Sultans erhalten wollen (Oesterreich, Deutschland und angeblich auch Italien). Mazedonien ist der Probierstein für die behauptete Friedlichkeit der englisch-russischen Annäherung.

Inzwischen kann man zur Beruhigung nichts weiteres Zuverlässiges beibringen als das offenbare Bestreben der beiden Regierungen, zurzeit die deutschfeindliche Spitze nicht hervortreten zu lassen. Der russische Ministerpräsident hat sogar in einem Interview die „traditionelle Freundschaft mit Deutschland" ausdrücklich hochgehalten. Das ändert freilich nichts an dem Gesamteindruck, daß König Eduard sein System der Isolierung Deutschlands zäh fortsetzt, indem er durch den Widerspruch im eigenen Volk und durch sonstige Schwierigkeiten sich höchstens zu einer vorsichtigeren Form, aber nicht zu einem sachlichen Verzicht bestimmen läßt. Fürst Bülow sollte endlich von diesem Meister der hohen Politik etwas lernen, statt seine und seines Koches Kunst in der niederen Blockpolitik zu verschleißen.

Zwanzig Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II.

Mitte Juni waren zwei Jahrzehnte verflossen, seitdem der junge Sohn des Leidenskaisers das Zepter in seine Hand nahm. Zwanzig Jahre voll zahlreicher Wechselfälle, denen nur ein Gut, aber ein köstliches Gut gemeinsam ist: die Erhaltung des Friedens. Und gerade dieser Kaiser stand zu Anfang seiner Regierung nicht bloß bei den Gegnern und Neidern, sondern auch bei vielen Freunden im kriegerischen Ruf. Seine lebhafte Sorgfalt für die Wehrmacht Deutschlands zu Wasser und zu Lande hat immer nur dem Frieden gedient, und auch sein impulsives Temperament hat den Weltfrieden niemals erschüttert — trotz aller Herausforderungen, an die es namentlich in dem letzten Jahrfünft nicht gefehlt hat. Als Wilhelm II. den Thron bestiegen hatte, wagte ein Günstling, der Graf Douglas, ihn öffentlich als „Kartellkaiser" zu bezeichnen. Die Kartellmehrheit, die 1888 dem Fürsten Bismarck zur Verfügung stand, ging schon bei den Wahlen von 1890 in Scherben, und mit dem Mantel fiel der Herzog von Lauenburg. Es wurde die Parole ausgegeben: das Gute nehmen, wo es zu finden ist. Das galt bis zur Jahreswende 1906/07, als Fürst Bülow die Blockpolitik begründete. Sie wird nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung ebensowenig die nächsten Wahlen überdauern wie die alte Kartellherrlichkeit. All die großen Taten, die man heute zum Preise der zwanzigjährigen Regierung Kaiser Wilhelms II. aufzählt — Sozialreform, Bürgerliches Gesetzbuch, Handelsverträge, Flottenausbau usw. —, sind unter der entscheidenden Mitwirkung des Zentrums im Parlament zustande gekommen. Bis zum Silberjubiläum des Monarchen wird das Zwischenspiel der Blockkünstelei ganz erledigt und halb vergessen sein. Die Krone soll über den Parteien stehen, und die Minister sollen in dieser Zeit, wo so viele zersetzende und umsturzsüchtige Kräfte an der Arbeit sind, eine Politik der Sammlung, nicht der mutwilligen Ausschaltung betreiben.

Der Eintritt des Prinzen von Cumberland in die bayerische Armee.

Eine erfreuliche Nachricht, die auf die Heilung einer alten Wunde hoffen läßt! Prinz Ernst August, der zweite Sohn des Herzogs von Cumberland, ist nach menschlichem Ermessen der Stammhalter des 1866 entthronten Königsgeschlechts von Hannover. Den Erbanspruch auf das Herzogtum Braunschweig hatte sein Vater bekanntlich im vorigen Jahr auf ihn übertragen, und Prinz Ernst August war zum Verzicht auf Hannover bereit. Preußen erachtete diesen Verzicht nicht für genügend, da der Vater und der ältere Bruder sich demselben nicht angeschlossen hatten. So wurde in Braunschweig ein neuer Regent gewählt und die Hoffnungen auf eine Aussöhnung zwischen Berlin und Gmunden schienen wieder einmal gescheitert zu sein. Jetzt aber ist eine neue Annäherung erfolgt, die einen befriedigenden Ausgleich in der Zukunft verspricht. Prinz Ernst August ist Leutnant im deutschen Heere geworden. Der Eintritt ist freilich in der bayerischen Armee erfolgt, aber mit Wissen und Willen des Berliner Hofes. Der Eintritt bezeugt einerseits, daß die Familie Cumberland die Absicht hat, den Verzicht des Prinzen auf Hannover aufrechtzuerhalten, und er läßt anderseits annehmen, daß in Berlin die Absicht besteht, den Prinzen Ernst August in Zukunft den braunschweigischen Thron besteigen zu lassen. Ob dieser Zeitpunkt schon zu Lebzeiten des Vaters und des älteren Bruders eintreten wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Unmöglich ist eine frühere Lösung der Frage nicht. Man kann sich eine friedliche Wendung in Berlin zugunsten des im Offiziersdienst bewährten Prinzen denken oder auch die Uebertragung aller Rechte des Vaters und des Bruders auf den Prinzen, so daß dieser vorzeitig Chef des ehemals hannoverischen Königshauses und infolgedessen sein Verzicht auf Hannover in jeder Beziehung vollkommen und endgültig würde. Möge auf dem einen oder anderen Wege das Ziel bald erreicht werden, das sowohl im Interesse der Braunschweiger als auch der Konsolidation des Reiches liegt. Der innere Friede, das germanische Rechtsgefühl und das monarchische Prinzip würden von dem Ausgleich reichen Vorteil haben. 42 Jahre ist jetzt schon die Wunde alt, die von den Kämpfen um die Neugestaltung Deutschlands übriggeblieben war. Wenn sie sich im ersten halben Jahrhundert des neuen Bundes noch schließen soll, so darf der Probedienst des prinzlichen Jakob nicht zu lange ausgedehnt werden. Der gegenwärtige Regent von Braunschweig ist viel zu edel und zu weich, um ein Hindernis zu bilden.



Von Würzburg bis Düsseldorf.

Von

Dr. Wilh. Maxen, Hannover-Linden.

Im letzten Jahre erlaubten wir uns in der „Allgemeinen Rundschau" den Vorschlag, über die Ausführung der Beschlüsse der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands jeder neuen Generalversammlung einen Ueberblick vorzulegen. Nach § 24 der Satzungen soll nun das Lokalkomitee in erster Linie für die Ausführung der Beschlüsse der Generalversammlung nach Kräften sorgen. Es würde darauf ankommen, in jedem Bistum einen oder zwei Referenten über diese Beschlüsse zu bestellen. Dieselben hätten den Ueberblick genau zu geben im Anschluß an die Beschlüsse der vier Ausschüsse. Von der Ausführung grundsätzlicher bzw. allgemeiner erörternder Beschlüsse könnte ja abgesehen werden, dagegen wäre die Kontrolle über solche Beschlüsse notwendig, welche zu irgend einer Aktion auffordern oder Anregung geben. Beispiele mögen den Vorschlag klären.

1. Der Ausschuß über soziale Fragen hat ein Interesse daran, zu erfahren, was im letzten Jahre geleistet worden ist, z. B. in der katholischen Kolportage (Beschluß Nr. 1), über die Zunahme der katholischen Arbeiter-, Jünglings-, Arbeiterinnen- und Dienstbotenvereine, sozialer Studienzirkel unter den Studenten, katholischer kaufmännischer Vereine, Ortsgruppen des Katholischen Frauenbundes.

2. Der Ausschuß über Caritas müßte berichten, was im letzten Jahre geschehen ist in der Organisation der Caritas in Ausbildungskursen, Vinzenz- und Elisabethvereinen, in ländlicher Krankenpflege, in Fürsorgevereinen für Gefallene und Gefährdete, für die Rekruten, für die zuwandernden Arbeiter, im St. Joseph-Missionsverein, in den Mäßigkeitsbestrebungen.

3. Der Ausschuß über Erziehung und Unterricht wies hin auf die katholischen Studienvereine, den Albertus-Magnus-, Hildegardis- und akademischen Vinzenzverein, ferner auf den Görresverein, die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, den Albrecht Dürerverein und die Deutsche Calderon-Gesellschaft. Ein genauer Ueberblick über alle diese in Würzburg so warm empfohlenen Einrichtungen gäbe ein ziemlich genaues Bild über den organisatorischen Erfolg der letzten Generalversammlung. Die katholischen Arbeiter- und Caritassekretariate würden sich vielleicht gern der Aufgabe unterziehen, eine ausführliche Statistik aufzustellen. Sollte dieselbe vor der Generalversammlung nicht mehr fertigzustellen sein, so könnte man sie dem stenographischen Berichte der folgenden Versammlung vorausschicken. Das interessiert unseres Erachtens gerade soviel wie die Uebersicht über die langen Geschäftsbilanzen. Ja gerade die vielen tausend Mark, welche nach den Bilanzen für die Versammlungen in Cöln, Straßburg, Essen, Regensburg und Würzburg ausgegeben sind, erheischen immer mehr die Beantwortung der Frage: „Was haben neben der allgemeinen und lokalen Begeisterung die einzelnen Generalversammlungen in ihrer nächsten Umgebung, ihrer Diözese und in ganz Deutschland gewirkt?"

Die katholischen Zeitungen bringen schon jetzt die Aufforderung des Lokalkomitees zu Düsseldorf, Anträge an diese Generalversammlung an den Vorsitzenden der Rednerkommission einzusenden. Es war vor der Würzburger Versammlung der Wunsch ausgesprochen, man möge die einzelnen Anträge doch den Mitgliedern mit ihrer Mitgliederkarte gedruckt zusenden; vielleicht ließ sich das im letzten Jahre nicht mehr verwirklichen; dennoch halten wir es für außerordentlich wichtig, daß diejenigen Mitglieder von dem Inhalt der Anträge unterrichtet sind, welche sich mit den Angelegenheiten der einzelnen Ausschüsse intensiver beschäftigen wollen. Auch in Würzburg zeigten sich bei vielen Mitgliedern Unschlüssigkeiten darüber, welchem Ausschuß sie ihre Zeit und ihre Beratung widmen wollten. Sehr oft kollidieren die Anträge der einzelnen Ausschüsse, und unnötigerweise werden ganz dieselben Gegenstände in zwei Ausschüssen beraten. Unbedingt notwendig scheint es uns, daß das Lokalkomitee in der Ordnung der Anträge und der Bekanntmachung derselben Wandel schafft. Man mag vielleicht unnötige Zeitungserörterungen und Beeinflussungen der Generalversammlung verhüten wollen, aber auch die anderen großen Generalversammlungen stellen ja ihre Anträge zur Debatte. Man brauchte den Inhalt keineswegs durch die Zeitungen zu publizieren, die betreffenden Mitglieder müßten die Anträge aber jedenfalls vor Beginn der Generalversammlung vom Lokalkomitee beziehen können. Auch die ständigen Mitglieder, welche nicht persönlich zur Katholikenversammlung erscheinen können, haben ein Recht darauf, frühzeitig die Verhandlungsgegenstände kennen zu lernen, sie können ihre Ansichten über die Anträge schriftlich an das Lokalkomitee einsenden. Vielleicht geben diese Anregungen Veranlassung zu Erörterungen in der Presse. Zur Ausgestaltung und Belebung der Katholikenversammlungen trägt es jedenfalls bei, wenn man den Verlauf und das Ergebnis der so außerordentlich wichtigen geschlossenen Versammlungen bzw. Ausschüsse nicht so sehr, wie bisher, dem Zufall und der augenblicklichen Stimmung der jeweiligen Versammlung überläßt.

Weltmachtpolitik.

Von

Dr. W. Hüllen.

Wer, wie ich, Gelegenheit hat, Offizierkreise über die augenblickliche politische Lage urteilen zu hören, wird über manches erstaunt sein. Allgemein hält man es für möglich, daß es zum Kriege kommen kann. Aber von einer Begeisterung für diesen Krieg ist nichts zu merken. Die Offiziere wissen am besten, was auf dem Spiel steht, und sie zweifeln manchmal, daß alles so klappen würde wie Anno 70. Auf die Gründe, die zu solchen Zweifeln Anlaß geben, wollen wir hier nicht eingehen. Nur ein äußerlicher sei erwähnt. Die hochwichtige Frage der Felduniform schwebt noch immer in der Luft. Halbheit auch hier. Man kommt und kommt nicht von der Stelle. Man glaubt schon wunder was getan zu haben, wenn man zur Erleichterung des Gepäcks aus den alten Mänteln das Futter herausschneidet. Ein plötzliche Mobilmachung träfe uns in der unpraktischesten Bekleidung, die es für das moderne Gefecht überhaupt geben kann. Das merkt man besonders an solchen heißen Tagen, wie sie uns der Juni bisher brachte, und an denen die Marschfähigkeit bis auf ein Minimum herabsinkt.

Bismarck sagte anfangs der achtziger Jahre, die bulgarische Frage sei nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert. So schätzt man heute auch die „offene Tür" in Marokko ein. Wenn es hoch kommt, so beläuft sich das dortige deutsche Kapital auf 2 Millionen Mark. Und deshalb seit drei Jahren Kriegsgefahr? Weshalb riet Bülow, der Reichskanzler und Fürst, von der Tangerfahrt nicht ab? Fürchtete er, vor die Tür gesetzt zu werden? Diese Türe wäre für Deutschland weniger gefährlich gewesen als die in Marokko. Was nun, wenn Frankreich sich eine immer stärkere Verletzung der Algeciras-Akte erlaubt? Entweder müssen wir dann eine moralische Ohrfeige nach der anderen einstecken oder vom Leder ziehen. Diese Situation ist so peinlich wie nur möglich und für unser Ansehen überaus schädigend. Sie ist das Ergebnis unserer Sucht nach Weltmachtpolitik. Hans Dampf in allen Gassen sein, das war das Ziel des neuen Kurses. So setzten wir uns mit den Buren in die Tinte, so verschwendeten wir in der südwestafrikanischen Sandbüchse 200 Millionen, und so — dank unfähiger oder serviler Ratgeber, die ihren Beruf verfehlten — in die Donquixoterie des Chinakreuzzuges. „Volldampf voraus!" — „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" usw. Was hat uns die Politik der Bankettreden eingetragen? Sämtliche Staaten Europas wurden durch diese Weltmachtgelüste Deutschlands choktert; sie fühlten sich beengt und geängstigt. Mißtrauen und Neid und Eifersucht schossen allenthalben hervor. Und als das Ausland merkte, daß die deutschen Bankettreden nur bewegte Luft waren, und die preußischen Geschäftsträger draußen das Olmützische Wort vom mutigen Zurückweichen befolgten, da wurde es frech. So kam der französisch-englische Zusammenschluß, und in diesem Augenblicke, nach der Zusammenkunft König Eduards mit dem Zaren in Reval, kann die preußische Diplomatie von allen Niederlagen, die sie im Laufe der letzten zwanzig Jahre erlitten hat, die empfindlichste verzeichnen. Und wie sicher wähnten wir uns der russischen Dankbarkeit auf Grund unseres „musterhaften" Verhaltens während des ostasiatischen Krieges und der russischen Revolution! Aber statt einer Festigung der deutsch-russischen Beziehungen sehen wir die Beilegung jenes alten englisch-russischen Zwistes und sehen zugleich eine unermüdliche Deutschenhetze der russischen Presse, zumal des für die auswärtige Politik wichtigsten Blattes, der „Nowoje-Wremja", und eine ebensolche Hetze der Großfürsten-Clique.

Woher das wohl kommen mag? Zum Teil aus persönlichen Gründen, über die ein aus englischen Hofkreisen stammendes

Buch, welches die preußische Polizei mit solchem Eifer unterdrückte, daß seiner nur Persönlichkeiten ganz hoher Kreise habhaft werden konnten, Aufklärung verschaffte. Zum anderen Teil stammt auch die russische Feindschaft aus unserer Weltpolitik. Die Bagdad- und Balkanbahnprojekte und überhaupt die deutsche Orientpolitik, die den kranken Mann am Bosporus wie eine Wundermaid umwirbt, sind den Russen auf die Nerven gefallen. Und worin wird der praktische Nutzen der Bagdadbahn für uns bestehen? Sie wird die deutsche Landwirtschaft, die sich in den letzten Jahren etwas emporgearbeitet hat, mit einer höchst gefährlichen Konkurrenz bedrohen.

Zieht man überhaupt das Fazit aus unseren Weltmachtbestrebungen, so ergibt sich fast in jeder Hinsicht ein klägliches Resultat. Sie hat uns überall verhaßt gemacht und selbst alte Freundschaften erschüttert. Wer zu den Zeiten von Faschoda und später zu denen der Doggersbankaffäre von der Möglichkeit eines Zusammenschlusses zwischen Frankreich, England und Rußland gesprochen hätte, wäre für leidlich verrückt erklärt worden. Und heute? Heute steht der kommende neue Dreibund vielleicht schon auf festeren Beinen als der alte. Denn wer darf noch den Italienern trauen? Und durch unsere Polenpolitik haben wir sogar die slawischen Völker Oesterreichs gegen uns in Harnisch gebracht.

Dazu hat uns die Weltpolitik in Schulden gestürzt, besonders die Flottenpolitik nach Keimschem Hurraprinzip. Wir haben jetzt 5 Milliarden Schulden und gehen der sechsten entgegen. Wenn es zum Kriege käme, würden wir wohl mit Frankreich fertig werden, aber England schießt unsere Flotte in Grund und Boden und vernichtet unseren Handel bis auf den letzten Rest.

Der alte Bismarck war doch klüger als die Machiavellisten des neuen Kurses, und dem deutschen Zentrum wird einst die Geschichte dafür Dank wissen, daß es einer maßvollen Realpolitik vor dem imperialistischen Drang in die Ferne, den die Blockbrüder wie ein Fatum über sich ergehen lassen, den Vorzug gab. Das Zentrum hat damit zugleich eine der wertvollsten preußischen Traditionen hochgehalten.



Deutscher katholischer Lehrerverband.

Von

Franz Weigl.

Für den süddeutschen katholischen Lehrer ist es immer eine Erhebung, wenn er zu den Standesgenossen und ihrer Organisation im Norden kommt; sind dort doch die meisten katholischen Lehrer auch in jenen Verbänden organisiert, in die sie nach dem konfessionellen Charakter der Erziehungsweisheit und der Erziehungspraxis gehören. Dem Katholischen Lehrerverein Schlesien z. B., der die XIII. Generalversammlung des Katholischen Lehrerbandes des Deutschen Reiches in die schöne Oderstadt Breslau für die Pfingsttage geladen hatte, gehören gegenwärtig 4941 Lehrer, die weitaus größte Mehrzahl der dortigen katholischen Lehrer, an.

Ein so mächtiger Verein, bei seiner großen Mitgliederzahl auch vorzüglich organisiert — von den Führern seien genannt der Abgeordnete Rektor Ziesché, Rektor Neumann, Lehrer Nitsche, Reallehrer Schink —, war vorzüglich geeignet, den genannten Verband zur arbeits- und frohsinnsreichen Tagung aufzunehmen. An dieser Stelle können nur die markanten Beschlüsse und Arbeitsleistungen Erwähnung finden.

Es sei vor allem hervorgehoben die gründliche Bearbeitung des Willensproblems in der Erziehung, welche die Verhandlungen brachten. Ein gewiegter, feinsinniger Psychologe von Ruf, Universitätsprofessor Dr. Baumgartner, sprach über das Willensproblem in der modernen Psychologie. In ungemein klarer, anschaulicher Weise führte der bedeutende Gelehrte die Einzelvorgänge beim Willensakt vor, zeigte die Stellungnahme der modernen Psychologen, besonders von Ebbinghaus, Wundt u. a., zu den einzelnen Teilvorgängen und stellte namentlich klar die Unterscheidung von Triebvorgängen und richtigen Willensakten. Was der Gelehrte psychologisch fundamentiert hatte, führte Lehrer Titze aus Beuthen in die praktischen Details weiter mit seinem Vortrag: „Die neuere Methodik in ihrer Bedeutung für die Bildung der sittlichen Willenskraft." Aus diesem Referat verdienen folgende Sätze besonders ausgehoben zu werden:

„Der Religionsunterricht ist die tiefste Quelle sittlicher Willensbildung; er kann durch einen von ihm losgelösten Moralunterricht nicht ersetzt werden.

Nicht jeder Religionsunterricht ist indes geeignet, die sittliche Willenskraft in der rechten Weise zu pflegen und zu fördern; deshalb begrüßen wir seine Reform nach Stoff und Methode, wie sie von den Münchener und Salzburger Katechetenkreisen ausgeht.

Der neueren Methodik hat auf diesem Gebiete Förster, der Verfasser der Jugendlehre, wertvolle Anregungen gegeben. Seine Gedanken verdienen an geeigneter Stelle im Unterricht verwertet zu werden.

Konzentrationsidee, Persönlichkeitspädagogik, ästhetische Bildung, sexuelle Belehrung, Kampf gegen den Alkohol können in dem Rahmen der Maßnahmen, welche die neuere Methodik für das Ziel sittlicher Erstarkung einstellt, von mitbestimmendem Einfluß sein, wenn sie auf ein weises Maß und den rechten Platz beschränkt bleiben."

Aesthetische Bildung ohne religiöse Grundlage, Schulunterricht ohne wahre Arbeit bedeuten eine Gefahr für die sittliche Bildung."

Heute nimmt die Frage nach der rechten Willensbildung in der Pädagogik eine bevorzugte Stellung ein; es ist erfreulich, daß der Katholische Lehrerverband sofort auch in so gediegener Weise die Zeitfrage behandeln ließ.

Als zweites Arbeitsgebiet von weittragender Bedeutung ist die Formulierung der Stellungnahme der katholischen Lehrer in der Schulaufsichtsfrage zu nennen. Der Katholische Lehrerverband hat sich nunmehr auf einige wenige grundlegende Sätze festgelegt, die als Richtschnur dienen sollen für die in der Praxis in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten natürlich auch sehr verschiedenen Wünsche zur Organisation der Schulaufsicht im einzelnen. Die Sätze decken sich mit dem prinzipiellen Standpunkt, den ich in Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau" von 1907 dargelegt habe, der inzwischen auch aus der „Allg. Rundschau" von P. Cathrein S. J. in „Stimmen von Maria Laach" (1908 Nr. 4) unter Anerkennung seiner prinzipiellen Korrektheit zitiert wurde. Die angenommenen Sätze haben folgenden Wortlaut:

„1. Die Beaufsichtigung und Leitung des Unterrichtsbetriebes kann nur von einem theoretisch vorgebildeten und praktisch erfahrenen Fachmanne ausgeübt werden. 2. Diese Tätigkeit ist so umfangreich und schwierig, daß sie in der Regel nebenamtlich erfolgreich nicht geführt werden kann. 3. Die Zulassung zu den Schulaufsichtsämtern ist eine gerechte und billige Standesforderung der Lehrer. 4. Die gesamte Schularbeit muß vom christlich-konfessionellen Geiste durchdrungen sein, und es wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß vor einer Neuordnung der Schulaufsicht das Recht der Kirche auf Erteilung und Leitung des Religionsunterrichtes, sowie auf Ueberwachung der gesamten religiös-sittlichen Erziehung gesetzlich festgelegt oder in anderer Weise hinreichend gesichert wird."

Zu einer machtvollen Kundgebung wider den Schmutz in Wort und Bild gestaltete sich die Beratung einer einschlägigen, vom Bezirkslehrerverein München eingereichten Resolution. Ich konnte in einem Vortrag: „Die Lehrerschaft im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit" jene Resolution eingehend begründen. Sie vertritt folgende Gesichtspunkte: Durch Vorstellungen bei den Kultus- und Justizministerien soll auf möglichst straffe Handhabung der bestehenden Gesetze im Interesse der Jugend hingewirkt werden. Fälle, in denen die heutige Gesetzgebung nicht ausreicht, sollen von den Lehrern gesammelt und der Kölner Zentrale mitgeteilt werden. Bei den einschlägigen Prozessen sollen Berufserzieher als Sachverständige beigezogen werden. Die in der Nähe von Schulen gelegenen Läden sind besonders zu überwachen. Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit verdienen die besondere Unterstützung der Lehrerschaft. Ergänzt wird die Resolution durch Beschlüsse, die sich gegen den Kinematographenunfug und gegen Verteilung von Reklamezetteln durch Kinder richten. Auch zur Frage der Jugendgerichte nahm der Verband nach eingehender Begründung in zustimmendem Sinne Stellung.

So hatte die Tagung des Katholischen Lehrerverbandes wieder weit über seinen engeren Kreis der Standesgenossen hinaus Bedeutung. Ueber dem Ganzen lag der Festzauber einer gastfreundlichen Stadt und eines gemütstiefen, humorvollen aber auch arbeitsfrohen Kollegenkreises, sowie das erfolgversprechende Interesse der geistlichen und weltlichen Behörden. Fürstbischof Kardinal Kopp und sein ganzes Domkapitel erschienen in den Beratungen, der preußische Kultusminister, der Oberpräsident von Schlesien und die Stadt Breslau hatten Vertreter geschickt, so daß die Wünsche der katholischen Lehrer das Ohr derjenigen erreichten, die die Macht haben, sie in die Tat umzusetzen.

Sonnenlied.

O Sonne, wenn dein Strahlenangesicht
Huldvoll ergühend küßt den Ozean,
Erzittert jede Well' auf weitem Plan
Und trinkt im Wonnerausch dein wabernd Licht.

Im Diamantenregen sprühend bricht
Aus dunkler Felsenklamm der Fluß sich Bahn,
Der Königin zum Gruß beim Tagesnah'n;
Der Tau singt sterbend dir sein Lobgedicht.

Im Ozean, im Strom, im Tropfen macht
Die eine Sonne, die das All umfaßt,
Sich offenbar in ihrer Fülle Pracht.

O Sonne Du, vor der die Sonn' erblaßt,
Verborgen in des Tabernakels Nacht,
Was sing ich Dir? — Erschauernd neigt
Die Seele sich vor Dir und liebt und — schweigt.

Leo van Heemstede.



Die Münchener Tagung der katholischen deutschen Lehrerinnen.

Von Anna de Crignis, München.

„Gott segne Euch! Ob Ihr am Meer geboren,
Ob Eure Wiege stand am stolzen Rhein:
Ihr habt den gleichen Fahneneid geschworen —
Ihr wollt Jungdeutschlands geist'ge Mütter sein!"

Mit solchen Gefühlen empfingen die Münchener katholischen Lehrerinnen aus allen Gauen Deutschlands Kolleginnen, welche in den Tagen des Pfingstfeuers und der blühenden Rosen in der „Kunst- und Königsstadt am Isarstrande" die 23. Hauptversammlung abhielten. Gleichzeitig beging der Kath. Lehrerinnenverein in Bayern sein zehnjähriges Geburtsfest und seine 7. Generalversammlung. Einig in dem Bewußtsein, Lehrerinnen, katholische Lehrerinnen zu sein, vertraten die Kongreßteilnehmerinnen alle geistigen und materiellen Interessen des Standes als christliche Pädagoginnen, denen ein Unterricht auf wissenschaftlicher Basis und eine Jugenderziehung nach religiösen Grundsätzen warm am Herzen liegt. Sie leisteten — 1000 bis 1200 an der Zahl — in wenigen Tagen reiche Kulturarbeit, geführt von Fräulein Oberlehrerin Schmitz-Aachen und Fräulein Lehrerin B. Kiefaber-München.

Vom ersten bis zum letzten Tage boten bewährte Münchener Kräfte ihr Bestes, um Aug und Ohr der Lehrerinnen künstlerisch zu erfreuen. An dieser Stelle sei besonders genannt eine Ausstellung von herrlichen Originalen, Kopien und Reproduktionen durch die Gesellschaft für christl. Kunst in München. Herr Sekretär Joseph Bernhart publizierte einen geistreichen, durch Lichtbilder belebten Vortrag über „Münchener und Christliche Kunst". — In der leichten Form der Unterhaltung repräsentierte sich die dramatische Kunst in der Extravorstellung „Der Hüttenbesitzer", während welcher ein huldvolles Telegramm Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Viktoria große Begeisterung auslöste. Auch Se. Kgl. Hoh. Prinzregent Luitpold von Bayern, J. Kgl. Hoh. Frau Prinzessin Ludwig von Bayern, Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof von München u. a. zeichneten den Verein durch Telegramme aus. JJ. KK. HH. die Prinzessinnen Ludwig Ferdinand und Klara geruhten persönlich zu erscheinen. J. Kgl. Hoh. Frau Prinzessin Arnulf beteiligte sich an den kirchlichen Feierlichkeiten.

Den ersten Teil eines interessanten Vortrages: „Die nationale und konfessionelle Idee unseres Vereines" (Pauline Herber, Boppard) bildete der Hinweis auf das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit als deutsche Lehrerinnen, die Erkenntnis und Wertschätzung unseres Volkstums, unseres Vaterlandes, die Bereitschaft, die Güter unserer nationalen Kultur der Jugend zu übermitteln. Aber „die germanische Eiche ist überragt vom Kreuz, das für uns aufgepflanzt ist in der katholischen Kirche. Wir stellen uns in Gegensatz zum modernen Menschen- und Frauentum mit der Devise des Diesseits. Wir verteidigen den christlichen Gedanken als Erziehungsprinzip. Unser Verein ist ein Zentrum sittlicher Energie, möge er vor Engherzigkeit bewahrt bleiben!"

Durch eine gediegene fachwissenschaftliche Rede von Fräulein Kiefaber über „Erziehung zu ernster Lebensarbeit und zu edlem Lebensgenuß durch die Schule" kamen die Lehrerinnen auch auf ihre praktisch-pädagogische Rechnung. Mit warmer Dankbarkeit gedachte Rednerin der großen Verdienste des Münchener Schulrates Herrn Dr. Kerschensteiner, welcher als Ehrengast der Versammlung beiwohnte. Die pflichtmäßige Einführung der 8. Mädchenklassen und Fortbildungsschulen in Stadt und Land wurde befürwortet. Der Vortrag gipfelte in der Zusammenfassung: „Des Lebens Zweck ist Arbeit; Genuß ist die Würze dazu und darf nie in den Vordergrund gestellt werden." Wir bekennen uns im Gegensatz zur Richtung „Scharrelmann" zur pädagogischen Richtung „Förster".

Es sei mir gestattet, auf eine wissenschaftlichen Zwecken dienende Einrichtung des 12,000 Mitglieder zählenden Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen hinzuweisen, auf den Hildegardisverein zur Unterstützung studierender katholischer Frauen (Vorsitzende M. Schmitz, Aachen, Heinrichsallee 9). Die religiöse und sittliche Weltanschauung empfiehlt der katholischen Frau Schulung des Verstandes und reiches Wissen. Wir brauchen sehr viele akademisch gebildete Katholikinnen, soll nicht ein Notstand an solchen Kräften eintreten, was ein großer Rückschlag für den katholischen Frauenfortschritt wäre. Es müssen also Mittel beschafft werden, intelligenten kath. Frauen das Studium materiell zu erleichtern. Möchten doch viele, besonders begüterte Damen dieses Unternehmen seiner weittragenden Bedeutung wegen unterstützen! — Die von Fräulein Marie Landmann redigierte Zeitschrift „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage" (Kösel) sei den heranwachsenden Töchtern bestens empfohlen!

Eine glückliche Idee war die Veranstaltung eines Frauenabends. Im Namen der Mütter zollte die Vorsitzende des Kath. Frauenbundes, Frau Dr. Ellen Ammann-München, „den herzlichsten innigsten Dank für alles, was die Lehrerinnen bisher unseren Töchtern getan haben".

Frl. Hedwig Dransfeld, die rühmlichst bekannte Dichterin, sprach über „Neue Ethik", welche in praktischer Beziehung Sorge für die uneheliche Mutter und Rehabilitierung des unehelichen Kindes trägt; theoretisch bekämpft die neue Ethik den christlichen Ehebegriff und tritt für alle freien Verhältnisse ein. Durch literarische und philosophische Strömungen längst vorbereitet, machte in unserer Zeit besonders die Schwedin Ellen Key für die Sache Propaganda, und Dr. Helene Stöcker gründete in Berlin den „Bund für Mutterschutz", dessen praktische Arbeit wir seiner Theorie wegen ablehnen mit dem Hinweise, daß ihm die „Katholischen Fürsorgevereine" um Jahre voraus waren, und daß auch heute noch christliche Caritas für Gefallene sorgt. Mit den neuethischen Hauptzielen verwerfen wir auch die Uebertreibung der Jugendaufklärung, sowie die Ueberschätzung der sexuellen Seite des Lebens und der leiblichen Mutterschaft. Logisch und sozial-ethisch ist nur der christliche Ehebegriff. — Nicht endenwollender Beifall dankte der Rednerin für den in vornehme Formen gegossenen, schwerwiegenden Inhalt. — Am gleichen Abend beleuchtete Frl. Schmitz-Aachen in tiefdurchdachter, mütterlich-liebevoller Art das Thema: „Die Erziehung der Mädchen zur Persönlichkeit." Auch durch diese Darlegung erhielt der Verstand der Zuhörer reiche wissenschaftliche Nahrung.

„Es lebt der Geist, entfacht am Gottesfunken" hatte die „Bavaria" (Frl. Math. Panzer-München) am Festabend gesprochen. Die katholischen Lehrerinnen Münchens kamen daher auch den religiösen Bedürfnissen ihrer Gäste durch feierliche Gottesdienste entgegen. Seine Exzellenz der Hochwürdigste Herr Nuntius hatte die Gnade, eine hl. Messe im Bürgersaal in eigener Person zu zelebrieren.

Beim apologetischen Vortrag des Herrn Kanonikus Meyenberg-Luzern, der über „Glaubensklarheit und Glaubensinnigkeit" sprach, war der große Kaimsaal fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Nach dieser Rede zeichnete Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Nuntius den Verein durch beredte Kundgabe seiner Sympathie und Erteilung des päpstlichen Segens aus.

Die arbeits- und genußreichen Stunden der Tagung sind vorüber. Die Lehrerinnen haben voneinander gelernt, haben sich aneinander gestärkt in Berufsbegeisterung und Opferfreudigkeit, in der Liebe zu Wissenschaft und Kunst, im Gefühl gemeinsamer Interessen. Nach außen haben sie sich als eine geschlossene Kette gefestigter Persönlichkeiten repräsentiert, auf deren Fahne geschrieben steht: „Gott das Herz, die Treue dem Vaterland, die Kraft der Jugend!"

Frau Nachtigall.

Frau Nachtigall im grauen Kleid,
Was hütest du die Einsamkeit?
Komm in des Tages frohe Pracht
Und laß die dunkle Dämmernacht!

Sag, bist du denn dem Tage feind? —
O nein — er hat sich ausgeweint
An meiner Brust! Weil er gefehlt,
Drum hab' ich mich der Nacht vermählt.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.



Die historisch-ethische Schule in der Nationalökonomie.

Zu Gustav Schmollers 70. Geburtstage.

Von

Dr. jur. A. Hättenschwiller.

Am 24. Juni feiert Professor Gustav Schmoller, der berühmte Führer der historisch-ethischen Richtung in der Nationalökonomie, sein 70. Geburtsfest. Dies mag vorab allen Anhängern der Schmollerschen Schule, aber auch denjenigen, welche grundsätzlich den Standpunkt des Altmeisters nicht teilen, Veranlassung bieten zu einer Würdigung der Bedeutung dieses Volkswirtschaftspolitikers, dessen Name mit der neueren Geschichte der Staatswissenschaften aufs engste verknüpft ist.

Bis Ende der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts standen sich auf sozialpolitischem Boden als die zwei Hauptparteien nur die Freihändler gegenüber mit ihren, ungeachtet der liberalen Anschauungen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, ausgeprägt konservativen Tendenzen und die demokratischen Sozialisten, als die Vertreter der in jenen Jahren immer ungestümer auftretenden Arbeiterbewegung. Dem Prinzipe der Staatshilfe stellte die liberale Partei dasjenige der Selbsthilfe entgegen. An dem Kampfe, welcher namentlich seit dem Auftreten Lassalles in schroffester Form entbrannt war, beteiligten sich, Schäffle und Engel ausgenommen, die akademischen Vertreter der Nationalökonomie im allgemeinen nicht.

Auf katholischer Seite war es vor allem das Verdienst Bischof W. Emanuel von Kettelers „nicht bloß die Stärkung des sittlichen Bewußtseins der sozialen Zusammengehörigkeit bei den einzelnen, sondern ebenso nachdrücklich die staatliche Intervention (zur Ein- und Durchführung einer weitgreifenden Arbeiterschutzgesetzgebung) und darüber hinaus den Schutz der ganzen Gesellschaft gegen die Uebermacht des Kapitals, die gerechte Verteilung der Steuerlast, die Organisation der Arbeiter, des Handwerks und des Bauernstandes gefordert zu haben". (P. H. Pesch).

Inzwischen hatte Adolf Wagner, welcher in den 70er Jahren nach Berlin berufen wurde, gleichfalls sich über das Problem der sozialen Frage und über die Mängel des Smithschen Wirtschaftssystems ausgesprochen. Auch Gustav Schönberg, damals in Freiburg, beteiligte sich am Streite. Die Meinungsäußerungen dieser Professoren wurden von den Freihändlern aufs heftigste bekämpft; sie erblickten darin lediglich eine neue Form des Sozialismus. H. B. Oppenheim prägte damals anläßlich der vielbemerkten Polemik mit Adolf Wagner das nicht gerade zutreffende Schlagwort vom „Kathedersozialismus", welche Bezeichnung für die neue Richtung unter den gelehrten Volkswirten Deutschlands auch in der Folge beibehalten wurde.

Bald bildete sich das Bedürfnis heraus nach einer organisierten Vereinigung jener Nationalökonomen, welche im Sinne vermittelnder Tendenz Stellung nehmen wollten zu den aktuellen Problemen der sozialen Frage. Nachdem sich Schmoller mit Persönlichkeiten verschiedener Richtungen in Verbindung gesetzt hatte, trat man am 6. und 7. Oktober 1872 in Eisenach zur Gründung des „Vereins für Sozialpolitik" zusammen. Fast alle Vertreter der Nationalökonomie an den deutschen Universitäten, die Leiter der ersten statistischen Bureaux Deutschlands, Arbeiterführer, größere Unternehmer und bekannte Abgeordnete aus allen politischen Parteien beteiligten sich an der Tagung. Man lehnte das Programm der Sozialisten, ebenso wie dasjenige der Freihändler ab und forderte die Lösung des Problems auf einem dritten Wege. Schmoller hielt in jener Versammlung zu Eisenach die Begrüßungsrede. Er wies in derselben hin auf die tiefe Erschütterung unserer Gesellschaftszustände, auf den erbitterten Kampf zwischen Arbeiter und Unternehmer, ja auf die Möglichkeit einer Revolution. Nachdem die Unfähigkeit der Manchesterpartei für die Durchführung sozialer Reformen außer Zweifel stehe, erscheine die Gründung einer anderen neuen Partei notwendig. Schmoller gab im Namen seiner Gesinnungsgenossen und Freunde die folgende Erklärung ab: „Sie kommen — jene Männer — überein in einer Auffassung des Staates, die gleich weit von der naturrechtlichen Verherrlichung des Individuums und seiner Willkür wie von der absolutistischen Theorie einer alles verschlingenden Staatsgewalt ist. Indem sie den Staat in den Fluß des historischen Werdens stellen, geben sie zu, daß seine Aufgaben je nach den Kulturverhältnissen bald engere, bald weitere sind; niemals aber betrachten sie ihn, wie das Naturrecht und die Manchesterschule, als ein notwendiges, möglichst zu beschränkendes Uebel, immer ist ihnen der Staat das großartigste sittliche Institut zur Erziehung des Menschengeschlechtes. Aufrichtig dem konstitutionellen System ergeben, wollen sie doch nicht eine wechselnde Klassenherrschaft der verschiedenen, einander bekämpfenden wirtschaftlichen Klassen, sie wollen eine starke Staatsgewalt, welche, über den egoistischen Klasseninteressen stehend, die Gesetze gebe, mit gerechter Hand die Verwaltung leite, die Schwachen schütze, die unteren Klassen hebe; sie sehen in dem zweihundertjährigen Kampfe, den das preußische Beamtentum und das preußische Königtum für Rechtsgleichheit, für Beseitigung aller Privilegien und Vorrechte der höheren Klassen, für Emanzipation und Hebung der unteren Klassen siegreich gekämpft, das beste Erbteil unseres deutschen Staatswesens, dem wir niemals untreu werden dürfen." Diese Ausführungen ergeben im engsten Rahmen das Programm der neuen Vereinigung und insbesondere die Auffassung jener speziellen Richtung wieder, welche den Namen Schmollers trägt.

G. Schmoller ist geboren am 24. Juni 1838 zu Heilbronn. Nachdem er sich auf der Universität Tübingen staatswissenschaftlichen, philosophischen und historischen Studien gewidmet hatte, betätigte er sich auf dem K. württ. stat. Bureau. Später wirkte er als Professor der Staatswissenschaften an den Universitäten Halle und Straßburg, bis 1882 seine Berufung nach Berlin erfolgte. Bereits seit 1887 Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften, wurde er 1899 als Vertreter der Universität Berlin in das preußische Herrenhaus abgeordnet.

Die neue Richtung, wie sie zu Eisenach begründet wurde, hatte gar manche literarische Fehde zu bestehen. Recht eigentlich als eine neue Grundlegung der nationalökonomischen Wissenschaft darf die 1898 neuaufgelegte Streitschrift Schmollers gegen Heinrich von Treitschke („Ueber einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirtschaft") bezeichnet werden. Dieses Werk vermag auch am besten ein tieferes Verständnis seiner Auffassung zu vermitteln.

Man bezeichnet im allgemeinen die von Schmoller begründete Richtung der Nationalökonomie als die historisch-ethische Schule. Sie sucht die Nationalökonomie zu einer wirklichen Gesellschaftswissenschaft auszugestalten. Die privatwirtschaftliche Auffassung der Volkswirtschaft ist mehr und mehr der sozialen Anschauung gewichen. Der Begriff der Volkswirtschaft als eines lebensvollen Organismus wird von der neuen Richtung tiefer erfaßt und konsequent für die Systematik durchgeführt. Neben Schäffle und Wagner war es insbesondere G. Schmoller, welcher die Nutzanwendung aus der organischen Staatsauffassung für die Nationalökonomie gezogen hat. „Wie das Ganze den Teil, der Organismus das Glied beherrscht, so bleibt der Staat eine höhere ethische, die Individualexistenz beherrschende Macht." Freilich erstrebt Schmoller und mit ihm eine Großzahl der zeitgenössischen Lehrer der Nationalökonomie im allgemeinen eine Lösung der sozialen Probleme auf Grundlage der heute geltenden Rechts- und Erwerbsordnung, unter Voranstellung des Grundsatzes der wirtschaftlichen Freiheit und Selbsthilfe, während Adolf Wagner als der Hauptvertreter des Staatssozialismus in Deutschland einer mehr linksstehenden aggressiven Gruppe angehört, welche nicht so ohne weiteres die jetzt geltende Rechtsordnung als unverrückbare Basis anerkennt.

Der Gegensatz zwischen beiden Richtungen kommt auch zum Ausdruck im Kampfe um die wissenschaftliche



Methode zur Gewinnung der Lehrsätze. Der Streit dreht sich im Grunde genommen um die Frage, ob vorzugsweise die Deduktion oder Induktion zur Anwendung kommen müsse.

Es wird nun freilich der Wirtschaftspolitik der historischen Schule vorgeworfen, daß sie ihre Arbeit hauptsächlich auf die Sammlung von Materialien und die Häufung äußerer Beobachtung verwende. Bücher bezeichnet sie als „passiv“, Sombart als „planlose Augenblickspolitik“, und Wagner wirft ihr vor, daß sie geneigt sei, „in ihren Reformbestrebungen sich mit dem Kurieren an Symptomen zu begnügen“. Tatsache ist, daß der neuere sozialpolitische Historismus der notwendigen Ergänzung durch prinzipielle Gesichtspunkte entbehrt. Dennoch ist der Methodenstreit, wie er insbesondere auch zwischen der historischen Schule und der sogenannten analytischen oder psychologischen Richtung Mengers und Böhm-Bawerks aufs heftigste entbrannt ist, innerlich nicht gerechtfertigt. Beide Methoden, die deduktive wie die induktive, müssen nebeneinander gebraucht werden. Sie korrigieren und ergänzen sich gegenseitig.

Gerade die großen Publikationen G. Schmollers beweisen am schlagendsten die glänzenden Leistungen und Resultate, welche auf dem Wege wirtschaftsgeschichtlicher Betrachtungs- und Behandlungsweise erzielt werden können. Als bedeutsamste wissenschaftliche Arbeiten Schmollers seien hier genannt: Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert (1869); Ueber einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirtschaft (1875); Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe (1875); Die Straßburger Tucher- und Weberzunft (1879); Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart (1890); Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert (1898); Ueber einige Grundfragen der Sozialpolitik und Volkswirtschaftslehre (1898); Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre (I.01.II.04).

Gerade Schmollers „Volkswirtschaftslehre“ widerlegt den Vorwurf, den Rodbertus von Anfang an gegen die Volkswirte von Eisenach erhoben, daß sie nämlich nie über eine immerwährende Experimentalökonomie hinauskommen werden.

Auch die zahlreichen Beiträge in Schmollers berühmtem „Jahrbuche“ dürfen nicht unerwähnt bleiben. Wer vermöchte endlich die Dienste zu verkennen, welche die nachgerade auf gegen „hundert Bände angewachsenen“ Schriften des „Vereins für Sozialpolitik“ als Tatsachenmaterialien für die volkswirtschaftliche Gesetzgebung geleistet haben?

Die Richtung Schmollers zeichnet sich auch aus durch die ethische Auffassung der Wissenschaft. Vorab in seinen „Grundfragen“ hat Schmoller den Einfluß des ethisch-rechtlichen Momentes auf das wirtschaftliche Leben betont. Indessen weicht sein Begriff des Sittlichen von demjenigen der christlichen Philosophie durchaus ab. Schmoller huldigt auch in der Ethik dem Relativismus. Mit Recht hat deshalb auch Professor Dr. Beck in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Volkswirtschaft und Sittengesetz“ (Freiburg 1908) darauf hingewiesen, daß diese auf subjektiver Grundlage aufgebaute Ethik in ihrer Haltlosigkeit und Wandelbarkeit eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Wesen und den tiefsten Gründen der Sittlichkeit nicht zu erteilen vermag. Sie entbehrt der inneren zwingenden Begründung und ist deshalb auch außerstande, den Menschen zu verpflichten. „In einer unklaren relativistischen und transformistischen Vorstellung von Sitte, Moral und Recht befangen, entbehren namentlich Schäffle und Schmoller jener unwandelbaren Basis, auf welcher eine das Ideal der Sittlichkeit hochhaltende Wirtschaftslehre die Grundpfeiler ihres Aufbaues feststellt.“

Die relative Behandlungsweise der wirtschaftspolitischen Probleme kam auch unliebsam zum Ausdruck in der praktischen Stellungnahme Schmollers zu den einzelnen Fragen der sozialen Gesetzgebung und Verwaltung. Wir können in dieser Beziehung auf die, freilich zum Teil etwas tendenziösen und polemischen Ausführungen in der Schrift Dr. Richard Schüllers „Die Wirtschaftspolitik der historischen Schule“ (Berlin 1899 S. 99 ff.) verweisen. Es mag gewiß auch überraschen, daß Schmoller beispielsweise im Jahre 1878 für das Sozialistengesetz eingetreten ist und sich sogar noch im Jahre 1890 für die Beibehaltung desselben ausgesprochen hat.

Wie dem indessen auch sei, so wird man doch dem unermüdlichen Wirtschaftshistoriker die Hochachtung und den Dank nicht versagen können für die Bereicherung, welche die moderne Nationalökonomie durch seine Lebensarbeit erfahren hat.

Wer je das Glück hatte, auch nur zum weiteren Schülerkreise Schmollers zu gehören, wird auch seine Bedeutung als akademischer Lehrer zu würdigen wissen. Mit mustergültiger Methode weiß er seine jugendlichen Hörer in die komplizierte Welt der volkswirtschaftlichen Erscheinungen und Probleme einzuführen. „Die Gesichtspunkte, welche mich bei meinen Vorlesungen beseelen“, äußert er sich selbst an einer Stelle seiner ‚Volkswirtschaftslehre‘, „sind immer die gewesen: 1. so anschaulich zu sein, daß der, welcher die Dinge noch nicht kennt, sie einigermaßen sehen und erfassen kann. Die sogenannte Langeweile der juristischen und staatswissenschaftlichen Vorlesungen beruht meist darauf, daß eine Unsumme von Scharfsinn, Definitionen, Detailwissen auf den Zuhörer eindringt, ohne daß er eine anschauliche Vorstellung von dem hat, wovon geredet wird. 2. Den Studierenden neben den allgemeinen gesicherten Wahrheiten den Gang beizubringen, auf dem sie gefunden sind, die Zweifel darzulegen, welche sie eingeben, die empirischen Grundlagen so im Detail darzulegen, daß er sie sich selbst ableiten kann. Ich weiß wohl, daß es auch eine andere Methode gibt, daß sie teilweise für den Anfänger vorzuziehen ist. Auch in der Nationalökonomie, und gerade auch in der historischen, wird eine konstruierende Methode von mehreren meiner geschätztesten Kollegen mit Virtuosität gehandhabt: man geht von wenigen klaren Sätzen und Formeln, von präzisen Definitionen aus und bringt damit Einfachheit und Klarheit in alles, ich möchte sagen: zuviel Einfachheit, und oft nur eine scheinbare Klarheit. Ich fand im Leben immer, daß der Hauptfehler in der praktischen Anwendung staatswissenschaftlichen Wissens der sei, daß die der Universität Entwachsenen die gesellschaftlichen Erscheinungen für viel zu einfach halten; sie glauben, dieselben mit wenigen Definitionen und Formeln bemeistern zu können.“

Schmoller darf mit Genugtuung auf die imponierenden Leistungen seiner Forscherarbeit zurückblicken. Bewundert auch von denjenigen, die prinzipiell nicht auf seinem Boden stehen, und verehrt von Tausenden, denen er ein anregender Lehrer gewesen, ist es ihm vergönnt, seinen Ehrentag auf der Höhe seines wissenschaftlichen Ruhmes zu begehen.



Emil Zola.

Von

P. Jordan, Ord. S. Aug.

Die französische Regierung selber hat Zola die „Ehre der Unsterblichkeit“ zuerkannt, indem sie dessen Ueberbringung ins Pantheon beschloß. Der Beschluß war eine derbe Ohrfeige, welche die französischen Regierungsmänner dem acht Tage vorher in Paris abgehaltenen „Internationalen Kongreß zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur“ nach Hause nachschickten.

Man könnte versucht sein, den Sittlichkeitsbegriff der französischen Nation als abgestorben zu bezeichnen, hätten nicht zahlreiche Zuschauer bei der Ueberführung der Leiche Zolas ins Pantheon laut und deutlich genug dagegen protestiert. Die Art und Weise allerdings, wie der Militärschriftsteller Gregory — durch sein mißglücktes Attentat auf Dreyfus — vorging, müssen wir verurteilen.

Der Zeremonie der Ueberbringung fehlte jeglicher Enthusiasmus und äußerer Pomp. Clemenceau, der bei allen ähnlichen Gelegenheiten stets die Leichenreden gehalten, hatte sie diesmal an den bescheidenen, ruhigen Doumergue abgetreten; er sollte den Panegyrikus auf den Toten halten. War es Clemenceau am Ende doch schwer gefallen, einem Autor zu lobhudeln, dessen Werke er ehedem charakterisierte als „eine Ueberfülle menschlicher Schweinerei, die den Leser weniger entehren und brandmarken, als vielmehr dessen unflätiges Leben mit neuem Stoff versehen sollte“.

Indes braucht Clemenceau wegen dieser Aeußerung nicht zu erröten; alle, die auf gute Sitte und Anstand halten, stehen bei ihm, selbst manche von jenen, die bei der Ueberführung ihr unvermeidliches „Vive Zola“ anbringen mußten.

So schreibt Anatole France: „Zola ermüdet durch das Monotone bei seinen Abhandlungen. Man vermißt bei ihm das Anmutige, das Schöne und Majestätische. Wie die Schönheit der Worte und die Darstellungsform, so ignorierte er auch die Schönheit, was den Inhalt seiner Werke betrifft. Er gibt seinen Personen einen magnetnadelartigen Zug und Hinneigung zu Schmutz, Kot und Unflätereien. Die Arbeit, die Zola verrichtet, ist eine schlechte, ekelerregende, und er gehört zu jenen Menschen, von denen man sagen muß, es wäre besser, sie wären nie geboren. Ich werde ihm niemals seinen elenden Ruhm streitig machen. Denn noch nie hat jemand in seinen Schriften einen

solchen Haufen Unflat zusammengefahren und aufgehäuft wie er. Darin besteht die Größe Zolas, das ist sein Monument. Aber auch noch nie hat jemand es sich solche Anstrengung und Mühe kosten lassen, das Menschengeschlecht zu erniedrigen, herabzusetzen und geradezu wegzuwerfen, alle Bilder von Schönheit und Liebe zu verhöhnen und alles, was schön und gut ist, wegzuleugnen. Nie hat jemand die Ideale des Menschen mehr mißachtet als er ... Zola ist auf unser größtes Mitleid angewiesen."

Nicht besser spricht sich Jules Claretie über ihn aus: „Das Laster, das große Laster, das unheilbare Laster in den grellsten Farben aufzutragen, darin scheint sich Zola zu gefallen. Die Personen, die in feenhaften Erzählungen alles, was sie berühren, in Gold verwandeln, ändert Zola dahin, daß bei ihnen alles, was sie betasten, in Schlamm und Schmutz verwandelt wird. Alles, was Zola unter die Hände kommt, wird zur Kloake. Ein Geruch von Bestialität durchzieht seine Werke. Seine Schriften riechen nach dem Schweinestall."

Ein ähnliches Urteil hatte bereits vor vielen Jahren Gustav Flaubert in einem Briefe ausgesprochen, in welchem er meldet, „sein Freund Zola arbeite eben an einem Roman „L'Assommoir", der voll von Obscönitäten und Schweinereien sei", und fährt dann fort: „Zola fängt an, mich gewaltig anzuekeln. Ich bin durchaus nicht empfindlich, aber ich meine, man müsse vor allem die Kunst hochachten; wenn ich aber in einem Buche nichts als Sucht nach Skandalen finde, so widert mich das an. Du kannst Dir vielleicht keine rechte Vorstellung davon machen, mich aber reizt es bis zum Erbrechen. Schon die Form der Darstellung ist kläglich. Ich habe alle Angst, mein Freund möchte eines Tages zum gemeinen Lumpengesindel gehören." So Zolas Freund Flaubert.

Zola, der 1870 sich gedrückt hatte, als es galt, die Grenzen seines Vaterlandes zu verteidigen, übernimmt 1898 die Verteidigung Dreyfus'.

Jaurès machte einst Zola den Vorwurf, das französische Volk schwer gekränkt zu haben, da er behauptete, es gezeichnet zu haben, wie es in der Tat sei, „indem er den niedrigen Trieben der oberen Klassen schmeichelte und ihnen zum Gefallen Moder und Fäulnis zu Ehren brachte, er, ihr Schützling und Günstling, obwohl er das gestürzte Kaiserreich geschmäht hatte". Heute findet Jaurès bei Zola alles in Ordnung und druckt in seinem Blatt „Humanité" sogar dessen saubere „Nana" ab. Im Bourbon-Palais stellte derselbe Jaurès den Antrag, die Staatskasse möge die Kosten für die Ueberführung übernehmen.

Wohltuend wirkt die Rede Moriz Barrès', welcher der „Kanonisation" Zolas entgegentritt. Er erblickt in dieser Tatsache gewissermaßen die amtlich abgestempelte Berechtigung, die französische Jugend sittlich zu verderben und zu demoralisieren. Was früher als ein Verbrechen vor dem ganzen Lande galt, ist heute und in Zukunft die Idee der stereotypen französischen „Gloire".

„Nehmen wir einmal", so schreibt die „Libre Parole" „einen von den Parlamentariern, die für für die „Pantheonisation" Zolas gestimmt haben, auf die Seite und fragen wir ihn, was er in Wirklichkeit von Zola und seinen Schriften denkt. Wenn er nur eine einzige Minute aufrichtig sein kann, so muß er gestehen, daß ihm Zola bis in die Seele zuwider ist. Vielleicht läßt er seine Söhne das Buch „Debacle" lesen, dann aber hat er jede Hochachtung vor der Regimentsfahne (die Zola stets begeifert hat) verloren und ebenso den Begriff „Vaterland"; dann aber hege ich auch starken Verdacht, daß er seinen noch jugendlichen Töchtern Zolas unflätige Bücher „Pot-Bouille" oder „Nana" in die Hände gibt."

Der radikal-sozialistische Jaurès will, offen gestanden, diese Bücher den heranwachsenden, zukünftigen Müttern Frankreichs noch vorenthalten wissen.

So urteilen Franzosen, die nicht einmal mehr die christliche Sittlichkeitslehre anerkennen, über ihren vergötterten „Sauhirten" Zola.

Und in Deutschland ....?!

Die Heimarbeitausstellung in Frankfurt a. M.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

Von Darmstadt fährt man in noch nicht einer halben Stunde nach der alten Reichsstadt Frankfurt hinüber. Und wie möchte es einen nicht dorthin locken, um den unwiderstehlichen Zauber der herrlichen, ebenso modernen wie altertümlichen Stadt auf sich wirken zu lassen. Dieser Lockung habe auch ich nicht widerstehen mögen und bin noch sonderlich dafür belohnt worden durch den Anblick der Heimarbeitausstellung, die seit einigen Wochen in den Räumen des alten Senckenbergischen Museums (dicht beim Eschenheimer Torturm) eröffnet ist. Es wäre ihr wohl ein geräumigerer Platz zu wünschen gewesen, denn bei dem außerordentlichen Interesse, das das Publikum dem Unternehmen entgegenbringt, ist das Gedränge entsetzlich. Es zeigt, wie zeitgemäß etwas Derartiges ist. Schon vor zwei Jahren in Berlin konnte man Aehnliches beobachten. Seitdem ist die öffentliche Teilnahme noch gestiegen, infolge vielfacher literarischer Bearbeitung des Gegenstandes und der in Aussicht stehenden gesetzgeberischen Maßregeln.

Für Frankfurt ist das Unternehmen im wesentlichen hervorgegangen aus den Anregungen des 1904 verstorbenen Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt, des bekannten Volkswirtschaftlers und Sozialstatistikers. Die Ausstellung ist seit dem Anfange des vorigen Jahres daraufhin vorbereitet worden, nicht nur Erzeugnisse der Heimarbeit der Rhein- und Maingebiete in natura vor Augen zu führen und zum Teil ihre Bearbeitung direkt zu zeigen, sondern vor allem unter dem Gesichtspunkte, damit ein wissenschaftliches Material zusammenzubringen, aus dem ein Ueberblick der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Heimarbeiterstandes sich ergeben könnte. Hierzu bedurfte es der regen Mitarbeit der beiden hauptsächlich beteiligten Kreise, nämlich der Unternehmer und der Arbeiter. Beide wurden veranlaßt, unter Leitung fachwissenschaftlich erfahrener Männer Fragebögen auszufüllen. In diesen mußten Auskünfte gegeben werden über die Eigenart des betreffenden Gewerbezweiges, über die Personal-, Familien-, Wohnungs- und Gesundheitsverhältnisse der Heimarbeiter, über ihre Arbeitszeit, die Verteilung der Beschäftigung über das Jahr hin, namentlich über Lohnverhältnisse, Zugehörigkeit zu Krankenkassen, Organisationen u. dergl. Wer, wie ich selbst, im amtlichen Leben oft Gelegenheit gehabt hat, mit solchen Fragebögen an das Publikum heranzutreten, weiß, wie schwer es ist, auf diesem Wege ordentliche Auskünfte zu erhalten. Nur eine sehr große Anzahl von Fragen und ein Heranziehen breitester Kreise eröffnet bessere Aussichten. Das hat sich auch in Frankfurt gezeigt, und man muß den Erfolgen der Ausstellungsleitung lebhaften Beifall zollen, die sie unter bedeutenden Schwierigkeiten errungen hat. Die wissenschaftlichen Leiter haben dafür zu sorgen gehabt, daß die Auskünfte nach der Seite der Arbeiter- wie der Unternehmerschaft mit gleicher Unparteilichkeit erteilt wurden, denn natürlich kann ein wissenschaftlicher Zweck nur erreicht werden, wenn jede Tendenz ausgeschlossen bleibt. Das mittels der Fragebögen gesammelte, durch Ortsforschungen vervollständigte Material wird dazu dienen, literarische Bearbeitung der Einzelfächer, Monographien darüber, zu ermöglichen. Einzelne von diesen sind bereits vollendet. Aus ihnen, und wo sie noch nicht vorhanden, aus den Fragebögen, sind für jetzt kurze gedruckte Ueberblicke zusammengestellt, von denen jeder Ausstellungsgruppe der ihrige beigegeben und an sichtbarer Stelle dem Publikum zugänglich gemacht ist. Eine geschickte Maßregel, die im Verein mit den zahlreichen auf der Ausstellung geschaffenen Möglichkeiten, Arbeiter bei der Anfertigung ihrer Sachen beobachten zu können, das Interesse und Verständnis ungemein belebt.

Man kann ja alle diese Waren in jedem Kramladen, bei jedem kleinen Kaufmann ausgelegt finden, aber erst jetzt in dieser Ausstellung, im sinngemäßen Zusammenhange, fangen sie an, zu uns zu sprechen, werden sie lebendige Zeugnisse vom Leben, Streben, und nicht wenig auch vom Dulden des Volkes. Die ausgehängten Bögen enthüllen manches freundliche Bild, aber auch manches düstere. Zustände, bei denen acht Personen mit einem Zimmer sich behelfen müssen, oder bei denen eine Familie von zehn Köpfen im Jahr 700 ℳ verdient! Zum Glück ist von solchem Elend nur ausnahmsweise zu hören. Aber auch sonst finden wir so manches Trübe. Die ausgestellten, mühselig gearbeiteten Sachen berichten von Berufskrankheiten, von zwanzigstündigem Arbeitstag und ähnlichem Furchtbaren. Aber dem gegenüber steht zum Glück auch viel guter Verdienst, der seinen Arbeiter nährt, ihn bei Lebensmut und Zufriedenheit erhält.

Ausgestellt sind Erzeugnisse von gegen 60 verschiedenen Gewerben. Sie sind in zwei Etagen übereinander untergebracht. Unten enthalten mehrere Zimmer und Säle Holzwaren und Kunstschnitzereien aus dem Odenwald, Westerwald, der Rhön und den benachbarten Mittelgebirgsgegenden. Die zum Teil erfreulich hervortretende Kunstfertigkeit und der gute Geschmack, der sich in diesen Leistungen, wie auch bei sehr vielen der Töpferei offenbart, ist nicht zum wenigsten dem neuerdings hervortretenden Einflusse

der öffentlichen Fachschulen zu verdanken. Bekanntlich spielen diese auch bei uns in Bayern eine große Rolle. Die Nürnberger Ausstellung 1906 gab glänzenden Beweis davon. In Frankfurt finden wir dann ferner eine Anzahl von Ausstellungen von Kartonnagen, Papierfächern, Papierdüten und -Beuteln, Bandagen, Glühstrümpfen, Honigkuchen, Bürstenbindereierzeugnissen. Ferner sehen wir Stickereien und Häkeleien, genähte Putzlumpen, geflickte Säcke, neue Webereien, daheim gearbeitete Zigarren, Christbaumschmuck, Knöpfe, geflochtene Stühle, Siebe, Besen, im Taunus geschmiedete Nägel, Elfenbeinschnitzereien, Perlenkränze und alles Erdenkliche sonst noch. Das bunte Durcheinander aller dieser Abteilungen beruht nicht etwa auf Systemlosigkeit. Ist doch dies keine Gewerbeausstellung, sondern eine Erläuterung der Ideen, die ich zuvor zu skizzieren versuchte.

Im Obergeschosse befinden sich die Erzeugnisse des Lederwarengewerbes sowie der Bekleidungsindustrie mannigfachster Gattungen. Abgesehen von Herren-, Damen- und Kinderkonfektion finden wir Korsettnäherei, Taillenstabfabrikation, Pelzwaren, Mützen, Hüte, besonders von Stroh geflochtene. Ferner Handschuhe und Schuhmacherwaren. Eine Gruppe besteht aus Regen- und Sonnenschirmen. Endlich enthält dieser Saal auf einem großen Gestell eine Sammlung von Photographien, Darstellungen von Wohnungen und Arbeitsstätten von Heimarbeitern.

Die ganze Ausstellung ist überaus instruktiv, und es wird dem mit so großem Eifer ins Werk gesetzten Unternehmen sicher nicht an bedeutenden Wirkungen fehlen. Zum Zwecke einer allgemeinen Reichsgesetzgebung wird freilich auch in anderen Gegenden noch vieles zur Aufklärung der einschlägigen Verhältnisse zu tun bleiben. Sehr zu wünschen wäre darum, daß, nachdem die Hauptstadt des Nordens und die des Westens vorangegangen sind, auch München, die Hauptstadt des Südens, ihrem Beispiele folgte. Eine Abteilung dieser Art wäre der jetzt auf der Theresienhöhe stattfindenden Ausstellung jedenfalls zu wünschen gewesen.

Zu Jesus im heiligen Sakrament.

Aus Verdagers Eucharistischen Liedern.

Ein Versuch in deutschem Reim von Bernhard Schuler.

Du gibst der süßen Nachtigall,
Den lieben, muntern Vöglein all
Des Morgens gute Speisen.
Sie schwingen sich dann auf zum Ast
Und wollen ohne Ruh' und Rast
Dich loben nur und preisen.

Auch mich wirst du im Sakrament,
Bevor die Sonn' am Himmel brennt,
Mit Engelsnahrung speisen,
Da möcht' ich gleich der Nachtigall
Und mit den lieben Vöglein all
Dich loben stets und preisen.

Walchenseeprojekt und Heimatschutz.

Von

B. Eberl, Dillingen.

Die hochinteressante Denkschrift über die Ausnützung unserer Wasserkräfte und darauf fußend andere Veröffentlichungen brachten sichere Einzelheiten über die geplante Ausführung des Walchenseeprojektes, gegen welche im Interesse der Erhaltung von Heimatsinn und Freude an der Natur, im Interesse des Landschaftsschutzes gewichtige Bedenken in der Presse erhoben wurden. In der Tat, wenn die hochbedeutenden wirtschaftlichen Vorteile, welche die Verwirklichung des Projektes faktisch bringt, mit der Vernichtung zweier hervorragender Landschaftsbilder unseres bayerischen Hochlandes erkauft werden müßten, dann wären sie teuer, sehr teuer erkauft. —

Zunächst ist klar: Unsere Wasserkräfte müssen ausgenützt werden, und zwar in vollem Umfange, wenn die wirtschaftliche Selbständigkeit Bayerns aufrecht erhalten bleiben soll; es wird geschehen, weil die wirtschaftliche Entwicklung sich nicht aufhalten läßt, und es soll geschehen. Das ist nicht einmal ein kraß materieller Standpunkt, der keine Rücksicht mehr kennt, wenn es sich um Gewinn handelt. Denn es ist zu bedenken, daß der Verlust der wirtschaftlichen Selbständigkeit und die damit immer mehr wachsende Abhängigkeit auch auf anderen Gebieten wie sonst nichts geeignet wäre, eine Reihe von ethischen Werten in unserem Volke herunter zu drücken, namentlich unserer frei denkenden, selbstbewußten Hochlandsbevölkerung die Freude an der Heimat und am Vaterlande zu verkümmern. Ganz abgesehen davon aber würden in einem geschwächten Bayern andere mit Freuden nachholen, was wir versäumt haben, und zwar radikal und ohne jede Rücksicht auf unser Volk und Land. —

Daß es bei dieser Verwertung unserer Wasserkräfte nicht ohne Opfer abgehen wird, ist von vornherein zu erwarten; noch immer hat ein großer Vorteil für das Gesamtwohl Opfer von einer Minderheit gefordert.

Speziell wird es auch bei der Ausführung des großartigen Walchenseeprojektes nicht immer möglich sein, alles und jedes im bisherigen Stande zu erhalten oder auch nur jede Schädigung eines Einzelinteresses zu verhindern. Aber geschont muß werden, was zu schonen ist. Der Techniker von heute muß in sich das Bewußtsein tragen, daß neben seiner Arbeit auch noch andere Interessen ihre Berechtigung haben, daß nicht Rücksichtslosigkeit bei der Verfolgung seiner Ziele, sondern liebevoller Schutz, möglichste Erhaltung des vorhandenen Wertvollen seine Pflicht und seine Ehre ist, daß eben auch die Schönheit des Landes ein großes Gut für das Volk ist. Diese Punkte dürfen in dem von der Staatsregierung angekündigten Konkurrenzausschreiben für das Walchenseeprojekt, resp. in dessen Bedingungen, schon recht nachdrücklich zur Geltung kommen. Noch weitere Forderungen erheben sich: Für jede Schädigung, nicht bloß in materieller Hinsicht, soll, wenn irgend möglich, Ersatz geschaffen werden, und — das ist besonders zu betonen — nichts darf ohne die zwingendsten Gründe zerstört werden, was keine Menschenkunst wieder herstellen könnte, wenn vielleicht einmal die Fortschritte der Technik eine bessere und schonendere Ausnützung der Wasserkräfte ermöglichen sollten, als es unsere Zeit imstande ist.

Unter dem Walchenseeprojekt wird besonders das obere Isartal durch Entziehung des Isarwassers zu leiden haben, weniger in Hinsicht auf wirtschaftliche Entwicklung als auf landschaftliche Schönheit. Man will ja vorläufig die Floßfahrt und Holztrift wenigstens während einer bestimmten Zeit des Jahres noch ermöglichen. Aber es kann als sicher angenommen werden, daß das Isarwasser bei Wallgau später ganz für das Werk verwendet werden wird, daß dann der Staat für den Entzug des Isarwassers doch eine Bahn bauen muß. Und diese wird in weit höherem Grade als die unzähmbare Isar der Lebensnerv für das Tal sein können. Sie vermag die ohnehin immer mehr zurückgehende Flößerei und ihren Verdienst voll und ganz zu ersetzen; sie wird auch eine bessere Verwertung des Holzes und der sonstigen Bodenschätze des Tales gestatten. Unter diesen Umständen wäre die geplante kostspielige Korrektion des Isarlaufes ungefähr bis Fall nach einigen wenigen Jahren zwecklos. Das verlassene regulierte Flußbett würde nur einen um so öderen, traurigeren Eindruck machen. — Eine bedeutende Senkung des Grundwasserspiegels mit ihren Folgen für die Landwirtschaft ist auch kaum zu befürchten, weil ja anders als in der Ebene hier das Wasser von den Bergen her zur Isar drückt.

Schwer wird offenbar die landschaftliche Schönheit des Isarwinkels leiden, wenn der belebende Alpenfluß zum weitaus größten Teile fehlt, auch dann noch, wenn große, jetzt unwirtliche, dem Hochwasser ausgesetzte Gebiete unter Kultur genommen werden können. Dieser höchst bedauerliche Umstand wird aber wohl keinen Grund bilden, den großen Gedanken des Projektes auch nur teilweise aufzugeben, um so mehr, als für diese Schädigung der Schönheit unseres bayerischen Hochlandes gleichzeitig im Loisachtale Ersatz zu finden ist. Letzteres kann nach der auf jeden Fall notwendigen Regulierung der Loisach bis Wolfratshausen — es braucht dies keine Einzwängung des Flusses zwischen langweilige, glatte, mathematisch gerade Steindämme zu sein — ohne besondere Schwierigkeiten zu einem der schönsten Täler umgeschaffen werden, wo reichster Wechsel von Wiese, Feld und Wald an die Stelle von Moor und Krüppelföhren treten wird, wo dann der Fluß durch seinen Wasserreichtum und sein günstiges Gefälle zu einer kräftig pulsierenden Verkehrsader wie geschaffen ist.

Auch die große Schädigung des Walchensees selbst, wie sie nach dem Projekte eintreten würde, durch die turnusmäßige Senkung des Wasserspiegels um 16 m und durch die Trübung des herrlichen Wassers bei direkter Einleitung des zeitweilig viele feste Bestandteile mit sich führenden Isarwassers muß verhindert werden und kann wohl auch zum größten Teile ohne Beeinträchtigung des Kraftgewinnes verhindert werden. Die beste Lösung wäre ja wohl ein großer Stausee im öden Isartal bei Wallgau, der statt des Walchensees die Rolle der Talsperre übernehmen und zugleich das Wasser klären würde. Nachdem dies unmöglich zu sein scheint, könnte vielleicht das ebenfalls ziemlich einförmige Tal der Obernach diese Aufgabe wenigstens teilweise übernehmen. Eine hohe Sperre hinter Forsthaus Einsiedl könnte immerhin eine beträchtliche Wassermenge aufnehmen, für die dann im Walchensee kein Raum geschaffen werden muß. Ihre Errichtung dürfte anscheinend keinen zu großen Schwierigkeiten begegnen. Sie würde Hochwasser der Isar für die trockene Zeit aufzuspeichern haben und könnte dabei gerade in der wasserreichen Zeit, in welcher die Isar die meisten Verunreinigungen mit sich führt, als Klärungsbecken für das Isarwasser dienen, bevor es direkt oder durch ein oberes Walchenseewerk in den See eintritt.

Die gewaltige Sperrmauer müßte nicht notwendig eine Schädigung des Landschaftsbildes bedeuten, sie kann und muß sogar wie jede zweckmäßige, in sich vereinigte Anlage, wenn sie sich harmonisch mit der umgebenden Natur vereinigt, eine Bereicherung der Landschaft bilden. Im vorliegenden Falle käme dazu noch die interessante, dankbare Aufgabe hinzu, in Verbindung mit der Sperre eine nicht nur zweckdienliche, sondern auch schöne Ueberführung der Staatsstraße Mittenwald—Kochel von der Höhe des Katzenkopfes an die Seite des Altlachberges zu schaffen.

Unserer Zeit ist allerdings der Blick und die Sicherheit noch nicht voll und ganz geworden, bei einer solchen Anlage zwei Aufgaben miteinander zu lösen: Zweckmäßigkeit der Anlage und Schmuckwert. Die Alten verstanden es. Wie oft haben sie z. B. gewaltige Burgen, trotzige Festungsmauern auf die schönsten Punkte einer Gegend hingestellt, und zwar so, daß sie nicht nur ihrem Hauptzwecke dienten, sondern auch die umgebende Natur verschönten! Jetzt möchten wir sie nicht mehr missen, weil sie eben harmonisch in die Umgebung hineingewachsen sind. Sollte das heute nicht mehr möglich sein? Hier wäre noch manche Aufgabe für unsere Künstler zu lösen.

Wir sagen: Für unsere Künstler, weil wir recht sehr wünschen möchten, daß unsere Künstler bei allen diesen Aufgaben dem Techniker helfend und ratend zur Seite stehen. Sie sollen ihm die Formen zeigen, unter welchen dieses ganz Neue eine schöne, in sich vollendete Gestalt gewinnen, sich dem alten, herrlichen Landschaftsbilde harmonisch einfügen mag; sie sollen im Interesse der Erhaltung des Charakters der Gegend und der Schönheit des bayerischen Hochlandes ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben bei der Gestaltung des Landschaftsbildes im großen und im kleinen, besonders auch bei eventueller Errichtung industrieller Anlagen (die sicher nicht ausbleiben werden), damit nicht auch da oben jene bekannten Gebäudetypen aus dem Boden schießen und den Beschauer förmlich um Verzeihung anschreien wegen des Mißtones, welchen sie in die schöne Gegend bringen.

Meine Lieder.

Meine goldblonden Locken
Hat mir das Leben verfärbt,
Meine kindlichen Züge
Bittere Stunde gegerbt.
All meine stillen Freuden
Hat mir das Leid vergällt,
Nur meine Lieder haben
Einzig mein Herz erhellt.

Hans Besold.

Münchener Kunst.

Die Galerie Heinemann veranstaltete kürzlich eine Ausstellung von Werken des Künstlerbundes Karlsruhe. Die meisten der gegen 130 Werke waren Oelgemälde, außerdem fanden wir Aquarelle, Radierungen, Lithographien und Holzschnitte. Diese letztere graphische Abteilung war nicht sonderlich umfangreich, bot aber einzelnes recht Interessantes. So die in sehr feiner Technik ausgeführten, poetisch empfundenen Radierungen von Mili Gerstel. Originell waren auch die Radierungen von Adolf Schinnerer, teils Landschaften, teils Szenen, nicht ohne Satire erdacht. So das Blatt „Die Künstler". Die meisterhaften Radierungen und Lithographien Hans von Volkmanns leiteten zu den Malerwerken über. Die beiden Abteilungen dieser Art waren überaus interessant und reich an bedeutenden Erscheinungen. Volkmann war auch hier mit mehreren ausgezeichneten Stücken vertreten. Ein brillantes Gemälde war „In der Brandung" von Schönleber. Von Steinhausen interessierten drei wunderbare Stücke, davon ein religiöses, „Herr bin ich's", und eine hinreißend wirkungsvolle Nachtlandschaft am Meere, genannt „Der Stern". Wilhelm Trübner war mit einem Reiterbildnis, Alice Trübner mit einem Stilleben weiblicher Gewänder vertreten, Hans Thoma mit einem wunderbaren Schwarzwaldtal. — In der letzten Woche ist diese Veranstaltung abgelöst durch eine zweite Wilhelm Busch-Ausstellung. Wir haben seinerzeit die erste an dieser Stelle besprochen. Neue Gesichtspunkte zur Würdigung des Meisters bietet die jetzige nicht, verdient indes wegen des Wertes und der Vielseitigkeit der mehrere hundert Nummern umfassenden Sammlung lebhaft anerkannt und empfohlen zu werden.

* * *

Der Kunstverein brachte uns in den letzten Wochen mehrere interessante Sonderdarbietungen. Von ihnen greife ich die Gruppe von Landschaften heraus, mit der der Dachauer Maler Felix Bürgers das Interesse erregt hat. Der Künstler, der im allgemeinen wenig an die Oeffentlichkeit tritt, zeigt sich als trefflicher Schilderer dachauischer und italienischer Landschaftsmotive. Die italienischen Gemälde sind Studien aus Venedig, von Olevano und dem Sabinergebirge. Mit großzügiger Zeichnung verbindet Bürgers vornehme Farbe und weiß namentlich den Wirkungen abendlichen und winterlichen Sonnenlichtes gerecht zu werden. — Noch ein anderer Dachauer Künstler begegnete uns, Karl Bößenroth. Seine Liebhaberei gilt der Schilderung der Kaufingerstraße und des Marienplatzes zu München. Beide beobachtet er in allen möglichen Beleuchtungen und Stimmungen, ganz besonders aber bei Nacht, wobei er sich als Meister der Schilderung des Lampenlichtes und der eigentümlichen Schattenwirkungen erweist und gegenüber seinen Mitbewerbern, Ch. Vetter und Palmié, neuerdings auch Schramm-Zittau, seine Stellung sehr individuell zu wahren versteht. — Eine dritte, von jenen beiden durchaus verschiedene Sonderausstellung bot Philipp Schumacher. Sein Feld ist die religiöse Kunst, insoweit sie sich den Aufgaben des Buchschmuckes und der Illustration und Interpretation widmet. Schuhmacher zeigte uns Aquarelle und Schwarzweißblätter. Die ersteren ausgezeichnet durch miniaturhafte Feinheit und sehr lichte Farben: inhaltlich Szenen aus der Geschichte des Heilandes: Die Geburt Christi, der Tod St. Josephs, die Heilung des Blinden, die Austreibung der Wechsler, die Szene am Brunnen, die Fußwaschung, das Abendmahl, die Grablegung, die hl. drei Frauen mit dem Engel, und manches andere. Die Zeichnungen sind Entwürfe zur Holzschnittnachbildung, Buchschmuck, Zierleisten, Ornamente, ferner figürliche Darstellungen in Menge. Sie sind dem Alten wie dem Neuen Testamente entnommen. Die Charakteristik der Figuren ist reichhaltig und treffend, unverkennbar ist der Einfluß des Nazarenertums; immerhin ist dessen Weichlichkeit hier schon als zumeist überwunden zu betrachten. Wenn Schuhmacher den ihm eigenen und aus verschiedenen Blättern profanen Inhaltes zu erkennenden Zug kräftiger Realistik weiter ausbilden und auf seine Aufgaben religiöser Natur anwenden würde, so dürfte ihm ein tiefgehender Erfolg auf die Dauer nicht versagt bleiben. Auf ein Vorbild kirchlicher Kunst kann nur immer und immer wieder hingewiesen, sein Studium nur immer aufs neue dringend angeraten werden. Es sind die Werke unserer alten deutschen Gotik. Diese allein in der Kunstgeschichte steht da als Erfüllerin des großen Gedankens, den tiefen Ernst, all das Herzergreifende der religiösen Ueberlieferung in eine Form gebracht zu haben, die an die Grenzen menschlichen Empfindens und Könnens heranreicht.

* * *

Der Kunstsalon Zimmermann interessierte wieder einmal durch eine seiner kleinen, fein arrangierten Ausstellungen. Diesmal bot er uns elf Gemälde und zehn Zeichnungen des Parisers Emile Bernard. Seine Schwarz- und Weißzeichnungen, die überwiegend mit dem Pinsel, teils auch mit der Feder ausgeführt und laviert sind, zeigen Baumstudien. Die Gemälde sind gegenständlich dem Volksleben des Südens, besonders dem venezianischen entnommen, und zwar ergreift Bernard dieses zumeist in seinen tiefsten Schichten. Nur ein Gemälde, eine ziemlich schwache Leistung, war allegorischen Inhaltes. Die Art dieses Künstlers zeigt in Verbindung mit einem inbrünstigen Schönheitsdrange einen herben Naturalismus, dabei eine tiefe, von wärmster Menschenliebe eingegebene Auffassung. Sie offenbart sich in seinen Schilderungen von Bettlern und Krüppeln, von armen Teufeln, die das Meer des Lebens an einen unfruchtbaren Strand gespien hat. Bernards Zeichnung und Farbengebung erinnert manchmal an Zuloaga, Velasquez, Murillo, und steht doch durchaus selbständig und naiv neben ihnen.

Dr. O. Doering (Dachau).

Ein ernstes Wort.

Von einem Studenten.

In der am 27. Mai 1908 ausgegebenen Nr. 16 der „Münchener Hochschulzeitung" (dem Organ der Münchener Freien Studentenschaft, das an alle Studenten verteilt wird), findet sich in auffallenden Lettern ein Inserat:

„Gummi-Waren usw.; Herren Studierende Vorzugspreise."

Mit aufrichtiger Freude haben wir so manche Einrichtung der Münchener Freien Studentenschaft begrüßt; es kann kein Zweifel bestehen, daß gar vieles in ihrem reichhaltigen Programm fördernd auf Körper und Geist der heutigen Studentenwelt einwirken muß. Um so befremdender muß es erscheinen, wenn es die Münchener Freie Studentenschaft mit ihrem Bestreben, ein gesundes und kräftiges Geschlecht heranzuziehen, vereinbar findet, durch Aufnahme derartiger Inserate einer niedrigen geschäftlichen Spekulation Vorschub zu leisten.

Ich habe kürzlich mit einem amerikanischen Freunde über diese Frage gesprochen; er sagt, daß man in seiner Heimat in dieser Hinsicht von einer „social question" nicht im geringsten sprechen könne, daß man dort über ein solches Thema überhaupt nicht zu diskutieren brauche. Und wie steht es in Deutschland?



Vom Büchertisch.

Deutsche Papst-Hymne. Den katholischen Vereinen, die zu dem bevorstehenden Papstjubiläum einen passenden Gesangsvortrag benötigen, empfiehlt die Geschäftsstelle Glogau des Katholischen Volksvereins eine von Gymnasiallehrer Alexander Seiffert in Glogau komponierte „Deutsche Papst-Hymne", deren Veröffentlichung gerade jetzt überall mit Beifall begrüßt werden wird. Denn sowohl die tief empfundene Dichtung von Hans Hönig, welche die Wünsche des katholischen Volkes zum goldenen Priesterjubiläum Sr. Heiligkeit Papst Pius' X. in kurzen treffenden Versen zum Ausdruck bringt, als auch die der Dichtung vollkommen entsprechende Tonsprache, die sich durch melodischen Fluß und leichte Sangbarkeit auszeichnet, machen das populäre Werk zur Aufführung selbst in kleinen Vereinen recht geeignet. Wo man indes über größere Mittel verfügt, dort dürfte der durch das Orchester begleitete Unisonochor eine schöne Wirkung erzielen. Endlich ist das prächtig ausgestattete, mit einem gelungenen Papstbilde geschmückte Musikstück auch als Geschenkwerk zu empfehlen, zumal der Preis der Klavierausgabe mit Text nur 50 Pfg. beträgt.

Julius Blaschke.

Das Wiener Frintaneum.

Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer, Hildesheim.

Das k. und k. Weltpriester-Bildungsinstitut zum hl. Augustin in Wien, kurz Frintaneum nach seinem Begründer, dem im Jahre 1834 als Bischof von St. Pölten verstorbenen Dr. Jakob Frint benannt, verdient die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Der derzeitige zielbewußte und rührige Oberhofkaplan und Studiendirektor Monsignore Dr. Perathoner veröffentlichte kürzlich den dritten „Bericht", dem wir folgende Daten entnehmen.

Im Jahre 1816 eröffnete Kaiser Franz I. auf Veranlassung seines Hof- und Burgpfarrers Frint das für Oesterreich hochbedeutsam gewordene Institut. Es sollte dazu dienen, junge Geistliche aus allen Teilen der Monarchie nach Empfehlung ihrer Bischöfe zur Erwerbung des theologischen Doktorgrades anzuleiten und zur Verwaltung wichtiger Kirchenämter zu befähigen. Bis zum Jahre 1906 waren nicht weniger als 956 Zöglinge heran gebildet worden, von denen etwa hundert die bischöfliche Würde erhielten. Jeweiliger Obervorsteher des Institutes ist stets der k. und k. Hof- und Burgpfarrer. Drei Studiendirektoren, die den Rang der Hofkapläne einnehmen, stehen den vier Studiengruppen vor, nämlich der biblischen, der historisch-kanonistischen, der moral- und pastoraltheologischen und der dogmatischen Gruppe. Die Zöglinge beteiligen sich daneben mit Eifer an den theologischen, philosophischen und orientalisch-linguistischen Vorlesungen der Wiener Universität, an der sie auch den Doktorgrad in der Theologie fast ausnahmslos erwerben. Ein Spiritualdirektor hat die täglichen Meditationspunkte vorzulegen. Die Zöglinge helfen übrigens bereitwillig, soweit sie Priester sind, in der überlasteten Wiener Seelsorge aus.

Von unabsehbarem Nutzen ist das Frintaneum in nationaler Hinsicht: es trägt ganz erheblich dazu bei, den engherzigen Nationalgeist, der sich bei den zahlreichen Stämmen des österreichischen Staatswesens vorfindet, zurückzudrängen und einer wahrhaft katholischen Auffassung der kirchlichen Aufgaben Platz zu machen. Friedlich trifft man im Institute, nebeneinander wirkend und strebend, den Böhmen und Tschechen, den Deutschen und Ungarn, den Slowenen und Polen, den griechisch-unierten und den römisch-katholischen Christen. Die Einigungssprache aller ist bei den Hausvorlesungen die lateinische Sprache, an der bekanntlich auch die theologische Fakultät der Wiener Hochschule festhält; freilich ist, beispielsweise bei den Probemeditationen, die von den Zöglingen des zweiten Jahres zu halten sind, die deutsche Sprache nicht ausgeschlossen.

Es steht außer Zweifel, daß die theologischen Studien durch das Frintaneum in Oesterreich einen hohen Aufschwung seit Jahrzehnten genommen haben. Leider besitzen wir im deutschen Vaterlande noch nicht eine ähnliche vollwertige Anstalt. Vielleicht entwickelt sich eine solche im Laufe der Zeit aus dem an der Universität Freiburg i. B. vor mehreren Jahren ins Leben gerufenen Collegium Sapientiae. Für edelherzige Gönner der theologischen Wissenschaft wäre hier ein ebenso zeitgemäßes wie bedeutsames Feld zur Betätigung ihres Wohlwollens offen; denn ehe ein Institut gleich dem durch kaiserliche Freigebigkeit ausgestatteten Wiener Frintaneum geschaffen werden kann, wären ganz erhebliche Geldmittel aufzubringen.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Liberales Blockgebet.

Bülow, ich rufe dich!
Düster umwölken mich finstere Mächte,
Dräuend umschleichen mich päpstliche Knechte.
Lenker des Staates, ich rufe dich!
Bülow du, führe mich!

Bülow du, führe mich!
Führ' mich zu Aemtern, führ' mich zu Orden,
Führ' mich durch deines Speisesaals Pforten.
Herr, wie du willst, so führe mich!
Fürst, ich erkenne dich!

Fürst, ich erkenne dich!
So an den lächelnden Grübchen der Wangen,
Als im Zorn über Zentrumsmannen.
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich!
Bülow, du segne mich!

Bülow, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben.
Zum Leben, nicht Sterben, segne mich!
Bülow, ich preise dich!

Bülow, ich preise dich!
Dein Junker-Faible bei preußischen Wahlen
Bereitet mir einige neidische Qualen,
Doch wenn du mir gut bleibst, preis ich dich!
Fürst, dir ergeb' ich mich!

Fürst, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die duftenden Speisen begrüßen,
Wenn köstliche Weine hinunterfließen,
Dir, mein Fürst, ergeb' ich mich!
Bülow, o rufe mich!

Norderney. Quintus.

Aus dem politischen Wörterbuch.

„Keimen" = Krach machen, Unruhe stiften, alles besser wissen wollen, sich selbst überheben, kaiserlicher sein wollen als der Kaiser.

„Bülowlen" (neues Zeitwort) = balancieren, jonglieren, schönreden, Zitate drechseln: auch: zwischen zwei Stühlen sitzen; auch: von der Hand in den Mund leben.

„Müllern" = sich unsterblich blamieren, unfreiwillig komisch sein, große Töne reden, Phrasen drechseln, sogenannte Gedichte machen.

„Bayern" = Eiertänze aufführen, Grundsätze aufgeben, umfallen.

Faust.



Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Der starke Beifall, den Schillings' „Moloch" jüngst bei seiner Première in der Festvorstellung der Tonkünstler fand, ist dem großzügigen Werke auch bei der Wiederholung treu geblieben. Aus künstlerischen Gründen hat die Intendanz die musikalische Tragödie im Prinzregententheater belassen. Man hätte diesem Versuche ein zahlreicheres Publikum gewünscht. Daß der „Moloch" und die Wiedergabe, welche der Oper hier unter Mottls Führung zuteil wird, volle Beachtung aller Kunstfreunde verdienen, habe ich schon jüngst betont. Schillings' grandioses technisches Können hat man bereits in seinen Anfangswerken bewundern müssen. Sein vornehmer, künstlerischer Geschmack vermochte niemals einem breiteren Publikum Konzessionen zu machen. Er widerstrebt, die Herbheit seiner Tonwelt zu mildern. Der „Moloch" zeigt den ernstschaffenden Tondichter fraglos in aufsteigender Linie, von größerem Reichtum der Erfindung und stilistisch noch eigenkräftiger und reifer. Wer die unendliche Kompliziertheit des musikalischen Aufbaues erfaßt, wird sich wohl bewußt werden, daß hier der Tondichter mit seinem Stoffe gerungen hat. Man wird in dieser Hinsicht von einer inneren Verwandtschaft zwischen Schillings und dem Dramatiker reden können, dessen Fragment der Textdichtung zugrunde liegt. Friedrich Hebbels „Moloch" war, wie er an Schumann schrieb, „immer in bezug auf die Musik gedacht", denn ohne Wagners Theorien „im ganzen oder einzelnen akzeptieren zu können", schwebte doch auch ihm „die Möglichkeit einer Verschmelzung von Oper und

Drama in ganz speziellen Fällen vor". Es war zu nahe vor Robert Schumanns geistigem Zusammenbruche, als daß der Plan einer Vertonung in nähere Erörterung hätte gezogen werden können. Als Hebbel später in München Lachner kennen lernte, griff er die Idee nochmals auf; leider ohne bei dem Komponisten Gegenliebe zu finden. Wenn uns heute auch Lachners Musik nicht recht mehr befriedigen würde, so verschuldete doch diese Absage, daß Hebbel die Dichtung als Torso liegen ließ. Sie sollte „den Eintritt der Kultur in eine barbarische Welt darstellen". Ob der Molochpriester, wie er nun vor uns auf der Bühne steht, für seine (wenn auch indirekte) religiöse Sendung nicht zu sehr Intrigant geworden ist, steht dahin. Jedenfalls hat Schillings in der Musik die Bedeutung des Problems aufs tiefste erfaßt. Von grandioser Wirkung und tiefer Innerlichkeit sind die Chöre. Das Moloch- und das Teutmotiv sind von eigenkräftigster Erfindung, von gewaltigem Eindruck Hirams Triumphgesang, um nur einiges zu nennen. Feinhals und Hagen bewältigten ihre sehr schwierigen Partien mit bestem Gelingen. Der erstere besitzt auch die eindringliche Darstellungsgabe, welche für den Hiram erforderlich ist, und Hagens schönes Organ wächst erfreulich. Die Damen Ulbrig und Preuse, sowie Bender und Bauberger wußten ihren Rollen die volle Bedeutung zu geben. Die Bühnenbilder waren von charakteristischer Schönheit.

Münchener Festspiele. Der Besetzungsplan der Rich. Wagner- und Mozartfestspiele ist nunmehr erschienen und durch das Reisebureau Schenker sowie durch die Hoftheaterkasse erhältlich. Sie nehmen ihren Anfang am 1. August mit Figaros Hochzeit; es folgen „Don Giovanni" und die „Entführung". Die drei Opern werden einmal wiederholt. Das Prinzregententheater beginnt mit den „Meistersingern", es folgen „Tristan", „Tannhäuser" und der „Ring". Außer dem „Tannhäuser" (zweimal) werden sämtliche Werke dreimal gegeben. Mottl dirigiert die Mozartopern, Tristan und zweimal den „Ring", dessen mittleren Zyklus Frz. Fischer leitet. Letzterer dirigiert auch die Meistersingervorstellungen, während „Tannhäuser" unter Röhrs Direktion gegeben wird. Für alle ersten Rollen ist neben der Hauptbesetzung vollwertiger Ersatz vorgesehen. Die einzelnen Mitwirkenden habe ich schon vor einiger Zeit an dieser Stelle notiert. Neu für das Festspielhaus ist Tänzler, der mit Knote als Tannhäuser alterniert. Für den 25. August ist im Prinzregententheater ein Konzert unter Mottls Leitung vorgesehen, welches Wagners Huldigungsmarsch, Symphonie in C-dur, fünf Gedichte für eine Frauenstimme und Orchester, Gralserzählung in Originalfassung und die Polonia-Ouvertüre bringen wird.

Verschiedenes aus aller Welt. Das dritte Bayerische Musikfest, welches an den Pfingsttagen in Nürnberg abgehalten wurde, erreichte seine künstlerischen Höhepunkte in der von Felix Mottl dirigierten Missa solemnis und der fünften Symphonie von Bruckner. Die Festhalle im Luitpoldhain zeigte sich für große Konzerte als sehr ungeeignet. Kammermusik wurde in dem akustisch sehr günstigen Rathaussaal geboten. Die Neuheiten, Draeseckes Vertonung von Fausts Osterspaziergang und Hermann Hutters a capella-Chor „Die Fahndung", fanden wenig günstige Beurteilung, dagegen werden alle Mitwirkenden des Musikfestes sehr gelobt. — Die in Koburg abgehaltene Tagung des Deutschen Bühnenvereins nahm einen das gesamte Bühnenvertragsrecht regelnden, mit der Deutschen Bühnengenossenschaft vereinbarten Bühnenvertrag einstimmig an. Eine Reihe wichtiger Einzelfragen, die zur Erörterung kamen, betrafen die Ausdehnung des Versicherungszwanges auf gering bezahlte Bühnenmitglieder, sowie eine Krankenkassenversicherung derselben, ferner die Regelung der Grundsätze, die für den Erwerb des Aufführungsrechtes von Bühnenwerken maßgebend sein sollen. Der Bühnenverein beschloß die Gründung einer eigenen Zeitung. Als Ort der nächsten Tagung wurde Düsseldorf gewählt. — Im Herbst wird in Petersburg das neue Deutsche Theater eröffnet, welches täglich Vorstellungen in deutscher Sprache geben wird. — In einem ägyptischen Dorfe wurden kürzlich Bruchstücke von vier Komödien Menanders aufgefunden. Zwei derselben, „Der Schiedsspruch" und „Die Samierin" hat Professor Dr. Robert in Halle übersetzt und ergänzt. Die Stücke werden in dem Theater zu Lauchstädt durch Studenten aufgeführt werden. — Goethes „Götz von Berlichingen" wird in diesem Sommer in Diessenhofen (Thurgau) auf einer dreiteiligen Bühne unter freiem Himmel gegeben. — Das Harzer Bergtheater hat an Pfingsten seine Spiele in freier Natur wieder aufgenommen. — Die Deutsche Schillerstiftung hat, wie ihr Jahresbericht mitteilt, im Jahre 1907 zusammen mit ihren Zweigvereinen an Pensionen und Unterstützungen 73,568 ℳ ausgegeben. — In Philadelphia wurde eine Haydn-Büste feierlich enthüllt. Tausend Sänger wirkten bei diesem Feste mit.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der letzterschienene Reichsbankausweis zeigt die erwartete sichtbare Besserung aller Aktivposten. Der Status hat im Vergleich mit der Parallelwoche des Vorjahres eine kräftigere Erleichterung erfahren, und zu den bereits eingetroffenen Goldimporten werden neuerdings grosse Beträge Gold nach Deutschland zur Einführung angemeldet. Die Geldabundanz herrscht auch in den übrigen Ländern, und zwar in verstärktem Masse, und flüssiges Geld wird von allen Märkten offeriert. Die nächste Konsequenz dieser günstigen Geldmarktlage ist in regulären Zeiten eine feste Tendenz auf allen Gebieten. Besonders Handel, Industrie und die übrigen Faktoren der Börse profitieren unter normalen Zeitläuften von einer Geldflüssigkeit, die, wie sie momentan vorhanden ist, schon seit langer Zeit nicht mehr registriert werden konnte. Die deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse und insbesonders der Verkehr an den Börsen wurde jedoch durch diese momentan günstige Konstellation des Geldmarktes in keiner Weise tangiert. Aus der nur geringen Minderung der Wechselbestände der Reichsbank war es klar ersichtlich, das an unser Zentral-Noteninstitut noch immer in umfangreichem Masse von den Geldsuchenden appelliert wird. Diese Konzentration des Geldbedarfes bei der Reichsbank ist dahin zu erklären, dass die deutsche Haute-Banque sich noch immer strikte ablehnend den Anforderungen von Handel und Industrie gegenüber verhält.

Die Hauptursache der stabilen Situation der heimischen Märkte und der Reserve auf allen Gebieten ging diesmal von dem politischen Gebiete aus. Besonders die Monarchen-Entrevue zu Reval verursachte an den deutschen Börsenplätzen eine nervöse Stimmung. Man wird nicht fehlgehen, wenn man der Annäherung zwischen Russland und England auch finanziellwirtschaftliche Motive zugrunde legt. Bei der bekannten Krämerpolitik Englands ist es nicht ausgeschlossen, dass die Meldung der Emission einer neuen russischen Anleihe in England von Millionen Pfund auf Wahrheit beruht. Für die deutschen wirtschaftlichen Kreise kann es nur von Vorteil sein, wenn „John Bull" die bisherige grosse Schuldenlast Russlands bei uns von Deutschlands Schultern auf sich girieren lässt. Diese politischen Beklemmungen äusserten sich jedoch in unangenehmer Weise, indem, allerdings auch gefördert durch spekulative Verkäufe, der heimische Rentenmarkt Verluste an der erst kürzlich eingetretenen Kursbesserung erleiden musste. — Immerhin sind momentan für die Emissionen aller festverzinslichen Werte günstige Perspektiven vorhanden. Falls die Gelderleichterung von Dauer bleibt, wird auch die Situation am Rentenmarkt eine neuerliche grosse Aufwärtsbewegung nehmen. — Man wird jedoch nicht verhehlen, dass es im Interesse aller Reflektanten am Geldmarkte ist, wenn die Restriktion und Einschränkung auch weiterhin aufrecht erhalten bleibt. Es sind noch keinesfalls Anzeichen vorhanden, welche der Geldmarktsituation die Flüssigkeit auch für die fernere Dauer prognostizieren. Der Semesterabschluss und der neuerliche Geldbedarf zu dieser Zeit wird in Bälde eine Aenderung bringen. — Für die wirtschaftlichen Kreise Deutschlands sind auch in hohem Grade verstimmend die Gestaltung der Reichs-Finanzreform und insbesonders, weil verschiedene Meldungen dahin gehen, dass neuerdings die Börse und deren Gefolgschaft mit zu den neuen Steuern herangezogen werden soll.

Ein sachliches Moment in der momentan ungünstigen Betrachtung der deutschen Wirtschaftslage bildet vor allem die industrielle Situation, insbesonders die unentwegt ungünstigen Meldungen von Deutschlands Montanmarkt. Durch die Preisreduktionen am amerikanischen Eisenmarkte ist ein energischer Wettbewerb desselben in Europa gegeben. Preis-Unterbietungen und -Ermässigungen werden die nächste Folge dieses neuerlich verschlechterten Verhältnisses am internationalen Eisenmarkte bilden. Das Kursgebäude hat diesen ungünstigen Momenten allerdings schon zum Teil Rechnung getragen. — Auf dem Goldminen-Markt ist seit langer Zeit eine günstigere Tendenz bemerkbar und dadurch vielen deutschen Besitzern Gelegenheit geboten, an dem bekanntlich enormen Besitz deutscher Kreise an Goldminenaktien einen Teil der Verluste gutzumachen.

M. Weber.

Bestellzettel

für das II. Quartal 1908 der

„Allgemeinen Rundschau"

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber und Verleger:

Dr. Armin Kausen in München.

Ausschneiden! Ausschneiden! Ausschneiden!



Bestellzettel.

Für das II. Quartal 1908 bestellt:

(Name): ....

Exemplar	Titel	Bezugszeit	Betrag	Zustellgeb.
	Allgemeine Rundschau Wochenschrift für Politik und Kultur in München. (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15.) — (Reichspostverz. an alphab. Stelle.) — Oesterr.-ung. Zeitungspreisverzeichn. Nr. 101 a.)	für das II. Quartal 1908	M. 2.40	M. 0.12

Quittung. Obige .... M. .... ₰ wurden heute richtig bezahlt.

.... 1908.

Postannahmestelle: ....

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Gei., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

5. Jahrgang
Nr. 26

27. Juni
1908



Inhaltangabe:

Quartalspreis
Mk. 2,40
Einzelnummer
20 Pfg

Moselsektkellerei
Otto Treis
MERL a. d. Mosel

„Moselgold“
„Mosolgold-Cabinet“

Abgelagert, elegant, süffig, wenig Alkohol, daher unbedingt best bekömmlich und das

:: Ideal aller ::
Schaumweine

Ausschliesslich Flaschengärung nach französisch. Methode, nur aus reinen Saar- und Moselweinen hergestellt.

Offerten gerne zu Diensten.

Wo nicht vertreten, Vertreter gesucht.

Soeben ist erschienen:

Feier des 50 jähr. Priesterjubiläums

Papst Pius X.

für kath. Schulen, Pensionate und Vereine

von H. Arnold. 8° 36 Seiten. Mit 7 Abbildungen, worunter 2 ganzseitige Einschaltbilder, mit 8 seit. Liederanhang. In gediegenem, zweifarbigem Umschlag. **Preis 25 Pfg.** Bei Bezug von 20 Exemplaren à 20 Pf., von 50 und mehr 18 Pf. pro Exemplar.

Bei Bezug von 12 Exemplaren **1 Gratisexemplar.**

Das Broschürchen enthält eine kurze, aber doch abgerundet und warm geschriebene Lebensgeschichte des greisen Jubilars, die durchaus volkstümlich gehalten und erziehlich wirkt. Sieben Illustrationen aus dem Papstleben verschönern das Büchlein und sichern ihm ein erhöhtes Interesse. Ferner bringt das Broschürchen vier Originaldichtungen, die sich zu Deklamationen für fähige Schüler und Schülerinnen oder Erwachsene eignen. Da eine solche Feier sich ohne Gesang nicht denken lässt, so ist auch hierfür gesorgt. Wir bieten ein ganz einfaches Lied, ferner eine Hymne für gute Schul- oder Frauen- und Männerchöre mit **Begleitung sowie einen vierstimmigen Männerchor, der von jedem Vereine bewältigt werden kann und von dankbarer Wirkung ist. Der letztere ist separat gedruckt und kostet die Partitur 15 Pf., einzelne Stimmen 5 Pf. von 10 Exemplaren an.**

Wir bieten hiermit ein

Prachtwerklein

das dank seiner vorzüglichen Ausstattung (Kunstdruckpapier und vorzügliche Bilder) vom katholischen Volke gerne als Andenken an das Jubiläum des Hl. Vaters aufbewahrt wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Köln a. Rh.

Einsiedeln — Waldshut (Baden).

Wir schlagen jede Konkurrenz!!

RAUCHER! Wollen Sie eine **vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarre** kaufen u. dabei Geld sparen, dann verlangen Sie sofort unsere Spezialmarken

Schmollis	**2.50 Mk.**	**Glückauf**	**3.50 Mk.**
Landwirt	**2.80 „**	**Ideal**	**4.— „**
Fr. Pfalz	**3.40 „**	**Prinz Ludwig**	**5.10 „**

(für 1 Kistchen 100 Stück)

Ideal, 100 Stück Mark 4.—

Illustrierter Katalog gratis und franko. Bei 600 Stück **Zusendung portofrei.** Nachnahmespesen werden von uns getragen. Bei Nichtkonvenienz Retournahme oder Umtausch, **also kein Risiko.**

Genossenschaftl. Zigarrenfabrik, e. G. m. b. H.

Berg i. d. Rheinpfalz.

Einige Anerkennungsschreiben: „Ihre Fabrikate recht empfehlenswert“. Winnweiler, 30. 4. 07. Kolb, Pfr. — „Sehr zufrieden“. Morsbronn, Els., 18. 5. 07. Eug. Syrist, Pfr — „Bin recht zufried.“. Wahlscheid, Bez. Köln, 29. 5. 07. A. Witscher, 1. Lehrer; u. a. m.

Auskünfte über Vermögen, Ruf, Charakter, Privat-, Geschäfts- und Fam.-Verhältnisse auf alle Plätze ausführlich diskret.

Auskunftei „Colonia“ Köln.

Eifeler Kornbrot

prima Qualität, empfiehlt tägl. frisch
Chr. Fr. Gitzen, Bäckerei
und Brotversand in Daun (Eifel).

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein

Auf Gegenseitigkeit **in Stuttgart.** Gegründet 1875

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.

Vertreter überall gesucht!

Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht!

Gesamtversicherungsstand: 740000 Versicherungen.
Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.

DRESDNER BANK.

Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Filiale der Dresdner Bank in München

Telephon Nr. **4498, 4499, 4500.** Promenadeplatz 6. Telegramm-Adresse: **Dresdbank**

Scheck-Verkehr Führung provisionsfreier Scheck-Rechnungen; Zinsvergütung gegenwärtig 2½ %.

Entgegennahme von Bareinlagen

Verzinsung erfolgt zur Zeit bei:			
täglicher	Kündigung	mit	2½%
1 monatlicher	„	„	3%
3 „	„	„	3½%
6 „	„	„	3¾%
12 „	„	„	4%

Verwaltung offener Depots unter gesetzlicher Haftung und unter Uebernahme aller bankmässigen Obliegenheiten gegen eine jährliche Gebühr von 30 Pfg. für je Mk. 1000.— Wert, mindestens Mk. 3.—.

Aufbewahrung geschlossener Depots

Vermietung von Stahlfächern (Safes) in dem nach den neuesten Erfahrungen der Technik hergestellten feuer- und einbruchsicheren Tresor.

An- und Verkauf von Wertpapieren und Vermittlung von Börsenaufträgen an allen Börsenplätzen.

Konto-Korrent-Verkehr Eröffnung laufender Rechnungen, eventuell mit Kreditgewährung.

Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen und verlosten Wertpapieren.

An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf das In- und Ausland.

Ausstellung von Kreditbriefen auf alle namhaften Plätze der Welt.

Nähere Aufschlüsse werden auf Verlangen gerne erteilt. Auch sind die Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank an deren Schaltern erhältlich oder werden auf Wunsch zugesandt.

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr

Gegründet 1868.

Niederlage u. Probierstube **: Berlin :** Alexanderstrasse 43.

Ahr-Rotwein
Nur eigenes Wachstum.

Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.

Der Vorstand.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 10 ta), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 26. München, 27. Juni 1908. V. Jahrgang.

Liberaler Byzantinismus.

Von
Dr. W. Hüllen.

Ein alter mir seit Jahren befreundeter Herr in hoher Stellung sagte mir einmal: „Etwas Charakterloseres als den Liberalismus, speziell den rheinischen Nationalliberalismus, gibt es nicht.“ Dabei ist mein Freund selbst liberal. Um so besser weiß er Bescheid. Wie ging die „Kölnische Zeitung“ mit Bismarck während des Kulturkampfes durch dick und dünn, ja, half den Reichskanzler weiter drängen, als er eigentlich wollte. Und wie hat sie ihn später behandelt, besonders nach seiner Entlassung! Gerade sie war der Esel, der dem gelähmten Löwen den bekannten Tritt versetzte, indem sie ihn mit dem Köter verglich, der belfernd hinter dem Reichswagen herlaufe. Solange der heutige Kaiser und seine Regierung mit dem Zentrum zusammenarbeiteten, ließ die liberale Presse kein gutes Haar an beiden und bekämpfte sie mit allen möglichen Waffen aus den mittelalterlichen Rumpelkammern der Geschichte. Heute gilt ihr der Block-Kaiser als der herrlichste und erfolgreichste aller Hohenzollern. Heute lesen wir in Artikeln liberaler Zeitungen des Rheinlandes mit dem geschmackvollen Titel „Zwanzig Jahre Kaiser Wilhelm II.“ folgende Sätze wie: „Froher Jubel umrauscht heute Kaiser Wilhelm II. an dem Tage, da er zwei Jahrzehnte lang die Zügel der Regierung führt.“ Wo rauscht dieser Jubel? Dann heißt es weiter, daß von all den Befürchtungen, die beim Regierungsantritt des Kaisers rege wurden, keine einzige sich erfüllt habe. „Wenn möglich, so ist das Band, das Fürsten und Stämme Deutschlands umschlingt, heute noch inniger und fester, als es vor zwanzig Jahren war...“ „Und wie sich so Kaiser Wilhelm gegenüber dem deutschen Staatenbunde bewährt hat, so geschah es auch womöglich noch in höherem Maße nach außen hin, gegenüber den Staaten Europas, wie den Völkern der Welt...“ „Deutschland und sein Kaiser genießen in der ganzen Welt Ansehen und aufrichtigste Hochschätzung...“ „Bei Wilhelm II. ist es die bezaubernde Liebenswürdigkeit, mit der er alle in den Bann seiner genialen Persönlichkeit zu zwingen weiß. Auf diesen Ton einer bezwingenden Liebenswürdigkeit ist die ganze Regierungsweise Kaiser Wilhems II. seit zwanzig Jahren gestimmt. Wohin Kaiser Wilhelm in diesen zwei Jahrzehnten in fremde Länder kam, wußte er den Zauber dieser Liebenswürdigkeit um sich erstehen zu lassen, und wer auch immer aus fremden Ländern zu uns kam, waren es Fürsten, Diplomaten, Künstler oder sonst irgendwelche Persönlichkeiten von Bedeutung, sie mußten einen so starken Hauch dieser genialen Bezauberungskunst verspüren, daß sie, zurückgekehrt in ihre Heimat, zu Lobrednern Deutschlands und seines Friedenskaisers wurden...“ „Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet: Kein Fürst der Welt genießt allerorten in der Welt diese Popularität und Liebe und Achtung, wie Deutschlands Kaiser, und nie vordem hat ein deutscher Fürst außerhalb seines Landes solcher Achtung und solchen Ansehens sich erfreut.“ Dann wird von den „hehren und großen Erfolgen“ des Kaisers gesprochen, von der Genugtuung, mit der Deutschland sich seiner Regierung erfreue, und daß der Kaiser in dem Zeitraum seiner Herrschaft den Heldentaten, die sein hehrer kaiserlicher Großvater ausgeführt, die Krone aufgesetzt habe.

Wir können von diesem Erguß des nationalliberalen Geschäftspatrotismus nur sagen, daß er allen Produkten neuzeitlicher Byzantinerei die Krone aufsetzt, daß er so geschmacklos und deplaciert wie nur möglich ist. Dergleichen wagt man zu schreiben in einer Zeit, in der, wie die gleichfalls nationalliberale „Augsburger Abendztg.“[1]) sich ausdrückt, die Bündnis- und Reisepolitik des englischen Oheims und das dreiste Intrigenspiel, das uns zu Leide fortgesetzt in Paris gemischt wird, eine dumpfe, gespannte Atmosphäre erzeugt, die von der Möglichkeit einer Entladung nicht fern ist. In einer Zeit, in welcher der seit zwanzig Jahren angesammelte Haß gegen das großspurige „spectre allemand“ den Kontinent mit einer Kriegsgefahr ohnegleichen bedroht.

Ganz auf der Höhe jener byzantinischen Speichelleckerei steht der Satz des nationalliberalen Artikels: „Es würde durchaus unschicklich erscheinen, an der Regierung des Kaisers eine Kritik zu üben, gleichsam die Leistungen des Monarchen einer Beurteilung zu unterziehen.“ Echt nationalmiserabel gedacht! Die Altpreußen dachten und denken erfreulicherweise auch heute noch anders. Das weiß jeder, der die Geschichte Friedrichs I., Friedrich Wilhelms II., III. und IV. kennt. Gerade die besten Männer unseres Volkes haben an deren Regierungshandlungen offen und unerschrocken Kritik geübt. Und sie haben unserem Staate dadurch genügt. Ich erinnere nur an einen Danckelmann und Marwitz. In feudalen Kreisen Ostelbiens habe ich die schärfsten Verurteilungen des neuen Kurses gehört. Ich kann bestätigen, daß es so ist, wie Eduard Goldbeck kürzlich in einem offenen Brief an den Kronprinzen schrieb: „Ich bin bereit, unter dem Eide zu bekunden, daß ich seit langen Jahren zu Haus und auf Reisen, in der Stadt und auf dem Lande, vom Fels zum Meer, wie man in der guten, alten Zeit sagte, nicht eine Menschenseele angetroffen habe, die nicht bitter, verächtlich, gehässig, grimmig, entrüstet oder mit resignierter Verzweiflung von dem neuen Kurs gesprochen hätte...“ Das schreibt ein ehemaliger Königlich preußischer Offizier, und zwar in der Zeitschrift „Morgen“ des Königlich preußischen Universitätsprofessors Werner Sombart. Wer liest die „Zukunft“, die Zeitschrift Maximilian Hardens, der die Regierung des Kaisers von jeher scharf bekämpft hat? Unsere höchsten Beamten, unsere Offiziere und die Großgrundbesitzer. In diesen Kreisen findet die „Zukunft“ die meisten ihrer Abonnenten. Das sagt genug.

Wir sind wahrhaftig nicht mit der Art und Weise einverstanden gewesen, wie die Person des Kaisers und seine Regierung stellenweise kritisiert worden ist, aber noch viel weniger können wir den Servilismus billigen, der ganz im Gegensatz zu echt preußischer Art in jenem liberalen Jubiläumsartikel zum Ausdruck kommt. Er ist auch weit schädlicher; denn auf diesem Boden gedieh die Rückgratlosigkeit, die uns seit zwanzig Jahren von unserer moralischen Höhe heruntergebracht hat. Geradezu ekelhaft wirkt jener Byzantinismus, wenn man sich erinnert, daß nationalliberale Patrioten schon häufig mit einer Revision ihrer monarchischen Gesinnung drohten, wenn ihr politischer oder materieller Machtbereich durch die Regierung gefährdet war.

[1]) Dieselbe „Augsburger Abendzeitung“ unterscheidet sich auch in der ungeschminkten Beurteilung des preußischen Wahlausfalles sehr vorteilhaft von ihren norddeutschen Parteischwestern. In Nummer 171 liest man u. a.: „Bezeichnend ist es, daß, ganz unabhängig von Regierungsgunst oder Regierungsfeindschaft, nur diejenigen Parteien Wahlerfolge errungen haben, die, frei von jeder Halbheit und jedem Schwanken, stets mit Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit ihre Ziele offen bekannt und bei jeder Gelegenheit energisch verfolgt haben: die Konservativen, das Zentrum, die Polen und die Sozialdemokraten.“ Das Blatt hält auch die Fortdauer der Blockpolitik im Reiche für unhaltbar.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Ein warnendes Wort „zur Lage“.

„Mazedonien ist der Probierstein für die behauptete Friedlichkeit der englisch-russischen Annäherung.“ So schrieb ich vorige Woche an dieser Stelle. Inzwischen scheint dieser Probierstein einen Mindergehalt an Friedlichkeit erwiesen zu haben. Denn unsere Offiziösen, die bisher dem behaglichen Optimismus gehuldigt, brachten plötzlich einen halbamtlichen Artikel „Zur Lage“, der in höflicher, aber recht verständlicher Weise den Ränkeschmieden zu verstehen gab, daß Deutschland im Bewußtsein seiner Stärke sich nicht widerstandslos ausschalten und demütigen lasse.

Warum und wozu die ernste Sprache? Was sich in Reval offiziell in der Oeffentlichkeit abgespielt hat, war nicht beunruhigend. Es muß also wohl hinter den Kulissen etwas präpariert worden sein, was für Deutschland unangenehm und gefährlich erschien. Und das wird aller Wahrscheinlichkeit nach die englisch-russische Abmachung wegen Mazedonien sein. Der halbamtliche Warnungsartikel in der „Nordd. Allg. Ztg.“ deutet das auch an, indem er sagt, im Augenblick seien die Fragen des näheren Orients von besonderer Bedeutung.

Der Pariser „Figaro“ läßt sich aus London telegraphieren, Rußland habe die drei grundsätzlichen Punkte des englischen Reformprogramms für Mazedonien angenommen, welche betreffen: 1. Die Autonomie des hohen türkischen Beamten, der von dem Sultan mit dem Gouvernement von Mazedonien betraut ist; 2. den Modus der Ernennung der fremden Offiziere; 3. die Reorganisation der mazedonischen Finanzen. Wenn diese Nachricht stimmt, so hat sich Rußland einfangen lassen für das Wesentliche jener Vorschläge des englischen Ministers Grey, die Fürst Bülow seinerzeit im Reichstag als gefährlich für den Fortbestand der Ordnung und Ruhe im näheren Orient gekennzeichnet und scharf abgewiesen hatte. In der Tat zielt dieses „Reformprogramm“ offensichtlich auf die Loslösung Mazedoniens von dem türkischen Reiche ab. Hat König Eduard seine Bündnispolitik im Umherziehen dazu benutzt, auf dieses gefährliche Programm Rußland und vielleicht auch Frankreich festzulegen, so bedeutet das eine Herausforderung Oesterreichs und Deutschlands. Ein Seitenstück zu der Lage, die vor drei Jahren durch die rücksichtslose Marokkopolitik von Eduard und Delcassé geschaffen war!

Damals griff der Deutsche Kaiser unmittelbar ein durch eine öffentliche Warnungsrede in Karlsruhe und durch die Fahrt nach Tanger. Jetzt ist auch ein ernstes Kaiserwort in die Oeffentlichkeit geraten; es war aber nicht von vornherein für sie bestimmt. Am 29. Mai, also schon vor der Begegnung von Reval, hatte der Kaiser bei einer Besprechung mit den Offizieren nach dem Exerzieren in Döberitz der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Armee, dem Geist Friedrichs des Großen getreu, ihren Aufgaben gewachsen bleiben werde. Es wird bestritten, daß der Kaiser dabei von „Einkreisen“ oder „Uns stellen“ gesprochen oder überhaupt auf „politische Tagesfragen“ Bezug genommen habe; aber man darf annehmen, daß er auf den Ernst der politischen Lage hingewiesen hat, namentlich auf die Möglichkeit, daß wir uns nach allen Seiten hin zu wehren hätten. Vermutlich war also dem Kaiser schon damals bekannt, daß die gefährliche Aufrollung der orientalischen Frage durch England und seine Bundesgenossen geplant werde. Die Auslassung des Kaisers war für die Offiziere bestimmt, zur Hebung des militärischen Geistes. Daß ein freisinniges Provinzblatt sie in übermäßig scharf zugespitzter Form in die große Oeffentlichkeit brachte, war nicht korrekt und nicht patriotisch. Die Welt bekam wieder den Eindruck, daß die impulsive Natur des Kaisers „Ueberraschungen“ schaffe, und daß die Haltung des Auswärtigen Amtes nicht in Harmonie sei mit der ernsten Auffassung des Kaisers. Leider ließ auch die Richtig- und Klarstellung der sensationellen Nachricht seitens der bis dahin optimistischen Offiziösen bedenklich lange auf sich warten. (Der Versuch einer glatten Ableugnung in der Scherl-Post war inzwischen ins Wasser gefallen.) Zum Glück ist nunmehr der Eindruck der Einheitlichkeit und Festigkeit der deutschen Politik wiederhergestellt, indem der erwähnte halbamtliche Artikel sich der ernsten Auffassung der Lage anschließt, die den kaiserlichen Worten zugrunde liegt. Da heißt es: „Es wäre verfehlt, leugnen zu wollen, daß sich schwierige diplomatische Auseinandersetzungen ergeben können.“ Ferner wird anerkannt, daß eine weitverbreitete Unsicherheit darüber bestehe, ob etwa eine neue Konstellation sich bilden und eine friedliche Lösung schwebender Fragen erschweren könnte. Dann wird ernstlich abgerechnet mit der bekannten publizistischen Verschwörung zur Verleumdung des friedliebenden Deutschland, und schließlich erklärt, die deutschen Soldaten trügen nicht den Sinnspruch des unbedingten Friedens an ihrer Mütze. „Das Bewußtsein unserer Kraft darf uns die Zuversicht und die Ruhe geben, die allein eines großen, friedlichen Volkes würdig ist.“

Ob der Warnungsruf seine Wirkung haben wird? Möglicherweise in Petersburg oder auch in Paris. Aber in London schwerlich. König Eduard betreibt das hochpolitische Schachspiel gegen Deutschland als den lebenfüllenden Sport. Wenn die mazedonischen Ränke durch das energische Auftreten Deutschlands und Oesterreichs unschädlich gemacht werden, so wird er bald einen neuen Punkt entdecken, wo er den mitteleuropäischen Mächten Schach ansagen kann. Nicht von Deutschland, das nur den status quo in Ruhe erhalten will, sondern von England geht die Unsicherheit in Europa und die Unruhe in der Welt aus. Der marokkanische Zankapfel und der mazedonische sind von derselben Hand in den Saal geworfen.

Ein Trost ist es noch, daß augenblicklich die marokkanische Angelegenheit in ihrer Schärfe nachgelassen hat. Die neueste Verhandlung in der französischen Kammer war freilich nicht von Zweideutigkeiten frei, aber sowohl in den Erklärungen der Regierung als in der Tagesordnung der Kammer überwog doch die Friedensliebe und die Rücksicht auf Deutschland sowie die Akte von Algeciras. Was den deutschen Widerstand gegen die englischen Ränke in Mazedonien angeht, so bringt die „Nordd. Allg. Ztg.“ neben den warnenden Worten auch eine warnende Tatsache bei: Frhr. v. Marschall bleibt trotz der gegenteiligen Pressemeldungen auf seinem Posten in Konstantinopel. Seine Person ist dort ein Programm, da er als Gegner der englischen Orientpolitik bekannt und gefürchtet ist.

Die preußischen Landtagswahlen.

Endlich ist (bis auf einen Stichwahlkreis) das langwierige Wahlgeschäft in Preußen vollendet. Der zweite Akt, die Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner, hat zwar hie und da eine kleine Ueberraschung gebracht, aber im großen und ganzen bestätigt, was nach dem ersten Akt vom 3. Juni erwartet wurde. Die Konservativen haben 10 Mandate gewonnen, das Zentrum 8 und die Polen 2. Also ist die christlich gesinnte Mehrheit, zu deren Zertrümmerung die Liberalen ausgezogen waren, um 20 Stimmen verstärkt wiedergekehrt. (Die Gesamtzahl der Abgeordneten war inzwischen um 10 erhöht worden.) Die Freisinnigen haben freilich 3 Sitze gewonnen, aber davon zwei unter so skandalösen örtlichen Wahlabmachungen, daß sie mehr Schaden als Vorteil bringen. Die Nationalliberalen, die sich als Kern des Reichsblockes und berufene Führung in Preußen den Wählern vorstellten, haben von ihren 76 Mandaten ein ganzes Dutzend verloren; die geistesverwandten Freikonservativen ein halbes Dutzend ebenfalls verloren. Die Sozialdemokraten haben es auf 6 Mandate gebracht. Mit diesem Wahlergebnis können die Zentrumswähler von Herzen zufrieden sein. Natürlich dürfen wir uns durch den Erfolg nicht in übermäßige Hoffnungen und falsche Sicherheit einwiegen lassen. Das Wahlbündnis mit den Polen hat sich vorzüglich bewährt. Unsere Gegner schelten und schimpfen natürlich auf dieses Zusammengehen, das ein „Verrat in der nationalen Sache“ sein soll. In Wirklichkeit ist es ein großer Gewinn für Staat und Reich, daß die Polen, die bisher unter dem Einflusse der radikalen Agitatoren sich von allem, was deutsch heißt, scharf abwandten, jetzt wieder in Fühlung und Arbeitsgemeinschaft mit einer großen deutschen Partei getreten sind. Eine wertvolle Vorarbeit für die künftige Versöhnung. Im übrigen hat die hakatistische verfolgungs- und blockkünstlerische Ausschaltungspolitik die Annäherung herbeigeführt.

Der „Friede“ im Flottenverein.

Auf der Tagung in Danzig hat der Oberpräsident von Jagow als Vertreter der Staatsregierung einen Ausgleich zwischen den beiden Flügeln des Flottenvereins zustande gebracht, bei dem die Bayern und ihre Freunde durch den Rücktritt des Generals Keim, die norddeutsche Keimpartei durch die Anerkennung des „nationalpolitischen“ (aber nicht parteipolitischen) Charakter des Vereins abgefunden wurden. Die Möglichkeit zum weiteren Zusammenbleiben ist damit geschaffen. Ob das Ausgleichswerk Bestand hat und Früchte tragen kann, muß sich erst zeigen, wenn der neue Vorstand seines Amtes waltet.



Der Wiener Festzug zum Kaiserjubiläum.

Von
Dr. Viktor Naumann.

Oben auf dem flachen Dach des Parlamentes hat man von der dort errichteten Tribüne wohl den schönsten Ausblick auf den Festzug und auf das bunte Treiben der vieltausendköpfigen Menge. Zugleich aber bietet sich dem Beschauer ein fast einzigartiger Blick auf das herrliche Wien dar. Zu den Füßen die grüne Symphonie des Volksgartens, dann der mächtige innere Hofgarten der Burg, der neue Prunkbau, das alte, ehrwürdige Schloß, der Blick in die prächtige Ringstraße. Und hoch in den Lüften der alte Stephan, die wunderbare Wölbung der Karlskuppe, die kleinere der Peterskirche, die Türme der Augustiner- und der Minoritenkirche. Ganz nahe benachbart das monumentale Naturhistorische Museum, und herrlich sind von oben anzuschauen die Reiterdenkmäler des edlen Ritters und des ruhmvollen Siegers von Aspern, des glorreichen Besiegten von Wagram. Nach links wieder der breite Ring, der mächtige Prunkbau des Burgtheaters und der überragende Rathausturm. Und das alles sieht so klar und scharf in der frühen Morgensonne aus, so greifbar deutlich, dazu am Burgtor das goldstrotzende Kaiserzelt mit den gewaltigen flankierenden Pylonen und die endlosen Tribünen, die sich mit einer fröhlichen Menschenmenge zu füllen beginnen.

Wahrlich, die Ouvertüre ist wunderschön und verspricht Großartiges, und die Stunden verrinnen schnell, kaum merkte man ihr Entfliehen, die heitere Musik der trefflichen Militärkapellen kürzt die Zeit, und es gibt soviel zu sehen da unten in der Menge. Nun nahen schon aus der Burg herausfahrend die Wagen der Kaiserlichen Familie. Achtzig Mitglieder des Erzhauses, vom 80jährigen Erzherzog Rainer an bis zu dem jüngsten gangfähigen Sprossen, werden sich um das erlauchte Haupt der Familie scharen. Dazu die Mitglieder der Häuser Cumberland, Württemberg, Bourbon, Braganza, Coburg, Lippe-Schaumburg und Liechtenstein, die in Oesterreich ihren Wohnsitz haben; eine Fülle des Hochadels, wie sie nur sehr selten beisammen ist.

Wagen auf Wagen rollt heran, die Wache tritt unausgesetzt ins Gewehr, aber noch immer kommt der Kaiser nicht; denn Graf Hans Wilczek, der beliebteste Wiener Aristokrat, der Leiter der ganzen Feierlichkeit, kann ihm noch nicht melden, daß der Zug bereit zum Vorbeimarsch an der Babenbergerstraße steht. Erst nach 10 Uhr erklingen die Klänge der Volkshymne. Der Monarch ist eingetroffen und tritt auf das Podium vor dem Kaisersalon, auf dem er stehend, während alle andere sitzen, den Festzug vorbeidefilieren lassen wird; ein Defilee, das volle drei Stunden währt. Ein besseres Gesundheitszeugnis konnte sich Kaiser Franz Josef gewiß nicht ausstellen.

Nun sind schon die Spitzen des Zuges, die berittenen Gendarmen und das Komitee, vorüber und es naht die erste Gruppe: Rudolf von Habsburg mit seinen Rittern. Die langen Schabracken der Pferde sind mit den Wappen der edlen Herren geschmückt, deren Nachkommen heute im Festzug reiten, die alte Helmzier ihrer Geschlechter zur Schau tragend. Und wahrlich schon bei diesen Namen muß man an ein altes Turnier oder Wappenbuch denken: die Abensperg, die Auersperge, die Fürstenberg, Fünfkirchen, Gablenz, Geusau, Hammerstein, Hardegg, Harrach, Herberstein, Kuefstein, Kuenburg, Liechtenstein, die Miller-Aichholz, Stubenberg, Trautmannsdorf, Thurn, Wrbna, Wurmbrand, Zedwitz und wie sie sonst heißen, die Familien, die durch über 600 Jahre den Habsburgern Treue erwiesen, deren Namen wir so oft gelesen haben, hier sehen wir sie um den edlen Rudolf als eine ritterliche Leibgarde geschart.

Ihnen folgen Wiener Bürger und reisiges Volk aus der Zeit Albrechts des Ersten. Einer Raubritterburg, irgendwo an der Donau gelegen, gilt ihr Ausmarsch; Katapulte führen sie, Balisten, Bliden und Widder zur Einnahme der trotzigen Feste. Rüstzeug wird ihnen nachgefahren. Und Bogenschützen zu Roß und zu Fuß gesellen sich den Gepanzerten und die gefürchteten Armbrustschützen. Schwerfällige Ochsen schleppen große Steinkugeln, auf derben Wagen gehäuft! Ein echt mittelalterliches Bild.

Aber das Mittelalter stand unter dem Zeichen des Kreuzes; wir sehen es jetzt. Rudolf der Stifter mit seiner edlen Gemahlin naht, umgeben von reisigen Edlen und hohen Prälaten, schönen Damen, alle hoch zu Roß. Die Frauen nach der Sitte der Zeit im Männersattel reitend. Ein hohes Fest gilt es zu feiern, der Grundstein zum hohen Chor von St. Stephan soll gelegt werden. Daher tragen auch die Bürger das Modell der Kirche, Windlichterträger umgeben es. Noch lange tönt das helle Geläute der Schellen in unseren Ohren, der Schellen, die das Zaumzeug der edlen Herren schmücken.

Und nun ein Jahrhundert später: wieder Gerüstete, aber nicht zum Krieg reiten, sie heraus, sondern zum „deutschen Gestech, im hohen Zeug“, zum edlen Turnier. Wie haben wir alle als Buben für das Turnier geschwärmt, das bei Ashby de la Zouche abgehalten wurde, wie glänzend hat Walter Scott in „Ivanhoe“ den Auszug der edlen Ritter geschildert und nun wird der Kindertraum uns zur Wahrheit, wir sehen einen solchen Turnierauszug. Nichts fehlt, nicht die Reine de la beauté, die den Turnierdank dem Sieger überreichen wird, lieblich verkörpert von der jugendlichen Komtesse Van der Straten, nicht die treuen Knappen, nicht die Turnierwaibel und die Prügelknechte. Alles ist da, aber alles geht schnell, wie in unserem frühen Traum, an uns vorüber.

Tu felix Austria nube! Der „letzte Ritter“ Maximilian, romantischen Andenkens, war doch auch ein Realpolitiker, er ist dem Spruch gefolgt. Nicht nur seine eigene Heirat zeigte es, sondern auch die seiner 10- und 12jährigen Töchter mit den gleich jungen Königen von Ungarn und Polen. Dieser Hochzeitszug war einer der Glanzpunkte des Festes. Die lieblichen Gesichter der holden Mägdlein (Komtessen Palfy) nickten so lustig und heiter dem hochrufenden Publikum zu, daß man gerne den alten Kaiser aus der Sänfte gehoben hätte und ihn gebeten, ein wenig — ein ganz kleinwenig noch zu verweilen. Aber vorbei, vorbei: die Vergangenheit läßt sich nicht zurückrufen, nur ein flüchtiges, schönes Phantasiebild und — „alles ist zerstoben“.

Zweimal ward Wien belagert von den grimmen Osmanen innerhalb zweier Jahrhunderte. Zwei edle Herren aus den uralten Geschlechtern der Salm und Starhemberg hielten mit Hilfe der Bürger die Stadt an des Deutschen Reiches Markung wider den Feind, bis Ersatz ihnen wurde. Beide Belagerungszeiten wurden uns zurückgezaubert. Bilder von wunderbarem Farbenreichtum. Und mit ihnen beginnt die ruhmvolle Geschichte des modernen österreichischen Heeres, dessen ganze Entwicklung wir bestaunen konnten, dessen ganze Pracht der Uniformen und Waffen wir blitzen und blinken sahen, dessen alte zerfetzte Feldzeichen noch einmal im hellen Sonnenlicht vor einem österreichischen Kaiser wehten und sich senkten.

Die Rotten des Dreißigjährigen Krieges folgten den Landsknechten, die gewaltige Geschütze mit sich schleppten, deren Namen: Schlimme Grete, Basilisk, Wurm schon Unheil und Tod künden. Die Dampierre-Kürassiere, die Kaiser Ferdinand einst erretteten, sehen wir, eine schwarze unheimliche Schar, ansprengen. Aus der Nördlinger Schlacht kommen Octavio Piccolomini, Colloredo, Gallas, Werth mit reicher Beute beladen als Sieger mit trotzigen Regimentern an uns vorbei. Den edlen Sobieski erblicken wir, nachdem er Starhemberg befreit, mit ihm die alten österreichischen Regimenter, deren Namen klingen wie fulminante Attacken und wie vehementer Sturmlauf: die Karaffa-, Dünwald-, Piccolomini-Kürassiere, die Sachsen-Lauenburg-Dragoner, die Infanterieregimenter Lothringen, Starhemberg und viele andere, dazu die Hilfstruppen, die fern aus dem Reich herbeigeeilt waren, um gegen den Großtürken zu fechten, und polnische Husaren, wunderliche Gestalten, bewehrten Raubvögeln vergleichbar, sechs Meter lange Lanzen schwingen sie und große Flügel sind an ihrem Panzer angebracht. Eine allbekannte Melodie schlägt an unser Ohr, das Lied, das heute noch jedes Deutschen Herz höher schlagen machte, denn der Franzos, den es feiert, trieb zum erstenmal den fränkischen Erbfeind zu Paaren: Prinz Eugen, der edle Ritter. Da naht er, gefolgt von den ruhmreichen Savoyendragonern und anderen berühmten Heerscharen, eine goldstrahlende und glänzende Gesellschaft. Und alle, alle ziehen an uns vorbei, die Ruhm dem tapfern Heer erworben. Laudon mit seinen Panduren, die stolzen Regimenter des Siebenjährigen Krieges kamen alle; die Koliner Siegesbotschaft bringen uns blasende Postillione zugetragen, und die Siege der ersten Kämpfe gegen die Französische Republik, als der korsische Leu in Aegypten weilte, sehen wir vor uns, denn die Streiter, die sie erfochten, marschieren dort unten. Aber auch in der Niederlage, in harter Zeit waren würdige Kämpfer zu finden: der Held von Aspern, der den ersten Sieg wieder dem neuen Kaiser auf seine Fahne schrieb, naht mit seinen Truppen und ihm folgen die Tiroler Kämpen des Jahres 1809. Trotzige Gesellen, fromm und tapfer



ziehen sie zur Schlacht, und so manches starke Weib hat die Flinte ergriffen, um dem Gatten treu zur Seite zu stehen. Aus Brunnenröhren haben sie Kanonen gemacht, und wo es an Flinten fehlte, tut der Streitkolben und die Helleparte noch ihre Dienste gegen die verhaßten Eroberer. So ziehen sie zur Schlacht, zum Sieg, zum Tod, treu und fest im Glauben und im Vertrauen!

Den Schluß der militärischen Musterung durch Jahrhunderte bot das Heer Radetzkys. Dem greisen Monarchen mag das Auge feucht geworden sein, als er die Krieger und den Feldherrn vor sich sah, der am Anfang seiner Herrschaft die Monarchie ihm rettete — in dessen Lager Oesterreich war! Die Gefühle, die ihn bewegten, wird keiner nachempfinden können, denn ohne den Heldengreis und seine Tapferen hätte der Achtzehnjährige die schwere Bürde der Krone kaum zu tragen vermocht; der fast Achtzigjährige mag mit Wehmut, mit Stolz und mit Liebe auf diese Männer geblickt haben.

Aber der „Krieg“ war oft von Friedensfesten unterbrochen. Mars wird ja doch stets von Venus unterjocht. Die erste Pause gab freilich eine ernste Feierlichkeit, eine echte Prachtzeremonie des 18. Jahrhunderts: die Abholung des Herzogshutes aus Klosterneuburg. Aber dann kam ein Rokokobild, wie es feiner weder Boucher noch Lancret gemalt haben: eine Auffahrt zu einem Schönbrunner Hoffest Maria Theresias, in dem die schöne Enkelin des Kaisers, die Prinzessin Windischgrätz, mitwirkte. Lebendig gewordene Meißner Porzellanfiguren von unnachahmlicher Grazie und höchster Eleganz sehen wir an uns vorüberfahren, in Wagen, die nicht nur prachtvoll — nein auch wunderschön waren. Und damit wir wissen, womit sich die erlauchte Gesellschaft in Schönbrunn ergötzen wird, fährt der Wagen mit den Komödianten und den Hofmusici an uns vorbei.

Auf den Prunk das Sehnen nach Natur. Ländliche Feste voll Ungebundenheit lösen die zeremoniellen Hoffeierlichkeiten ab: ein solches Fest, ein Erntefest unter Josef II., erleben wir; Gainsborough und Reynolds mögen mitunter ähnliches gesehen haben, wir Spätergeborene noch nie.

Und nun ein „Clou“ des Ganzen: die Wiener Praterkorsofahrt zur Kongreßzeit. Metternich und den Prinzen Ligne in all ihrer liebenswürdigen, weltmännischen Eleganz glaubte man eine Renaissance erleben zu sehen und all die Schönheiten, die hoch zu Roß und zu Wagen damals in der Dukatenallee des Praters sich bewundern ließen: die Hatzfeld, Sagan, Liechtenstein, Cohary, und wie die großen Damen sonst noch geheißen haben. Reizend sahen sie aus in den so lieben Empirekostümen und reizend auch die Wagen, die weit geschmackvoller als unsere Autos und Equipagen sind; denn sie haben Stil und, man verzeihe das Wort, Individualität!

Und nun die Biedermeierzeit: Postkutschen, Extraposten, der erste Fiaker, der erste Comfortable, der erste Omnibus und das Geschlecht der ihnen nachlaufenden „biedermeierschen“ Pülcher und Griasler! Ach gemütliche Zeit des ohne Nervenangst verfließenden Daseins, wo bist du hin? wo ist deine Poesie, dein Bart-, dein Frohsinn hin? Vorbei wie alle die Zeiten, die wir geschaut, wir haben Andersens berühmte Galoschen des Glücks auf wenige Stunden entliehen, und nun sind wir recht betrübt über unser Jahrhundert, unsere moderne, unromantische Zeit, in der wir jetzt aufwachen.

Aber ist sie es wirklich? Der gewaltige Nationalitätenzug, der alle Völker Oesterreichs — die auf Momente eine treuga Dei geschlossen — vereint an ihrem Kaiser vorbeiziehen läßt, will uns das Gegenteil lehren. Ja, da ist Farbenpracht, Farbenfreudigkeit, das ist Kraft und Schönheit. Die Fülle der Trachten, der Menschentypen zu schildern, das kann man in wenig Worten nicht. Die Aelpler und Aelplerinnen in ihren tausend Varianten an Kleidungen, die so schmuck ausschauen, die märchenhafte Pracht der Dalmatiner und Istriaer, die verträumte Schönheit der geschmückten Rumänierinnen wiederzugeben, ist unmöglich. Und die Slowenen mit den weißen Gewändern, Männer und Frauen mit den Schilfmänteln — ja, die muten uns an, als kämen sie aus einem Elfen- und Geisterreich, das lange, lange untergegangen war, ehe das Roß Rudolfs des ersten Habsburgers österreichischen Boden stampfte; da glaubt man heidnische Wunderlaute zu hören, Nixen am röhrichten Ufer zu belauschen, da meint man aller Wirklichkeit entrückt zu sein. Anders die tausend feurigen Polen mit den weißen Mänteln über der Konföderatka, mit der Pfauenfeder auf dem Kolpak, mit den kühnen Adleraugen, die Poesie der Steppen enthüllten sie uns, die Poesie des Kampfes! Daneben die ernsten Deutschen aus Mähren, die fröhlichen aus der Wachau! „Wer zählt die Völker, nennt die Namen?“ Nein, die Gegenwart hat noch Schönheit, Farbenfreude, Kraft, Poesie; der sonnige Tag schaut sie heute und wir mit ihm.

Und alle, alle: Vergangenheit und Gegenwart huldigen dem einen, dem schlichten Greis dort. In seinem reichen Leben hat er viel gesehen, viel Schönes — aber selten wird ein Tag ihm soviel gezeigt haben wie dieser. Und die Sonne stand leuchtend über ihm und die Liebe umbrauste ihn! Sonne und Liebe, Liebe und Sonne! Wie das klingt; auch wie ein Märchen — und doch ist es etwas, was beharrt durch Jahrhunderte — was durch alle Zonen geht, etwas Festes im Wechsel der Dinge. Sonne und Liebe, Liebe und Sonne.



Wilhelm von Oranien und Kaiser Wilhelms Rede in Wiesbaden.

Von
Dr. Eugen Jaeger,
Mitglied des Deutschen Reichstages und der Bayer. Abgeordnetenkammer.

Die Rede, welche Kaiser Wilhelm am 15. Mai in Wiesbaden bei Enthüllung des Denkmals Wilhelms von Oranien hielt, kann nicht ohne nähere Betrachtung vorübergehen. Bei aller Ehrerbietung vor der erlauchten Person des Redners und seiner hohen Stellung, bei aller Verehrung für ihn selbst muß man doch die Auffassung, die in jener Rede zum Ausdruck kommt, richtigstellen. Kaiser Wilhelm nannte, nach den übereinstimmenden Berichten der Zeitungen, den Prinzen Wilhelm von Oranien, den großen Schweiger, bewundernd einen Mann von „lauterem Charakter und heldenmütigem Sinn“, der den „Kampf für seinen Glauben“ bis zum Martyrertod durchgekämpft und die niederländische Unabhängigkeit begründet habe. Der Kaiser steht hier im Banne seiner Erziehung und Umgebung, im Banne der Reformationslegende, die dahin lautet: Die katholische Kirche war verderbt, ihre Lehre und ihre Gebräuche waren Menschensatzung geworden, die Helden des Protestantismus, die theologischen sowohl wie die politischen, haben dem gegenüber den reinen und wahren Glauben wieder hergestellt und aus reiner, religiöser Ueberzeugung ihm zum Siege verholfen. Inwieweit die theologische Seite dieser Auffassung berechtigt ist, mag hier unerörtert bleiben, nur das möge gesagt sein, daß die ernster gesinnte protestantische Theologie von dem theologischen Fundamentalsatz, auf dem die ganze „Reformation“ beruhte, von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, abgefallen ist und sich mehr oder weniger zur katholischen Auffassung zurückgewendet hat. Die Vorbereitungen zur großen Glaubensspaltung gehen ja weit zurück. Die tiefste Ursache lag in dem übermäßigen Reichtum der Kirche, welcher gerade die unlauteren und unwürdigen Elemente zum geistlichen Stande zog und die würdigen immer mehr zurückdrängte. Bei den protestantischen Fürsten, ohne welche die Bewegung niemals gesiegt hätte, verschmolzen sich aufs engste die religiösen mit den politischen Interessen. Das Ziel der Fürsten war, die Kaisermacht vollends zu zertrümmern, das Reich zu vernichten und ihre eigene Herrschaft über Kaiser, Kirche und Volk immer mehr auszudehnen. Die neuen Lehren waren dazu das beste Mittel. So verschmolz das Interesse dieser Fürsten mit dem Kampfe gegen die katholische Kirche. Zuerst wollte der Adel unter Sickingen das „neue Evangelium“, das „lautere Gotteswort“ für seine Zwecke gegen die Fürstenmacht benutzen, er wurde 1523 von den Fürsten niedergeschlagen. Dann erhoben sich die Bauern, ebenfalls vielfach mit Berufung auf das „neue Evangelium“; auch sie wurden 1525 niedergeschlagen. Dann nahmen die Fürsten die Bewegung selbst in die Hand für ihre Zwecke. Aber in anderen Ländern, in Frankreich, Böhmen, Ungarn, Oesterreich und Bayern erscheint der Protestantismus noch lange vorwiegend als Adelsbewegung gegen die steigende Fürstenmacht.

Dasselbe war auch in den Niederlanden der Fall. Der niederländische Adel hatte sich unter den Kriegen Karls V. bereichert, der Friede unterband diese Einnahmen, aber sein verschwenderisches Genußleben, das er seinem Stande schuldig zu sein glaubte, wollte der Adel nicht lassen. Wie beim deutschen Adel jener Zeit, gehörten auch beim niederländischen zur adeligen

Lebensweise ein unmäßiges Trinken, Roheit, entsetzliche Verwilderung, Spiel und andere Laster. Zechgelage und wüste Orgien wechselten mit Turnieren und kostspieligen Festen, und jede dieser Adelsfamilien suchte hierbei die anderen zu überbieten. Besonders prunkhaft war der Haushalt des Fürsten Wilhelm von Oranien, des Höchsten im Range nach dem König. Oranien war aber auch am meisten verschuldet. Seine Schuldenlast wird, wohl übertrieben, für das Jahr 1563 auf 900,000 Gulden geschätzt, sein Jahreseinkommen war 25,000, sein Haushalt kostete jährlich 90,000 Gulden. Der Protestant Marx[1]) sagt: „Wie in allen Ländern Europas die Sache der religiösen Reformation zum Teil ihre Stärke und Kraft aus der verlockenden Aussicht zog, durch Säkularisation der reichen Kirchengüter den Besitz der weltlichen Fürsten und Herren mehren zu können, so mögen auch manche unter den tief verschuldeten niederländischen Adeligen mit lüsternem und neidischem Auge auf die unermeßlichen Reichtümer der Kirche geblickt und im stillen durch deren Konfiskation eine Verbesserung der eigenen pekuniären Lage herbeigesehnt haben."

Diese Verschuldung war bei der großen politischen Macht des Adels, wo das Bürgertum fast ohne Einfluß geworden, eine schwere politische Gefahr. Die tief im Volk wurzelnde Abneigung gegen die spanische Herrschaft war die Grundlage von Oraniens Plänen. Was anfangs persönliche Verstimmung, gekränkte Eitelkeit und das berechtigte Gefühl der Zurücksetzung war, ging allmählich in den Gedanken über, sich gegen den König zu empören, das Land ihm zu entreißen, um für sich eine Krone oder wenigstens einen Kurhut zu erhalten. Die neuen Lehren, welche die calvinischen Prediger mit glühendem Fanatismus ununterbrochen in das Volk warfen, wurden der wertvollste Bundesgenosse in diesem Kampfe; um die Religion aber war es dabei Oranien nicht zu tun. Schon mitten in den Umsturzplänen begriffen, gebärdete er sich dem Papst gegenüber als streng katholisch, während er von den Protestanten gleichzeitig als sicherer Anhänger betrachtet wurde. Er spielte überhaupt gern doppeltes Spiel, war klug, verschlagen und verschwiegen — der große Schweiger!

Marx weist (S. 274) darauf hin, daß Oranien bei der ausgedehnten Verfolgung der Protestanten der Regierung tatkräftig seinen Arm lieh, und daß in erster Linie politische Erwägungen ihn aus seiner religiösen Gleichgültigkeit herausdrängten und auf die Seite des Protestantismus führten. Noch 1561 habe er im frivolen Ton Gottesfurcht und religiöses Leben für „melancholische Dinge" erklärt. Im Jahre 1558 Witwer geworden, habe er zuerst um zwei hochstehende katholische Damen vergeblich geworben; erst dann bewarb er sich um die kursächsische lutherische Prinzessin Anna. Auch hier, sagt Marx, habe Oranien ein Doppelspiel getrieben. „Hat er sich doch in religiöser Heuchelei dem Kurfürsten August und dem Landgrafen von Hessen gegenüber als der Mann aufgespielt, der äußerlich katholisch, in seinem Innern protestantische Gesinnung hege, während er sich der katholisch-spanischen Regierung gegenüber als der überzeugungstreueste Katholik ausgab, der in seinem Glauben leben und sterben wolle!"[2])

Noch in einem Schreiben an König Philipp am 11. März 1563, worin Oranien, Egmont und Horn wieder schwere Klagen gegen den Staatsminister Granvella erhoben und dessen Abberufung verlangten, versicherten sie dem König ihre Treue und daß sie in allem, was die Religion anlange, ihre Pflichten als getreue Untertanen und katholische Vasallen erfüllen würden. Wäre doch ohne den rührigen Eifer, der den hohen und niederen Adel und andere wohlgesinnte Personen für die Religion (die katholische!) beseele, die Ruhe im Lande bis jetzt nicht bewahrt geblieben. Das betonen sie ausdrücklich![3])

Die Parteinahme für den Calvinismus war die Voraussetzung, um das Land von Spanien loszureißen, denn das war gegenüber der gewaltigen spanischen Macht ohne die Hilfe Englands, der französischen Hugenotten und der deutschen Calvinisten nicht möglich. Gleichzeitig mit diesen Zettelungen brach auch in Deutschland wieder ein Edelmannskrieg aus, die Grumbachsche Verschwörung, die 1566 durch die Eroberung Gothas zusammenbrach und mit der auch die niederländischen aufständischen Edelleute höchstwahrscheinlich in enger Verbindung standen. Marx[4]) betont ausdrücklich, daß man bei den Plänen Oraniens und Egmonts jedes religiöse Motiv, „etwaige Neigungen zu dem Glaubensbekenntnis der französischen oder deutschen Protestanten von der Hand weisen" dürfe. Der lutherische Teil im deutschen Protestantismus hat daher die Empörung des niederländischen Adels damals nicht zustimmend begrüßt. Ihm galten die Aufständischen noch lange als Hochverräter gegen ihren rechtmäßigen Fürsten. Der Aufstand lag auch nicht im deutschen Interesse; denn die Losreißung der Niederlande von Spanien und ihre Selbständigkeit schufen dem Reiche nur einen neuen gefährlichen Feind, einen Feind, der bald in der Nordsee und an den deutschen Flußmündungen sich festsetzte, das Reich mitzerstören half und allen fremden und einheimischen Reichsfeinden, Adel und Fürsten, die im Dreißigjährigen Kriege für ihre Sonderinteressen den Leib Germaniens zerfleischten, ein stets bereiter Helfer und Geldgeber war. Wäre das alles nicht geschehen, wären die Niederlande beim Reiche geblieben, hätten wir damals eine starke Zentralmacht wieder erhalten, wie es die besten Patrioten erstrebten, so wäre die Seeherrschaft nicht an England gefallen. Die holländische Seeherrschaft konnte nur eine vorübergehende sein, weil die Holländer selbst mit der Zerstörung des Deutschen Reiches ihre natürliche wirtschaftliche und politische Stütze vernichtet hatten. So wurden sie bald von England überwunden, und auch das holländische Südafrika, das Burenland, wurde dadurch später eine englische Kolonie.

[1]) Marx (Privatdozent an der Technischen Hochschule in Stuttgart), Studien zur Geschichte des niederländischen Aufstandes, 1902, S. 118.

[2]) Marx, S. 275. [3]) Marx, S. 362. [4]) Marx, S. 270.



Die Freiheit der Wissenschaft.

Von

Jul. Seiler, S. J.

„Freiheit, die ich meine", so beginnt ein deutsches Volkslied. Dieses Wort paßt auf unsere Zeit. „Freiheit, die ich meine", das ist der Begriff jener Freiheit, die man heute von so vielen Lehrkanzeln unserer Hoch- und Mittelschulen verkündet, d. h. man legt dem Worte „Freiheit" nur eine subjektive, nicht eine objektive Bedeutung bei. Während ich so in Gedanken diese Worte singe: „Freiheit, die ich meine", führt mich der Weg an einem Fluß vorbei. Schäumend brechen sich die Wogen im engen Felsenbett, bis die erweiterten Ufer den Wellen einen breiteren Spielraum gewähren. „Freiheit, die ich meine", rufen mir die empörten Wasser zu; aber die starren Felsen lassen nicht mit sich spassen, ohnmächtig prallen die Wogen an ihnen ab. Dort aber, wo die niedrigen Ufer den Fluß in seinem Freiheitsdrang nicht hemmen, welch ein Schauspiel! Mit Schlamm bedeckte Wiesen, zerstörte Baumpflanzungen und Ueberreste von Mauern, Ruinen eines einst blühenden Dorfes; viele Menschenleben sollen dort zugrunde gegangen sein.

„Freiheit, die ich meine!" Sollte diese Freiheit nicht auch ihre Grenzen haben? Grenzen auch in bezug auf die Wissenschaft? Ganz gewiß! Diese Grenze ist zunächst die der Wahrheit und der Sittlichkeit. Diese Grenze ist alsdann das betreffende Gebiet der Wissenschaft z. B. für den Astronomen das Gebiet der Sternenwelt, für den Geologen die Erdforschung, für den Historiker die Ereignisse im Leben der Völker usw. Wer dieses Gebiet seiner Wissenschaft überschreitet, begibt sich auf fremden Boden, in ein fremdes Land. Diese Grenze ist endlich die menschliche Vernunft selbst, deren Beschränktheit nicht zu leugnen ist, und ebendeshalb ergibt es sich, daß der Eine vom Anderen lerne und durch das „Glauben" zu jenen Erkenntnissen gelange, die ihm von der Autorität eines Anderen zugeführt werden. Die „Freiheit, die ich meine", ist also diejenige, welche den Strom der Wissenschaft in gesicherten Ufern leitet. Diese Ufer gleichen in bezug auf die höchsten Wahrheiten den engen Felswänden, die wie eine gewaltige unerschütterliche Mauer den allzu trotzigen Wellen des Wissens ein „Halt" zurufen. Auch da gilt das Wort des Dichters: „Der Mensch versuche die Götter nicht!" Breiter sind die Ufer für das rein menschliche Wissen; aber wenn dieses Wissen seine gegebenen Schranken verläßt, dann wird es zum verheerenden Strom, der alles überschwemmt und zertrümmert.

Diese Reflexionen über die Freiheit der Wissenschaft sprechen vielleicht eine klarere Sprache als viele gelehrte Aufsätze und Schriften, die „der freien Forschung" gewidmet sind.



Unter der alten Linde.

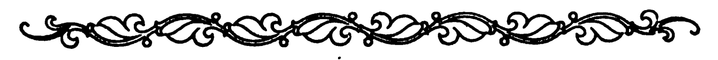
Linde im Hofe, du rauschest so leise
Eine geheimnisvoll' seltsame Weise. —
Deinem so leisen, verträumten Rauschen
Muß ich stets wieder und wiederum lauschen...

Sah'st die verschlungenen, verwehten Fahnen
Nie mehr genannter, vergangener Ahnen;
Sahst in der Zeiten so flüchtigem Wehen
Werden sie, — leben — und wieder vergehen.

Sahst sie als Kinder, — als Männer und Frauen,
Konntest als schneeige Greise sie schauen;
Hörtest sie weinen und lachen und scherzen,
Schautest auch nach ihren stillsteh'nden Herzen.—

Mächtige, uralte, ehrwürdige Linde, ...
Längst, wenn verweht meine Tage im Winde,
Wirst du noch stehen und wirst du noch rauschen...
Andere dann werden dem Flüstern lauschen. —

Fritz Theissen.



Die Enzyklika Pascendi und der Fortschritt der katholischen Theologie.

Von

Dr. Martin Grabmann, Professor der Dogmatik in Eichstätt.

Das Echo mehr oder minder heftiger Kritik, das die Enzyklika Pascendi in der Zeitschriftenliteratur und Tagespresse von Deutschland, Frankreich, Italien, England und selbst Spanien gefunden hat, scheint allmählich zu verklingen. Die pessimistischen Stimmen, welche noch vor wenigen Monaten eine Gefährdung der katholischen Wissenschaft, eine schwere Schädigung, wenn nicht den drohenden Untergang der theologischen Fakultäten an unseren Universitäten laut verkündeten, werden immer ruhiger und vereinzelter. Es scheint in unserer raschlebigen Gegenwart das Rad der Zeit sich schneller zu bewegen als vordem.

Wenn jedoch die Enzyklika gegen den Modernismus nicht mehr vorwiegend im Mittelpunkt des Tagesinteresses steht, so wird doch für die theologische Wissenschaft der 8. Dezember 1907, das Datum der Enzyklika Pascendi auch fürderhin ein bedeutungsvoller Tag bleiben. Die Fragen mehr allgemein kulturellen Interesses oder auch kirchenpolitischer Tragweite, die durch das Erscheinen der Enzyklika aufgerollt wurden, sind zur Genüge behandelt. Der zweite Teil dieses denkwürdigen päpstlichen Rundschreibens ist vielleicht mehr als ausreichend Gegenstand der Erörterungen hüben und drüben, pro und contra gewesen. Es ist vom Standpunkte der katholischen Theologie aus von mehr als einer Seite dargetan worden, daß durch die praktischen Maßregeln, welche gerade dieser zweite Teil zur Bekämpfung des Modernismus anordnet, keineswegs der Wahrheitsflug der katholischen Wissenschaft, speziell der katholischen Theologie gehemmt sei, daß die Veröffentlichung der Enzyklika mit nichten eine Gefährdung der Wissenschaft bedeute.

Ich möchte hieran den Gedanken knüpfen und in den folgenden Erwägungen näher ausführen, daß die Enzyklika Pascendi nicht nur keine Hemmung der katholischen Theologie bedeutet, sondern daß sie vielmehr **einen Fortschritt, eine Vorwärtsbewegung der theologischen Wissenschaft bedingen soll.** Da ist es nun gerade der erste Teil des päpstlichen Rundschreibens, der durch seine Darlegung der modernistischen Lehren das Interesse und die Arbeitslust des Theologen wachrufen soll.

Es stellt nämlich die Verurteilung des Modernismus den katholischen Theologen, der mit den Problemen und geistigen Strömungen der Gegenwart in lebendiger Fühlung steht, vor eine Reihe neuer Fragen und Arbeitsgebiete. Die Theologie hat die Aufgabe, den Quellen und Zusammenhängen dieser neuesten Irrtümer nachzugehen und in genetischer Betrachtung all die Elemente und Faktoren aufzuzeigen, die auf die Entstehung und Ausgestaltung des Modernismus Einfluß ausgeübt haben. Nur auf dem Wege einer derartigen Analyse des Modernismus in seine geschichtlichen Komponenten kann ein vollständiges Bild dieser Doktrin entstehen und kann auch eine wissenschaftlichen Anforderungen genügende Interpretation des Syllabus und der Enzyklika Pius' X. bewerkstelliget werden. Gerade im Lichte einer solch genetischen Betrachtungsweise dürfte auch der Modernismus bis in seine tiefsten Wurzeln hinab in seiner Gegensätzlichkeit zur katholischen Wahrheit erscheinen. Selbstverständlich muß der katholische Theologe, der auf dem Wege genetischer Betrachtungsweise das Hervorwachsen der modernistischen Lehren aus dem Kantianismus, aus der liberalen deutschen protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts und deren französischen Abzweigung (Sabatier), aus neuesten philosophischen Doktrinen (James) aufzeigen will, nicht bloß die Strebungen und Strömungen des modernen Geisteslebens scharf ins Auge fassen, sondern vor allem auch über eine klare und gründliche Kenntnis der katholischen Glaubenslehre verfügen.

Kein Irrtum ist ganz Irrtum. Es ist der Irrtum oftmals eine einseitige Ueberspannung einer Wahrheit. Das gilt auch vom Modernismus. Er enthält auch manchen richtigen Gedanken, manch brauchbares Wissenselement. Es ist deshalb Aufgabe des Theologen, diese wahren Ideen, diese brauchbaren Gesichtspunkte herauszuheben, sie von ihrer übertriebenen einseitigen Fassung loszuschälen und für seine wissenschaftlichen Ziele zu benützen. Der Theologe, der die Vergangenheit seiner Wissenschaft kennt und der namentlich in die Gedankenwelt der Patristik und Scholastik sich vertieft hat — denn in der Vertrautheit mit diesen Quellen der Theologie besteht die Stärke des Theologen —, wird gar oftmals finden, daß die richtigen Gedanken des Modernismus auch bereits der traditionellen Theologie angehören. Namentlich wird der Theologe den **Entwicklungsgedanken**, der von der modernen Biologie auch in die Geisteswissenschaften herübergenommen worden ist, auf das Maß seiner Verwertbarkeit für die Theologie strenge prüfen müssen. Eine rührige Tätigkeit auf dem Gebiete der Dogmengeschichte wird für die prinzipielle Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Dogma und Entwicklung wertvolles Material bieten. Gerade die Irrtümer des Modernismus sind für den katholischen Theologen ein Ansporn, das Gebiet der Dogmengeschichte wie auch dasjenige der theologischen Erkenntnislehre emsig zu kultivieren. Der Dogmenhistoriker wird freilich stets zugleich Dogmatiker, d. h. ein gründlicher Kenner des Inhaltes und der Tragweite der katholischen Glaubenslehre, und zugleich Historiker sein müssen, d. h. ein Quellenforscher, der das gesamte einschlägige symbolisch-kirchliche, patristische, scholastische Quellenmaterial sorgfältig durcharbeitet. Energische und methodische Quellenstudien führen zu anderen Ergebnissen als die Herübernahme der dogmengeschichtlichen Konstruktionen, wie dieselben die protestantische historische Theologie liebt.

Eine weitere Aufgabe, die dem katholischen Theologen aus dem Erscheinen der Enzyklika Pascendi erwächst, ist die Erbringung des faktischen Nachweises, daß die Scholastik, speziell die Philosophie und Theologie des hl. Thomas, den Aufgaben, die die Jetztzeit stellt, gerecht werden kann, daß der hl. Thomas auch noch die Irrtümer unserer Zeit zu überwinden imstande ist. Daß die Scholastik nicht bloß zeitgeschichtlichen Wert, sondern auch allgemeine und immer gültige Bedeutung hat, kann wissenschaftlich nur auf Grund einer geschichtlichen Analyse dargetan werden, welche die zeitgeschichtlichen Bedingtheiten und Bedingungen der Scholastik von ihren allgemein gültigen Elementen und Werten scheidet. Und in der Tat kommt eine objektive geschichtliche Analyse zu dem Ergebnis, daß das, was das eigentliche Wesen der scholastischen Methode ausmacht und den wirklichen Sinn und Kern der von Anselm v. Canterbury geprägten Formel: Fides quaerens extellectum bildet, in der Patristik wurzelt und auch für den katholischen Theologen der Gegenwart Wert nnd Bedeutung hat. Verfasser dieser Zeilen wird in einem umfassenden Werke über die Geschichte der scholastischen Methode, von welchem der erste Band nahezu vollendet ist, hierfür den historischen Nachweis erbringen.

Der Vorwurf, daß Scholastizismus und Historizismus Gegensätze seien, wird am gründlichsten dann widerlegt, wenn die Vertreter und Verteidiger der scholastischen Philosophie und Theologie, speziell der Lehre des hl. Thomas mit der spekulativen Arbeitsweise, auch eine geschichtliche Betrachtungsweise zu vereinigen bemüht sind. Es heißt das sicherlich nach der interpretativen Intention des Aquinaten verfahren, der von den freilich sehr relativen historischen Mitteln seiner Zeit Gebrauch gemacht

hat und sicherlich, wenn er in unserer Zeit leben würde, alle methodischen und sachlichen Fortschrittsergebnisse der Gegenwart gewissenhaft benützen würde.

Ein leuchtendes Beispiel einer Verbindung spekulativen Denkens und historischer Akribie ist Heinrich Denifle, dessen Lebenswerk sich uns als eine imposante Synthese von Scholastik und Geschichte repräsentiert.

Die geschichtliche Betrachtungsweise wird auch der inhaltlichen Seite der Scholastik zugute kommen. Schließlich wird doch derjenige, der über die Quellen, über die Arbeitsweise und Arbeitsbedingungen des hl. Thomas, kurz über das Werden der thomistischen Doktrin sich Klarheit verschafft hat, die Gedankengänge, die Terminologie, die wissenschaftlichen Ziele usw. des Doctor Angelicus viel eher verstehen als einer, der den Text des hl. Thomas in Syllogismen zergliedert und lediglich mit Zuhilfenahme späterer Kommentatoren studiert, womit jedoch keineswegs die Wichtigkeit einer Einsicht in die littera, in die formale Struktur der einzelnen Artikel des Aquinaten verkannt sein soll.

Wenn in dieser Weise dem Vertreter der Scholastik durch die Verhältnisse der Gegenwart es nahegelegt ist, auch der historischen Methode zur Lösung seiner Aufgabe sich zu bedienen, dann wird umgekehrt auch der Historiker, wenn er über Scholastik ein Urteil abgeben will, schon durch die Arbeitsgrundsätze seiner eigenen Wissenschaft sich veranlaßt sehen müssen, die Scholastik im Original sich anzusehen oder wenigstens auf zuverlässige fachmännische Forschungen sich zu stützen. Man wirft vielfach der Scholastik Traditionalismus vor und begeht dann in der Beurteilung bzw. Verurteilung der Scholastik denselben Fehler, indem man gewisse abschätzige Werturteile über den Scholastizismus, ohne sie an der Hand der Quellen auf ihre Richtigkeit zu prüfen, kritiklos übernimmt und weiter tradiert. Als Muster einer objektiven und sachkundigen Beurteilung der Scholastik seitens eines Historikers können die ideenreichen Darlegungen des großen Mabillon über positive und scholastische Theologie sowie über das Studium der Philosophie in seiner Verteidigung der monastischen Studien gegenüber dem bildungsfeindlichen Stifter des Trappistenordens betrachtet und beherziget werden.

Das sind nur einige Andeutungen über Arbeitsgebiete und Arbeitsziele, auf welche das Erscheinen der Enzyklika den Blick des schaffensfrohen Theologen lenken soll. Das Arbeiten des Theologen wird ein ergebnisreiches sein und einen wirklichen Fortschritt bedeuten, wenn mit der alten, bewährten Methode sich Kenntnis und Verständnis des modernen Geisteslebens harmonisch eint. „Die alte traditionelle Methode wird sich nie entbehren lassen, aber sie wird wirkungsvoller, wenn sie mit den Mitteln der neuen Wissenschaften, der Geschichte, der Kritik, der Psychologie, der Soziologie bereichert, in den Zusammenhang mit der lebendigen Tradition in der Geschichte gefaßt wird, um den ganzen Menschen der Gegenwart für den katholischen Glauben zu gewinnen und zu begeistern." (P. v. Schanz, Lit. Rundschau 1903, Sp. 88.)



Am Wasserfall.

O kühle Rast in Waldeshallen,
Wo zwischen Felsen grünbemoost
In tausendfarbigen Kristallen
Der Wildbach schäumend niedertost.

Hier schwillt das Rauschen der Kaskade
Zu voller Orgelsymphonie,
Hier winkt auf tannenduft'gem Pfade
Urwüchs'ge Waldespoesie.

Es taucht der Blick von schmalem Stege,
Der kühn die Bergschlucht überspannt,
Hinab in schroffes Felsgehege,
So wild grotesk und imposant!

Und rings zerstäubt in Silberfunken
Des Kataraktes stolzer Lauf. —
Es nimmt die Seele schönheitstrunken
Der Bergwelt Zauber in sich auf.

Josefine Moos.

Polonyi — zum zweitenmal.[1])

Von

Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Keine Persönlichkeit des Magyarentums ist so typisch für die sittlichen und kulturellen Verhältnisse Ungarns wie Geza Polonyi, gegen den erst eine Anklage wegen Verbrechens der Majestätsbeleidigung niedergeschlagen werden mußte, als er mit Kossuth, Wekerle, Andrassy, Appony und Zichy (letztere drei magyarische Grafen!) in die Regierung Sr. Apostolischen Majestät des Königs von Ungarn eintreten sollte. Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" erinnern sich wohl noch, daß Polonyi gezwungen wurde zu demissionieren, als aufgedeckt wurde, daß er die Jüdin Rosa Wallerstein, verehelichte Baronin Schönberger, in die Wiener Hofkreise zu bringen verstanden hatte, um den Kaiser-König in seiner Hofburg auszuspionieren. Hofrat Halmos, der ehemalige Oberbürgermeister von Budapest, erhob die ehrenrührigsten Anklagen gegen den königlichen Justizminister, und als man diesen kranken Greis dahin beeinflußte, daß er seine Anklagen zurücknahm, griff der Chefredakteur des „Magyar Szo", Dr. Palyi, die Anklagen auf und formulierte sie folgendermaßen: „Ich bin bereit, Ihnen (Justizminister Geza Polonyi) folgende Straftaten zu beweisen: 1. Sie haben Hehlerei begangen; 2. Sie haben an einem Diebstahl teilgenommen; 3. Sie haben vor Gericht einen Meineid geschworen; 4. Sie waren ein Agent von Bordellen; 5. Sie haben Erpressungen begangen; 6. Sie haben Ihr Abgeordneten- und Ihr Gemeinderatsmandat widerrechtlich und unanständig zu Vermögenserwerbungen mißbraucht." Palyi verlangte, Polonyi solle ihn vors Gericht zitieren. „Fällt mir gar nicht ein," erklärte Polonyi. Kossuth und seine Partei deckten ihren Freund.

Da griff der Parteigenosse Kossuths, der Abgeordnete Zoltan Lengyel, die Anklagen Palyis auf und brachte die Enthüllungen über die Wallerstein-Schönberger, und als Polonyi nicht mehr im Rate der Krone saß, brachte man ihn endlich dazu, Lengyel vor den Richter zu stellen. Beleidigt fühlte er sich hauptsächlich durch Punkt 6 der obigen Anklagen. Der Prozeß vor den Pester Geschworenen dauerte vom 28. April bis 5. Mai. Stadtrepräsentant Heltai beeidete vor den Geschworenen, daß Polonyi von dem Direktor Ullmann (Jude!) der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit 15,000 Gulden bestochen worden sei, um in der Stadtvertretung einen Wunsch dieser Gesellschaft durchzusetzen. Oberinspektor derselben Gesellschaft, Dr. Szalaghi, bestätigte diese Aussagen, ebenso Abg. Paul Sandor. Diese Zeugen haben ihre Kenntnis aus dem Munde des inzwischen verstorbenen Direktor Ullmann. Auch von der Direktion der elektrischen Straßenbahnen, welche Polonyi erst scharf angriff und dann plötzlich warm verteidigte, hat er große Summen erhalten. Im Gemeinderate beantragte Polonyi, die Konzession der Kehrichtabfuhr-Unternehmung Csery auf 20 Jahre statt der vom Ausschusse beantragten 12 Jahre zu verlängern, und erhielt von Csery 9000 K usw. Eine ganze Woche lang wurde vor den Budapester Geschworenen die schmutzige Wäsche Polonyis aufgehängt, aber nur ein Nichtkenner der ungarischen Justizverhältnisse hätte einen glänzenden Freispruch erwarten können. Wie ich vor sechzehn Monaten in diesen Blättern vorausgesagt, wurde Lengyel verurteilt: zu drei Monaten Gefängnis und 1000 K Geldstrafe.

Damit ist die Sache Polonyis aber nicht gerettet; wenn ihm auch seine intimsten Freunde einen Ehrenabend zur Feier seines „Sieges" veranstalteten, seine Angreifer strecken noch lange nicht die Waffen. Weil Polonyi seinen verurteilten Gegner bei dem Festessen einen „Verleumderkönig" nannte, erhob Lengyel am nächsten Tage im Tiszaschen „A nap" (Der Tag) folgende Anklage:

„Polonyi ist der Gründer des ungarischen Mädchenhandels. Dreizehn Jahre hindurch brandschatzte er Bordellinhaber und Kokotten. In seiner frühesten Jugend schon hat er im Freudenhause der berüchtigten Kupplerin Resi Lust „Tantusse" (Zahlmarken) gesammelt, während des Regimes des Stadthauptmannes Theis als Beschützer der Verbrecher gewirkt, sie von Strafen befreit und dafür mit ihnen den Erwerb geteilt, sich am großen Grazer Diebstahl beteiligt und die Ungarische Bodenkreditanstalt um 25,000 K betrogen. Seine Mandate als Ab-

[1]) Vergl. „Allgem. Rundschau" 1907, Nr. 5 vom 2. Februar. Vorliegender Aufsatz mußte aus Raumrücksichten bis jetzt zurückgestellt werden.

geordneter und Stadtrepräsentant hat er stets zu Gelderwerb mißbraucht, die Rosa Wallerstein zu Spionagen in der Umgebung des Kaisers benützt. Alle diese Anklagen wollte ich jetzt schon beweisen, doch Polonyi lief weinend zum Staatsanwalte und zu den Geschworenen und so gelang es ihm, die Beweisführung zu verhindern. Ich aber werde diese Anklagen immer wieder erheben, bis jeder anständige Mensch von den Niederträchtigkeiten Polonyis überzeugt sein wird."

Dieser Kampf gegen Polonyi ist in Wirklichkeit ein Kampf gegen das Korruptionssystem, welches die liberale Partei über Ungarn gebracht hat. In seinem Schlußappell an die Geschwornen hat Lengyel es ausdrücklich betont: „Männer von Namen haben in Ungarn ein Bakschischsystem geschaffen, wie es ärger nur in der Türkei gedeiht. Keine Sache, möge sie noch so gerecht sein, dringt durch, wenn man nicht jemand akquiriert, der sie gehörig in die Wege leitet. Von diesem System will ich das Land befreien." Und wenn der „Pester Lloyd" behauptet: „Wir haben im Verhandlungssaale von gewissen Praktiken gehört, die in einem Kulturstaate unmöglich sein sollten", so ist das eine Täuschung seiner nichtungarischen Leser, (der „P. L." wird in deutscher Sprache gedruckt, um in Oesterreich und Deutschland magyarische Politik von Pest aus treiben zu können) — in Wahrheit müßte der Satz lauten: „Wir haben im Verhandlungssaale von gewissen Praktiken gehört, welche beweisen, daß Ungarn noch kein Kulturstaat ist." Oeffentliche Persönlichkeiten, welche sich solch furchtbare Anklagen gefallen lassen müssen, hat's überall vielleicht schon gegeben, aber daß eine zur Herrschaft gelangte Partei einen moralisch so defekten Mann dem Könige als Justizminister (!!!) aufdrängen konnte, das ist's, was das magyarische Ungarn als so minderwertig darstellt. Die Enthüllungen der Trias Halmos-Palyi-Lengyel brachten höchstens uns Westeuropäern Neues. Die in den ungarischen Sumpf Eingeweihten kannten all das Schändliche längst. Brüstet sich doch die „Neue Fr. Presse", die gegen gutes Geld jahrzehntelang in Wien liberalmagyarische Politik gemacht hat: „Allen Kennern der Verhältnisse Ungarns waren die Polonyi-Skandale längst bekannt." Und zu diesen Kennern darf man doch auch wohl die Herren Kossuth, Wekerle, Andrassy, Apponyi und Zichy rechnen?

Und mit diesen Männern muß der Kaiser-König Ungarn regieren! Am 11. Mai wurde die Wiener „Reichspost", das führende Organ der christlichsozialen Reichspartei, vom Staatsanwalt beschlagnahmt, weil es seiner Entrüstung über einen Bubenstreich mit ehrlichen deutschen Worten Ausdruck gegeben hatte. Das ureigenste Leiborgan des königlich ungarischen Handelsministers Kossuth hatte eine Karikatur des deutschen Fürstenbesuches in Schönbrunn veröffentlicht, in welcher unser greiser Jubelkaiser so schamlos wie nur möglich dargestellt war. Das Blatt („Budapest") mit dem Bilde der magyarischen Niedertracht lag in allen Kaffeehäusern auf, es wurde nicht beschlagnahmt; die kaisertreue deutsche „Reichspost" aber, welche die schamlose Verhöhnung des Kaisers und der deutschen Fürsten zurückwies, fiel dem Staatsanwalte zum Opfer. Diese Beschlagnahme beweist die verbrecherische Gemeinheit des magyarischen Bildes. Wenn der Sumpf, in dem heute Ungarn unterzugehen droht, beseitigt werden soll, so muß mit einer gerechten ehrlichen Wahlreform der nichtmagyarischen Mehrheit der Bevölkerung eine entsprechende Teilnahme an der Volksvertretung und Staatsverwaltung verschafft werden. Dann werden die Polonyi, Kossuth und Genossen ihre Rolle schnell ausgespielt haben.

Einsamkeit.

Weit fort ein Meilenstein am Wege träumt,
Blutroter Mohn, ein Purpurband, umsäumt
Des schmalen Pfades nie begang'ne Zeile.
In blauer Ferne schwimmt ein Wolkenkahn,
Wie einer süßen Torheit kurzem Wahn,
Folgst du ihm eine kleine Weile.

Und weiter nichts, als blauer Himmel nun, —
Ich bin so still, denn meine Wünsche ruh'n
Ja all in jenem weißen Schifflein aus.
Doch warte nur, ein Vogelschwarm fliegt auf,
Und immer näher kommt der ferne Hauf
Und füllt mit lautem Lärm dein stilles Haus.

M. Hiemenz.

Praktische Sozialpädagogik.

Von

F. Weigl.

Während auf dem öffentlichen Markte der theoretischen Bücherpädagogik ein heißer Kampf um Zulässigkeit, Ziele, Wege und Grenzen einer „Sozialpädagogik" ausgefochten wurde und wird, hat sich in bescheidener Ruhe, ohne Theorienstreit, ohne besondere Belästigung der Fachpresse ein Lebenswerk von unabsehbarer sozialpädagogischer Tragweite abgespielt in des Donauwörther Pädagogen Ludwig Auer praktischem Schaffen. Derartige Exempel sollten der breiten Oeffentlichkeit immer wieder vorgehalten werden zum Beweise, wie kraftvolle originelle katholische Persönlichkeiten manch neue Idee, lange Zeit bevor sie das „moderne" Leben geboren, gedacht und in die Praxis übertragen haben.

Das Charakteristikum der in den letzten Jahren von modernen Pädagogen praktizierten Sozialpädagogik ist: erstens die Schulung der Zöglinge zu möglichster beruflicher Tüchtigkeit; zweitens ihre Einführung in die bürgerlichen Verhältnisse von Staat und Gemeinde; zum dritten ihre Anleitung zu richtiger persönlicher Lebensführung in gesundheitlicher Beziehung. Deutsch, Realien- und Rechenunterricht mit Fachcharakter, Bürgerkunde und Lebenskunde (Biologie und Hygiene umfassend), das sind die Gebiete, in die sich der Unterricht teilt.

Diese gleichen Bedürfnisse hat schon der bescheidene Dorfschullehrer Ludwig Auer im weltentlegenen Schnufenhofen, der nachmalige Gründer des Cassianeums, erkannt und von den Sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis heute vertreten. Schon im Jahre 1870 hat er in seiner „Kathol. Schulzeitung" in einem Aufsatz über: „Die nächsten Schritte zu einer glücklichen Lösung der Schulfrage"[1]) folgendes Programm der Volksbildung aufgestellt:

„a) Die Landbevölkerung muß für einen besseren, einträglicheren, verständigeren oder — wie man gewöhnlich sagt — rationelleren Betrieb der Landwirtschaft befähigt werden;

b) sie muß befähigt werden, ihre Stellung im staatlichen Leben vollständig auszufüllen, sie muß — wie man jetzt so oft sagt — mehr politische Reife bekommen;

c) die Landbevölkerung muß durch vernünftige Lebensanschauung lernen, ihre Kraft und Gesundheit besser zu wahren."

Fachliche Bildung, Bürgerkunde und Lebenskunde, das ist also auch der Inhalt dieses eminent sozialpädagogischen Programms. Nun hat aber Auer vor den meisten modernen Sozialpädagogen noch ein Doppeltes voraus. Vor allem hat er bei all seinem Wirken in diesem Geiste die religiöse Orientierung nicht verloren. In den Mittelpunkt dieser ganzen Erziehungsideen stellt er die mit dem profanen Wisch zugleich anzustrebende Erziehung zur christlichen Freiheit.[2]) Er ist ja wohl dem landläufigen Religionsunterricht vielfach zu Leibe gerückt, aber nicht um ihn zu beseitigen, sondern ihn zu vertiefen, eben von dem angedeuteten großzügigen Gesichtspunkte aus.

Der zweite große Vorzug ist der, daß Auer nicht nur auf einen kleinen Kreis, etwa diese oder jene Stadt, sozialerzieherisch wirkte, sondern auf eine möglichst große Allgemeinheit, man darf sagen, auf das ganze katholische Deutschland. Seine „Kath. Schulzeitung" wandte sich an die Berufserzieher, die Familienzeitschrift „Monika" wirkte in diesem Geiste auf die Erziehung im Elternhaus, mit dem „Raphael" belehrte er nach seinem großzügigen Programm die männliche und mit der „Notburga" die weibliche reife Jugend; der „Stern der Jugend" führte ihn zu den Schülern höherer Lehranstalten, der „Schutzengel" zu den Kleinsten. Dazu kommen die Kalender, die vielen Volks- und Jugendschriften[3]), die alle im Sinne des sozialpädagogischen Programms von Donauwörth aus in die weite Welt gehen. Und damit er nie die enge Fühlung mit der jungen Welt durch täglichen Umgang verlor, richtete er in herrlichen, luftigen, mustergültig ausgestatteten Räumen außer einer Erziehungsanstalt für Studierende des Donauwörther Progymnasiums ein Knabeninstitut ein, das die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten wiederholen, tiefer begründen, mit Rücksicht auf landwirtschaftliche, gewerbliche und kaufmännische Berufsarten erweitern will, ferner Einführung ins bürgerliche Leben und rechte körperliche und seelische Lebensführung gibt. Auch hier in dieser mustergültigen Organisation für Durch- und Fortbildung von Menschen fürs praktische Leben sehen wir das katholisch-pädagogische Programm eingehalten, auf das die deutschen Katholiken stolz sein sollen, weil einer der Ihrigen es geschaffen, lange bevor die moderne Welt an das Schlagwort „Sozialpädagogik" dachte!

[1]) Der Aufsatz ist erweitert später wieder abgedruckt in der Broschüre: „Volksbildung, Schulfrage — Schulstreit" (Donauwörth 1881) und bezieht sich zunächst auf die ländliche Bevölkerung. Die Konsequenzen für die Städte hat Auer sonst mehrfach angedeutet.

[2]) Vgl. die in der „Allgemeinen Rundschau" kürzlich besprochene „Erziehungslehre" von Auer.

[3]) Es sei nur an das hier mehrfach erwähnte „Hausbrot" erinnert.

Schäumende Bäche.

Es stürzen die schäumenden Bäche zu Tal
Mit fröhlichem Plätschern und Plauschen,
Hell blinkend im blitzenden Sonnenstrahl,
Wo dunkel die Wälder rauschen.

Ihr flinken Bächlein, o nehmt mich mit,
Den müden Wandergesellen,
Und was er liebte und was er litt,
Verrausche mit euren Wellen!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Vom Büchertisch.

Die Staatsbürger-Bibliothek, die der Verband der Windthorstbunde Deutschlands seit einem Jahr herausgibt (Verlag der Westdeutschen Arbeiterzeitung G. m. b. H., M.-Gladbach. Jede Nummer 30 Pfg.) und deren erstes Heft über die politischen Parteien und ihre Tätigkeit bereits vielen Beifall fand, hat in diesen Tagen einen Ausbau erfahren. Erschienen sind drei weitere Hefte. Heft 2 behandelt die Verfassung des Deutschen Reiches (40 S.) in allerdings fast zu knapper, aber doch recht übersichtlicher Form. Einleitend wird ein kurzer Ueberblick über die Entstehung des Deutschen Reiches gegeben; dann folgen in 6 Paragraphen: Begriff und Aufgaben des Reiches. Gebiet und Bürger. Bundesrat. Kaiser. Reichsbehörden. Reichskanzler, Reichsbeamte. Reichstag. Ein Anhang befaßt sich mit Elsaß-Lothringen und den Schutzgebieten (Kolonien). Eine Ergänzung bzw. Weiterführung des in Heft 2 begonnenen Gegenstandes bieten Heft 3 und 4, ersteres das Budgetrecht des deutschen Reichstags und der Reichshaushaltsetat (60 S.) betitelt, letzteres das Landheer (102 S.). Zweck der Broschüre über das Budgetrecht ist, angesichts der vielfach herrschenden Interesselosigkeit gegenüber diesem wichtigen Volksrechte Aufklärung zu verbreiten sowohl über die Bedeutung des Budgetrechtes wie auch über Begriff und Zustandekommen des Reichshaushaltsetats und dessen Durchführung und Kontrolle. Wenn man die Schwierigkeit gerade dieses Gegenstandes berücksichtigt und damit vergleicht, in wie leicht verständlicher, keineswegs trockener, sondern ansprechender Weise — die zugleich die praktischen Seiten der hier besprochenen Frage in den Vordergrund rückt — der Verfasser in zirka 17 Paragraphen sein Thema behandelt, so muß man zugeben, daß ihm seine Aufgabe gut gelungen ist. Das Heft 3 dürfte in der Sammlung bis heute das beste sein. Der Broschüre über das Landheer ist in einer Fußnote die Bemerkung vorangeschickt: „Die Einteilung der nachstehenden Schrift schließt sich im allgemeinen an Laband: Staatsrecht des Deutschen Reiches und an die Artikel des Staatslexikons der Görresgesellschaft über Heerwesen, Militarismus und Militärwesen an." Diese Anlehnung kommt jedoch nicht bloß in der Einteilung zum Ausdruck, sondern auch im Inhalt, so daß viele Teile fast wie eine Ergänzung bzw. Weiterführung der Artikel des Staatslexikons anzusehen sind. An den verschiedensten Stellen kommt nicht klar zum Ausdruck, ob die bezüglichen Definitionen und Erklärungen von Laband bzw. aus dem Staatslexikon stammen oder vom Verfasser, bzw. wie weit diese entlehnt worden sind. Auch nach mancherlei sonstiger Hinsicht könnte die Kritik einsetzen. An die Stelle der abgeklärten Darstellungsweise, die das Heft 3 auszeichnet, tritt manchmal ein fast überhasteter Zeitungsstil, die langatmigen Zitate aus den Parlamentsreden wirken oft störend in der Lektüre, während anderseits sie als aktenmäßige Belege über den in den Militärvorlagen von 1874—1905 zwischen Regierung und Parteien ausgetragenen Kampf über die Friedenspräsenzstärke des Reichsheeres sich allenfalls wohl rechtfertigen lassen. Im übrigen sei der Inhalt der Broschüre über das Landheer durch folgende Stichworte skizziert: Einleitung; Verfassungsrechtliche Bestimmungen (Verhältnis von Reich und Bundesstaaten, Die Einheitlichkeit des Heeres, Die Kommandogewalt, Die Ausgaben für das Landheer); Die Organisation des Landheeres (Das stehende Heer, Die Militärvorlagen von 1874 bis 1905, Die Landwehr, Der Landsturm, Die Militärverwaltung); Der Militärdienst (Die gesetzliche Wehrpflicht, Berufsmäßiger Militärdienst, Die Versorgung der Militärpersonen und ihrer Hinterbliebenen, Sonderrechte des Militärstandes); Die Militärlasten (Die Friedensleistungen, Die Kriegsleistungen); Schlußwort. Bei dem billigen Preise ist die Ausstattung der Staatsbürgerbibliothek vorzüglich zu nennen.

Dr. van den Boom.

Die VII. Generalversammlung der deutschen Katholiken von Rio Grande do Sul.

Von
P. R. Schaefer Ss., Novo Hamburgo, Rio Grande do Sul. Brazil.

In Nr. 17 vom 22. Januar 1908 verkündete das „Deutsche Volksblatt", das Organ der deutschen Katholiken im südlichsten Staat von Brasilien, daß die längst geplante VII. Generalversammlung der katholischen deutschen Ansiedler von Rio Grande do Sul am 14., 15. und 16. Februar 1908 in Estrella am Taquarhfluß stattfinden solle. Seit dem Bestehen dieser Veranstaltungen hatte man den zweijährigen Zeitabstand stets eingehalten; diesmal waren es drei Jahre seit der letzten Generalversammlung geworden, dafür wurde aber auch diese Tagung wohl die gelungenste von allen seitherigen.

Keine leichte Aufgabe hatte der vorbereitende Ausschuß zu bewältigen. Wohl hatte man aus den seitherigen Zusammenkünften mancherlei praktische Erfahrungen gezogen; wohl standen auch die musterhaften Vorbilder der im deutschen Vaterland getätigten Versammlungen zur Verfügung: aber die Verhältnisse unseres Kolonielandes sind so verschieden von denen des deutschen Vaterlandes, sie sind so eigenartig und so mannigfachen Einflüssen ausgesetzt, daß jede neue Versammlung auch ganz neue und gleichsam besonders zugerichtete Erwägungen notwendig macht. Ein Beispiel mag dies erläutern. „Wann und wo sollen wir tagen?" — Zunächst „wann"? Nicht mitten im Hochsommer (Dezember bis Februar)! Die Hitze ist dann zu stark und verbietet sowohl das Reiten zur Mittagszeit wie auch das Abhalten von großen Versammlungen. Nicht mitten im Winter (Juni bis August): da sind die Tage zu kurz, das Wetter ist zu unsicher, die Wege zu schlecht, das Futter für die Tiere zu gering. Anhaltende Regengüsse verursachen große Ueberschwemmungen, und die reißenden Flüße und Bäche machen von fern und nah den Reitverkehr nicht selten unmöglich. Also es bleiben bloß Frühjahr und Spätjahr übrig. Aber auch da wird die Auswahl beschränkt: die Feldarbeiten der Kolonisten müssen berücksichtigt werden, kirchliche Festzeiten machen Einschränkungen notwendig, selbst Sonne und Mond möchten ein Wörtchen mitreden: die liebe Sonne — gar herzlich und freundlich ist auch in diesen Monaten noch nicht selten ihr Lächeln vom wolkenlosen, brasilianischen Himmel herab, so herzlich, daß der von weither hoch zu Roß ankommende Besucher es vorzieht, auf ihr freundliches Strahlen zu verzichten und sich lieber den milden Schein des Mondes gefallen läßt. Aber zu dem Zweck muß eben der Mond da sein. Und so kommt es, daß der Vollmond es ist, der den endgültigen Zeitpunkt der Katholikenversammlung bestimmt.

Ferner „wo" sollen wir tagen? Nun, natürlich nicht in jenen Gegenden, die vorzugsweise von Brasilianern (d. h. dem portugiesisch sprechenden Teil der Bevölkerung) bewohnt sind; also nicht im Süden des Staates, nicht in der Mitte, in der sogenannten Campanha, nicht ganz im Norden, in den noch unbebauten Urwald- und Kampflächengegenden des Uruguay. Die sogenannte „Koloniezone" zwischen dem 29. und 30. südlichen Breitegrad ist der Schauplatz der Generalversammlung. Wohl ist dies Gebiet ein sehr großes. Es erstreckt sich vom 50. bis so ziemlich zum 55. Längegrad; aber außer Betracht kommen jene Strecken, die nur zum geringeren Teil von Katholiken bewohnt sind, ferner die weiten Gebiete der italienischen (und überhaupt anderssprachlichen) Kolonien, endlich jene Ländereien, die zu schwierige Verkehrsverhältnisse haben und nicht zugleich in etwa Bevölkerungszentren sind. Auch jene Ortschaften und Gegenden, die bereits eine der Generalversammlungen hatten, sollten vorerst unberücksichtigt bleiben. Nicht groß ist da die Auswahl. Wohl bildet der katholische Volksteil ungefähr die Hälfte der deutschen Koloniebevölkerung, aber manche Gegenden sind so sehr gemischt, andere so dünn von Katholiken bewohnt, daß sie, wie gesagt, bei der uns beschäftigenden Frage außer Betracht kommen.

Das vorbereitende Komite bestand aus folgenden Herren: R. P. Max von Laßberg, Superior der deutschen Jesuitenmission, Dr. med. G. Schlatter, praktischer Arzt in Estrella, R. P. Bremm, Pfarrer in der Pôvade Harmonia, Jacob Kröff Filho, Großschlächtereibesitzer in Neu-Hamburg, P. Franz Dahlmann Ss., Hugo Metzler, Redakteur des „Deutschen Volksblattes" in Porto Alegre.

In vielen Punkten macht also, wie wir zeigten, die Berücksichtigung der kolonialen und subtropischen Verhältnisse ein Wandeln auf eigenen Wegen für die hiesigen Generalversammlungen notwendig. Und doch, unbeschadet dieser von der praktischen Klugheit und der Erfahrung vorgeschriebenen Anpassung, ist die Nachahmung der (um mich so auszudrücken) inneren und äußeren Technik von „draußen" eine so genaue und ins einzeln gehende, daß der ständige Besucher der Generalversammlungen von drüben sich hier schnell im Organismus des ganzen zurechtfände. Vieles fände er sehr heimisch. Wie in Deutschland, so wird auch hier der Zeitungsleser lange vorher mit der Veranstaltung bekannt

gemacht, durch Programmveröffentlichung und Aufrufe; er wird aufgeklärt über den Versammlungsort, seine Geschichte, Umgebung usw. (vgl. den sehr dankenswerten Artikel: Estrella Munizip, Villa und Pfarrei von P. Joseph von Laßberg S. J., eines geborenen Müncheners, „Deutsches Volksblatt" Nr. 36 u. 37 vom 13. und 14. Februar 1908). Er erhält den päpstlichen Segen gespendet, diesmal zum erstenmal durch ein huldvolles Handschreiben des Kardinalstaatssekretärs an den hochwürdigsten Herrn Diözesanbischof. Statt Fahrplänen und direkten Zugsverbindungen belehrt den tageweit entfernt wohnenden Besucher eine genau beschriebene Wegekarte über die beste und kürzeste Reiseroute mit Muli oder Roß. Am Tagungsorte selbst erinnern Festschmuck und freundlicher Empfang, Festhalle und Schleifchenmänner, d. h. die durch verschiedenfarbige Schleifen kenntlich gemachten Mitglieder der verschiedenen Kommissionen (Ordnungs-, Wohnungskommission usw.), imponierende Massenversammlung, abendliche Erholungsfeierlichkeiten und noch vieles andere, ganz an die Versammlungen im deutschen Vaterland. Selbst die gegnerische Zeitungspolemik, die nach prächtig verlaufener, bei der Schlußprozession von mehr als 4000 Teilnehmern besuchter Tagung sich einstellte, gemahnt an die Vorbilder von drüben.

Und nun sei es uns gestattet, auf den Inhalt der Versammlung, auf die behandelnden Gegenstände und die gefaßten Beschlüsse noch kurz einzugehen.

Die erste Rede hielt P. Liese S. J. über das Thema: „Erfolg und Wirksamkeit der Katholikenversammlungen in Deutschland und anderen Ländern". Gewiß war der Redner für die praktische und lehrreiche Ausführung dieses Stoffes sehr geeignet gewählt. P. Liese war erst vor kurzem von Deutschland angekommen, um hier zu Land seine Kräfte dem Heile der Seelen zu widmen. Er hatte „draußen" mehr als einmal an den Tagungen der Katholiken teilgenommen und hatte auf der Straßburger Versammlung selbst eine große Rede gehalten. „In farbenprächtiger fesselnder Ausführung" zeigte der Redner in großen Zügen all das Gute, das besonders die deutschländischen Katholikenversammlungen auf dem Gebiet des religiösen, sozialen, ja selbst kulturellen Lebens für die deutschen Katholiken geleistet haben.

Der „Presse und den guten Büchern" war der übrige Teil des ersten Versammlungstages bestimmt. Hindernisse und Mittel ihrer Verbreitung in der deutschen Kolonie wurden ausführlich besprochen. Da dieser Gegenstand ein ziemlich getreues Spiegelbild des Bildungsstandes der Kolonie bietet, so seien die Hauptpunkte namhaft gemacht. Als Hindernisse werden angeführt: 1. Mangel an Schulbildung oder doch schnelles Vergessen des Gelernten (selbst des Lesens) wegen zu geringer Uebung. 2. Verkehrte Sparsamkeit, die einen Schein von Berechtigung erhält durch allzugroße Verteuerung der Bücher und Zeitschriften infolge der Post- und Frachtspesen und besonders durch den Zoll und das von demselben geübte, jeder Kontrolle und Methode sich entziehende Geschäftsgebaren. 3. Schlechte Verkehrsverhältnisse. Entferntere Gegenden können oft empfindlich lang auf Postverbindung warten; daher die Unregelmäßigkeit der Zustellung, die manchem das Beziehen von Zeitung und Zeitschrift verleidet. 4. Mangelhafte Kenntnis der guten Presse. Wie vieles würde angeschafft und gelesen werden, wenn man von dem Vorhandensein Kenntnis hätte und Mittel und Wege der Bestellung wüßte! Um nur eins zu erwähnen: Wie viele Familien würden sofort Mitglieder der Klagenfurter St. Josephsbücherbruderschaft werden, wenn sie den fabelhaft billigen Preis der prächtigen, für das Volk wie geschaffenen Jahresgaben aus eigener Anschaffung kännten!

Als Mittel zur Verbreitung guter Druckwerke werden empfohlen: Errichtung von Pfarrleihbibliotheken, von Buchhandlungen und Verkaufsstellen, Anstellung von Kolporteuren und Agenten, Unterstützung „unseres" Blattes („Deutsches Volksblatt") durch Abonnement und Mitarbeit.

Den Schlußvortrag hielt Herr Bruno Schwertner (Estrella) über „die Macht der Presse", der in einem begeisternden Aufruf zur Anschaffung guter Bücher usw. ausklang.

Der zweite Tag verlief bei schwankendem Wetter und schwüler Luft. Die Beratungen galten vorzugsweise der Hoffnung unserer Kolonie: der Riograndenser deutschen Jugend. P. Gasper S. J., Pfarrer in dem eine kleine Stunde von Estrella entfernten Städtchen Lageado, hielt die erste Rede über „Kirche und Volksleben". Er stellte die Gesetze auf, deren Beobachtung ein gesegnetes Volksleben und mit ihm ein ersprießliches Erziehen der Jugend verbürgen. Die rechtlichen Grundlagen des geordneten Volkslebens besonders in Beziehung zur Staatsgewalt behandelte der zweite Redner Dr. juris Jakob Kröff (Neto, Neffe). Sein Thema, in klaren, logisch aufgebauten und durchsichtigen Darlegungen ausgeführt, lautete: „Praktische Winke für die Handhabung unserer bürgerlichen Rechte". In der daran sich anschließenden Erörterung schlug R. P. Laßberg vor, die für die Allgemeinheit wichtigsten, gesetzgeberischen Erlasse (z. B. das neue Erbschaftsgesetz) in unserer deutschen Muttersprache im „Deutschen Volksblatt" zu veröffentlichen und in volkstümlicher Weise, aber juridisch genau zu erläutern, um so der hier allgemein herrschenden, schwer zu steuernden Gesetzesunkenntnis in etwa abzuhelfen und das gute Volk gegen die vielleicht vorkommenden Beamtenplackereien zu sichern.

Die beiden folgenden Vorträge beschäftigten sich unmittelbar mit dem Wohle der Jugend: „Die Berufswahl unserer Kinder" (Peter Scherer, Forromecco) und „Unsere Jugendvereine" (P. Dahlmann S. J.) gehen ziemlich ausführlich auf die Aussichten und die Lage unserer Jugend, besonders der schulentlassenen, ein. Die Berufswahl verläuft hier zu Lande ziemlich einfach und wenig verwickelt. Da das „Studierenlassen" leider, leider für unsere deutschen Kolonistenkinder allzusehr in den Hintergrund tritt, so bleiben bloß zwei Fragen für die Eltern zur Beantwortung übrig: „Soll mein Bub' ein Handwerk lernen, oder soll er Kolonist werden wie die überwiegende Mehrzahl?"

Betreffs der „Jugendvereine", die hier vorerst so gut wie nicht vorhanden sind, gilt es, ehe man zu weiteren organisatorischen Maßnahmen schreitet, vor allem die Wege zu ebnen durch Weckung des Bedürfnisses und Verständnisses seitens der in Frage kommenden Faktoren (Eltern, Erzieher, Lehrer usw.).

Die dritte allgemeine Versammlung am Nachmittag war der Schulfrage gewidmet. Die drei Reden: „Wert einer guten Schulbildung und Stand unserer Schulen bzw. Pfarrschulen", (Redakteur Joseph König, Porto Alegre, „Beschaffung der materiellen Mittel für unsere Schulen" Wilh. Schmaedecke, Harmonia, und „Stellung der Lehrer in der Gemeinde" Rev. Pfarrer Peter Bremm, Harmonia behandelten allseitig die für das religiöse, sittliche und zeitliche Fortschreiten der Kolonie so wichtige Schulfrage.

Der dritte Versammlungstag, ein Sonn- und Festtag in der Natur, wie ihn nur unser herrliches subtropisches Klima hervorzuzaubern vermag, zog Tausende von Teilnehmern und Zuschauern nach dem schön gelegenen Taquarystädtchen. Conego Trao Becker (der erwählte erste Bischof vom Staate Santa Catharina und der erste deutsche Bischof) hielt bei dem feierlichen levitierten Hochamt auf portugiesisch und deutsch die Festrede und erteilte am Schlusse der sich daran anschließenden prächtig verlaufenen Prozession den sakramentalen Segen.

Nach Verlesung und Annahme der auf Grund der Reden und Beratungen gefaßten fünf Resolutionen hielt der Obere der Jesuitenmission die bedeutsame Schlußrede: „Unsere Zukunft", die in leicht verständlicher und doch großzügig packender Weise das Problem erörtert, was die deutsche Kolonie für ihr geistiges und kulturelles Wohl von der Zukunft zu erwarten habe. Alle hierbei zusammenwirkenden Faktoren (1. die Natur, 2. die Menschen um uns, 3. wir selbst) werden befragt, und alle geben eine befriedigende Antwort. P. von Laßberg schloß mit dem begeistert aufgenommenen Ausruf: „Brasilien, unsere schöne Heimat, sie lebe hoch!" Mit der Erteilung des apostolischen Segens und den brausenden Klängen des „Großer Gott, wir loben dich" schloß die VII. Generalversammlung der deutschen Katholiken von Rio Grande do Sul.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Verbrüderung.

Sehet da die Bürgermeister
Und viel andre Friedensgeister,
Wie sie rüsten scharenweise,
Und nach London geht die Reise.

S. M. selber zog's als Neffen,
Onkel Edi dort zu treffen.
Und die Geistlichkeit, die Presse,
Uebt das Schauspiel der Noblesse.

Also sah man gegenwärtig
Fast ganz Deutschland reisefertig,
Um bei Toasts und englisch Bieren
Jene drüben zu hofieren.

Und geduldig hört der Ede
Seiner Gäste schöne Rede.
In Reval dann mit Emphase
Dreht er ihnen eine Nase.

Ridens.



Bühnen- und Musikrundschau.

Künstlertheater. „Das Wundertheater" von Cervantes und „Herr Peter Squenz", Schimpfspiel von Andreas Gryphius, fanden unter Basils Regie eine freundliche Aufnahme. Robert Engels hatte das spanische Zwischenspiel mit fast nüchtern einfarbigen Dekorationen ausgestattet, von denen sich die farbig gutgewählten Kostüme wirkungsvoll abhoben. Der beleuchtete Tisch im ersten Akte des „Squenz" erinnerte an die Bilder der alten Holländer. Durch die im Dunkel verschwimmenden Konturen erreichte Wilhelm Schulz endlich einmal den Eindruck eines Interieurs. Was hiervon bis jetzt auf der Reformbühne geboten worden war, ist für mein Empfinden nur Surrogat gewesen. Auch das zweite Bild dieses romantischen Träumers in der Gefolgschaft des „Simplicissimus" war fein und stimmungsvoll. Es wäre Schulmeisterei, würde ich besonders tadeln, daß Herr Schulz in dem Dorfe Rumpelskirchen Zypressen wachsen läßt. Frau Conrad-Ramlo und Basil zeichneten sich im „Wundertheater" aus und in der Titelrolle des „Squenz" hatte Stettner einen starken Erfolg. Cervantes' Zwischenspiel haben wir vor einigen Jahren im Kgl. Residenztheater gesehen. Es hat damals nicht weniger und nicht mehr Eindruck gemacht als auf der Reformbühne; aber es geht manchen, wie dem Publikum des „Wundertheaters", sie getrauen sich nicht, etwas anderes zu sehen, als ihnen vorgeredet wird. Ich bin auch nicht der Meinung, daß des Opitzianers „Absurda Comica" nun dem Theater wiedergewonnen ist. Der „Peter Squenz" bringt jene komische Dilettantenaufführung aus dem „Sommernachtstraum" vergröbert, und mit manch geistreicher Satire auf das Spießbürgertum und die entartete Meistersingerei. Die Anspielungen, welche vor 250 Jahren zündeten, können heute nur historisch gewürdigt werden; das übrige ist ein derber Ulk. Ein gutgelauntes Publikum wird ihn belachen, ob er mit einfachen, ob mit pretentiösen Mitteln geboten wird. Zu leicht wird im heutigen Aesthetengetriebe der Wertmesser zwischen Wichtigem und Unwichtigem verrückt. Cervantes und Gryphius haben diese Sächelchen sicherlich nicht im Hinblick auf Unsterblichkeit geschrieben. Da mit den Vorstellungen des Künstlertheaters etwas „bewiesen" werden soll, war die Wahl dieses Abends die wenigst glückliche.

Wer sich einen Theaterzettel kauft, muß, er mag wollen oder nicht, ein Programmbuch mit erstehen, in welchem drei bildende Künstler ihre Ansichten über die Aufgaben der Bühne uns kundgeben. Die zweite Hälfte des gelben Büchleins nimmt aber ein Aufsatz ein, der sich „München als Literaturstadt 1908" bezeichnet. Würde er sich im Druck als Annoncenanhang hervorheben, ich würde über die geschickte Reklame des Verlages Müller kein Wort verlieren. Es soll aber auch ausdrücklich ein Ueberblick über die jüngste Produktion des „literarischen München" vor 1908 gegeben werden, zur Ergänzung des auf der Ausstellung selbst gebotenen Ueberblickes über das künstlerische und kulturelle München. Nun, das gelbe Buch wird in literarischen Kreisen mit viel Humor glossiert; die „weitesten Besucherkreise der Ausstellung" möchte ich jedoch (falls sie es nicht wissen sollten) ganz ergebenst informieren, daß außer dem auf sieben Seiten gefeierten Herrn Fuchs und den kürzer behandelten Falkenberg, Fresia, Bierbaum u. a. immerhin noch manche Leute zum „literarischen München" gehören. Was würden die Maler sagen, wenn z. B. die „Scholle" oder ein anderes Grüppchen sich „das künstlerische München" titulieren wollte?

Schauspielhaus. Das seltene Ereignis eines durchschlagenden Erfolges zeitigte die Première des dänischen Lustspieles „Vater und Sohn" von G. Esmann, das Rud. Presber in ein sehr gewandtes, flottes Deutsch übertragen hat. Das Stück ist von jener Mischung von Scherz und Ernst, die heute für unliterarisch gilt, die aber das Publikum immer sehr gerne hat. In seinen lebenstüchtigen Anschauungen steht Esmann unserem L'Arronge sehr nahe. Er bringt, wie dieser, keine erklügelten Probleme, sondern zeigt in frischem unerschüttertem Optimismus den Sieg des Braven, Arbeitsamen und Charaktervollen über Drohnen und Liederlinge. Das Stück hat viele ganz brillant gebaute Szenen und es wurde auch allerliebst gespielt, zumal allen Darstellern ihre Rollen vorzüglich lagen. Waldau, der den „Sohn" gab, wurde geradezu stürmisch gerufen; in Peppler stand ihm ein künstlerisch würdiger „Vater" gegenüber.

Konzertwesen. Der Boykott des Tonkünstlerorchesters durch einen Teil der Münchener Presse ist aufgehoben worden. Es war auch unrichtig, in den Differenzen zwischen den Musikern und Hofrat Kaim den Strafrichter machen zu wollen. Das Publikum ist übrigens auch ohne Zeitungskritik an den Konzertabenden nicht ausgeblieben. Die über Kaim verhängte Musikersperre ist trotz aller Bemühungen des neuen Konzertvereins noch nicht aufgehoben. Letzterer annonciert in verschiedenen Zeitungen, um Musiker zu recht entsprechend normierten Gehältern zu engagieren. Vielleicht kommt doch noch ein Ausgleich mit den tüchtigsten Elementen des Tonkünstlerorchesters zustande.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Hauptversammlung der Goethegesellschaft in Weimar war von nah und fern außerordentlich gut besucht. Die Festrede hielt Professor Albert Köster (Leipzig) über „Goethe und sein Publikum". Dr. Suphan erstattete Bericht über Bibliothek und Archiv. Die Herausgabe der Goetheschen Werke gehe dem Ende entgegen. Die Anlegung der Register mache noch große Arbeit. Ueber seine Neuordnung der Schätze des Goethehauses sprach Dr. Kötschau. Er hat alles, was nach dem Tode des Dichters ins Haus gekommen ist, in die Mansarde verbannt, um den wohnlichen Charakter wieder herzustellen. Die Versammlung bewilligte 20,000 M für eine Volksausgabe Goethescher Werke. Die Finanzlage ist sehr günstig und die stets wachsende Mitgliederzahl übersteigt dreitausend. Als Festvorstellung wurde im neuen Hoftheater „Faust" (I. und II. Teil) gegeben. — In Lauchstädt bei Halle wurde das renovierte Theater aus der Goethezeit wieder eröffnet. Die Festvorstellung bot Glucks Ouvertüre zur „Iphigenie", einen Prolog Wildenbruchs und eine fein abgestimmte Aufführung von Goethes „Iphigenie". — Die musikalische Leitung der diesjährigen Bayreuther Festspiele liegt in den Händen der Herren Hans Richter, Karl Muck, Mich. Balling und Siegfried Wagner. Letzterer hat auch die Bühnenleitung und Inszenierung übernommen, unterstützt durch die Kammersängerin Reuß-Belce. Im Oktober wird die „Götterdämmerung" in der Pariser Oper erstmalig in Szene gehen. Van Dyk singt den Siegfried. — Der deutsche Teil der Opernsaison des Covent Garden Theaters in London ging mit Glucks „Armida" zu Ende. Das übrige Programm hat ausschließlich Richard Wagner beherrscht. — Die Hohentwielfestspiele werden wegen des schlechten finanziellen Ergebnisses in diesem Sommer ausfallen. — Ein neuer Verein „Akademische Bühne an der Universität Berlin" beabsichtigt, junge Talente durch Aufführung ihrer Werke zu fördern. — Die Stadt Mainz beschloß, mit dem Aufwande von 730,000 M einen Theaterneubau zu errichten. — Der Intendant der koburg-gothaischen Hofbühnen, von Ebart, ist von seiner Stellung, die schon länger für erschüttert galt, zurückgetreten. — Baron Lepel-Gnitz, welcher viele Jahre die Hoftheaterintendanz in Hannover leitete, ist gestorben. — Die Pariser Komische Oper läßt die Textdichtung der „Zauberflöte" neu bearbeiten. Alexander Bisson, der Verfasser drastischer Schwänke, ist mit dieser schwierigen Arbeit betraut worden. — Der Amsterdamer Richard Wagnerverein wird am 25. und 27. Juni „Parsifal" aufführen. Die Titelrolle singt der Frankfurter Sänger Forchhammer.

München. L. G. Oberlaender.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Die auswärtige Politik und die Entwicklung der Geldmärkte bildeten auch in der abgelaufenen Berichtswoche die Leitmotive in der Konstellation der deutschen Börsen. Seit der Revaler Entrevue scheint eine allzu grosse und peinliche Nervosität in der Beobachtung des politischen Horizonts in alle Kreise gedrungen zu sein. Die Döberitzer Rede bildete ferner genügenden Grund zur äussersten Reserve und besonders zu kritischen Zeitungspolemiken.

Auch die Gestaltung der Verhältnisse in Marokko und im Orient waren neben anderen Momenten genügende Gründe zu schärferer Aufmerksamkeit für Deutschlands Aussenpolitik. Die Börsen sind in ihrem ganzen Aufbau so mannigfaltig gestaltet und Handel und Industrie in gleichem Masse feinfühlig für alle akuten Ereignisse, dass die gesamte Tendenz von den politischen Anlässen vollkommen beeinflusst blieb.

Die Situation an den Börsen blieb ferner influenziert durch die Entwicklung der Geldmärkte, hauptsächlich durch die neue Emissionstätigkeit und den vermehrten Geldbedarf der industriellen Kreise. Trotz der von allen einflussreichen Faktoren — sowohl Bankwelt als auch der gesamten Publizität — geforderten strengeren Zurückhaltung des monetären Bedarfes vergeht kein Tag, der nicht von neuen und gewaltigen Kapitalsforderungen der industriellen Unternehmungen zu berichten weiss. Es bleibt geradezu erstaunlich, dass derart grosse Geldbedürfnisse das zwar immense, aber immerhin keineswegs unerschöpfbare Becken von Deutschlands Finanzkraft und Geldpolitik nicht mehr erschüttert hat, als solches bisher in der Tat der Fall war. Die Hauptursache dieses wirtschaftlichen Problems dürfte wohl in dem ewigen Kreislauf zu suchen sein, der diesen Geldbedürfnissen zugrunde liegt. Die jeweils geforderten grossen Summen von neuen Kapitalien sind zumeist motiviert, inneren Verbesserungen und Erweiterungen zu dienen, also den einzelnen Sparten der heimischen vielseitigen Industrie neue Arbeitsgelegenheit und Beschäftigung zuzuführen. Trotzdem hinterlassen derartige Kapitalinvestitionen stets unangenehme Eindrücke, um so mehr, als die geforderten Kapitalien stets gewaltige Ziffern aufweisen. Ungünstigen Eindruck und auch neuen Nährstoff

für die reichlichen Attaken gegen das ohnehin schwankende Kursgebäude bildete die Meldung der Aufnahme einer Riesenanleihe von 50 Millionen Mark Obligationen der bekannten Aktiengesellschaft Fr. Krupp, Essen. Solche Riesensummen werden seitens der geldsuchenden industriellen Kreise anscheinend schlankweg ohne jede Rücksichtnahme auf die so sehr rekonvaleszente Situation und die noch viel zu langsame Entwicklung der deutschen Geldmärkte gefordert und, was die Hauptsache hierbei ist, auch seitens der Haute Banque, in diesem Falle korporativ, und quasi honoris causa gerne gewährt. Es ist anzunehmen, dass das Effekten-Portefeuille unserer Banken derartig grosse Posten Obligationsbeträge nicht ohne Beschwerden erträgt, um so mehr, als auch noch andere Geldsuchende an die Oeffentlichkeit mit gleichfalls grossen Millionenobjekten appelliert haben. Vor allem zeigt die Elektrizitätsbranche eine neuerliche Expansionstätigkeit und einen vermehrten Geldbedarf. Fast sämtliche grossen deutschen elektrischen Aktiengesellschaften treten sukzessive mit nicht geringen Forderungen an das deutsche Kapitalistenpublikum. Man wird gut tun, bei dem Erwerb dieser wie auch aller anderen neuen Anleihekapitalien das Hauptaugenmerk vor allem darauf zu richten, ob die neuen Millionenobjekte lediglich für Inlandzwecke gebraucht werden. Denn reine Expansionsgelüste und gefährliche Auslandsgeschäfte zu unterstützen, haben deutsche Kapitalisten nicht nötig. Auch unsere Grossbanken sollten bei aller Rivalität untereinander derartige Emissionen nicht immer à tout prix machen, selbst in Rücksicht darauf, dass das Fazit des ablaufenden ersten Semesters 1908 für die Bankwelt im allgemeinen ein ungünstiges sein dürfte.

Die deutschen Geldmarktverhältnisse bleiben immer noch die gleich unsicheren, auch in Nachwirkung der überraschend gekommenen Diskontermässigung der Reichsbank, welche den Satz von $4^{1}/_{2}$ % auf nunmehr 4 % ermässigt hat. Diese Zinssatz-Reduktion in den momentanen Zeitläuften ist um so bemerkenswerter, als dieselbe noch vor dem Julitermin mit seinen bekanntlich grossen Ansprüchen erfolgte. Auch in politischer Beziehung ist das Vorgehen der Reichsbank bedeutungsvoll und erfreulich. Eine Zinssatzermässigung wäre sicherlich unterblieben, wenn die allgemein verbreiteten Befürchtungen der Reichsbankleitung genügend Anlass gegeben hätten, eine derartig angenehme Transaktion zu unterlassen. Die bedachtsame und stets weit vorausschauende Diskontopolitik der Reichsbank bietet Gewähr, dass die Ermässigung aus rein sachlichen Gründen erfolgt ist.

Die geplante Emission von 100 Millionen Preussischer Schatzanweisungen dürfte aber trotz der bedeutend gebesserten Situation des Reichsbankstatus und insbesondere der gewaltigen Ansammlung des heimischen Goldschatzes immerhin auch ein Grund zu diesem raschen und unerwarteten Entschlusse gewesen sein. **M. Weber.**



Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.



Digitized by Google

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.



